Digitized by Google

4°

(1854

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 1. Sonntag, 1. Januar 1854.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Am Sylvesterabend 1853.

Du trugst für uns die Dornenkron'
Und trankst für uns, o Gottessohn,
Den Leidenskelch auf Erden!
Ach bleib' bei uns mit deinem Licht,
Laß leuchten uns dein Angesicht;
Herr' es will Abend werden.

Es fließen hier der Thränen viel,
Im wechselvollen Lebensspiel
Ist Jammers viel auf Erden.
Der rechte Tröster nur bist du,
Drum schenk' Verzagten Trost und Ruh';
Herr! es will Abend werden.

Du thronst und waltest ewiglich;
Es treten Viele wider dich
Mit trotzigen Geberden:
Der Kirche Schutz und fester Hort,
Bleib' du bei uns mit deinem Wort —
Herr! es will Abend werden.

Dich bitt' ich mit erhob'ner Hand:
Schirm' mein geliebtes Vaterland
Vor harter Noth und Plage;
Führ' ihm herauf die schöne Zeit
Voll Mannessinn und Frömmigkeit,
Der Eintracht gold'ne Tage!

Um König, Volk und Dienerstand
Schling' demantfest der Treue Band;
Versüße dessen Bürde,
Der, vom Geschick der Pfalz geschenkt,
Die Zügel der Regierung lenkt
Mit fester Kraft und Würde!

Dich rühmt und preist der Engel Schaar;
Du trugst uns in dem alten Jahr
Durch Dornen und Beschwerden:
Bleib uns're Hilfe immerdar,
Sey uns ein Trost im neuen Jahr
Wenn es will Abend werden!

Aulenbach.

Der Mann auf dem Mittelthorthurme.

Erinnerungen aus dem Leben eines Fünfzigers.

Von W. O. von Horn.

In der guten Stadt Straßburg, gerade dem Münster gegenüber, stand vor einer Reihe von Jahren ein hohes, stattliches Haus, dessen solide Bauart ganz aus Stein, dessen ausgezackte Giebelseiten, himmelhohe Schornsteine, kleine, aber höchst zahlreiche Fensterlein, vor Allem aber die bizarre Steinmetzenarbeit an den Fenster- und Thürengewändern, Stockwerkabsätzen und Ecken auf eine graue Vorzeit, als die Periode seines Ursprunges, zurückwiesen. Das Haus enthielt eine Menge von Zimmern und Kammern, und jedesmal inmitten des Geschosses lag ein Saal. Es hatte gerade sieben Stockwerke, und jedes Stockwerk war außen durch eine Linie von kleinen Bögen abgegrenzt, von denen aus ganz merkwürdige und ins Fratzenhafte gehende Arabesken zwischen den Fenstern hinliefen. Hunderte von Schwalben nisteten ungestört in diesen Bögen, es sey denn, daß ein frecher Spatz vom Münster ein Nest occupirt hätte, um da zu ernten, wo er nicht gesäet, oder genauer, da zu ruhen, wo er nicht gebaut. An des Hauses Hinterseite, und zwar gerade in der Mitte der längern Seite des Baues, schloß sich ein runder, ziemlich weiter Thurm an, der die Treppe einschloß; sie empfing ihr Licht aus kleinen, schief mit ihr laufenden Fensterlein; auf sie mündeten alle Stockwerke durch große Thüren aus, die jedes Stockwerk als ein Ganzes abschlossen. Oben lief sein Dach spitzig zu und bildete einen Taubenschlag, den man schöner und ruhiger gar nicht finden konnte; daher denn auch eine Taubencolonie hier hauste, deren Zahl sich weit in die Hunderte verlor. Große Speicher zogen sich unter dem Dache des Hauses und zu gleicher Erde reihten sich zahl-

Digitized by Google

reiche trockene Gewölbe hin, welche auf eben so geräumigen als guten Kellern sich erhoben. Was aber dem Hause einen eigenthümlichen Werth gab das war das Wohnliche und Behagliche jener Räume, die Helle der Zimmer durch die vielen, wenn auch kleinen Fensterlein, die großen, wunderbar wärmenden Kachelöfen mit ihren Rittern, Riesen, Mönchen und wundersamem Gethiere, die eingelegten Fußböden und durch merkwürdige Stuccaturarbeit verzierten Decken. Alles war ächt, nirgends Flitter; aber sein Erbauer mußte enorme Gelder gehabt haben. Er selbst, so eine Art Erwin von Steinbach, soll, wie Bauherr, so auch Baumeister gewesen seyn. Das war eine alte Sage in der Familie, auf die man stolz war.

Schon sind viele Jahre in das Meer der Zeiten hinabgeflossen, seit ich es nicht mehr gesehen, und doch steht dies Haus vor meinen Geistesaugen als hätte ich es heute gesehen und mich ergötzt an den barocken Fratzen des Steinmetzen, der ein absonderlicher Kauz gewesen seyn muß. O, das Haus spielte eine bedeutende Rolle in meinem Leben: es sah meine ersten Thränen und hörte meinen ersten Jubel — es war mein Vaterhaus.

Verarge mir es nicht, theuerer, freundlicher Leser, daß ich es Dir so genau abconterfeite. Seine Räume waren ja alle geheiligt durch theuere Erinnerungen aus meinem Leben. Dort hatte ich sie gespielt meine Knabenspiele, meine Träume geträumt, meine Phantasieen gehegt. O, wer solche Räume ohne Pietät betrachten kann, dem spreche ich alles Gefühl ab!

Als ich wieder nach Straßburg kam vor etwa fünf Jahren, da fand ich es nicht mehr. Ja es war weggetilgt vom Boden, wo eine moderne Zeit ihr Wesen trieb, eine Zeit ohne alle Pietät. In meinem Grimme wunderte ich mich, daß sie den Münster hatten stehen lassen, oder daß sie ihn wenigstens nicht weiß oder himmelbläulich angestrichen und irgendwie und wo die drei Farben — die Tricolore, wie graziös die Straßburger mir sagten — angebracht. Der war ihnen, scheint's ein bischen zu groß. Aber mein Vaterhaus mit seinen Erinnerungen war weg, ganz weg. Lächelt, wenn ich Euch hier einfach sage, daß mir die hellen Thränen aus den alten Augen rannen, als ich das steife, moderne, geradlinige Ding ansah, das jetzt dastand mit himmelhohen Fenstern, glatt, geleckt, geschniegelt mit einem Balkönchen für vertrocknete Blumen. Himmel und Erde! ich hätt's niederreißen können, dies maliziöse Ding ohne Vergangenheit, ohne Geschichte, ohne Schwalben, Tauben und Arabesken — und doch blutete mir das Herz. War ich doch hergekommen, um mir es anzukaufen und darin zu sterben. Hatte ich mir doch vorgenommen, nichts weg zu machen, als die großen Spinnengewebe, womit es manchmal drapirt war. Welche Illusionen! Ich hatte die vierzig Jahre vergessen, die riesengroß zwischen dem Damals und Jetzt lagen oder standen. An dem Münster lehnte ich, als diese wechselnden Empfindungen von Grimm und Schmerz mich durchzuckten. Die Leute gingen und kamen und sahen mich nicht, was mir lieb war; nur eine uralte, verschrumpfte Höckerin saß da bei ihren Aepfeln und Birnen, die mich beobachtete.

„Gefällt Ihnen das Haus?" fragte sie mich.

„Gott behüte!" rief ich aus — „wie könnte mir das gefallen?"

„Nun, so geht's mir, ma foi, gerade," sprach die Repräsentantin des Straßburger Zwitterthums, das halb deutsch, halb französisch, und doch keins von beiden ist. „Da gefiel mir doch das alte Haus besser: da hatte ich toujours etwas zu observiren, bald ein monstre, bald ein idole, bald ein bête, bald ein visage, und unter dem Thorbogen fand ich im Regen ein asyl."

Ich drückte ihr ein Frankenstück in die Hand und ging. Da war doch eine Seele, die mir gleich dachte. Ich begab mich auf die Plattform des Münsters und hing meinen Gedanken nach. Dann setzte ich mich schnell wieder in den Wagen und fuhr weg. „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt! darinnen liegt begraben —" was mir theuer und werth war. Fahr' hin! ich habe nichts mehr mit dir gemein. Nur deinen Münster trag' ich im Herzen; denn er ist der zweite Punkt meines Daseyns, an den sich Vieles knüpft, woran der Greis noch halten wird mit aller Kraft der Seele. — Doch ich muß zurückkehren!

In dem Hause, das ich beschrieben, günstiger Leser, da wurde ich, wie schon angedeutet, geboren. In meinen frühesten Erinnerungen lebt die Bel-Etage, wo damals meine Eltern wohnten. In den trockenen Gewölben, welche mehr Hallen bildeten, waren die Magazine meines Vaters, denn er war Kaufmann. Die übrigen Stockwerke waren alle vermiethet an bunt zusammengewürfeltes Menschenvolk, unter dem nur Ein Paar mich interessirte, das war der Doctor Frommel und seine Schwester, weil sie meine Tauben fütterten und sie so lieb hatten, wie ich selbst. In der Stadt hatte ich noch zwei alte Tanten, denen ich von Zeit zu Zeit die Hand küssen mußte und

Digitized by Google

dann allemal durchgeschimpft wurde, weil ich zu wild sey.

Alle frühesten Erinnerungen sind mir von den Stürmen der Zeit und des Lebens weggewischt. Nur Ein Ereigniß steht schauerlich und schwarz in meiner Seele, so schwarz wie der Sarg, der eine so schauderhafte Rolle darin spielte, obwohl ich erst fünf oder sechs Jahre damals alt war. Ach! der Sarg umschloß mein Mütterlein, die treue, liebe Engelseele. Sie starb und die Leute holten mir sie und trugen sie weg. Als sie den Sarg in die Erde senkten, wollte ich verzweifeln und in das Grab springen. Mein guter Vater hielt mich gewaltsam zurück.

„Bleib' bei mir, mein Kind!" rief er — „Du bist ja mein letzter Trost in diesem Jammerthale!"

Das Wort ging mir durch's Herz. Ich blickte den Mann an, den ich nie weinen gesehen, und klammerte mich an ihn und rief:

„Ja, ich will bei Dir bleiben!"

Alle Welt schluchzte laut über diese Scene. Nun aber schien's, als sey mit dem Mütterlein um das wir trauerten, alles Glück von uns gewichen. Ich begriff's eben nicht, wie es kam daß wir keine Schreiber mehr hatten, daß die Gewölbe leer waren, daß wir ins siebente Stockwerk zogen und der Vater so traurig war. Die Tanten kamen nicht mehr. Niemand besuchte uns außer der gute Doctor Frommel. Darnach sah ich viele Soldaten, hörte stark schießen und bedauerte nur, daß dies meine armen Tauben so ungemein scheu machte.

Oft gingen wir am Abend auf den Kirchhof an der Mutter Grab und pflegten die Blumen. Und dann erzählte mir der Vater, wie lieb und gut sie mir gewesen. Das wußte ich ja auch und doch ließ ich mir's so gerne wieder erzählen. Aber der arme Vater wurde immer trauriger, wie sehr ich ihn auch liebkoste.

Obwohl es mir leid that, daß wir so hoch hinauf in das Haus, in das enge Stübchen zogen, so war ich doch meinen Tauben näher sah den Münster und die frommen Schwalben und was that's, daß ich, um in die Schule zu kommen, etwa hundert Stufen mehr hinab- und wieder hinaufhüpfen mußte? — Allein es ging doch schlimm mit uns. Der Vater schickte mich einmal mit einem Brief zu den Tanten. Die aber ließen mich ihre Hand nicht mehr küssen, schimpften den Vater einen Bankerotter und jagten mich fort. Ach Gott, wie that mir das so weh! Und doch wußte ich damals gar nicht, was das Wort zu bedeuten hatte. — Nun folgten sich die allerschmerzlichsten Auftritte jählings und eine von Tag zu Tag wachsende Noth.

Ich will nicht das Einzelne aufzählen; könnte es auch nicht mehr. Aber das steht in meiner Erinnerung fest, es war die schrecklichste Zeit, die ich je erlebt, die alle meine Jugendfreuden tödtete, die meinem Sinn alle seine Heiterkeit nahm und ihm einen Ernst zugesellte, der fest in mir wurzelte. Ach! es kam so weit, daß ich zitterte, wenn ich Schritte vernahm, die sich unserem Kämmerchen naheten, weil ich fürchtete, es möchten wieder Leute seyn, die von meinem guten, so tief gebeugten Vater Geld forderten.

Das Schrecklichste für mich war, daß wir unser Haus verlassen mußten. Es wurde versteigert und kam an einen reichen Mann, der herrlich und in Freuden in den Räumen lebte, welche Zeugen unseres Kummers und unserer Thränen gewesen waren. Der Moment, wo wir es verließen, war ein sehr harter. Still aber mit blutendem Herzen verließ es mein Vater; ich unter heißen Thränen. In einem abgelegenen Gäßchen fanden wir in einem Dachstübchen unsere Wohnung. Ich sah den Münster nicht mehr, nicht mehr meine Tauben und die frommen, mir so befreundeten Schwalben. Alles war fremd — nirgends eine Erinnerung. Niemand besuchte uns hier, als Doctor Frommel. Der kam uns immer wie ein Bote Gottes, denn er brachte dem Vater zu schreiben, und das gab uns Brod.

(Fortsetzung folgt.)

Die türkischen Ulemas.

Die Ulemas spielen in den neuesten türkischen Verwicklungen wieder eine so große Rolle, daß es von Wichtigkeit erscheint, ihre Stellung und Bedeutung kennen zu lernen. Bei den Türken umfaßt der Koran, wie die Bibel bei den Hebräern, alle Beziehungen des religiösen und bürgerlichen Lebens. Quelle jedes Rechtes, Prinzip jeder Pflicht, ist er der Führer und die beständige Richtschnur des Muselmanns, die einzige Regel, die er in allen seinen Lebensmomenten befragt. Aber diese Regel ist nicht immer verständlich. Der Koran wimmelt von Lücken und Widersprüchen aller Art. Schon im 8. Jahrhundert nach Christus widmete sich daher eine besondere Klasse von Muselmännern dem Studium und der Auslegung des heiligen Buches. Man nannte sie Ulemas oder Ge-

Digitized by Google

lehrte, zum Unterschiede von der Masse des Volkes, die in Unwissenheit blieb und kaum das Alphabeth kannte. Bald erhielten die Ulemas auch eine politische Bedeutung. Die Khalifen waren ursprünglich, wie die Hohenpriester bei den Juden zugleich Oberpriester, Gesetzgeber und Richter. Später nahm sie die Sorge für die weltlichen Angelegenheiten des ausgedehnten Reiches ausschließlich in Anspruch, und sie überließen den Ulemas an ihrer Statt die priesterlichen und richterlichen Funktionen. Von der Zeit an bildeten die Ulemas einen besonderen Priesterstand, dessen Oberhaupt mittelst seines gefürchteten Fetva der Autorität der Sultane mehr als einmal Schranken setzte. Die Nachfolger Muhamed's pflegten nämlich den wichtigsten Akten ihrer Regierung dadurch eine religiöse Weihe zu geben, daß sie ihnen das heilige Siegel aufdrückten. Mit dieser Funktion, die ursprünglich nur eine Formalität war, wurde das Oberhaupt der Ulemas, der Scheik el-islam, betraut. So lange nun energische und kriegerische Sultane an der Spitze des Reiches standen, war der Scheik el-islam ohne bedeutenden Einfluß. Murad IV. ließ einen solchen enthaupten, oder, wie Einige erzählen, in einem Mörser zerstampfen, weil er es gewagt hatte, sich seinen Anordnungen zu widersetzen; obgleich das Gesetz verbietet, das Blut eines Ulema zu vergießen. Als aber die Sultane ausarteten, versagten die Scheiks nicht allein ihr Siegel oder Fetva den kaiserlichen Hatt cherifs, sondern griffen sogar die Person des Herrschers selbst an; hinter der Ehrfurcht, die dem Gesetz und ihrer eigenen Unverletzlichkeit gebührte, sich verschanzend, stürzten sie die Sultane vom Throne und überlieferten sie den Dolchen der Janitscharen.

Der Ulema oder die Körperschaft der Ulemas theilt sich in zwei Klassen: in die richterliche, die aus Auslegern des Gesetzes, Muftis, und den Richtern, Kadis, besteht, und in die religiöse, zu der die Diener des Cultus, Imams gehören. Ursprünglich waren diese beiden Klassen vereint, der Kadi konnte priesterliche Funktionen üben und der Imam, nachdem er die Moschee verlassen, Recht sprechen. Aber bald bildeten die Kadis eine besondere Körperschaft und beschränkten die Imams auf die Predigt und den Dienst in der Moschee. Die Macht, welche sie ausübten der Umstand, daß zu ihrer Körperschaft die Großwürdenträger und das Haupt der Ulemas gehörten, das stets wachsende Ansehen dieses Hauptes, dessen Funktionen meist mehr richterlicher als priesterlicher Natur sind, die großen Einnahmen, die ihnen ihre Aemter und das Recht des Vierzigsten gewährten, die sie von allen ihnen unterbreiteten Prozessen erhoben; die Verwaltung der Gukaf, oder des Grundeigenthums der Moscheen; die Sorgfalt, mit der sie nur die fähigsten Mitglieder des Ulema in ihre Körperschaft aufnahmen: alles dies verschaffte ihnen ein bedeutendes Uebergewicht über die Imams, welche aus den Detationen der Moscheen schlecht besoldet, arm, unwissend, mit dem Volke verschmolzen, oft genöthigt, zu Handarbeiten ihre Zuflucht zu nehmen, um ihr unzureichendes Einkommen zu verbessern, den letzten Rang im Ulema einnahmen. Diese Ungleichheit stieg nothwendig mit der Zeit und führte zu der gegenwärtigen Lage der Dinge, wo die Diener des Cultus dem bürgerlichen Richter untergeordnet sind, der über sie die Rechte eines Diözesanbischofs hat. Das Prinzip der Einheit der richterlichen und geistlichen Funktionen besteht jedoch noch immer: der Mufti hat sich das Recht vorbehalten, bei der Thronbesteigung des Sultans das Gebet zu halten und die beiden Almoseniers des kaiserlichen Palastes gehören zur ersten Klasse des Richterstandes.

Die äußerst verwickelte Hierarchie und Verfassung des Ulema ist selbst in der Türkei wenig bekannt. Von den drei Klassen desselben, den Richtern oder Kadis, den Lehrern und Auslegern des Gesetzes, Muftis, und den Dienern des Cultus, Imams, bekleiden die Mitglieder der ersten Klasse sämmtliche Richterstellen in der europäischen und asiatischen Türkei.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Börne war auf seinem Sterbebette noch witzig. Am Morgen seines Todestages sagte der Arzt zu ihm: „Sie husten mit mehr Schwierigkeit.“ Der Kranke erwiederte mit matter Stimme: „Das wundert mich; ich habe mich doch die ganze Nacht geübt.“

Fräulein Rachel nimmt bei ihren Vorstellungen in St. Petersburg durchschnittlich jeden Abend 10000 Silberrubel ein. Die Künstlerin soll sich lange nicht so gut befunden haben, als eben jetzt im kalten Norden.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 2 Dienstag, 3. Januar 1854.

Der Mann auf dem Mittelthorthurme.

(Fortsetzung.)

Während wir noch in unserem Hause gewohnt hatten, war ich gar oft auf der Plattform des Münsters, um mich der wundervollen Aussicht zu freuen, die schon mein kindlich Gemüth mächtig in Anspruch nahm. Dadurch hatte ich mit dem dort wohnenden alten Thürmer eine recht vertraute Freundschaft geschlossen. Er war so recht mein Mann, denn er wußte gar schöne Geschichten zu erzählen, unter denen mich keine mehr ergriff, als die von dem alten Meister, welcher die Apostel uhr gemacht, und dem sie darum, daß er keine zweite mache, die Augen ausgestochen; der aber dann nichts mehr gebeten, als daß man ihn noch einmal an sein Werk führe, und als man das gethan, einen einzigen Griff in das Werk that, daß es nun gar nicht mehr ging und auch nicht mehr gemacht werden konnte. Gewiß hundertmal mußte er sie mir erzählen, und immer fühlte ich den ganzen heißen Schmerz des unglücklichen Opfers roher Undankbarkeit mit.

Seit langer Zeit war ich nicht bei ihm gewesen. Da begegnete er mir einst und hielt mich an; der alte, ehrliche Mann hatte sich ganz an mich gewöhnt und vermißte mich schmerzlich. Ich mußte versprechen, wieder zu kommen, und that es auch. Aber meine Feder kann den Eindruck nicht schildern, den der Anblick unseres Hauses auf mich machte, als ich da oben stand und herabsah auf die theuern Räume. Alle die seligen Tage und die nachtdunkeln der Zeit seit Mütterleins Tod gingen in langer Prozession an meinem Auge vorüber.

Der alte Mann begriff, was die Seele des Knaben in ihrer tiefsten Tiefe erschütterte. Er nahm mich an seine Hand und zog mich weg und erzählte mir wieder die Mähre vom alten Meister, von Erwin von Steinbach und seiner Tochter, und was der Teufel Alles getrieben, um den Bau zu zerstören. Aber ich blieb theilnahmlos und in mich gekehrt. Am Ende zerdrückte er eine Thräne und ließ mich gewähren. Jede freie Stunde, welche mir nun übrig blieb, brachte ich auf dem Münster zu. Mein Vater mochte glauben, ich spiele mit den Knaben meines Alters, während ich da droben in den reinen Lüften in meiner eigenen Welt und in der Vergangenheit lebte, und wohl auch meinem alten Freunde die Last abnahm, die Fremden umherzuführen.

Eines Tages, es war am Todestage meines Mütterleins, war mir das Herz so voll und schwer, daß ich fast nicht wußte, wie ich mir helfen sollte. Ich war mit dem Vater an ihrem Grabe gewesen und dann bei ihm geblieben, bis der gute Doctor kam, um mit ihm zu plaudern und ein Pfeifchen mit ihm zu rauchen; da schlich ich weg und eilte auf den Münster.

Da stand ich denn wieder an meiner alten Stelle und träumte vom vergangenen Glück, als noch meine Mutter lebte. Mein alter Thürmer führte Fremde umher. Es war eine Familie von drei Personen: ein spindeldürrer schwarzer Mann, eine dicke, frivol scheinende Frau und ein kleines liebes Mädchen meines Alters. Die sah mich so still und trauernd dastehen und trat mit dem lebendigsten Ausdrucke des Mitleids im Gesichtchen zu mir.

„Du weinst," sagte sie mit herzbewältigendem Wohllaut, „ist Dir was Schlimmes begegnet?"

„Ach ja," erwiederte ich, „ich weine um mein theures Mütterlein; sie ruht im Grab und dort unten liegt unser Haus, aus dem uns die bösen Menschen vertrieben haben."

„Du Armer!" sagte sie und in die himmli-

Digitized by Google

blauen Aeuglein trat auch eine Thräne. „Ich weine um meinen guten Vater," fuhr sie fort „der lebt aber noch, und doch durfte ich nicht bei ihm bleiben!"

Sie streckte ihre Arme hinab nach dem Rheine zu und rief dann aus:

„Dort lebt er! O, könnt' ich ihn wiedersehen, er war so gut!"

Nach einer kleinen Pause fragte sie:

„Wie heißt Du?"

„Albert." antwortete ich ihr.

„Ich heiße Antonie," fuhr sie gesprächig fort.

In diesem Augenblicke rief eine schneidende Stimme:

„Antonie!"

Sie legte das Händchen auf meinen Arm, sah mir weinend ins weinende Auge und sagte:

„Lebe wohl, Albert!"

Dann hüpfte sie, sich die Augen trocknend, weg. Ich hörte noch die Mutter grollen — und sie war verschwunden.

Aber ihr Bild verschwand nicht. Es war, als hätte es sich durch die Thränen meiner Augen hindurch nur tiefer und unauslöschlicher in meine Seele gegraben. Wie auch der Sturm des Lebens später um mich und über mir dahinbrausete, dies Bild schien mir immer ein Engel zu seyn, der mich anlächelte und Frieden meiner Seele gab. Wunderbar muß ich noch das Spiel meiner kindlichen Phantasie heute nennen, die stets das Bild umgeben von einem Sternen- und Strahlenkranze sah und sich überredete, es sey eben ein Engel gewesen, den mir lieb Mütterlein gesendet. Die Züge aber konnte ich niemals vergessen. Ich weiß, daß ich in späteren Jahren von einem reizenden weiblichen Antlitz angezogen wurde, immer aber war es eine Aehnlichkeit mit Antonien, die mich ansprach. Begann ich aber dann diese Züge genauer zu betrachten, so zerfiel die Täuschung schnell. Es war nur ein Zug, nichts Ganzes. Das schöne Bild Antoniens stand doch unaussprechlich weit darüber.

Als ich an jenem Tage spät nach Hause kam, lag der Vater im Bett und der gute Doctor saß davor.

Wie erschrack ich! Er war krank, sehr krank geworden. Tag und Nacht wich ich nicht von seinem Bett, kam nicht aus meinen Kleidern. Ach, wie oft hab' ich gefleht um seine Erhaltung, auf den Knieen gerungen im Gebet! Aber es war der Wille Gottes, dessen Wege so dunkel und unerforschlich sind. Eines Abends schlief er ein. Er schlief so ruhig — es war so still, daß auch ich der ungeheuern Ermüdung erlag und fest einschlief.

Als ich erwachte, schlief der Vater noch. Ach Gott, ich hatte noch keinen Todten gesehen. Ich wagte nicht näher an's Bett zu gehen, um nicht den Schlummer zu stören, der mir so viel Hoffnung gewährte.

Endlich kam Doctor Frommel.

„Der Vater schläft," sagte ich.

Er blickte auf's Bett hin und sagte dann traurig:

„Ja, armes Kind, er schläft — aber — um nicht mehr hienieden zu erwachen. Der liebe Gott hat seine Seele erlöst und zu sich genommen!"

Ich starrte den Doctor an — ich faßte seine Rede nicht.

Er zog mich näher zu sich hin und sagte dann:

„Dein Vater ist zu Deiner Mutter gegangen. Nun sind sie Beide im Himmel."

Jetzt begriff ich ihn.

Wer ermißt meinen Schmerz? — Nun stand ich ja ganz allein, ganz verlassen in der Welt, ohne Halt und Stütze.

Der Doctor war tief bewegt. Er drückte mich weinend an seine Brust und sprach tröstend:

„Du bist nicht verlassen, mein Sohn. Ich bin nun Dein Vater!"

Er zog mich mit sich fort in seine Wohnung, wo seine Schwester mich liebevoll aufnahm und mich tröstete.

Der edle Mann that Alles, was für den Leichnam geschehen mußte. Aber sehen ließ er mich ihn nicht mehr und auch zum Grabe durfte ich ihm nicht folgen. Ich war zu sehr erschüttert und angegriffen, so daß der Doctor das Schlimmste für mich fürchtete. Aber das kam von selbst. Ich erkrankte schwer, theils aus Ueberspannung durch das viele Wachen, theils durch die Größe meines kindlichen Schmerzes. Noch lebhaft sind mir die Fieberphantasieen in der Erinnerung geblieben, die damals meine Seele beschäftigten. Beim Vater und der Mutter war ich, und der Engel Antonie umschwebte uns. Wir waren bald im Vaterhause, bald auf dem Münster.

Meine Krankheit währte sehr lange. Des edlen Frommel's Fleiß und Sorgfalt, seiner Schwester liebevolle Pflege retteten mich vom Tode. Langsam genas ich wieder. Es war mir indessen zu Muthe, als liege die Vergangenheit wie ein wüster Traum hinter mir. Ach, wie glücklich ist doch die Kindernatur, die sich so leicht in jedes Verhältniß hineinleben kann!

Digitized by Google

Ich war nun bei Frommels und blieb bei ihnen, gehalten wie ihr eigen Kind, mit einer Liebe umfaßt, die mich tief rührte und als himmlischer Lichtblick in die dunkele Nacht meiner Seele fiel. Ich war indeß ein Anderer geworden; das herbe Geschick hatte mich mit zwölf Jahren zu dem Lebensernste des Mannes hinaufgehoben. Die Spiele der Knaben ekelten mich an; mit riesenhaftem Fleiße warf ich mich auf das Nachholen Dessen, was ich in den letzten schweren Zeiten versäumt hatte, und dieser Fleiß, diese Lust zum Lernen blieb mir, zumal da ich sah, wie ich dadurch das Glück meines edlen Pflegevaters mehrte. Trieben sie mich, wenn ich so angestrengt an den Büchern saß, hinaus ins Freie, so begab ich mich auf den Münster zu meinem alten Freund, oder hinaus auf den Kirchhof, zu den Gräbern, die mein Theuerstes umschlossen, und ich kam dann in der Regel mit rothgeweinten Augen heim.

(Fortsetzung folgt.)

Die türkischen Ulemas.

(Schluß.)

Die Muftis folgen in der Hierarchie unmittelbar auf die Mollas, die Mitglieder der Appellationshöfe und Vorsteher der Landgerichte. Sie bilden eine Körperschaft von etwa 20 Mitgliedern, die auf Lebenszeit von dem Cheik el islam, dem Oberhaupte der Ulemas, dem türkischen Justiz- und Cultusminister, ernannt werden, alle in gleichem Range stehen, und deren Beruf es ist, Fetvas oder Consultationen zu ertheilen, welche das Recht der Parteien feststellen und den Richter aufklären, ohne ihm Zwang anzuthun. Der Mufti ist nur der Ausleger des Gesetzes; der Richter dagegen wendet es an und erkennt über den Thatbestand. Bei einem jeden Landgericht ist ein Mufti angestellt. Er kann auf die höheren Richterämter keinen Anspruch machen und hat nur Aussicht, von einer kleineren in eine größere Stadt mit vermehrtem Einkommen versetzt zu werden.

Die Imams zerfallen in fünf Klassen: 1) Die Cheiks oder Prediger der Moscheen. 2) Die Khatibs, Vorleser, welche als Vertreter des Sultans im Imam in seinem Namen das Freitagsgebet vor dem Altare abhalten. 3) Die Imams, welche die gewöhnlichen Dienste in der Moschee verrichten und die Heiraths- und Leichenfeierlichkeiten vollziehen. 4) Die Muezzins oder Ausrufer, welche die Stunde der 5 Namaz ankündigen. 5) Die Cayims, die den innern Dienst in der Moschee verrichten. Das Personal der verschiedenen Moscheen richtet sich nach ihrer Bedeutung und ihrem Einkommen. Die kaiserlichen Moscheen haben in der Regel einen Cheik, einen Khatib, 2 bis 4 Imams, 12 Muezzins und 20 Cayims. Konstantinopel allein besitzt 14 solcher Moscheen.

Die Cheiks stehen wie die Muftis auf der zweiten Stufe in der Hierarchie des Ulema. Sie und die Khatibs erfreuen sich allein einer gewissen Achtung im Ulema. Die übrigen drei Klassen der Imams werden kaum als zum Ulema gehörig betrachtet. Bei armen Moscheen verrichtet oft dieselbe Person die Dienste eines Cayim, Muezzin und Imam: sie spricht das Gebet, ruft zu demselben die Gläubigen, reinigt die Strohmatten und hält Wache an der Kirchthür.

Der Ulema ergänzt sich in der Regel aus den armen Ständen und fordert ein weniger mühevolles als langes Noviziat. Wenn der Aspirant den Mekteb oder die Elementarschule verlassen hat, in welcher die armen Kinder jedes Stadtviertels bis zum eilften oder zwölften Jahre unentgeltlich unterrichtet werden, so tritt er in eins der Medresses oder Collegien, die zu den großen Moscheen gehören und gewissermaßen die Seminaren des Islams sind. Hier bleibt er als Softa oder Thaleb zehn bis zwölf Jahre und lernt arabische Grammatik und Syntax, Logik, Moral, Rhetorik, Theologie, Philosophie, Jurisprudenz, Koran und Sunna. Die Moschee gibt ihm Wohnung und Nahrung. Seinen übrigen Unterhalt verdient er sich als öffentlicher Schreiber, Khatib, oder indem er türkische und arabische Handschriften für die Kaufleute des Bazar abschreibt oder indem er dem Cayim bei der Reinigung der Moschee hilft. Hierauf wird er Danischmend (begabt mit Wissenschaft) und kann nun Imam oder Mekteb, Lehrer, werden. Damit aber verliert er jeden Anspruch auf den Ulema. Will er diese höhere Laufbahn verfolgen, so muß er neue Studien machen und durch eine neue Prüfung den Rang eines Mulazim (Vorbereiter), die erste Stufe des Ulema sich erwerben. Nun kann er die Stelle eines Naib, eines Ergänzungs- oder Friedensrichters in der Provinz erhalten. Treibt ihn aber sein Ehrgeiz weiter, so muß er abermals sieben Jahre dem Studium der Jurisprudenz, der Dogmatik und der Gesetzauslegung sich widmen und sich den Grad eines Muderis (Professors) erwerben, der von dem Cheik-el-islam selbst verliehen wird und die zweite Rangstufe im Ulema bildet. Nun stehen ihm die beiden Carrieren des Richterstandes offen: er kann ent-

weder eine Anstellung als Mufti an einem Landgerichte fordern, in welchem Falle er aber jedem Anspruch auf Beförderung entsagt, oder er kann allmälig die zehn Stufen des Professorats bis zu der des Suleimanié durchmachen. Dann tritt er in die erste Rangstufe des Ulema und des Richterstandes ein, erhält den Titel eines Molla makredji und ist zu den hohen und höchsten Würden der Justiz befähigt.

Man begreift, wie eine solche Körperschaft, die alle lebendigen Kräfte des Islamismus an sich gezogen hat und eine wahre Aristokratie nicht der Geburt, sondern der Stellung bildet, ihrer Natur nach jeder Reform abgeneigt ist. Die Reform würde der Untergang ihrer Macht seyn. Was würde aus der religiösen Gesellschaft in der Türkei werden, wenn jeder Muselmann so gebildet wäre, daß er selbst ohne Vermittlung des Ulema seine religiösen Pflichten erfüllen könnte! und nicht allein die geistliche Gewalt der Moschee ist alsdann bedroht, sondern auch ihr Vermögen. Dem Sturze ihrer Privilegien würde nothwendig auch der Verlust ihrer Einkünfte folgen. Wenn, wie es der Hattischerif von Hulbane will, die richterlichen Funktionen, statt ein Privilegium und Monopol des Ulema zu bilden, den übrigen Staatsämtern gleich gestellt und mit einem festen Einkommen dotirt werden, wo bleibt dann der ungeheuere Gewinn, den die Kadis aus den Prozessen ziehen? Wo bleiben dann die Gukafs, welche mehr als zwei Drittel des Grundeigenthums in der Türkei ausmachen und die lediglich der Moschee zufallen, ohne dem Staate etwas einzubringen? Würden sie nicht mit den Staatsdomänen vereinigt oder mindestens wie alles übrige Eigenthum dem allgemeinen Steuergesetz unterworfen werden?

So liegt jetzt die Frage für die Ulemas. Wohl wissen sie, daß die Macht ihnen entfällt, und sie thun alles Mögliche, um sie zu behalten. Es besteht gegenwärtig ein Kampf zwischen der Regierung, welche in allen Reformen die Initiative ergreift, und den Ulemas, die den alten Stand der Dinge aufrecht erhalten wollen. Sie werden freilich in diesem Kampfe unterliegen, aber ihre Niederlage würde rascher erfolgen, wenn sie nicht mächtige Bundesgenossen an den Derwischen, den Mönchen des Orients, hätten.

Mannigfaltiges.

Daß aus dem Sande des Rheines an mehreren Orten Gold gewaschen wird, ist eine bekannte Sache. Hierüber verbreitet sich Daubrée in seiner geologischen und mineralogischen Beschreibung des Oberrheins ausführlich. Was aber unsere Leser vielleicht bis dahin nicht wußten, ist der Goldgehalt des Straßenpflasters von Basel, Straßburg, Neubreisach und von andern Städten an dem Rheinufer. Daubrée entdeckte die Gegenwart des edlen Metalles in den aus den Alpen ursprünglich herrührenden Quarzgeschieben, welche zum Pflastern der Straßen verwendet werden. — Allerdings ist die vorhandene Goldmenge nicht groß; dennoch aber bleibt es keine bloße Redeverblümung, wenn man sagt, die Bewohner jener Städte wandelten auf Gold.

Von fünf Rennthieren, welche vor einigen Tagen über Hamburg aus der äußersten Spitze Norwegens in Berlin eintrafen, ist bereits eins gestorben. Der Besitzer vermuthet, daß es an Ueberfütterung mit Heu, welches er in Hamburg angekauft, gestorben sey. — Gegenwärtig werden in Berlin diese höchst interessanten Thiere, welche sich nur da heimisch fühlen, wo Winter ist, mit isländischem Moos gefüttert, was sie bei ihrer großen Zahmheit aus der Hand fressen. Seit länger als dreißig Jahren soll in Berlin kein lebendes Rennthier zu sehen gewesen seyn. Die Geweihe der Männchen sind besonders merkwürdig. Noch vor Ablauf des Winters werden dieselben wieder in ihre Heimath zurückgeführt.

Der größte bis jetzt im Quarz gefundene Goldklumpen wurde aus Californien an die Münze der Vereinigten Staaten gesendet, um seinen Werth zu bestimmen. Er wog 265,50 Unzen Troy-Gewicht und hatte einen Feingehalt von 0,902; die Eigenschwere des Klumpens war 7,99. Nach Berechnung von 2,6 Eigenschwere für den eisenflüssigen Quarz und von 11,93 für silberhaltiges Gold von obiger Feinheit hatte der Klumpen 209,48 Unzen reines Gold und 56,02 Unzen Gangart enthalten und einen Werth von 3906 Dollars oder 20858 Francs gehabt. Er wurde durch einen Mexikaner aus einer trockenen Grube beim Flusse Tuolumne im Goldbezirke von Sonora gefunden.

Eine schielende Dame fragte einen Banquier, der schon viel durch Eisenbahnactien verloren hatte: „Wie gehen die Geschäfte?" „Wie Sie sehen!" war die mürrische Antwort.

Redaktion, Druck und Verlag von G. Ritter in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 3. Freitag, 6. Januar 1854.

Der Mann auf dem Mittelthorthurme.

(Fortsetzung.)

Eines Abends kehrte ich von einem Besuche auf dem Kirchhofe in der Dämmerung heim, indem der ganze Schmerz meiner Seele in mir rege geworden. Der Doctor saß da und spielte auf dem Violoncello. Noch hatte ich ihn niemals diese Kunst ausüben gehört. Still setzte ich mich in die Ecke. Er phantasirte. Es waren wilde, seltsame Töne, die mich ergriffen; denn es war mir, als spräche sich durch die Saiten der ganze wilde Schmerz aus, den in den erschütterndsten Stunden meine Seele empfunden hatte. Allmälig wurden die Accorde milder, sanfter, klagender, weicher. Es war, als lege sich der entsetzliche Sturm des Gefühls, als brächen die wohlthätigen Thränen aus und löschten milde das glühende Feuer des tief erregten Gefühls; und immer wehmüthiger wurden die Klagen, dahinsterbender die wunderbar ergreifenden Töne, die wie himmlische Harmonieen klangen, und verhallten dann, als ob die Seele sich nun ergäbe in den unabänderlichen Rathschluß Gottes mit heiliger Hingebung des Glaubens. Da erhoben sie sich wieder und gingen über in den Choral: „Befiehl du deine Wege ꝛc.“ — und die Schwester des Doctors fiel mit ihrer schönen Stimme ein und sang das herrliche Lied Paul Gerhards.

Als sie geendet, fiel ich in ihre Arme, laut schluchzend; aber in meine wunde Seele war Himmelstrost gekommen, wunderbarer Himmelstrost.

Der Doctor stellte das Instrument weg, trat zu uns und sprach, indem er mir die Hand auf das Haupt legte:

„Drum, Seele, laß ihn walten, er will dein Wohlergehn!“

Es war eine Scene, auf die der Gott der Liebe segnend niedersah. Sie blieb von den herrlichsten Folgen für mich, denn ich hatte einen Frieden gefunden, den ich bis jetzt nicht geahnt. Aber in meiner Seele stand der Entschluß fest, dieses Instrument zu erlernen.

Ich sprach's gegen den Doctor aus.

„Das sollst Du, mein Sohn,“ sprach er mit Rührung; „vielleicht kannst Du in Deinem spätern Leben Dir und Andern den Frieden bringen, wie ich ihn eben Dir selbst gebracht.“

Das Wort des edlen Mannes ist ein prophetisches gewesen. Doch, ich will dem Gange meiner Begebenheiten nicht vorgreifen!

Er selbst unterrichtete mich nun in den Abendstunden. Ich machte reißende Fortschritte. Der Doctor, ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik, fühlte sich dadurch höchst glücklich. Die Lehrstunden wurden unausgesetzt gehalten, wenn nicht sein Beruf den Doctor abhielt, und mit einer Liebe von Lehrer und Schüler gepflegt, die von dem besten Erfolge gekrönt war. Auch meine übrige Ausbildung schritt tüchtig voran. Die Zeit legte ihren Schleier über meine Empfindungen und die Wunden begannen allmälig zu vernarben. Mit Doctors war ich nun so enge zusammengewachsen, als seyen sie mir Vater und Mutter. O, wie oft dankte ich Gott, der mir in seiner Gnade diese theuren Menschen gesendet, als er mir die nahm, die mir so nahe gestanden! Aber dennoch blieb mein Gang auf den Münster unausgesetzt. Der Doctor wußte es. Mein alter Thürmer erzählte mir, daß er bei ihm gewesen und sich erkundigt habe, was ich thue. Darauf sey er sehr befriedigt und nicht ohne Rührung weggegangen. Gegen mich selbst aber äußerte er sich nie darüber. Fast täglich war ich oben, wenn auch nur auf die Dauer einiger Minuten. Da stand ich denn stets an der Stelle, wo mir der

Digitized by Google

Engel erschienen und wo das liebe Vaterhaus vor mir lag, in das ich nicht mehr eintreten durfte, denn es lebten Menschen drinnen, die meine Beziehungen zu dem Hause, meine Liebe zu ihm nicht kannten. Nur die Nachbarn sahen mich oft mit Theilnahme an, wenn ich vorüberschlich, und mein alter Freund droben auf dem Münster, der mich allein recht verstand und mir oft schweigend die Hand drückte, wenn er mich so in meine Träume versunken sah.

Die Jahre flogen pfeilschnell herum. Ich wurde Jüngling und das Leben trat mit der ernsten Frage vor mich: Was willst du nun beginnen? Ich hatte diese Frage längst im Innersten meines Herzens gehört, ehe sie mein Pflegevater an mich richtete.

Am Abend nach der Prüfung unserer Schule, in der ich wohl bestanden, saßen wir bei einander und spielten zusammen, was wir, seit ich so weit war, fast täglich thaten. Unser Stück war geendet, die Cellos ruhten noch im Schooße. Der Doctor phantasirte noch eine Weile in seiner unübertrefflichen Art und Weise, und seine Schwester und ich lauschten noch den süßen Tönen, die heute alle wie Freude und Jubel klangen; da ließ er den Bogen sinken, stellte sein Instrument weg und trat vor mich hin, indem er meine Hand ergriff.

„Was willst Du nun in die Zukunft, Albert?" sprach er. „Die Zeit ist gekommen, wo Du Dich entscheiden mußt, wie Du Deinen Beitrag zum Menschenwohl abtragen willst. Der Wege sind viele, mein Sohn. Gott hat mir die Mittel gegeben, Dir jeden, den Du wählst, zu erleichtern, Dich auf ihm zu fördern. Jedoch Du mußt wählen. Ich werde Dich nie bestimmen. Bedenke, daß Du mit dem Frühlinge die Universität beziehen kannst oder einen andern Beruf wählen mußt."

Ich ergriff die Hand des Edlen und drückte sie an meine Brust.

„Theurer Vater," sagte ich, „ich habe schon gewählt."

„Kind, übereile Dich nicht!" sprach er hierauf bewegt.

„O," rief ich aus, „längst steht meine Wahl fest!"

„Und was hast Du gewählt, mein Sohn?" fragte er.

„Sie haben wahr gesprochen, daß ich mein Scherflein zum Menschenwohle beitragen muß, und ich will es redlich. Allein wie könnte ich besser, als in Ihrem Berufe?"

Der Doctor trat einen Schritt zurück — Erstaunen, Ueberraschung, Freude, das Alles sprach aus seinen edlen Zügen.

„Albert," sagte er und seine Stimme zeugte für das, was ihn bewegte, „kennst Du auch die Schwere, die Last dieses Berufs? Siehst Du mir nicht an, wie er die größten Opfer fordert, wie er Ruhe und Behagen stiehlt, wie er oft ganze Tage mir den Frieden raubt, wenn ich umsonst Alles aufbot, um ein theures Leben zu retten? O, Du weißt es noch nicht, wie das Herz des Arztes blutet, wenn er Zeuge des höchsten Elends, Kummers und Schmerzes ist. Auch den weiten, schweren Lehrweg kennst Du nicht, mein Sohn."

„O mein Vater," rief ich aus, „mag der Schatten dunkel seyn, der auf dem Berufe des Arztes liegt, mag Bitteres oft sein Lohn, Kummer sein Erwerb seyn und der Weg weit und dornenreich, der zur Kunst führt — ich verzage nicht. Habe ich nicht selbst erfahren, wie der Arzt, gleich einem helfenden Engel, in die Mitte der Angsterfüllten tritt? Weiß ich es denn nicht, wie Sie so oft voll seliger Freude heimkehrten, wenn Ihnen eine Rettung gelang? Sehe ich denn nicht das liebende Vertrauen, das Ihnen überall entgegenkommt? Hab' ich denn nicht gerade bei Ihnen eine Seite des ärztlichen Wirkens kennen gelernt, das oft mehr Segen bringt, als die Medicamente? Ich meine das Herz voll theilnehmender, tröstender, aufrichtender Liebe! Kenne ich denn nicht Ihr gesegnetes Hineintreten in die Hütten der Armuth? — O, so blind bin ich nicht, so kindisch nicht mehr, daß ich den Segen des ärztlichen Berufes nicht kennen sollte! Ihr Vorbild wird mich begeistern, wird mir immer vorleuchten! — Ich will Arzt werden wie Sie; will heilen durch Kunst, Gefühl und Trost, wie Sie es thun, und will so der Menschheit meine Schuld abtragen und den Zins ihr entrichten für das unendliche Kapital der Dankbarkeit, das ich Ihnen schulde!"

Der Doctor stand mit verschränkten Armen vor mir. In seinem Auge glänzte eine Thräne. Er wollte die Rührung niederkämpfen, aber er vermochte es nicht. Endlich zog er mich an seine Brust und sagte:

„Es sey, mit Gottes Hilfe! es sey, wie Du willst! Und daß ich Dir es nur sage, Du hast den Wunsch meiner Seele erfüllt. Du wirst meine Freude seyn und bleiben; Dich gab mir Gott zu meines Alters Freude, Trost und Stütze, wenn meine Gesundheit zu wanken beginnt."

Digitized by Google

Auch seine Schwester kam und liebkoste mich. O, wie war ich reich und glücklich in diesem schönen Momente! An seinem Herzen legte ich den heiligen Schwur ab, daß er nie sich in mir täuschen solle.

So stand meine Wahl fest. Der Winter ging herum unter den ernstesten Bestrebungen und musikalischen Erheiterungen und Genüssen. Der Doctor war ungemein zufrieden mit meinem Spiel und ich durfte mir selbst gestehen, daß ich es weiter in der kunstfertigen Behandlung des schwierigen Instruments gebracht, als ich es mir selber wohl zugetraut.

So kam der Frühling. Je näher er rückte, desto mehr hörte ich den Doctor seufzen. Mir machte das unendlichen Kummer. Endlich forschte ich bei seiner Schwester, ob vielleicht eine Sorge meinetwegen es sey, was das Herz des Vaters beschwere?

Sie lächelte.

„Nein, Albert," sprach sie, „es ist blos die Trennung von Dir, die ihm so schwer wird. Unser Leben wird sehr einförmig und traurig werden, denn wir haben uns so an Dich gewöhnt, daß Deine Entfernung uns sehr wehe thun wird."

„Könnte ich denn nicht hier studiren?" fragte ich sie, selber ahnend, wie schwer mir die Trennung werden würde.

„Das geht nicht," entgegnete sie mir; „mein Bruder hat in Heidelberg seine Studien gemacht, er will, daß auch Du es dort sollst. Sprich nicht weiter davon und laß es gehen; er wird sich drein finden."

Wie mir das wohlthat! wer wollte es bezweifeln?

Und die Scheidestunde kam. Ich will nicht davon reden, wie ich von meinen Erinnerungen, von meinen heiligen Wallfahrtsorten, von meinen Pflegeeltern schied. Das Herz wollte mir schier brechen — aber es mußte seyn, und ich schied, reichlich ausgestattet mit Allem, was das Bedürfniß erheischte, sowie mit Empfehlungsbriefen meines edlen Pflegevaters.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem häuslichen Leben der Aegypter.

Die höheren und mittleren Stände.

Der Herr einer Familie, oder Jeder, der das männliche Alter erreicht hat und sich nicht in einer dienenden Stellung befindet oder dem niedrigsten Stande angehört, wird gewöhnlich mit dem Titel „Schejkh" beehrt, der seinem Namen vorgesetzt wird. Dies Wort bedeutet buchstäblich ein „Aelterer", ein „Bejahrter", hat aber oft gleiche Bedeutung mit unserm „Herr", obwohl es eigentlich mehr von einem Gelehrten oder anerkannten Heiligen gebraucht wird. Ein Scherif oder Nachkomme des Propheten wird „Sejd" (gnädiger Herr oder Gebieter) genannt, gleichviel welchem Stande er angehört. Manche Scherifs betreiben die niedrigsten Geschäfte; es gibt Bediente, Aschenkärrner, Bettler von dem geehrten Stamme Mohammeds; aber Alle werden mit dem eben genannten Ehrentitel angeredet und haben das Vorrecht, den grünen Turban zu tragen; doch nehmen viele derselben, und zwar nicht allein solche, die den niedern Ständen angehören, sondern auch die Wohlhabenderen, und namentlich die Gelehrten, keines dieser beiden Vorrechte in Anspruch, sondern ziehen den Titel „Schejkh" und den weißen Turban vor. Ein Mann, der die Wallfahrt vollzogen hat, wird gewöhnlich „Hägg" genannt, und eine Frau, die sich auf dieselbe Weise ausgezeichnet hat: „Häggeh"; doch gibt es viele Pilger, die, wie die Scherifs, von denen eben die Rede war, den Titel Scheik vorziehen. In den meisten Ländern, wo arabisch gesprochen wird, heißt der Pilger „Hadsch"; die Türken und Perser gebrauchen statt dessen das gleichbedeutende Wort „Hadschi." — Eine Dame wird gewöhnlich „Sitt" angeredet, was so viel bedeutet als „Herrin" oder „gnädige" Frau."

Der „Harim", oder der Aufenthalt der weiblichen Glieder der Familie, hat besondere Gemächer, die denselben zugetheilt sind, und in diese Gemächer ist außer den Hausherren und gewissen andern nahen Verwandten und Kindern keiner Mannsperson der Zutritt gestattet. Zum Harim gehören erstens die Frau oder die Frauen (bis zu vier); zweitens die Sklavinnen, von denen einige, namentlich weiße und abyssinische, in der Regel Concubinen sind, und andere, die schwarzen Sklavinnen, blos zur Arbeit, wie Kochen, Aufwartung der Damen u. s. w., gehalten werden; drittens freie weibliche Dienstboten.

Die männliche Dienerschaft kann aus weißen und schwarzen Sklaven und freien Dienern bestehen, ist jedoch meist von der letztgenannten Klasse.

Sehr wenige Aegypter machen von der Freiheit Gebrauch, welche ihnen ihre Religion gestattet, vier Frauen zu haben; und noch geringer ist die

Zahl Derer, welche zwei oder mehrere Frauen und neben diesen noch Concubinen haben. Selbst die Meisten, welche nur Eine Frau haben, begnügen sich, wenn nicht aus andern Gründen, des Hausfriedens wegen, ohne Concubine; Manche aber ziehen den Besitz einer abyssinischen Sklavin der kostspieligen Erhaltung einer Frau vor, und halten ein schwarzes Sklavenmädchen zur Aufwartung für diese, um die Zimmer des Harim zu kehren und in Ordnung zu halten, sowie die Küche zu besorgen. Selten werden zwei oder mehrere Frauen in einem und demselben Hause gehalten, und wo dies geschieht, haben sie gewöhnlich besondere Gemächer.

Männliche Dienstboten hält der Herr, wenn er kann, einen oder einige, um ihm und seinen Gästen aufzuwarten; einen andern, welcher der „Sakka“ oder Wasserträger genannt wird, aber eigentlich ein Diener des Harim ist, um die Damen zu begleiten, wenn diese ausgehen; ein „Bowab“ oder Thürhüter, der beständig an der Thür des Hauses sitzt; sodann einen „Saïs“ oder Stallknecht für das Pferd, Maulesel oder Esel. Wenige Aegypter haben weiße Sklaven, die meisten derselben sind im Besitz der reichen Osmanli oder Türken, und Eunuchen werden kaum von andern als vornehmen Türken gehalten; aber ein reicher ägyptischer Kaufmann ist stolz, wenn er einen schwarzen Sklaven hat, der hinter ihm reitet oder ihm seine Pfeife nachträgt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Circassien, Georgien, Persien und Indien ist es eine der frühesten Sorgfalten der Mütter, den Wuchs der Wimpern der Kinder durch Abnehmen der nachsommerfädchen-ähnlichen Spitzen mit einer Scheere zu fördern, wenn sie schlafen. Indem dieses jeden Monat oder alle sechs Wochen wiederholt wird, werden die Wimpern mit der Zeit lang, dicht, schön gekrümmt und seidenartig glänzend. Diese Gewohnheit verfehlt niemals den gewünschten Erfolg, und es ist von besonderem Nutzen, sagt Rowland in seiner Schrift über das Haar, wenn wegen Augenentzündung die Wimpern verdünnt oder gekürzt worden sind.

Eine chinesische Beerdigung wird aus Macao folgendermaßen geschildert: Dem Zuge voran schritten mehrere Männer mit Standarten und Oriflammen; dann folgten hintereinander zwei Bahren, auf denen Götterbilder getragen wurden. Diese waren von einer Musikbande umgeben, theils auf langen, Oboen ähnlichen Instrumenten blasend, theils Gongs und kleine Kesselpauken schlagend. Wieder andere Personen trugen Rauchpfannen, Schwärmer und allerhand kleines Feuerwerk in den Händen, das sie in Zwischenräumen abbrannten. Hierauf folgte die Todtenbahre, auf der die Leiche in Tüchern eingehüllt lag. Hinter der Bahre schritt ein Priester; eine Schaar Leidtragender bildete den Schluß des Zuges. Am Grabe angelangt, ward die Leiche nach einigen Gebeten und Räucherungen eingesenkt. Zuletzt wurden noch einige Bündel Schwärmer verpufft, und damit hatte die ganze Ceremonie ein Ende.

Auf dem Hippodrome-Platze, dem größten, welchen die Stadt Constantinopel besitzt, flankirten unlängst sechs vom Branntwein erhitzte englische Matrosen. Ihre Tracht sowie ihr Benehmen erregten die Aufmerksamkeit mehrerer der überall, aber ganz besonders dort versammelten herrenlosen Hunde. Das Gebell einzelner zog gegen fünfzig dieser Bestien herbei. Die Engländer, da und dort an den Waden verletzt, gaben einander die Hände, stellten sich im Halbkreise auf und vertheidigten sich, mit den Füßen nach vorn und hinten ausschlagend, so gut als möglich. Da dies jedoch von keinem Erfolge war, im Gegentheil die Hunde noch mehr reizte, so faßte Jeder von ihnen einen der nächsten, nahm ihn unter den Arm und borte ihn halbtodt; diesen wegwerfend, griffen sie nach einem andern, so zwar, daß diese höchst sonderbare Scene erst nach einer halben Stunde durch die Hilfe der Polizei, welche die Hunde vertrieb, zu Ende ging. Neun der letztern blieben auf dem Platze. Die Engländer zogen sich unter dem Gelächter der türkischen Bevölkerung, am ganzen Körper stark blutend, zurück.

Die im verflossenen Herbste in der Stadt Frankfurt zu Aepfelwein eingeführte Quantität Aepfel betrug 80,000 Malter. In dem an Aepfeln so ergiebigen Jahre 1847 erreichte die Einfuhr die Höhe von 120,000 Maltern.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 4. Sonntag, 8. Januar 1854.

Der Mann auf dem Mittelthorthurme.

(Fortsetzung.)

Zum ersten Male trat ich selbstständig in die Welt, die mir noch eigentlich wildfremd war; denn, wenn auch Straßburg eine große, stark bevölkerte Stadt ist, so hatte ich doch im Ganzen wenig, ja fast gar keinen Verkehr mit andern Leuten, und mit denen meines Alters beinahe keinen Umgang. Es war mir so unheimlich zu Muth am ersten Reisetage, daß ich's kaum sagen kann; aber meine Ruhe kehrte zurück, mein Muth, meine freie Bewegung wuchs immer mehr, und als der Wagen in das Thor von Heidelberg hineinrollte, war mir's, als hätte ich längst schon so frei dagestanden. Eine Wohnung zu suchen, die mir gemüthlich, war meine erste Aufgabe am andern Morgen.

Damals war noch die Stadt von der Vorstadt getrennt durch den schönen schlanken Mittelthorthurm, den seitdem der Zeitgeschmack gefällt hat. Ich will nichts darüber sagen, daß man damit der Stadt eine Zierde nahm, es möchten sonst Viele vielleicht mit mir im Stillen rechten. Hatte ich doch von jeher eine Vorliebe für Thürme, und diese schienen mir allezeit für die Physiognomie einer Stadt unentbehrlich. Nur das will ich nicht verhehlen, daß mir's einen Stich in das Herz that, als ich später Heidelberg wiedersah und den Thurm nicht mehr fand.

In einem Hause, das unmittelbar an denselben stieß, fand ich eine so heimliche, freundliche, helle Stube, daß ich sie sogleich miethete. Ich will nicht leugnen, daß die Nähe des Thurmes, der Gedanke, dort oben manchmal über dem Treiben der Welt zu stehen, in Aether mich zu baden, viel Gewicht in die Wagschale für diese Wohnung legte.

Ueber die erste Zeit meines Aufenthalts, über meine Bekanntschaften, Erfahrungen, Studien will ich weggehen; es wäre zu wenig Ansprechendes für meine Leser. Aber einen bedeutungsvollen Umstand darf ich nicht verschweigen.

Es war in einer Mainacht, die so warm, weich und sternenhell war, daß ich mich nicht entschließen konnte, mich zu Bett zu legen, als ich sinnend und träumend am offenen Fenster saß. Auf den Straßen war es endlich still geworden. Ich dachte meiner Lieben in Straßburg, die unter der grünen Decke des Friedhofs schliefen, und Derer, die noch lebenswarm vielleicht auch jetzt meiner dachten.

Da schlugen wunderbar klagende Töne an mein Ohr.

Woher kamen die?

Ich lauschte — es waren die Töne eines Violoncello's.

Aber das waren Töne eines Meisters, wie ich noch keinen gehört, gegen welchen der Doctor und ich Stümper waren. Klang es doch, als sängen Engel Klagelieder, als wären das keine Saiten mehr, als berühre sie kein Bogen, sondern der Hauch himmlischer Wesen!

Meine ganze Seele concentrirte sich im Hörsinn.

Woher kamen sie? — Manchmal schien mir's, als kämen sie aus der Ferne der Straße her — allein sie schwollen an wie die Töne einer Aeolsharfe und verschwammen dann wieder so leise und wunderbar, daß ich meinte, sie kämen von oben herab.

Manchmal trat eine Pause ein; dann aber wühlte es in den Tönen fürchterlich und schauerlich — grelle Accorde klangen wie der Schrei der Verzweiflung — Läufe brausten daher wie das dumpfe Grollen der Wuth; dann wieder klagte in unaussprechlich ergreifenden Molltönen

die tiefste Wehmuth. Es waren freie Phantasieen — aber Phantasieen eines schmerzzerrissenen Gemüthes waren es, das fühlte ich so lebendig, daß kein Zweifel mehr aufkommen konnte.

Instinktartig griff ich zu meinem Instrument. Ich gedachte der Scene in Straßburg, und meines Pflegevaters Worte von damals klangen mir wie ein Mahnruf in die Seele.

„Bist du ein Leidender, der du deinen Schmerz in Tönen aussprichst," sagte ich leise, „so will ich es versuchen, ein Himmelswort dir zuzurufen."

Ich griff in die Saiten und spielte jene Melodie, die einst mein ganzes Wesen so wunderbar heilte:

„„Befiehl du deine Wege.""

Es wurde stille.

„Vielleicht lauscht er!" sagte ich zu mir — „Gott gebe dir Frieden!"

Ich variirte frei die Melodie und fühlte, daß ich vielleicht nie besser gespielt.

Zuletzt ging ich wieder in den einfach herrlichen Choral über und — o, wer beschreibt meine Freude! — ich vernahm, wie der Spieler mir secondirte.

Die Töne waren näher gekommen — jetzt erst vernahm ich, daß sie von der Gallerie des Thurmes herabklangen. Der Spieler hatte wahrscheinlich vorher im Gemach am offenen Fenster gesessen und die wehende Luft hatte die Töne getragen, gedämpft und geschwellt.

Alles wurde still — aber ich sah oben an der Gallerie eine dunkle Gestalt lehnen, die jetzt verschwand. Auch ich schloß mein Fenster, konnte aber lange nicht einschlafen; ich dachte nach über das Leiden des Unglücklichen.

Spät entschlummerte ich und der Traum gaukelte mir wunderbare Bilder vor. Ich hörte fort und fort die herrlichsten Töne und ich stand oben auf dem Münster zu Straßburg und Antonie stand neben mir und sagte: „Du hast ihm Frieden gegeben!" „„Wem?"" fragte ich, aber sie entfaltete Engelsflügel und entschwand zu lichteren Regionen. —

Die Sonntagssonne leuchtete hell in meine Fenster; die Glocken klangen schon mächtig, als ich erwachte. Das Ereigniß der letzten Nacht, der Traum, das Wiedersehen Antoniens, deren Bild in den letzten Zeiten seltener vor meiner Seele gestanden — das Alles bewegte mich sehr tief.

Leise klopfte mein Aufwärter. Als er eintrat, fragte ich:

„Schottler, wer wohnt da droben auf dem Mittelthorthurme?"

„Der Thürmer!" sprach mit verwunderter Miene der ehrliche Kerl, der jedoch durch vieles Nachdenken sich keine Ruhe raubte.

„Wer ist denn der Thürmer?"

Ich hörte nun die ganze Familiengeschichte eines schlichten armen Teufels, der vom Viertels-Nachtwächter zum Thürmer avancirt war und nun da oben in edler Junggesellenschaft in höheren Regionen lebte, ziemlich unbekümmert um das Treiben in der Tiefe.

Ich schüttelte ungläubig den Kopf.

„Es ist gewiß wahr," versetzte betheuernd der ehrliche Schottler; „Sie können mir's glauben, denn er ist mit mir in die Schule gegangen und ist unseres Nachbars, des Nachtwächters, Sohn."

„Spielt er ein Instrument?"

Schottler lachte aus allen Kräften.

„Keins, Herr, als das Nachtwächterhorn, das nur einen Ton hat."

Jetzt erzählte ich ihm, während er mir mein Frühstück zurecht setzte, was ich heute Nacht gehört.

„Lieber Herr," hob er endlich an und blickte mir bedeutungsvoll in die Augen, „gestern Abend war Samstagabend. Sie waren wohl auf dem Commers im „faulen Pelze", haben sich da das Bier gut schmecken lassen und das ist Ihnen zu Kopfe gestiegen. Das läßt Einen allerlei Melodieen hören und spielt Einem gar seltsame Possen — ich weiß das aus eigener vielfältiger Erfahrung."

Mit dem war's also nichts, das sah ich klar ein. Ich entließ ihn schnell, kleidete mich sonntäglich an und ging zu meinen Hausleuten, um hier mich zu erkundigen; allein es ging mir nicht besser als mit Schottler. Sie sahen mich spöttisch an und mochten wohl auch denken, ein Habemus habe mich beim Schopfe gefaßt und mir den seltsamen Spuk vorgespielt.

Ich fing bald an der ganzen Geschichte selbst zu zweifeln an und hielt's für einen Traum, wenn nicht bei meiner Rückkehr in meine Stube mein Violoncello noch am Fenster gelehnt und mir klar bewiesen hätte, daß keine Phantasmagorie des Traumes, sondern die Wirklichkeit meiner Seele sich eingeprägt.

„Aber bin ich nicht ein Thor?" rief ich mich selber an. „Da gehe ich von Pontio bis zu Pilato und frage, um alle Augenblicke dümmer und am Ende noch weisgemacht zu werden, ich

Digitized by Google

habe einen Rausch gehabt, während ich doch fern von all dem wüsten Treiben einer rohen Burschikosität mit einem Freunde in den Ruinen des Schlosses gelustwandelt hatte, bis das zunehmende Dunkel der Nacht uns mahnte, die Ruhe zu suchen, da wir beide nicht in der Stimmung waren, in Saus und Braus roher Lust einen Abend zu morden, wie dieser war. Ich steige selber hinauf, das ist das Klügste!"

Gesagt, gethan. Ich eilte hinab unter das Thor, grüßte freundlich die alte Höckerin, die ihre verschrumpften Aepfel und Birnen, gerösteten Kastanien und tauben Haselnüsse anpries, und öffnete die Thür, die zu dem Thürmerstübchen führte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem häuslichen Leben der Aegypter.

(Fortsetzung.)

Pfeife und Kaffee.

Die Aegypter stehen sehr zeitig auf und begeben sich eben so zeitig zur Ruhe. Es ist Pflicht, vor Tagesanbruch aufzustehen und sich noch ehe man das Morgengebet verrichtet, anzukleiden. Während der Hausherr seine religiösen Abwaschungen vornimmt und sein Gebet verrichtet, bereitet ihm in der Regel seine Frau oder Sklavin eine Tasse Kaffee und stopft seine Pfeife, die sie ihm überreicht, sobald er sich seiner religiösen Pflichten entledigt hat.

Viele Aegypter genießen vor Mittags nichts als ihre Tasse Kaffee und ihre Pfeife, andere nehmen des Morgens ein leichtes Frühstück ein. Das Frühstück („el-Fatur") besteht in der Regel aus Brod und Eiern, Butter, Käse, süßem Rahm oder geronnener Milch u. s. w., oder aus einer „Fatireh", d. i. eine Art mit Butter gesättigten Backwerks, das sehr dünn und wie eine Serviette zusammengelegt ist; es wird entweder allein oder mit etwas darüber gestrichenem Honig oder Zucker gegessen.

Die Pfeife und die Tasse Kaffee werden fast von Allen, die sich solchen Aufwand erlauben dürfen, sehr früh am Morgen, und den Tag über zu wiederholten Malen genossen. Es gibt Viele, die man kaum jemals sieht, ohne daß sie die Pfeife entweder in der Hand tragen, oder sich dieselbe von einem Diener nachtragen lassen. Der Raucher hält seinen Tabak für den täglichen Gebrauch in einem Beutel oder Sacke, der aus demselben Stoffe gemacht wird, wie die Shawls, oder aus Seide oder Sammet; an diesem Beutel ist oft ein kleines Täschchen mit Stein und Stahl und etwas Zündschwamm angebracht. Er wird gewöhnlich vorn im Busen getragen.

Die Pfeife, welche viele Namen hat, wie „Schibuk", „Ud" u. s. w., ist in der Regel vier bis fünf Fuß lang; doch gibt es auch kürzere und längere. Die gewöhnliche Art, der man sich in Aegypten bedient, wird aus einer Art Holz, „Garmaschak" genannt, verfertigt. Der größere Theil des Rohres (vom Mundstück bis etwa zu drei Viertheilen der Länge) ist mit Seide überzogen, die an den beiden Enden mit Golddrath, der oft mit bunten seidenen Schnüren durchflochten oder mit einem Ringe von vergoldetem Silber eingefaßt ist; und am untern Ende dieses Ueberzuges ist eine seidene Quaste befestigt. Der Ueberzug war ursprünglich dazu bestimmt, mit Wasser befeuchtet zu werden, um die Pfeife, und folglich den Rauch, durch Verdunstung abzukühlen; dies thut man aber nur, wenn die Pfeife alt oder nicht schön ist. Auch Kirschrohrpfeifen, die niemals überzogen sind, werden häufig gebraucht, namentlich im Winter. Im Sommer ist der Rauch aus der Kirschrohrpfeife nicht so kühl als aus der andern eben beschriebenen Art. Der Kopf ist von gebrannter Erde, rothbraun gefärbt. Das Mundstück besteht aus zwei oder mehreren Stücken von undurchsichtigem, hellgelbem Bernstein, mit Zierrathen von emaillirtem Gold, Agat, Jaspis, Carneol oder anderen kostbaren Sachen. Dieses ist das theuerste Stück an der Pfeife, und ein solches Mundstück, wie es am gewöhnlichsten von Personen der mittleren Stände gebraucht wird, kostet oft ein bis drei Pfund Sterling. Durch dieses Mundstück geht ein hölzernes Röhrchen; dieses muß oft gewechselt werden, weil es bald vom Tabaksafte voll wird. Die Pfeife muß auch sehr oft gereinigt werden, wozu man sich eines langen Drahtes mit etwas Werg bedient. Viele arme Leute in Cairo erwerben ihren Lebensunterhalt damit, daß sie herumgehen und Pfeifen reinigen.

Der Tabak, welchen Personen der höheren Stände in Aegypten und manche Andere rauchen, hat einen äußerst milden und angenehmen Geschmack. Er kommt meist aus der Umgegend von El-Ladikijeh in Syrien. Die beste Art ist der „Bergtabak", der auf den jene Stadt umgebenden Hügeln gebaut wird. Eine schwerere Sorte, die ihren Namen von der Stadt Sur hat, oft mit ersterem gemischt, wird von den meisten Personen der

Digitized by Google

mittleren Stände geraucht. Die Aegypter ziehen, wenn sie rauchen, eben so wie andere Orientalen, den Rauch frei ein, so daß ein großer Theil des Rauches in die Lungen hinabsteigt, und sie bedienen sich daher für „Tabak rauchen“ des Ausdruckes „Rauch trinken“ oder „Tabak trinken“, denn ein und dasselbe Wort bedeutet „Rauch“ und „Tabak“. Wenige spucken beim Rauchen aus; ich habe dies wenigstens nur selten bemerkt.

Manche Aegypter rauchen aus persischen Pfeifen, in denen der Rauch durch Wasser geht. Diese Art Pfeife, welcher sich gewöhnlich Personen der höheren Stände bedienen, wird „Nargileh“ genannt, weil das Gefäß, welches das Wasser enthält, von Cocosnuß ist, welches auf arabisch Nargileh heißt. Eine andere Art, mit einem gläsernen Gefäß, wird „Schischeh“ genannt. Beide haben ein langes, biegsames Rohr. In dieser Pfeife wird eine besondere Sorte persischer Tabak geraucht, „Tumbak“ genannt; dieser wird erst mehrmals ausgewaschen, feucht in den Pfeifenkopf gestopft und zwei oder drei glühende Kohlen oben darauf gelegt. Er schmeckt mild und sehr angenehm; aber das scharfe Einathmen bei dieser Art zu rauchen ist für Leute mit schwacher Brust sehr schädlich. Wenn man sich der persischen Pfeife bedient, zieht man den Rauch fast eben so frei in die Lunge, als wenn man reine Luft einathmete.

Das häufige Vorkommen der Leberkrankheit in Arabien wird dem allgemeinen Gebrauche der Nargileh Schuld gegeben; und auch in Aegypten leiden Viele aus derselben Ursache an derselben Krankheit.

Der Kaffee („Kahweh“) wird sehr stark und ohne Zucker oder Milch bereitet. Die Kaffeetasse („Fingan“) ist klein und faßt in der Regel nicht mehr als anderthalb Unzen. Sie ist von Porzellan oder Fayence, ohne Henkel, und steht in einer andern Schale („Zarf“), die je nach den Vermögensumständen des Eigenthümers von Silber oder Messing ist. Beide Schalen sind an Gestalt und Größe unsern Eierbechern ähnlich. Bei Bereitung des Kaffee's läßt man das Wasser erst kochen, dann wird der Kaffee (frisch gebrannt und gestoßen) hineingeschüttet und umgerührt; hierauf wird der Topf noch einmal oder zweimal an's Feuer gesetzt bis der Kaffee anfängt zu wallen, wo er dann weggenommen und in die Tassen gegegossen wird, während die Oberfläche noch schäumt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In der Kirche Maggiore zu Trient wurden am 8. Dezember vom dortigen Fürstbischof zwei Mohrenmädchen getauft. Die beiden Mädchen, von denen das eine acht, das andere zehn Jahre alt seyn mag, waren ihren Eltern in Aethiopien von Beduinen geraubt und an einen Sklavenhändler verkauft worden. Dieser führte sie auf den Markt nach Cairo, wo sie der Priester Nicolo Olivieri aus Genua kaufte. Derselbe hat sich nämlich zur Lebensaufgabe gestellt, mit den Almosen, die er in Europa gesammelt, Sklavenkinder loszukaufen und sie zur christlichen Erziehung nach Europa zu bringen. Er hat auf diese Weise schon 156 Sklavenkinder ihrem Schicksale entrissen. Die Pathenstelle vertraten bei diesem feierlichen Akte Graf Consolari und die Gräfin Alberti. Asa erhielt in der heiligen Taufe den Namen Maria Elisabeth, während ihre kleine schwarze Gefährtin Havra jetzt Maria Aloysia heißt.

Der Bürgermeister der Stadt Brüssel, C. de Brouckere, hatte vor Neujahr öffentlich angezeigt, daß er alle Stadtbeamten ꝛc. bitte, ihm keine Neujahrskarten zu schicken, indem er für jede unter tausend ihm nicht zugehende Karte den Armen der Stadt einen halben Franken geben werde.

Ein Würzburger Damenkleidermacher benützt die Photographie dazu, seinen auswärtigen Kunden stets die Abbildungen der neuesten Muster vorlegen zu können. Diese photographischen Copieen sind natürlich höchst getreu und für die Damen viel zweckdienlicher, als die umständlichste Beschreibung.

Die Noth der armen preußischen Hunde muß durch die „Maulkorbverordnung“ doch arg gewesen seyn, da ein gefühlvoller Fabrikant in der zu Berlin erscheinenden „Nationalzeitung“ Maulkörbe anzeigt, die nach anatomischen Regeln gemacht sind und wobei die Hunde fressen, saufen, bellen und vollständig gähnen, doch nicht beißen können.

In Frankfurt sind gegenwärtig 17 Tabaksfabriken, 65 Cigarrenläden; ferner 280 Läden, worin Tabak und Cigarren verkauft werden.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 5. Dienstag, 10. Januar 1854.

Der Mann auf dem Mittelthorthurme.

(Fortsetzung.)

Ich trat in die Thurmthüre. Eine enge und dunkle Wendelstiege führte mich nach unsäglich ermüdendem Gange ins Helle.

Ein Ach! drängte sich unwillkürlich über die Lippen, als das Auge das wundervolle Panorama durchschweifte, welches hier ausgebreitet vor ihm lag.

Dort das Schloß! Im Golde der Frühsonne schimmerten die uralten Mauern gar herrlich, durch welche sich das frische Maiengrün der Bäume hindurchdrängte; weiter herüber der Riesenstein mit seinen schönen Baumgruppen und der weltbekannten Sattler-Müllerei; dort oben brauste der Neckar von Ziegelhausen her in die letzte Bergschranke, ehe er die lachende Ebene erreicht. Hoch thürmte sich rechts der Kaiserstuhl, links die Granitmasse des Heiligenbergs; und da unten die Stadt mit ihrer Häusermasse, die so tief unter mir lag! Und als ich mich umwandte und, der Brücke folgend, den Philosophenweg, Neuenheim, Handschuchsheim und die ganze Dörfermenge bis hinab zum vereinsamten, stillen Mannheim überblickte und die Bergkette jenseits des Rheins, den silbernen Neckar und dort drüben den Rhein — o, da brach ich, Alles vergessend, in einen Ausruf des Entzückens aus.

Ich ging rund um die Gallerie herum und genoß den herrlichen Anblick. Da erschallte das Geläute, welches die Gläubigen zur Kirche rief, und wie mit einem Zauberschlag klang's von den Dörfern rings umher, getragen vom säuselnden Winde.

Der Eindruck war groß und gewaltig und hob die Seele zu dem Herrn des Himmels und der Erden empor.

Der Thürmer trat jetzt zu mir heran, mich grüßend und mir seine Verwunderung bezeugend, daß einmal ein Student zu ihm herauf gestiegen sey.

Es sey seltsam, meinte er, daß so selten Jemand daran denke, wie schön es hier oben sey und wie so reizend die reiche Gegend sich vor dem Auge entfalte, und wie so viel reiner die Luft sey, die man hier oben athme, gegen die drunten in den Gassen der Stadt.

Ein Blick auf den Mann bezeugte mir indeß vollkommen die Wahrheit und Richtigkeit der Aussage Schottler's.

„Das kann doch nicht von Allen gelten," sagte ich, „denn noch heute Nacht, oder vielmehr gestern Abend, hattet Ihr Besuch hier oben."

„Ich?" fragte der Thürmer — „da irren Sie. Es war Niemand hier."

„Ei," versetzte ich, „spieltet Ihr denn so herrlich das Violoncello?"

„Nein, wahrhaftig nicht!" versicherte er gutmüthig. „Aber das war eben kein Besuch; das that der alte Herr, der bei mir wohnt. Er hat einmal wieder gar schön gespielt — aber auch so schauerlich! Ach, das geht mir immer durch die Seele — und, glauben Sie mir, dann ist er recht gebeugt. Gestern war es jedoch anders. Erst spielte er wieder so wild, dann wurde er sanfter, und als da unten der Student, der neben dem Thurme wohnt, auch anfing und ein schönes Kirchenlied spielte, da ließ er den Bogen ruhen und faltete die Hände und sah mit weinendem Blicke hinauf zum Himmel; und dann spielte er mit dem da unten, und in seinem Gesichte sah ich zum ersten Male seit zehn Jahren eine Art von Heiterkeit. Heute ist er nun auch viel ruhiger und stiller und hat schon viel gebetet, was er sonst seltener that."

Diese Worte waren mir Himmelskost.

Digitized by Google

„Ist er denn irre?“ fragte ich.

„Gott behüte, nein,“ entgegnete der Thürmer; „aber er ist sehr traurig. Seit zehn Jahren wohnt er hier, und ich glaube, da unten wissen es die Leute nicht einmal. Manchmal ist er sehr unruhig; dann spricht er laut und oft schreckliche Worte. Aber ist so ein Sturm vorüber, so wird er wieder sanft wie ein Lamm, redet mit mir so freundlich und sanft, als ob er es gar nicht gewesen.“

„Wer ist er denn eigentlich?“

„Das weiß ich nicht.“

„Und wißt Ihr auch nicht, woher er ist?“

„Ebensowenig.“

Der Mann brach kurz ab.

Aber aus der Thür des Stübchens trat jetzt eine hohe, edle Gestalt.

Sechs Jahrzehnte hatten das Haar schon zu Schnee gebleicht, wenn es der Kummer nicht gethan; allein die Kraft der Gestalt hatten sie nicht beugen können. Hoch und stolz wölbte sich die Stirn. Nur das Auge sah düster, und diese Düsternheit stand im grellsten Contraste mit dem liebevollen und milden Ausdrucke des männlich schönen Gesichtes. Genauer betrachtet, zeigten sich Spuren des tiefsten Seelenleidens.

Als er mich erblickte und meinen ehrerbietigen Gruß kurz und ernst erwiedert hatte, wandte er sich auf die andere Seite des Thurms.

„Er ist sehr menschenscheu,“ sagte der Thürmer, „reden Sie ihn nicht an.“

„Das würde ich ohnehin nicht gethan haben,“ sagte ich und bat den Thürmer, mich allein zu lassen, indem ich ihm ein Geldstück in die Hand drückte.

Alles Räthselhafte, das uns im Leben begegnet, nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch und hat für den Geist einen eigenthümlichen Reiz. Ich könnte indessen nicht sagen, daß gerade das allein mir den Greis wichtig und bedeutungsvoll gemacht. Es war mehr als das.

In diesen Zügen lag etwas so Bekanntes und Ansprechendes, Etwas, was mich fast gewaltsam anzog; und zu diesem unbekannten Etwas, das ich mir nicht nachweisen konnte, gesellte sich das Gefühl für fremden tiefen Schmerz.

O, ich hätte dem Greis an die Brust sinken und sagen mögen:

„Schütte den Schmerz Deiner Seele in meine Brust aus; sie weiß auch, was Schmerz und Kummer heißt. Ich will mit Dir trauern und weinen, aber auch Dich trösten und den Schmerz Dir lindern!“

Er kam zurück, sah mit einem langen, durchdringenden Blicke an und verschwand innerhalb der Thüre zur Wohnung des Thürmers.

In meinen Gedanken versunken, blieb ich noch lange auf der Stelle, träumte mich zurück auf meinen Münster und schied dann still, aber mit dem Vorsatze, wieder zu kommen.

In meiner Wohnung angelangt, faßte ich den festen Entschluß, mich dem Greise zu nähern. Ich sann nach, wie ich das wohl bewerkstelligen könnte.

Nach langem Sinnen schien mir die Musik die Sprache zu seyn, die vermitteln könnte zwischen uns. Das lebhafteste Interesse erfüllte mich für den unbekannten Leidenden, den vielleicht der Menschen Tücke mit dem ganzen Geschlecht entzweit, den ich aber wieder mit ihm auszusöhnen für meinen heiligsten Beruf erkannte. Von nun an saß ich, sobald die Dämmerung kam, an meinem Fenster und spielte das Beste und Edelste, was ich kannte, spielte mit ganzer Seele oft bis spät in die lauen Sommernächte hinein.

Fast jeden Abend sah ich die hohe Gestalt an der Gallerie lehnen und meinem Spiele lauschen. Wenn das auf der einen Seite meiner Künstlereitelkeit auch schmeicheln mochte, so machte es mir auf der andern Seite um so größere Freude, weil ich merken konnte, daß ich, wenn auch langsam, doch sicher meinem Ziele näher rückte.

Der Thürmer referirte mir, wie ihm diese Unterhaltung zusage; wie er so lange aushalte, als ich spiele; wie er seitdem öfter mit ihm rede und sich nach mir erkundigt habe. Das sey sehr viel, meinte der ehrliche Mensch, denn eine solche Theilnahme an irgend etwas habe er seit langer Zeit nicht geäußert.

Nach einiger Zeit ging ich Abends einmal auf den Thurm, um mich der Aussicht zu freuen, die im hellen Mondschein einen eigenen Zauber haben mußte. Als die Zeit kam, wo ich sonst zu musiciren pflegte, trat der Greis auf die Gallerie und lehnte sich still an die Stelle, wo ich ihn jedesmal von meinem Fenster aus sehen konnte.

Ich faßte mir ein Herz und trat zu ihm.

„Ich störe wohl manchmal Ihre Ruhe durch mein abendliches Spiel,“ sagte ich, „darf ich um Ihre Verzeihung bitten?“

Ueberrascht wandte er sich zu mir, denn es schien, als habe er meine Anwesenheit gar nicht bemerkt.

„Ach,“ sprach er, „sind Sie der Violoncellist?

Digitized by Google

Nein, das darf ich nicht sagen; im Gegentheile, Sie haben einen alten Mann schon oft recht erfreut."

„Dann danke ich Gott!" sagte ich mit einer Bewegung, die sich selbst in dem Tone meiner Stimme bemerklich machte.

Er schwieg eine Weile, dann sprach er:

„Wohl ist es der schönste Triumph der Musik, daß sie erheitern kann und erheben und Frieden flößen in zerrissene Herzen."

„Ich habe das wohl erfahren," sagte ich.

Er sah mich forschend an.

„Sie?" fragte er — „junger Mann, wissen Sie, was Sie da sagen?"

Ich legte die Hand auf mein Herz und erwiederte:

„O, man muß noch nicht dem Greisenalter nahe stehen, um zu wissen, was tiefer Schmerz heißt."

„Das ist wahr," sagte er, „es hat ja jedes Menschenleben seine Passionszeit. Dem kommt sie frühe, jenem spät."

„Aber es hat auch jedes Leben sein Osterfest," setzte ich hinzu.

Er schüttelte den Kopf.

„O, glauben Sie fest und innig, das Osterfest kommt!" sagte ich. „Es schließt die Passion, und wenn dieselbe durch's ganze Leben gewährt hätte."

„Wohl Ihnen, wenn Sie das glauben können!" sprach er dumpf.

„Blicken Sie aufwärts," sagte ich, „Der, der die Sterne dort lenkt, der kennt den Schmerz seiner Kinder und sendet Frieden."

„Im Tode, ja."

„Gewiß," war meine Antwort, „aber auch noch diesseits des Grabes."

Er schüttelte die greisen Locken, reichte mir die Hand und sagte sanft:

„Schlafen Sie wohl, wenn Sie können!"

Er ging zur Thüre, kehrte aber noch einmal zurück.

„Junger Mann," sagte er, „wollen Sie die Bitte eines Mannes erfüllen, der dem Grabe nahe steht?"

Freudig bejahte ich dies.

„Dann spielen Sie wohl Abends wieder so, wie bisher!"

„Gerne, sehr gerne," sagte ich; „doch ich weiß, auch Sie spielen dies herrliche Instrument: dürfte ich wohl —" ich stockte und fürchtete, zu dreist zu seyn.

„Was denn?" fragte er sanft.

„Dürfte ich wohl bitten, mit Ihnen zusammen spielen zu dürfen?"

„Sie haben die Eisrinde meines Herzens geschmolzen," sagte er nach einer Pause, „und Ihre Theilnahme an einem Manne, der längst an kein menschlich Mitgefühl mehr glaubte, hat mich wie umgewandelt. Es sey. Ich will glauben, Gott habe Sie mir gesendet. Kommen Sie denn; ich erwarte Sie morgen. Und nun gute Nacht!"

Er ging.

Ich aber blieb in einer Stimmung, die ich schwer beschreiben kann, die mich aber noch nicht unter dem tiefblauen Sternenhimmel weggehen ließ. Ich dankte Gott, daß es mir gelungen war so weit. Jetzt hoffte ich mehr; ich hoffte Frieden in diese wunde Brust zu bringen.

Der Thürmer kam, um die zehnte Stunde zu blasen. Als dies beendet war, trat er zu mir hin.

„Junger Herr," sprach der einfache, biedere Mensch, „Sie üben eine wunderbare Macht über den alten Herrn aus. Seit Sie ihn durch Ihr Spiel erfreut, ist er ruhiger, milder geworden. Jetzt hat er gar mit Ihnen gesprochen. Das ist unerhört. Vielleicht gelingt es Ihnen auch, ihn wieder für die Welt zu gewinnen. Lassen Sie nicht ab!"

Ich erzählte ihm, daß ich nun wohl Abends mit ihm musiciren würde, was den Mann in das größte Erstaunen versetzte.

Ich ging endlich und — nie bin ich froher eingeschlafen!

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem häuslichen Leben der Aegypter.

(Fortsetzung.)

Die Aegypter sind große Liebhaber von reinem und starkem, auf die beschriebene Weise bereitetem Kaffee, und thun selten Zucker dazu (nur zuweilen wenn sie unwohl sind), und niemals Milch oder Rahm, oft aber etwas Cardamomsamen. Auch ist es gewöhnlich, die Tassen mit Mastix zu räuchern, und die Wohlhabenden geben dem Kaffee oft mit dem köstlichen Ambra einen angenehmen Geruch. Zu diesem Zwecke legt man gewöhnlich ein Karat (4 Gran) Ambra in den Kaffeetopf und macht es über dem Feuer flüssig, bereitet den Kaffee auf die angegebene Weise in einem andern Topfe und schüttet ihn, nachdem er sich

Digitized by Google

gesetzt hat, in den Topf mit dem Ambra. Manche bedienen sich des Ambra zu demselben Zwecke und auf andere Weise, indem sie ein Stück von etwa zwei Karat am Boden der Schale ankleben und dann den Kaffee aufgießen; ein solches Stück reicht dann für zwei bis drei Wochen aus. Dieses Verfahren wird oft von Denen angewendet, die gern immer selbst wohlriechenden Kaffee trinken, aber nicht allen ihren Besuchern denselben Genuß verschaffen wollen. Die Kaffeekanne wird zuweilen in einem Gefäß von Silber oder Kupfer mit glühenden Kohlen aufgetragen. Dieses Gefäß hängt an drei Ketten.

Die Aegypter halten viel auf Wohlgerüche: sie räuchern oft ihre Zimmer; ja zuweilen sogar Bart und Schnurrbart mit Tibet. Zum Räuchern der Zimmer bedient man sich am häufigsten einer geringern Sorte von Weihrauch. Benzoe oder Gawi (indisches Gummi) und Aloeholz werden ebenfalls gebraucht.

Bei kalter Witterung wird auf den Fußboden ein Kohlenbecken von verzinntem Kupfer mit glühenden Kohlen gesetzt, in welchem meist Räucherwerk gebrannt wird.

So wie der Aegypter ein Freund von Wohlgerüchen, ist er ein Liebhaber von stark gewürzten Speisen. Eine zum Frühstück sehr gewöhnliche Speise sind die „Ful-mudemmes", unsern Pferdebohnen ähnliche Bohnen, die eine ganze Nacht langsam in einem irdenen, flaschenartigen Gefäße, das fest zugestopft und bis an den Hals in der heißen Asche eines Ofens vergraben wird, Zeit brauchen, bis sie gar sind. Sie werden dann mit Leinöl und etwas Limonensaft zubereitet gegessen. So werden sie des Morgens auf den Märkten („Suks") von Cairo und andern Städten verkauft. Leute, die sich keinen großen Aufwand erlauben dürfen, genießen als Frühstück oft nur ein Stück Brod mit einer Art Salat, „Dukkah" genannt, der gewöhnlich aus Pfeffer und Salz mit Majoran, oder Minze, oder Kümmelsamen, und einer, oder einigen, oder allen folgenden Ingredienzien zusammengesetzt ist, nämlich: Koriander, Zimmet, Sesam und „Hommus" (oder Kichererbsen). Jeder Bissen Brod wird in diese Mixtur getunkt. Das Brod hat immer die Gestalt eines runden, flachen Kuchens und ist in der Regel nicht breiter als ein gewöhnlicher Teller und einen Finger dick.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Auf den 29 namhafteren Eisenbahnen der nordamerikanischen Freistaaten sind im Jahre 1852 nicht weniger als 162 Personen getödtet und 94 sonst beschädigt worden; jedoch ist hiebei zu bemerken, daß die Gesammtzahl der beförderten Reisenden sich fast an sieben und eine halbe Million belaufen hat. Durch Herabspringen von den Wägen, während die Züge in Bewegung waren, wurden 18 Personen getödtet und 7 beschädigt; durch Ueberfahren beim Gehen oder Stehen auf den Schienen wurden 76 Personen getödtet und 14 beschädigt. In Nordamerika hat man nämlich gewöhnlich bei den Wegübergängen keine Schranken und keine Bahnwärter.

Zu Wynaeker in Holland ist vor einigen Tagen im Alter von 66 Jahren die unter dem Namen Engeltje van der Vlies bekannte räthselhafte Person gestorben, welche, nach ihrer eigenen Angabe, seit dem Monat Mai 1818 nichts gegessen und seit dem 10. März 1822 nichts getrunken hatte. — Mehrere früher angestellte Versuche, zu ermitteln, ob und in welcher Weise bei der Sache ein Betrug obwalte, sollen zu keinem Ergebniß geführt haben. Bei der Leichenöffnung jedoch stellte sich, wie zu erwarten war, heraus, daß die Verstorbene noch kurz vor ihrem Tode Nahrung zu sich genommen hatte.

Vor hundert Jahren kostete in Frankfurt das Pfund Rindfleisch, ebenso Hammel-, Schweine- und Kalbfleisch, eines wie das andere, 6 Kreuzer. Die damaligen Fruchtpreise waren so niedrig, daß ein Laib Schwarzbrod von $2^1/_2$ Pfd. 5 Kr., ein Paar Weck von 18 Loth 2 Kr., ein Paar Milchbrod von 12 Lth. 2 Kr. und ein gemischt Brod von 22 Lth. 2 Kr. kostete.

Die Stadt Nantes wurde am 21. Dezember, Abends gegen 7 Uhr, von einem Erdbeben heimgesucht, dessen zweimal sich wiederholende Stöße und Erschütterungen heftiger waren, als bei dem Erdbeben vom 1. April.

Aus Java, von wo die Nachrichten bis zum 9. November gehen, meldet man, daß dort im Laufe des Jahres 1852 nicht weniger als 717 Tiger getödtet worden sind.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 6. Freitag, 13. Januar 1834.

Der Mann auf dem Mittelthorthurme.

(Fortsetzung.)

Mit Sehnsucht sah ich dem folgenden Abend entgegen. Als er endlich nahte, nahm ich mein Instrument und das Beste von meinen Musikalien, meist Duos, welche ich mit meinem theuern Pflegevater gespielt.

Ich wanderte die steile Treppe hinan. Der alte Herr hatte mich schon erwartet und führte mich durch des Thürmers enges Stübchen in ein etwas geräumigeres, dessen Fensterlein die herrliche Aussicht in die reiche Ebene von Mannheim bot. Das Ameublement war höchst einfach. Ein Tisch, zwei Stühle, ein Pult, ein Bücherschrank, über dem Pult ein schönes Christusbild in Oel, dann das Bett — das war Alles.

Freundlich empfing er mich. Ohne viel zu reden, setzten wir uns. Ich legte die Musik vor.

„Vortreffliche Auswahl!" sagte er — „sie ehrt Ihren Geschmack."

Er wählte ein Stück aus. Wir stimmten und begannen.

Ich gestehe gerne, daß ich mit Beschämung mich als Stümper diesem Meister gegenüber erkannte. Es lag in seinem Spiel eine Zartheit und Kraft zugleich, ein Wohllaut, der das Herz bewältigte. Selbst mein Pflegevater spielte so nicht. Und mit welchem Gefühle, mit welcher Präcision spielte er! Er schien aufzuleben, die Vergangenheit schien begraben.

Als das Stück geendet war und sein Bogen sank, konnte ich nicht umhin, meinem Gefühle Worte zu geben.

Er ging kurz darüber weg und lobte mein Spiel. Das Stück hatte ihm so gefallen, daß er vorschlug, es da capo zu spielen. Nun ging es noch besser. So flog der Abend hin. Ich ließ mein Instrument mit seiner Genehmigung stehen, weil ich ja wiederkommen durfte, und schied spät, mit wachsendem Wohlwollen von ihm entlassen.

Forthin war ich jeden Abend bei ihm. Immer näher schloß sich der Greis an mich. Schon nach einem Monat war es ihm zur Gewohnheit geworden, mich jeden Abend zu sehen. Ich lernte viel. Gern opferte ich meine Spaziergänge; gern zog ich mich mehr und mehr von dem Umgange der Studenten zurück, um diese höheren Genüsse mir zu verschaffen. Oft spielte er Solo; oft phantasirte er zum Entzücken. Ich sah, wie ein neues Leben in dem Greise aufging, wie er mich liebgewann; aber der Schleier des Geheimnißvollen, der über seinem Leben, seinem Geschicke lag, war immer noch undurchdringlich, und ich that nichts, um ihn auch nur im Mindesten zu berühren. Nicht einmal kam es zu einer Unterhaltung, die ein anderes Gebiet berührt hätte, als das der Musik. Er selbst besaß Ausgezeichnetes aus diesem Gebiete. So fehlte es uns nie an neuem vortrefflichen Stoff und jeder Abend brachte neue Genüsse.

Der Umgang mit dem ehrwürdigen Manne war mir nachgerade zum geistigen Bedürfnisse geworden. Ich konnte die Abende kaum erwarten. Bis zehn Uhr währte unsere Musik. So forderte es die Lebensordnung des Greises und meine Studien; denn mit dem grauenden Tage stand ich auf, um den Verlust der Abende zu ersetzen.

Endlich nahte der Schluß des Semesters.

„Werden Sie in den Ferien zu den Ihrigen gehen?" fragte mich der Greis eines Abends.

Ich bejahte es.

„So werde ich Sie schwer vermissen, junger Freund!"

„Desto erfreulicher wird mir, der ich Gleiches bekennen darf, das Wiedersehen seyn."

Digitized by Google

„Wenn!“ entgegnete er — „ich bin alt und des Lebens müde. Vielleicht finden Sie meinen Hügel. Dann“ — setzte er hinzu — „behalten Sie als Andenken mein Violoncello und meine Musikalien.“

Ich redete ihm das aus, und als die Ferien kamen, schied ich mit Wehmuth von dem Manne, der mir theuer geworden war.

Nach Straßburg zog mich das Herz mit unnennbarer Gewalt. Dort erwarteten mich ja liebende Herzen!

Ich flog der Vaterstadt zu.

O, wie pochte das Herz, als ich mit dem sinkenden Abend am Vaterhaus, am Münster vorüber kam! Wie pochte es in der Brust, als ich die Thür öffnete zur Stube, wo die Theuern wohnten!

Der Doctor saß da und phantasirte wieder auf dem Cello, und seine Schwester ruhte von des Tages Arbeit und horchte dem Spiele.

Da grüßte ich — und das Instrument flog in die Ecke, daß es donnernd grollte ob solcher Ungebühr — und ich lag an der Brust des edelsten Menschen.

Als das Licht kam, wurde ich gemustert.

„Nun,“ hieß es, „Du bist größer und männlicher geworden — siehst wohl aus“ u. s. w.

Dann, während die Tante, wie ich sie nannte, das Essen besorgte, mußte ich unbemerkt ein Examen rigorosum bestehen.

Aber das Gesicht des Examinators wurde immer heiterer, und er konnte es sich nicht versagen, mir seine Freude über die wohlangewendete Zeit zu bezeugen.

„Wie steht's denn mit dem Cello?“ fragte er jetzt.

„Wir können ja wohl eine Probe machen!“ sagte ich.

„Topp!“ rief er und drückte mir das Instrument in die Hand.

Ich spielte und — übertraf mich selbst.

„Alle Pest!“ rief der Doctor — „Junge, da muß ich die Segel bald streichen! Wo hast Du Dich denn so vervollkommnet?“

Nun mußte ich erzählen, und that's mit froher Erinnerung und seligem Bewußtseyn.

Der Doctor horchte aufmerksam.

„Du hast brav gehandelt, Albert,“ sprach er und drückte mir die Hand; „mag ein Geschick den Greis gebeugt haben, von welcher Art es sey, so ist es lobenswerth und schön von Dir, daß Du Alles aufgeboten, ihn zu erheitern, und eben so schön, Dich nicht in sein Vertrauen eingedrängt zu haben. Fahre so fort. Dir ist es wohlthätig, ihm heilsam, und Gott gebe seinen Segen dazu.“

Am andern Tage war mein erster Gang auf den Friedhof, der zweite auf den Münster.

Die Freude meines alten Freundes, des Thürmers, war groß. Mir kehrte die Vergangenheit zurück und die Gefühle wurden mächtig wieder erregt.

Ich war schon eine Weile oben gewesen, als der Alte, der mich mir selber überlassen hatte, zu mir kam.

„Bald hätte ich ja vergessen,“ hob er an, „Ihnen zu sagen, daß eine Person nach Ihnen gefragt hat, an welche Sie gewiß nicht mehr denken.“

Ich fühlte, daß eine dunkle Röthe mir auf die Wangen stieg, denn ich dachte an — Antonie!

„Rathen Sie einmal!“ sagte er lächelnd.

Ich stand nachdenkend da.

Endlich fuhr er fort:

„Erinnern Sie sich noch des kleinen freundlichen Mädchens, das einmal vor — ich weiß nicht wie viel Jahren Sie hier vor Ihrem Vaterhause weinend fand und dann mit Ihnen plauderte und weinte?“

In nicht geringer Bewegung bejahte ich seine Frage.

„Nun, die ist wieder dagewesen. Aber wie hat sie sich verändert! Damals noch Kind — jetzt eine blühende Jungfrau — was sag' ich? schön und mild und freundlich wie so ein Engel Gottes!“

Es ergriff mich eine seltsame, mir bisher ganz fremde Ungeduld. Ich konnte nicht erwarten, bis mir der alte Mann Näheres berichtete, und bestürmte ihn mit Fragen.

Er erzählte:

„Vor etwa drei Wochen kamen drei Fremde: ein altes Paar, das sehr verdrießlich und leidend dreinsah, und ein allerliebstes Püppchen von etwa achtzehn Jahren, so schön, wie ich es Ihnen vorhin bezeichnete. Der Herr sah dort hinaus, die Dame ging auf die entgegengesetzte Seite und das Mädchen trat zu mir — ich stand nämlich hier, wo Sie jetzt stehen.

„„Vor vielen Jahren bin ich schon einmal hier gewesen,““ hob sie zu plaudern an, mit einer Stimme, die etwas ungemein Einschmeichelndes hatte.

„Ich, meines Orts, konnte mich natürlich nicht mehr darauf besinnen, denn es kommen ja der

Digitized by Google

Fremden, wie Sie wissen, Tausende da herauf, und wer sieht sich so genau alle die Leute an?

„„Damals““ — fuhr sie fort und es stieg eine helle Gluth über das schöne Gesichtchen — „„stand hier ein Knabe und weinte,““ — ich wurde jetzt aufmerksamer —; „„er sah dort hinab auf das alterthümliche Haus und sagte mir, das sey sein Vaterhaus, aus welchem ihn böse Menschen vertrieben und aus dem sie ihm auch sein Mütterlein fortgetragen ins dunkle Grab.““

„Jetzt wußte ich's — ja, die ganze Scene von damals kam mir recht frisch in meine alten Gedanken, denn ich hatte die Kleine weinen sehen, als sie von Ihnen ging.

„Ich fiel ihr also rasch in die Rede:

„„Das war Albert!““

„„Richtig,““ bemerkte sie nicht ohne Erregung, „„er hieß Albert. — Was ist aus dem Knaben geworden?““

„„Hei!““ rief ich, froh, daß ich Ihr Lob einmal ausposaunen konnte — „„das ist ein schmucker junger Herr geworden, wie Milch und Blut, und brav, Mademoiselle, brav wie irgend Einer in der Welt. Ja, den sollten Sie sehen! Jetzt studirt er in Heidelberg als Doctor.““

„„Heidelberg!““ rief sie in seltsamem Tone und ein recht tiefer Seufzer arbeitete sich aus ihrer Brust herauf.

„Während wir so sprachen, rief die alte Dame, wie damals, mit ihrer gellenden Stimme: „„Antonie!““ Sie schrack zusammen.

„„Wenn er wieder hierher kommt, so grüßt ihn freundlich von mir — von Antonien!““ sagte sie, drückte mir ein Zweifrankenstück in die Hand und flog wie ein Pfeil davon.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem häuslichen Leben der Aegypter.

Anstandsregeln beim Essen.

Die Mittagsmahlzeit heißt „el-Ghada“ und die Abendmahlzeit „el-Ascha“. Zu bemerken ist hier, daß die Abendmahlzeit die eigentliche Hauptmahlzeit ist. In der Regel ist es Sitte, am Nachmittag zu kochen, und was von der Abendmahlzeit übrig bleibt, das wird Tags darauf, wenn keine Gäste da sind, zu Mittag gegessen. Der Hausherr speist gewöhnlich mit seiner Frau oder seinen Frauen und Kindern zu Mittag und zu Abend; doch gibt es manche, namentlich in den höheren Ständen, die entweder zu stolz dazu sind oder zu sehr von Gesellschaft in Anspruch genommen werden, um es, außer etwa hin und wieder einmal bei außerordentlichen Gelegenheiten, thun zu können; und selbst in den niedrigsten Ständen gibt es Männer, die kaum je einmal mit ihren Frauen oder Kindern essen. Wenn Jemand einen Freund besucht und die Stunde des Mittagessens herankommt, so ist es Schuldigkeit des Hausherrn, die Mahlzeit auftischen zu lassen; und dies wird in der Regel auch für nothwendig gehalten, wenn der Besuchende ein Fremder ist.

Jedermann wäscht, bevor er sich an den Tisch setzt, seine Hände und zuweilen auch den Mund, mit Seife und Wasser; oder läßt wenigens etwas Wasser auf seine rechte Hand gießen. Ein Diener bringt ein Becken und einen Krug („Tischt“ und „Ibrik“) von verzinntem Kupfer oder Messing. Ersteres hat einen durchlöcherten Deckel mit einem in der Mitte hervorragenden Behältniß für die Seife, und das Wasser, welches auf die Hände gegossen wird, fließt durch den Deckel in den unteren Raum ab, so daß, wenn das Becken einem Anderen gereicht wird, das Wasser, womit sich der Erste gewaschen hat, nicht zu sehen ist. Jeder Anwesende erhält ein Handtuch („Futah“).

Ein runder Präsentirteller („Siniyeh“ genannt) von verzinntem Kupfer oder bisweilen von Messing, in der Regel zwei bis drei Fuß im Durchmesser, wird auf ein Gestell von Holz („Kursi“ genannt) gesetzt, das ungefähr 15 Zoll hoch und oft mit Perlmutter oder Schildkrötenschale, Horn u. s. w. ausgelegt ist, und dient als Tisch. Runde Brodkuchen, zuweilen in der Mitte durchgeschnitten, nebst einigen Limonen, die ebenfalls zerschnitten sind, um auf der einen oder der andern Speise, die etwa Säure verlangt, ausgedrückt werden zu können, werden auf dem Präsentirteller am Rande herum gelegt, an jedem Platze liegt ein Löffel von Buchsbaum oder Ebenholz, oder von Schildkrötenschale, und das Brod dient oft als Teller. Dann werden in Schüsseln von verzinntem Kupfer oder Porzellan verschiedene Arten von Fleisch, Gemüse u. s. w. auf den Präsentirteller gesetzt, entweder nach allgemeiner Landessitte mehrere Schüsseln zugleich, oder nach türkischer Sitte nur eine Schüssel auf einmal.

Die Personen, welche an der Mahlzeit Theil nehmen, sitzen um den Präsentirteller auf dem Boden herum, jeder mit seiner Serviette auf den Knieen, oder, wenn der Präsentirteller nahe an dem Rande eines niedrigen Diwan steht, was oft der Fall ist, so sitzen Einige auf dem Diwan, die

Uebrigen auf dem Boden; wenn aber die Gesellschaft zahlreich ist, so wird der Präsentirteller in die Mitte des Zimmers gestellt, und man setzt sich rund herum mit einem Knie auf dem Boden, das andere (das rechte) hoch, und so können an zwölf Personen um einen Präsentirteller von drei Fuß im Durchmesser Platz nehmen. Sämmtliche Theilnehmer entblößen den rechten Arm bis an den Ellenbogen, oder schlagen die herabhängenden Enden ihrer Aermel auf.

Ehe man zu essen anfängt, spricht man „Bi-smi-Allah" (im Namen Gottes). Dies wird gewöhnlich mit leiser aber hörbarer Stimme gesprochen und von dem Hausherrn zuerst, und ist sowohl Tischgebet als auch zugleich eine Einladung, an dem Mahle Theil zu nehmen; und wenn Jemand mit „Bi-smi-Allah" oder „Tafaddal" (welches letztere in diesem Falle so viel bedeutet als: erweiset mir die Gunst, an dem Mahle Theil zu nehmen) angeredet wird, so muß er, wenn er die Einladung nicht annimmt, mit dem Worte „Heniän" („mag es wohl bekommen") oder mit einem ähnlichen Ausdruck ablehnen, weil man sonst fürchten würde, daß ein böser Blick auf die Speise gefallen sey; und man sagt, in der Speise, nach der Gelüst getragen (oder auf welche ein neidisches Auge gefallen), ist kein Segen. Aber die Art und Weise, wie die Aegypter oft einen Fremden drängen, mit zu essen, zeigt, daß das „Bi-smi-Allah" von einem unwiderstehlichen Gefühle der Gastfreundschaft eingegeben wird.

Der Hausherr fängt zuerst an zu essen, und die Gäste und übrigen folgen sogleich seinem Beispiel. Man gebraucht weder Messer noch Gabel; anstatt dieser Werkzeuge dienen der Daumen und zwei Finger der rechten Hand, aber Suppe und Reis und andere Speisen, die nicht anders genossen werden können, ißt man mit dem Löffel, und in manchen Fällen, die wir sogleich sehen werden, darf man beide Hände gebrauchen. Wenn mehrere Gerichte auf dem Präsentirteller stehen, so nimmt Jeder, wovon ihm beliebt, oder von allen der Reihe nach; wenn nur ein Gericht auf einmal aufgetragen wird, so nimmt Jeder etwas davon, und die Schüssel wird dann sogleich wieder weggenommen, um einer andern Platz zu machen. Ein delikates Stück herauszusuchen und einem Freunde vorzulegen, wird für eine besondere Höflichkeit gehalten. Die Sitte, mit den Fingern zu essen, wie in Aegypten und den übrigen östlichen Ländern üblich, ist bei weitem nicht so ekelhaft, als es sich die Europäer gewöhnlich vorstellen, die es nicht selbst gesehen haben, oder die diese Sitte nur nach unrichtigen Beschreibungen kennen. Jeder bricht ein kleines Stück Brod ab, taucht es in seinen Teller und führt es dann zugleich mit einem Bissen Fleisch, oder was sonst in der Schüssel ist, zum Munde. Das Stück Brod wird in der Regel zusammengelegt, so daß der Bissen Fleisch u. s. w. inwendig zu liegen kommt; und gewöhnlich werden nur der Daumen und die beiden ersten Finger beim Essen gebraucht. Wenn Jemand ein Stück Fleisch nimmt, das für einen Bissen zu groß ist, so legt er es gewöhnlich auf sein Brod.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die ganze holländische Härings-Flotte ist glücklich heimgekehrt. Im Jahre 1850 brachten 59 Schaluppen 6 Mill. Häringe, 1851 aber 63 Schaluppen 8 Millionen 100,000, 1852 betrug die Zahl der von 72 Schaluppen eingebrachten Fische 9.596,000 und 1853 brachten 77 Schaluppen 16,570,000 Stück Häringe; 6 Schaluppen machten diese Reise fünfmal, 17 viermal, 44 dreimal und 10 zweimal.

Die Auswanderung über Antwerpen ist im verflossenen Jahre sehr bedeutend gewesen. Es liefen nämlich 66 Auswanderer-Schiffe mit 15,562 Passagieren aus dem dortigen Hafen aus. Im vorhergehenden Jahre betrug die Zahl der Schiffe allerdings 68, die der Auswanderer aber nur 14,428. Während der letzten eilf Jahre sind aus dem Hafen von Antwerpen 578 Schiffe mit 100,889 Auswanderern ausgelaufen.

Ein amerikanischer Sklavenjäger folgte kürzlich einigen entlaufenen Sklaven auf kanadisches Gebiet, um sie zur Rückkehr in ihr früheres Patrimonial-Verhältniß zu bewegen. Die Ex-Sklaven jedoch ergriffen ihn, banden ihn an einen Baum und zählten ihm hundert Hiebe auf.

Die Bewohner von Cattaro (Montenegro) wurden am 12. Dezember, Nachmittags um 3 Uhr 55 Min., durch ein sechs Sekunden andauerndes Erdbeben erschreckt, das übrigens ohne Schaden zu verursachen vorüberging. Dasselbe soll auch in Ragusa vernommen worden seyn.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 7. Sonntag, 15. Januar 1854.

Der Mann auf dem Mittelthorthurme.

(Fortsetzung.)

„Als ich an die Stelle zurückkam, wo das Mädchen gestanden," fuhr der Thürmer fort, „lag einer ihrer Handschuhe da, den sie in der Hast verloren. Ich hätte ihr ihn gerne nachgetragen — aber wie sollte ich alter Mann das flüchtige Kind ereilen?"

„Habt Ihr den noch, Vater Jerome?" fragte ich mit pochendem Herzen.

Er lachte.

„Freilich hab' ich ihn noch," sprach er; „denn ich konnte mir wohl denken, daß er für Sie einen unschätzbaren Werth hätte. Ho! Unsereiner hat auch Ritter- und Liebesgeschichten genug gelesen aus der Bibliothek des Meister Stephan, des Buchbinders, meines Gevattermanns, um zu wissen, wie es jungen Herren zu Muth ist, wenn sie ein bischen verliebt sind."

Er humpelte fort und ließ mich in einer höchst aufgeregten Stimmung zurück.

Nach wenigen Minuten brachte er mir den Handschuh. Er war von gelblicher Seide und verrieth die kleine Hand, die ihn getragen.

Vor dem Alten mochte ich mir keine neue Blöße geben, ich steckte ihn also ohne Weiteres in meine Tasche. Aber ich fragte viel, sehr viel, um irgend eine Spur zu finden, irgend ein Merkzeichen, wohin sie sich gewendet haben könnte. Das Alles aber war und blieb umsonst; denn der alte Mann wußte natürlich nichts weiter, als was er mir bereits mitgetheilt. Nur Das sagte er noch, daß sie einen unverkennbaren Zug stillen Leidens in ihrem Gesichte gehabt, der ihm verrathen habe, daß sie wohl nicht ganz glücklich seyn möchte.

Da war denn mit einem Male ein Funken hinein geschleudert in die stille Welt des Herzens, der, zur Flamme wachsend, bisher unbekannte Räume erleuchtete! Da war denn der Phantasie ein Feld geöffnet, so weit und groß, daß sie sich endlos darinnen ergehen konnte! Da war denn nun mit einem Male der kleine Engel mit dem Heiligenschein und den Flügeln zu einer bildschönen Jungfrau geworden, die sich meiner erinnerte, die wohlwollend meiner gedachte, deren Reize selbst einen hochbetagten Greis noch mit Wohlgefallen erfüllten!

Wer zweifelt daran, daß nun meine Träume, wachend und schlafend, sie und nur sie sahen? daß ich mit den schönsten Farben das kleine Lockenköpfchen, dessen schöner Züge ich mich noch so lebhaft erinnerte, ausmalte, vergrößerte? daß, mit Einem Worte, die ganze Welt in den Hintergrund trat, und Antonie, umgeben von allem Zauber der Poesie und Romantik, meine Seele erfüllte?

O, ich hätte ja nicht ein Jüngling seyn müssen, es hätte ja die theure Erinnerung nicht in mir leben dürfen, wenn es anders hätte kommen sollen! Ich liebte mit ganzer Seele ein Ideal, und das stand als Götterbild auf dem Altar eines unentweihten Herzens. —

Ich kam zerstreut nach Hause, denn meine Gedanken schweiften in unbekannten Fernen. Ich haderte mit dem alten Jerome, daß er nicht gefragt, wer sie sey und wohin sie reise, und daß er nicht tausend andere Fragen gethan, die mich über Alles interessirten. Ich grollte mit meinen Professoren, die die Collegia so weit hinausgedehnt hatten; wären die Ferien früher gewesen, dann hätte ich sie vielleicht gesehen und dann gewiß das Alles gefragt, damit ich sie hätte wiederfinden können; oder — alles Das vergessen in ihrem Anblick. Kurz, ich machte es um kein Haar breit anders, wie alle jungen Leute meines Alters, wenn sie in einer ähnlichen Lage gewesen.

Digitized by Google

Mein Pflegevater wurde ganz irre an mir. Er brachte Nichts aus mir heraus. Als er am Abend ein Duo mit mir spielen wollte, wozu er eines Freundes Instrument geliehen, machte ich so unausstehlich dumme Streiche, verfehlte den Takt so schülerhaft, daß er nahe daran war, ärgerlich über mich zu werden.

Ich begriff aber nun recht gut, daß es Noth that, dem losen Spiele der Einbildungskraft Schranken und den Verstand möglichst an ihre Stelle zu setzen. So ging's dann besser und ich söhnte meinen Pflegevater wieder mit mir aus.

Eines Tages kam er auf meine durch seine Empfehlungsbriefe veranlaßten Bekanntschaften.

„Es ist mir recht aufgefallen," sagte er, „daß Du mir doch gar nichts von dem Professor *** schriebst, nach welchem ich Dir aufgetragen, Dich zu erkundigen. Ich habe ihn gut gekannt, sehr werth gehalten, später manches Beklagenswerthe von ihm gehört, dann aber nichts mehr während vieler Jahre."

Ich erinnerte mich jetzt auf's Genaueste, daß ich allerdings des Doctors Auftrag erfüllt, aber das an sich sehr dürftige Resultat meiner Erkundigungen ihm mitzutheilen vergessen hatte. Ich entschuldigte mich mit dem Einflusse der ersten Zeit meines Lebens in der neuen Welt der Universität, was auch allein der Grund meiner Vergessenheit gewesen war, und gab ihm dann die Details, welche ich über besagten Professor erfahren, den man übrigens sehr hochgeachtet zu haben schien.

Was ich in Erfahrung gebracht, war, daß der unglückliche Mann in sehr traurigen ehelichen Verhältnissen mit einer verworfenen Frau gelebt, von der er sich zuletzt mußte scheiden lassen, und die dann mit ihrem ansehnlichen Vermögen sich an einen Schauspieler gehangen und verschwunden sey. Er habe seine Professur niedergelegt, sey weggezogen und Niemand wisse, was aus ihm geworden sey.

Das war ungefähr Alles, was ich erkundet hatte.

Das Loos des Mannes bewegte meinen Pflegevater sehr, denn er verdankte dem edlen Manne Vieles, dessen Geschick eine so betrübende Wendung genommen. —

Unter vielen Zerstreuungen vergingen die kurzen Ferien.

Ich kehrte zurück zu der Aula Ruperto-Carolina, zu meinen Studien, zu meinem alten Freunde, dessen Namen ich nicht einmal kannte. — Wie groß war des Greises Freude! wie herzlich bewillkommnete er mich! Wie klagte er, daß die Tage so langsam hingeschlichen seyen und daß ihm das Spiel auf seinem Instrumente gar keine Freude habe machen wollen.

Alles kam nun wieder in den alten geregelten Gang. Ja, ich darf wohl sagen, daß es in diesem Gange blieb während dreier Jahre.

Mein jugendliches Alter ließ mich stumm über meines alten Freundes Schicksale, und ich blieb stets in ehrerbietiger Ferne, wie groß auch das Vertrauen war, das zwischen uns stattfand. — Nur das hatte ich vernommen, daß er Werner hieß und unter dieser Adresse Briefe und Gelder ankamen, deren er zu seiner sehr bescheidenen Subsistenz bedurfte.

Wie gesagt, meine Studienzeit war abgelaufen, das Triennium absolvirt und der alte Doctorhut saß auf meinem jungen Kopfe mit allen Ehren. Daß hiermit meine Vorbereitungen zu meinem ärztlichen Berufe enden sollten, war durchaus nicht die Meinung meines Pflegevaters; vielmehr sollte ich noch Würzburg und sein berühmtes Juliushospital, Wien und sein wohlbekanntes Krankenhaus, Berlin und seine Charité besuchen, und dort praktisch mich zurechtfinden lernen am Krankenbett und bei den Operationen.

Ich will nicht verhehlen, daß mir diese Aussichten höchst erfreulich waren, denn mein Durst nach Wissen und Vervollkommnung war stets gewachsen, je tiefer ich in die Schachte einer Wissenschaft hinabgestiegen war, deren Wesen noch ein verschleiertes Isisbild, ein großes, nicht gelöstes Räthsel ist.

Aber auch das sey ohne Hehl bekannt, daß ich von Heidelberg sehr ungern schied. Wer könnte wohl gern einen Ort verlassen, dem er so Vieles verdankt, den die Natur mit so verschwenderischem Reize ausgestattet hat? Und bei mir trat wirklich die Trennung von dem ehrwürdigen Werner hinzu. O, ich durfte mir ja gestehen, daß mein Umgang wunderbar ihn verändert hatte, daß seine ganze Seele mit immer wahrhaft väterlicher Liebe an mir hing. Es gab Momente, wo er mit sich selbst im Kampfe lag, ob er das schreckliche Siegel lösen sollte, das seine Lippen geschlossen hielt, zu sprechen über ein Leben, dessen Glück furchtbar mußte zertreten worden seyn; aber stets schien ihn eine unsichtbare Macht zurückzuhalten.

Ich mied jede Gelegenheit, weil ich, ich gesteh' es gern, mich fast fürchtete, diese Geschicke kennen zu lernen, die in der That schrecklich mußten gewesen seyn. Sprach ich von meiner Abreise, dann traten Thränen in seine Augen,

Digitized by Google

und als die Zeit derselben wirklich herbeigekommen war, sagte er wehmüthig:

„Ich habe wohl gewünscht, Sie möchten mir die Augen zudrücken — doch es soll nicht seyn!"

Ich mußte ihm versprechen, oft, recht oft ihm zu schreiben.

Von seinem Segen begleitet, zog ich bewegten Herzens ab. Aber ich habe mein Versprechen redlich gehalten, bis ich ihn wieder sah.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem häuslichen Leben der Aegypter.

(Fortsetzung.)

Speisen und Getränke.

Die Speisen bestehen in der Regel größtentheils aus geschmortem Fleisch mit geschnittenen Zwiebeln, oder mit einigen eßbaren Hibiscus- (Eibisch-) Schoten oder anderem Gemüse; aus einem würzhaften, gedämpften Fleischgericht mit Zwiebeln; aus einem Gericht, bestehend aus Weinblättern oder Stückchen von Lattich- (Salat-) Blättern oder Kohlblättern mit einer Mischung von Reis und kleingehacktem Fleisch (mit Salz und Pfeffer, Zwiebeln, oft mit Knoblauch, Petersilie u. s. w. gewürzt), die in die Blätter gewickelt und dann gekocht wird; aus Gurken, oder aus Früchten von der Eierpflanze, oder aus einer Art Kürbissen von der Größe und Gestalt einer kleinen Gurke, welche alle mit derselben Mischung gefüllt sind, wie die oben erwähnten Blätter; ferner aus kleinen Stückchen Hammelfleisch, die an Spießen gebraten werden. Manche Gerichte bestehen auch ganz aus Gemüsen, wie Portulak, Kohl, Spinat, Bohnen, Linsen, Lupinen, dann in kleine Stücke zerschnittenen Kürbissen, Colocasia u. s. w. Fisch mit Oel aufgetragen ist auch ein gewöhnliches Gericht.

Die meisten Speisen werden mit ausgelassener Butter gekocht und sehr fett bereitet. Die Butter ist in der heißen Jahreszeit vollkommen flüssig.

Ausgebeintes Geflügel mit Weinbeeren, Pistaznüssen, geriebenem Brod und Petersilie ist ein nicht ungewöhnliches Gericht, und selbst ein ganzes junges Lamm mit Pistaznüssen rc. gefüllt, wird zuweilen aufgetragen.

Süßigkeiten werden oft mit geschmortem Fleisch gegeben, wie z. B. rothe Brustbeeren, Aprikosen, Pfirschen rc. Ein sehr beliebtes süßes Gericht ist ein aus Weizenmehl bereitetes, das unsern Fadennudeln gleicht, aber feiner ist; es wird in ausgelassener Butter gebraten und mit Zucker oder Honig süß gemacht.

Ein Gericht von Wassermelonen bildet gleichfalls einen Theil der Mahlzeit. Die Melonen werden ungefähr eine Viertelstunde vorher zerschnitten und der Luft ausgesetzt, damit sie durch Verdunstung des Saftes abkühlen. Man muß aber dabei immer Acht geben, daß nicht eine Schlange dazu kommt und die Melone durch einen Biß vergifte; denn diese Thiere sollen die Wassermelonen besonders lieben und in großer Entfernung riechen. Wassermelonen sind in Aegypten sehr häufig und meist sehr schmackhaft und gesund.

Ein Gericht von mit Butter gekochtem Reis beschließt in der Regel das Mahl. In den Häusern der Reichen aber folgt noch ein Napf süßen Getränkes, das aus Wasser mit darin gekochten Weinbeeren und Zucker besteht, in welches, wenn es abgekühlt ist, ein wenig Rosenwasser gegossen wird. Oft ersetzt dessen Stelle die Wassermelone.

Die hauptsächlichsten und besten Früchte in Aegypten sind Datteln, Weintrauben, Orangen und Citronen verschiedener Art, verschiedene Feigenarten, Granatäpfel, Bananen und eine große Menge Melonen.

Der Aegypter ißt sehr mäßig, obwohl schnell. Jedermann sagt, sobald er mit essen fertig ist: „El-hamdu li-llah" (Lob sey Gott) und steht auf, ohne zu warten, bis die Andern fertig sind. Dann wäscht er seine Hände und Mund mit Seife und Wasser. —

Das einzige Getränke bei Tische ist Wasser aus dem Nil, oder zuweilen, an den Tischen reicher Leute, Scherbet. Die Araber trinken wenig oder gar kein Wasser während des Essens, aber gleich nachher einen tüchtigen Schluck. Das Nilwasser ist gut, aber das Brunnenwasser in Cairo und andern Theilen Aegyptens hat einen etwas salzigen Geschmack. Die Wasserkrüge, welche aus einer grauen, porösen Erde gemacht werden, die das Wasser durch Verdunstung vortrefflich abkühlt, sind inwendig oft durch Rauch von einer harzigen Holzart geschwärzt und dann mit Mastix ausgeräuchert. Manche gießen in die Flaschen oder Krüge auch ein wenig Orangeblüthenwasser, was dem Inhalte einen sehr angenehmen Geschmack gibt.

Ehe man trinkt und wenn man getrunken hat, werden stets dieselben Ausrufungen wiederholt, wie vor und nach dem Essen; ebenso auch jedesmal, wenn man während der Mahlzeit trinkt, und jeder Anwesende sagt dann: „Mag es Genuß

bringen!" (Heniän!) — worauf man entgegnet: „Gott verschaffe dir Genuß!" (Allah jehennik!).

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber die Ausdehnung Rußlands lesen wir in einem neuen geographisch-statistischen Werke:

Vom nördlichen Eismeer bis an das kaspische Meer, von Amerika aus über Asien und Europa bildet Rußland ein zusammenhängendes Reich von 343,000 Quadratmeilen, doppelt so groß, als unser ganzer Welttheil. Von keinen hohen Gebirgen aufgehalten, weht ein eisiger Nordwind über die weiten Flächen; der Obstbaum gedeiht nur in wenigen Gegenden, Wein nur in der Krim, im Mittelrußland der Roggen, im Süden der Weizen; fruchtbarer Boden wechselt ab mit Wäldern, Seen, Steppen und Morästen; langsam fließen in der niedrigen Abdachung die größten Ströme den unwirthbaren Meeren zu.

	Q.M.	Einwohner.	pr. Q.M.
Sibirien und das amerik. Rußland enthält .	241,000	3,000,000	12
Trans-kaukasische Länder u. kaspisches Gebiet .	3,100	2,390,000	739
Europ. Rußland (mit Polen u. Finnland) . .	98,900	60,100,000	608
Summa	343,000	65,490,000	

Sogar in diesem letztern Theile rechnet man gegen 30,000 Quadratmeilen unkultivirtes Land und öde Steppen.

Dieses ungeheure Gebiet bewohnt oder durchzieht ein mannigfaltiges Gemisch von Völkern: Finnen und Letten, Tartaren und Armenier, Juden (1½ Million), Kosaken (1 Million) — weit überwiegen mit 48 Millionen die herrschenden Russen und die griechische Kirche.

Ein nothwendiger, unerschütterlicher Absolutismus hält diese Massen in Gehorsam — seine Stütze ist das Heer, dieses ist die Seele des Reichs, sein Stolz, Bürgschaft und Gewähr der Alleinherrschaft.

Nach dem neuesten Militär-Etat von 1853 besteht die gesammte Kriegsmacht dieses Reiches aus:

Disponible Armee .	486,000	Mann mit	996	Gesch.
Erstes Aufgebot der Reserve	98,000	" "	192	"
Zweit. Aufgebot der Reserve	115,000	" "	280	"
Zusammen .	699,000	Mann.	1468	Gesch.

Bei der disponiblen Armee ist mit begriffen: das Gardecorps (70,000 Mann) — 74 Bataillone und 109 Schwadronen.

Reguläre Truppen zu besondern lokalen Zwecken: Innere Wacht, Kaukasus, Orenburg u. s. w. circa 200 000 Mann mit 180 Geschützen, wozu noch die Veteranen und Invaliden, im Ganzen circa 100,000 Mann, kommen. — Die irregulären Truppen von der chinesischen Grenze bis zum schwarzen Meere, die Kosakenmacht, wird zu 33,000 Mann Infanterie, 93,000 Mann Cavallerie mit 216 Geschützen (reitende Artillerie) berechnet.

Die Flotten des baltischen und schwarzen Meeres bestehen aus: 60 Linienschiffen von 70 bis 120 Kanonen, 37 Fregatten von 40 bis 60 Kanonen, 70 kleineren Kriegsschiffen und 40 Dampfschiffen — sie führen zusammen 9000 Geschütze.

Eine solche Macht, der kaiserliche Hof und eine treffliche Diplomatie nehmen den größten Theil der öffentlichen Einkünfte dieses großen Staates in Anspruch, dessen genauer Finanzzustand ein Geheimniß und nur seine Staatsschuld (ohne das Papiergeld) mit 1606 Mill. Franken bekannt ist.

In den Straßen Batavia's lagern die Taglöhner, mit Damspiel sich beschäftigend. Auf den Trottoiren wird mit Kreide durch einige Striche das Brett bezeichnet; die schwarzen Felder werden gekreuzt, die Figuren bilden kleine Steinchen, die man sich schnell sucht — Jeder wählt sich seine Farbe. Die Spieler strecken sich nachlässig hin und rauchen dabei ihre Strohcigarre.

Im nördlichen Frankreich fängt man an, die Fabrikation des Alkohols (starken Weingeistes) aus Runkelrüben in so großartigem Maßstabe zu betreiben, daß man glaubt, die Produktion des weinbauenden Südens werde bald überflügelt seyn.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 8. Dienstag, 17. Januar 1854.

Der Mann auf dem Mittelthorthurme.

(Fortsetzung.)

In Würzburg weilte ich ein Jahr, dann ging ich nach Berlin, zuletzt nach Wien. Was soll ich sagen von diesen drei Jahren? Sie flossen hin im strengsten Dienste der Wissenschaft, welcher ich mich gewidmet. Kein Ereigniß trat störend oder fördernd in den ruhigen Entwickelungsgang, der mein inneres und äußeres Leben verfolgte.

Ob ich im reiferen Alter die schönen Träume meiner Jugend fortträumte? ob das schöne Ideal meiner Seele blieb? — Selbst auf die Gefahr hin, als Schwärmer belächelt zu werden, antworte ich mit der Hand auf dem Herzen: Ja!

Ich habe oft Gelegenheit gehabt, die liebsten Mädchen kennen zu lernen, Zierden ihres Geschlechts. Aber wenn sie je Eindruck auf mein Herz gemacht, so war es eine flüchtige Aehnlichkeit mit den Kinderzügen Antoniens, die mir so klar und unverwischt vor der Seele standen. Suchte ich mich aber genauer mit einem solchen Aehnlichkeitszuge vertraut zu machen, so verschwand er wieder, weil er eben nur ein unbedeutender war.

So blieb mein Herz frei. Ich war wohl nüchtern und verständig genug, mir zu sagen, daß im Grunde dies seltsame Thun eine Art thörichten Götzendienstes vor einem Phantasiegebilde sey — denn wo war diese Antonie? sah ich sie jemals wieder? war sie, die jetzt zwanzig Jahre zählen durfte, nicht längst vielleicht die Gattin eines Andern, wenn sie überhaupt noch lebte?

Und dennoch! — O, wer enthüllt die Tiefe des menschlichen Wesens? wer löst die Räthsel des Gefühls? — Wer wagt es, sie wegzuleugnen, die unsichtbaren Fäden, die uns leiten? — Wer vermag eine gewisse Vorherbestimmung gänzlich zu bezweifeln und einer dunklen Ahnung zu widersprechen, die oft das Innerste der Seele durchbebt? — Mir war's oft, als flüstere mir mein Schutzgeist leise in die gläubig forschende Seele: Du wirst sie wiedersehen und wiederfinden, um sie nicht wieder zu verlieren! —

Es war nicht lange vor meiner Abreise aus Wien, daß ich wieder einmal Morgens in das Krankenhaus trat. In der letzten Zeit hatte ich nämlich, da es Sommer war, eine Reise nach Ischl und ins Tirol gemacht; hatte dann die nächsten Umgebungen Wiens beschaut und, was Wien selbst Sehens- und Hörenswerthes besaß, genossen.

Ein junger Arzt aus dem Nassauischen, den ich früher schon kennen gelernt hatte, erzählte mir im Heimwandeln interessante Krankengeschichten aus der letzten Zeit.

„Die interessanteste Kranke aber haben wir jetzt," fuhr er redselig fort, „theils wegen ihrer selbst, theils wegen der wunderschönen Tochter, welche sie selber pflegt. Bei dieser Frau zeigt sich die furchtbare Macht des Gewissens auf eine entsetzliche Weise. Für Sie, der Sie in Heidelberg studirt haben, muß die ganze Erscheinung noch wichtiger seyn."

„Wie so?" fragte ich mit Neugierde.

„Sie spricht so oft von Heidelberg, daß ich glauben muß, sie sey da her."

„Und was spricht sie denn?" fragte ich ziemlich gleichgiltig; denn was konnte mich eine mir unwichtige Heidelbergerin interessiren?

„Sie war, das geht aus ihren Reden hervor, einst eines Professors Frau."

Jetzt wurde ich aufmerksamer.

„Nannte sie nicht den Namen ***?" fragte ich rasch.

„Den nannte sie und nennt ihn oft. Sie klagt sich selbst laut an, ihn verrathen, ihm die eheliche Treue gebrochen zu haben und mit einem schlechten

Digitized by Google

Menschen davongegangen zu seyn, der sie um das Ihrige gebracht und sie hier ins Elend gesetzt habe, nachdem sie früher schon das reichste Maß des Unglücks erschöpft hätte durch die Verworfenheit dieses Menschen. Sie verlangt nach ihrem ersten Manne, um seine Verzeihung zu erhalten, und es ist, als ob der Geist die morsche Hülle nicht verlassen könnte, bis dieser Gluthwunsch Befriedigung gefunden. Ich sage Ihnen, der Zustand ist schauderhaft. Aber Niemand leidet mehr, als die schöne Tochter, deren Zukunft wahrhaft verzweifelt ist, denn sie ist arm. Dabei leidet sie schrecklich durch die Geständnisse der oft rasenden Mutter. Sie schläft bei der Tochter des Portiers und erträgt das Uebermaß ihres Wehes mit der Geduld eines Engels."

Während dieses Gespräches waren wir zu der Anstalt gelangt. In meinem Kopfe ging Seltsames herum. Konnte ich vielleicht die Frau mit der Nachricht beruhigen, der Professor sey todt? Denn daß dies der Fall, bezweifelte in Heidelberg Niemand.

Mit meinem Freunde trat ich ein und er führte mich zu dem Saale, wo ich die Unglückliche finden sollte.

Ich gestehe, daß mir das Herz pochte, denn der schmählich mißhandelte Gatte, obwohl ich ihn nie gekannt, war ja meinem lieben Pflegevater theuer — und so stand er ja auch mir nahe genug.

Als ich eintrat in den Saal, hörte ich die lauten Ausbrüche ihrer Verzweiflung von ferne, sah sie dann die Hände ringen auf eine herzergreifende Weise.

Vor dem Bette kniete eine jugendliche Gestalt, die ihr Haupt in die betend gefalteten Hände gelegt hatte und so mit beiden zu Füßen des Bettes auflag.

Ich trat jetzt nahe zu ihr hinan.

Der schneidend widrige Ton der Stimme, die ich hörte, fiel mir auf — es war mir, als ob ich ihn schon einmal in meinem Leben gehört hätte.

Ich sah ihr in das Antlitz, das schon ganz die facies Hippocratica zeigte, und schauderte vor dem Greuel der Seelenqual, die sich hier so sehr erkennen ließ.

Da rief sie:

„O führt mir ihn her, daß er mir verzeihe und ich sterben kann!"

„Er ist hinübergegangen!" sagte ich mit dumpfer Stimme zu ihr — „ich komme von Heidelberg!"

Sie richtete sich jetzt blitzschnell auf, starrte mich entsetzlich an und fragte:

„Ist er todt?"

„Er ruht. Droben finden Sie ihn!" sagte ich ernst.

Sie sank zurück — und war todt.

Jetzt erst fiel mein Blick auf das Mädchen, das, während ich zu der Kranken gesprochen, den Kopf erhoben hatte. Leichenblaß starrte auch sie mich an — aber — wer schildert mein Gefühl! — — es war Antonie!

„Antonie! Antonie!" rief ich aus — „finde ich Dich wieder!"

Sie erhob sich rasch bei diesem leidenschaftlichen Ausruf.

„Um Gotteswillen!" sagte sie bebend — „wer sind Sie?"

„Albert bin ich!" rief ich — „der Knabe vom Münster, mit dem Du einst geweint in einer schweren Stunde!"

Sie faltete ihre Hände vor der angstvoll pochenden Brust und ein Strahl milder Freude zuckte über das leidende Antlitz.

„Großer Gott!" sagte sie dann — „wie sind deine Wege wunderbar! — Aber was sagten Sie von meinem guten Vater, ist er wirklich nicht mehr unter den Lebenden? — Haben Sie ihn gekannt?"

„Ich kannte ihn nicht," erwiederte ich ihr; „wohl aber mein Pflegevater sehr genau. Er soll todt seyn."

Sie zitterte heftig und reiche Thränen perlten über die bleichen Wangen.

„So werde ich bald allein in dieser Welt dastehen!" sagte sie traurig.

„Dem ist wohl so," versetzte ich, „und doch nicht so! Ihre Mutter hat ausgelitten — danken Sie Gott, daß der furchtbare Kampf ihrer Seele geendet."

Mit einem heftigen Schrei sank sie ohnmächtig nieder.

Schnell waren einige Wärter da, die mir hilfreiche Hand leisteten. Wir brachten sie hinab zum Portier, wo sie schlief und wohnte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem häuslichen Leben der Aegypter.

(Fortsetzung.)

Obgleich wir in den lieblichen Erzählungen der „Tausend und Einen Nacht" oft lesen, daß die

Digitized by Google

Fleischtafel weggenommen und die Weintafel aufgetragen wird, so wird doch dieses verbotene Getränke, sowohl während des Mahles, als auch zu anderer Zeit, von den heutigen Muslimen in Aegypten nur selten in eine Gesellschaft gebracht. Manche jedoch fröhnen mit auserwählten Zirkeln ihrer Bekanntschaft dem Genusse des Weines. Die Diener eines Mannes, der dieser Gewohnheit zugethan ist, kennen diejenigen seiner Freunde, denen sie, wenn sie gerade kommen, während er sich diesem unerlaubten Vergnügen überläßt, Einlaß gestatten dürfen; allen anderen aber sagen sie, der Herr sey ausgegangen oder er schlafe. Solche Leute trinken sowohl vor als nach dem Abendessen Wein.

Die Aegypter haben verschiedene Arten von Scherbet oder süßen Getränken. Die gewöhnlichste Art ist bloßes Zuckerwasser, aber sehr süß; eine andere Art ist Limonade; eine dritte Art, die am höchsten geschätzte, wird aus einem sauern Eingemachten bereitet, das aus Veilchenblüthen besteht, die gestoßen werden; nachdem sie vergohren, wird der Saft, stark mit Zucker vermischt, getrunken. Eine vierte Art wird aus Maulbeeren, eine fünfte aus Sauerampfer bereitet. Es gibt auch eine Art Scherbet, die man häufig auf den Straßen verkauft und die aus Weinbeeren gemacht wird; eine andere Art, die ein starker Aufguß von Lakarizenwurzel ist, und noch eine Art, die aus der Frucht des Heuschreckenbaumes (Akazie) bereitet wird.

Die Scherbetgläser werden auf einen runden Präsentirteller gestellt und mit einem runden Stück gestickter Seide oder Goldbrokat bedeckt. Am rechten Arm Desjenigen, der den Scherbet überreicht, hängt eine große, lange Serviette, die an beiden Seiten mit einem breiten gestickten Rande von Gold oder bunter Seide verziert ist. Diese wird zum Schein dargereicht, um, wenn man getrunken, die Lippen damit abzuwischen, dient aber eigentlich nicht sowohl zum Gebrauch, als vielmehr blos zum Pomp, da man selten oder nie die Lippen damit berührt.

Gewohnheiten in und außerhalb des Hauses.

Die Glieder einer wohlhabenden ägyptischen Familie können ihre Zeit sehr angenehm hinbringen; sie thun es aber in der Regel äußerst still. Wenn der Aegypter nicht durch regelmäßige Geschäfte in Anspruch genommen wird, so bringt er den größten Theil des Tages hin, indem er spazieren reitet oder Besuche macht, oder er raucht und schlürft seinen Kaffee, oder er opfert des Morgens eine oder einige Stunden den Genüssen eines öffentlichen Bades. Zu Mittag hat er seine Gebete zu sagen, wenn er die Pflichten erfüllen will, die ihm seine Religion auferiegt. Gleich nach Mittag setzt er sich zu Tische; dann nimmt er wieder die Pfeife und eine Tasse Kaffee, und bei heißer Witterung hält er gewöhnlich ein Mittagsschläfchen. Oft zieht er sich in den Harim zurück, um zu ruhen, wo eine Frau oder eine Sklavin über seinem Schlafe wacht. Von der Zeit des Nachmittagsgebetes bis Sonnenuntergang (die nächste Gebetszeit) raucht er wieder eine Pfeife und trinkt eine Tasse Kaffee entweder in Gesellschaft eines oder einiger Freunde zu Hause oder auswärts. Bald nach Sonnenuntergang ißt er zu Nacht.

Die Männer besuchen des Abends oft ihre Freunde zu oder nach dem Nachtessen. Gewöhnlich bedienen sie sich bei diesen und ähnlichen Gelegenheiten einer Taschen- oder Klapplaterne aus Leinwand, die mit Wachs getränkt und über Drahtringe gespannt ist, mit einem Deckel und Fuß von Kupfer.

Wenige Aegypter bleiben im Sommer länger als bis drei oder vier Uhr (d. i. drei oder vier Stunden nach Sonnenuntergang, indem man zu allen Jahreszeiten die Stunden stets von Sonnenuntergang an zählt) in der Nacht auf; im Winter dagegen oft fünf bis sechs Stunden.

Auf diese Weise wird der Tag gewöhnlich von allen Denen zugebracht, die kein regelmäßiges Geschäft zu besorgen haben, oder wenigstens keins, das ihre persönliche Aufsicht erfordert. Krämer und Handwerker aber begeben sich bald nach dem Frühstück in ihre Läden oder Werkstätten und bleiben dort beinahe bis zu Sonnenuntergang.

Hier haben sie Muße zu rauchen, so viel sie wollen, und die Kunden leisten ihnen dabei oft Gesellschaft. Manchen derselben bietet der Kaufmann zuweilen seine eigene Pfeife an, wenn sie die ihrige nicht bei sich haben, nebst einer Tasse Kaffee, die im nächsten Kaffeeladen zu haben ist. Ein großer Theil des Tages vergeht so in angenehmem Geplauder mit Kunden oder den Inhabern der nebenan befindlichen oder der gegenüber liegenden Läden. Die Gebete werden in der Regel gesagt, ohne daß man sich aus dem Laden entfernt. Bald nach dem Mittagsgebete, oder auch früher oder später, genießt der Krämer eine kleine Mahlzeit, etwas Käse und Brod, oder eingemachte Früchte u. s. w. (was ihm ein Knabe oder Mädchen aus seinem Hause bringt oder vom Markte her holt), und wenn gerade ein Kunde da ist, so nöthigt er

Digitized by Google

ihn oft, an seinem Mahle Theil zu nehmen. Eine große irdene Flasche mit Wasser muß immer im Laden seyn, die, wenn es nöthig ist, von einem vorübergehenden „Sakka" oder Wasserträger frisch gefüllt wird. Am Abend kehrt er in sein Haus zurück zur Hauptmahlzeit und begibt sich dann bald zur Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Brodsurrogate.) Zu solchen kann man Weißrüben, Gelbrüben, Dickrüben (Zuckerrüben) vorzugsweise ihrer Billigkeit wegen verwenden. Dieselben sind sowohl frisch, als auch getrocknet dazu zu gebrauchen. Im letztern Falle wird die Masse, sobald der Saft ausgepreßt ist, gut getrocknet und vor dem Gebrauche mit heißem Wasser angebrüht. Wer in der Nähe von Zuckerfabriken wohnt, kann die Abfälle der Runkelrüben hiezu passend verwenden. Das Verfahren bei Zubereitung und Anwendung dieser Brodsurrogate ist folgendes:

1) Mit Weißrüben (frisch verwendet). Diese werden geschält und auf einem Reibeisen gerieben, der Saft ausgepreßt und der Rückstand mit kochendem Wasser übergossen. Wenn die Masse erkaltet ist, wird dieselbe in einen Korb, worin ein Tuch ausgebreitet ist, geschüttet, damit das Wasser abrinnen kann. Diese so zubereiteten Rüben werden dann in den Brodteig eingeschafft.

2) Mit Dickrüben. Diese werden, nachdem sie ganz rein gewaschen sind und die äußere Haut leicht weggeputzt ist, auf einem Reibeisen gerieben. Die Masse wird dann in einen Korb geschüttet, damit der Saft ausrinnen kann. Hierauf wird der Rückstand mit kochendem Wasser übergossen und so lange stehen gelassen, bis er ganz kalt geworden ist; alsdann wird er in einen Korb geschüttet, damit das Wasser abrinne, und nun, wie bei den Weißrüben angegeben, in den Brodteig gemengt.

3) Mit den Gelbrüben wird auf gleiche Weise verfahren.

Was nun das Quantum anbelangt, welches von diesen Surrogaten dem Brodteig beigemischt werden kann, so hat sich nach vielfachen Versuchen ergeben, daß man auf 5 Pfd. Brodteig 4 Pfd. Surrogat beimischen darf, um noch ein gutes, schmackhaftes Brod zu erhalten. Mischt man dagegen 5 Pfd. Brodteig mit 2 Pfd. Surrogat, dann darf das Brod als ein ganz vorzüglich schmackhaftes bezeichnet werden. Dem Teig muß etwas mehr Salz, als gewöhnlich, beigemischt werden; auch läßt man denselben eine halbe Stunde länger gehen, als wie sonst gebräuchlich. — Da nun 100 Pfd. Rüben 30—35 Pfd. zum Brodbacken tauglichen Rückstand liefern und der Preis von 100 Pfd. Rüben zu 28 Kr. angenommen werden kann, so berechnen sich 5 Pfd. dieses Surrogats zu 4 Kr. — Der Saft von den Runkel- und Gelbrüben liefert, wenn er ungefähr 4 Stunden lang in einem irdenen Gefäße gekocht wird, eine Latwerge, welche gern gegessen wird.

— Ein ungarischer Pächter hat eine neue Bereitungsart von Brod erfunden, wobei die Eichelfrucht in Anwendung kommt. Die Eicheln werden nämlich getrocknet, geschält und dann zu Mehl verrieben, welches man mit ordinärem Kornmehl vermischt. Das durch diese Manipulation gewonnene Brod ist zwar von dunklerer Farbe, als das gewöhnliche Roggenbrod, schmeckt aber vortrefflich und soll so gesund seyn, daß, nach der Versicherung des Erfinders, schon manche Schwindsüchtige durch den fortgesetzten Genuß desselben vollständig geheilt wurden.

Die Marquesas-Insel ist das Paradies der Frauen, denn dort ist es Sitte, daß ein Mädchen zwei Männer heirathet, einen, der ihr gefällt, und einen, der sie ernährt. Eine Dame hat uns das Leben auf jener Insel sehr getreu und lebendig geschildert, nämlich Elise v. Hohenhausen in ihrer Erzählung: „Die Marquesas-Insel."

Am Neujahrstage wurde in der Nähe der Stadt Osnabrück ein Mann erfroren gefunden, der bis an das Hemd entkleidet war und seine Kleider neben sich liegen hatte. Man erklärt sich das so, daß er betrunken war, müde wurde und sich eingebildet, er befinde sich vor seinem Bette.

Am 30. v. M. fiel der Postillon Jahns aus Northeim (Hannover), der die Post von Northeim nach Hardegsen fahren wollte, unterwegs vom Bocke und erfror.

In Gundheim (bei Worms) hat unlängst ein 11jähriger Knabe seinen Gespielen unvorsätzlich erschossen.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 9. Freitag, 20. Januar 1854.

Der Mann auf dem Mittelthorthurme.

(Fortsetzung.)

Die Familie des Portiers, eines ehrlichen Innerösterreichers, bot Alles auf, Antonie wieder ins Leben zu rufen. Dies geschah bald.

Sie sah sich mit großen Augen um.

„Ist meine Mutter todt?“ fragte sie. „Wo ist Albert?“

„Hier,“ antwortete ich freudig, indem mir dieser Namen von dieser Lippe gesprochen tief ins Herz drang.

Sie reichte mir ihre Hand.

„Ach,“ sagte sie, „jetzt entsinne ich mich, daß Sie mit ihrer Nachricht der Mutter schrecklichen Kampf endeten. Gott segne Sie dafür! Ach, sie hat schrecklich gelitten, schrecklich gebüßt. Gott sey ihrer Seele gnädig!“

Dabei brach sie in heftiges Weinen aus.

Ich hielt ihre Hand und weinte mit ihr. — Endlich sah sie mich an.

„Ach,“ sprach sie, „welch eine Zeit liegt zwischen jenem Augenblicke, wo ich Sie zum ersten Male sah, und dem hier erlebten!“

Ich setzte mich zu ihr und suchte sie zu beruhigen. Ich sah, die Erregung ihrer Nerven durfte nicht lange erhalten werden, und bat sie daher, sich niederzulegen, weil sie der Ruhe bedürfe. — Dann ging ich zu der Familie, bei der ich wohl bekannt war. Die Tochter des Portiers blieb bei Antonien.

Was ich hier von ihr hörte, war nur Gutes. Ich empfahl sie der Familie mit dem Bemerken, daß ich für Alles haften würde, und ging dann hinauf, um wegen der Verstorbenen Sorge zu tragen.

Nach einer Stunde fragte ich nach. Sie war in einen tiefen Schlaf gesunken. Nachdem ich die größte Schonung für sie empfohlen, ging ich, von den heftigsten Gefühlen bewegt, in die Leopoldstadt, wo sie früher gewohnt hatte, um mich nach ihren Umständen zu erkundigen.

Es währte eine geraume Zeit, ehe ich die Wohnung fand.

Ach, da standen ihre Effekten, bürgend für die Zahlung des Miethzinses!

Hier hörte ich, daß sie vor einem Jahre angekommen waren. Hader und Zwietracht war allzeit zwischen dem Mann und Antoniens Mutter, weil der Verschwender, nur der Ueppigkeit fröhnend, Alles durchgebracht. Endlich stahl er ihre Kleinodien, ihre letzte Hoffnung, und verschwand, sie hilflos zurücklassend.

Antonie war der versöhnende Engel in diesem Zwiespalt gewesen und hatte, als der Verworfene entwichen war, die Mutter mit ihrer Hände Arbeit ernährt. Aber die Mutter trug, um die Qual ihres Gewissens los zu werden, ihre ganze Unzufriedenheit auf die Schuldlose über, sie Tag und Nacht quälend. Diese trug Alles still mit der Geduld eines Engels.

Endlich brach bei der Mutter die Krankheit aus. Der herbeigerufene Arzt vermittelte die Unterkunft im Krankenhause. Das Weitere erfuhr ich durch meinen Freund.

Ich zahlte die Miethe, schloß den Contrakt auf's Neue für sie und zahlte die Miethe auf ein Halbjahr voraus, denn sie mußte eine sichere Stätte haben, und diese Familie war eine jener biedern Handwerkerfamilien von ächtem Schrot und Korn, wie man sie in Wien in den tieferen Regionen der Mittelklasse noch so häufig findet.

In einer außerordentlichen Erregung ging ich heim und schrieb Alles meinen Lieben in Straßburg bis in die kleinsten Details und bat sie um ihren weisen Rath; dann aber fand ich es nothwendig, mit mir selber zu überlegen, welchen Weg

ich einzuschlagen, welchen Plan ich zu befolgen habe.

Wohl fühlte ich, daß mein Herz als furchtbare Macht gegen den kalten Richter Verstand auf den Kampfplatz trat. Wohl regte sich in mir die ganze Macht der Gefühle; war ja doch Antonie mein Ideal, mein Engel gewesen, der mich schüzzend durch die Gefahren der Jugend begleitet hatte. Und nun hatte ich sie gefunden und Alles, Alles sprach für sie; das uneigennützigste Lob wurde ihr gezollt — und mehr als Alles sprach für sie ihr Auge, aus dem das reine, aber vielgeprüfte Herz blickte.

Eine Unruhe trieb mich um, die mich nicht ins Reine kommen ließ. Ich eilte wieder in das Krankenhaus. Sie schlief noch immer und schon neigte sich der Tag. Ich sah sie.

O, wie pochte mir das Herz! Das war der süße Schlaf eines reinen Herzens! — Wie schön war sie! wie verklärte der Schmerz der Vergangenheit diese Züge!

Eine leichte Röthe lag wie ein ätherischer Hauch auf den bleichen Wangen, und dies gab dem schneeweißen Teint etwas wunderbar Reizendes.

Ich mußte Antonie verlassen. Aber kaum war nach einer unruhevollen Nacht der Morgen hell und klar über der Kaiserstadt aufgegangen, so war ich auf, und als die Stunde kam, die es gestattete, sie zu besuchen, da eilte ich wieder zu ihr hin.

Erst jetzt, als ich so vor ihr saß und den Erzählungen lauschte, die von reichlichen Thränen begleitet waren, tauchte das theure Bild ganz in meiner Seele auf und erfüllte das ganze Herz. — Ich sagte ihr, daß Alles zu ihrer Aufnahme in ihrer alten Wohnung bereit sey. Sie erröthete und ihre Thränen rannen häufiger. Ich sah den Kampf jungfräulicher Scham mit dem Bewußtseyn der Hilflosigkeit; aber ich sah auch, daß keine unedle Furcht vor mir sie erfüllte, sondern jenes Vertrauen, das Alles glaubt und keinem Argwohn Raum in der Seele gibt. Solch eines Vertrauens ist nur eine reine, schuldlose Seele fähig.

Die Ruhe hatte sie gestärkt. Als ich sie nun bat, sich in ihre Wohnung von mir begleiten zu lassen, willigte sie ein.

Still und in tiefer Bewegung schritt sie dahin. Als wir ankamen, brach der Sturm der Gefühle wieder hervor in seiner ganzen Stärke.

Ich ergriff ihre Hand und sagte:

„Theure Antonie, zagen Sie nicht vor der Zukunft — blicken Sie ihr mit Vertrauen entgegen. Der Herr hat mich zu Ihrem Beistande wunderbar herbeigeführt. Ich werde seinem Fingerzeige freudig folgen. Betrachten Sie mich als Ihren Bruder. Gönnen Sie meinem Herzen die Erfüllung der Pflichten eines Bruders, die ihm eine theure Angelegenheit seyn werden."

Sie legte ihre Hand in die meine.

„Ja," sprach sie, „Gott hat Sie mir gesendet, das fühle ich, „und mein Dank ist innig, den ich ihm dafür darbringe; aber auch Ihnen bleibe ich ewig verschuldet. Ach, vergeben Sie es, wenn ich Dem, was mein Herz bewegt, nicht Worte geben kann. Was mein Herz erfüllt, sieht Der, der ins Verborgene schaut. Er wird es Ihnen lohnen."

Ich suchte dieser Unterredung eine andere Wendung zu geben und erzählte ihr meine Geschicke, denn sie kannte mich ja nicht.

Sie hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu und die Erinnerung an jene Münsterscene ergriff sie mächtig. Als ich ihr aber nun sagte, wie ihr Bild in meiner Seele gelebt und wie meine Phantasie es in einen Engel umgewandelt; — als ich ihr mit der Gluth meines Gefühls den Eindruck schilderte, den ihr Gruß auf mich gemacht — da gerieth sie in Verwirrung, das Blut stieg ihr bis zur schneeweißen Stirn und sie wagte es nicht, das Auge aufzuschlagen. — Ich hatte mein Herz mit all der Liebe, die es für sie gehegt, offen dargelegt. Sie war kaum fähig, zu reden.

Sie bat, ihr die Erzählung ihrer Geschicke zu erlassen, weil sie zu sehr angegriffen sey, und ich schied bald von ihr.

Ich sah sie nun öfter. Es kostete mich viele Mühe, sie zurückzuhalten, der Leiche ihrer Mutter zu Grabe zu folgen. Aber es war nothwendig; der Einfluß dieser Erschütterung würde allzu heftig für sie gewesen seyn.

Forthin blieb sie in ihrer Wohnung; sie ging nicht aus und ich kam täglich zu ihr. O, dies Zusammenleben steigerte meine Liebe, ließ mich das Glück ahnen, das ich im Leben finden würde, wenn sie unzertrennlich mit mir verbunden seyn würde.

Mein Entschluß stand fest; aber ich wagte nicht, ihn gegen Antonie auszusprechen, da ich ja die Gesinnung meines Pflegevaters nicht kannte.

Aber was sollte das Mädchen beginnen, wenn ich nun Wien verließ?

Dieser Gedanke quälte mich unaussprechlich. Begleiten konnte sie mich nicht. Von Straßburg blieb die Antwort höchst beunruhigend aus —

Digitized by Google

dieser Brief mußte jedenfalls entscheidend für mich seyn. Antonie war sehr zurückhaltend, oft fast scheu; aber es gab Momente, wo ihr Gefühl durchbrach und mich Blicke in ihr Herz thun ließ, die mich unendlich glücklich machten.

(Schluß folgt.)

Aus dem häuslichen Leben der Aegypter.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wenn der Aegypter es irgend, ohne Auffallen zu erregen, ermöglichen kann, ein Pferd, einen Maulesel oder Esel zu halten, oder einen Esel zu miethen, so sieht man ihn selten außerhalb der Schwelle seines Hauses zu Fuß; aber sowohl in Cairo als in andern Städten setzt man sich nicht gerne dadurch, daß man Pferde hält, dem Verdachte aus, überflüssigen Reichthum zu besitzen, weil man leicht in Gefahr kommen könnte, größere Bedrückungen von Seiten der Regierung erdulden zu müssen, als sonst.

Die Pferdesättel sind in der Regel gepolstert, mit gesticktem oder auf andere Weise verziertem Tuch oder Sammt bedeckt; und das Kopfgestell des Zaumes und die Brustriemen mit seidenen Quasten, Zacken und andern Zierrathen geschmückt.

Reiche Kaufleute und angesehene Ulemas reiten gewöhnlich auf Mauleseln. Die Ulemas bedecken, wenn sie ausreiten, den Sattel gewöhnlich mit einem „Seggadeh" (Gebetsteppich).

Der Esel bedient man sich in der Regel zum Reiten in den engen und krummen Straßen von Cairo, und man findet daselbst viele zu miethen. Ihr gewöhnlicher Schritt ist ein leichter Paß. — Aegypten ist von Alters her wegen seiner trefflichen Esel berühmt, die meist größer als die unserigen und in jeder Hinsicht diesen vorzuziehen sind. Der gewöhnliche Preis für einen Esel von guter Zucht, der dressirt ist, beträgt etwa drei Pfund Sterling. Der Esel wird mit einem gepolsterten Sattel ausgerüstet, dessen vorderer Theil mit rothem Leder, der Sitz mit einer Art weißer wollener Schnüre bedeckt ist. Die Steigbügel sind immer sehr kurz.

Vor dem Reiter reiten ein oder zwei Diener, um den Weg frei zu machen, und zu demselben Zwecke läuft gewöhnlich neben oder hinter dem Thiere ein Diener, der den Vorübergehenden zuruft, rechts oder links aus dem Wege zu gehen, ihren Rücken, ihr Gesicht, ihre Seiten, Beine, Füße oder Fersen in Acht zu nehmen. Der Reiter muß jedoch selbst vorsichtig seyn und sich nicht zu sehr auf seinen Diener verlassen, daß er sonst leicht von der breiten Ladung eines Kameels abgeworfen werden kann, was in der That in den engen und krummen Gassen zuweilen unvermeidlich ist. Seine Pfeife wird gewöhnlich von dem Diener nachgetragen, und wenn er an einem Hause oder Laden absteigt, sofort von diesem gestopft und angezündet.

Zum Schlusse nun noch Einiges über die Gewohnheiten der Frauen.

Ihre hauptsächlichste Beschäftigung ist die Pflege ihrer Kinder; auch die Aufsicht über das Hauswesen liegt ihnen ob, in den meisten Familien aber führt der Hausherr allein die Ausgaben des Haushalts. Ihre Mußestunden bringen sie gewöhnlich mit weiblichen Arbeiten zu, namentlich mit Sticken von Tüchern, Kopfschleiern u. s. w. auf einem Rahmen, welcher „Menseg" genannt wird, mit bunter Seide und Gold. Viele Frauen, selbst in den Häusern der Reichen, füllen ihre Privatkassen durch solche Arbeiten, die sie durch Vermittlung einer „Dellaleh" (Trödlerin) auf den Märkten oder in andern Harims verkaufen.

Manche Frauen dürfen sich den Genuß des Tabaks gestatten, denn das Rauchen wird nicht unschicklich für eine Frau gehalten, wie hoch auch ihr Rang sey, weil der Rauch der feineren Tabaksorten, welche man in Aegypten raucht, sehr angenehm ist. Ihre Pfeifen sind dünner, als die der Männer, auch mehr verziert, und das Mundstück besteht zum Theil aus Korallen, anstatt aus Bernstein.

Gern und häufig bedienen sie sich wohlriechender Substanzen, wie Moschus, Zibet u. dgl.; oft gebrauchen sie auch Schönheitsmittel, und namentlich verschiedene Präparate, die sie essen oder trinken, um den gehörigen Grad von Beleibtheit zu erlangen. Eines derselben hat einen sehr unangenehmen Geschmack und besteht hauptsächlich aus zerstoßenen Käfern und Heuschrecken. Manche haben auch die Gewohnheit, Labdanum (Ladangummi) zu kauen, um den Athem wohlriechend zu machen.

Mit der Toilette wird für gewöhnlich nicht oft gewechselt; wie sie sich am Morgen angekleidet haben, bleiben sie den ganzen Tag über. Die häufigen Abwaschungen bewirken, daß ihre Person sehr reinlich ist. Ihr Haar wird in der Regel im Bade geflochten.

Die Besuche, welche ein Harim dem andern abstattet, nehmen oft einen ganzen Tag in An-

spruch. Essen, Rauchen, Kaffee- und Scherbettrinken, Klatschen und ihren Putz zeigen, sind hinlängliche Unterhaltung für die Gesellschaft. Bei solchen Gelegenheiten ist es dem Herrn des Hauses nicht erlaubt, den Harim zu betreten. Da die Frauen so nicht fürchten dürfen, überrascht zu werden, so überlassen sie sich, bei ihrem von Natur lebhaften Temperament, einer frohen Heiterkeit und nicht selten einer jugendlichen Ausgelassenheit. Wenn ihre gewöhnlichen Gegenstände der Unterhaltung erschöpft sind, so unterhält zuweilen Eine aus der Gesellschaft die Uebrigen mit der Erzählung irgend einer wunderbaren oder lustigen Geschichte.

Die ägyptischen Frauen sind selten musikalisch oder verstehen zu tanzen; sie finden aber großes Vergnügen an Musikaufführungen und den Vorstellungen öffentlicher Tänzer, und oft unterhalten sie sich und ihre Gäste, in Ermangelung besserer Künstler und besserer Instrumente, mit den Klängen der „Darabukkeh" (einer Art Trommel) und des „Tar" oder Tambourin. Bei besondern Gelegenheiten (wie z. B. bei der Geburt eines Sohnes, der Feier einer Beschneidung, einer Hochzeit u. s. w.) werden oft „Almehs" (Sängerinnen von Profession) eingeführt; ohne eine solche Veranlassung aber, zur bloßen Belustigung der Frauen, würde dies in einer angesehenen Familie für unanständig gehalten werden. Die „Ghazijehs" (öffentliche Tänzerinnen), die mit unverschleierten Gesichtern auf den Straßen tanzen, werden selten in einem Harim zugelassen; bei solchen Gelegenheiten aber, wie oben erwähnt, führen sie vor dem Hause oder im Hofe desselben ihre Tänze auf; doch wird auch dies von manchen Frauen für nicht ganz passend gehalten.

Mannigfaltiges.

Der Chemiker Stierba in Prag hat eine einfache, an allen Oefen leicht anzubringende Verbesserung der Heizvorrichtung erzielt, wodurch selbst in Wohnzimmern die Steinkohle ohne alle Belästigung, dabei aber mit einem hohen Grade der Wärmebenützung verwendet werden kann. Nach vorgenommener Probe ihres Erfolges förderte der kaiserliche Statthalter diese wichtige Erfindung durch die Verfügung, daß die Oefen in den Bureaux der Behörden mit der Stierba'schen Verbesserung versehen und für Kohlenheizung eingerichtet werden. Seit einigen Wochen sind nun hunderte von Oefen in vielen Dikasterieen, dann selbst im allgemeinen Krankenhaus und in der Irrenanstalt mit bestem Wärmeeffekt im Gebrauch, so daß das für diese öffentlichen Anstalten zum Bedarf des Winters bestellte Kohlenquantum über 80,000 Ctr. beträgt und mehrere tausend Klafter Holz, die früher in diesen Gebäuden alljährlich verbrannt wurden, in Wegfall kommen. Bereits zeigen sich die wohlthätigen Folgen jener abgeänderten Heizvorrichtungen in der bedeutenden Ermäßigung der Holzpreise.

Nach der Berechnung der „Berner Zeitung" zahlt die Schweiz wenigstens 40 Mill. Fr. für Brodstoffe an das Ausland. Ferner bezieht sie aus demselben für 26 Mill. Fr. Wein und Branntwein, Kaffee und Zucker; nämlich Wein für 6,000,000 Fr., Branntwein für 3,900,000 Fr., Kaffee für 7,250,000 Fr., Zucker für 8,850,000 Fr. Diese Hauptartikel bilden denn auch die wesentlichste Grundlage der schweizerischen Zolleinnahme. Im Jahr 1852 warf die Zollabgabe ab: vom Wein 714,000 Fr., vom Zucker 619,000 Fr., vom Getreide 364,000 Fr., vom Branntwein 268,000 Fr., vom Mehl 268,000 Fr., vom Kaffee 217,000 Fr.; zusammen 2,456,000 Fr. oder fast die Hälfte der ganzen Brutto-Einnahme.

Der „Landauer Eilbote" berichtet: Am verflossenen Samstage wurde in dem Keller des J. Knauber in Billigheim ein Rattenkönig ausgehoben, der aus zwölf mit ihren Schwänzen eng und fest verknüpften Stück Ratten bestand. Es entstand ein Zusammenlauf der ganzen Bevölkerung.

In Californien will man die Ruinen einer uralten Stadt gefunden haben, die regelmäßig gebaut, stark bevölkert und voll Civilisation gewesen war. Sie soll durch vulkanische Ausbrüche zerstört worden seyn.

Der berühmte Nestor der Pariser Buchdrucker, Pierre Didot, Bruder von Firmin Didot, ist, 93 Jahre alt, in Paris gestorben.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 10. Sonntag, 22. Januar 1854.

Der Mann auf dem Mittelthorthurme.

(Schluß.)

Vier Wochen waren einestheils im beglückenden Umgange mit Antonien, anderntheils in nicht geringen Sorgen wegen des Ausbleibens jeder Nachricht von meinem Pflegevater hingeflossen.

Um in jedem Falle für Antonie gesorgt zu haben, schloß ich mit der Familie, bei welcher sie wohnte, einen Contrakt, der sie vor Wechselfällen sicher stellte. Sie wußte es nicht, auch sollte es ihr noch nicht bekannt werden; ich aber dachte, obwohl mit blutendem Herzen, an meine Abreise.

Ich ordnete meine Angelegenheiten, welche Geschäfte mich zwei Tage abhielten, Antonie zu besuchen. Am dritten Tage hielt ich es nicht mehr aus. Ich eilte zu ihrer Wohnung. Unten fragte ich, ob sie zu Hause sey.

„Allerdings," war die Antwort; „allein sie hat Besuch von einem Herrn."

Das erschreckte und frappirte mich zugleich.

„Der Herr war auch gestern schon bei ihr," fuhr der Handwerker fort; „er ist auch bei uns gewesen und hat sich sehr lebhaft nach ihr erkundigt. — Es ist ein bejahrter Herr," setzte er hinzu.

Ich nahm Anstand, jetzt hinauf zu gehen. — War es vielleicht ein Verwandter?

„Nun, gehen Sie doch hinauf," sprach der Schuster; „sie verlangt sehr nach Ihnen, wie meine Kinder sagen."

Das entschied.

Ich klopfte an und trat ein. Aber — starr bleibe ich stehen, ohne einen Schritt weiter thun zu können —— neben Antonien sitzt — Doctor Frommel aus Straßburg, mein Pflegevater leibhaftig!

Er sieht mich, springt auf und fliegt an meine Brust.

„Junge, wo steckst Du?" ruft er aus. „Seit drei Tagen lauf' ich in Wien herum, suche Auskunft bei Pontius und Pilatus über Dich, höre hier, höre dort. Endlich denk' ich bei Antonien Dich gewiß zu finden; aber seit zwei Tagen sitz' ich da, harre voll Sehnsucht wie sie — und der Patron kommt nicht einmal!"

„Theurer Vater, weil ich Alles zur Abreise geordnet!" sagte ich, ihn herzend. „Weiß ich ja doch vor Angst nicht, was ich machen soll, da die Briefe nach der Hand ausbleiben."

„Da hast Du mich ja selbst," versetzte er mit Lachen, „und das ist besser, als alle Briefe!"

Ich wußte mich kaum zu fassen; und Antonie saß da verklärt von stiller Seligkeit.

„Aber um des Himmels willen," fragte ich endlich meinen Pflegevater, „warum kamen Sie nicht in meine Wohnung, die Sie gewiß im Krankenhause bei der Familie des Portiers erfahren konnten?"

„Ganz recht, mein Sohn," sagte er heitern Humors; „erstlich wollte ich nicht, weil ich erst einmal hören mußte, was aus Dir geworden, und zweitens wollte ich mich auch nach Antonien erkundigen — denn Du kannst Dir wohl denken, daß es mir nicht gleichgiltig ist, wer einst meine Schwiegertochter wird."

„Lieber, guter Vater!" ruf' ich da aus voll Seligkeit und fliege auf's Neue an seinen Hals — „Vater, ist's wahr?"

„Na, na," lacht er und wischt sich eine Thräne weg, „ich habe nichts mehr dagegen, wenn anders die da" — er deutete auf Antonie — „ihr Wort nicht zurücknimmt, das sie mir, als Deinem anständigen Freiwerber, heute gegeben hat."

Jetzt wechselt die Scene. Die Erröthende sinkt an meine Brust und lispelt die Bestätigung des

Digitized by Google

eben Vernommenen und mein edler Pflegevater segnet unsern Bund.

Ich will meine Leser nicht mit Schilderungen meines Glückes, meiner Seligkeit ermüden. Wer Aehnliches nicht empfand, für den ist's leer, und wer's empfand, versteht seine Fülle, auch wenn ich's unbeschrieben lasse.

Die Verlobung wurde aber glänzend gefeiert und meine Gäste waren der Nassauer Doctor, mein aufrichtiger Freund, der ehrliche Portier und seine Familie und der biedere Schuster und die seine. Ihre Glückwünsche waren treu gemeint und der Nassauer lächelte schalkig und meinte, die Rose sey unendlich schön erblüht, ich müsse mich gut auf die Blumenpflege verstehen.

Mein Pflegevater aber drängte zur Abreise.

Da rollten denn einige Tage später drei Glückliche in einem wohlbespickten Wagen zum Thore der Kaiserstadt hinaus, welcher Zweie ihre segnenden Scheidegrüße zuriefen, während das Lächeln der Einen sich mit Thränenperlen schmückte.

„Wir reisen über Heidelberg!" sagte Frommel. „Apropos, Albert, hab' ich ja doch vergessen, Dir die Grüße des alten Werner zu bringen. Er beschwert sich sehr, daß Du in der letzten Zeit so selten geschrieben. Ich war bei ihm auf dem Thurme, wo er über dem niedern Treiben der Welt lebt, von ihr ganz vergessen. O, sein Herz ist aufgethaut, und Du hast die Rinde durchbrochen, die eisig darum lag. Er segnet Dich! Jetzt soll ihm, wie ich vernommen, eine große Freude bevorstehen."

„Welche, mein Vater?" fragte ich mit dem ganzen Eifer, den meine Liebe zu dem Greise mir eingab.

„Er wird ein verloren geglaubtes Kind wiederfinden."

Antonie seufzte tief auf. Ach, sie mochte ihres Vaters gedenken, der das seine nicht mehr sehen konnte!

Ich drang, von Neugierde gestachelt, in den Wortkargen; aber er wies mich kurz ab mit den Worten:

„Wart's nur ab; er wird Dir's schon selber sagen."

Endlich langten wir in Heidelberg an. Wir stiegen im „Karlsberg" ab und ich wollte sogleich hinauf eilen zu Werner.

„Halt!" rief da der Alte — „Herr Collega, bleiben Sie bei Dero Bräutchen und harren Sie gefälligst hier am Fenster, und wenn Sie mich dreimal in die Hände klatschen hören, dann kommen Sie selbander."

„Ich auch?" fragte naiv Antonie.

„Ich denke wohl," sprach der Doctor; „der Freund Deines Bräutigams hat wohl ein Recht, dessen Braut auch kennen zu lernen."

Er ging.

Wir aber lagen im Fenster und ich erzählte ihr viel von dem Alten und meinem Verhältnisse zu ihm.

Ihr Sinn war indeß trübe und es schienen gar düstere Gedanken an ihrer Seele vorüber zu gehen — fast immer hatte sie Thränen in den Augen.

Da klatschte es droben und des Doctors Taschentuch wehte im Winde.

Ich ergriff Antoniens Hand und zog sie mit fort, denn ich brannte vor Verlangen, den biedern Alten wieder zu sehen.

Als wir aber die Treppe hinauf stiegen, kam mir Manches in des Doctors Benehmen erst so seltsam und unerklärlich vor, daß es mir fast die Brust beengte. Er hatte so räthselhaft gesprochen — was wollte er mit dem Glücke, das dem alten Werner blühe? —

Jetzt waren wir auf der Gallerie.

Mein Pflegevater ergriff Antonien bei der Hand, führte sie in das Stübchen und sagte:

„Hier bring' ich Ihnen das verheißene Kleinod, Ihre verlorene Antonie!"

Das Mädchen stieß einen Schrei des Entzückens aus und flog auf Werner zu.

„Mein Vater, mein theurer Vater!" schluchzte sie an seinem Halse.

„Was ist das?" stammelte ich, gegen meinen Pflegevater gewandt.

„Siehst Du's denn nicht?" war seine Antwort — „das spricht doch klar genug! Antonie ist seine Tochter. Er ist nicht der alte Werner, sondern der von seiner Frau schändlich verlassene Professor ***, den die Welt vergaß und der sie floh. Er lebte lange in der Ferne und kehrte dann hierher zurück, als ihn fast Niemand mehr kannte. Hier oben sahen ihn die Leute nicht; ohnehin hatte ihn der Kummer fast unkenntlich gemacht. Als Du mir von Wien aus schriebst, da war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte selber sehen, wie es um Dich stehe — wollte trennen, falls Du ein Getäuschter wärest, und vereinen, wenn es sich so verhielte, wie Du geschrieben. Auf der Hinreise besuchte ich das lange nicht gesehene Heidelberg und konnte mir es nicht versagen, Deinen alten Violoncellisten kennen zu lernen. Wie erstaunte ich aber, als ich meinen alten Freund, den Professor, fand! Auch er

Digitized by Google

kannte mich wieder. Da konnte ich denn nicht umhin, ihm Deinen Brief mitzutheilen, der ihn tief erschütterte; aber aus dem tiefen Schmerz tauchte, gleich einem leuchtenden Gestirne, die Hoffnung wieder auf — die selige Hoffnung, sein Kind, seine Antonie wieder zu sehen. — Lange schon harrte er in glühendem Verlangen. Darum bin ich vorausgegangen, damit nicht der Sturm des Entzückens ihm das morsch gewordene Herz breche."

Das erzählte er mir, während er mich auf die Gallerie zog, um Antonie mit ihrem Vater allein zu lassen.

Mir schwindelte fast. Manchmal kam mir das Alles vor wie ein Blendwerk, allein ich hatte es ja selbst erlebt — es war Wirklichkeit. Mein Auge erhob sich zur heitern Bläue des Himmels, von wo alle der Segen kam, und ich dankte Gott aus voller Seele.

Jetzt öffnete sich die Thür.

„Herein, mein Freund! herein, Albert, mein Sohn, daß ich Dich und meine Antonie segne!" so rief verklärten Angesichts der Greis.

Wir eilten zu ihm und sein Segen befestigte unsern Bund.

Ich schloß Antonie in meine Arme.

„Gibt es Glücklichere?" fragte ich.

Sie legte ihre kleine Hand auf meine Schulter und sagte schüchtern:

„Nein!" —

Es hielt sehr schwer, den Greis zu bestimmen, uns nach Straßburg zu begleiten; doch willigte er endlich ein.

Unsere Ankunft dort bei der Tante war ein neues Freudenfest. Unser Hochzeitsfest folgte bald, bei welchem auch der alte Jerome unser glücklicher Gast war.

Als der Tod uns unsere drei Lieben entrissen hatte, verließen wir Straßburg und siedelten uns in Heidelberg an. Das Glück war uns günstig. Wir sahen unsern Wohlstand mit dem Häuflein unserer Kinder wachsen. Dies weckte den Wunsch in mir, das Vaterhaus durch Kauf an mich zu bringen und dort unsere Tage zu beschließen. Aber ich fand es nicht mehr, wie ich meinen Lesern bereits umständlich erzählt habe; ich fand Vieles anders und kehrte zurück in den Schooß meiner Familie, überzeugt, daß das Glück an keine Räumlichkeiten gebunden ist.

Ueber die Bewegung der Bevölkerung im Königreiche Bayern.

Aus dem Vortrage Dr. v. Hermann's, gehalten in der k. Akademie der Wissenschaften zu München am 26. Nov. 1853.

I. Trauungen.

Im ganzen Königreiche kam in den 18 Jahren von 1817 bis 1835 des Jahres 1 Verehelichung auf 153 Einwohner, in den 16 Jahren von 1835 bis 1851 auf 152. In dieser letztern Periode trifft 1 Trauung des Jahres

in der Pfalz auf	130	Einw.
in Mittelfranken auf . .	142	„
in Schwaben u. Neuburg auf	148	„
in Unterfranken u. Aschaffenburg auf	151	„
in Oberbayern auf . . .	159	„
in Oberfranken auf . . .	160	„
in der Oberpfalz u. Regensburg auf	160	„
in Niederbayern auf . . .	182	„

Das Theuerungsjahr 1817/18 zeigt um 6 pCt. weniger Heirathen als das Jahr 1818/19, und gleicherweise ist im Jahre 1846/47 die Zahl der Verehelichungen um fast 3 pCt. kleiner als im Jahre 1847/48, wo sie wieder von 28,331 auf 29,512 stieg.

Die lange andauernden überaus niedrigen Getreidepreise in den 20r Jahren nach der Theurung der ersten zwei Jahrzehnte dieses Jahrhunderts verursachten mit der Entwerthung des Bodens den Verfall vieler besonders kleinerer Grundbesitzer, während der Ansässigmachung von Taglöhnern die Gemeinden aus Rücksichten der Armenpflege stets widerstrebten, daher die Abnahme der Verehelichungen in den Jahren 1821 bis 1825 um fast 5 pCt. gegen das Jahr 1820/21. Namentlich zeigte sich dieses in Franken und in der Oberpfalz.

Daß die Zahl sich im Jahre 1825/26 rasch von 23,649 auf 25,190 hebt und bis 1828/29 weiter auf 28,143 zunimmt, dürfte vorherrschend dem Einflusse des im Jahre 1825 erlassenen Gewerbsgesetzes oder vielmehr seiner damaligen Auslegung zuzuschreiben seyn.

Die Kriegsfurcht des Jahres 1829/30 drückt die Zahl der Verehelichungen auf 25,621 oder um 10 pCt. herab, und sie hebt sich erst in den beiden folgenden Jahren wieder auf den vorherigen Stand.

Im Jahre 1833/34 war die Zahl der Verehelichungen auf 29,144 gestiegen, 1834/35 aber plötzlich auf 28,183, 1835/36 auf 27,021 gefallen und hatte noch im Jahre 1837/38 sich nicht über 27,728 gehoben. Theilweise scheint dies der sehr tiefe Stand der Getreidepreise und diesseits des Rheins die mit der Gesetzgebung von 1834 und der strengeren Auslegung des Gewerbsgesetzes eingetretene Erschwerung der Ansässigmachung bewirkt zu haben. Bemerkenswerth ist, daß in dieser Periode, wie in den Jahren 1822 bis 1825, Südbayern keine Abnahme der Verehelichungen zeigt; wahrscheinlich weil die größere Wohlhabenheit des Bauernstandes die wohlfeilen Zeiten leichter überdauerte.

Vom Jahre 1838/39 beginnt eine Reihe von Jahren mit ausreichenden Kornpreisen, die 1843 selbst über den Mittelsatz steigen und sich 1846/47 bis zur Theurung heben. Bei der hierdurch in der überwiegenden Landbevölkerung sich verbreitenden Prosperität mußten sich die Verehelichungen mehren und nur das Jahr 1846/47 bewirkte hierin eine Unterbrechung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Mittel gegen erfrorene Glieder.) Einsender dieses hält es für seine Pflicht, ein Mittel bekannt zu machen, welches er seit einer langen Reihe von Jahren mit dem entschiedensten Erfolge angewendet hat: Man nehme 2 Quentchen Kampherspiritus und $^1/_2$ Quentchen Safrantinktur, mische Beides in einem gut verschlossenen Fläschchen untereinander und bestreiche mittelst einer Feder oder eines feinen Pinsels (aus dem Grunde, weil das Einreiben mit dem Finger denselben für ein paar Tage gelb färbt) einige Male des Tages diejenigen Stellen, welche durch den Frost gelitten haben. Je öfter das Bestreichen oder besser das Einreiben mit dem Finger geschieht, desto rascher die Wirkung und Heilung, und ist nur darauf zu achten, daß die Flüssigkeit vor dem wiederholten Bestreichen eingetrocknet ist. Das Mittel ist auch dann noch anzuwenden, wenn der leidende Theil bedeutend angeschwollen ist und hin und wieder sich geöffnet hat, wobei jedoch darauf zu sehen ist, daß die Flüssigkeit nicht mit den wunden Stellen in Berührung kommt. Bei offenen von Frost herrührenden Wunden mache man eine Salbe von Fischthran und feingeschabter Kreide, womit die Stellen einige Male des Tages überstrichen werden. — Um möglichste Verbreitung dieser Mittel, welche, wie angegeben, von dem Einsender selbst mit dem entsprechendsten Erfolge angewendet worden sind, wird im Interesse der leidenden Nebenmenschen um deßwillen gebeten, weil bei der strengen Kälte des gegenwärtigen Winters das Erfrieren einzelner Glieder des menschlichen Körpers leider nur zu häufig vorkommen dürfte.

Bald sind alle Aerzte und Apotheken überflüssig, denn in Wien wird jetzt ein Universal-Wunderwasser gebraut und verkauft, welches, angeblich mit „Erdmagnetismus u. dgl. geschwängert", die leidende Menschheit von allen möglichen Krankheiten curirt. — Auch die vielgenannte „Revalenta Arabica" heilt, nach dem Zeugniß eines Schweizer Arztes, neben einer Legion anderer Krankheiten, nun gar noch den Magenkrebs.

Terzinen.

Des eiteln Lebens viele Mühen,
Was sind sie, was der Glanz der Welt,
Wenn wir für Himmlisches nicht glühen?

Ist doch fürwahr nur der ein Held,
Der seine Leidenschaft besieget
Und sich in Kindlichkeit gefällt!

Des Lenzes heit'rer Schmuck ihm wieget
Ein volles Maß der Freuden zu,
Wenn auch der Weltmarkt fern ihm lieget.

Es schweigt sein Geist in stolzer Ruh,
Wenn eine schöne That er übet,
Und dennoch siehst nicht stolz ihn du.

Ob Neid, ob Undank ihn betrübet,
Nicht murret er und klaget dir;
Sein Herz die Demuth-Wonne liebet.

Doch wenn das Unrecht öfter hier
Sein Haupt im Uebermuth erhebet,
So eifert er in Lehrbegier —
Für That und Wort ihn Muth belebet.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 11. Dienstag, 24. Januar 1854.

Die Abtei von Maison-Dieu.

Aus dem Französischen.

1. Die Dachdecker.

An einem schönen Tage im Monat September 18— waren Dachdecker damit beschäftigt, das Dach eines alten Hauses in der Königsstraße in Amiens auszubessern. Das breite Marmorwappen, das sich über dem Eingangsthore erhob, die steinernen Bänke außerhalb und die beiden Treppen, die zu den Gemächern führten, kurz Alles bis ins kleinste architektonische Detail gab dieser Wohnung einen imposanten Charakter. Dennoch war die Zeit, die Nichts verschont, auch hier nicht spurlos vorübergegangen, indem sie hier einige Steine ablöste, dort Risse in die Mauern machte und die Dachschiefern zerbrach. Oder dienten vielleicht diese leichten Beschädigungen dazu, um diesem Ghange einen alten aristokratischen Schein zu verleihen? Wie dem auch seyn mag, der Baron von Lostranges war stolz auf sein Hotel und nur ungern gab er seine Zustimmung zur Ueberwindung seiner stolzen Verachtung der durch den Zahn der Zeit bewirkten Zerstörungen und gestattete, daß die Dachdecker kommen, um für einige Tage sein Haus zu besudeln und seine Bedachung auszubessern.

In dem Augenblick, wo diese Geschichte beginnt, saß ein junger Dachdecker, einer von denen, die die andern bedienen und die man Handlanger nennt, auf dem Vorsprung eines Dachs, die Füße in der Rinne, die sich unter seiner Last hätte biegen können, und war jeden Augenblick in Gefahr, auf das Pflaster im Hofe herabzustürzen. Sein Gesicht mußte von Etwas sehr eingenommen seyn, das ihn verhinderte, an seine gefährliche Lage zu denken. Erläutern wir die Veranlassung zu dieser seltsamen Eingenommenheit des Geistes.

Das Dach, auf welchem der Handlanger saß, war jenes, das den rechten Flügel des Gebäudes bedeckte, der von Fräulein Genofeva von Lostranges bewohnt war; im linken Flügel lagen die Gemächer des Barons, und das Fenster seines Schlafzimmers, das gerade offen stand, war genau dem Fenster gegenüber, über welches sich der Handlanger gesetzt hatte. Derselbe konnte demnach dieses Zimmer überblicken, und eben bei der Betrachtung aller der Reichthümer, die darin sich befanden, war er allmälig auf bizarre Gedanken verfallen, die ihn der wirklichen Welt vollständig entzogen.

Er saß schon eine geraume Zeit so da, als ein anderer Dachdecker, dessen Aehnlichkeit mit ihm so außergewöhnlich war, daß man keinen Augenblick daran zweifeln konnte, daß sie Brüder seyen, sich ihm gerade gegenüber setzte, nämlich so, um in das Zimmer des Fräuleins von Lostranges sehen zu können, dessen Fenster gleichfalls offen war. Auch er schien von Etwas sehr in Anspruch genommen zu seyn, während er in dieses Zimmer blickte: er sah seine Mutter darin, die in ihrer Eigenschaft als Nätherin für Fräulein Genofeva arbeitete, die damals vom Hotel abwesend war.

Es waren also zwei Brüder, Zwillinge, deren Aehnlichkeit wahrhaft wunderbar war; aber so sehr sie sich im Gesichte glichen, so unähnlich waren ihre Charaktere. Zwischen ihnen lag der ganze weite Raum, der das Wirkliche von dem Möglichen trennt. Der Eine, Richard, derselbe, der seiner Mutter zusah, lebte mit dem Herzen; der Andere, Valentin, der zu Herrn von Lostranges hinblickte, lebte mit dem Verstande. Der Eine liebte mit ganzer Seele; der Andere liebte gar nicht. Der Eine war so rechtschaffen, um Hungers zu sterben; der Andere verschlang die Reichthümer des Barons mit seinen Augen. Beide jedoch

Digitized by Google

besaßen einen lebhaften Geist und Beide, auf der niedrigsten Stufe der menschlichen Gesellschaft geboren, hätten, um darin zu glänzen, nur einiger Erziehung bedurft; aber das Elend hatte bei ihrer Geburt den Vorsitz gehabt, das Elend hatte sie gewiegt und hatte ihre Mutter gezwungen, sobald sie die Kraft dazu hatten, Arbeiter aus ihnen zu machen.

Mit vorgestrecktem Halse, starren Augen und halb geöffnetem Munde sagte Valentin für sich: „Wenn ich nur einen schwachen Theil von den Reichthümern hätte, die hier begraben liegen, so würde ich, denke ich wohl, mit den ehrgeizigen Gedanken, die in meinem Gehirn sprudeln, große Dinge thun können.... Wenn es wahr ist, was ich manchmal las, so macht man sich in Paris mit Muth und Gewandtheit ungeheures Vermögen. Aber man muß anfangen können und etwas zu riskiren haben, und ich — ich habe Nichts.... Ach! sich so vielen Reichen und Emporkömmlingen überlegen zu wissen, in sich so viel Elemente der Zukunft, des Glücks und des Ruhms zu besitzen und also im Kothe zu vegetiren!... In einem Augenblick wird die Frühstückstunde vorüber seyn und ich werde diesen Thieren, die jetzt in der Schenke sind, wieder den Handlanger machen! Und hier unter meinen Augen tausend Schätze — kostbare Möbel, Bilder, Gold, Schmucksachen!

„Wenn ich diesen Herrn von Lostranges aufsuchen würde, wenn ich es wagte, ihm Alles zu schildern, was ich fühle, wenn ich ihm sagte, wessen ich fähig wäre, wenn —— ich bin toll! er würde mich nicht annehmen oder für verrückt halten. Und doch, wenn ich nur wollte, wäre es mir ein Leichtes, über die Rinne da in dieses Zimmer einzudringen, um darin zu nehmen, was ich nöthig hätte, um mein Glück in Paris zu versuchen. Aber, man würde das einen Diebstahl, ein Verbrechen nennen, man würde mich verfolgen —— bah! es gibt tausend Mittel zum Entkommen! Ich würde nach Paris gehen und einen andern Namen annehmen. Ach, wenn ich wollte! — ich sehe von hier aus auf dem Kamin etwas Glänzendes, es ist vielleicht ein Diamant; das muß einen hohen Werth haben, gewiß! O schreckliche Versuchung!“ ...

Derartig waren die Gedanken Valentins; um so verwegen verbrecherisch zu seyn, mußten sie schon lange in seinem Geiste gekeimt haben, er mußte dieselben gewohnt seyn und sicherlich saß er heute nicht zum ersten Male dem Fenster vom Zimmer des Barons gegenüber, durch das er so genau die Geräthschaften erschaute.

Wehmüthig und resignirt betrachtete Richard, mit den Ellenbogen auf den Knieen und die Stirne auf den Händen, immer seine Mutter, die, ohne den Kopf zu erheben, muthig fortarbeitete, und sprach in seiner an bösen Gedanken jungfräulichen Seele:

„Ach ja, es muß ein anderes Leben geben, um für die Uebel des diesseitigen zu entschädigen.... Diese Wesen, die, wie meine Mutter, in dieser Welt mit mehr Leiden beladen sind, als sie der kräftigste Muth ertragen könnte, sind lebendige und unwiderlegliche Beweise für das zukünftige Leben. Wer könnte es zu denken wagen, daß ein so leiden- und kummervolles Leben, wie das meiner Mutter, niemals seinen Lohn erhalten sollte? Gott ist gerecht; er wird ihn ihr nicht vorenthalten. Und wenn mir der Rest meines Lebens keinen Ersatz gibt für das, was ich schon lang gelitten habe, so muß mir, wie jung ich auch noch bin, gleichfalls eine reiche Entschädigung werden. In einem Alter von achtzehn Jahren mitten unter Jene geworfen zu seyn, die die civilisirte Welt zurückstößt, ihr Sklave zu seyn und ihr Spielzeug, um einige Sous für meine Mutter zu gewinnen, nichts von der Zukunft zu hoffen und doch im Grunde der Seele eine mächtige geistige Kraft zu fühlen und sich gezwungen zu sehen, all das zu ersticken! Und als wenn das noch nicht genügte, um mein Leben schrecklich zu machen, zu fühlen, daß eine junge Liebe sich in mein Herz schleicht und dort so kräftige Wurzeln faßt, daß sie jetzt ein Theil meines Lebens ist. Ach! das heißt leiden!... Arme Mutter! könntest Du je diese Leiden erkennen, die mich peinigen! O, könntest Du jemals erfahren, daß ich eines Abends, als ich ein wenig Ruhe unter den Gewölben der Kirche suchte, dort einem jungen, so schönen und so frommen Mädchen begegnet bin, daß mein Gebet bei ihr blieb, indem es sich zu Gott erhob! Könntest Du jemals erfahren, daß ich sie wiedersah und mit so viel Glauben zu lieben wagte, daß Du, Mutter, gewiß darauf eifersüchtig seyn würdest!“ ...

Also dachte Richard. Aber Martha, seine Mutter, wußte, daß er liebte; sie hatte es aus seiner Sprache, aus seinen Augen, aus dem Tone seiner Stimme gelesen. Es gibt Etwas, was schärfer ist als des Adlers Blick, scharfsichtiger als die Reflexion eines Diplomaten und durchdringender als des Richters Frage: es ist das Auge einer Mutter. —

In diesem Augenblicke schlug die Uhr und die Dachdecker mußten wieder an ihre Arbeit gehen.

Digitized by Google

Martha hob den Kopf und bemerkte Richard; dieser ging über die Rinne, um sie zu umarmen, und jetzt erst sah ihn Valentin.

„Du hier, Bruder?" sagte er.

„Ja, ich träumte."

Beide umarmten ihre Mutter: der Eine mit den Lippen, der Andere mit dem Herzen. Dann vereinigten sie sich wieder mit den Arbeitern.

Die Wittwe Martha war eine fromme, würdige Frau, man las dies auf ihrem Gesichte; auch war sie im Hotel, wo man sie oft beschäftigte, geliebt und geachtet. Wiewohl sie sehr arm war, zeigte sie doch immer eine merkwürdige Reinlichkeit. Die Reinlichkeit ist der Luxus des Elends.

An diesem Tage sollte beim Baron von Lostranges zur Feier des sechszehnjährigen Geburtstages seiner lieben Tochter Genosefa großes Diner und Ball seyn; er war deßhalb im Begriffe, sie bei einer seiner Verwandten abzuholen, bei welcher sie seit einigen Tagen auf dem Lande weilte, und er sollte vor Beginn des Diners zurückkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Bewegung der Bevölkerung im Königreiche Bayern.

(Fortsetzung.)

Bezüglich der Confession der Getrauten kommen in runder Zahl auf 20,000 rein katholische und 8000 rein protestantische Verehelichungen des Jahrs blos etwa 800 gemischter Confession. Im Durchschnitt der 16 Jahre von 1835 bis 1851 zeigen die jährlich vorgekommenen 19,748 rein katholischen und 8062 rein protestant. Verehelichungen im Verhältniß zu der Gesammtzahl der Katholiken und der Protestanten etwas mehr protestantische als katholische Ehebündnisse. Die Zahl der gemischten Ehen stieg in den 16 Jahren nie über 941 und fiel nie unter 735. Im Verhältniß zu den gleichzeitig geschlossenen rein katholischen Ehen kommen in Mittelfranken, im Verhältniß zu den rein protestantischen in Oberbayern, die meisten gemischten Ehen vor. Ihre absolut größte Zahl findet sich in der Pfalz vor mit 411 des Jahrs.

Ueber das Alter der Getrauten ergibt der Durchschnitt der 16 Jahre von 1835 bis 1851, daß von 29,001 jährlich heirathenden Männern

104	unter 20 Jahren alt waren,
4,049	im Alter von 20 bis 25 Jahren,
9,381	„ „ „ 25 „ 30 „
10,865	„ „ „ 30 „ 40 „
4,249	„ „ „ 40 „ 60 „
366	über 60 Jahre alt sich verehelichten.

In der Pfalz fällt die größte Zahl der heirathenden Männer in die Periode von 25 bis 30 Jahren, in allen andern Kreisen in die von 30 bis 40 Jahren.

Von 29,001 Frauenspersonen heiratheten im Durchschnitt

1,113	unter 20 Jahren,
7,684	im Alter von 20 bis 25 Jahren,
9,419	„ „ „ 25 „ 30 „
8,287	„ „ „ 30 „ 40 „
2,418	„ „ „ 40 „ 60 „
80	mehr als 60 Jahre alt.

Ein Drittheil aller unter 20 Jahren heirathenden Mädchen gehört der Pfalz an, und die größte Zahl der heirathenden Frauenspersonen fällt in diesem Kreise in das Alter von 20 bis 25 Jahren. In den fränkischen Kreisen heirathet die größte Zahl der Frauen zwischen 25 und 30 Jahren; in Oberbayern, Niederbayern, der Oberpfalz und in Schwaben u. Neuburg findet sich die größte Zahl der heirathenden Frauen im Alter von 30 bis 40 Jahren. Zwischen 40 und 60 Jahren finden in der Pfalz kaum ein ¹/₃ so viele Frauen Männer, als diesseits des Rheins, und von den 80 über 60 Jahre zählenden Bräuten gehören nur 2 der Pfalz an.

Als Durchschnittsalter der Verehelichung ergibt sich:

	beim Mann	bei der Frau
in Oberbayern . .	35 Jahre	31 Jahre
„ Niederbayern .	32 „	31 „
„ der Pfalz . .	29 „	29 „
„ „ Oberpfalz u. Regensburg	33 „	29 „
„ Oberfranken . .	32 „	29 „
„ Mittelfranken .	34 „	30 „
„ Unterfranken u. Aschaffenburg	33 „	29 „
„ Schwab. u. Neuburg . . .	35 „	31 „

In diesen Altersverhältnissen zeigt sich insbesondere die Wirkung der Gesetze über Ansässigmachung und Verehelichung und der Einfluß der Sitten bezüglich der Uebergabe des Anwesens unter den Grundbesitzern und den Besitzern der Realrechte. In der Pfalz werden die Ehen bei der bestehenden Gewerbefreiheit und Erleichterung

Digitized by Google

Ansässigmachung von Mann und Weib jung geschlossen, und da es keine Realrechte gibt, die durch Heirath der Besitzerinnen zu erwerben sind, so werden ältere Frauen seltener geheirathet.

Es kann nicht unbemerkt bleiben, daß das weit spätere Heirathen der Frauen diesseits des Rheins eine der Thatsachen ist, welche die größere Häufigkeit der unehelichen Geburten in diesen Kreisen erklären.

Dieses Resultat wird bestätigt durch die Zahl der Junggesellen und Wittwer, der Jungfrauen und Wittwen, welche während der 16 Jahre von 1835 bis 1851 durchschnittlich des Jahres sich verehelichten.

Es heiratheten nämlich

24,068 Junggesellen	21,996 Jungfrauen, 2,072 Wittwen,
4,933 Wittwer	4,313 Jungfrauen, 620 Wittwen.

Von den Männern schreitet daher fast $^1/_5$ zur wiederholten Verehelichung, von den Frauen nur etwa $^1/_9$. Der zwölfte Junggeselle und der achte Wittwer heirathete eine Wittwe. Auch hierin finden sich Verschiedenheiten in den einzelnen Kreisen. Namentlich kommt in der Pfalz die Wiederverheirathung von Wittwen kaum halb so oft vor, als diesseits des Rheins.

Seit dem Jahre 1835 ist ein wichtiges Verhältniß, nämlich die Zahl der Verehelichungen erhoben worden, durch welche uneheliche Kinder legitimirt wurden. Es ergab sich, daß im Ganzen des Jahres die achte Ehe eine solche war. In Oberfranken betrug die Zahl dieser Verehelichungen 20 pCt., in Mittelfranken 13 pCt., in der Oberpfalz 12 pCt., in Oberbayern und Unterfranken etwas über 11 pCt., in Niederbayern und der Pfalz 10 pCt., in Schwaben und Neuburg 9 pCt. aller Verehelichungen.

Es schien noch von Interesse, auch über das Verhältniß der gerichtlichen Ehescheidungen, wenngleich in der katholischen Kirche dadurch die Ehe nicht aufgehoben wird, sichere Zahlen zu gewinnen.

Die 16jährigen Erhebungen ergeben, daß

auf 10,000 rein katholische Ehen	.	53
„ „ „ „ protestant.	„	.	83
„ „ „ gemischte	„	.	61

gerichtliche Scheidungen treffen.

Auch hier ist die Differenz der Zahlen in den einzelnen Kreisen sehr erheblich: in Niederbayern treffen 94, in Oberbayern 89, in Unterfranken und Aschaffenburg 32, in der Pfalz nur 8 Scheidungen auf 10,000 rein katholische Ehen; unter 10,000 rein protestantischen Ehen kommen in Mittelfranken 142, in Schwaben und Neuburg 90, in Oberfranken 68, in der Pfalz nur 29 Scheidungen vor. Auf 10,000 gemischte Ehen finden sich blos 61 Scheidungen; der Einfluß der katholischerseits bestehenden kirchlichen Unauflöslichkeit der Ehe macht sich daher auch hier als ein Abhaltungsgrund von der Scheidung geltend.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Dem Gerücht entgegen, daß die Admiralität alle weitern Nachforschungen nach John Franklin als hoffnungslos aufgegeben habe, schreibt der „Standard": Wir können versichern, daß die Admiralität beschlossen hat, im nächsten Frühjahr den Schraubendampfer „Phönix" nach dem Beechy=Eiland abzusenden, um der Expedition unter Sir Edward Belcher, die im Polarmeere nach den Vermißten forscht, neue Vorräthe zu überbringen.

Am 1. Januar fand in Crefeld die seltene Feier einer „diamantnen Hochzeit" statt. Den Eheleuten Buscher auf Sachshof an der Gath war das außergewöhnliche Glück beschieden, nach 60jähriger glücklicher Ehe den Jahrestag ihrer Vermählung zu begehen. Der Jubelgreis steht im Alter von 93 Jahren und seine Gattin zählt deren 87. Beide sind noch rüstig und die Frau besucht noch jeden Sonntag die Kirche.

Wann?

Mein Herz, wann heilet deine Wunde?
Die heilet in der letzten Stunde.

Mein Herz, wann schwinden deine Leiden?
Die schwinden mit dem letzten Scheiden.

Mein Herz, wann bist du frei von Schmerzen?
Wann um mich flackern Todtenkerzen.

Mein Herz, wann schweigen deine Klagen?
Wenn sie mich hinaus zu Grabe tragen.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 12. Freitag, 27. Januar 1854.

Die Abtei Maison-Dieu.

(Fortsetzung.)

Als es drei Uhr schlug, verließen die Dachdecker noch einmal ihre Arbeit: das war für sie die Stunde des zweiten Mahles. Valentin, ich weiß nicht von welcher unwiderstehlichen Macht getrieben, nahm dann wieder seinen Platz ein, um dort sein Stück Brod zu verzehren, worauf er sich von Neuem seinen verbrecherischen Gedanken überließ. Ohne Zweifel war der Augenblick gekommen, wo sie ihre Früchte tragen mußten, denn er war auf dem Punkte angelangt, wo er sich sagte: „Wenn meine Mutter nicht da wäre!"

Ein verhängnißvoller Umstand — er hörte unter sich eine Stimme, die ihm zurief: „Bist Du da, Valentin?"

„Ja, meine Mutter!" antwortete er ein wenig verstört und beugte sich gegen das Fenster.

„Valentin," bemerkte Martha, „ich fühle mich heute ein wenig unwohl und will heimgehen. Ich sehe Deinen Bruder nicht; Du wirst es ihm sagen. Adieu!"

Und die gute Mutter machte ihre Arbeit zusammen und ging.

Warum hielt sie Gott doch nicht zurück!...

In dem Augenblicke, der dem Verbrechen vorangeht, muß der Mensch, der es begehen will, viel leiden; der Kampf des Guten und Bösen, die in seinem Herzen streiten, muß es grausam zerfleischen, und in dieser schrecklichen Krisis kann der stärkste Muth wankend werden.

Als Valentin hörte, wie seine Mutter die Zimmerthüre verschloß, blieb er unbeweglich; das war die letzte Anstrengung der Tugend, die in seinem Herzen unterlag. Er stand auf, sah rings um sich und bemerkte Niemand. Er legte sodann die Hand an seine glühende Stirne, nahm allen seinen Muth zusammen und wendete sich gegen dieses verhängnißvolle Fenster, das wie ein dämonisches Auge immer noch offen stand. Im Augenblicke, wo er in das Zimmer springen wollte, wendete er sich noch einmal um, aber er sah Niemand. Ach! es gibt vielleicht Augenblicke, wo Gott sein Auge von unserer Welt weggewendet, während dessen die Verbrechen begangen werden!... Der Handlanger durchlief mit einigen Blicken die Pracht, die ihn umgab; sein Auge blieb auf jener reichen Diamantnadel haften, die ihn schon aus der Ferne frappirt hatte. Ohne lange zu zögern, nahm er sie. In diesem Momente sah er einen Schatten von ununterscheidbarer Form über den Teppich gehen, den die Sonne bestrahlte, ohne Zweifel der Schatten irgend eines Arbeiters, der über das Dach gegenüber ging; er drehte sich rasch um und sagte für sich: „Man hat mich gesehen!" — aber er bemerkte Nichts. Immer noch die Nadel in der Hand stieg er auf die Rinne zurück, erkletterte dann ein Dach, dann ein anderes, indem er immer nach allen Seiten umschaute und noch immer Niemand sah. Dann versteckte er das Kleinod in seinem Busen.

Jetzt hört er das Rollen eines Wagens, der in den Hof des Hotels fährt; unruhig und unbesonnen bückt er sich über die Rinne, um hinabzuschauen; aber indem er sich vorbeugt, dringt ihm die Nadel tief in die Brust. Vor Schmerz verliert er das Gleichgewicht, er stößt einen lauten Schrei aus und — stürzt auf das Hofpflaster. Die Dienstboten, die Dachdecker, Vorübergehende und Herr von Lostranges, der mit seiner Tochter zurückgekommen war, drängen sich um den Handlanger. Ein Arzt wird gerufen, er kündigt an, daß der Gefallene ein Bein gebrochen habe.

„Es ist hier kein Zimmer frei," sagte der Baron trocken; „man bringe diesen Unglücklichen sogleich nach Hause."

Digitized by Google

„Aber, mein Herr," wagte einer der Arbeiter zu entgegnen, „seine Mutter ist zu arm, um für ihn sorgen zu können."

„Nun, so bringe man ihn ins Hospital!" versetzte der Baron.

Einige Zeit darauf hatte man Valentin dorthin gebracht. Seine Mutter, die man davon benachrichtiget, war an seine Seite geeilt. Trotz der Schmerzen, die er litt, hatte er die unglaubliche Geistesgegenwart, sobald man ihn ins Hospital gebracht, die Nadel so lange in seiner geschlossenen Hand zu halten, bis man ihn entkleidet hatte; als man ihn dann ins Bett brachte, verbarg er sie geschickt unter seiner Matratze und befestigte sie daran.

Kehren wir jetzt ins Hotel zurück.

Als der erzählte Vorfall alle Welt im Hofe versammelt hatte, erstaunten einige Dachdecker, ihren zweiten Handlanger nicht zu sehen, und schrieen mehrmals: „Richard, Dein Bruder hat sich verletzt!"

Richard befand sich gerade auf einem Dache, von wo man auf das Land sah, und da vergaß er die ganze Welt in schmerz- und poesievollen Träumen. Als jedoch der Schrei der Arbeiter zu ihm drang, beeilte er sich, eine Leiter zu suchen, um hinabzusteigen; da er keine fand und sah, daß das Fenster des Barons offen war, so schwang er sich hinein, um von da über die Stiege hinunterzugehen.

Im Momente, wo er die Thür öffnete, trat Herr von Lostranges in sein Zimmer.

„Was macht Ihr hier?" sagte er zu Richard.

„Mein Herr," antwortete dieser, „ich stieg da herab, um nach meinem verletzten Bruder zu sehen."

„Geht nur!" sagte der Baron. „Aber," fuhr er fort, als der Handlanger sich entfernt hatte, „warum, beim Teufel, geht er gerade hier durch? In Wahrheit, diese Leute haben sonderbare Manieren!" ...

Als der Abend kam, wollte der Baron Toilette für den Ball machen; er ging deßhalb, von seinem Kammerdiener begleitet, in sein Zimmer. Als er aber seine Nadel anstecken wollte, fand er sie nicht.

„Das ist wirklich ungewöhnlich," sagte er. „Julian, suchet doch ein wenig nach meiner Diamantnadel."

Weder er noch Julian fand sie.

Da rief plötzlich der Baron, sich vor die Stirne schlagend, aus:

„Ach, welch ein Licht!... Dieser junge Dachdecker, den ich hier überraschte ... Julian, lauft und zieht Erkundigungen ein! Man soll mir den Bruder des verletzten Arbeiters herbringen; man eile!"

Man fand Richard an Valentins Bette.

„Junger Mann," sagte Julian, der mit zwei Dienstboten gekommen war, zu ihm, „Sie haben Herrn von Lostranges ein kostbares Kleinod entwendet?"

„Ich?" schrie der Jüngling, und er sah seine Mutter und seinen Bruder an.

Dieser wurde blaß wie ein leinen Tuch, so daß Richard es bemerkte.

„Wenn dem nicht so ist," sagte der Kammerdiener, „so kommen Sie und rechtfertigen Sie sich vor dem Herrn Baron."

Richard folgte dem Domestiken. Martha blieb stumm vor Schreck.

Als der Handlanger vor den Baron gebracht wurde, begann dieser also:

„Ich habe Euch heute in diesem Zimmer ertappt; Ihr habt hier eine Nadel genommen — stellt mir dieselbe zurück und ich will, im Hinblick auf Eure arme Mutter und Euern verletzten Bruder, Euch verzeihen."

„Mein Herr," antwortete Richard fest, den Kopf in die Höhe gerichtet und den Blick voll Unwillen, „ich bin unschuldig!"

Der Kammerdiener nahm das Wort:

„Ich habe Sie schon oft um dieses Fenster herumstreichen gesehen."

„Das ist wahr, aber —"

„Noch heute früh saßen Sie gegenüber, die Blicke auf diese Geräthschaften gerichtet."

Julian war durch die Aehnlichkeit der Brüder getäuscht worden.

„Ich bin unschuldig," wiederholte Richard; „ich war heute früh nicht dort, konnte also auch die Geräthschaften nicht betrachten."

„Ich schwöre vor Gott, daß ich ihn gesehen habe!" schrie der Kammerdiener.

Da dachte Richard an Valentin: er hatte ihn selbst am Morgen an jener Stelle gesehen und ihn dort nachdenklich gefunden; er erinnerte sich der plötzlichen Erblassung desselben, als er von dem Diebstahl reden hörte, und der Arme fing an zu zittern.

„Kürzen wir diese Scene ab," sagte der Baron, „man erwartet mich! Gestehet, das Kleinod gestohlen zu haben!"

„Wenn Sie es nicht waren, so war es Ihr Bruder," versetzte Julian, „denn —"

„Gestehet es ein!" drängte der Baron.

Digitized by Google

Die Lippen des Dachdeckers öffneten sich halb und ließen seufzend ein „Ja“ entschlüpfen.

„Gebt mir meine Nadel zurück und ich verzeihe Euch,“ sprach der Baron; „Ihr könnt dann entfliehen.“

„Mein Herr,“ murmelte Richard, „ich habe sie nicht!“

„Man durchsuche ihn!“

Man fand nichts als drei Blätter von Chateaubriand, die er irgendwo aufgelesen.

„Man hole Gendarmen und führe ihn weg!“ befahl der Baron.

In dem Augenblicke, wo Richard zwischen zwei Gendarmen über den Hof ging, bemerkte er durch die Salonfenster Herrn von Lostranges, der seine Tochter an der Hand hatte, und hörte ihn laut sagen:

„Meine Herren, Fräulein von Lostranges, meine Tochter, ist heute sechszehn Jahre alt.“

Der Dachdecker fiel in Ohnmacht — er hatte die wieder erkannt, die er liebte, den Engel in der Kirche!...

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Bewegung der Bevölkerung im Königreiche Bayern.

II. Geburten.

Die Zahl der Geburten im Ganzen betrug in der 18jährigen Periode von 1817/18 bis 1834/35 des Jahres durchschnittlich 142,432 oder 357 auf 10,000 Einwohner; in den 16 Jahren von da bis 1850/51: 156,044 oder 353 auf 10,000 Einwohner.

Dabei zeigen die einzelnen Kreise folgende Differenzen — es kamen nämlich auf 10,000 Einwohner

	von 1817—35		von 1835—51	
in Oberbayern . .	340	Geburt.	340	Geburt.
„ Niederbayern .	336	„	332	„
„ der Pfalz . .	395	„	406	„
„ „ Oberpfalz u. Regensburg	377	„	355	„
„ Oberfranken . .	351	„	345	„
„ Mittelfranken .	350	„	350	„
„ Unterfranken u. Aschaffenburg	336	„	324	„
„ Schwab. u. Neuburg . . .	375	„	372	„

In den Jahren der Theuerung zeigen die Geburten eine bedeutende Abnahme, und in den Kreisen, wo während der beiden Perioden sehr niedrigen Standes der Getreidepreise die Verehelichungen abgenommen, hat gleichzeitig einige Minderung der Geburten stattgefunden.

Unter 100 Gebornen waren in der ersten Periode

	51,55	männlichen,
	48,45	weiblichen Geschlechts;
in der zweiten	51,53	männlichen,
	48,47	weiblichen „

In beiden Perioden findet sich die relativ größte Zahl der männlichen Geburten in Mittelfranken, die kleinste in der Pfalz, und während die männlichen Geburten dort in der zweiten Periode von 51,67 auf 51,76 zunahmen, haben sie hier abgenommen von 51,33 auf 51,27.

Auf diese Minderung der Knabengeburten war, wie sich sogleich ergeben wird, das Verhältniß der unehelichen zu den ehelichen Geburten von großem Einfluß.

Zerlegt man die ganze Jahrreihe von 1817/18 bis 1850/51 in zwei 9jährige und zwei 8jährige Perioden, so finden sich auf 100 Geburten

von 1817/26	81,13	eheliche,	18,87	uneheliche,
„ 1826/35	80,06	„	19,94	„
„ 1835/43	79,01	„	20,99	„
„ 1843/51	79,54	„	20,46	„

In den Kreisen zeigen sich durchschnittlich folgende Verhältnisse auf 100 Geburten:

Aeltere Kreise	1817/26 eheliche	1817/26 uneheliche	1826/35 eheliche	1826/35 uneheliche
Isarkreis . .	78,43	21,57	76,00	24,00
Unterdonaukreis	74,71	25,29	74,05	25,95
Rheinkreis . .	90,78	9,22	90,48	9,52
Regenkreis . .	80,23	19,77	78,28	21,72
Obermainkreis .	73,20	26,80	73,19	26,81
Rezatkreis . .	77,77	22,23	76,89	23,11
Untermainkreis .	85,05	14,95	83,54	16,46
Oberdonaukreis	86,63	13,37	85,17	14,83

Neue Kreiseintheilung	1835/43 eheliche	1835/43 uneheliche	1843/51 eheliche	1843/51 uneheliche
Oberbayern . .	73,94	26,06	75,61	24,39
Niederbayern .	72,92	27,08	74,36	25,64
Pfalz . . .	91,67	8,53	91,60	8,40
Oberpfalz u. Regensburg . .	74,85	25,42	76,67	23,33
Oberfranken .	72,62	27,38	71,99	28,01
Mittelfranken .	74,85	25,15	74,48	25,52
Unterfranken u. Aschaffenburg	82,14	17,86	82,63	17,37
Schwab. u. Neuburg . . .	84,69	15,31	84,79	15,21

itized by Google

Die Pfalz hatte in den vier Perioden nur 9,22, 9,52, 8,53, 8,40 pCt. uneheliche Geburten, somit in den beiden letzten Perioden eine erheblich geringere Zahl als in den ersten, während in allen Kreisen diesseits des Rheins die letzten acht Jahre weit höhere Zahlen ergeben, als die Periode von 1817/26, wenn auch im Einzelnen eine Abnahme von 1843 an bemerkbar ist.

Bezüglich der Geschlechter zeigen die vier Perioden auf 100 Geburten folgende Zahlen:

	eheliche		uneheliche	
	männliche	weibliche	männliche	weibliche
I.	42,00	39,13	9,52	9,35
II.	41,49	38,57	10,10	9,84
III.	40,82	38,19	10,66	10,33
IV.	41,12	38,42	10,44	10,02

Es kommen daher auf 100 Knaben

	bei den ehelichen Geburten		bei den unehelichen Geburten	
I.	93	Mädchen	98	Mädchen
II.	92,9		97	
III.	94		97	
IV.	93		96	

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Unsere Erde hat bekanntlich mehrere gewaltsame Umgestaltungen erfahren; die letzte derselben, aus welcher unser Wohnort hervorging, wie wir ihn jetzt sehen, ist vor einer vergleichsweise kurzen Zeit — etwa 6000 Jahren — erfolgt. Wird sie die letzte seyn? Darüber haben die Geologen viel geschrieben und sie kommen ungefähr in Folgendem überein. Wenn das Jahr 1854 so lange vergangen seyn wird, daß selbst seine Existenz fabelhaft erscheint, dürfte der innere Kern der Erde so weit sich abgekühlt und zusammengezogen haben, daß er die auf ihm ruhenden Festländer nicht mehr zu tragen vermag. Sie werden deßhalb zusammenbrechen und einsinken, und eine Veränderung wird geschehen, wie sie schon mehrmals geschehen ist: das Meer wird Asien, Afrika, Europa und Amerika verschlingen, während ein Theil des jetzigen Meergrundes sich hebt, trocknet und neue Festländer bildet. Welche Bewohner werden aber diese haben? Da der Mensch ein neuer Gast der Erde und erst nach der letzten Umgestaltung derselben erschienen ist, wird die künftige Erdrevolution Wesen hervorbringen, die in geistiger Hinsicht so weit über dem Menschen stehen, wie dieser über den Wesen stand, die vor ihm waren? — Der Phantasie ist da ein unermeßlicher Spielraum geboten und die Gelehrten haben sich weidlich auf demselben mit Hypothesen umhergetummelt; aber wir müssen doch gestehen: wir können zwar vermuthen, mit Gewißheit jedoch gar nichts sagen.

Der Franzose **Mariette**, bekannt durch die Auffindung der Apisgräber bei Sakara, hat wieder eine werthvolle Entdeckung gemacht. Bekanntlich haben schon Mehrere den Versuch gemacht, zu der nicht weit von den Pyramiden liegenden Sphinx einen Eingang zu finden; irrthümlich hat man immer an der Brust und zwischen den Vorderklauen gegraben und da den Eingang gesucht. Herr Mariette hat an den Seiten parallel mit der Sphinx gegraben und wirklich daselbst den Eingang entdeckt. Er führt zu unterirdischen, schön von Marmor aufgeführten Räumen und Gewölben, von denen man vermuthet, daß sie in Verbindung mit den Pyramiden stehen. Herr Mariette hat bis jetzt noch Niemanden den Eintritt gestattet, arbeitet aber daselbst eifrig mit ungefähr hundert Leuten.

Der Wasserfall.

(Wiener Dialekt.)

Ich rausch' und braus' Jahr aus Jahr ein
Im Wald von mein Fels'n herunter,
Und d' Leut bewundern da mein Pracht
Und glaub'n, ich sey lustig und munter.

Und doch möcht' ich mein Herrlichkeit,
Das Saus'n, das Braus'n, das Rausch'n,
Mit auer stillen Wies'nquell'n
Oft gar so gern vertausch'n.

Und so gäb' mancher Mensch den Glanz,
Den d' Welt ihm so reich hat beschied'n,
Von Herzen gern oft hin — nur für
A anzige Viertlstund Fried'n.

Anton Freiherr von Klesheim. *)

*) Aus Dessen „Mailüfterl". Gedichte in der Wiener Mundart, mit Illustrationen. Dresden 1854, Verlag von Rob. Schäfer.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 13. Sonntag, 29. Januar 1834.

Die Abtei von Maison-Dieu.

(Fortsetzung.)

2. Ein Engel in der Hölle.

„— Noch ein wenig Aufmerksamkeit und es ist alle!"

„Laßt hören!"

„— Und dann sagte er zum Pfaffen,
Dessen Auge Thränen barg:
Ach! ich habe keinen Sarg,
Meinen Leib hineinzuschaffen;
Und ich bin gar sehr betrübt,
Weil ich Dieberei geübt.

„Dann als er die Brill' erblickte,
Dann als er das Messer sah,
Und den Henker, der auch da:
Sich sein Kopf gar traurig bückte;
Und das Messer fiel herab,
Und der Kopf fiel mit hinab!" . . .

„Meine Herren, verdoppeln Sie Ihre Aufmerksamkeit; wir sind nun an der Moral der Sache, sechsundzwanzigster und letzter Vers dieses wunderbaren Liedes:

„Das soll Euch zur Lehre passen,
Daß Ihr niemals stehlen thut,
Daß das Morden selten gut,
Und nichts nutz, erwischen lassen!
Sehet die Moral nun hier,
Wen es freut, der folge ihr!"

„Bravo! bravo! ich bewillige für Couvard ein Pantheon!"

„Für Coupard die dankbaren Genossen!"

„Meine Herren, Sie werfen meine Bescheidenheit über den Haufen! Ich habe nur den Beweis liefern wollen, daß, wenn man sich nur ein wenig Mühe geben wollte, man alle Sänger schrecklich hinunterbringen könnte; das ist's. Zu trinken!"...

So sprach man vor Richards Ohren zwei Jahre nach den Ereignissen, im gemeinschaftlichen Saale eines Gefängnisses, mitten unter Verwünschungen, Gelächter und Gläserklirren.

Aber Richard hörte nichts, sah nichts, sagte nichts.

Ein einziger Gedanke nahm alle seine Kräfte in Anspruch: in zwei Stunden sollte er ergriffen und vor den Gerichtshof geführt werden; denn die zwei Jahre, die er im Gefängnisse zugebracht, waren nur Untersuchungshaft!

„In zwei Stunden" — sagte er für sich — „werde ich meinen Richtern gegenüberstehen und laut, in Gegenwart einer herbeigelaufenen Menge, vielleicht in Gegenwart meiner Mutter, werden sie mich zum Dieb erklären, mich ... ach! mein Bruder! mein Bruder!"

Einer unter seinen Gefährten näherte sich ihm, ein Glas in der Hand.

„Kamerad," sagte er zu ihm, „trinket einmal, das wird Euch Muth geben und den werdet Ihr nöthig haben; überhaupt zittert nicht! Ihr seyd ein gewandter Bursche, voll Talent und Zukunft. Fasset Muth! Ihr werdet ohne Zweifel zwölf Jährchen bekommen; dann werdet Ihr Eure Nadel aus dem Neste holen, wo Ihr sie versteckt habt, und — es lebe die Freude!"

Seit den zwei Jahren, während welchen der Handlanger auf dem Stroh des Gefängnisses schmachtete, hatte sich viel ereignet. Gleich nach seiner Genesung war Valentin für einige Zeit wieder an die Arbeit gegangen, um allen Verdacht zu entfernen. Er hatte Richard öfters besucht, aber niemals ohne die Begleitung seiner Mutter, um nicht mit ihm allein zu seyn; dann war er fortgereist, um, wie er sagte, sein Gewerbe in Paris auszuüben. — Der Baron von Lostranges, mit einer politischen Mission beauftragt, hatte Amiens verlassen und seine Tochter

Digitized by Google

mit sich genommen. Doch war der Kammerdiener Julian dort zurückgeblieben, um in des Handlangers Prozeß als Hauptzeuge zu dienen.

Allein die zwei Jahre hatten auch Richards Verstand gereift, seine Geisteskräfte entfaltet, seine Seele erhoben. Bei schwachen Menschen entkräftet das Unglück die Fähigkeiten, es entnervt und drückt nieder; Männer wie Richard erhebt es und veredelt sie. Mitten in dieser socialen Gosse, dieser verpesteten Cloake, dieser Hölle hatte Richard einen Trost gefunden, der so süß war, daß er ihn manchmal seine tiefe Erniedrigung vergessen ließ, so mächtig, daß er manchmal die Gewölbe seiner Keuche in einen Triumphbogen verwandelte, und so groß, daß er ihm in gewissen Augenblicken die Hoffnung wieder gab, die Hoffnung, die vielleicht das ganze Glück dieser Welt ist.

Er, Richard, der Angeklagte, er, der Handlanger, er war Dichter!

Und man glaube ja nicht, daß die Poesie auf unbestimmte Merkmale hin in ihm erwachte, man denke nicht, daß Richard im Gefängnisse sich damit beschäftigt hatte, irgend welche Gedanken in Verse oder einige Klagen in Rythmen zu bringen, ach tausendmal nein! er war Dichter durch seine Seele und durch den Willen Gottes, Dichter in der vollsten Bedeutung des Wortes, und seine Gedanken hätten die Welt bewegt.

Von dem Augenblicke an, wo er seinen Genius erkannte, erhob er sein Haupt wieder, das unter der drückenden Last des Elends gebeugt war, denn es war stärker geworden als er. Er hätte ohne Schrecken um sich blicken können und sich fragen mögen, welcher geheimnißvolle Befehl Gottes ihn hierher geworfen habe. Und von dieser Zeit an flossen seine Thränen nur, wenn er seiner Mutter gedachte. Dann aber sagte er sich, daß wenn ihn auch seltsame Umstände in diesen Schlamm versetzt, diese Umstände durch eine himmlische Anordnung herbeigeführt worden seyen, daß dieses Gefängniß ihm die Bahn eröffnet, die er zu durchlaufen habe, um an das noch unsichtbare Ziel zu gelangen, von dem er aber voraus empfand, daß er dazu erhoben werden würde, und endlich, daß der Wille des allmächtigen Gottes diese Flamme in seine Seele gelegt habe, um sie fruchtbar zu machen....

So redete Richard zu sich und indem er errieth, daß die auserwählten Menschen jeder eine besondere Aufgabe von Gott erhalten, glaubte er unerschütterlich daran, daß dies Geschick nur deßhalb über ihn gekommen sey, um ihm die seinige anzuzeigen.

Er hatte mitunter wohl auch noch Momente der Entmuthigung, wo der Jammer des materiellen Lebens sein Herz zu zerquetschen drohte, wo er, seine Mutter in Thränen sehend, entsetzlich darunter litt, daß er ihr nicht seine Unschuld beweisen konnte, ohne seinen Bruder anzuklagen. Doch diese Anfälle waren nur kurz, er rief alsbald seinen Muth wieder zurück.

Niemals kam es Richard in den Sinn, Valentin anzuklagen, um sich zu rechtfertigen. Seine Mutter wußte die Wahrheit nicht und konnte sich die Sache nicht erklären; aber sie glaubte fest an seine Unschuld und darauf hätte sie vor Gott geschworen. Die Mutterliebe ist des Schöpfers Meisterwerk.

Also der socialen Welt gegenüber in den Koth gestürzt, unter Diebe, Fälscher und Mörder — glaubte Richard die Welt studiren zu können; denn gleich anfänglich sagte er beim Anblicke der Menge von Verbrechern, die ihn umgaben, daß die Welt von der Bahn abgekommen zu seyn schiene, die ihr der Herr vorgezeichnet habe. Am Tage, wo er, die Kraft im Herzen und das Zeichen des Genius auf der Stirne, sich erhob, unterwarfen sich selbst die Gefangenen seiner Macht. Er ließ sich von ihnen die Verbrechen oder Vergehen erzählen, die ihr Zusammentreffen verursacht hatten. Dann vernahm er wehmüthige Geschichten, die sein Herz bluten ließen, und schreckliche Thaten, die es schaudern machten. So entrollte sich die Vergangenheit aller dieser Menschen vor ihm — eine Vergangenheit voller Freuden und Schrecken, voll Liebe und Ehebruch, Unschuld und Rache, voller Thränen und Mordthaten, Diebstählen und Laster aller Art!

Und wenn er dann Alles gehört hatte, hob er die Augen zum Himmel und sprach:

„Großer Gott, hast du es so haben wollen?"

Wenn er auf die Ursachen der Vergehen und Verbrechen, die seine Genossen begangen hatten, zurückging, wenn er sich über die Stellung unterrichtete, die ein jeder dieser Unglücklichen einst eingenommen, wenn er ihre Charaktere, ihre Gedanken und Hoffnungen durchforschte, zog Richard aus diesen Studien sehr traurige Schlüsse für die Menschheit; schmerzlich erkannte er, daß für viele dieser Menschen, die ihm ihr Inneres enthüllt hatten, das Verbrechen so unausweichlich war wie der Tod oder das Unglück, und er seufzte mehr als einmal, wenn er irgend eine tragische Geschichte erzählen hörte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ueber die Bewegung der Bevölkerung im Königreiche Bayern.

(Fortsetzung.)

Erhebungen, die man in den englischen Pairsfamilien länger fort über den Einfluß des relativen Alters der Ehegatten auf das Verhältniß des Geschlechts der Gebornen anstellte, zeigen, daß, wenn das Alter des Gatten dem der Gattin näher stand, etwas mehr Mädchen geboren wurden, als wenn der Vater erheblich älter war wie die Mutter.

Darf man dieses, noch weitere Beobachtung erfordernde Resultat auf die unehelichen Geburten beziehen, so ließe sich allerdings aus dem in der Regel beiderseits jüngern und daher mehr gleichen Alter der Eltern das häufigere Vorkommen der Mädchen bei den unehelichen Geburten erklären. Die angeführte Erfahrung aus England gewinnt übrigens eine Unterstützung durch das Verhältniß der Knaben und Mädchen bei den ehelichen Geburten in der Pfalz, wo bei dem durchschnittlich jüngern Alter der heirathenden Männer der Fall auch in der Ehe öfter vorkommen wird, daß die Eltern einander im Alter sehr nahe stehen. Es kommen nämlich dort auch in den Ehen auf 100 Knaben in den mehrfach genannten 4 Perioden 94, 94, 95 und 94,5 Mädchen.

Auf die Mehrung der unehelichen Geburten wirken verschiedene Ursachen zugleich ein. Vielleicht wird man der größern körperlichen Kraft und Lebensfähigkeit eines Landes Einiges zumessen dürfen; aber die Hauptursachen liegen doch wohl in der Gesetzgebung und dem sittlichen Urtheil des Volks, auf das die Gesetzgebung selbst den größten Einfluß äußert.

Wo, wie in den Provinzen des Königreichs diesseits des Rheins, die gesetzliche Vorsorge für den Unterhalt des unehelichen Kindes der Mutter zwei gerichtliche Klagen gegen den Vater einräumt, werden diese theilweise ihre eigene Behutsamkeit schwächen und wohl auch hie und da zur Erlangung von Unterhaltsbeiträgen mißbraucht werden, welche für die Mutter eine Art Erwerb bilden.

Wo Freiheit der Ansässigmachung und der Ergreifung eines beliebigen Erwerbs besteht, werden mehr Heirathen und in jüngerem Alter geschlossen; während bei Beschränkung der bürgerlichen Ansässigmachung nothwendig viele Kinder unehelich geboren werden, welche bei größerer Freiheit der Gründung einer Familie in der Ehe zur Welt kämen.

Die Schranken, welche der Verehelichung entgegenstehen, müssen selbst noch auf die Zahl der unehelichen Kinder Einfluß äußern, welche durch nachfolgende Ehe der Eltern legitimirt werden. Denn länger fortbestehende Hindernisse der Verehelichung der Eltern eines unehelichen Kindes werden oft dazu beitragen, daß die Verbindung derselben sich auflöst und das Kind unehelich bleibt; wogegen bei größerer Erleichterung der Verehelichung auch die Zahl der Legitimationen eine größere seyn kann.

Die Zahl der Ehen, durch welche uneheliche Kinder legitimirt wurden, und die Zahl dieser Kinder während der 16 Jahre von 1835/51 bestätigt dies auf's Schlagendste.

Es kommen nämlich unter 100 unehelich Geborenen zur Legitimation durch Verehelichung der Eltern

in der Pfalz	29,7	Kinder
„ Oberfranken	19,6	„
„ Unterfrank. u. Aschaffenburg	18,5	„
„ Mittelfranken . . .	15,8	„
„ Schwaben u. Neuburg .	13,8	„
„ der Oberpfalz u. Regensburg	12	„
„ Oberbayern	11,7	„
„ Niederbayern	9,5	„
im ganzen Königreiche . .	15	„

Die Legitimation unehelicher Kinder darf bei Berechnung der Fruchtbarkeit der Ehen nicht außer Acht gelassen werden. Ohne sie würde nämlich die Gesammtzahl der ehelich Geborenen in der Periode von 1835/36 bis 1850/51 nur 4,26 auf eine Ehe geben. Da aber in dieser Periode zu 123,731 ehelich gebornen Kindern durchschnittlich des Jahres 4,916 legitimirte uneheliche Kinder hinzukommen, die von da an auch unter den ehelichen Kindern zählen, so trifft auf eine Ehe 4,43 Kinder.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die „Zeit" enthält folgende Aufstellung über die preußische Armee nach der neuesten Organisation:

Infanterie (excl. Garde):

45 Regimenter Linie zu 3000 Mann in 3 Bataillone getheilt: 135,000 M.;

Digitized by Google

45 Reg. Landwehr zu 3000 M. in 3 Bat. getheilt: 135,000 M.;
45 Reg. Landwehr (2tes Aufgebot) in derselben Eintheilung und Stärke: 135,000 M.;
45 Ersatzbataillone zu 1000 M.: 45,000 M.;
10 Jägerbataillone zu 1000 M.: 10,000 M.;
10 Bat. Jäger Reserve zu 500 M.: 5000 M.

Cavallerie (excl. Garde):

38 Reg. Linie zu 800 M. in 4 Schwadr. eingetheilt: 30,400 M.;
38 Reg. Landwehr in derselben Eintheilung und Stärke: 30,400 M.;
35 Ersatz-Schwadr. zu 200 M.: 7600 M.

Diese Cavallerie ist folgendermaßen eingetheilt: (incl. Landwehr) 26 Reg. Husaren, 20 Reg. Cürassiere, 20 Reg. Ulanen und 10 Reg. Dragoner.

Feldartillerie (excl. Garde):

9 Reg. Fuß-Artillerie zu 1000 M., das Reg. 5 Batt. 64 K.: 576 K. 9000 M.;
9 Reg. reitende Artillerie zu 500 M., 3 Batt. 24 K.: 216 K. 4500 M.;
9 Reg. Landwehr zu 1000 M., 8 Batt. 64 K.: 576 K. 9000 M.;
9 Reg. Landwehr zu 500 M., 3 Batt. 24 K.: 216 K. 4500 M.;
9 Abtheilungen Pioniere und Ingenieure, zus.: 4500 M.;
9 Abtheilungen Landwehr in derselben Eintheilung und Stärke: 4500 M.

Festungs-Artillerie: 8000 M.; deßgleichen Landwehr: 8000 M.;
Festungs-Pioniere und Ingenieure: 4000 M.; deßgleichen Landwehr: 4000 M.;
Train-, Proviant-, Munitions-, Lazareth-Mannschaft: 10,000 M.

Die Flotte (noch in der Organisation begriffen) zählt bereits 3000 M.

Zusammen: 614,400 M., 1584 K.

Nach einer Verlautbarung aus London hat der bekannte Doctor Quetelet bei der dortigen Academie der Wissenschaften eine Abhandlung überreicht, nach welcher er sich die Entdeckung zuschreibt, mittelst eines concentrirten elektrischen Strahles den innern Zustand gewisser Theile des menschlichen Körpers, vermöge der durch dieses Licht erreichten Durchsichtigkeit der überliegenden Leibesschichten, genau zu beobachten und die im Innern verborgenen Schäden und Abnormitäten zu ermitteln. Schon früher hat man in England von dieser wichtigen Anwendung des elektrischen Lichts reden gehört, welche, wenn sie sich anders nach ihrem ganzen Umfange mit der Zeit bestätigen sollte, in der That geeignet wäre, der ärztlichen Diagnose ein bisher ungeahntes Feld zu eröffnen. Wenn man die Hand gegen ein gewöhnliches Kerzenlicht hält, so treten bekanntlich die innern Theile der Finger in rosenrother Färbung und schärferen Umrissen heraus. Doctor Quetelet will nun ein Mittel gefunden haben, durch eine im höchsten Grade verstärkte Condensirung der elektrischen Beleuchtung manche Partieen der Halsgegend, der Brust- und Bauchhöhle gewissermaßen zu illuminiren und auf diese Weise gleichsam in die verborgensten Winkel des menschlichen Körpers mit beobachtendem Auge zu dringen. So unwahrscheinlich die ganze Sache auch klingen mag, so haben wir doch in der neuesten Periode solche wunderbare Resultate auf dem Gebiete der Wissenschaft erlebt, daß man auch über diese noch problematische Entdeckung nicht im Voraus absprechend den Stab brechen soll.

Jemand, der letzten Sommer in Melbourne (Australien) angekommen war, erkundigte sich bei einem Freunde, wie viel er wohl der Dienerschaft des Gasthofes, in welchem er abgestiegen, zu geben habe. „Hm," erwiederte dieser, „das weiß ich wirklich nicht recht zu sagen. Doch möchte ich glauben, daß die Leute ziemlich viel erwarten; zum wenigsten weiß ich, daß der Stiefelputzer sein jährliches Einkommen auf 1500 L. schätzt."

In Brüssel hat ein Engländer während des letzten Schneewetters durch eine Schlittenfahrt große Heiterkeit erregt. Er hatte nämlich den wunderlichen Einfall, seinen Lieblingshund spazieren zu fahren, und zwar in guter Gesellschaft! Zu dem Ende fuhr er nach den Wohnungen seiner Freunde und holte deren Hunde zusammen, mit denen er in der Umgegend umherkutschirte. Das Lustigste aber dabei ist, daß er einen jeden seiner vierfüßigen Gäste auch wieder nach Hause fuhr.

Die Getreidesaaten vor Krähen ꝛc. zu schützen, vermische man Thran mit Schießpulver und tauche Lappen hinein; diese werfe man auf die Fluren und man wird alles schädliche Geflügel davon abhalten.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

᛫Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 14. Dienstag, 31. Januar 1854.

Die Abtei Maison-Dieu.

(Fortsetzung.)

Aus allen seinen Studien, Gedanken und Plänen machte Richard ein Buch. Gewiß hatte es seine Unvollkommenheiten, Fehler und Irrthümer; denn dieses ungekannte Genie konnte ja nur zur Noth lesen und schreiben. Aber er legte seine ganze Seele hinein und es wurde ein Meisterwerk.

Nachdem er es vollendet, bringt er, in Erwartung seines Gerichtstages, seine Zeit damit zu, es wiederholt durchzusehen, zu verbessern und beizufügen, indem er immer stolzer auf sich und dankbarer gegen Gott wurde, der ihn begeistert.

Und dennoch gab es ein Leiden, welches der Arme nicht mildern konnte: jene Liebe, die er noch für Genoveva von Lostranges fühlte — eine Liebe ohne Hoffnung, die ihn aber oft das Verbrechen seines Bruders verfluchen ließ und ihm am Herzen nagte.

Unterdessen, während er an der Vervollkommnung seines Buches arbeitete, an Genofeva dachte, seine Mutter tröstete und für Valentin betete, war der Tag herangekommen, wo er vor Gericht erscheinen sollte. Am Morgen dieses Tages stand er blasser als gewöhnlich auf; seine Nacht war schrecklich gewesen und obwohl er sich seit Langem vorgenommen hatte, fest und stark zu seyn, so war er doch schwach und leidend.

Um zehn Uhr sollte er in den Gerichtssaal geführt werden; eine Stunde vorher war seine Mutter an seiner Seite.

„Muth," sagte sie, die Thränen ihres Sohnes trocknend, „Muth, mein armes Kind, man wird Deine Unschuld erkennen. Man wird Dich nicht verurtheilen, es ist unmöglich; denn kurz, Du hast diese Nadel nicht genommen. Zwar heißt es, Du hättest den Diebstahl eingestanden, aber das kann nicht seyn — Du, mein Richard, etwas nehmen, nein, nein! tausendmal nein!"

„Ach, meine Mutter, ich habe „Ja" gesagt!"

„In einem Momente, wo man nicht weiß, was man sagt. Du wirst freigesprochen; Gott ist gerecht und die Richter auch."

Und trotz ihrer Hoffnung weinte die arme Martha heiße Thränen auf die Stirn ihres trübsinnigen und niedergeschlagenen Sohnes.

Plötzlich fing sie wieder an:

„Es ist vielleicht ein Wahn, doch gleichviel, Du mußt mir gehorchen. Sieh, Richard, nimm dieses goldene Kreuzchen, häng' es um Deinen Hals, ich bin gewiß, daß es Dir Glück bringen wird."

Mit diesen Worten hing sie es selbst um den Hals ihres Sohnes.

Jetzt schlug es zehn Uhr.

Gendarmen traten ein und nachdem sie mit Mühe Mutter und Kind, die sich schluchzend umschlungen hielten, getrennt hatten, führten sie Richard ab.

Martha folgte ihm auf's Gericht und betete im Gehen laut zu Gott, aber ohne zu weinen; sie hatte keine Thränen mehr.

Die Verhandlung begann. Der Kammerdiener des Herrn von Lostranges deponirte nach geleistetem Eide, Richard mehrmals gesehen zu haben, wie er um das Fenster herumschweifte, durch das er dann eindrang, und er wiederholte das Geständniß des Handlangers, welches der Baron selbst vor seiner Abreise bestätigt hatte.

Der Angeklagte vertheidigte sich schwach; er verwirrte sich, indem er leugnete, was er hätte gestehen sollen, und gestand, was er hätte leugnen müssen.

In Folge dessen wurden die Punkte, die sein Advokat zu seinen Gunsten vortrug, für nicht stichhaltig erachtet.

Digitized by Google

Nach einer kurzen Berathung erklärte der Gerichtshof den Angeklagten für schuldig und verurtheilte ihn zu fünf Jahren Zwangsarbeiten, zur Brandmarkung und einstündiger öffentlicher Ausstellung an den Pranger.

Weder Richard noch seine Mutter hatten so etwas geahnt, und als die Lippen des Präsidenten das Wort „Brandmarkung“ aussprachen, schrie der junge Mann mit entsetzlicher Stimme:

„Ich bin nicht schuldig und ich will es beweisen!“

Doch hielt er inne — er sollte den Namen Valentin nennen.

Der Präsident ertheilte ihm eine Ermahnung und bemerkte ihm dann noch, daß er drei Tage Zeit habe, Cassation einzulegen.

In sein Gefängniß zurückgekehrt, erwartete Richard seine Mutter. Sie kam. Man hatte sie während des Urtheilsspruches aus dem Gerichtssaale geschafft, weil man traurige Scenen befürchtete, und sie wußte daher den Ausspruch nicht genau. Als sie aber die Entscheidung aus dem Munde ihres Sohnes selbst erfuhr, that sie einen entsetzlichen Schrei und stürzte rücklings zusammen.

Richard beugte sich zu ihr und sie hauchte die Worte:

„Mein Sohn, ich bin überzeugt von Deiner Unschuld — sey gesegnet!“

Dann verstummte sie und ihre Seele entfloh in einer letzten Umarmung.

Drei Tage fürchtete man auch für Richards Leben; endlich am Morgen des vierten verließ ihn das Fieber, sein Gehirn beruhigte sich und er konnte wieder denken.

„Meine Mutter ist todt,“ sprach er zu sich, „mein Bruder ist nicht mehr da, und ich — ich bin entehrt! Nun ist nichts mehr für mich möglich. Leben mit einem infamirenden Zeichen auf der Schulter, das heißt in die Hölle kommen vor der Zeit — ich will sterben!... Wenn Gott nicht hat haben wollen, daß der Mensch seinen Lebenslauf in dem Momente beendige, wo es unerträglicher für ihn ist als der Tod, so hätte er ihm mehr Kraft und Muth in seine Seele legen sollen. Ich habe Alles erschöpft — es bleibt mir nicht mehr Willen übrig, als man zum Selbstmorde braucht.“...

Nachdem er lange und vergebens über die möglichen Mittel nachgesonnen hatte, um seinen Vorsatz auszuführen, denn im Gefängnisse läßt man dem Verurtheilten nichts, was die Ausführung des Richterspruchs verhindern könnte, entschloß sich der Unglückliche, der nichts Leichteres finden konnte, seine Stirne an der Wand zu zerschmettern. Er erwartete also einen günstigen Augenblick und machte sich, als dieser gekommen war, bereit, den verzweiflungsvollen Entschluß zu vollbringen. Als er aber den ersten Schritt, den Kopf stark nach vorn gebeugt, gegen eine der Wände seiner Koje that, fühlte er sich plötzlich gehalten. Er suchte nach der Ursache an seinem Halse und entdeckte, daß die Schnur, an welcher das goldene Kreuzchen hing, sich verwickelt hatte, was eine Spannung an seinem Halse bewirkte. Indem er hierin eine göttliche Mahnung zu erkennen glaubte, warf er sich auf die Kniee und rief:

„O meine Mutter, Du bist es wieder, die mich rettet! Du willst es, daß ich das Leben bewahre, das Du mir gegeben. Wohlan, ich gehorche Dir, Mutter, ich werde leben bleiben. Dieses Kreuzchen, sagtest Du, werde mir Glück bringen — nun, ich glaube Deinem Worte; Gott wird es vielleicht erfüllen. Ich hoffe wieder, obschon ich jetzt allein auf der Welt stehe — allein? — nein! ich habe ja mein Buch! Dies wird meine Stütze seyn, meine Hoffnung, mein Kind. In fünf Jahren wird es mich der Welt bekannt machen.“...

Zehn Tage darauf wurde das Urtheil an dem jungen Manne vollstreckt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Bewegung der Bevölkerung im Königreiche Bayern.

III. Sterbfälle.

Ueber die Sterbfälle (welche nach einzelnen Altersjahren erhoben sind) bemerkt der Vortrag, daß sie durch die starke Auswanderung zu der Zahl der Geborenen in ein unrichtiges Verhältniß kommen. Abgesehen davon zeigt die aus den Sterbelisten von 1835/51 berechnete Mortalitätstafel eine wahrscheinliche Lebensdauer beim männlichen Geschlecht von 30, beim weiblichen von 38, was indeß, eben der Auswanderung wegen, etwas zu große Zahlen sind.

Faßt man die Sterblichkeit im Verhältniß zur Gesammtzahl der Bevölkerung auf, so starben von 1817/18 bis 1834/35 auf 10,000 Lebende 251. Von da an bis 1843: 298 und von da bis 1851: 285. Die größte Zahl starb in den beiden letzten Perioden in Schwaben und Neu-

burg, nämlich 331 und 330, sodann in Oberbayern 318 und 313; die kleinste Sterblichkeit zeigte von 1835—43 Oberfranken mit 278, von 1843—51 die Pfalz mit 253 auf 10,000.

Hält man die Sterbfälle mit den Getreidepreisen zusammen, so ist es auffallend, wie sie während der großen Theurung von 1816—18 abgenommen hatten (wohl meist wegen weniger zahlreicher Geburten), dagegen im ersten wohlfeilen Jahre 1818/19 sie sich sehr stark mehrten. Das Theurungsjahr 1846/47 zeigt in einigen Kreisen Zu-, in andern Abnahme der Todesfälle. Daß sie von 1831—35 weit zahlreicher sind als früher, verdient besondere Beachtung.

Die außerehelich Geborenen zeigen im ersten Lebensjahre eine weit größere Sterblichkeit als die ehelich Geborenen. Es starben nämlich auf 10,000

	ehelich Geborene	unehelich Geborene
männlichen Geschlechts	3337	3832
weiblichen Geschlechts	2793	3382

In den folgenden Lebensjahren bewirkt die Legitimirung, daß viele unehelich Geborene unter den gestorbenen ehelichen Kindern aufgeführt werden, daher auch die Sterbfälle der unehelichen Kinder der Zahl der unehelichen Geburten nicht mehr entsprechen.

* * *

Der Vortrag umgeht eine nähere Erörterung der seit 1839 erhobenen Todesursachen, da sie einen Mann vom Fach erfordern würde; er gibt aber zur Beurtheilung des Gesundheitszustandes der Bewohner des Königreiches folgende Resultate der Conscription in Bezug auf Tauglichkeit und Größe aus den Jahren 1831—51.

Von 1830—37 fanden sich auf 100 Conscribirte

	unbrauchbar wegen Mangels an Größe	unbrauchbar wegen Körpergebrechen
im Isarkreis	1,35	16,40
„ Unterdonaukreis	1,42	18,43
„ Rheinkreis	1,53	20,83
„ Regenkreis	2,36	22,25
„ Obermainkreis	1,81	18,69
„ Rezatkreis	2,85	35,71
„ Untermainkreis	0,44	35,85
„ Oberdonaukreis	1,37	30,64
„ Königreiche	1,63	25,10

Von 1838—51 ergaben sich dagegen auf 100 Conscribirte

	unbrauchbar wegen Mangels an Größe	unbrauchbar wegen Körpergebrechen
im Oberbayern	0,96	13,2
„ Niederbayern	1,29	17,81
„ der Pfalz	1,84	17,95
„ der Oberpfalz u. Regensburg	2,37	24,84
„ Oberfranken	3,14	23,67
„ Mittelfranken	2,29	25,35
„ Unterfranken u. Aschaffenburg	2,17	24,21
„ Schwab. u. Neuburg	1,65	28,61
im Königreiche	1,95	22,12

In Oberbayern, Niederbayern und Mittelfranken, somit auf einem Gebiet von 1,787,000 Seelen, hatte die durchschnittliche Größe zugenommen, in den andern Landestheilen sich etwas gemindert. Am stärksten war die Zunahme der durchschnittlichen Größe in Oberbayern, indem hier in den letzten 7 Jahren unter 10,000 Conscribirten nur 46 weniger als 5′ 4″ bayerisch maßen, und in zweien dieser Jahre war gar keiner, in einem nur ein einziger wegen Mangels an Größe zurückzuweisen.

Die Unbrauchbarkeit wegen Körpergebrechen hat in allen Kreisen abgenommen, mit Ausnahme Oberfrankens. Auch hierin steht Oberbayern voran, indem es in der ganzen 14jährigen Periode bis 1851 nur 13,2 pCt. Untaugliche zählte, und diese von 1849—51 auf 9,5 pCt. sich gemindert haben. Ja, in den beiden letzten Jahren 1850 und 51 fanden sich in diesem Kreise unter 11,736 Conscribirten sogar nur 788 oder 6,7 pCt. wegen körperlicher Gebrechen unbrauchbar. Es möchte nicht leicht ein anderes Land in einer Provinz von 700,000 Seelen eine gleiche Verbesserung des Gesundheitszustandes darzuthun im Stande seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das neue Wunder der Schiffsbaukunst, das größte Fahrzeug, das je auf dem Meere schwamm, der Schraubendampfer „Himalaya“ von der Peninsular- und Oriental-Steam-Company liegt jetzt fix und fertig in Southampton. Er führt 4000

Digitized by Google

Tonnen, mißt in seiner ganzen Länge 372' 9", der Kiel 311'; Breite für Tonnengehalt 46' 2"; Tiefe des Raumes 24' 9". Er ist somit volle 92' länger, als der famose Schraubendreidecker „Wellington", wenn auch im Tonnengehalt um 209 kleiner. Er ist ganz aus Eisen, führt Maschinen von 700 Pferdekraft mit einem Cylinderdurchmesser von 84" und einer Umdrehungsgeschwindigkeit von 59—60 in der Minute; hat eine Schraube von 18' Durchmesser und 140 Ctr. Schwere, kann bei einer tüchtigen Brise seine 20 (engl.) Meilen in der Stunde machen, hat für 1200 Tonnen Kohlenraum und arbeitet ruhig und regelmäßig wie ein Chronometer. — Die Räumlichkeiten für die Passagiere sind schöner und luftiger, als auf irgend einem Schiffe der Welt, der Speisesaal allein ist 100' lang und hat Platz für 170 Gedecke. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der Besitz solcher Seeungeheuer nicht blos von localem, sondern auch von nationalem Interesse für England seyn muß. Was könnte nicht der „Himalaya" mit seinen Brüdern im Bunde im Falle eines Krieges für Dienste leisten! Er allein ist im Stande, 3000 Mann von Southampton nach dem schwarzen Meere zu befördern, abgesehen davon, was diese Dampfer im Transport von Munition rc. leisten könnten. Ein Dampfer wie der „Himalaya", mit guten Matrosen, einigen Pairhans, seinen Segeln und seiner Schraube, braucht sich vor keinem gewöhnlichen Kriegsschiffe zu fürchten, könnte in einem Gefechte seinen Gegnern unberechenbaren Schaden zufügen und auch durch seine Schnelligkeit jedem Linienschiff aus dem Wege gehen. — Nachdem dieses Experiment gelungen, wird man sich mit Nächstem vielleicht an den Bau eines Linienschiffes von 10,000 Tonnen mit 250 der größten Geschütze wagen. Es scheint einem solchen Riesenbau praktisch nichts mehr im Wege zu stehen, nachdem sich der „Wellington" und der „Himalaya" leicht wie eine Nußschalen-Yacht steuern lassen.

Ein Narr war früher in der guten alten Zeit eine gar wichtige Person, speiste mit hohen Häuptern und erhielt reichen Sold. Heute ist auch das Geschäft heruntergekommen, weil die Concurrenz zu groß ist und es genug Leute gibt, die Narrheiten — umsonst machen.

Mein Herz.

Von Max Moltke. *)

Mein Herz gleicht einem Gartenbeet,
Der Gärtner ist das Leben,
Hat manchen Samen drein gesä't,
Kein Körnlein fiel daneben.

Er sä't noch ohne Unterlaß
Und ohne zu ermüden,
Und säet Liebe bald, bald Haß,
Bald wilden Sturm, bald Frieden.

Und sä't bald Freude, sä't bald Schmerz,
Bald Bangen und bald Hoffen,
Und immer steht das arme Herz
Für neu Empfängniß offen.

Und gibt den Samen ihm getreu
Zu neuer Aussaat wieder;
Denn ob es Schmerz, ob Freude sey:
Aus Allem sprossen Lieder.

* * *

Mein Herz ist auch dem Friedhof gleich:
Manch froh und bang Erlebniß
Empfing in seinem engen Reich
Ein tief und still Begräbniß.

Doch jedem schuf Erinnerung
Den grünen Todtenhügel,
An manchem noch, der frisch und jung,
Senkt sie betrübt die Flügel.

Die Hügel aber ohne Zahl,
Die Hügel hoch und nieder,
Die Hügel blumig oder kahl:
Die sind des Herzens Lieder.

* * *

Und wieder ist mein Herz ein Meer,
Das oft vom Sturm erreget
Und manche Last, erdrückend schwer,
Auf seinen Wogen träget.

Die Liebe steht an seinem Strand,
Erfüllt von bangem Sehnen,
Bedeckt mit grameskalter Hand
Das Aug' und seine Thränen.

Die sinken, demantrein und schwer,
Zum feuchten Abgrund nieder;
Doch ehrlich gibt sie stets das Meer
Als Liederperlen wieder.

---

*) Aus Dessen „Frühling" — Berlin, bei Th. Grieben.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 15. Freitag, 3. Februar 1854.

Die Abtei von Maison-Dieu.

(Fortsetzung.)

3. Eine Pariser Nacht.

Auf der Kirche St. Thomas hatte es eben sechs Uhr geschlagen, als ein armselig gekleideter Mann über die Schwelle eines prachtvollen Hotels in der Rue St. Dominique ging und den Portier fragte, ob der Herr Graf von Lagérivière zu Hause sey.

„Weßhalb?“ erwiederte der Cerberus, der seine Unverschämtheit abwog nach dem augenscheinlichen Stande des Besuchers.

„Weil ich ihn sprechen möchte.“

„Wenn es sonst nichts ist ... er ist nicht zu Hause.“

„Ich werde ihn erwarten.“

Und der Mann setzte sich der Portierloge gegenüber auf einen Eckstein.

Einen Augenblick später hielt ein eleganter Tilbury vor dem Hôtel: ein junger Mann stieg aus und fragte den Portier nach Herrn von Lagérivière.

„Er ist zu Hause, mein Herr!“ antwortete der Portier mit einem Bückling.

Der Dandy stieg die große Treppe, die er zu kennen schien, rasch hinauf.

Der Unbekannte näherte sich jetzt dem Portier und sagte zu ihm:

„Sie haben mich belogen! Der Herr Graf ist zu Hause und ich werde ihn sprechen.“

Er wendete sich hierauf gegen den Eingang zu den Gemächern, indeß der Portier zu seiner Frau sagte:

„Die Domestiken werden einen solchen Elenden nicht eintreten lassen; ich habe meine Pflicht gethan.“

Der Unbekannte verschwand im Innern.

Im Vorzimmer angelangt, fragte er einige Bediente, die sich dort befanden, ob er ihren Herrn sehen könnte. Es lag in dem Tone, in welchem er zu ihnen sprach, so viel Festigkeit und Entschlossenheit, daß sie ihm ziemlich artig erwiederten, in diesem Augenblicke sey ein Freund bei Herrn von Lagérivière, wenn er aber warten wollte, könnte er ihn vielleicht sehen.

Der Unbekannte setzte sich und wartete. Eine halbe Stunde darauf stand er im Cabinete des Grafen demselben gegenüber. Dieser nahm zuerst das Wort.

„Sie haben mich zu sehen verlangt und ich habe Sie trotz Ihrer sonderbaren Kleidung angenommen, weil ich dachte, es handle sich um eine wichtige Angelegenheit.“

„Ja, Herr Graf, um eine sehr wichtige, und Sie selbst sollen darüber urtheilen.“

„Wollen Sie mir zuvor sagen, mit wem ich die Ehre habe, zu sprechen.“

„Ich heiße Richard Beaumont und war einige Jahre Dachdecker; seit sieben Jahren bin ich es nicht mehr.“

„Und was haben Sie seit diesen sieben Jahren getrieben?“

„Ich habe ... ich habe gelitten.“

„Aber noch einmal ...“

„Hören Sie mich an, Herr Graf! Seit sechs Monaten sind Sie der Einzige, der mir Gehör schenkt; lassen Sie mich Ihnen danken!... Sie kennen noch nicht die Größe der Wohlthat, die Sie mir erweisen, indem Sie mir Aufmerksamkeit gewähren.... Sehen Sie, heute fing ich an zu verzweifeln, und da hat ohne Zweifel Gott Sie mir begegnen lassen.“

„Der Mann ist vielleicht toll,“ dachte der Graf bei sich, „ich werde nicht lange allein mit ihm bleiben.“

Er klingelte seinem Kammerdiener.

„Sie werden verzeihen, mein Herr," sagte er zu dem unheimlichen Gaste; „aber ich denke nicht, daß Sie die Anwesenheit meines Dieners geniren kann."

„Keineswegs, Herr Graf."

In diesem Momente trat der Kammerdiener ins Zimmer und Richard erkannte auf der Stelle Julian, der in den Dienst des Herrn von Lagérivière übergegangen war. Bei seinem Anblick erblaßte er, Julian erkannte ihn auch.

„Herr Graf," rief er, von seinem Eifer fortgerissen, „was macht dieser Mensch hier?... Wissen Sie, mit wem Sie sich eingelassen?... Hier sehen Sie!"

Und ehe noch Richard eine Bewegung machen oder ein einziges Wort hervorbringen konnte, hatte Julian seine Schulter entblößt, und schaudernd wich der Graf vor ihm zurück.

„Oh!" rief der unglückliche junge Mann, indem man ihn aus dem Hotel jagte — „verflucht sey Der, der zuerst die Idee gehabt, die Brandmarkung in unser Gesetz zu bringen! Am Tage des jüngsten Gerichts werden viele Thränen und viel Blut sich gegen diesen Gesetzgeber vor Gottes Thron erheben!" —

Nachdem Richard seine volle Strafe auf den Galeeren in Brest überstanden hatte und wieder in Freiheit gesetzt worden war, dachte er nur daran, die Phantasieen, die die Schrecken seiner Gefangenschaft gemildert und ihm seine Fesseln erleichtert hatten, zu verwirklichen. Fünf Jahre der Schmach hatten seinen himmlischen Beruf nicht erschüttert. Während dieser Zeit brachte er seine erhabenen Ideen zur Reife. Da ihm die mechanische Arbeit, zu welcher er verurtheilt war, die volle Freiheit der Gedanken ließ, so hatte er im Geiste alle Kreise der sittlichen Welt durchlaufen. Er konnte die Zufälle berechnen, die ihn erwarteten, und er sammelte in sich einen übermenschlichen Muth, seine Pläne zu vollbringen. In seinen Träumen von Ruhm und Zukunft glänzte oft Genofeva's Bild, und die Erinnerung an dieses reine, edle Geschöpf, zugleich eine seiner höchsten Freuden und eines seiner größten Leiden, glänzte in seinem Geiste wie ein Stern in schwarzer Nacht, wie ein Sonnenstrahl am Winterhimmel, wie ein Lächeln unter Thränen. Wie in diesen begeisterten Momenten Richards Trost, das wirkliche Leben, schwand und wie suspendirt blieb, indessen das sittliche Leben an Kraft und Feuer zunahm, sah sich der ehemalige Handlanger schon in Paris. Das auf seine Schulter eingeprägte Zeichen der Schande wurde ihm zum Zeichen des Märtyrers. Er näherte sich in seinen Träumen Genofeven, die selbst stolz auf sein Genie war, und er sah, wie ihm seine Mutter im Himmel eine Krone flocht....

Doch überfiel ihn zuweilen eine Muthlosigkeit, wo ihm sein Leben nur wie ein langes Unglück erschien. Aber dann betrachtete er sein Manuscript und sagte sich, daß wenn man die Sachen von der schlechten Seite auffasse, man das Leben durch ein getrübtes Glas ansehe. Er labte sich am Gebete, dieser Seelenreise zu Gott, und hoffte wieder für das Ende seines Lebens Tage der Ruhe, wenn nicht Tage des Glücks — denn das Glück ist unser Ideal.

Nach der den Zwangsarbeiten zugemessenen Zeit dürfen die Sträflinge täglich über einige Stunden verfügen, um sich mit kleinen Arbeiten zu beschäftigen, deren Ertrag man ihnen ungeschmälert überläßt. Richard vernachlässigte diese Stunden nicht; er hatte sich Etwas durch solche kleinen Arbeiten erspart, nicht nur um davon die Reise zu machen, sondern auch um nach seiner Ankunft in Paris noch einige Tage davon zu leben.

Am Tage, wo sich die Thüren seines Gefängnisses vor ihm öffneten und hinter ihm schlossen, wo sein Fuß von dem verhängnißvollen eisernen Ringe befreit ward, als er nur Leute an sich vorübergehen sah, die nicht zu den schrecklichen Wächtern der Galeerensträflinge gehörten, glaubte Richard zu sterben — die Luft der Freiheit preßte sein Herz zusammen und schien ihn zu ersticken; es wurde ihm schwindelig, er weinte, lachte und betete, und die Einwohner von Brest, die ihm begegneten, müssen ihn für toll gehalten haben. Als ihm dann der Verstand ein wenig zurückkehrte, dachte er an Alles, was er zu thun hätte, um wieder auf die gleiche Höhe mit den übrigen Menschen zu gelangen, die heiter und sorglos an ihm vorübergingen, und er beneidete sie um ihr ruhiges Glück. Mit Schmerz versetzte er sich in jene Zeit zurück, wo er friedlich in Amiens bei seiner Mutter und seinem Bruder gelebt, und wehmüthig gedachte er der Augenblicke, wo ihm Genovefa unter dem Bogen des Tempels erschienen war.

Endlich machte er sich mit seinem theuern Manuscripte auf dem Herzen auf den Weg nach Paris. Als er an Mortagne, in der Gegend von Alençon, vorüberkam, brach ein heftiges Gewitter aus, und gezwungen, Unterkunft zu suchen, klopfte er an das Thor der großen Abtei Maison-Dieu, die in der Nähe des erstgenannten Ortes liegt. Er ward von den Mönchen vom Trappistenorden mit ächt

evangelischer Menschenfreundlichkeit aufgenommen, und glücklich, von ihnen wie ein Bruder empfangen zu seyn, erhielt er, den man seit seiner Abreise von Brest als freigelassenen Sträfling überall zurückwies, die Gunst, zwei Tage verweilen zu dürfen — es waren die schönsten seines Lebens. Am dritten Morgen machte er sich wieder auf den Weg, durch das liebevolle Benehmen, mit dem man ihm im Kloster begegnet, die Seele erfrischt und getröstet. Mit der größten Geduld ertrug er alle Erniedrigungen, welche man ihm auf seiner Reise in reichlichem Maße erwies, und erduldete Alles, was er leiden mußte, mit Muth und Ausdauer. Endlich erreichte er Paris.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Bewegung der Bevölkerung im Königreiche Bayern.

(Fortsetzung.)

IV. Ein- und Auswanderung.

Bis zum Jahre 1830 ist die Auswanderung aus Bayern wenig stärker als die Einwanderung. In der 11jährigen Periode von 1824/25 bis 1834/35 beträgt die Zahl der Auswanderer durchschnittlich des Jahres 2352, die der Einwanderer 1048 Köpfe. Dabei ist im Rheinkreise von 1824/25 bis 1829/30 die Einwanderung größer als die Auswanderung, indem erstere zusammen 1463, diese nur 1169 Köpfe zählt. Erst von da an beginnt dort die Auswanderung zu überwiegen, so daß in den 5 Jahren bis 1834/35 bei einer Einwandererzahl von 1390 die Auswandernden in Summe 10,536 Köpfe betragen. Außer diesem Kreise zeigt sich der Einfluß der politischen Bewegungen von 1830 nur noch im damaligen Untermainkreise, wo von 1831—35 die Auswanderer, von bis dahin 250 des Jahres über 500 Köpfe stiegen. Ohne die Zunahme der Auswanderung in diesen beiden Kreisen würden sich bis 1835 Ein- und Auswanderung bis auf ein paar hundert Köpfe gleich stehen. An Vermögen wurde während dieser 11 Jahre von jedem Einwanderer 815 fl. ins Land gebracht; ein Auswanderer aber nahm im Durchschnitt 430 fl. mit ins Ausland. Bis auf das Jahr 1830 bewegte sich die Ein- und Auswanderung vorwaltend zwischen den deutschen Bundesstaaten. Von da an nimmt die Auswanderung nach Amerika rasch zu. Die Jahre 1835 bis 1843 zählen durchschnittlich des Jahres 1080 Einwanderer mit 826 fl. Vermögen per Kopf, und 5356 Auswanderer.

Die starke Zunahme der Auswanderung wendet sich vorherrschend nach Amerika; denn während nach den deutschen Bundesstaaten ungefähr wie früher 1200 des Jahres ziehen, gehen nach Amerika über 4000. Dabei nimmt der Durchschnitt des exportirten Vermögens gegen die frühere Periode um 117 fl. per Kopf ab, indem er nur 313 fl. beträgt. Noch war übrigens die Auswanderung nach Amerika nur in Franken und der Pfalz überwiegend, auf die überhaupt die starke Zunahme der Auswanderung trifft. Erst in den 8 Jahren von 1843 bis 1851 beginnt ein etwas stärkerer Zug über die See auch aus den südlichen Kreisen und der Oberpfalz, doch so, daß in Ober- und Niederbayern und Schwaben u. Neuburg noch immer die größere Zahl der Auswanderer in andere deutsche Staaten zieht.

Im Ganzen zeigen diese 8 Jahre durchschnittlich im Jahre 938 Einwanderer und 11,282 Auswanderer, sonach eine kleine Abnahme der ersteren und mehr als die doppelte Zahl der letzteren.

Die Einwanderer gehörten auch in dieser Zeit alle der wohlhabenden Klasse an, da sie per Kopf 976 fl. Vermögen besitzen. Die Auswanderer dagegen kommen vorherrschend aus den wenig vermöglichen Volksschichten, indem einer derselben durchschnittlich nur 233 fl. mit fortnimmt. Ueberall sinkt der Durchschnitt des ausgeführten Vermögens, wie der Wegzug nach Amerika zunimmt. So findet man dessen Betrag in der Pfalz von 1835—43 bei 2007 Auswanderern nach Amerika 295 fl., von 1843—51 bei 3109 des Jahres 171 fl.; in Oberfranken sinkt er von 296 auf 212 fl., wie der Zug nach Amerika von 496 auf 1281 Köpfe steigt. Im Jahr 1852 ist die Gesammt-Auswanderung nach Amerika auf 19,443 Köpfe gestiegen, wovon 8908 auf die Pfalz, 7499 auf die drei fränkischen Kreise kommen. Aus der Oberpfalz, welche noch 1851 nur 258 Auswanderer nach Amerika zählte, zogen 1851 dahin 1157, und selbst aus den drei südlichen Kreisen 1879 Personen. Der durchschnittliche Betrag ihres Vermögens war 225 fl., also abermals niedriger als von 1843—51. In den 16 Jahren von 1835—51 ist die Gesammtzahl der Eingewanderten 16,114, die der Auswanderer 132,778, jene also des Jahrs 1007 mit 889 fl. Vermögen per Kopf, diese 6273 mit 258 fl. Vermögen, somit ergibt sich im Ganzen ein Mehrbetrag der Auswanderer von 116,674 Köpfen und hiervon kommen auf die Pfalz 54,818 oder nahezu die

Digitized by Google

Hälfte. Rechnet man zu dieser Zahl die angeführten 8908 Auswanderer, welche die Pfalz im Jahre 1852 blos nach Amerika sendete, so begreift man, wie dort der Wegzug allmälig den Ueberzug der Geborenen über die Sterbfälle ausgleichen und am Ende eine Minderung der Bevölkerung verursachen mußte, die von 1849—52 4894 Seelen beträgt. Hält sich die Auswanderung in der Pfalz auf gleicher Höhe, so hat dieser Kreis das Maximum seiner Bevölkerung erreicht. In den fränkischen Kreisen wird unter derselben Voraussetzung die weitere Mehrung der Bevölkerung immer langsamer erfolgen; in der Oberpfalz, dem wenigst wohlhabenden Kreise, ist es wohl mehr die Beschäftigung vieler Arbeiter in andern Kreisen und im benachbarten Oesterreich als die eigentliche Auswanderung, was dort bei der letzten Volkszählung eine kleine Abnahme der Bevölkerung gegen 1849 verursachte. Indeß kommt auch dort die Auswanderung, und zwar aus den wenigst wohlhabenden Klassen, zahlreicher vor. In den drei südlichen Theilen bezieht sich die Auswanderung noch auf wohlhabendere Familien, wie denn in Oberbayern von 1843—51 das weggeführte Vermögen 460 fl., in Niederbayern 419 fl., in Schwaben u. Neuburg 467 fl. per Kopf betrug. Auch war in diesen drei Kreisen bis 1851 die Auswanderung nach den deutschen Bundesstaaten noch überwiegend. Im Jahre 1852, wo aus diesen drei Kreisen die Mehrzahl nach Amerika ging, ist das durchschnittliche Vermögen der Wegziehenden auch nur 260 fl.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Mann, der ein bitterböses Weib hatte, ging in einen Tuchladen und kaufte sich Tuch zu einem Rock. Als er es heimbrachte, besah es die Frau, die immer meinte, sie treffe das Beste, und rief: „Du wählst Dir doch immer das Miserabelste aus und bezahlst es noch theuer dazu!“ „Leider hast Du Recht,“ sagte der Mann; „ich merke es schon seit wir verheirathet sind.“

Für die Kindheit und Jugend ist das Leben eine frohe Vergnügungsreise; für die späteren Lebensalter eine trockene Geschäftsreise.

Gedichte von Wilh. Kilzer.*)

1.
Eintagsleben.

Die Mutter hat geboren
Ein Kindlein früh am Tag,
Als eben aus der Knospe
Ein junges Röschen brach.

Das Kindlein sah die Erde
Im Rosenlichte steh'n;
Es fühlte Mittagsschwüle
Nach lauem Morgenweh'n.

Fern zog hin ein Gewitter,
Der Donner hallte fern,
Und nach der Sonne Scheiden
Schien klar der Abendstern.

Da ließ die Rose sinken
Die reiche Blätterpracht;
Des Kindleins Augen schlossen
Sich auch zur letzten Nacht. —

Erblüht in Einer Stunde,
Verblüht zur selben Zeit,
War, Kindlein, auch dein Leben
Nur Rosenherrlichkeit.

2.
Blüthen und Kind.

Beim Blüthenbaume schläft ein Kind,
Wie lieblich anzuseh'n!
Die Blüthen, welche müde sind,
Herab zum müden weh'n.

Sie betten sich ins Lockenhaar,
Das, leicht vom Wind bewegt,
Der zarten Blüthen holde Schaar
Wie eig'ne Blüthen trägt.

Da träumt man gern von künft'ger Zeit:
Aus Blüthen Frucht entsteht —
Daß aus des Kindes Lieblichkeit
Ein schönes Leben geht.

Ein Leben, reich an Früchten auch,
Die Vielen Labung sind. —
O spiele, holder Frühlingshauch,
Um Blüthen und um Kind!

---

*) A. d. „Frankf. Conversat.-Blatt.“

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 16. Sonntag, 5. Februar 1854.

Die Abtei Maison-Dieu.

(Fortsetzung.)

Paris! Wer könnte dich jemals enträthseln? Wer vermöchte es, deine tausend verschiedenen Theile unter Einen Gesichtspunkt zu bringen? Paris! Pantheon des Lasters, Hochgericht der Tugend, unaufhörlicher Gegensatz des Guten und Bösen, des Schönen und Häßlichen, des Edlen, Herrlichen und Himmlischen, und des Niedern, Schlammigen und Höllischen! Paris! so unerklärbares Ding, wie die Welt selbst, ewig dunkles, unauflösliches Räthsel, ungeheure Vereinigung, erhabenes Macedrine, unendliches Aamalgama!

Paris! Ein Jeder beurtheilt dich nach dem Standpunkte, auf welchen ihn das Schicksal gestellt. Für den Mathematiker ist es eine ewige Multiplikation; für jeden Jüngling ist es eine süße, angenehme Behausung, man liebt dort und wird geliebt; für einen Menschen, der sein Leben erschöpft hat, ist es eine vergiftete Cloake, worin man die Seele befleckt; für den Arzt ist es ein Hospital ohne Ende; für den Künstler ein Theater; auf welchem man, trotz Neid, Bosheit und Ungerechtigkeit, glänzen muß; für den Diplomaten ist es ein weites Cabinet, in dem der Gewandteste den ersten Platz einnimmt; für den Gläubigen ist es ein Ort der Prüfungen, ein Fegfeuer, in das ihn Gott bei dem Herauskommen aus einer andern seiner Welten gestürzt hat.

Paris! Stadt der Altäre und des Schaffots! Du Gipfel und Gosse, Heiligthum und Spielhaus! Du Weltmarkt — Rennbahn — Eden — Asyl! Du Hoheit des Ruhms, du Büchse Pandorens!

Wie konnte dich, du nie Erkannte, der arme Richard kennen!...

Sein Manuscript in der Hand, klopfte er erst bei den Männern an, die zum Wohle des Volks eingesetzt sind; bei denen, die die Gesetze vollziehen, bei denen, die sie machen. Er wurde zurückgewiesen, verhöhnt und gestoßen; Niemand wollte ihn hören. Er belagerte die Ministerien, die Paläste und die Hotels — immer vergebens; er sey, hieß es, ein Narr oder ein Betrüger. Nicht Eine Stimme erhob sich, um zu sagen: Aber es ist vielleicht ein Gerechter! — Er begab sich auf die Promenaden, in die Cafés und an die öffentlichen Plätze und rief Jedermann an, daß er die ihrem Verderben entgegengehende Gesellschaft auf einen bessern Weg bringen wolle: man lachte ihm ins Gesicht und die Gassenbuben warfen mit Koth und Steinen nach ihm. Er lief den Vorübergehenden entgegen, um ihnen sein Manuscript vorzulesen, und wurde als Unruhestifter und Vagabund verhaftet und für einige Tage ins Gefängniß geworfen.

Richard war nahe daran, Gott zu fluchen.

Er war schon sechs Monate in Paris, als er sich bei Herrn von Lagérivière einführte. Er hatte dessen Namen als den eines milden, guten Menschen aussprechen hören und ging nun zu ihm, um ja nichts zu unterlassen, wodurch er zum Triumph seiner Lehren gelangen konnte.

Aber als er sich um acht Uhr am Abend in einer kalten Dezembernacht, ohne Zufluchtstätte und ohne einen Bissen Brod, allein und halbnackt auf das Pflaster gesetzt sah, hörte er auf zu hoffen und der Glaube schwand in seinem Herzen. Dann kam der Zweifel über ihn, das Schrecklichste für ein Menschenherz, der Zweifel, der, ein giftiges Insekt, wenn er von seiner Seele einmal Besitz ergriffen hat, ihr alle Glaubensfäden allmälig abnagt. —

Jetzt richtete sich der Unglückliche darauf ein, auf einer steinernen Bank, gegenüber dem Hotel

des Grafen, die Nacht zuzubringen. Es fängt an zu schneien, erst wie ein feiner, durchdringender Silberstaub, dann bald in dichten Flocken. An den Fenstern des Hotels erscheinen Lichter, die sich vermehren und auf ein Fest schließen lassen. Die Eingeladenen kommen an, die Equipagen kreuzen sich und die Wagenthüren klappen auf und zu. Bald wirft das fröhliche Orchester seine berauschenden Melodieen in die mit Wohlgerüchen geschwängerte Luft der Säle, die Quadrillen beginnen ihre Touren, die Frauen zeigen heitere Mienen, die Lichter glänzen ... und draußen fällt Schnee, der Wind bläst heftig und der Arme dort gegenüber auf der Steinbank friert und ist hungerig!

Eine Fensterthüre öffnet sich und ein eleganter Cavalier und eine junge Dame erscheinen auf dem Balkon.

„Man erstickt in diesem Saale," sagte sie, „es ist nicht zum Aushalten darin, ich muß ein wenig frische Luft einathmen."

„Kehren wir zurück, meine liebe Genofeva, es schneit und Sie möchten sich sehr leicht erkälten."

„Ja, gehen wir wieder hinein; aber, Valentin, sehen Sie doch einmal ... was ist das für eine schwarze Gestalt dort drüben?"

Valentin — denn dies war wirklich der Cavalier — fuhr zusammen, als er seine Blicke nach der von der jungen Dame bezeichneten Gegend richtete.

Richard war nämlich aufgestanden, als er den Namen Genofeva aussprechen gehört, und Valentin hatte am Schattenrisse, der sich an der hellen Wand abzeichnete, die Gestalt jenes dunkeln Schattens wieder erkannt, welcher ihn im Augenblicke seines Verbrechens in Amiens so erschreckt hatte.

Er erbebte heftig und doch hatte er noch die Kraft, zu sagen:

„Ach, meine süße Schöne, das ist ohne Zweifel ein Betrunkener!"

„Aber nein, mein Freund, sehen Sie, wie er so gerade geht! Er nähert sich dem Balkone ... es ist vielleicht ein Unglücklicher ohne Asyl, man muß ihm etwas Geld hinunterwerfen."

Und sie beeilte sich, einige Silbermünzen aus ihrer zierlichen Börse zu nehmen, die sie dem Herankommenden mit den Worten zuwarf:

„Nehmen Sie, armer Mann, und beten Sie zu Gott für mich!"

Auch ihr Begleiter hatte sein Almosen hinabgeworfen und Beide begaben sich hierauf wieder hinein in den Ballsaal — er sehr nachdenklich, sie sehr heiter.

Richard war bei dem Anblicke dieses Paares vernichtet und tausend wahnsinnige Gedanken durchkreuzten seinen Geist. Er glaubte zu träumen und fragte sich mehrmals, ob er nicht wirklich toll, wie er schon so oft von sich hatte sagen hören.

Als er sich von der ganzen schrecklichen Wirklichkeit überzeugt hatte, suchte er die Almosen des Mädchens zusammen und brachte sie andächtig an seine Lippen.

Einige Augenblicke später hörte er von lauten Lakaienstimmen mehrere in der Straße wartenden Equipagen anrufen:

„Der Wagen der Frau Baronin von Olsheim! vorfahren!"

„Der Wagen des Herrn Marquis von Setty!"

„Der Wagen des Herrn Barons von Lostranges!"

„Der Wagen des Herrn Valentin von Beaumont!"

„Himmlischer Vater! mein Bruder wird kommen!" rief Richard. „Wie? hörte ich recht ... Herr von Beaumont? ... Nun, es wird sich schon aufklären! Er wird hier vorbeikommen, hier, bei mir; ich werde ihn anreden ... o, er wird mir eine Zufluchtsstätte gewiß nicht verweigern!"

Jetzt erschien Valentin und er sprang sogleich auf ihn zu.

„Ich bin Richard, Dein Bruder!" sagte er rasch, doch leise zu ihm — „Dein für Dich verurtheilter und gebrandmarkter Bruder!... Mich friert und hungert sehr!"

Valentin war auf's Aeußerste betroffen, ward jedoch, als er sich etwas erholt und bei näherer Betrachtung des Bruders dessen traurigen Zustand gewahrte, von Mitleid ergriffen. Allein in diesem Momente kamen Herr von Lostranges und seine Tochter die Treppe herab; er wäre unausweichlich compromittirt gewesen, wenn man es bemerkt hätte, daß er mit einem Bettler geplaudert, ihn umarmt, ihm die Hand gereicht hätte; er stieß deßhalb seinen Bruder zurück, indem er ganz laut die Worte sprach:

„Ich habe Euch schon gegeben, mein Lieber!"

Und als Richard, entsetzlich verstört, sich nicht entfernte, gab er ihm mit den Handschuhspitzen einen leichten Schlag auf den Arm, wie um sich von seiner Zudringlichkeit zu befreien.

Dieser leichte Schlag mit dem Handschuh war stärker als die Brandmarkung, als fünf Jahre

Digitized by Google

Gehirren und alle Märtyrer-Prüfungen — er traf das Band, das Valentin auf dieser Welt noch mit Richard verband, und riß es für immer entzwei.

Unterdessen hatte man noch andere Wagen vorgerufen, die Gäste hatten sich entfernt, die Thüren des Hotels wurden geschlossen und Alles war wieder dunkel und stille geworden. Richard erreichte die steinerne Bank wieder; er hatte für Alles das Bewußtseyn verloren, er zweifelte an seinen Augen, an seinen Ohren, an seinem ganzen Seyn. Dazu die Kälte, welche ihm ohnedies die Empfindung seiner Glieder nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Bewegung der Bevölkerung im Königreiche Bayern.

(Schluß.)

Die Ein- und Auswanderung von und nach den deutschen Bundesstaaten bezieht sich constant auf wohlhabendere Familien und kann als ein gesunder Austausch von persönlichen und Vermögenskräften angesehen werden. Die Auswanderung nach Amerika hat in den untern Schichten des Mittelstandes begonnen und sich allmälig bis in die Arbeiterklassen verbreitet. Dies beweist die fast alljährliche Abnahme der Vermöglichkeit der Auswanderer. Die Wirkung einer solchen Lichtung Derer, die Arbeit suchen, kann keine nachtheilige seyn. Sind es Gewerbtreibende, so treten sie außer Concurrenz mit Denen, die eine Familie im Lande begründen möchten, und erleichtern deren Fortkommen; sind es Arbeiter, so verhindert der Wegzug das Sinken des Lohns und sichert dadurch die im Lande Ansässigen vor der Verarmung.

Was ohne die starke Auswanderung namentlich in der Pfalz hätte erfolgen müssen, zeigt Belgien, wo insbesondere der Widerwille der Bevölkerung gegen die Auswanderung die Schuld tragen möchte, daß die Zahl der unterstützten Armen im Jahre 1850 im Ganzen 9,4 pCt., in der Provinz Ostflandern 12 pCt., in Westflandern gar 22 pCt. der Bevölkerung betrug.

Daß die Zahl der conscribirten Armen bei der großen Dichtigkeit der Landbevölkerung in der Pfalz in den zwölf Jahren von 1840—52 nur von 2,8 auf 4,1 pCt. sich hob, verdankt man allein der Auswanderung.

Die günstigen Resultate der Zählung der Armen im Dezember 1852 in den übrigen Kreisen sind ohne Zweifel theilweise derselben Ursache zuzuschreiben. Wenigstens dürfte in Mittelfranken, dann Unterfranken und Aschaffenburg, die von 1835—51 zusammen 34,000 mehr Aus- als Einwanderer zählten, eine Abnahme der conscribirten Armen in den letzten zwölf Jahren ohne diesen Wegzug minderbemittelter Familien kaum erfolgt seyn. Und wenn in einem Kreise mit zahlreicher Weberbevölkerung, wie Oberfranken, auf 490,000 Einwohner in zwölf Jahren die Zahl Derjenigen, welche öffentliche Unterstützung genießen, nur von 7444 auf 9388 Köpfe sich vermehrte, so darf man wohl bezweifeln, daß die letzte Zählung nicht mehr Arme ergeben hätte, wenn die 14,654 Auswanderer, deren Einer in den letzten acht Jahren nur 212 fl. Vermögen besaß, im Lande geblieben wären. Man kann daher in der Auswanderung, wie sich dieselbe in Bayern entwickelt hat, nur eine den ökonomischen Zuständen des Volkes heilsame Beschränkung der Vermehrung der Arbeiterklassen erblicken, ohne welche eine sehr bedenkliche Zunahme der Unterstützungsbedürftigen zu befürchten stände.

Unter den bestehenden Verhältnissen hat die Zahl der conscribirten Armen in Bayern von 1840—52, mit Einschluß der Pfalz, nur von 1,83 auf 2,03 pCt. zugenommen, und sie ist in dem Gebiete diesseits des Rheins nahezu gleich geblieben, indem sie wenig über $1^1/_2$ pCt. der Gesammtbevölkerung beträgt.

Bedenkt man dabei, daß sie in drei Kreisen sogar sich vermindert hat (z. B. in Oberbayern auf 1,25 pCt.), so wird man wenige Länder finden, in denen solch ein gleichberuhigendes Resultat der Gesammtwirthschaft des Volkes hervortritt. Und daß dabei nicht etwa die Subsistenz des Volkes im Durchschnitt abgenommen hat, die Lebensweise der großen Mehrzahl kärglicher und schlechter geworden ist, das dürfte aus der Körperbeschaffenheit der militärischen Mannschaft unwiderlegbar hervorgehen.

Ein Land, bevölkert von $4^1/_2$ Millionen, mit solchen Manneskräften, in welchem unter 50 Einwohnern nur Einer Unterstützung empfängt, mag die Bewegung seiner Bevölkerung im Ganzen als eine gesunde und gedeihliche betrachten.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

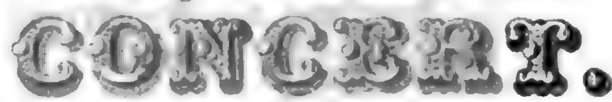
Die Alles verschlingende orientalische Frage hat auch ihre heiteren Seiten. In dem Stück: „Die Kosaken" hat sie bekanntlich die Pariser Bühnen längst betreten. Das Hau- und Stechstück wandert auch in der Provinz und hat im Theater zu Rouen folgendes komische Intermezzo herbeigeführt. Im 4ten Akte kommt ein Kampf zwischen den Bewohnern von Troyes und den Kosaken vor, in welchem letztere natürlich die furchtbarsten Schläge bekommen. Ein Zuschauer, der in einer der vordersten Logen saß, vermochte dem Reize dieses Schauspiels nicht zu widerstehen, stürzte sich auf die Bühne unter die Kämpfenden, entriß dem Schauspieler, der den französischen Offizier darstellte, den Degen und schickte sich zu einem ernsthaften Kampfe mit dem Kosakenoffizier an. In diesem Augenblicke fiel der Vorhang. Der Polizeicommissär mußte, trotz den geringen Sympathieen für die Russen, die er als offizielle Person haben kann, zu ihren Gunsten interveniren, und er redigirte eine diplomatische Note in Form eines Protokolls. — Der Pariser saugt Allem gern den Honig zu einem Bonmot aus, das dann beliebigen, wo möglich hohen Personen in den Mund gelegt wird. Neulich soll Herr Ducos, der Marineminister, der Witzige gewesen seyn. Der russische Gesandte muß ihm nämlich eine fürchterliche Schilderung von der Marine seines Vaterlandes gemacht haben. Als Hr. Ducos die lange Liste russischer Schiffe ruhig abzählen gehört, soll er trocken geantwortet haben: „Gut, ich wußte in Wahrheit nicht, daß Sie so viel Holz zu verbrennen haben."

Paris hatte im 13. Jahrhundert 120,000 Einwohner; im Jahre 1474 150,000; unter Heinrich IV. 210,000; im J. 1590 300,000; unter Ludwig XIV. 492,600; im J. 1719 509,630; im J. 1762 576,650; im J. 1776 (nach Buffon) 658,000; 1778 (nach Mohan) 670,000; 1784 (nach Necker) 660,600; zu Ende der Regierung Ludwigs XVI. 610,620; im J. 1798 640,504; 1802 672,000; 1806 580,600; 1809 794,596; 1817 713,966; 1827 890,431; 1831 774,328; 1836 909,126; 1841 (ohne Militär und Abwesende) 912,033; 1846 1,053,897, und das ganze Seinedepartement 1,364,467, welch letztere Zahl jetzt beinahe allein die Bevölkerung der Hauptstadt bildet. — Frankreich hatte 1700 19,669,000 Seelen; 1821 32,560,934; 1846 35,400,486, und wird jetzt wahrscheinlich volle 36 Millionen Einwohner haben.

Dieser Tage fand in Berlin ein originelles Frühstück statt. Alexander v. Humboldt hatte die Gesellschaft der gegenwärtig dort anwesenden Zulu-Kaffern zu sich geladen, die auch in ihrem schönsten Schmuck erschienen, und die gewinnende Freundlichkeit des greisen Gelehrten so wie die originelle Art und Weise der Gäste bewirkten ein gegenseitiges allgemeines Amusement.

Zweibrücker Cäcilienverein.

Sonntag, den 5. Februar 1854.



PROGRAMM.

Erste Abtheilung.

1) Ouverture zur Oper: „Iphigenie auf Tauris" von Ritter v. Gluck.

2) Adelaide, von Ludwig van Beethoven, gesungen von Hrn. Musikdirektor Meyer.

3) Claviersolo, Phantasie von Thalberg, vorgetragen von Fräulein Pauline Schmidt.

4) Männerchöre: a) Chor aus dem „Nachtlager von Granada", von Conradin Kreutzer;
b) „Das Kirchlein" von Becker.

Zweite Abtheilung.

5) Ouverture zur Oper: „Cosi fan tutte", von Mozart.

6) Zwei Lieder: a) „Mein Engel" von Esser;
b) „Frühlingslied" von Mendelssohn —
vorgetragen von Fräulein C. Forstmaier.

7) Sonate für Clavier und Violine, von L. van Beethoven, vorgetragen von den Herren Fr. Gugel und Meyer.

8) Chor: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes", aus der „Schöpfung" von J. Haydn.

Anfang: 7 Uhr.

Billets à 36 Kr. sind bei Hrn. C. Lang und an der Kasse zu haben.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 17. Dienstag, 7. Februar 1854.

Die Abtei von Maison-Dieu.

(Fortsetzung.)

Die dunkle Häusermasse, die den Unglücklichen auf der Steinbank umgab, drehte sich in rasend schnellem Wirbeltanz um ihn; durch eine jener seltsamen Verblendungen, die der Hunger erzeugt, wenn er auf das Gehirn wirkt, bevölkerte sich diese einsame Straße mit Phantomen, die sich bald unbestimmt, bald klar im Schnee abzeichneten. Da war Herr von Lostranges, der ihm zurief: Ihr habt mich bestohlen; seine Richter, die wiederholten: Ihr seyd verurtheilt; die Galeerensträflinge, welche ihn „Kamerad" nannten; sodann die Dachdecker, dann Valentin als Cavalier, der ihm die Worte zuwarf: Mache, daß Du fortkommst, Bettler! ... Sodann Herr von Lagérivière, dann der verhängnißvolle Kammerdiener, dann Kerkermeister und Henker. Alle bewegten sich gegen ihn heran und murmelten in wirrem Gedränge unverständliche Verwünschungen. Dann warf sich die ganze ungeheure Masse auf ihn, umschlang und erstickte ihn.... Richard fiel voll und dumpf röchelnd herab zur Erde, sein Kopf schlug im Fallen an die steinerne Bank, das Blut spritzte und der Schmerz war so groß, daß er das Bewußtseyn völlig verlor, und dann war die ganze Erscheinung verschwunden.

So mochte er eine gute Weile gelegen haben, als er durch eine rauhe Stimme aus seiner Betäubung geweckt wurde.

„He, Kamerad!" ward er angesprochen — „wollt Ihr die ganze Nacht hier bleiben, damit man Euch morgen früh erfroren findet?"

Beim Tone dieser Stimme machte Richard eine Bewegung rückwärts; er glaubte sich noch in der Gewalt des Fiebers zu befinden, das eben erst sein Gehirn erfüllt hatte.

„Wer seyd Ihr?" fragte er mit matter, unsicherer Stimme, fuhr aber, den Kopf etwas in die Höhe gerichtet, gefaßter gegen den Mann fort: „Doch Ihr selbst, Eure Stimme erinnert mich ..."

„An wen denn?"

„An einen gewissen Gefängnißkameraden, eine Art von Träumer."

„Ha! potz tausend! Richard ...?"

„Ja, ich bin Richard! und Ihr?"

„Coupard, der lustige Coupard! der gute Zigeuner und erste Sänger! ... Das ist ein Zusammentreffen! ... Aber wir wollen keine Zeit verlieren, es ist diese Nacht ein großer Schlag zu machen; Zwei sind nöthig, um ihn auszuführen, kömmt, seyd dabei! Denkt Euch, daß die Geschichte bei einem wahren Crösus spielt, bei dem Chevalier Valentin von Beaumont ... fort, laßt uns eilen!"

„Ach, thuet das nicht!" ...

„Ja, ich weiß wohl, daß kein Viertel für uns gefährlich ist; aber, meiner Treu, ich muß doch morgen frühstücken und habe keinen Liard!"

„Seht, da habt Ihr, was ich besitze; nehmt, Ihr könnt morgen davon leben; aber ich bitte Euch, begeht diesen Einbruch nicht!"

„Wohlan! weil Euch die Parthie nicht geheuer zu seyn scheint, kann man sie verschieben. Adieu und Dank, Kamerad! viel Glück!" ...

Richard, der nun wieder allein war, erkannte seine Lage in ihrer ganzen Fürchterlichkeit. Indem er sich so fern von den Menschen und seinem Bruder sah, begriff er die Tiefe des Abgrundes, in den er gestürzt. Plötzlich erhellte ein leuchtender Gedanke seinen Geist.... „Ich habe keinen Bruder mehr," dachte er, „und ich habe keinen Freund. Von nun an wird sich mir kein Haus mehr öffnen. Diese Gesellschaft, für die ich vielleicht so viel hätte thun können, verdient es nicht, daß man sich für sie opfert. Außer den Verbrechen

Digitized by Google

die die Welt gebiert und richtet, ist sie voll tausend infamer Dinge, die die Gesetze nicht erreichen und die nur der Himmel sieht.... Ich will die Menschen fliehen, die mich nicht begreifen wollten. In meinem ganzen Leben waren mir nur zwei Tage der Ruhe und des Glücks beschieden; es sind dies die beiden Tage, die ich bei den Mönchen von La Trappe zugebracht habe. Morgen will ich sie aufsuchen und von nun an mein Leben in ihrer Mitte dahinfließen lassen."

Nachdem dieser Entschluß in Richards Herzen einmal feststand, fand er auch seinen Muth wieder; aber er war Mensch, und in dieser langen, bittern Nacht quälten ihn die physischen Leiden entsetzlich. Der Schnee fiel immer noch in dichten Flocken, der Wind war eisig und es war hauptsächlich die Kälte, wodurch der Unglückliche litt.

„O," sprach er für sich, „wenn ich nur ein wenig Feuer hätte, nur für einen Augenblick, meine erstarrten Glieder zu erwärmen!... Halt, da fällt mir was ein ... köstlich! Das Manuscript, das ich in den Tagen der Hoffnung schrieb, kann mir nun zu nichts mehr nützen. Wenn ich diesen nächtlichen Wanderer da, gewiß ein Lumpensammler, der hier auf mich zukommt, anhielte, um ein Blatt an seiner Laterne anzuzünden ... ach, das gäbe ein gutes Feuer! es ist schon so lange her, daß ich es vor mir habe knistern sehen. Doch dieses Buch zerstören, die Frucht meines Denkens, dieses Werk, das unter dem Hauche der göttlichen Begeisterung sich erschloß ... nein, nein, niemals!... Aber, mein Gott, es friert mich so, daß ich kaum die Hände an den Mund bringen kann, um sie durch meinen Athem zu erwärmen, und das Buch hilft mir jetzt nichts."

Im Herzen des Armen erhob sich dann ein schrecklicher Kampf, dessen sich Gott im Himmel hätte erbarmen mögen. Jene Liebe des Menschen für die Werke, die aus der Vereinigung seines Verstandes und seines Herzens hervorgegangen, jener zerreißende Schmerz von einem Theile seiner selbst, seines Kindes, jenes grausame Lebewohl, das er der Hoffnung, jemals die Ideen seines so mühevoll verfaßten Manuscriptes triumphiren zu sehen, sagen sollte — bewirkte, daß Richard sein Buch an seine Brust drückte mit einer Heftigkeit, die an Wahnsinn grenzte. Dann aber brachte ihn die bis auf das Mark seiner Knochen dringende Kälte, das convulsivische Beben seiner Glieder, in denen das Blut erstarrte, zu dem Entschlusse, es ohne Weiteres zu verbrennen. Dieser Augenblick war einer der entsetzlichsten in seinem leidenvollen Leben.

Camoens, der aus der unendlichen Gefahr unendlichen Muth schöpfte, konnte heroisch mit der einen Hand schwimmen, um mit der andern seine unsterbliche Luisiade über den Wellen emporzuhalten. Der berühmte Portugiese hatte noch nicht, wie Richard, unter Martern seine ganze Seelenkraft verbraucht; getragen von einer himmlischen Hoffnung, hielt er in der einen Hand seinen Ruhm und in der andern seine Befreiung und besiegte die Wogen. Aber der arme Märtyrer, der auf den Gipfel seines Calvarius gekommen war, ohne wie der Gottmensch etwas der Welt hinterlassen zu können, dieser unglückliche Handlanger, aus dem alle Kraft und alle Hoffnung gewichen war, fühlte alle Wärme seiner Glieder schwinden, sein Herz zuletzt kalt und öde. Der menschliche Erhaltungstrieb gewann die Oberhand und der Wille des Dichters erlag.

Der Lumpensammler war nahe herangekommen. Richard riß convulsivisch ein Blatt aus seinem Buch und zündete es an dessen Laterne an; dann ging jener unbekümmert, ich glaube singend fort, ohne das Drama zu kennen, dessen Entwickelung er beschleunigt hatte.

Die Flamme, die vom ersten Blatte emporstieg, verursachte dem armen Richard eine so plötzliche Linderung, daß er für einen Augenblick sein ungeheures Opfer vergaß und mit einem hellen Lachen das Manuscript anzündete. Auf den Knieen vor dem verzehrenden Feuer liegend, erwärmte er dann seine eisigen Hände. Aber als er die Charaktere funkeln sah, die sein glühender Genius geschildert, als er schwarz und leicht die Blätter davonfliegen sah, auf welchen seine Seele ausgedrückt war, da ergriffen ihn heftige Gewissensbisse, er warf sich seine Schwäche wie einen Kindesmord vor, er wollte wieder nach seinem Buche greifen und die Flammen mit den Händen ersticken ... allein es war zu spät, das Feuer theilte sich rasch den letzten Seiten mit und vernichtete sie mit grausamer Schnelligkeit.

Richard wurde ohnmächtig.

Am frühen Morgen hoben ihn vorübergehende Leute vor Kälte starr vom Boden auf; in seinen geballten Händen hatte er schwarze Asche — die einzige Frucht seines Meisterwerkes.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gespenst im Sonnenschein.

Es war im Sommer 18—. Ich befand mich damals mit meiner Mutter in Mannheim und

machte täglich mit ihr einen Spaziergang in den Schloßgarten. Am liebsten gingen wir auf der Terrasse auf und ab, wo ein unvergleichlicher Rosenflor die Luft mit Wohlgerüchen erfüllte. Wir wählten dazu gewöhnlich die Stunde vor dem Essen, weil dann der Garten nicht so sehr mit dem so unvermeidlichen Kinderlärm erfüllt war.

Eines Mittags, ich erinnere mich nicht mehr des Datums, ich weiß nur noch, daß es im August war und die Sonne heiß auf die Schloßmauern schien, wandelte ich langsamen Schrittes mit meiner Mutter auf und ab.

Von der Terrasse gelangt man links von dem Schlosse aus in ein schattiges Bosket, und dahin richteten wir unsere Schritte, weil die Hitze anfing uns unbequem zu werden. Wir waren die einzigen Spaziergänger auf der Terrasse, nirgends ein menschliches Wesen.

Als wir uns dem Eingange des Boskets auf ungefähr hundert Schritte genähert hatten, sahen wir eine Gestalt aus dem Schatten desselben hervortreten, die uns sogleich höchst befremdlich vorkam. Es war eine ziemlich kleine Dame im Costüm der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Eine hohe gepuderte Frisur, auf deren höchster Höhe eine Mischung von Spitzen und Blumen sich befand, krönte das zierliche Haupt; ein Seidenkleid, der Grund weiß, mit prachtvollen gewirkten Blumenguirlanden, umbauschte die nette Gestalt; halblange Aermel, mit Spitzen besetzt, und schwarze Filethandschuhe umschlossen die Arme; sehr weite Pochen gaben der kleinen Figur beinahe eben so viel Breite als Länge, die sie nach Kräften durch hohe rothe Absätze an den Rosettenschuhen zu vergrößern gesucht hatte. In der Hand trug sie einen grünseidenen Fächer, und zwar so, daß es unmöglich war, auch nur etwas von ihrem Gesichte zu sehen.

Als sie näher kam — wir gingen sehr langsam, um die merkwürdige Gestalt möglichst genau beobachten zu können —, wendete sie den Fächer immer so, daß er ihr Gesicht uns verdecken mußte. Wir kamen nun ganz dicht an sie heran, so daß wir das Rauschen ihres schweren seidenen Kleides und das Knistern ihrer feinen Schuhe auf dem Flußkies der Terrasse vernahmen. Langsam, gravitätisch, wie vom ersten Augenblick an, wo wir sie gesehen, ging sie an uns vorüber, mit dem eigenthümlichen, stelzenden Gange, den sehr hohe Absätze immer hervorbringen.

Anstatt weiter zu gehen in das Bosket, wie wir beabsichtigt hatten, kehrten wir natürlich um und folgten der wunderlichen Gestalt in einiger Entfernung. Wir hielten es für eine scherzhafte Maskerade und waren begierig zu erfahren, wohin die altfränkisch costümirte Dame sich wenden werde und was sie mit ihrem Herumgehen im Park beabsichtige.

Sie ging vor uns her und verschwand im breiten Thorweg des Schlosses, dem gewöhnlichen Eingang für die Promenirenden in den Schloßgarten. Als wir den Thorweg unmittelbar nach ihr betraten, war sie verschwunden, keine Spur mehr von ihr zu sehen.

Es gab nur zwei Wege, auf denen sie unsern Augen sich entzogen haben konnte; entweder sie war mit unbegreiflicher Schnelligkeit durch den Thorweg geeilt und hatte sich im Schloßhof rechts oder links gewendet, oder sie war eine der beiden breiten Schloßtreppen hinaufgegangen, welche im Thorweg zu beiden Seiten sich emporschwingen.

Ich eilte deßhalb so rasch als möglich durch den Thorweg nach dem Schloßhof und schaute rechts und links — nichts war zu sehen; meine Mutter dagegen spähte oben auf den Treppen, aber da waren die Thüren verschlossen, die zu den Corridors führen.

Was war nun aus der Dame geworden?

Einige Tage später besuchte ich eine Bekannte, welche die vertraute Freundin einer Bewohnerin des großherzoglichen Schlosses war. Ich bat sie, durch diese dort nachforschen zu lassen, wer wohl unsere Erscheinung gewesen, zu welchem Zwecke sie die sonderbare Tracht angelegt und wohin sie gerathen sey.

Die Neugierde meiner Bekannten wurde durch meine Erzählung so hoch gespannt wie die meinige, und sie versprach mir, Erkundigungen einzuziehen und mir das Resultat mitzutheilen.

Schon am folgenden Tage kam sie zu meiner Mutter und erzählte ihr in leidenschaftlicher Hast, sie habe Fräulein von .... noch am selben Tage aufgesucht und ihr unser räthselhaftes Rencontre erzählt. Da habe, als sie die gepuderte Dame zu beschreiben angefangen, das Fräulein ausgerufen:

„Still! um Gotteswillen, reden Sie nicht von ihr, weder mit mir noch mit sonst jemand! Sie verbittert uns durch ihre Erscheinung ohnehin genug das Leben. Wir alle im Schlosse haben uns das Wort gegeben, sie nie mehr zu nennen, nie mehr davon zu sprechen, wenn wir ihr begegneten, sey es bei Tag oder bei Nacht."

„Aber so sagen Sie mir doch wenigstens, wer es ist?" drang unsere Abgesandte in die Dame,

Digitized by Google

aber es war kein Wort weiter aus ihr zu bringen gewesen; sie hatte mit dem Ausdrucke von Schreck und Entsetzen die ihr qualvolle Unterhaltung abgebrochen und dadurch in uns Allen den Gedanken erweckt, der uns bis dahin ganz fern gewesen war, den Gedanken, daß wir bei hellem Mittag, im Sonnenschein — ein Gespenst gesehen.

Mannigfaltiges.

Eine der interessantesten Sehenswürdigkeiten von Paris, die nirgends in der Welt wieder gefunden wird, ist der Telegraphen-Thurm. Doch wird er von keinem Wegweiser und ebenso auch in keiner Beschreibung oder Karte der Stadt Paris erwähnt; denn seine Errichtung und jetzige Vollendung gehört der neuesten Zeit an. Dank der administrativen und politischen Centralisation, ist er die eigentliche Herzkammer Frankreichs. Er ist 50 Metres hoch und steht in einem Hofe des Ministeriums des Innern. Aus ihm laufen 150 Drähte aus, welche 54 Departemente von 86 mit ihm in Verbindung setzen. Ein zahlreiches Personale von Telegraphisten, Uebersetzern u. s. w., Couriere u. dgl. halten sich Tag und Nacht in demselben auf. Während der Minister des Innern in seinem Salon die Depeschen empfängt, kann er mit 54 Präfekten plaudern und mit einem Worte ein Heer von Beamten auf allen Punkten Frankreichs in Bewegung setzen. Noch mehr: Europa correspondirt mit diesem Thurme. Wenn es wahr ist, daß ein geübtes Ohr in Paris den Pulsschag der Welt belauschen kann, so gilt dies nur dem Telegraphen-Thurme, der die Fäden der Zeitgeschichte in Rotation bringt.

In Wien ist eine Gesellschaft angesehener Handlungshäuser zusammengetreten, welche es sich zur Aufgabe gestellt hat, eine Telegraphen-Linie von Triest durch Dalmatien über die jonischen Inseln nach Athen herzustellen, um die Nachrichten aus Constantinopel und dem asiatischen Kriegsschauplatze 3 bis 4 Tage früher zu erhalten, als es vermittelst der Dampfschiffe möglich ist. Preußischen Blättern zufolge ist eine Aufforderung zur Theilnahme an diesem Unternehmen nach Berlin gelangt, die Anklang findet, und gleiche Aufforderungen sollen nach Hamburg, Leipzig, Frankfurt und andern deutschen Handelsplätzen abgehen.

Aus Chur wird Folgendes geschrieben: Wenn der „Wassermann“ seine Schleußen nicht bald besser öffnet, so bekommen die „Fische“ einen trockenen Carneval. Unsere Berge sind bis auf die höchsten Spitzen fast ohne Schnee. Der niedere Stand der Flüsse hat vor einigen Tagen der Churer Polizei einen argen Possen gespielt. Sie verfolgte ein Mitglied der Langfingerzunft, und dasselbe konnte durch den Rhein waten und entkam. Der Glückliche wird denken, es sey kein Uebel so groß, daß es nicht auch sein Gutes habe.

Die „Dorfzeitung“ sagt: Man hat beobachtet, daß unsere Landwirthe, seitdem sie Oekonomen titulirt werden, bei weitem nicht mehr so ökonomisch sind als früher, wo sie noch Bauern hießen. Die Frau Oekonomin bringt nicht mehr so viel Butter und Käse zu Markt als die ehemalige Bauersfrau, denn der Herr Oekonom zu Hause spricht nicht mehr: So fett essen wir nicht! sondern: Selberessen macht fett. An die Stelle der Hosen von Bocksleder sind bei ihm Beinkleider von Bukskin getreten; und auch von der Kleidung der ländlichen Schönen läßt sich nicht mehr rühmen: Selbst gesponnen, selbst gemacht, rein dabei, ist Bauerntracht.

Von einer Bauernhochzeit in Preußen, in einem Dorfe nahe bei Berlin, wird berichtet, daß 7 Schffl. Waizenmehl zu Kuchen verbacken wurden, und was an Fleischspeisen mag consumirt worden seyn, läßt sich darnach bemessen, daß allein 70 Stück Federvieh aufgetischt waren.

In den Geburtsanzeigen, welche die californischen Blätter bringen, ist neben dem Geschlecht des Kindes auch stets das Gewicht desselben angegeben.

Für Alles gibt's Regeln, so auch „Lebensregeln“. Sie gereichen aber erst dann zum Nutzen, wenn man bereits eine hübsche Anzahl „Böcke“ geschossen hat. Jeder Meister hat einmal Lehrgeld bezahlen müssen.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 18. Freitag, 10. Februar 1854.

König Ludwig von Bayern und der Pfälzer. *)

Von C. Merck.

In Edenkoben, vom Zwange befreit,
Weilt König Ludwig von Bayern,
Des Jahres verklärte sonnige Zeit
In ländlicher Ruhe zu feiern.
Seine Tochter, von frommem, von kindlichem Sinn,
Der treuen Hessen Gebieterin,
Sammt ihrem erlauchten Gemahle,
Sie weilten bei ihm in dem gastlichen Land
Und kredenzten dem Vater mit sorgender Hand
Der Liebe geheiligte Schale.

Und der König sich öfters mit ihnen erging
In den reichen, gesegneten Gauen,
Und des Landmanns Auge gefesselt hing
Und wurde nicht müde zu schauen.
Und so oft es den König wurde gewahr
Und an seiner Seite das fürstliche Paar,
Die männliche Kraft in Vereinung
Mit Anmuth im rosigen Blüthenstrahl:
Da dünkt es dem staunenden Volke zumal
Eine seltene Wundererscheinung.

Und als sie einst die Fluren entlang,
Bei des Tages purpurner Neige
Und der Lerche wirbelndem Abendgesang,
Gewandelt die einsamen Steige:
Da trafen sie einen Landmann an,
Der in ein geflochtenes Körbchen gethan
Die Früchte, gepflücket vom Baume;
Sie glühten in Fülle wie Purpur und Gold
Und waren wie rosige Wangen so hold
In ihrem ambrosischen Flaume.

*) Siehe „Zweibr. Wochenbl." Nro. 14 vom 31. Januar jüngst.

Und der König rühmte die köstliche Frucht,
Und der Landmann darauf entgegnet:
„Ja, sie ist gut, Herr König, versucht!
Sie sey Euch von Herzen gesegnet!
Und Ihr, vieledle Prinzessin! und Ihr,
Durchlauchtigster Herr! vergönnet es mir,
Die Frucht zum Genuß Euch zu bieten;
Deß würd' ich mich freuen mein Leben lang."
Und mit herzlichem Bitten er in sie drang
Und gab sich nicht anders zufrieden.

Und Alle dankten dem redlichen Mann
Und der König wollt' ihn belohnen;
Doch der Bauer geschwätzig wieder begann:
„Herr König, woll't mich verschonen!
Nicht hab' ich die Frucht ja geboten Euch feil,
Doch soll widerfahren dafür mir ein Heil,
So bitt' ich in Lieb' und in Treuen:
Wenn fern Ihr in Bayern beglückt und gesund
Die Tage verlebet, so macht es mir kund;
Das sollte von Herzen mich freuen."

Und der König freundlichen Abschied nimmt
Von dem braven, gemüthlichen Alten.
Und des Landmanns Auge in Thränen schwimmt,
Er kann sich nicht ihrer enthalten.
Der gnädige König, das herrliche Paar,
Wie sie wandeln von hinnen — er hatte fürwahr
Noch niemals deßgleichen gesehen;
Und die Huld in den Mienen, der freundliche Blick —
Im Herzen pries er sein gutes Geschick
Und wußte nicht wie ihm geschehen.

Und seines unendlichen Glückes voll,
In das Dörfchen bracht' er die Kunde,
Und die Rede des Lobes und Preises quoll
Ihm unversiegbar vom Munde.
Und Alle, die es vernahmen, wie mild
Der König gewesen, wie herrlich das Bild
Der Anmuth, der Hoheit in Beiden,

Digitized by Google

Die neben dem König gewandelt, erschien,
Auch mit ihm gesprochen — da mußten sie ihn,
Den glücklichen Alten, beneiden.

Und der König im fernen Bayernland
Hat sein Herz von der Pfalz nicht gewendet
Und dem braven Alten von eig'ner Hand
Ein freundliches Schreiben gesendet.
O, welch ein Jubel die Herzen durchglüht!
Dem ganzen treuen Pfälzergebiet
Ist unendliches Heil widerfahren.
Und der Alte betrachtet's mit heiliger Scheu,
Und Kindeskinder werden es treu
Als höchste Reliquie bewahren! —

Ihr Völkergebieter im gold'nen Schein
Und der Herrschaft purpurner Blüthe:
Welch Kleines ist es, so groß zu seyn
An Huld und fürstlicher Güte!
Mit den Rosen der Milde durchflechtet die Kron',
In dem Herzen des Volkes da gründet den Thron,
Wie König Ludwig von Bayern;
Da werdet ihr glänzen im Sternenkreis
Unsterblichen Ruhmes, es werden mit Preis
Die fernsten Geschlechter euch feiern!

Die Abtei von Maison-Dieu.

(Fortsetzung.)

4. Geschichte eines Glücks.

Zur Zeit der Restauration gab es in den Reihen des französischen Adels einige Verwirrung. Sie entstand aus der Vermengung jener Familien, die Napoleon geadelt hatte, und Derer, die sich mit seinem Systeme vereinigt hatten, mit Jenen, die zur Zeit des Kaiserreichs nach Frankreich zurückgekehrt waren, jedoch von den Tuilerien sich immer entfernt hielten, und endlich mit den reinen Royalisten, die ihr Vaterland erst in des Königs Ludwig des Achtzehnten Gesellschaft wiedersahen.

In dieser Epoche kam Valentin Beaumont nach Paris.

In einem Momente, wo Throne wechseln, gibt es immer Verhältnisse, die diejenigen Genies begünstigen, welche auf Abenteuer ausgehen und gerne im Trüben fischen; für Jene, die ernten wollen, ohne gesäet zu haben, die listig und keck genug sind, Das zu behaupten, was sie sich zugeeignet haben. Mehr als Einer verdankt derartigen Verhältnissen die Gunst, deren er genießt, und wir werden ohne Zweifel noch mehr als Einen sich plötzlich über den Ozean erheben sehen, auf welchem Dasjenige, was man Staatsschiff nennt, in fortwährendem Sturme wogt.

Valentin gehörte nicht zu Denen, die die Ereignisse an sich herankommen lassen, ohne davon Gewinn zu ziehen. Um zum Glücke zu gelangen, ist der Weg der Ehre schön, aber ach! so lang. Valentin hatte Eile, er ging mitten durch. Es schien ihm nichts einfacher, als sich für den natürlichen, anerkannten Sohn eines würdigen Dieners Ludwigs des Achtzehnten auszugeben, eines Herrn, der in Deutschland starb, und sich Chevalier Valentin von Beaumont zu nennen.... Unter Thränen erzählte er vom Tode seines Vaters, des edlen Marquis Sosthenes von Beaumont, auf fremdem Boden, ferne von Frankreichs schönem Himmel, und er rührte Alle, die sich um ihn drängten, wenn er ihnen die Worte seines sterbenden Vaters wiederholte:

„Mein lieber Valentin, im Augenblicke, wo ich die Erde mit dem Himmel vertausche, muß ich Dich ermuthigen, daß Du auf der Bahn ausharrest, die Dein Vater verfolgte. In der jüngsten Zeit hat Gott die erhabenen Herren, denen wir dienen, schrecklich geprüft, und wir haben diese Prüfung mitempfunden; aber wenn ich zu früh sterbe, um mein Vaterland mit seinen legitimen Fürsten wieder zu sehen, so wirst Du, mein Sohn, bald in seinen Schooß zurückkehren, um ihre Heimkehr zu begrüßen. Unglücklicher Weise sind meine Adelsbriefe und so viele andere werthvolle Papiere, die für Dich von dem größten Nutzen hätten seyn können, auf meiner Flucht verloren gegangen; unglücklicher Weise konnte ich Dir auch in diesem Lande eine nur unvollkommene Erziehung geben ... aber sieh da, nimm diese reiche Nadel, es ist der Rest Dessen, was ich von meinem Vermögen retten konnte.... Wenn der erhabene Monarch den schönen Thron seiner Vorfahren wieder besteigt, dann gehe zu ihm und richte ihm meine letzten Wünsche aus. Den Ertrag dieses Kleinods aber widme der unschätzbaren Wohlthat der Erziehung."

Und da Valentin den Ton der Wahrheit mit vielem Geschick anzunehmen wußte, außerdem seine Stirne mit der Strahlenkrone der Jugend und Schönheit geschmückt war, so glaubte man seinen Worten und öffnete dem Sohne des edlen Emigranten gern sein Haus und seine Börse.

Der Handlanger hatte sich bezüglich des Werthes der Nadel nicht getäuscht; der Diamant war ächt und vom reinsten Wasser... Er wurde um

Digitized by Google

zwanzigtausend Franken verkauft: das war mehr als er brauchte, um die Sitten der jungen Leute nach der Mode nachzuahmen, um ein Quartier zu miethen, einige Lehrer anzunehmen und die Verwirklichung seiner Pläne zu erwarten. Das Schwerste war für ihn nun geschehen. Aus Schlamm hatte er sich einen Fußschemel erbaut; was lag ihm daran, wenn derselbe ihm nur diente! ...

Nachdem sich Valentin von Beaumont den Firniß einer gesuchten Höflichkeit und jenes Gefühl des Schicklichen, die die moralische Schürze der Gesellschaft sind, vollkommen angeeignet hatte, versuchte er große, gewagte Spekulationen. Als er auf einer Reise in die Provinz eine angebliche Kupfermine entdeckte, beschloß er, sie nutzbar zu machen; aber da hiezu mehr Geld nothwendig war, als er besaß, ergriff er ein vortreffliches Mittel, eine Masse von Kapitalien an sich zu ziehen.

Man trifft oft am Rande der Gesellschaft Menschen, deren Durst nach Glanz aus Mangel an Geld nicht gelöscht werden kann; unter diesen wählte sich Valentin seinen Mann. Er überzeugte diesen, daß das geeignetste und sicherste Mittel, sich einen Namen und eine Stellung zu erwerben, in der Gründung eines Journals bestände. Der Mann, den er zu seiner Puppe machen wollte und welchen wir Chevalier Dalby nennen, hatte bereits alle feilen Pfade durchlaufen, den letztern ausgenommen. Er hatte ein bewundernswürdiges Fassungsvermögen, bei einer gierigen Einbildungskraft ein zähes Gewissen und eine diesem analoge Feder. Herr von Beaumont streckte die ersten Fonds vor und vertraute dem Chevalier seinen Minenplan an mit dem Wunsche, einen reichen Associé zu finden. Der Redakteur des neuen Journals, teufelmäßig dankbar, rühmte die Kupfermine von *** und die ungeheuern Vortheile, die man durch Ausbeutung derselben gewinnen könnte, auf die gewandteste Weise und nannte Herrn von Beaumont als Chef des Unternehmens. Ein Titel wirkt immer mächtig auf die Menge, die schwer daran glaubt, daß ein Adeliger betrügen könnte. In kurzer Zeit schon sah Valentin Spekulanten des dritten Standes zu sich kommen, die ihre Theilnahme ankündigten und ihren Verstand in Leinwandsäcken herbeibrachten; mehr als Ein leichtgläubiger, zurückgezogener Kaufmann legte die Ersparnisse von zwanzig Jahren in seine Hände nieder und bald darauf begann Herr von Beaumont seine Operationen mit einem kleinen Theile der Summen, die er empfangen hatte; sie waren aber total unfruchtbar. Der Chef erklärte sodann seinen Associés, daß alle ihre Fonds sammt den seinigen verschlungen worden seyen, denn das Unternehmen sey, wie er jetzt wohl einsehe, ein unglückliches gewesen. Seine Geschäftsgenossen zürnten und fluchten ihm, und drei Tage nach seiner Erklärung wurde er, von einem Balle kommend, Philantrop, als seine Associés eben daran waren, Rechnungsablage von ihm zu fordern; er zeigte und bewährte gegenüber den armen Klassen so schöne Gefühle und so edelmüthige Theorieen, daß sich sein Name in der allgemeinen Achtung noch mehr hob.... Das Journal wurde einen Monat später bankerott.

Indem Herr von Beaumont vortheilhafte Geschäfte auf dem politischen Felde zu machen gedachte, warf er sich auf dieses, und zwar mit nicht weniger Glück, als er bei seinen andern Operationen hatte. Er wurde in der Folge geheimer Gesandte und Diplomat. Als er alle Carrieren beendet, war er — Banquier.

Dieser Mensch gehörte zu jenen, die über ihrer Zeit standen; er beherrschte fortwährend Die, mit denen er sich umgab, und dabei verstand er aus den Fehlern des Einen, aus der Geschicklichkeit des Andern, aus der Eigenliebe und der Begierde Aller Gewinn zu ziehen. Er untersuchte viele Gewissen bis auf den Grund und fand unter den Gefühlen, die er analysirte, nicht ein einziges, welches die seinigen an List und Ehrgeiz übertroffen hätte. Indem er sich als ein Riese unter Zwergen fühlte, machte er sie zu seinen Zwecken dienstbar, sich stets den Anschein gebend, als ob er die ihrigen begünstige. Er kannte fast genau den Werth aller politischen, finanziellen und anderer Gewissen der Epoche, und alle diese verschafften ihm, es nicht ahnend, Namen und Vermögen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In der Sitzung der belgischen Akademie vom 9. Januar theilte der Staats-Archivist Gachard zwei Briefe von Don Luis Guijada mit, welche die letzten Momente Karls des Fünften schildern und beweisen, daß der große Kaiser im vollsten Bewußtseyn und mit der Ruhe und Ergebenheit des wahren Christen gestorben ist. Guijada war Augenzeuge der letzten Augenblicke Karls, und

die Behauptung Robertson's, als habe Karl in seinen letzten Augenblicken den Verstand verloren, ist dadurch widerlegt. Ein Brief des Erzbischofs von Toledo, welcher dem Kaiser in dessen letzten Augenblicken mit den Tröstungen der Religion beistand, bestätigt Guijada's Aussage vollkommen.

Vor einigen Tagen ging in der Erzgießerei zu München wieder ein interessantes Werk aus dem Feuerofen hervor, nämlich die Statue Jefferson's, welche zum colossalen Washington-Monument nach Richmond (Staat Virginien) bestimmt ist. Sie ist, selbst 13 Fuß hoch, eine der vier Statuen, welche die gegen 22 Fuß hohe Reiterstatue Washington's, des Gründers der nordamerikanischen Union, umgeben sollen. Der Guß, unter der Leitung des Herrn Inspectors v. Miller und in Anwesenheit des Herrn Ministers v. Zwehl ausgeführt, ist vollkommen gelungen und wurden hierzu 104 Ctr. Metall verwendet.

Ein Schiff, das von Tromsö in Norwegen ausgegangen war auf die Fischerei unter Spitzbergen, ist neulich unter eigenthümlichen Umständen zurückgekehrt. Während der größte Theil der Mannschaft, der Capitän mit eingeschlossen, auf den Fang aus war im Schiffsboot, ward das Schiff von Wind und Eis hinausgetrieben in die offene See. Die beiden Männer, die an Bord zurückgeblieben waren, vermochten nicht das Schiff wieder nach seiner alten Stelle zurückzubringen und mußten es daher vor dem Winde fortlaufen lassen, um sobald als möglich nach Tremsö hineinzukommen. Die Leute im Boot, welche das Schiff verschwinden sahen, hielten sich für verloren, wenn sie auf der öden Insel blieben, der grimmigen Kälte ausgesetzt und ohne irgend einigen Proviant, und beschlossen also auf Gottes Gnade hin zu versuchen, mit dem kleinen Boot nach Norwegen zurückzukommen. Dieser Versuch glückte. Auf der Höhe vom Nordcap wurden sie von einem Schiff aus Hammerfest an Bord genommen und gingen von da mit dem Dampfboot nach Tremsö, wo ihre Familien und Freunde froh überrascht wurden, die verloren Geglaubten wieder zu sehen. Man kann sich eine Vorstellung machen von den Mühen und Beschwerlichkeiten, welche die sieben Mann auszustehen hatten, wenn man vernimmt, daß ihr Boot kein Segel hatte und sie keine andere Speise besaßen, als das Fleisch eines erlegten Eisbären.

Die Künstler und Schaulustigen, welche die Naturschönheiten aufsuchen, die den Rhonefluß umgeben, werden eine Zeit lang der Möglichkeit beraubt seyn, das interessante Schauspiel des Verschwindens dieses Flusses wie seither in aller Bequemlichkeit und in unmittelbarer Nähe beobachten zu können. Die an jener Stelle in der Nähe von Bellegarde von Frankreich nach Savoyen führende, 90 Fuß über den Fluß ragende schöne Holzbrücke von Lucey ist vorigen Monat unter ungeheurem Getöse durch eine Lawine, die gleichzeitig den Felsen, worauf die Brücke ruhte, und einen Theil der Straße hinwegriß, zerstört worden. So hat die Natur den lange gehegten Plan begünstigt, an jener Stelle eine neue Brücke zu erbauen und eine große Straße zwischen dem Ain-Departement und Savoyen herzustellen.

(Ein Wort eines deutschen Kaisers.) Kaiser Rudolph von Habsburg (geb. 1218, gest. 1281), gab auf die Frage, warum er, früher so strenge, sich so zur Milde gewandt habe? die schöne Antwort: „Meine Strenge hat mich oft gereut, meine Milde nie.“

(Musterstyl.) „Zeichniß. Rosine .... dinte bei mir ein Jahr und hat sich Ehlich betragen, was hiemit bescheinige. N. N.“

Buchstaben-Räthsel.

Mit F:

Abgetrag'ne Lieblingskleider,
Die entstanden ohne Schneider.

Mit H:

Ungemach für Pietisten
Und für schnödes Diebsgelüsten.

Mit K:

Zauberstab in derben Händen,
Die des Meisters Werk vollenden.

Mit St:

Heißersehnter Wunsch von Vielen,
Den oft Stümper leicht erzielen.

Mit W:

Zum Erniedrigen und Heben
Ist mir jede Macht gegeben.

Mit Z:

Bei der Schwermuth düstern Träumen
Weilt man gern in meinen Räumen.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 19. Sonntag, 12. Februar 1854.

Die Abtei Maison-Dieu.

(Fortsetzung.)

Als Banquier lebte Valentin ruhiger und tugendhafter als zuvor; auch ging er damit um, sich eine reiche Frau aus hoher Familie zu suchen. In Genofeva von Lostranges, die er in der Gesellschaft traf, schien ihm Beides vereinigt zu seyn. Als er sich Herrn von Lostranges vorstellen ließ, wurde dieser betroffen durch die Aehnlichkeit, die er zwischen ihm und sonst Jemanden fand, den er irgendwo gesehen zu haben glaubte; aber nachdem sich der Baron von seiner hohen Abkunft und seiner Stellung überzeugt hatte, war er vollkommen zufriedengestellt und gab keine abschlägige Antwort, als Valentin um die Hand seiner Tochter anhielt: des Herrn von Lostranges Lebensessenz lag in seinem Stolze.

Durch eine jener psychologischen Erscheinungen, die die Wissenschaft noch nicht erklärt hat, durch eine Art innerer Vision, die sie mit ihrer Seele in der Seele dieses Menschen lesen ließ, zeigte Genofeva, als sie zum ersten Male Herrn von Beaumont sah, einen lebhaften Widerwillen gegen ihn. Aber da ihr Vater ihr sein ernstes Verlangen zu erkennen gab, sie mit diesem jungen Manne von vornehmer Geburt und schönem Vermögen vereint zu sehen, bemühte sie sich, diesen Widerwillen zu besiegen.

Seinerseits zeigte sich Valentin, um Genofeven eine gute Meinung von seinem Herzen beizubringen, bei vielen Gelegenheiten, wo es sich darum handelte, Arme zu unterstützen, sehr edelmüthig. Er nahm ihren Geschmack an, wurde einfach und gutmüthig und war äußerst gefällig gegen sie.

So beschloß denn endlich Genofeva, zwar mehr um ihrem Vater einen Gefallen zu erweisen, als aus einem andern Grunde, Herrn von Beaumont ihre Hand zu geben. Einige Tage nach dieser Entscheidung trafen sie sich auf dem Balle bei dem Grafen von Lagérivière, wo wir sie auf dem Balkone des Hotels gesehen.

Kurze Zeit darauf saßen die Herren von Beaumont und Lostranges in des Letztern Cabinet.

„Chevalier," sagte der Baron, „ich glaube, daß meine politische Laufbahn nun zu Ende ist; ich werde alt und das Pariser Leben fängt an mich zu ermüden. Auch meine Tochter findet kein Vergnügen mehr daran. Wenn Sie mich daher glücklich machen wollen, so wollen wir Ihre Vermählung in meinem Schlosse Oligny bei Alençon feiern und dort von nun an ruhig und glücklich leben."

„Jetzt" — dachte Valentin — „muß ich Allem zustimmen; nach der Hochzeit werde ich meinen Willen zur Geltung bringen."

Der Baron fuhr fort:

„In Oligny werden wir in mancher Hinsicht gleiche Vergnügungen wie in Paris haben. Ohne Zweifel wird es uns aber viel Geld kosten; doch wir sind Beide reich. Indeß, da es Ihnen dann unmöglich seyn wird, Ihre finanziellen Operationen in Paris zu leiten, so wünschte ich, daß Sie Ihre Kapitalien in möglichst kurzer Frist realisirten; ich beabsichtige dasselbe zu thun und spätestens in einem Monat werden wir in Oligny eingezogen seyn. Was halten Sie von diesem Plane?"

„Daß er sehr weise gefaßt ist; doch ist diese Realisirung denn so schnell nöthig, wie Sie mir vorschlagen?"

„Gewiß, mein Freund; ich habe Ihnen von großen Summen gesprochen, die auf Oligny zu verwenden sind, das Sie selbst unterhalten müssen, da es einen Theil von Genofeva's Mitgift ausmachen wird."

„Ah! sehr gut! ich wußte noch nicht ..."

Digitized by Google

„Dann, wollten Sie Ihr Banquiergeschäft in Paris fortsetzen, so müßten Sie es der Aufsicht eines Mannes von seltener Rechtschaffenheit anvertrauen; seine Bezahlung würde Sie sehr hoch zu stehen kommen, und dann wäre es doch nicht dasselbe, als wenn Sie da wären."

„Aber, mein Herr, warum wollen Sie denn, daß ich bei meiner Jugend nicht mehr darauf denken soll, mein Vermögen zu vergrößern?"

„Ich muß vermuthen, Herr von Beaumont, daß Sie die Absicht hegen, sobald Sie mein Schwiegersohn geworden sind, wieder nach Paris zurückzukehren, und es kommt mir bald vor, als wenn Sie sich meinen Vorschlägen nur scheinbar fügten, um Ihre Vermählung mit meiner Tochter zu beschleunigen."

„Wie, Baron! Sie könnten argwöhnen ..."

„Da ich einmal in Oligny leben und mein Kind dort bei mir haben will, Sie aber wahrscheinlich nicht ohne sie in Paris bleiben können, so erkläre ich Ihnen ..."

„O mein Gott, ich bitte Sie, theurer Schwiegervater, nehmen Sie doch die Sache nicht so ernst, ich habe keinen andern Willen, als den Ihrigen, und um es Ihnen zu beweisen, werde ich mich von heute an damit beschäftigen, meine Sachen ins Reine zu bringen. In einigen Wochen gedenke ich reisefertig zu seyn."

„So ist es recht, Chevalier! Seyen Sie überzeugt, daß ich Ihnen dieses Willfahren hoch anrechnen werde." —

Einen Monat nach dieser Unterredung hatten Herr von Beaumont, Herr von Lostranges und seine Tochter ihre Wohnung auf dem Schlosse Oligny, an den Ufern der Sarthe, zwischen Alençon und Mortagne, aufgeschlagen. Die Kapitalien des Banquiers waren provisorisch in Bankbillets changirt und er bewahrte sie in seinem Gemache in Erwartung des günstigen Augenblicks, wo er seinen festen Entschluß ankündigen konnte, wieder nach Paris zurückzukehren.

Bis zur Erfüllung der für die Hochzeit nothwendigen letzten Formalitäten machten der Baron und das zukünftige Ehepaar häufige Ausflüge in die Umgebung. Sie waren begierig, das ziemlich nahe liegende Trappistenkloster zu besuchen; aber nur die beiden Männer konnten ihre Neugierde befriedigen, indem die Ordnung der Abtei Frauen den Zutritt nicht gestattet. Selbst die Regeln für die Mönche sind so streng, daß sie mit den Fremden, die besuchsweise das Kloster besichtigen, wenig oder gar nicht in Berührung kommen.

Als die beiden Besucher auf der Rückkehr nach Oligny die düsteren Wälder, die das Kloster umgeben, durchschritten, fragten sie sich einander, was sie von den Trappisten hielten.

„Es sind Tolle," meinte Valentin.

„Es sind Heilige," sagte der Baron.

„Es sind viele Verbrecher darunter."

„Ich erkenne nur Reuige in ihnen."

„Als man uns vor acht Tagen von dem strengen Ernste derselben erzählte, scherzten Sie darüber auf die geistreichste Weise."

„Ich habe sie nun gesehen und bin anderer Meinung."

„Sie sprechen ja mit einer Achtung von denselben ..."

„Und Sie mit einer Frivolität ..."

„Ah! der Anblick der Mönche hat wohl Ihr Herz gerührt?"

„Vielleicht."

„Das heißt ein sehr zärtliches Herz haben, mein lieber Baron!"

„Ich kenne kein trockneres als das eines Banquiers."

„O, ich liebe Sie zu sehr, um Ihnen deßhalb böse zu seyn."

„Wir werden bald wieder nach dem Kloster wandeln, nicht wahr, Chevalier?"

„Wie Ihnen beliebt, mein theurer Schwiegerpapa!"

Und sie kehrten ins Schloß zurück.

Große Bestürzung erwartete sie.

Während ihrer Abwesenheit hatten Dienstboten die Thür des Gemaches, welches der Chevalier bewohnte, offen gefunden, die Schlösser erbrochen und die Möbel geleert, darunter jenes, welches Herrn von Beaumont's ganzes Vermögen enthielt.

Dennoch hatte man kein Anzeichen gefunden und konnte nicht begreifen, wie dieser Diebstahl begangen werden konnte.

Als Valentin dies Ereigniß erfuhr, glaubte er den Verstand zu verlieren. Aber der Baron ergriff seine Hand und sprach, indem er Genofeva ansah, die laut über das Unglück ihres zukünftigen Gatten klagte:

„Unter Leuten von unserem Adel verbinden derartige Unglücksfälle, anstatt zu trennen; übermorgen, Chevalier, wollen wir den Vertrag unterzeichnen."

Mit überströmendem Gefühle drückte Valentin die Hand des Barons. Dieser fuhr fort:

„Wir müssen jetzt ohne Verzug nach Alençon eilen, um dort die Sache bei dem Gerichte an-

zuzeigen; denn wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben, daß Sie das Geraubte, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil wieder bekommen werden."

Tags darauf war ein zu berührtem Behufe aus der Stadt gekommener Notär mit den Herren von Lostranges und Beaumont beschäftigt, die verschiedenen Bestimmungen des Vertrages aufzusetzen, als ein Bedienter einen colportirenden Kleinodienhändler anmeldete, der den gnädigen Herrn fragen lasse, ob er nichts in seinen Artikeln kaufen wolle.

„Ach, mein guter Papa," bat Genofeva, „seyen Sie doch so liebenswürdig, mir einige neue Schmucksachen zu schenken."

„Gerne, liebes Kind; man lasse den Juwelier eintreten."

Bei seinem Anblick erbebte Valentin, denn er erkannte in ihm einen gewissen Juden André wieder, an den er einst die werthvolle Nadel verkauft hatte.

Auch der Jude erkannte ihn und grüßte ihn ehrerbietig, ohne die Zeichen zu verstehen, die ihm Valentin machte, damit er schwiege.

Genofeva wählte einige Schmucksachen aus.

„Und Sie, verehrtester Herr," sagte der Jude zu dem Baron, „wollen Sie nichts für sich kaufen? Hier sind Ringe und Nadeln von neuester Façon; sehen Sie diese da, zwar weniger modern, aber mit ächtem Diamant ... ich lüge nicht, wenn ich sage, daß sie das schönste Stück meines Kästchens und das bedeutendste meines ganzen Vorrathes ist."

Es gibt unerwartete Ereignisse, magische Begegnungen, Zufälle der Vorsehung, die der scharfsinnigste Verstand nicht voraussehen, die größte Gewandtheit nicht vereiteln kann und die oft hinreichend sind, um in Einem Augenblicke das Gebäude vieler Jahre umzustürzen.

Herr von Lostranges ergriff die Nadel, die er als die seinige erkannte.

„Valentin," sagte Genofeva, „Sie sind unwohl?"

„In der That, sehr!"

„Der Herr ist schrecklich blaß," versetzte der Notär.

Der Baron hörte nichts.

„Von wem haben Sie diese Nadel?" fragte er den Händler.

„Ich bürge dafür, daß das Gold von bester Qualität und der Diamant fünfundzwanzigtausend Franken werth ist."

„Gut, aber wie kam sie in Ihre Hände?"

„Mein Herr, ich bin ein rechtschaffener Kaufmann und kann Ihnen beweisen, daß ich dieselbe gekauft und gut bezahlt habe. Nur weil ihre Form außer Mode, habe ich sie bisher nicht vortheilhaft verkaufen können. Indeß, wenn Sie sie zu besitzen wünschen, so will ich im Preise etwas herabgehen; belieben Sie nicht so, schlage ich Ihnen vor, den Stein zu benützen und ihn in eine Nadel von ganz neuer Façon zu fassen."

„Aber wie beweisen Sie mir, wem Sie sie bezahlt haben?"

„Potz tausend! diesem Herrn da habe ich sie abgekauft, nachdem er nach Frankreich zurückgekehrt war."

„Nicht wahr!" rief Valentin in sichtbarer Verwirrung.

„Hier der Empfangschein für zwanzigtausend Franken, eigenhändig unterschrieben von Herrn Valentin von Beaumont. Ich bin immer in der Ordnung."

Es folgte nun ein Augenblick schrecklichen Schweigens.

Herr von Lostranges schien nicht lange mit sich zu kämpfen: er verabschiedete den Händler, dem er die Nadel ließ, und den Notär, welchem er die Hand drückte; sodann zerriß er kaltblütig den auf dem Tische liegenden Heiraths-Contrakt und zeigte Valentin mit einem fürchterlichen Blicke die Thüre.

Dieser gehorchte maschinenmäßig.

Außen angelangt, ging er durch das Thor des Parkes, an dessen Ende die Sarthe floß. Nach kurzem Sinnen stieg er hinein und durchschwamm sie; dabei verlor er seinen Hut, der im Schilfe am Ufer hängen blieb. Als er das andere Ufer erreicht hatte, setzte er sich eine Weile hin, um auszuruhen. Innerhalb einiger Minuten durchkreuzten tausend Gedanken seinen Geist ... Gott allein kennt sie.

Bei seinem Aufstehen war die Laufbahn des Chevaliers von Beaumont zu Ende. Von Allem entblößt, barhauptig und von Wasser triefend stand der ehemalige Handlanger da, jetzt nur zwei Wege sehend: auf die Galeeren oder nach La Trappe ... er wählte den letztern.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

In Chur hat man, nachdem das Tischrücken in Vergessenheit gerathen ist, in den Kaffeehäusern

Digitized by Google

wieder einen neuen Zeitvertreib, wieder ein Stück Herenwerk, über das man sich den Kopf zerbricht. Es legt sich ein Mann — schwer oder leicht — der Länge nach auf drei Stühle und nimmt eine steife Haltung an. Vier Personen stellen sich, zwei links, zwei rechts daneben, bücken sich und halten jeder seine zwei Zeigefinger, die Untenstehenden unter die Kniebeugen, die Obenstehenden unter die Achseln des Liegenden. Nun schaut der rechte Obenstehende den rechten Untenstehenden an und sagt zu ihm: „er ist todt"; dieser wiederholt die Worte zu dem Gegenüberstehenden und dieser zu seinem Nebenmann und dieser zum Liegenden. Der Liegende bleibt stumm. Dann läßt der Obenstehende auf gleiche Weise nach einander noch folgende Sprüche umgehen: „er ist dürr wie ein Bein" und „er ist leicht wie eine Feder". Hierauf zählt er: „eins, zwei" und in diesem Augenblick ziehen alle Fünf den Athem ein, halten denselben an sich und die vier Personen stehen im gleichen Moment auf und heben auf ihren Zeigefingern den Liegenden in die Höhe, als ob es eine Feder wäre, gleich als würde er von einer unsichtbaren Hand gehoben. So lange Alle den Athem gehörig anhalten, können sie den lebendigen Todten ohne Mühe auf den Zeigefingern in der Höhe schwebend halten. Es geht zwar auch ohne jene Sprüche, doch gehören dieselben zur Feierlichkeit; wesentlich aber ist das Ansichhalten des Athems. Jede Gesellschaft kann sich von der Richtigkeit der Sache überzeugen. (?) Worin die Täuschung besteht oder wodurch das Gewicht des Liegenden wirklich oder scheinbar so sehr verringert wird, ist ein Räthsel.

Wie es scheint, erregt der **Mormonismus** in Folge der Hamburger Mormonen-Expedition große Aufmerksamkeit in Deutschland. Von ganzen Corporationen sind Anfragen an das Haus Morris u. Comp. eingegangen, so unter andern aus Böhmen, von wo große Unzufriedenheit mit den dortigen politischen und socialen Verhältnissen laut wird. Besonders auffallend war jedoch ein Schreiben vieler Hallenser Studenten aller Facultäten, welche ebenfalls lebhafte Neigung zu empfinden scheinen, sich dem Mormonismus in die Arme zu werfen. Die bezüglichen Anfragen dieser Studirenden beziehen sich vorzugsweise auf die national-ökonomischen Verhältnisse und auf den Bildungsstandpunkt der Jünger Mormon's, auf ihre Verfassung und Gebräuche, sowie auf die Perspective, welche sich den an ein europäisches Culturleben gewohnten jungen Leuten, die dorthin auswandern möchten, darbietet. Diese Fragestellungen sind vollkommen ernsthaft gemeint, (?) nur ist zu bezweifeln, daß Diejenigen, an welche sie sich richten, auch im Stande sind, die genügende Antwort zu ertheilen.

Die Königin Victoria ist Schlittschuhläuferin. Die „Sheffield Times" beschreibt ein Paar Schlittschuhe, welche eine dortige Fabrik auf Bestellung für Ihre britische Majestät verfertigt hat. Dieselben sind vom feinsten Stahl mit Silber eingelegt, die Spitzenenden stellen den Kopf und Hals von Schwänen vor; das Holz ist Satinholz, welches als Sohle zu den vom Patentglanzleder gemachten Stiefelchen dient. „Dies ist der erste Beweis," fügt das erwähnte Blatt hinzu, „daß die Königin die Absicht hege, eine so graziöse und zugleich gesunde Vergnügungsart sich anzueignen und ihren Unterthaninnen mit einem guten Beispiel praktisch voranzugehen."

Des Wanderers Seufzer nach dem Sturme.

Die Zephyr' wehen rings umher,
Am Abend ruhet still das Meer,
Und des Sternenhimmels Gluth
Funkelt spiegelnd in der Fluth;
Nicht ist mehr des Schiffes Kiel
Des Orkanes leichtes Spiel.

Von den Lüften sanft bewegt,
Sicher es zum Ziele trägt,
Hin, wo freudig Millionen
Uns'rer theuern Brüder wohnen;
Bald ja schlägt das Herz mit Lust
An des Freundes treuer Brust.

Doch, sie ruht im kühlen Grab,
Die des Lebens Freud' mir gab.
Sehnsucht zieht zu ihr mich hin,
Dort, wo mild die Sterne glüh'n.
Leuchte du mir bald, o Stern,
Der mir zeigt das Land des Herrn!

Du, o Licht zum Wiederseh'n
In des Himmels heil'gen Höh'n,
Wo nach Stürmen der Pilot
Ruht von aller Erdennoth.
Jenes Land beut süße Ruh' —
Armer Schiffer, segle zu!

Homburg, im Februar 1851. A. O....

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 20. Dienstag, 14. Februar 1854.

Die Abtei Maison-Dieu.

(Schluß.)

5. Die Zufluchtsstätte.

Der Mensch wandelt unausgesetzt auf einem schmalen Pfade, den man die Gegenwart heißt; wo er hinblickt, befindet sich ein tiefer Abgrund. Ungeheure Abgründe — die Vergangenheit und die Zukunft! Wenn sein erbärmlicher Verstand es wagt, nach dem Grund zu suchen, weicht er entsetzt zurück, denn er begegnet dem Unendlichen; wenn er aber, wie Richard Beaumont, das Herz voll Tugend und das Leben voll Leiden hat, wenn sein Geist in der Einsamkeit sich gesammelt und ins Unendliche vertieft hat, schreckt er nicht mehr davor zurück, denn er entdeckt dort den allmächtigen, gerechten und ewigen Gott, der die Welten alle in Ewigkeit zum Strafen und zum Lohnen hat.

Nach seinem stürmischen Leben hatte Richard in La Trappe eine Ruhe gefunden, sanft und tröstend, wie die Moral des Evangeliums; sein einst geschwächter Glaube hatte sich wieder belebt, denn der Glaube im menschlichen Herzen ist ein reiner Diamant, dessen himmlisches Licht in das andere Leben sehen läßt. Er fand im beschaulichen Leben ein vom größten Theile der Menschen nicht gekanntes Glück und erwartete, im Vertrauen auf Gott, betend, arbeitend, betrachtend, gerne den Tod, als die größte Wohlthat, die Gott dem Menschen nach vollbrachter Pilgerzeit erweisen kann.

Manchmal gedachte er noch traurig der Verirrungen der Welt, die ihn verstoßen hatte, und bedauerte seufzend gewisse erhabene Ideen seines todten Buches; doch geschah dies nur in seltenen Zwischenräumen, und diese Erinnerungen erloschen allmälig in seinem Geiste, als er sich dem Abend seines Lebens näherte, gleich den Sternen, wenn der Morgen anbricht.

Hie und da gedachte er auch noch Genofeven, aber was er für sie empfand, war nicht mehr jene Liebe, die er einst gehegt: es war ein reineres Gefühl — des Mädchens Gestalt kam ihm vor wie eine im Traume erschienene Madonna, wie eine flüchtige Offenbarung der heiligen Schönheit unsterblicher Jungfrauen. —

Wie ganz anders stand es um seinen Zwillingsbruder, als dieser den Entschluß faßte, von der Welt zu scheiden! Valentin kam nach La Trappe wie ein Verbrecher in ein sicheres Asyl. Anfänglich befolgte er, von den Dingen eingenommen, die er in der Welt zurückließ, die Uebungen des Klosters maschinenmäßig, arbeitend, wenn man arbeitete, und sich zu beten bemühend, wenn man betete; aber fluchend dem Juden André in den Stunden des Schlafens und der Betrachtungen.

In Maison-Dieu spricht Alles zum Herzen — aber Valentin hatte ein finsteres, frostiges Herz. Doch, wenn er wieder dieses stille Glück sah, dessen sich seine Umgebung zu erfreuen schien, wurde er neidisch und wollte es auch zu kosten versuchen. Von der allenthalben herrschenden Frömmigkeit ermuntert, bestrebte er sich, die bösen Gedanken, deren sein Herz voll war, zu verjagen; allein die Verderbniß der Welt hatte zu tief in seinem Innern gewurzelt, als daß der Glaube darin hätte Platz finden können — er zweifelte noch immer und seine Gebete drangen nicht weiter, als bis zu den Lippen. —

Eines Tages — an einem jener sonnenlosen Tage, wo die Seele sich der Trauer öffnet, wo der Himmel grau ist und die Wiesen ohne Blumen sind, an einem jener bleichen Tage, wo man sagen könnte, daß Gott sich von unserer Welt abgewendet, um für eine andere zu sorgen —,

Digitized by Google

waren die Mönche in der Kirche in zwei Reihen aufgestellt, um wechselsweise Psalmverse zu singen. Valentin, welcher Bruder Antonius geworden war, stimmte eben jene Klage des Königs David an:

„Domine, ne in furore tuo arguas me; neque in ira tua corripias me."

Ihm gegenüber antwortete Bruder Ambrosius, ehedem Richard:

„Quoniam sagittæ tuæ infixæ sunt mihi; et confirmasti super me manum tuam."

Beide Mönche erhoben die Augen gen Himmel, Bruder Ambrosius, gläubigen Herzens vertrauend auf des Herrn Gnade; Bruder Antonius, um Gott zu bitten, ihn im Glauben zu stärken und ihn nicht untergehen zu lassen.

Und beide Brüder erkannten sich.

Der Psalm dauerte fort und Richard war auf's Höchste überrascht und erfreut, seinen Bruder hier zu treffen, denn er dachte, daß derselbe, an dieser Stätte Zuflucht suchend, dasselbe Glück hier genießen müsse, wie er.

Aber Valentin war den ganzen Rest dieses Tages über träumerisch und zerstreut.

Als die späte Nacht herbeikam, alle Brüder eingeschlafen waren und man kein Geräusch mehr in der Abtei vernahm, fühlte sich Richard leicht am Arm berührt. Er erwachte und richtete sich auf. Dann sah er den dunkeln Schattenriß eines Mönches, der vor ihm auf den Knieen lag, und hörte eine schwache Stimme sagen:

„Verzeihung, mein Bruder!"

Richard erinnerte ihn an das unverletzliche Schweigen, zu welchem sie sich als Ordensbrüder verpflichtet hatten.

Valentin begann jedoch wieder:

„Mein Bruder, verzeihe mir und ertheile mir Deinen Segen!"

Richard streckte fromm die Hand über seinen immer noch knieenden Bruder aus und segnete ihn. Dann stand dieser auf und suchte schweigend sein hartes Lager wieder zu erreichen.

Richard aber, einer unwiderstehlichen Macht weichend, hielt ihn zurück und umarmte ihn unter Schluchzen und Küssen.

In Ambrosius Herzen war die ganze Vergangenheit verschwunden. Er erinnerte sich nicht mehr an Amiens, wo er für Valentin fünf Jahre lang das schreckliche Leben der Sträflinge erlitten; nicht mehr an Paris, wo ihn Valentin verleugnet und ihm ein Asyl verweigert hatte; nein, dieser Mann des Himmels hatte Alles vergessen und sah nur vor sich seinen Zwillingsbruder, seinen Freund von der Wiege, seiner Mutter Kind, dessen einziges Wort, als er ihm zu Füßen fiel, „Verzeihung!" gewesen war ... und er hatte verziehen.

So hatten also diese beiden Menschen das Leben mit einander begonnen, sie hatten die Muttermilch getheilt, die ersten Eindrücke des Lebens, sowie dessen erste Sorgen zusammen empfunden. Dann war ein Tag gekommen, wo Beide für ein grausames Schicksal gezeichnet sich entzweiten und ihr Leben trennten. Der Eine, ein großer Egoist, war lange einen glänzenden Pfad gewandelt, Abgründen entlang, und hatte im Augenblicke des Triumphs das wunderbare, von seinem Stolze und seiner Begierde errichtete Gebäude unter dem Worte des Händlers André zusammenbrechen sehen; der Andere, ein gemarterter Poet, hatte das Leben, ein schweres Kreuz auf der Schulter, unter Hohn, Mühen und Drangsalen durchwandert und konnte nur in einem Grabe unter der Sonne Trost finden. Dann fanden sie sich wieder, Beide gealtert, entkräftet und lebensmüde.

Wie sie einst ihre kindlichen Freuden theilten, so vermischten sie in dieser Stunde ihre Thränen; wie sie einst ihre Arme verschlangen, um zu den Spielen der Kindheit zu eilen, so hielten sie sie jetzt wieder, aber wie um zu sterben, und wie einst waren sie nun vereinigt, zwar nicht mehr unter dem Auge der liebenden Mutter, aber unter Gottes Auge.

Als die Glocke zur Frühmette in der Klosterkirche läutete, weinten die Brüder noch, Einer in den Armen des Andern. —

Einige Zeit darauf wurde Bruder Antonius krank und bald darauf ergriff dieselbe Krankheit auch den Bruder Ambrosius; dieser empfand das Weitergreifen des Uebels in süßer Hoffnung, für ihn war der Tod ein Augenblick der Dämmerung, welche die Nacht des Daseyns vom großen Tage der Ewigkeit scheidet. Der Andere zweifelte noch immer und der Zweifel am Rande des Lebens ist ein Vorgeschmack der Hölle.

Endlich starben beide Brüder an demselben Tage und zur selben Stunde, Einem Beschlusse Gottes unterworfen. Zu einer und derselben Zeit auf die Welt gekommen, verließen sie sie zugleich auch wieder.

Vielleicht trennten sie sich, als sich die Pforten der Ewigkeit vor ihnen öffneten; vielleicht ging der Eine dem Lohne, der Andere der Strafe entgegen.... Vielleicht, und dies möge der Glaube

Digitized by Google

christlicher Seelen seyn, blieben sie wieder vereinigt zu Gottes Füßen, des gerechten und gütigen Gottes, der die Märtyrertugend verherrlicht, aber auch dem Schuldigen Gnade verleiht, wenn er in seiner Buße Thränen der Reue vergoß.

* * *

Wenn du, lieber Leser, an Winterabenden in die Oper gehst, wirst du wahrscheinlich in der vierten Vorderloge eine Frau im vollen Glanze der Schönheit bemerken; wenn du den Logenschließer fragst, wer die Anziehende wohl sey, wird er dir antworten, daß sie sich Marquise von St. Saulieu nennt. Ihr Vater, der Baron von Lostranges, starb vor drei Jahren auf seinem Schlosse Oligny, nachdem er sie mit einem Neffen des Grafen von Lagérivière, der im Besitze eines guten Namens und großer Hoffnungen ist, vermählt hatte. Die sorglose Genovefa hat keine Idee von der Liebe eines Handlangers, der Richard hieß, der Dichter wurde, dann Galeerensträfling, dann Trappist und dann noch sterbend für sie betete ... nein, das wird ihr nie einfallen.

Julian, der alte Kammerdiener des Barons von Lostranges, hat sich vom Dienste zurückgezogen, nachdem er sich auf eine etwas zweideutige Weise in den Diensten seiner verschiedenen Herren bereichert; er hat eine Frau aus der Kaufmannswelt geheirathet und lebt nun sehr ehrbar ... ob er jemals von Gewissensbissen bezüglich eines armen Handlangers gequält worden, der ihm einen so großen Theil seiner Pein verdankte, ich weiß es nicht.

Coupard hat sich auf's Verkaufen von Sicherheitsketten, Rue Vivienne, verlegt, nachdem er einen Theil der Summen, die er dem Chevalier von Beaumont in Oligny stahl, dem er wie ein Schatten folgte — verthan und den Rest der Justiz zurückgegeben hatte. Seit seiner letzten Freilassung hat er die Bekanntschaft des Chevaliers von Ally gemacht, der in diesem Momente eine heimliche Lotterie hält.

Von Richard, dem Poeten, ist auf der Welt nichts übrig geblieben, als sein in einem Gefängnißregister eingetragener Namen.

Mannigfaltiges.

(**Welche Eigenschaften das Weib besitzen soll.**) Ein philosophischer Engländer kommt in seinen Untersuchungen über das Weib auf Folgendes:

Daß man, um die Feinheit eines weiblichen Verstandes zu beschreiben, eine Feder aus dem Flügel eines Schmetterlings ziehen müsse; daß es bei weitem vorzuziehen, wenn ein Mann mehr durch seinen Kopf als durch sein Herz geleitet werde, dagegen ein Weib mehr den Eingebungen ihres Herzens trauen und folgen müsse, welches sich für sie als ein treuerer und zuverläßigerer Rathgeber und Führer erweise. Für die Erfüllung ihrer häuslichen bescheidenen und beschränkten Pflichten reiche ein schlichter Verstand und ein gutes Herz vollkommen aus; das wichtigste Erforderniß für sie aber sey weibliche Reinheit und Züchtigkeit, als geeignet, ihr jeden andern Vorzug zu verleihen. Es sey ihre Aufgabe, hilflose Kindheit in Schlummer zu lullen, der Schwäche des Alters die Annehmlichkeiten heiterer Geduld zu gewähren, die Zanksüchtigkeit mürrischer Temperamente zu beschwichtigen, die Heftigkeit unbändiger Männer zu sänftigen und aufbrausende, wilde Leidenschaftlichkeit zu zügeln. Daß gesunder Menschenverstand und ein gutes Herz höhere Fähigkeiten überflüssig machen; daß ein höherer Geistesflug niemals ihr Glück fördere oder sie liebenswürdiger und einnehmender machen könne; daß sie ihre geistige Begabtheit auf dem blumigen Gefilde leichter Literatur versuchen möge und sich in der Kenntniß der Schönheiten und Anmuth ihrer Muttersprache auszuzeichnen suchen solle. Daß der dornige und steile Pfad zur Wissenschaft für die Frauen nichts tauge; daß es keine Nothwendigkeit für sie sey, als „Blaustrümpfe" zu figuriren; daß sie besser thun, die schwierigen Zweige der Wissenschaft ganz dem Mann zu überlassen, als welcher geeigneter sey, mit deren Schwierigkeiten zu ringen; daß derartige Anstrengungen und Bestrebungen ihre lieblichen Gesichter mit vorzeitigen Runzeln bedecken und sie bestimmen würden, jener charakteristischen Zartheit zu entsagen, deren Verlust durch keine Errungenschaft im Gebiete der Gelehrsamkeit zu ersetzen ist, und daß es bei weitem annehmlicher sey, in ihrem Antlitze die lieblichen Gefühle einer Gattin und Mutter strahlen zu sehen, als die Spuren des tiefen Denkens eines spekulativen Philosophen.

(**Merkwürdige Naturerscheinung.**) Am 22. Januar wurde, wie die „Köln. Ztg." erzählt, bei Büderich, einem Dorfe an der Straße zwischen Unna und Werl, ein imposantes Phänomen

(Luftspiegelung) beobachtet und mit der Sage von einer bevorstehenden „Völkerschlacht am Birkenbaum" in Verbindung gebracht. Thatsächlich ist durch Vernehmung einer großen Zahl von Augenzeugen festgestellt, daß am 22. Januar, um die Zeit, wo sich die Sonne zum Untergang neigte, von der Anhöhe Schlückingens — einem isolirt stehenden Hause — ein immenser Heereszug nach dem Schafhauser Holze sich fortbewegte. Bückte man sich zur Erde, so konnte man unter den Bäuchen der Pferde hinweg bis zum fernen Horizonte hinsehen, die Bewegungen der Pferde deutlich wahrnehmen. Auch die Infanterie konnte man in großer Menge und das Blitzen ihrer Musketen genau sehen. Derselben folgte ein unabsehbarer Wagenzug, welchem die Cavallerie sich anschloß, die nach dem Dorfe Hemmerde abschwenkte. Die Uniform der Cavallerie war weiß. Als das Fußvolk im Schafhauser Holze und die Cavallerie sich vor demselben befand, verschwammen die Bäume in einen dichten Rauch. Mit dem Untergang der Sonne verschwand das höchst interessante Schauspiel.

Um deutsche Ehre und Kunst in der nordamerikanischen Union zu heben, hat die zu New-York erscheinende Staats-Zeitung drei Preise, zu 150, 100 und 50 Dollars, für die besten Original-Novellen über deutsches Leben und Wirken in Nordamerika ausgeschrieben, wozu auch die deutschen Literaten des Mutterlandes aufgefordert werden. Die Größe der eingesandten Erzählungen darf nicht unter 24 Spalten der New-Yorker Staats-Zeitung betragen.

(Wohl aufgehoben!) Die Redaktion eines Antwerpener Journals sandte einen Berichterstatter nach Brüssel wegen der Eröffnungsrede der Kammern und mit demselben zwei Brieftauben, welche das Dokument schnell überbringen sollten. In Brüssel gab derselbe die Tauben einem Kellner in Verwahrung und verlangte ein Frühstück. Er mußte darauf ziemlich lange warten, wurde aber durch ein delikates Fricassee für seine Geduld entschädigt. Nach dem Frühstück bezahlte er seine Rechnung und verlangte sofort seine Brieftauben zurück. „Ihre Tauben?" rief der Keller erstaunt — „die haben Sie ja eben verzehrt!"

Paris. Die Gesellschaft des Ackerbaues hat kürzlich ein merkwürdiges Aktenstück über die Statistik der ackerbautreibenden Bevölkerung von Frankreich erhalten. Wir entnehmen diesem Dokumente folgende Einzelheiten. Die Bevölkerung besteht aus 35,783,170 Seelen, nämlich:

Ackerbautreibende	20,351,628
Handarbeiter	2,094,371
Handwerker	7,810,144
Freie Künste	3,991,028
Dienstboten	753 505
Andere	780,496

Die ackerbautreibende Bevölkerung zerfällt in:

Besitzende Bauern	7,159,248
Pächter	2,588,311
Meier	1,412,037
Taglöhner	6,122,747
Dienstleute	2,748,263
Holzhauer	320,986

In Oesterreich werden jährlich 9,400,000 Eimer Bier gebraut. Nach den statistischen Ausweisen stehen allein in Niederösterreich 145 Bierbrauereien im Betriebe, in welchen jährlich mehr als $1^1/_2$ Mill. Eimer Bier erzeugt werden.

Sylben-Räthsel.

Erste Hälfte.

Du heit'res, schönes Land im Vaterherzen deutscher Marken,
Wo durch des Fürsten Huld die Kunst und Wissenschaft erstarken.

Zweite Hälfte.

Du unbestechlich treuer Freund des Richtigen und Wahren,
Der nie sich täuschen läßt trotz aller Schmeichlerschaaren.

Das Ganze.

Du fast vergessenes Symbol germanisch-alter Sitten,
Das herbe Wunden längst durch Roms gewalt'ge Macht gelitten.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nro. 18:

Felle. Kelle. Helle. Stelle. Welle. Zelle.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 21. Freitag, 17. Februar 1854.

△ Schloß Steinberg.

Mitgetheilt von August Marckhoff.

1.

Unter jenen malerischen Ruinen der festen Schlösser, welche sich zu beiden Seiten des Rheines von Straßburg bis Köln erheben, bemerkt man nahe bei Mannheim in hoher und so zu sagen ganz feudaler Lage die Reste einer alten Burg, der Steinberg genannt. Sie krönt einen hohen grauen Felsen, dessen Fuß sich in dem Wasser badet; mit ihren düstern Mauern, ihrem verwitterten Thurme und zerfallenden Mauerwerke verdient sie noch heute wohl den Namen „Adlernest", dessen sich gewöhnlich die Romanschreiber bedienen, um die luftigen Besitzungen zu bezeichnen, von wo die räuberischen Barone des Mittelalters die Ebene beherrschten. In früherer Zeit war der Felsen, auf dem der Steinberg liegt, steil und nackt. Diese imposante Masse, welche sich plötzlich mit ihren schwarzen Mauern am Ufer des Flusses erhebt, mußte ehemals den Schiffer, der in seinem wohlbeladenen Fahrzeuge auf dem Rheine dahinglitt, oder den Reiter, der auf der andern Seite der Bergkette mit gefülltem Felleisen hinter sich das Thal durcheilte, mit Schrecken erfüllen; doch jetzt hat die morderne Industrie gänzlich den Anblick dieser einst gefürchteten Orte geändert. Der Felsen war alt und zerfiel in Trümmer wie das Schloß selbst; der industriöse Landmann hatte in die Aussprünge und Vertiefungen des Gesteins fruchtbare Erde getragen und Weinstöcke gepflanzt, so daß heutzutage Schloß und Fels während der schönen Jahreszeit eine grüne Masse bilden, deren Anblick nichts Schreckliches mehr hat.

Man sollte in unsern Tagen kaum glauben, daß der Steinberg noch vor fünfundzwanzig Jahren bewohnt war, so mächtig wuchert die Vegetation in den Ruinen; ja, was noch mehr befremdet, er ward von den Nachkommen jener schrecklichen Herren bewohnt, welche in früheren Zeiten ihn zum Schauplatz ihrer Uebergriffe und Gewaltthaten gemacht.

Die Barone von Steinberg gehörten zu jenen alten deutschen Familien, deren Ursprung sich in die fabelhaften Zeiten der Geschichte verliert. Es war ein Wunder zu nennen, daß dieses unruhige und kriegerische Geschlecht sich durch die Zeiten voll Unruhen und voll Blut erhalten hatte, welche von Karl dem Großen bis zu Napoleon hin so manches Geschlecht ausgerottet, so manches Schloß zerstört hatten.

Es liegt nicht in unserer Absicht, die Größe und den Verfall dieses edlen Hauses zu schildern. Doch wollen wir erwähnen, daß die erlauchten Barone und ihre Besitzung nicht ungestraft den schrecklichen dreißigjährigen Krieg, die Einfälle von 1795 und der letzten Jahre des Kaiserreichs überlebten.

Zu der Epoche, von welcher wir reden, nämlich um das Jahr 182–, hatte das gänzlich zerfallene Schloß nur noch den großen Thurm und daneben einen kleinen bewohnbaren Flügel. Die Familie von Steinberg selbst zählte nur noch zwei Personen, den Baron Heinrich von Steinberg, Major in preußischen Diensten, und seine Schwester Wilhelmine, welche die Ruinen bewohnte. Der Baron war fünfundzwanzig Jahre, Wilhelmine eben zwanzig alt. Ihr Vermögen bestand hauptsächlich in einem Stammbaum, der in Wahrheit von oben bis unten die höchste Mauer des Schlosses bedecken konnte, und in Pergamentblättern, welche dem jungen Mädchen gestattet hätten, dem Adelskapitel zu Straßburg ihre sechzehn Ahnen zu beweisen. — Der Baron Heinrich konnte seiner militärischen Angelegen-

Digitized by Google

heiten halber selten die ärmlichen Mauern seiner Väter besuchen; übrigens würde ihm auch seine gewohnte Lebensart und seine Sucht nach Zerstreuung diesen Aufenthalt unerträglich gemacht haben. Seine Schwester Wilhelmine indeß lebte in tiefer Einsamkeit; sie hatte keine andere Gesellschaft in dem Thurme des Steinbergs, als eine alte Erzieherin, die Mutterstelle an ihr vertrat; und den Sohn dieser Frau, einen großen, nicht sehr mit Verstand begabten Jungen.

Dieses Leben wäre Manchem unerträglich gewesen; aber der melancholische und träumerische Charakter Wilhelminens hatte sich an diese friedliche Existenz gewöhnt. Die düstere Wohnung war voll Erinnerungen ihrer Vorfahren: sie wollte sie nie verlassen. Vergeblich hatte ihr Bruder, der sich über die Abgeschiedenheit, in der er sie zu lassen genöthigt war, beunruhigte, zu wiederholten Malen sie bestürmt, in das Kloster zu Mannheim zu treten, wo sie erzogen worden: stets hatte sie ihn gebeten, sie in dieser Unabhängigkeit zu belassen, und der Baron hatte bisher auch ihren Bitten jedesmal nachgegeben.

Diese Lage konnte indeß nicht lange mehr währen. Wilhelmine war eine sanfte und schöne Jungfrau geworden; der Ruf ihrer Schönheit war bis nach Heidelberg, der ein paar Meilen entlegenen Universitätsstadt gedrungen. Sie konnte nicht ihr ganzes Leben hindurch in diesem zerfallenden Gebäude bleiben; auch hatte der Major, ungeachtet seines Egoismus, beschlossen, sie in eine Stellung zu bringen, die ihrer und seiner würdiger sey.

Inzwischen lebte die Tochter und Erbin der alten Burggrafen von Steinberg in einem von der Armuth nicht sehr entfernten Zustande. Die Revenüen der Besitzung waren sehr mäßig: sie beschränkten sich auf den Ertrag eines kleinen Weinbergs, der in einer Vertiefung des Felsens angelegt war. Glücklicher Weise war der Wein, den diese wenigen Weinstöcke erzeugten, ausgezeichnet, er stand sogar mit dem Gewächse des Johannisbergs auf gleicher Stufe. Der Erlös der jährlichen Lese genügte für die Bedürfnisse der Bewohner der Burg; sie bedurften ja so wenig! Ein bescheidener Garten, den der Sohn der Erzieherin in dem alten Ehrenhofe des Schlosses eingerichtet, brachte Gemüse und einige Früchte für den Lebensunterhalt der kleinen Colonie hervor. Auch fand der Baron, dessen Lebensweise, wie man sagte, etwas unordentlich war, von Zeit zu Zeit Mittel, kleine Summen für den Gebrauch seiner Schwester zu schicken. Wie konnte er aber dieses Geld von seiner mäßigen Gage erübrigen? Das wußte man sich nicht leicht zu erklären, denn der Baron galt nicht für sparsam; allein Wilhelmine und Frau Madeleine Reutner hatten zu wenig praktische Ideen über das Leben eines Offiziers, um sich darüber zu wundern. In ihren Augen war Heinrich ganz einfach ein edelmüthiger Bruder, der sich mit dem Nothwendigsten begnügte, um den Rang seines Hauses aufrecht zu erhalten.

Ungeachtet dieses Zustandes von Erniedrigung, zu dem die Nachkommen der Barone von Steinberg herabgesunken waren, fiel es den Bewohnern der Nachbarschaft doch nie ein, in ihrer Gegenwart Verachtung oder Schadenfreude über ihre Armuth zu äußern. Wenn Wilhelmine des Sonntags in ein kleines Fischerdorf, das am Fuße des Felsens gelegen, herabkam, um daselbst die Messe zu hören, wenn man sie in einfachem Wollenkleide, einen Strohhut auf dem Kopfe und ihr Gebetbuch in der Hand, in Begleitung der alten Frau Madeleine gehen sah, ward sie mit fast religiöser Achtung empfangen. Für die friedlichen Einwohner des Dorfes personifizirte Wilhelmine die Poesie der Vergangenheit; sie war die Tochter jener wilden Streiter, deren Thaten seit mehreren Jahrhunderten in den Traditionen des Landes fortlebten; sie galt für einen lebenden Beweis der geisterhaften Legenden, die man dem Fremden erzählte, indem man ihm die Burgruinen zeigte; der Aberglaube legte ihrer Person etwas von dem Wunderbaren bei, dessen diese Legenden so viel enthielten. Was ihren Bruder betraf, so sprach man nur mit Zittern von ihm, als wenn er noch im Stande gewesen, die Stürme über das Land zu entfesseln, welche es zur Zeit der längst verstorbenen Barone verheert hatten.

Wir haben jetzt genug gesagt, um dem Leser ein Verständniß der nun folgenden Ereignisse zu bieten, und begeben uns daher, ohne noch Details hinzuzufügen, die sich von selbst im Laufe der Erzählung ergeben werden, auf die Plattform des alten Schloßthurmes an einem trüben Aprilabende.

Dieser Thurm erhob sich auf dem hervorragendsten Punkte des Felsens und beherrschte die ganze Umgegend. Er war von viereckiger Gestalt, ohne Fenster und ohne Verzierungen, denn Fenster konnte man die engen Oeffnungen nicht nennen. Ein schmaleres rundes Thürmchen lehnte sich an den Hauptthurm und ragte mit seiner Spitze ein wenig über die Plattform hinaus.

Digitized by Google

Das war fast Alles, was noch von dem alten Schlosse stehen geblieben war; mit Ausnahme einer Art von Pavillon, den der Sohn Madeleinens bewohnte, waren die andern Theile der Burg den Felsen hinabgerollt oder bedeckten den Boden um den Ehrenhof, der jetzt, wie schon erwähnt, zum Küchengarten geworden. Ein Fußsteig zog sich in Schlangenwindungen nach dem Dorfe hinab; auf diesem allein konnte man zum Schlosse gelangen, er allein verband diese ehrwürdigen Ueberreste der verflossenen Jahrhunderte mit der Gegenwart.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Verzweifelte.

Von Ludwig Storch.

1.

Mitternacht war vorüber. Die Laternen auf der Blackfriars-Brücke in London leuchteten nur noch einzelnen Fußgängern.

Von der City her schritt ein junger Mann hastig der Mitte der Brücke zu. Von Southwark her schlich ein bejahrter Mann ihm entgegen.

Noch stießen sie nicht zusammen, als der Letztere sich vom Wege rechts ab nach der Brüstung wandte und die augenscheinlichsten Anstalten traf, sich über dieselbe in die Themse hinabzustürzen. Der junge Mann war ihm gefolgt und hielt ihn plötzlich zurück.

„Herr, ich glaube, Sie wollen sich ersäufen?"

„Ihr Glaube ist richtig, Herr; aber was geht das Sie an?"

„Allerdings nicht das Mindeste. Ich wollte Sie nur um die Gefälligkeit bitten, noch einige Augenblicke zu verziehen und mir zu erlauben, die Partie mitzumachen. Lassen Sie uns einander fest umarmen und so vereint den Luft- und Wassersprung machen. Die Aussicht, mich mit einem blutfremden Manne, den ich in diesem Augenblick hier in derselben Absicht getroffen, die auch mich hierhergeführt hat, zusammen zu expediren, ist zu pikant für mich, als daß ich Sie nicht bitten sollte, sich mit mir zu dem angegebenen Zwecke zu verbinden. Wahrlich, Herr, seit lange ist mir nichts so reizend vorgekommen, und ich hätte nicht geglaubt, daß mir in der Todesstunde noch so etwas Angenehmes widerfahren könne. Schlagen Sie ein, Herr! Ich habe seit Jahren keine Bitte mehr an ein menschliches Wesen gestellt; verweigern Sie mir also die Erfüllung dieser einzigen und letzten nicht. Auch kann ich mich nicht erinnern, jemals so viele Worte gemacht zu haben, als in dieser Minute."

Damit hielt er dem Andern die Hand hin.

Dieser gab denn auch die seinige und der junge Mann fuhr in einer Art muthiger Begeisterung fort:

„Also fest umschlungen, Arm in Arm! Und nun kurzen Prozeß! Es thut mir recht wohl, zuletzt noch ein paar Augenblicke an einem Menschenherzen zu liegen. Ich frage nicht, ob Du auch ein Schuft bist — hinab!"

Der ältere Mann, der erst so große Eile gehabt hatte, in die kalten Fluthen der Themse unterzutauchen, legte jetzt der Eile des Jüngern einen Zügel an, indem er dessen Hand festhielt und ihn zurückzog.

„Halt, Herr!" sagte er, indem sein lebensmüdes Auge in den Zügen seines Gegenübers zu forschen bemüht war, so viel der ungewisse Schein der nächsten Laterne erlaubte — „Sie sind noch so jung und wollen schon freiwillig aus dem Leben gehen. Ich fürchte, Sie übereilen sich. Für einen Mann in Ihren Jahren bietet das Leben noch tausend schöne Fernsichten und reizende Genüsse."

„Ja, Moder und Gestank, Lug und Trug, Nichtswürdigkeit und Verworfenheit! Kommen Sie und machen wir der Sache ein Ende!"

„So jung Sie sind, Sie haben schon sehr schlimme Erfahrungen gemacht und scheinen alle Creaturen, welche die menschliche Gestalt tragen, für Otterngezücht zu halten."

„Ottern sind edle Geschöpfe gegen den Menschen, denn sie folgen ihrem Naturtrieb; sie sind keine Heuchler, welche die Tugend im Munde führen und das Laster im Herzen."

„Doch gibt es aber viele ehrenwerthe Ausnahmen von der von Ihnen aufgestellten Regel."

„Hahaha, Ausnahmen!" lachte der junge Mann bitter und höhnisch — „ich habe keine Ausnahmen gefunden."

„Dann darf ich Ihnen wenigstens den, wenn auch armseligen Trost geben, daß Sie in dieser ernsten Stunde eine solche gefunden haben. So sehr auch das Lügen den meisten Menschen zur Gewohnheit geworden ist, in der Todesstunde, gegenüber der ernsten und stummen Ewigkeit, pflegen die wenigsten zu lügen. Ich aber habe mein Leben lang nicht gelogen und möchte um keinen

Preis der Welt mit einer Lüge auf den Lippen die dunkle Straße wandeln. Wenn ich also sage: ich bin kein Schuft, für den Sie auch mich zu halten scheinen, sondern ein ganz ehrlicher und braver Mann — so ist das die lautere Wahrheit."

„Wirklich? Das ist interessant! So müßte ich den einzigen ehrlichen Menschen, der mir vorgekommen, gerade auf diesem letzten Wege kennen lernen, um mit ihm gemeinschaftlich der Welt Valet zu sagen."

„Lassen Sie mich allein gehen und bleiben Sie. Es gibt noch mehr, noch viel ehrliche und brave Menschen, die Ihnen ein nüchternes, einfaches, thätiges Leben mit Lust und Schönheit würzen können. Suchen Sie nur, Sie werden sie gewiß finden."

„Nun, den ersten hätt' ich ja schon gefunden. Aber wenn sich Ihnen das Leben von so paradiesischer Seite präsentirt hat, warum wollen Sie es denn, gleich mir, von sich werfen?"

„Weil ich ein alter blutarmer und dabei kranker und schwacher Mann bin, der nicht im Stande ist, etwas zu verdienen und es nicht länger mit ansehen kann, daß sein einziges Kind, ein Engel von Tochter, sich Tag und Nacht todtarbeitet, um mich alten, elenden, unbrauchbaren Menschen zu ernähren, ja mir sogar noch manche kleine Freude zu machen. Nein, Herr, das länger zu ertragen, müßte ich wahrlich ein Unmensch, ein Barbar seyn."

„Was, Herr, Sie haben eine einzige Tochter, die sich für Sie aufopfert?"

„O, mit welcher Geduld, mit welcher Milde, mit welcher Liebe, mit welcher Ausdauer thut sie es! Ich sehe sie dahinwelken unter Arbeit und Entbehrung, und keine Klage entschlüpft ihren bleichen Lippen; sie arbeitet und hungert, und immer hat sie ein Wort der Liebe, ein seliges Lächeln für mich."

„Herr, und Sie wollen sich umbringen? Sind Sie des Teufels?"

„Kann ich den Engel langsam ermorden? Das wühlt mir wie ein Schwert in der Seele!" Und der Alte schluchzte heftig.

„Herr, Sie müssen mit mir eine Flasche Wein dort in der Taberne trinken und mir dabei Ihr Schicksal erzählen. Wenn's Ihnen recht ist, will ich dagegen mit dem meinigen aufwarten. Im Voraus sag' ich Ihnen, Sie brauchen nicht da hinabzuspringen, denn ich bin ein reicher, ein sehr reicher Mann, und wenn Alles sich so verhält, wie Sie mir angedeutet haben, so braucht Ihre Tochter nicht mehr zu arbeiten und Sie sollen nicht hungern."

Der weinende alte Mann ließ sich fortziehen. Sie traten zusammen in die Schenkstube. Bald standen volle Gläser vor ihnen und sie betrachteten einander näher beim hellen Lampenlichte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein merkwürdiger Fall von Fettsucht oder Dickleibigkeit wird in Froriep's ärztlichem Hausfreund, Jahrgang 1853, mitgetheilt. Ein junger Mann, welcher in der Nähe der Stadt Savannah lebte, wog im Alter von 22 Jahren 565 Pfd. und erreichte bald das Gewicht von 600 Pfd. Dabei befand er sich so wohl, daß er die Geschäfte auf seiner Pflanzung selbst besorgen konnte. Vier Wochen vor seinem Ende fing er wieder an, täglich um $1^1/_2$ Pfd. und zuletzt um 2 Pfd. schwerer zu werden, so daß er drei Tage vor seinem Tode 634 Pfd. wog. Er starb plötzlich in seinem Lehnsessel sitzend.

Wie niedrig der gegenwärtige Wasserstand der Flüsse in der Schweiz ist, kann man darnach bemessen, daß dieser Tage bei Solothurn ein Wagen, der, mit Quadersteinen beladen, vor beinahe einem Jahrhundert in die Aar fiel, herausgeschafft werden konnte.

Am 1. Februar befanden sich im Antwerpener Hafen 255 Seeschiffe, 20 verschiedenen Nationen angehörend. Es kamen im Monat Januar 24 Seedampfer daselbst an und eben so viele liefen aus.

In Berlin existiren zur Zeit 5 Roß-Schlächtereien, aus denen im Laufe des verflossenen Jahres 569 Ctr. Fleisch zu menschlicher Nahrung und 621 Ctr. zu andern Zwecken verkauft worden sind.

Auflösung des Sylben-Räthsels in Nro. 20:

Schwabenspiegel.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 22. Sonntag, 19. Februar 1854.

△ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

Wilhelmine und ihre Erzieherin befanden sich in diesem Augenblicke oben im Thurme, dessen Plattform ihnen in der schönen Jahreszeit zugleich zum Spaziergange und als Arbeitszimmer diente.

Dame Madeleine Reutner, auf einem Schemel sitzend, lehnte sich in einen Winkel, der sie vor dem Winde schützte, welcher in dieser Höhe ziemlich heftig wehte. Sie zählte ungefähr siebenzig Jahre, ihre Züge waren ernst und ruhig. Sie trug die Kleidung der dortigen Bäuerinnen, einen kurzen Rock mit breiten Falten, nebst einem auf der Brust offenen Mieder, und beschäftigte sich damit, einen leinenen Strumpf für ihren Sohn zu stricken. In steifer Haltung mit aufgerichtetem Kopfe dasitzend, strickte sie, wie der Soldat exerzirt, nur mit den Händen, ohne das Gleichgewicht ihrer Schultern zu verlieren. Kalt und schweigend deutete Alles in ihr auf passiven Gehorsam, auf die tiefe und unwillkürliche Achtung für alles Das hin, was sie seit ihrer Kindheit achten gelernt. Sie erhielt nur dann Lebendigkeit, wenn es sich um die vergangene Größe des Steinbergs handelte, um die alten Traditionen, welche sich an das Schloß knüpften. In dieser Hinsicht besaß Madeleine unerschöpfliche Reichthümer; bei der geringsten Anregung entwickelte sie eine wunderbare Sprachgabe; ihre Stimme, ihre Geberden, ihr Blick nahmen einen wahrhaft beredten Ausdruck an. Sonst sank sie in ihre nachdenkliche und feierliche Traurigkeit zurück. Madeleine schien trotz ihrer tiefen Anhänglichkeit an ihre jungen Gebieter sich selbst zu überleben, sie gehörte nicht mehr unserm prosaischen Jahrhunderte an; sie hätte an dem Tage sterben müssen, wo der letzte Baron von Steinberg versucht hatte, eine französische Armee vor dieser ruinirten Veste aufzuhalten.

Wilhelmine bildete einen schlagenden Contrast gegen die alte Dame. Sie war zwanzig Jahre alt, blond und von einer etwas über das gewöhnliche Maß hinausreichenden Größe. Ihre ganze Größe neigte sich etwas dem Embonpoint zu; ihre Füße und Hände waren dagegen von wahrhaft übermäßiger Kleinheit. Ihr rundes, frisches Gesicht mit den rothen Lippen und den mandelförmig geschnittenen blauen Augen ward von langen kastanienbraunen Haaren eingerahmt, die nach schweizerischer Mode in zwei Flechten über ihre Schultern hinabfielen. Ihre ganz einfache Kleidung bestand aus einer schwarzen wollenen Robe, die sich eng an ihre Gestalt schloß und in langen Falten bis zur Erde wallte. So gekleidet wäre die Tochter des wilden Burggrafen von Steinberg mit ihrem rosigen, von Gesundheit strahlenden Antlitze die reizendste Jungfrau gewesen, die jemals zwanzig Studenten in den Straßen von Halle oder Jena hinter sich her zog; aber an gewissen Zeichen konnte man die hohe Abkunft Wilhelminens nicht verkennen. Ihre Miene voll Würde, ihre edlen Manieren verriethen den Abkömmling jener unbezähmbaren Burggrafen, die mit den Waffen in der Hand ihre Unabhängigkeit zu behaupten gewußt, während die auf ihrem Antlitze verbreitete sanfte Träumerei, der unbestimmte und so zu sagen durchsichtige Ausdruck ihres Blickes an die poetischen und begeisterten Schöpfungen Göthe's oder Schiller's erinnerten. In der That wohnte eine warme Seele unter dieser grazösen Hülle, und diese starke Organisation konnte bei einem gegebenen Anlasse alle die verzehrende Energie entwickeln, welche die Leidenschaft einzuflößen im Stande ist.

Digitized by Google

Wilhelmine, die ihrer alten Erzieherin gegenüber sich an die Wand lehnte, ließ ihren Blick über die unermeßliche Landschaft schweifen, die sich vor ihr ausdehnte. Ihre Miene drückte Melancholie aus, mit der Hand auf eine Nische gestützt und den Körper etwas vorwärts geneigt, blieb sie in vollkommener Unbeweglichkeit. Alles um sie her hatte eine düstere Färbung. Zu ihren Füßen floß der breite, majestätische Rhein mit seinem bläulichen und tiefen Gewässer. Die sich an seinem Ufer hinziehenden Felsen waren zu dieser Jahreszeit noch nicht mit Grün bedeckt. Der Himmel war voll Wolken; ein ziemlich heftiger Südwind jagte kleine weiße Schaumwellen auf dem Rheine.

Dieser Anblick war der jungen Baronin jedoch zu bekannt, um ausschließlich ihre Aufmerksamkeit zu beschäftigen. Vergebens glitten ungeheure Holzflöße, mit mehrern hundert Ruderern besetzt, durch die dreifache Gewalt des Windes, des Stromes und der menschlichen Hände getrieben, die Oberfläche des Flusses hinab; vergebens zeigten sich Fahrzeuge mit weißen Segeln in der Ferne, oder ließen Kähne voll fröhlicher Fischer harmonische Gesänge ertönen: sie wandte ihren Blick nicht von einer Häusergruppe am Fuße des Felsens ab, die ausschließlich von Fischerfamilien bewohnt schien, wie fünf oder sechs Fahrzeuge vermuthen ließen, die in einer Bucht des Flusses lagen, und vor Allem große Netze, welche am Ufer zum Trocknen ausgebreitet waren.

Madeleine wartete in achtungsvollem Schweigen, daß ihre junge Gebieterin sie anreden möchte. Endlich gab Wilhelmine ihre Betrachtung auf und ging langsam auf ihre Erzieherin zu.

„Es ist sehr trübes Wetter, Madeleine," sagte sie melancholisch, „der Himmel ist schwarz und ein kalter Wind bläst; noch nie ist mir dieses alte Schloß so traurig vorgekommen ... mein Herz ist so gepreßt, als wenn mir ein Unglück bevorstände.... Warum sprichst Du nicht zu mir? Du bist eben so traurig wie der Himmel, das Wetter und dieser zerfallene Thurm."

„Traurigkeit ziemt den treuen Dienern des Steinbergs," erwiederte die alte Frau ohne aufzublicken, „besonders wenn sie die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleichen."

„Warum sollen wir an die Vergangenheit denken, gute Madeleine? Was mich anlangt, so wenden sich meine Gedanken stets der Zukunft zu."

„Es ist unsere beiderseitige Aufgabe, die Ihrige: vorwärts, die meinige: rückwärts zu schauen, denn Sie sind jung und ich bin alt. Ihre Augen haben nicht gesehen, was die meinigen sahen ... es ist schon lange her."

„Was sahen sie denn, Madeleine?" fragte zerstreut Fräulein von Steinberg.

Die alte Reutner erhob sich mit Mühe, legte ihre Beschäftigung auf die Steinwand und ihren Arm über die Ruinen ausstreckend, erwiederte sie in feierlichem Schmerze:

„Ich habe gesehen, wie diese Mauern aufrecht standen; ich habe gesehen, wie diese Weinberge von den Vasallen Ihrer Vorfahren bebaut wurden; ich sah dieses Schloß voll Bewegung und Geräusch; ich sah, wie Ihr Großvater mit seinen fünf Söhnen und vierzig wohlbewaffneten Dienern Vorkehrungen traf, sein Besitzthum gegen Deutschlands Feinde zu vertheidigen. Ich habe das Gebell der Meuten, den Ton der Hörner, das Gewieher der Pferde gehört ... doch da schweigt jetzt Alles. Ich habe schmucke junge Herren, fröhliche junge Damen, tapfere Edelleute dort gesehen, wo jetzt Alles still und öde ist. Was ist von dieser Macht noch übrig?" ...

Sie stieß nach diesen Worten einen tiefen Seufzer aus. Die weiße und reine Stirn Wilhelminens bedeckte sich wie mit einer Wolke.

„Gute Madeleine," sagte sie mit erzwungenem Lächeln, „ich war nur betrübt, doch Du machst mich trostlos; ich erduldete eingebildete Leiden, aber Du machst sie zu wirklichen."

„Es ist nicht die Schuld der Schwalbe, wenn sie, indem sie über den Rhein fliegt, die Vorbotin des Sturmes wird."

„Ei, ei, meine Liebe, da bist Du wieder in Deine schwarzen Ideen versunken. Du grämst Dich unaufhörlich, weil wir nicht mehr so reich sind als ehemals. Weßhalb sollen wir verzweifeln? Du wirst vielleicht eines Tages unser Haus blühender als jemals zuvor sehen."

Madeleine lächelte ihrerseits bitter und einen Mauerstein ablösend warf sie ihn in die Tiefe hinab.

„Liebes Kind," sagte sie in dumpfem Tone, „blicken Sie diesem Steine nach ... eine geringe Kraft hat genügt, ihn in Bewegung zu setzen; kann ihn jetzt wohl etwas aufhalten, daß er nicht in die Tiefe hinabstürzt?"

„Ein Felsenvorsprung, eine Erdscholle, ein Zweig ist hinreichend, ihn aufzuhalten."

Ohne zu antworten, zeigte die alte Frau mit dem Finger nach dem rollenden Steine. Dieser fiel den Thurm hinab, sprang auf dem Boden wieder auf, prallte dann gegen die Seite des

Digitized by Google

Felsens, blieb zwei- bis dreimal im Gestrüppe halten und immer wieder von Neuem sich in Bewegung setzend, verschwand er endlich in dem Wasser.

„So ein Haus das fällt," sagte Madeleine; „nichts kann seinen Sturz aufhalten, wenn er einmal begonnen hat."

Sie seufzte nochmals und nahm ihre Arbeit wieder auf.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherschau.

Im Golf von Neapel. Von Friedr. Aulenbach. Neustadt a. d. H., bei Gottschick. 1853. Gr. 16. 1 fl. 24 kr.

Eine dichterische Seele, nach Freiheit und Luftveränderung schmachtend, flattert nach Italien, um Erinnerungen zu sammeln für das Alltagsleben, verbracht im praktisch-intelligenten Streben einer industriellen Zeit. Diese Erinnerungen werden einer Jugendfreundin geweiht, die als Herzens-Ideal vor, während und nach der Wanderung vorzuschweben scheint. Ihr theilt der Autor die Eindrücke der schönen Natur, der Kunst und der geschichtlichen Erinnerungen mit; ihr schreibt er die begeisterten Briefe aus und über Tivoli, Sorrent und Capri; ihr gibt er wieder in begeisterter poetischer Auffassung, was er sieht, was er fühlt und was er denkt; ihr zeigt er, wie die Außenwelt ein Echo findet in seiner Seele, und wie dieses Echo ein dankbares ist, jauchzend in Entzücken. Man hat so viele Reisebeschreibungen von Italien, und vielleicht ist die hier vorliegende eine der unvollständigsten, doch ist sie frisch und macht den Eindruck einer mündlichen Erzählung: das Auge leuchtet und das Herz klopft. Des armen Tasso Liebes- und Leidensgeschichte wird mitgetheilt in ihrer einfachen, traurigen Wahrheit. Einzelne Gedichte sind eingelegt, wie innere Stimmung und äußere Eindrücke sie erzeugten, und an Träumereien des Herzens fehlt es nicht, welche die Freundin aufsuchen und sie oft zur Gefährtin des Reisegenusses machen. Zuletzt legt er die Blätter der Frühlingsbegrüßung in ihre jungfräuliche Hand, weil an dem schattigen Herd weiblicher Eingezogenheit die Blüthen des Gefühls länger und besser Schutz finden. Sie sollen ein Andenken seyn für die ewig Getrennten, denn das Büchlein schließt folgendermaßen:

„Wenn die Ideale der Welt uns nicht mehr umschwärmen und die Erde uns zum Wohnort geworden, und du getrennt bist von mir und ich allein stehe mit meinen Erinnerungen und Hoffnungen; wenn auch längst diese Blätter, vom Stamme gelöst, dahinwirbeln und, gleich den kleinen Blüthenkronen, nachdem sie ihren Duft ausgehaucht, vom irdischen Staube beschwert, flügellahm sich unter die Erde betten: mag vielleicht in dem Herzen der Freundin, der sie duften, kaum mehr eine Spur von dem Verfasser, der ihr einst lieb und werth war, übrig bleiben. Dann laß mir wenigstens den Glauben, daß du gut bleibst, tugendhaft und wahr! Schütze die Ideale, die wie Sterne an deinem innern Himmel glänzen, und lasse sie dir nicht rauben durch flaches Geschwätz der Welt."

Der Leser hat also noch den Genuß, unter den interessanten Mittheilungen und poetischen Ergüssen einen stillen Liebesschmerz zu ahnen, ein Herzensweh, das unter dem Freudenjauchzen pulsirt. — Nachstehende Schilderung der Tarantella wird dem Leser das Talent des Autors bekunden:

„Ich möchte die Tarantella, dieses Universal-Lexikon aller wortlosen Liebeserklärungen und Liebesschwüre, mit denen man die selige Trunkenheit des Herzens in alle Sprachen der Welt übersetzen kann, den Tanz der Grazien nennen, um so mehr, wenn er, wie hier, von Grazien getanzt wird. Ich will versuchen, dir einigermaßen ein Bild von diesem so beliebten Nationaltanz zu geben und lasse dem Auge deines Geistes ein capritanisches Pärchen — es tanzt nämlich nur Paar gegen Paar — vorschweben, einen schönen schlanken Burschen mit offenem Blick, leicht und zierlich gekleidet, dem der spitze Hut mit dem Marienbilde und den bunten Bändern verwegen in den krausen schwarzen Locken sitzt; und ein liebliches Mädchen mit brennenden Augen, welche aus langen Wimpern hervorstrahlen, und einem Busen, auf dessen süßer Fülle die rothe Korallenschnur wogt; ihr schönes Flechtenhaar ist von keinem Schleier verhüllt, sondern nur durch den silbernen Pfeil mit der offenen Hand zusammengehalten. Langsam, aber mit unendlicher Anmuth beginnen sie den Tanz, und während Jener mit gesenktem Haupte und zierlich gebogenem Arm um seine Schöne, deren reizende Formen im anmuthigen Tanze nur noch verführerischer hervortreten, gaukelt, schwebt diese, die linke Hand in die Hüfte gestemmt und mit der rechten das Seidentuch schwingend, dem Geliebten entgegengleitend, ihn bald schamhaft fliehend, bald ihm wieder mit vor Glück und Zärtlichkeit leuchtenden Augen nahend, mit bezaubernder Anmuth über den Boden dahin. Es ist die verborgene, schwellende Sehnsucht, welche

noch nicht laut zu werden wagt. Die Castagnetten schlagen leise begleitend an, man ahnt die innere Gluth, die sich hinter diesen anmuthigen Bewegungen verbirgt. Allmälig wird der Tanz lebhafter, lauter tönen die Castagnetten, und leise mit den Zehen auftretend scheinen die Gestalten, ewig wechselnd, sich in lauter harmonische, wunderbare, reizende Bewegungen aufzulösen. Jetzt geht die verborgene Sehnsucht in der wachsenden Begierde unter; feuriger werden die Blicke, gewaltiger die innere Neigung, sie stürzen einander entgegen, als sey der Moment der Hingebung nun gekommen. Da tritt die Furcht dazwischen, sie blicken sich erschrocken an und fliehen sich, doch immer wieder mit zärtlichen Seitenblicken sich suchend. Aber das Zittern, die Furcht selbst enthüllt nur neue Reize durch die seltsamsten und dennoch anmuthigsten Biegungen. Die Begierde, einmal erwacht, kennt keine Grenze; immer heftiger, immer glühender folgen sich die feurigen Bewegungen. Es sind nicht die Füße, die Arme, Kopf oder Leib allein, die von den wechselnden Verschlingungen des Tanzes ergriffen werden: ein jeder Theil des Körpers, jegliche Muskel ist thätig, an dem vorüberfliegenden brennenden Leben Theil zu nehmen. Beide scheinen durch ein unsichtbares Band gefesselt gleichsam eine geistige Einheit zu bilden. Die Castagnetten ertönen immer wilder, und als nun die entzündete Gluth den ganzen Körper der Tanzenden durchzuckt und die feurige Lust jeden Nerv durchzittert, als Flammen aus den rollenden Augen zu blitzen scheinen und die Castagnetten den Sturm der Leidenschaft durch wilden Wirbel andeuten, als die Begierde den höchsten Gipfel erreicht, während die leichtschwebenden Gestalten in aller flammenden Gluth doch die höchste Grazie der Bewegung bewahren, in glühender Lust vergehen mögen: da mit Einemmale schweigt das Tambourin, die Castagnetten verstummen und der Tanz ist geendigt."

Sonntag, den 19. Februar 1854.

Fastnachts-Production

der

Zweibrücker Liedertafel

im

Casino-Saale.

Zum Besten der Cäcilienvereins-Casse.

Erste Abtheilung.

Männerchöre aus dem Lieder-Cyclus: „Des Müllers Lust und Leid", Gedichte von Wilhelm Müller, componirt von Karl Zöllner:

1) Wanderschaft.
2) Wohin?
3) Halt!
4) Die böse Farbe.

Zweite Abtheilung.

5) Musikalische Schlittenfahrt von Wien nach Schönbronn, von Leopold Mozart:
   a) Ouverture. Resolutum. Die Verwirrung in denen Ställen.
   b) Schlittenfahrt.
   c) Aufzug.
   d) Das Schütteln der Pferde.
   e) Böhmische Musikanten.
   f) Das vor Kälte zitternde Frauenzimmer.
   g) Schlittenfahrt.
   h) Einzug in Schönbronn.
   i) Ball. Menuet. — Kehraus.
   k) Rückkehr.

Dritte Abtheilung.

6) Zwei Lieder für Bariton:
   a) „Am Meere", von Franz Schubert;
   b) Aus „Amaranth" von O. v. Redwitz, componirt von J. C. Meyer; beide vorgetragen von Herrn J. C. Meyer.
7) Abendchor aus der Oper: „Das Nachtlager in Granada", von Conradin Kreutzer.
8) Duett für Baryton und Baß, aus der Oper: „Catharina Cornaro", von Franz Lachner; vorgetragen von den Herren Meyer und Klützenspieß.
9) Männerchöre:
   a) „Brautgesang", von L. Uhland, componirt von C. M. Kunz;
   b) „Neujahrsgratulation", von C. Knäusler.

Anfang: 7 Uhr.

Billets à 24 Kr. und für Schüler hiesiger Anstalten à 12 Kr. sind bei den HH. Karl Lang und Joseph Schuler, sowie an der Kasse zu haben.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 23. Dienstag, 21. Februar 1854.

△ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

Wilhelmine war einen Augenblick nachdenkend geworden.

„Ich erwartete Trost und muß ihn geben," sagte sie endlich mit affektirter Heiterkeit. „Gewiß, arme Madeleine, die Einsamkeit verdreht Dir noch ganz den Kopf. Warum sollen wir uns so sehr über meine und meines Bruders Zukunft ängstigen? Findest Du vielleicht Etwas in der Aufführung Heinrichs, was —"

„Es kommt mir nicht zu, die Aufführung des Herrn Barons zu beurtheilen!" unterbrach Madeleine in lakonischem Tone.

„Ich weiß es, gute Reutner; selbst die schrecklichsten Martern würden Dir kein Schmähwort gegen meinen Bruder entreißen. Doch errathe ich, daß Du in Deinem Innern ihn tadelst, weil er mich scheinbar vernachläßigt; Du wirfst ihm sein Leben voll Vergnügungen zu Berlin und das lange Schweigen vor, das er gegen mich beobachtet.... Armer Bruder! man muß ihn nicht zu sehr tadeln; er hat sich schon so viele Entbehrungen auferlegt, damit es mir hier an nichts fehle! Warum sollte er sich nicht den Zerstreuungen seines Alters überlassen? Uebrigens glaube ich, Madeleine, daß sein langes Schweigen uns seinen baldigen Besuch verspricht. „Ach," setzte sie leise hinzu, „ich fürchte seine Ankunft eben so sehr, als ich sie wünsche."

„Sie fürchten sie, Wilhelmine?" entgegnete die Alte dumpf — „Sie haben freilich Ursache zur Furcht."

„Jetzt wendet sich Deine üble Laune gegen mich!" versetzte Fräulein von Steinberg schmollend. „Wohlan, Madeleine!" fuhr sie nach kurzem Schweigen mit Erröthen fort — „laß uns frei aussprechen, was uns Beide im Geheimen beschäftigt: solltest Du vielleicht daran zweifeln, daß mein Bruder Herrn Franz — den Heidelberger Studenten, den wir seit der letzten Reise des Majors öfters hier empfangen haben, nicht mit Vergnügen sehen würde?"

„Ich zweifle nicht, ich bin dessen gewiß," sagte trocken Madeleine; „doch Ihnen kommt es zu, zu befehlen, und mir, zu gehorchen."

„So tadelst denn auch Du mich, weil ich zugegeben, daß Franz zuweilen hierher kam, unsere Einsamkeit zu erheitern?... Aber bedenke doch, liebe Madeleine, wie unsere Bekanntschaft begonnen, welchen Dienst mir dieser edelmüthige junge Mann geleistet!"...

Sie hielt inne, wie um sich zu fassen.

Nach kurzer Pause fuhr Wilhelmine fort:

„Eines Tages gegen Ende des Herbstes lustwandelte ich allein ziemlich weit vom Schlosse. Berauschte Studenten fuhren den Rhein in einem Kahne hinab; sie bemerkten mich, sprangen an's Ufer und verfolgten mich. Einer dieser Unverschämten wollte mich umarmen, als ein junger Jäger, der sich in der Nähe befand, zu meiner Hilfe herbeieilte. Er war ebenfalls Student und sie kümmerten sich anfangs nicht um seine Gegenwart; er sprach jedoch befehlend zu ihnen und drohte sogar. Ich war vor Schrecken fast des Todes, hörte indeß, daß man ein Duell verabredete. Die Angreifer zogen sich zurück, worauf der junge Mann mich wieder auf das Schloß brachte. Unterwegs sprach er wenig, aber seine Worte waren zuvorkommend und achtungsvoll. Am folgenden Tage verließ er das Dorf, wohin er gekommen, um sich von seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu erholen. Einen Monat später erschien er wieder im Schlosse; er war bleich und trug einen Arm in der Binde ... er hatte die mir angethane Beleidigung gerächt! Der Eine mei-

Digitized by Google

ner Angreifer war gefallen.... Rede, Madeleine, sollte mein Bruder nicht diese muthige That billigen?"

„In den frühern Zeiten hätten die Barone von Steinberg, um eine solche Beleidigung zu rächen, die Stadt verbrannt und alle Studenten zu Heidelberg an den Bäumen der Landstraße aufgehängen.... Ich gebe zu, daß nach den jetzigen Begriffen dieser Student Dank verdiente; war das aber ein Grund, einen Menschen von vielleicht niederer Herkunft hier aufzunehmen?... Mußte ihm nicht die Ehre, einer Baronin von Steinberg einen Dienst erwiesen zu haben, genügen?"

„Du übertreibst sehr, arme Madeleine! Die Steinberg sind eben so wenig wie Andere frei. Auch konnte ich es Herrn Franz nicht abschlagen, ihn zuweilen in Deiner Gegenwart zu sehen, wenn er, dem Aussehen nach traurig und unglücklich, dort unten in der Herberge des Dorfes seinen Aufenthalt nahm, um seine Gesundheit wiederherzustellen und die Ruhe zu suchen, welche er unter seinen lärmenden Kameraden zu Heidelberg nicht fand. Er brachte mir Bücher, er sprach mit uns über die Geschichte unserer Familie; Du erzähltest ihm unsere alten Legenden ... Du liebtest ihn damals, Madeleine, Du liebtest ihn wie einen Sohn. Erinnerst Du Dich dessen? Du sagtest —"

„Erinnern Sie mich nicht daran, denn ich habe vielleicht einen großen Fehler begangen!... Ja, Herr Franz gefiel mir, er gefällt mir noch ... doch seitdem er so häufig zu uns kommt, seitdem ich Ihre Traurigkeit bei seiner Abwesenheit, Ihre Freude bei seiner Ankunft bemerkt habe, fürchte ich diese Verbindung. Kann denn zwischen der Baronin von Steinberg und einem armen Teufel, den Ihre Vorfahren vielleicht nicht einmal zum Thürhüter gewollt, irgend eine Gemeinschaft stattfinden?"

„Meine Vorfahren schlafen schon lange im Grabe, Madeleine, und ihre Tochter hat nichts von ihrer Macht behalten ... warum soll ich in meiner Verlassenheit die Gesellschaft dieses jungen Mannes entbehren? Er verleiht meiner Einsamkeit so viele Reize! Ich gestehe es frei: wenn ich ihn einen Tag nicht sehe, so fühlt mein Herz sich bedrückt."

„Deßhalb waren Sie wohl vorhin so traurig gestimmt?"

„Oh! er kommt, er kommt gewiß!"...

Wilhelmine brach plötzlich ab und erröthete voll Verwirrung.

Madeleine erhob sich und ging ernsten, gemessenen Schrittes auf sie zu, ergriff ihre zitternde Hand und sah sie starr an.

„Sagen Sie mir Alles," murmelte sie, „mein Argwohn würde mich sonst toll machen ... hat dieser junge Mann die Kühnheit gehabt, Sie zu lieben?"

„Wohlan denn! Ja, ja! er liebt mich!" erwiederte das junge Mädchen mit Exaltation.

„Und Sie, lieben Sie ihn auch? Haben Sie ihm ebenfalls Ihre Liebe gestanden?"

„Warum nicht?"

Diese naive Antwort machte die alte Frau erbleichen. Sie wich einen Schritt zurück.

„Wilhelmine ... Baronin von Steinberg, was hoffen Sie von dieser Liebe?" fragte sie voll Verzweiflung.

„Franz wird mich heirathen, Madeleine, und wir werden glücklich seyn."

„Gerechter Gott!" murmelte Madeleine, die Augen zum Himmel erhebend — „hast du mich deßhalb so lange leben lassen, um eine Steinberg so reden zu hören!"

„Madeleine," sagte Wilhelmine etwas ungeduldig, „vergiß für einen Augenblick die Vergangenheit und fasse die Gegenwart ins Auge ... darf ich denn, arm, ohne Freunde, Andern und mir selbst zur Last, einen schönen, rechtlichen und braven jungen Mann zurückstoßen, der mir seine Liebe gewidmet?... Franz ist gebildet, er kann sich einen Namen in der gelehrten Welt erwerben; ohne reich zu seyn, genießt er ein unabhängiges Vermögen; er weigert zwar jede Aufklärung über seine Familie, doch diese ist achtbar, dessen bin ich gewiß. Wir wollen in der Dunkelheit, in Vergessenheit leben ... ich liebe ihn so sehr!"

Die Alte war wie vom Blitze getroffen; ihre Augen waren starr.

„Was wird der gnädige Herr dazu sagen?" stammelte sie — „er ist so heftig und so stolz!"

„Mein Bruder wird sich dieser Heirath nicht sehr widersetzen ... weißt Du denn nicht, welche Verlegenheiten ich Heinrich verursache? Hast Du denn nicht bemerkt, wie lästig es ihm ist, über eine Schwester zu wachen, von der seine Pflichten und Vergnügungen ihn unaufhörlich fern halten? Kann man anders die Seltenheit seiner Briefe und Besuche erklären?... Ja, glaube mir, er wird mir ohne Bedenken gestatten, den Gefühlen meines Herzens zu folgen. Wenn Jemand das Haus Steinberg wiederherstellen muß, so ist er es, nicht ich. Er wird seine glänzende Laufbahn ver=

Digitized by Google

folgen, und wenig wird es ihn kümmern, daß in einem unbekannten Winkel der Welt eine Frau seines Blutes sich unter einem dunkeln Namen birgt. Wenn ich glücklich bin, so wird mein Glück sein Gewissen von jedem Vorwurfe freisprechen."

Madeleine dachte einen Augenblick nach, dann zuckte sie traurig die Achseln und setzte sich schweigend wieder hin.

Wilhelmine folgte ihrer alten Erzieherin mit den Augen, sie schien das Gespräch fortsetzen zu wollen; als sie jedoch die düstere Traurigkeit der armen Reutner sah, schwieg sie und versank in tiefe Träumereien.

Man vernahm jetzt nur das Heulen des Windes auf der Plattform; der graue Himmel ward immer düsterer. Fräulein von Steinberg ließ ihren Blick auf's Gerathewohl über die vor ihr liegende Landschaft schweifen, als sie auf der andern Seite des Rheines einen Kahn bemerkte, der kräftig gegen den Strom ankämpfte. In dem Kahne befand sich ein einziger Mann, der die Richtung gegen das Schloß hin zu nehmen schien. Mann und Fahrzeug waren kaum in dem über dem Flusse ausgebreiteten Abendnebel zu unterscheiden.

Indeß röthete sich plötzlich das liebliche Antlitz Wilhelminens, ihre Augen belebten sich, kaum vermochten sie einen Freudenruf zu unterdrücken. Sie wandte sich zu Madeleinen, als wenn sie ihr eine angenehme Neuigkeit mittheilen wollte; aber diese schien selbst in diesem Augenblicke gänzlich von einer ungewöhnlichen Beobachtung eingenommen: sie hatte ihre Arbeit zu Boden fallen lassen; mit vorgestrecktem Halse betrachtete sie unverwandt einen Punkt am südlichen Horizont.

Als Wilhelmine der Richtung ihres Blickes folgte, nahm sie in den Lüften eine Schaar wandernder Vögel wahr, die langsam mitten unter Wolken näher kamen. Da sie nicht einsah, wie ein solches Schauspiel so anziehend für eine alte Frau seyn könne, rief das Mädchen dieselbe leise beim Namen.

Madeleine hob, ohne das Haupt zu wenden, die Hand zum Himmel, wobei sie mit erstickter Stimme und einer Art religiösen Schreckens murmelte:

„Die Störche! die Störche!"

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Verzweifelte.

(Fortsetzung.)

Der Alte, vom Feuer des Weins angenehm erregt, nahm gefaßt das Wort:

„Ich bin Kaufmann, aber das Glück war mir nicht hold; ich hatte kein Vermögen und liebte ein armes Mädchen. Aus diesen Gründen brachte ich es niemals zu einem eignen Geschäft, sondern diente in verschiedenen Häusern als Commis und Buchhalter, bis man mich nicht mehr brauchen konnte, oder vielmehr wollte, und jüngere Kräfte den meinigen vorzog. So beschränkt meine Verhältnisse waren, so schön und glücklich war mein Familienleben. Mein Weib war ein Engel an Liebe, Güte und Sanftmuth, fromm und gottesfürchtig, thätig und treu, und sie hat ihre einzige Tochter zu wiederum solch einem Engel erzogen. Aber durch Krankheit und Alter bin ich endlich der härtesten Noth verfallen und mein Gewissen gibt es nicht zu, daß das beste Kind auf Erden sich für mich alten, unbrauchbaren Menschen opfert. Ich kann ja unmöglich mehr lange zu leben haben, und so wird mir Gott verzeihen, wenn ich selbst ein paar Dutzend oder Wochen abstreiche, um wenigstens Gesundheit und Leben meiner Betty zu erhalten."

„Alter, Sie sind ein glücklicher Mann!" rief der Jüngere — „mir ist noch kein so Glücklicher vorgekommen! Was Sie Ihr Unglück nennen, das ist Lapperei! Dem ist jetzt schon gründlich abgeholfen. Ich werde Sie morgen früh durch ein Testament zu meinem Erben einsetzen und den Sprung von der Brücke noch um einen Tag verschieben. Erst will ich Ihre Betty kennen lernen, um doch einem Menschenkinde, das den Namen Mensch verdient, ins Auge geschaut zu haben, eh' ich zu den Todten gehe."

„Aber, Herr, was hat Sie so unglücklich bei dieser Jugend gemacht?" rief der alte Mann voll Mitleid und Jammer.

„Ich glaube, der Reichthum meines Vaters. Ich bin der einzige Sohn eines der ersten Handlungshäuser Londons, und auch ich bin Kaufmann, wie Sie. Wenn ich Ihnen meinen Namen nenne, werden Sie ihn kennen und von der Wahrheit meiner Angabe überzeugt seyn. Mein Vater starb vor fünf Jahren und hinterließ mir ein ungeheures Vermögen. Von Stund' an bin ich von allen Menschen, die mit mir in Berührung kamen, belogen, betrogen, hintergangen und bestohlen worden. Ich war ein unschuldiges Kind an Glauben

Digitized by Google

und Vertrauen; ich war in der Erziehung nicht verdorben worden und hatte von meiner guten Mutter das weiche Herz geerbt. Ich wollte mit edlen, guten Menschen im Bund der Liebe und Freundschaft leben: ich fand heuchlerische Schurken, Falschmünzer der Gesinnung, ohne andern Zweck, als mir Geld abzunehmen und sich auf meine Kosten vergnügte Tage zu machen. Freunde, oder vielmehr Schufte, die ich für Freunde hielt und denen ich mein ganzes Herz hingab, verriethen und verlachten mich als einen guten, dummen Jungen; aber mein Auge schärfte sich mit der Zeit und mein Herz sog sich voll Mißtrauen. Ich durchschaute endlich alle Betrüger. Ich verlobte mich mit einer reichen Erbin, im Besitz der höchsten Bildung unsrer Zeit; ich schwärmte für sie in kindischer Begeistrung — ihre Liebe sollte mir alles Andere ersetzen. Bald erkannt' ich sie als eine eitle, stolze Närrin, die mich zu ihrem Sklaven machen und alle Männer an ihren Triumphwagen spannen wollte. Ich brach mit ihr und wählte ein reizendes armes Kind, ein süßes, unschuldiges Täubchen, das der Engel meines Lebens werden sollte. Juchhe! ich überraschte sie in den Armen eines andern, von ihr geliebten Jünglings. Mir hatte sie Liebe gelogen, um eine reiche Frau zu werden. Ich stürzte mich in Genüsse, ich ging auf Reisen: überall dasselbe moralische Elend. Zuletzt wurde mir das Leben zum fürchterlichsten Ekel. Wir begegneten uns, als ich der jämmerlichen Posse ein schnelles Ende machen wollte."

„Armer junger Mann!" sagte der Alte mit einer Thräne des Mitgefühls im Auge — „wie sehr bedaure ich Sie! Ich armer Mann bin wirklich glücklicher als Sie gewesen. Ich hatte ein Weib und eine Tochter, die rein und tugendhaft aus Gottes Hand hervorgingen. Die Eine ist ebenso wieder zu ihm zurückgekehrt; die Andre wird es. Ich kenne meine Betty: sie wird ihre Tugend und ihren Edelsinn bewahren; sie kann gar nicht anders."

„Hört, Alter, gebt mir Eure Adresse und erlaubt mir, daß ich morgen Eure Tochter aufsuche. Ich muß mich selbst von Eurer Behauptung überzeugen. Aber auch Euer Ehrenwort müßt Ihr mir geben, Eurem Kinde mit keinem Worte, keiner Miene, keinem Blicke zu verrathen oder anzudeuten, daß ich ein reicher Mann bin."

Der Alte reichte die Hand hin.

„Ich gebe mein Ehrenwort," sprach er; „es liegt mir selbst daran, Sie zu überzeugen, daß ich die Wahrheit gesprochen. Ich heiße John Smid und meine Wohnung ist auf diesem Zettel verzeichnet."

Damit zog er ein Blatt Papier aus der Tasche und händigte es dem Andern ein.

„Und ich heiße Lewis Staunton, bin der Sohn und Erbe von Andrew Staunton. Hier ist eine Hundertpfundnote mit der Bedingung, daß Sie in diesem Hause bleiben, bis ich Sie morgen abhole. — Bursche! ein Zimmer mit einem guten Bett für diesen Herrn! — Sie bedürfen der Ruhe, Mr. Smid. Gute Nacht! Morgen sehen Sie mich in einer andern Gestalt. Aber in welcher auch, vergessen Sie Ihr Ehrenwort nicht!"

Der Alte machte eine Geberde des Staunens über den gehörten Namen und des freudigen Schreckens über die Banknote; aber ehe er sich zu fassen vermochte, war sein neuer Bekannter zur Thür hinaus. Der Aufwärter leuchtete ihm in ein Zimmer vor, in dessen Bette er bald den schnellen Wechsel seines Geschicks vergessen hatte.

(Schluß folgt.)

Sonett.

Wann am Fenster, das vom Sturme klirrt,
Kaum ich's wage, nach der Straß' verstohlen
Hinzulauschen, wo ein Heer von Dohlen
Aus dem nahen Walde niederschwirrt,

Mit dem Sperling, der vor Hunger girrt,
Vor der Tenne Futter sich zu holen,
Unbesorgt, ob von des Wandrers Sohlen
Der gefrorne Schnee auch näher knirrt;

Wann der Abend dann beginnt zu düstern
Und am wolkengrauen Firmament
Ueberall kein Nachtlaternchen brennt,

Und die Flammen laut im Ofen knistern:
O wie läßt, von aller Welt getrennt,
Sich's dann süß im Arm der Liebe flüstern!

W — —, im Februar 1854.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 24. Freitag, 24. Februar 1854.

△ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

Wilhelmine kannte den abergläubischen Charakter ihrer Erzieherin; die Störche figurirten auf den Wappenschildern ihrer Familie, daher zweifelte sie nicht, daß ihre Erscheinung mit irgend einer alten Legende im Zusammenhange stehen müsse. Mit Achselzucken begann sie indeß von Neuem ihre Aufmerksamkeit auf das Boot zu richten, das die Fluthen des Rheines durchschnitt.

„Ja, es sind die Störche," sagte Madeleine melancholisch, ohne den wandernden Trupp aus den Augen zu verlieren; „sie kommen vom Süden und verkünden die Rückkehr des Frühlings. Der Ort, wo sie sich niederlassen, wird von Gott gesegnet; das Dach, welches ihnen ein Asyl gewährt, wird vom Ueberflusse und von Freude heimgesucht.... Doch das Schloß Steinberg ist nicht mehr ihre theure Wohnung; sie fliegen vorüber, ohne sich bei diesen elenden Trümmern aufzuhalten! Sie überlassen sie den Raben und den Nachteulen!"

Große Thränen flossen über ihre gefurchten Wangen; sie folgte stets mit dem Blicke dem langsamen Fluge der Vögel an dem düstergrauen Himmel.

Plötzlich stieß sie einen durchdringenden Ruf aus, der Wilhelmine beben machte.

Nachdem die Störche eine Zeitlang majestätisch in den Lüften über dem Rheine geschwebt hatten, nahmen sie ihre Richtung nach den Ruinen des alten Schlosses. Bald konnte man deutlich ihre weißen Leiber mit den langen Flügeln, ihre rothen nach hinten zu gehaltenen Füße, ihren graziös gekrümmten Hals mit den wehenden Federn, sowie ihre Korallenschnäbel unterscheiden. Sie beobachteten in ihrem Fluge eine regelmäßige Ordnung; als sie sich über dem Steinberg befanden, schienen sie einen Augenblick zu zögern, dann trennten sich zwei der größten Vögel von dem Trupp und senkten sich rasch nach dem Thurme nieder, während die übrigen ihre Reise fortsetzten und von dem heftigen Winde nach Norden hin getrieben wurden.

Dieses an sich so einfache Ereigniß hatte der Alten den Schrei entrissen, aber nur den Einen; sie ward sogleich wieder still und aufmerksam und beobachtete ängstlich die Bewegungen dieser beiden schönen Vögel, welche auf dem Steinberg Gastfreundschaft zu suchen schienen.

Ihre Erwartung ward nicht lange hingehalten. Die Störche kamen dem Thurme so nahe, daß ihre Flügel den Rand der Zinne berührten, und ohne sich vor der Gegenwart der beiden Frauen zu fürchten, flogen sie dreimal um die Plattform, wobei sie mit den Schnäbeln klapperten, was der Sage nach bei diesen Vögeln Freude bedeutet; dann sich schnell niederlassend, setzten sie sich auf ein Stück Mauerwerk zwischen dem kleinen und dem großen Thurme, nur wenige Fuß von dem Fräulein von Steinberg entfernt.

Nichts vermöchte das Entzücken der alten Frau in diesem Augenblicke zu schildern. Ihr Antlitz strahlte, sie schien verjüngt. Sie näherte sich vorsichtig ihrer Gebieterin, um die Thiere nicht zu erschrecken, und indem sie dieselbe in ihre Arme schloß, sagte sie mit Rührung zu ihr:

„Noch ist nichts verloren ... sie sind zurückgekehrt und haben ihren alten Platz wieder eingenommen! Gott sey dafür gelobt! Das Haus Steinberg kann noch auf schöne Tage hoffen!"

Wilhelmine lächelte melancholisch.

„Wahrlich, meine gute Reutner," sagte sie in zerstreutem Tone, „ich sehe nicht ein, wie die Ankunft dieser armen Vögel auf das Schick-

Digitized by Google

sal unserer Familie irgend einen Einfluß haben kann."

„Die Störche bringen Segen der Wohnung, wo sie sich niederlassen. Diese Vögel sind besonders für die Barone von Steinberg von günstiger Vorbedeutung, ich habe es Ihnen so oft gesagt."

Ein neues ungläubiges Lächeln war Wilhelminens Antwort.

„Seit undenklichen Zeiten," fuhr Madeleine, von ihren Erinnerungen hingerissen, fort, „nach einer Begebenheit, die ich Ihnen erzählen könnte, wenn Sie nicht so ungläubig in Hinsicht unserer alten Traditionen wären, haben die Störche an dem Orte gewohnt, wo Sie dieselben jetzt sehen. Jahrhunderte hindurch haben sie dort ihr Nest gebaut, von Generation zu Generation, immer an dem nämlichen Orte. Ihr Verschwinden außer der Zeit ihrer jährlichen Wanderung bedeutete stets Unglück für den Steinberg und seine Bewohner. Sie haben das Schloß seit dem Jahre 1795 verlassen, wo Ihr Großvater, Oberst eines preußischen Regiments, es unternahm, einen französischen Truppentheil vor dem Schlosse aufzuhalten; die Störche verschwanden damals, durch den Kanonendonner erschreckt; sie verließen auch gänzlich jenes kleine Thal, welches Sie dort sehen, das ihnen früher zum allgemeinen Versammlungsplatze im Augenblicke ihrer Abreise gegen Ende des Sommers diente. In Folge dieser beklagenswerthen Belagerung erlitt der Steinberg allerlei Unglück. Ein Theil des Schlosses brannte ab; Ihr Großvater ward als Gefangener nach Frankreich gebracht, wo er starb. Von seinen fünf Söhnen fielen vier in verschiedenen Schlachten; Ihr Vater allein blieb übrig, um Ihre edle Mutter zu heirathen."

„Ich muß in der That gestehen, Madeleine, es wäre mir niemals der Gedanke beigekommen, daß diese Vögel von dem Unglücke meiner Familie Kenntniß gehabt haben könnten."

„Sie scherzen, Fräulein," erwiederte die gute Frau kopfschüttelnd; „doch kam dieser Glaube Ihrem Vater durchaus nicht lächerlich vor. Er sah das unzeitige Verschwinden der Störche vom Steinberg als ein großes Unglück an. Baron Heinrich, Ihr Herr Bruder, hat sich oftmals erkundigt, ob sie in seiner Abwesenheit an ihren gewöhnlichen Platz zurückgekehrt seyen."

„Mein Bruder liebt das Spiel, Madeleine, daher mag er wohl etwas abergläubisch seyn.... Doch! warum sollte ich denn darauf beharren, diese gute Vorbedeutung zurückzuweisen? warum sollte ich nicht mein Herz der Hoffnung öffnen, wie Du ihr das Deinige öffnest? Ja, ich will auch glauben, Madeleine," fuhr sie mit Begeisterung fort, „ich will an das Glück glauben, was für ein Bote es auch verkünden mag ... ich bedarf des Glückes so sehr!"

„Oh! Sie thun wohl daran!" murmelte die Alte. „Sollten Sie übrigens wohl glauben, daß diese Vögel großen Ereignissen beiwohnen konnten, deren Schauplatz diese Orte waren? Sie haben vielleicht die Liebkosungen Ihres Großvaters, jenes guten Herrn Hermann empfangen."

„Sollte es möglich seyn, gute Madeleine?"

„Warum nicht? Man sagt, das Leben der Störche dauere länger als das menschliche Leben. Doch schütze uns Gott!" fuhr sie hastig fort — „mein Fräulein, Ihre jungen Augen sind besser als die meinen: sehen Sie nichts an dem Halse des uns zunächst befindlichen Vogels?"

„In der That!" versetzte Wilhelmine mit Erstaunen — „ein Stück Pergament nebst einem Stück Blei hängt am Halse des Storches ... dies ist ja wunderbar!"

„Ist nicht auch der Fuß," fuhr die Erzieherin mit stets wachsender Aufregung fort, „der Fuß, auf dem der Vogel steht, in der Mitte etwas krumm, als wenn er vor längerer Zeit gebrochen und geheilt wäre?"

„Bei Gott! ich glaube das Zeichen zu erkennen, von dem Du sprichst ... aber —"

„Es ist der Hinkende!" rief die Alte, wobei sie in die Hände klatschte.

„Was hat denn das für eine Bewandtniß mit dem Hinkenden, Madeleine?"

„Der Baron Hermann hatte diesen Namen einem jungen Storche gegeben, der, als er seine Flügel versuchen wollte, aus dem Neste fiel und einen Fuß brach. Der Baron hatte von seinen Vorfahren eine große Verehrung für diese Vögel ererbt; er sorgte selbst für den Hinkenden, heilte ihn und gab ihm dann die Freiheit wieder. Ich war damals sehr jung, doch sehe ich noch den Hinkenden, wie er Ihrem Großvater überall auf die Thürme und Wälle folgte und ihn mit seinem langen Halse liebkoste. Bei der Katastrophe von 1795 entfernte sich der Hinkende mit den andern Störchen und ist seitdem nicht wieder erschienen. Welch' geheime Macht hat ihn so lange Zeit fern von uns gehalten? Gott allein weiß es; doch glauben Sie mir, mein Fräulein, die Rückkehr dieses armen Vogels muß Ihnen Muth machen!"

„Ja, ja, Madeleine," versetzte das junge Mädchen mit einem Lächeln, das zugleich ironisch und fröhlich

Digitized by Google

war. „Du hast Recht, ich darf keine Besorgnisse mehr hegen ... der Himmel selbst hat gesprochen, ich werde glücklich werden!"

„Im Namen Gottes, Fräulein, was wollen Sie damit sagen?"

„Du wirst es bald erfahren ... doch horch! er ist es! mein Gott, er ist es!"

Ein Geräusch von Fußtritten ertönte auf der Treppe des Thurmes.

„Aber, Fräulein —"

„Er ist es!" wiederholte das junge Mädchen, nach der Treppe eilend.

Eine schlanke und graziöse Gestalt zeigte sich im Dunkel.

„Wilhelmine!" rief eine leise Stimme.

„Franz!"

Ein schöner junger Mann eilte ungestüm auf Fräulein von Steinberg zu, ergriff ihre Hand und drückte ganz rücksichtslos einen Kuß darauf.

Wilhelmine zog erröthend ihre Hand zurück, zeigte auf Madeleine, welche wie vom Blitze getroffen dastand, und sagte flüsternd:

„Franz, Franz! vergessen Sie denn, daß sie noch nichts weiß?"

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Verzweifelte.

(Fortsetzung.)

2.

In einem armselig ausmöblirten, aber sehr reinen und fast zierlich aufgeputzten Dachstübchen in einem der hohen, schwarzgeräucherten Häuser einer engen und dunkeln Nebengasse der City saß ein sehr hübsches blondes Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren und nähete feines Weißzeug. Wahrlich, ihr ganzer Anzug war nur wenige Schillinge werth, aber er war so rein, so nett und saß ihr so trefflich, als wenn er eben so viele Pfunde gekostet hätte. Ihre hellblonden Locken umrahmten ein Gesichtchen voll süßen Seelenfriedens, in welchem ein Paar Augen von reinster Himmelbläue und von reinster Himmelsunschuld sanft leuchteten. Ueberall in ihr, an ihr, um und neben ihr der Geist der Ordnung, der Züchtigkeit, der Sitte und der Reinheit. Die Züge waren so blaß, so zart und so fein, wie die einer Fürstin; und doch war das Auge übernächtig und voll Unruhe, und dann und wann löste sich ein banger Seufzer aus dieser jungfräulichen Brust los. Endlich hörte sie Schritte auf der Stiege und ihr Gesicht verklärte sich schnell; sie horchte; aufsteigende Zweifel schatteten sich in ihren reinen Zügen ab. Es klopfte an die Thür und sie erbebte. Kaum vermochte sie die Einladung zum Eintreten auszusprechen. Ein junger Mann in einem abgetragenen und ausgebesserten Anzuge schritt, sich linkisch und demüthig verbeugend, über die Schwelle.

„Um Verzeihung, wohnt hier Master John Smid?"

„So ist's, Herr. Was wünschen Sie von ihm?"

„So sind Sie seine Tochter Miß Betty?"

„Ich bin's."

„Zu Ihnen wollt' ich gerade, denn von Ihrem Vater komme ich her."

„Um Gotteswillen, wo ist er? was ist mit ihm geschehen? Es ist ihm ein Unglück begegnet, denn noch niemals ist er Nachts aus dem Hause geblieben!"

„Allerdings ein kleines Unglück —"

„O mein armer, armer Vater! Was werd' ich hören müssen!"

Der junge Mann betrachtete die sichtbaren Zeichen ihrer Seelenangst in ihren Zügen mit großer Theilnahme und sah sich auch im Zimmer um. Dann sagte er:

„Erschrecken Sie nicht, liebes Kind; mit dem Unglück hat's nichts auf sich. Ein alter Bekannter hat ihn gestern Abend getroffen und in eine Taberne gezogen. Da haben sich die beiden Herren festgezecht. Der Andere hat sich spitzbübischer Weise aus dem Staube gemacht, Ihr Vater aber ist als ehrlicher Mann geblieben und muß nun als Faustpfand sitzen, bis die Schuld bezahlt ist, wenn er nicht ins Gefängniß wandern will. Sonst ist er frisch und gesund."

„Mein Vater, mein lieber Vater darf nicht in das Gefängniß!" sagte das Mädchen ängstlich. „Können Sie mir angeben, wie viel seine Schuld beträgt?"

„Zwölf Schillinge."

„Ach, mein Herr, ich habe nur drei Schillinge in meinem Besitz. Aber ich will schnell zu Miß White laufen und sie sehr bitten, daß sie mir neun Schillinge auf meine Arbeit vorstreckt."

„Wer ist Miß White?"

„Die Putzhändlerin, die mir Arbeit gibt."

„Wenn Miß White aber Ihre Bitte nicht erfüllt, was dann?"

Das Mädchen brach in Thränen aus.

„Ach Gott!" schluchzte sie — „ich fürchte selbst,

Digitized by Google

sie thut es nicht; denn ich bin ihr schon sechs Schillinge schuldig, und sie ist eine harte Frau."

„Wofür haben Sie diese Schuld gemacht?"

Sie zögerte erröthend mit der Antwort.

„Sie dürfen sich mir anvertrauen; ich nehme den herzlichsten Antheil an Ihrem Schicksal und wollte nur, ich könnte Ihnen helfen; aber ich bin selbst ein armer Schreiber. Wozu haben Sie die sechs Schillinge geborgt?"

„Mein Vater ist gar schwach und bedarf der Stärkung; ich habe ihm zuweilen ein halbes Hühnchen in der Brühe gekauft oder ein Beefsteak."

„Unter solchen Umständen wird Miß White nichts mehr borgen. Sechs Schillinge will ich Ihnen geben, aber das ist auch Alles, was ich besitze. Haben Sie keinen werthvollen Gegenstand, den wir versetzen könnten?"

„Ich habe nichts, gar nichts, als das Gebetbuch meiner verstorbenen Mutter. Sie hat mich sterbend beschworen, mich nie davon zu trennen, und es ist mir nichts heiliger, als ihr Andenken und mein ihr gegebenes Versprechen; aber ich gebe es gern hin für meinen Vater."

Zitternd holte sie das Buch herbei.

„Ach, mein Herr," fuhr sie fort, „in mancher stillen Nacht habe ich auf die leeren Blätter hinten im Gebetbuch meine geheimsten Gedanken niedergeschrieben. Es darf Niemand erfahren, daß ich die Schreiberin bin, wollen Sie mir das versprechen?"

„Gewiß, gute Miß! Seyen Sie außer Sorgen, es soll kein Mißbrauch mit Ihrem Heiligthum getrieben werden. Nun machen Sie sich fertig, wir wollen gehen."

Während sie in die Kammer schlüpfte, schlug Stanton das Buch auf und las die frommen Herzensergüsse des jungen Mädchens. Seine Augen leuchteten und füllten sich mit Thränen der Rührung und Wonne.

Sie kam und hatte ein sehr geringes Tuch umgeschlagen. Aber als sie auf der Straße so neben ihm hinschritt in ihrer unbewußten Würde, betrachtete er sie mit Ehrfurcht und Bewunderung.

Miß White gab den neuen Vorschuß nicht, versicherte aber den Begleiter des Mädchens, Betty sey ein Engel. Das war ihm aus diesem Munde lieber, als das Geld aus dieser Hand. Er versetzte also auf dem Wege das Buch bei einem Trödler und die zwölf Schillinge kamen zusammen.

„Wovon wollen Sie aber heute und morgen leben, Miß, wenn Sie all Ihre Baarschaft weggeben?"

„Ich weiß es nicht, aber Gott wird helfen," versetzte sie vertrauensvoll. „Ich werde die Nächte hindurch arbeiten."

„Ja, Gott wird weiter helfen!" rief der junge Mann und hätte sich durch seine Bewegung fast verrathen.

(Schluß folgt.)

Wenn wir heute das am letzten Sonntage stattgehabte Concert der hiesigen „Liedertafel" kurz berühren, so geschieht dies aus doppeltem Grunde: einmal, weil es uns drängt, diesem Vereine und seinem talentvollen und fleißigen Dirigenten Hrn. Meyer unsere vollste Anerkennung zu zollen für das schöne Streben, den Männergesang, diesen herrlichsten Zweig an dem Blüthenbaume der Musik, immer mehr zu pflegen und höher zu heben, sowie zu den äußerst glücklichen Resultaten dieses Strebens unseren aufrichtigen Beifall zu spenden — dann aber, weil es nicht überflüssig seyn dürfte, ein Publikum, welches sich so gerne ein „kunstsinniges, Kunst schützendes und förderndes" tituliren läßt, an seine Pflicht und Schuldigkeit zu mahnen. Wenn uns einerseits die herrlichen Gesänge, insbesondere die „Müllerlieder", vorgetragen, wir glauben nicht zu viel zu sagen, mit seltener Präcision, feiner Nüancirung und tiefem Verständniß, wahrhaft erquickt haben, so war es anderseits bedauerlich anzusehen, wie ein „kunstsinniges, Kunst schützendes und förderndes" Publikum so gar spärlich sich eingefunden hatte. Wahrlich, es erfordert große Liebe zur Sache, wenn bei so armseliger Theilnahme ein Gesangverein nicht laß werden soll und, daß dies eben nicht geschieht und „trotz alle dem und alle dem" noch nicht geschehen ist, gibt Zeugniß von seiner zur Zeit noch ungebrochenen Kraft und Lebensfähigkeit. Mögen die Mitglieder der Liedertafel diese Kraft sich bewahren und in ihrem schönen Streben sich nicht beirren lassen; möge aber auch ein Zweibrücker Publikum solches Streben gebührend anerkennen und würdigen, damit dieser Verein, dessen Existenz, sollte er einmal nicht mehr bestehen können, man zweifelsohne bald wieder zurückwünschen würde, nicht wie eine Pflanze, der es an kräftigendem Thau und gehöriger Pflege gebricht, abstehe und zu Grunde gehe, sondern mehr und mehr erstarke und fröhlich Blüthen treibe. Solches, meinen wir, wäre allerdings eines kunstsinnigen, Kunst fördernden und schützenden Publikums unverkennbare Pflicht und Schuldigkeit.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 25. Sonntag, 26. Februar 1854.

△ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

2.

Franz gehörte zu den schönsten und vollkommensten Typen der deutschen Jugend. Schlank und kräftig zugleich, besaß er eine Einbildungskraft voll Frische und einen Willen voll Energie. Seine etwas blassen Züge waren sanft und fein wie bei einer Frau, doch strahlten seine großen blauen Augen von männlichem Feuer. Ein leichter blonder Schnurrbart beschattete seine Oberlippe, seine kastanienbraunen Haare flossen in langen Locken auf seine Schultern herab. Sein Costüm zeigte ein wenig von jener malerischen Excentricität, die unter den Studenten Heidelbergs und überhaupt aller deutschen Universitäten herrscht; er trug einen reich mit Schnüren besetzten Rock von schwarzem Sammt, der auf der Brust zugeknöpft war; ein Gürtel umschloß seine feine und hohe Taille. Ueberhaupt bewahrte Franz ein Aussehen von Adel und Würde, das ihn leicht von seinen Kameraden, den Rauchern und Biertrinkern, unterscheiden ließ.

Wilhelminens Worte konnten nicht ganz die ungestümen Gefühle unterdrücken, denen er sich überlassen, als er Fräulein von Steinberg zuerst sah. Jedoch entfernte er sich etwas, und seinen Blick auf sie heftend, sagte er mit durchdringender Stimme:

„Es ist wahr, Wilhelmine, ich vergesse Alles, was nicht Sie sind ... Sie allein erfüllen mein Herz und meine Gedanken; die übrige Welt existirt nicht für mich."

Das junge Mädchen lächelte stolz.

Franz wandte sich um zu Madeleinen, um einen freundlichen Gruß an sie zu richten, als eine Art dumpfen Grunzens sich am andern Ende der Plattform hören ließ. Ein großer viereckiger Kopf und ein bärtiges Gesicht tauchten in der Vertiefung der Treppe auf.

„Ei," sagte Franz halb scherzend, halb verächtlich, „sollte Herr Fritz mich bis hierher verfolgt haben? ... Wahrlich, gute Frau Reutner, Ihr Sohn ist ein zu artiger Junge, um die Rolle eines belfernden Hundes zu spielen, der stets bereit ist, die Besuchenden zu zerreißen. Er wollte mich vorhin nicht passiren lassen, daher ich genöthigt war, ihn etwas unsanft bei Seite zu stoßen; ich war so ungeduldig, hierher zu kommen."

Sein Blick heftete sich wiederum mit Liebe auf Wilhelmine.

„Der Teufel!" brummte eine rauhe Stimme auf der Treppe.

Seit der Ankunft Franzens hatten die Züge der alten Madeleine ihre gewöhnliche Traurigkeit wieder erhalten.

„Ein Hund!" wiederholte sie — „ja, ja, der letzte Diener der Steinberg ist wie ein treuer Hund, der noch auf der zerstörten Schwelle wacht.... Muß denn nicht auch dieser Hund, dieser wachsame Hüter, Diejenigen aus dem Hause werfen, welche Unruhe und Kummer hineinbringen können?"

Franz machte eine Geberde des Staunens.

„Sprechen Sie von mir so, Madeleine? Soll man mir den Eintritt in dies Schloß verweigern?" fragte er.

„Ich bin eine untergebene Dienerin ... Diejenigen, welche die Dame von Steinberg bei sich aufnimmt, müssen mir und meinem Sohne willkommen seyn."

„Und ist die Dame von Steinberg" — fragte er Wilhelmine lächelnd — „wirklich ungehalten über meine Gegenwart? Darf ich nicht mehr nach dem Thurme kommen?"

„Sie, Franz! Sie!" sagte das Mädchen leise,

d by Googl

aber im Tone der Begeisterung — „ach! könnte uns das Schicksal doch nie einen einzigen Augenblick trennen!"

Madeleine beobachtete sie schweigend.

„Entferne Dich, Fritz," sagte sie endlich niedergeschlagen; „weder Du noch ich können hindern, was Gott gestattet.... Sollte ich mich zu sehr beeilt haben, an die günstigen Vorbedeutungen zu glauben?"

Ein zweites: „Der Teufel!" war die Antwort. Zugleich verschwanden der eckige Kopf und das bärtige Gesicht. Fritz, von seiner Mutter an passiven Gehorsam gewöhnt und auch von Natur nicht sehr überlegend, fragte nicht weiter; man hörte seine schweren Fußtritte sich im Innern des Thurmes verlieren.

Der junge Student und Wilhelmine dachten weder an ihn noch an seine Mutter mehr. Ihre Hände hatten sich verschlungen; sie betrachteten einander mit Entzücken.

„Franz, Franz," sagte das junge Mädchen im Tone des Vorwurfs, „wie konnten Sie einen ganzen Tag ausbleiben? Ich erwartete von Ihnen mehr Ungeduld nach —"

„Ich mußte eine Pflicht erfüllen, theure Wilhelmine; ich mußte den edelmüthigen Mann, der so eben unsere Wünsche erfüllt, vor jeder Verfolgung sicher stellen.... Jetzt ist er in Sicherheit auf fremdem Gebiete. Unser Glück wird Niemanden etwas kosten und ich werde Sie nie mehr verlassen."

„Aber, Franz, wenn man uns trennt?"

„Welche Macht könnte mich jetzt von Dir trennen, Wilhelmine?" sagte der Student, sie an sein Herz drückend — „ich würde der ganzen Welt trotzen!"

Madeleine richtete sich wie ein Gespenst vor den Beiden auf; sie trennten sich schnell. Schmerz, Mitleid, Unwille mischten sich auf dem ehrwürdigen Antlitz der Frau Reutner.

„Sind Sie die Tochter der Barone von Steinberg?" sagte sie heftig zu Wilhelminen — „ist das die reine Wilhelmine, welche ich ohne Erröthen die Liebesanträge eines ehrlosen Studenten anhören sehe?... Aus Achtung gegen Ihren Namen, Fräulein, aus Mitleid gegen Ihr eigenes Selbst, zerreißen Sie mir nicht das Herz, indem Sie mir zeigen, wie tief die Erbin eines erlauchten Hauses gefallen ist!"

Die jungen Leute blieben einen Augenblick bestürzt über diese heftige Anrede.

„Nun sehen Sie, Franz," sagte Wilhelmine voll Verwirrung und wie entmuthigt; „Sie haben Ihr Versprechen nicht gehalten, Sie konnten nicht schweigen!"

„Wir müssen ihr die Wahrheit sagen," erwiederte Franz entschlossen; „ich glaubte, Sie würden sie ihr nicht so lange verbergen können."

„Ach Gott! den ganzen Tag wollte ich ihr dies Geständniß machen; doch ich hatte nicht den Muth dazu."

„Um was handelt es sich denn?" fragte die alte Frau zitternd.

Der Student nahm die Hand Wilhelminens und führte sie an die Lippen, während sein anderer Arm die feine Taille des jungen Mädchens umschlang.

„Madeleine," sagte er mit Würde, „seyen Sie nicht überrascht noch erstaunt über diese Vertraulichkeit ... ich habe das Recht, diese Hände an meinen Mund zu drücken, diese Seele mein zu nennen. Seit einigen Stunden sind wir verheirathet ... Wilhelmine ist meine Frau."

Frau Reutner blieb unbeweglich und antwortete nicht; ihr Blick allein drückte eben so sehr Unwillen als Unglauben aus.

„Sie glauben meinen Worten nicht," fuhr der Student fort; „es scheint Ihnen unmöglich, daß Ihre Wachsamkeit in diesem Punkte getäuscht seyn sollte. Aber Ihr Schlaf war in der letzten Nacht sehr fest, Madeleine, und Fritz, unser Hund von vorhin, konnte in dem Augenblick nicht bellen, wo man den seiner Hut anvertrauten Schatz entführte.... Während Sie beide schliefen, entfloh Ihre liebenswürdige Herrin in der Nacht aus dem Schlosse. Ich erwartete sie in einem Fahrzeuge am Fuße des Steinbergs mit zwei Freunden, Studenten wie ich, die mir zu Zeugen dienen sollten. Wir setzten mitten in der Dunkelheit über den Rhein. Auf der andern Seite des Flusses erwartete uns ein Priester in seiner bescheidenen Kirche ... Gott hat unsere Schwüre empfangen."

Diese Erzählung schien keinen Zweifel mehr möglich zu machen. Indeß wandte sich die alte Frau zu Wilhelminen.

„Baronin von Steinberg," sagte sie, „Ihnen allein will ich glauben. Es ist falsch, nicht wahr? Sie haben nicht die tolle Verwegenheit gehabt —"

„Alles ist wahr!" erwiederte diese.

„Aber diese Heirath ist weder vor Gott noch den Menschen giltig!" rief Madeleine. „Unglückliches Kind, Sie sind getäuscht! Man hat Sie durch eine verstellte Heirath zu hintergehen beabsichtigt!"

Digitized by Google

„Diese Heirath ist nicht verstellt, sie ist nach allen Gebräuchen des katholischen Glaubens vollzogen, dem Wilhelmine und ich angehören. Der Priester, der sie eingesegnet, die Zeugen, welche uns bei dieser Ceremonie Hilfe geleistet, können erforderlichen Falls ihre Wirklichkeit beweisen."

Madeleine sah sie wechselsweise verwirrt an.

„Sagen Sie, junger Mann," sprach sie zu ihm, „haben Sie nicht einen magischen Zauber angewandt, um die Vernunft dieses einfachen Geschöpfes zu berücken? Sind Sie nicht der Geist des Uebels, der sich gegen die letzten Sprossen eines großen Geschlechts verschworen? Hat sich denn auch die Hölle gegen sie verschworen?... Vermählt!... Vermählt an einen unbekannten Studenten, ohne Namen, ohne Herkunft!"

„Ungeachtet meines Verlangens, Ihrem Wunsche zu schmeicheln, Madeleine, kann ich mich doch nicht entschließen, bei meiner liebenswürdigen Freundin für einen Bewohner der Hölle zu gelten. Ich habe bei Ihrer jungen Gebieterin keinen andern Zauber, als tiefe, aufrichtige Liebe angewendet.... Ich habe auch eine Familie, aber sie stößt mich zurück und ich verläugne sie. Doch, gute Frau, merken Sie es wohl, ich werde vielleicht das Recht haben, einen eben so berühmten, eben so alten Namen zu führen, als den der Familie Steinberg!"

„Wer ist denn dieser Name?" fragte Madeleine lebhaft.

„Gründe von höchster Wichtigkeit nöthigen mich, ein Geheimniß daraus zu machen."

„Doch Sie, Fräulein," fuhr die Alte zu dieser gewendet fort, „Sie müssen diesen Namen kennen; er ist ja neben dem Ihrigen in dem Heirathsakte verzeichnet. Sie müssen wissen, ob er würdig ist —"

„Franz hat gewünscht, mir sein Geheimniß zu verbergen; daher habe ich nicht darauf bestanden, es zu erfahren. Ich unterzeichnete zuerst und richtete in dieser Hinsicht keine weitere Frage an ihn. Franz ist rechtlich und liebt mich von ganzem Herzen; was hatte ich denn nöthig, sonst noch zu wissen?"

Der Student umarmte seine reine und zärtliche Gattin, um ihr für dieses Vertrauen zu danken.

Madeleine schien in tiefe Reflexionen versunken; die Versicherung, daß Franz von edler Herkunft sey, hatte bereits die Gefühle dieser sonderbaren Frau bedeutend umgestimmt. Endlich hob sie ein wenig sanfteren Tones an:

„Ich begreife nicht, welchen Grund man haben kann, einen ehrenhaften Namen zu verbergen.... Aber dem Herrn Baron werden Sie doch wohl Ihren Namen enthüllen, und wenn dann dieser Name seiner nicht unwürdig ist, so verzeiht er vielleicht —"

„Unglücklicher Weise, Madeleine, kann ich dieses Mittel nicht anwenden, um den Baron von Steinberg zu besänftigen. Weder er noch sonst Jemand wird aus meinem Munde das Geheimniß meines Namens erfahren; das ist ein Gelübde, welches ich erfülle, ein Schwur, den ich halte. Er wird sich begnügen müssen, in mir nur den Studenten Franz zu sehen."

„Was wollen Sie aber beginnen, wenn er sich nicht damit begnügt, unvorsichtiger junger Mann? Der Baron ist heftig in seinem Zorn —"

„Als Gemahl meiner theuern Wilhelmine" — unterbrach Franz mit Wärme — „trotze ich noch schrecklicherem Zorne, als dem des Majors von Steinberg."

„Wußten Sie denn aber nicht, unglückliche und verblendete Kinder, welchen Gefahren Sie sich aussetzten, als Sie diese Heirath schlossen?"

„Wir kannten sie, gute Madeleine," erwiederte Wilhelmine mit engelhaftem Lächeln; „ich theilte Franz mit, wie sehr ich den hochmüthigen Charakter meines Bruders zu fürchten habe. Ebenso verbarg er mir nicht, daß er den Verfolgungen einer mächtigen Familie ausgesetzt sey, von der er sich auf immer losgesagt habe. Diese Besorgnisse hielten uns jedoch nicht zurück; wir wollten nicht auf die Stimme der Vernunft hören, wir folgten nur unserer Liebe!"

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Verzweifelte.

(Schluß.)

Stauton ging erst in die Taverne und auf das Zimmer des alten Smid, um ihn mit wenigen Worten in seiner Rolle zu instruiren. Dann holte er Betty herbei.

Welch ein himmlischer Genuß für ihn, als das süße Kind den alten Mann weinend um den Hals faßte, ihn küßte und unaufhörlich an ihr Herz drückte.

„Ach, mein Vater, mein Vater! welch' schreckliche Nacht hab' ich verlebt, voll Kummer und Angst um Dich! Doch still davon! Gelobt sey

Digitized by Google

Gott, daß ich Dich gesund wieder habe!" Und nun lachte und jubelte sie.

Dann löste sie den Theuern ein und führte ihn im Triumphe davon.

Stauton begleitete sie und meinte, er habe noch ein paar Schillinge aufgetrieben: sie solle ein Mittagessen besorgen. Nun die frohe Geschäftigkeit, das flinke, heitre Wesen, die süße Anspruchslosigkeit des herrlichen Kindes! Der junge Mann hätte vor ihr niederfallen und ihr die Füße küssen mögen.

Stauton ging spät Abends weg und dachte nicht mehr an den Sprung von der Blackfriars-Brücke.

Er kam alle Abende, um seinen angeblichen kleinen Verdienst mit der liebgewonnenen Familie zu verzehren.

Nach vierzehn Tagen sagte er Abends beim Scheiden:

„Miß Betty, wollen Sie meine Frau werden? Ich bin zwar nur ein armer Schreiber, aber ich habe ein redliches Herz."

Sie schlug erröthend die Augen nieder.

„Kannst Du mich lieben, Kind?" fragte er mit überwallendem Gefühl.

Sie nickte stumm und reichte ihm die Hand.

Er küßte diese und sagte:

„Ich liebe Dich unaussprechlich — Du hast mir das Leben gerettet!"

Wenige Tage später in der Morgenfrühe ging das Pärchen, einfach aber anständig gekleidet und vom alten Smid begleitet, nach der nächsten Kirche, wo es still getraut wurde.

Wonnebebend schloß Stauton sein Weibchen an das Herz und küßte sie auf die Stirne.

Vor der Kirche hielt ein prächtiger Wagen.

Der gallonirte Diener öffnete ehrerbietig den Schlag.

„Hinein!" rief der glückliche Gatte der ihn mit stumm fragendem Staunen anblickenden jungen Frau zu. Eh' sie sich's versah, saßen sie alle drei in der Kutsche, die im Fluge davon fuhr.

Vor einem hohen, prächtigen Hause in Westminster hielt sie. Reich gekleidete Dienerschaft beeiferte sich, die Personen herauszuheben und sie nach einem glänzend decorirten Zimmer zu führen.

„Hier ist Eure Herrin!" sagte Stauton zu der Dienerschaft — „bezeigt ihr Eure Ehrfurcht und erfüllt ihre Befehle."

Dann wandte er sich gegen seine Frau:

„Mein holdes, süßes Kind, ich bin Lewis Stauton, einer der reichsten Männer der Stadt. Dieses Haus ist Dein Eigenthum, diese Diener und Dienerinnen sind die Deinigen. Ich habe die Bürgschaft von Dir in der Hand, daß der Reichthum Dein reines Kindesherz nicht verderben wird. Hier ist sie — das Gebetbuch Deiner Mutter. Sieh, was Du hineingeschrieben:

„„Und wenn du mir alle Schätze der Welt gäbest, mein Gott, ich würde deine demüthige Magd bleiben. Denn was ist Gold vor dir, der du auf die Herzen siehst? Dein ist mein Herz und soll es bleiben.""

„Gott und Dein, Lewis!" ergänzte Betty flüsternd und sank sanft erröthend an des Mannes Brust.

„Hurrah der Sprung von der Blackfriars-Brücke!" rief Stauton seelenvergnügt, indem er seinen Schwiegervater umarmte.

Mannigfaltiges.

In dem städtischen Büdget Londons steht jedes Jahr unter den Ausgaben: „138 Pfund Sterling zu Tuch für Minister." Dem Herkommen gemäß, seit vielen hundert Jahren, schickt nämlich die Stadt dem ersten und dem zweiten Staatssekretär (Minister), sowie dem Lordkanzler und dem Oberkammerherrn jedem $4^1/_2$ Ellen des feinsten schwarzen Tuches zu einem Anzug. — Die Aldermen (Stadträthe) in London sind nicht besoldet, einer aber zieht eine recht ansehnliche Einnahme, der nämlich, welcher die Aufsicht über die Säule zur Erinnerung an den großen Brand führt. Er stellt einen Mann unten hin, welcher Denen die Thür öffnet, die hinaufsteigen wollen, und einen andern oben, der Achtung zu geben hat, daß Niemand sich von der Spitze hinabstürzt, zahlt beide Leute und es bleibt ihm, da jeder Besucher der Säule 6 Pence zahlen muß, im Durchschnitt jährlich ein Gewinn von etwa 7000 Thalern.

Zu Paris hat sich eine zoologische Acclimatisirungsgesellschaft gebildet, welche namentlich bezweckt, diejenigen Thiere, deren Verwendung zu landwirthschaftlichen oder Nahrungszwecken nützlich seyn könnte, einzuführen und an das Klima des Landes zu gewöhnen.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 26. Dienstag, 28. Februar 1854.

△ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

Madeleine betrachtete die beiden jungen Leute mit unfreiwilliger Bewunderung.

„Sie sind schön und stolz, wie die Liebenden in unsern alten Legenden!“ murmelte sie seufzend, Thränen in den Augen — „sie scheinen für einander geschaffen.... Ja, man sollte glauben, man sähe die Seelen Bertha's von Steinberg, der Jungfrau mit den blauen Augen, und Karls von Stoffenfels, der schöne Stallmeister genannt.... Doch welch' schreckliche Erinnerung taucht da auf?“ setzte sie erschreckt hinzu. „Um sie für ihre Liebe zu bestrafen, verdammte der Baron Emanuel sie zum Hungertode in jenem schrecklichen Souterrain, das ohne Zweifel noch heute unter unsern Füßen existirt und in unsern Chroniken unter dem Namen des „Fluchtweges“ erwähnt wird. Arme Kinder! möge Gott Euch vor dem Schicksale Karls und Bertha's behüten und bewahren!“

Wilhelmine begriff den Sinn dieser Worte nicht; doch Madeleine weinte und streckte die Hände nach ihr aus. Die junge Frau warf sich an ihre Brust.

„Du liebst mich also doch noch, liebe Madeleine?“ rief sie freudig aus — „Du verzeihst mir also, daß ich Dich getäuscht?“

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, edle Herrin ... wie dürfte ich Ihnen einen Vorwurf machen? Aber eine andere Person —“

„Sprich mir in diesem Augenblicke nicht von meinem Bruder,“ unterbrach Wilhelmine, „lasse mir die Freude ungetrübt, bei meinem Franz und bei Dir zu seyn. Hoffen wir, liebe Madeleine! Hast Du denn schon“ — fuhr sie lächelnd fort — „die günstige Vorbedeutung vergessen, welche Du in der Anwesenheit dieser Störche hier zu finden glaubtest?“

Sie nahm Franz bei der Hand, führte ihn zum Fenster und zeigte ihm die beiden auf der Mauer schlafenden Störche; dann erklärte sie scherzend dem jungen Studenten die Wichtigkeit, welche Madeleine ihrer Rückkehr beilegte. Franz lächelte ebenfalls, jedoch melancholisch.

„Wilhelmine,“ sprach er, „ich ziehe einen poetischen Glauben einer trocknen und dürren Wirklichkeit vor; warum sollen wir auch blindlings Alles verwerfen, was man nicht begreifen kann?... Der Glaube der Frau Reutner bezieht sich ohne Zweifel auf irgend eine jener alten Erinnerungen, deren ihr Gedächtniß so viele besitzt.... Wohlan, Madeleine,“ sagte er bittend zu dieser, „der Abend ist ruhig, der Wind hat sich gelegt: sagen Sie uns, auf welche Weise die Störche die schützenden Vögel der Barone von Steinberg geworden.“

„Ich will Ihrem Wunsche willfahren,“ erwiederte die alte Frau.

Die Nacht war gänzlich hereingebrochen; doch enthüllten die hier und da sich zertheilenden Wolken einige Theile des blauen mit Sternen besäeten Himmels. Tief unten rauschte der Rhein; er bot in diesem Augenblicke eine weite glänzende Oberfläche dar, die kaum von einem leichten Winde gekräuselt wurde. Die tiefste Stille herrschte überall, nur einzelne Laute der in den Ritzen und Spalten des Thurmes befindlichen Nachtvögel ertönten über die Ruinen hin.

Madeleine begann ernsten Tones:

„Zu den Zeiten des Kaisers Barbarossa lebte hier der gute Herr Robert von Steinberg. Er war ein tapferer Ritter, kein Plünderer, sondern voll Rechtlichkeit. Mit seinen Nachbarn führte er nur dann Fehde, wenn diese ihm oder einem seiner Vasallen ein Unrecht zugefügt hatten. Dann

stieg er zu Rosse und rächte sich, von seinen Leuten gefolgt, mit Schwerthieben und Lanzenstichen; er verbrannte, verheerte Alles und vermachte die Beute den Kirchen, weßhalb er für einen gottesfürchtigen Mann galt. Ebenso war er von seinen Feinden gefürchtet und von seinen Freunden geliebt. Die Barone von Stoffenselz, Besitzer einer verfallenen Burg auf der andern Seite des Rheines, dem Steinberg gegenüber, wagten nicht, ihn anzugreifen, obgleich sie stets große Lust dazu hatten.

„Robert war ein großer Freund der Falkenjagd, weßhalb er den Beinamen „der Vogler" führte, wie ein alter deutscher Kaiser. Er lag derselben ohne Unterlaß zu allen Jahreszeiten ob; nichts in der Welt hätte ihn bewegen können, diese ihn beherrschende Leidenschaft aufzugeben. Nur von seinem Falkner begleitet, durchstrich er öfters zu Pferde einen großen Theil des Landes, das durchaus nicht sicher war, denn damals wurden große Kämpfe geführt und Banden von Uebelthätern belästigten die Gegenden des Rheinlandes.

„Eines Tages zog der gute Ritter nach seiner Gewohnheit mit seinem Falkner und einigen Hunden zur Jagd aus. Die edle Dame Marguerite, seine Gemahlin, welche ihn anbetete, wollte ihn zurückhalten, denn der Herr von Stoffenselz gedachte, wie man sagte, seine Abwesenheit zu benutzen, um das Schloß zu überfallen; aber Robert ließ sich nicht abhalten. Er vertraute die Hut der Burg seinem alten Seneschal und einer guten Besatzung an und lächelte über die Besorgnisse seiner Gattin. Nachdem er sie umarmt und ihr anempfohlen, zum heiligen Hubertus zu beten, verließ er das Schloß mit der Versicherung, daß er jedenfalls am andern Tage zurückkehren werde.

„Der Baron und sein Falkner jagten den ganzen Tag, aber so unglücklich, daß sie nicht einem einzigen Stück Wild begegneten. Das Land war von zahlreichen Banditenhaufen verwüstet; die Bäume waren umgehauen, die Häuser verbrannt; überall Leere und Verheerung. Die Vögel wie die Menschen waren aus diesem verfluchten Lande geflohen. Die Nacht kam heran, und die Jäger, welche vor Hunger ganz erschöpft waren, sehnten sich nach einem Nachtlager und Imbiß. Endlich kamen sie an das Ufer des Neckars zu einer Stelle, wo dichtes Rosengebüsch wuchs.

„„Bei den heiligen drei Königen von Köln, Falkner,"" sagte Robert zu seinem Gefährten, „„der Augenblick ist da, Deine Geschicklichkeit zu zeigen: in diesem Sumpfe muß Wasserwild seyn. Halte Deine Falken bereit, ich will meine Hunde in das Gesträuch schicken. Gott sey gepriesen! wir werden eine Abendmahlzeit erhalten!""

„„Es sey, gnädiger Herr!"" erwiederte der Falkner.

„Die gut dressirten Hunde durchstöberten lange Zeit vergeblich das Gebüsch, so daß die Jäger schon glaubten, ihre Anstrengungen seyen wieder fruchtlos, als plötzlich ein Storch mit großem Geräusche aufflog.

„Der Falkner ließ sogleich seine Falken los, warf sie in die Luft und begann sie mit Stimme und Geberde anzufeuern.

„Der gute Ritter jedoch hegte tiefe Verehrung für die Störche als friedliche und wohlthätige Vögel. Als er diesen nun bedroht sah, sagte er zu seinem Diener:

„„Rufe Deine Falken zurück, sie sollen dieses unschuldige Thier nicht tödten.""

„„Aber, Herr, wovon sollen wir denn unsern Nachtimbiß halten?""

„„Wir halten keinen; es würde uns Unglück bringen, wenn ein gesegneter Storch von diesen blutgierigen Vögeln zerrissen würde.""

„„Aber die Falken hören nicht mehr, Herr, sie sind zu erpicht auf ihre Beute und weigern den Gehorsam.""

„„Warte!"" sagte der Baron.

„Er nahm von seinem Sattelknopfe einen kleinen Bogen, und da er ein geschickter Schütze war, so fielen die Falken von zwei Pfeilen durchbohrt in dem Augenblick nieder, als sie den Storch beinahe erreicht hatten. Dieser setzte seinen Flug fort und verschwand in den Lüften.

„Der Falkner war sehr ungehalten über den Tod seiner beiden schönsten Vögel, sagte jedoch nichts, und da es kein anderes Nachtlager in der Nachbarschaft gab, so hüllten sich die beiden Jäger nach verrichtetem Gebete in ihre Mäntel und legten sich am Fuße eines Baumes zum Schlafen nieder.

„Mitten in der Nacht träumte Robert, der Storch, dem er das Leben gerettet, stehe vor ihm; er erkannte ihn an einer schwarzen Feder, die er gegen die Gewohnheit dieser Vögel auf dem Kopfe trug, denn bekanntlich ist ihr Kopf ganz weiß. Der Storch sagte zu dem guten Ritter:

„„Robert, ich danke Dir. Du hast mich aus den Krallen Deiner Falken errettet, dafür wirst Du belohnt werden. Steh' auf, nimm Dein Schwert und tödte Deinen boshaften Falkner, der vom Baron von Stoffenselz Geld erhalten,

um Dich zu ermorden. Dann besteige Dein Roß und reite eiligst nach Steinberg zurück, wo man Deiner bedarf. Vergiß nicht, dem heiligen Rocke zu Trier eine silberne Lampe zum Danke zu weihen. Lebe wohl, ich werde über Dich und Dein Geschlecht wachen.""

„Der Baron erwachte halb, indem er noch zweifelte, ob dieser Traum eine Eingebung von Oben oder eine Geburt seiner krankhaften Einbildungskraft sey. Er befand sich noch in diesem Zustande, als er heimlich eine Hand sein Schwert wegziehen fühlte, das er neben sich gelegt. Mit Vorsicht öffnete er halb die Augen: der verrätherische Falkner stand vor ihm und war im Begriff ihn zu erwürgen. Robert erkannte jetzt, daß der Storch die Wahrheit gesprochen, sprang schnell auf, ergriff das Schwert und durchbohrte den Bösewicht; dann durchsuchte er ihn und fand in seinen Taschen die Beweise des Verbrechens.

„Ohne sich weiter mit dem Leichnam zu beschäftigen, sattelte Robert selbst sein Roß, stieg auf und eilte in aller Hast nach dem Steinberg. Mit Sonnenaufgang gelangte er dorthin und war sehr erstaunt, die Umgebung des Schlosses voll Todter und Verwundeter zu finden. Zugleich vernahm er lautes Geschrei: alle Vasallen des Steinbergs eilten auf ihn zu unter der Führung des alten Seneschals und der Baronin Marguerite.

„„Sey willkommen, mein guter Herr!"" sagte die Schloßherrin, sich in seine Arme werfend — „„ohne die Wirkung der göttlichen Vorsehung hätten wir Dich nie mehr wiedergesehen. Die Stoffenselzer haben diese Nacht einen Sturm auf die Veste unternommen; Alles schlief und wir wären beinahe überrascht worden, wenn nicht ein Storch mit dem Schnabel an die Fenster des Gemaches, wo der Seneschal schlief, geklopft hätte. Dieser erwachte von dem Geräusch, sprang auf, blickte durch das Fenster und sah den Feind bereits die Mauern erklettern; sogleich machte er Lärm, unsere Leute eilten herzu, und Du siehst, welches Blutbad sie unter unsern Feinden angerichtet.""

„Während sie noch sprach, blickte der Baron in die Höhe: ein weißer Storch mit schwarzem Kopfe hatte sich auf der Stelle niedergelassen, wo sich heute diese beiden Vögel befinden. Er erzählte nun, was ihm begegnet war, und Jedermann erkannte den Finger Gottes in dieser wunderbaren Begebenheit.

„Robert schickte eine silberne Lampe nach dem heiligen Rocke zu Trier und seit diesem Augenblicke sind die Störche die schützenden Vögel der Burg geblieben.

„Zum Andenken aber an diese Begebenheit haben die Barone von Steinberg einen silbernen Storch in azurblauem Felde zum Wappen gewählt, und ich könnte Ihnen noch viele Fälle anführen, wo das Schicksal dieses Hauses sich durch ein geheimnißvolles Band mit dem Erscheinen oder dem Verschwinden dieser Vögel vereinigt findet.... Aber," unterbrach sich die alte Frau, traurig das Haupt schüttelnd, „die Jugend ist ungläubig und spöttisch; Sie würden nicht an diesen unerklärlichen Einfluß glauben."

„Und warum nicht, meine gute Frau?" erwiederte Franz, dessen Antlitz ein feines Lächeln überzog — „ich wenigstens glaube an den Storch mit schwarzer Feder, der zu Baron Robert dem Vogler gesprochen, wie an die Störche des Ibikus, deren Geschichte uns Herodot und nach ihm unser unsterblicher Schiller erzählt."

Der Gedanke des Studenten war zu hoch, als daß er von Madeleine verstanden wurde. Indeß fühlte sie, daß Franz nicht ganz ihre Meinung in Betreff der alten Legende des Barons Robert theilte.

„Es steht Ihnen frei, mein Herr," sagte sie etwas trocken, „die Wirkungen des Schutzes dieser Vögel in Bezug auf den Steinberg in Zweifel zu ziehen; doch folgen Sie dem Laufe des Flusses und sehen Sie, wie viele berühmtere Schlösser untergegangen sind, ohne fast eine Spur zurückzulassen! Liebenstein, Rheinberg, Lahneck, Okenfels existiren heutzutage nur noch dem Namen nach, während dieser alte Thurm, von den Winden umheult, vom Kriege verheert, vom Feuer verwüstet, sich noch immer erhält, und noch blühen junge Sprossen des alten Geschlechts auf seinen Ruinen.... Ich meinestheils schreibe diese wunderbare Erhaltung der Wohnung und der Familie des Barons Robert des Voglers erst Gott und dann —"

„Still! ich bitte!" unterbrach Wilhelmine, die Hand nach der Ebene ausstreckend — „ich höre Geräusch in dem Hohlwege ... wer kann denn zu dieser Stunde noch kommen?"

„Was kümmert uns das?" sagte Franz mit dem Egoismus des Glückes.

Man schwieg jedoch allgemein und lauschte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Ein Gaunerstreich, wie man sie nur aus größeren Städten berichten hört, macht in Mainz viel von sich reden. Es kam dieser Tage ein junger Mann zu einem dortigen Silberarbeiter, bestellt bei demselben zwölf schwere Löffel für den in der Nachbarschaft wohnenden Pfarrer und bittet, solche gleich durch das Mädchen mit der quittirten Rechnung mitzusenden. Da hierbei nichts zu riskiren war, so wird seinem Wunsche willfahrt und er marschirt ganz ruhig ins Pfarrhaus, nimmt vor der Stubenthür dem Mädchen die Löffel ab, um sie dem Herrn Pfarrer zu zeigen. Als er ins Zimmer kam, stellte er sich dem Geistlichen als einen Unglücklichen vor, welcher mit seinem jungen Weibe in Hader lebe, bat ihn, vermittelnd einzuschreiten, damit ihn seine junge Frau nicht verlasse, zu welchem Zwecke er solche mitgebracht habe. Natürlich war der Pfarrer gleich bereit, zu versuchen, die Eheleute zu vereinigen, sagte ihm, er solle nur seine Frau hereinführen, und der schlaue Dieb öffnete die Thür, indem er zu dem Mädchen spricht: „Der Herr Pfarrer will Sie jetzt empfangen." Das junge Mädchen trat ein und der Dieb entfernte sich mit den zwölf Löffeln. Nun folgte gegenseitiges Staunen, denn das Mädchen wußte nicht, warum es als Frau angeredet wurde und konnte noch weniger die tröstenden Zusprüche fassen, daher es sich einfach als Ladenmädchen präsentirte, welches das Geld für die zwölf silbernen Löffel holen wolle. Jetzt folgte die Aufklärung, aber zu spät, denn von dem Dieb war jede Spur verschwunden.

Das am 22. Januar bei Büderich, einem Dorf zwischen Ruhr und Lippe, zwei Meilen südwestwärts von Hamm, beobachtete Phänomen (siehe Nro. 20 der „Pfälz. Blätter") hat die Aufmerksamkeit der preußischen Regierung auf sich gezogen und bildet in den höchsten Kreisen Berlins das Tagesgespräch. Alexander v. Humboldt hat die deßfallsigen Nachrichten mit Interesse verfolgt und wahrscheinlich dazu Veranlassung gegeben, daß das Ereigniß zum Gegenstand weiterer, gründlicher Nachforschungen gemacht worden ist.

(Verschiedene Lesart.) In einem Dorfe bei Ulm bestand längere Zeit eine wohlthätige Stiftung. Der Herr Schultheiß oder Schulz durfte nämlich jeden Tag einen Wecken verrechnen; den konnte er nun in den Kaffee tunken oder zum Zwischenessen in den Sack stecken, das war in der Urkunde nicht vorgeschrieben; er pries aber allezeit den milden Stifter. Da geschah es, daß einst einem Amtmann, der in Tübingen die Rechte studirt hatte, diese Bestimmung einer Stiftungsurkunde seltsam und sonderbar vorkam, was den zweifelnden Zögling der Themis veranlaßte, nachzufragen, wie denn eigentlich die Stiftungsurkunde laute? „Nun, da steht es!" rief der Schultheiß, indem er die Brille zurechtsetzte und, um besser zu sehen, unter ihr durchlas: „Zweihundert Gulden — jährlicher Zins — zu verwenden zu Schulz-wecken. Heißt es nicht so?" — Der Amtmann aber lachte sehr. „Zu Schul-zwecken, Herr Schultheiß," sprach er, zur Hebung und Förderung des Volksunterrichts! Ihr seyd ein Meister, Herr Schulz, in der Gesetzauslegung!" — Der Herr Schulz jedoch, der die Fassung nicht verlor, erwiederte: „Es kommt ja nur darauf an, Herr Amtmann, wie man's liest!" — Wir haben gesehen, daß der Pfiffikus sich an die Lesart hielt, die ihm die nützlichste und vortheilhafteste war.

Buchstaben-Räthsel.

Der Eigennutz hat mich erzeugt,
Die Tücke mich geboren,
Die Klugheit ist es, die mich säugt
Beim flücht'gen Tanz der Horen;
Die Ehre ist es, die mich flieht,
Wenn sie von fern mich ahnet,
Der Segen ist es, der erblüht,
Wo ich den Weg gebahnet;
Verachtung ist's, die man mir zollt
Für meine finstern Thaten,
Behaglichkeit, oft mehr als Gold,
Der Lohn für meine Saaten. —
Leicht kannst du für den Doppelsinn
Den Löseschlüssel finden:
Bald e bald o sagt wer ich bin
Durch wechselndes Verbinden.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 27. Freitag, 3. März 1854.

△ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

Deutlich vernahm man das Getrappel zweier Pferde auf dem Basalt mitten durch die Stille der Nacht wiederhallen. Bald wurden die Reiter selbst sichtbar, unten am Felsen auf einer Stelle, wo der Weg sich in zwei Theile schied; der eine führte geradeaus zum Schlosse und der andere zu dem kleinen Fischerdorfe, von dem wir bereits gesprochen. Nachdem sie einige Worte gewechselt, schlug der Eine von ihnen die Richtung nach dem Dorfe ein, der Andere begann mit möglichster Schnelligkeit seines ermüdeten Pferdes den steilen Fußsteig nach dem Steinberg zu verfolgen.

Wilhelmine erblaßte.

„Es ist mein Bruder!" murmelte sie bestürzt.

„Ja, es ist der gnädige Herr!" bemerkte die alte Frau voll Staunen — „fliehen Sie, Herr Franz! was sollte er sagen, wenn er Sie hier träfe?"

„Habe ich nicht das Recht, ihn zu erwarten?" entgegnete Franz mit Stolz. „Ist es aber auch wirklich der Major von Steinberg, der so unvermuthet kommt?"

„Ich glaube den Schritt seines Pferdes zu kennen."

Jetzt konnte man beim Scheine des Mondes, der eben aufgegangen war, die blaue preußische Uniform erkennen.

Wilhelmine bebte; Franz fühlte ihre Hand in der seinigen zittern.

„Beruhige Dich, liebes Kind," sagte der junge Mann in zärtlichem Tone; „wenn es der Baron von Steinberg ist, so bin ich gerade nicht böse darüber. Ich werde auf der Stelle eine Erklärung mit ihm haben: ich werde ihm die Wahrheit sagen und bald erfahren, ob er im Sinn hat, sich zu widersetzen."

„Nein, nein! nicht so darf er mein Unrecht gegen ihn erfahren!" unterbrach Wilhelmine mit Angst. „Lasse mir die Zeit, ihn auf die Nachricht vorzubereiten. Wenn er Dich nur jetzt nicht sieht ... ach, Franz, ich bitte Dich, entferne Dich!"

„Es ist zu spät, ich würde dem Major unvermeidlich begegnen."

Der Reiter war bereits in dem Hofe angekommen, der als Garten diente, und man hörte ihn ungeduldig rufen.

Fritz Reutner eilte ganz verstört herbei: der Reisende warf ihm den Zügel seines Pferdes zu und begab sich in das Schloß.

„Mein Gott! wenn er hierher käme!" stammelte Wilhelmine.

„Nach einem langen Ritte wird es ihm wohl nicht einfallen, noch zweihundert Stufen hoch zu steigen ... gehen wir lieber zu ihm."

„Franz, ich bitte Dich, jetzt nicht!"

„Warum nicht? Muß der Major es denn nicht früher oder später erfahren?... Aber sage mir, Wilhelmine, weißt Du oder Madeleine nicht, wer dieser Gefährte seyn kann, von dem er sich dort unten bei dem Dorfe getrennt?"

„Nein," erwiederte Frau Reutner; „der Baron kommt stets allein her. Er hat für seinen Gebrauch das einzige Zimmer, welches nebst dem Wilhelminens bewohnbar im Schlosse ist."

„Er würde auch nicht wagen," setzte Wilhelmine hinzu, „einen seiner reichen Freunde unserer ärmlichen Gastfreundschaft auszusetzen.... Doch ich höre Geräusch auf der Treppe ... Franz, verbirg Dich!"

„Furchtsames Kind!" versetzte der Student — „erkennst Du denn nicht die schweren Tritte Fritz Reutners?"

Digitized by Google

Fritz erschien in der That auf der Plattform des Thurmes. Der arme Junge war so schnell gestiegen, daß er wie ein Ochse keuchte und nicht reden konnte.

„Mein Bruder fragt nach mir?" sagte Wilhelmine, seinen Gedanken zuvorkommend — „ich komme gleich."

„Nein, nein!" sagte Fritz mit Mühe, wobei er Wilhelminen ein Zeichen machte, zu bleiben — „der gnädige Herr will jetzt Niemanden sehen."

„Wie? nachdem mein Bruder fast ein Jahr fern von mir gewesen!" ...

„Als der gnädige Herr ankam, begab er sich sogleich in das Zimmer, welches er gewöhnlich inne hat; ich ging zu ihm, nachdem ich sein Pferd in den Stall gebracht. Als ich eintrat, hielt der Herr den Kopf in den Händen ... er schien sehr traurig oder sehr zornig. Ich fragte ihn, ob er zu Abend essen wollte; er antwortete, er habe keinen Hunger, und schickte mich zum Teufel.... Als ich ihn dann fragte, ob ich Sie von seiner Ankunft benachrichtigen sollte, ließ er mich einen Augenblick ohne Antwort; dann sagte er mit in barschem Tone:

„„Meine Schwester wird mich bald genug sehen! Sag' ihr, ich könne sie diesen Abend nicht sprechen ... ich bin krank, ermüdet. Nur soll sie sich bereit halten, morgen früh das Schloß zu verlassen, ich nehme sie mit mir ... und jetzt scheere Dich!""

„Er stieß mich hinaus, schloß die Thüre hinter mir und ich bin nun gekommen, es Ihnen auszurichten."

Diese befremdende Mittheilung setzte Wilhelmine und ihre Erzieherin in das höchste Staunen, weder die Eine noch die Andere wollte anfangs daran glauben. Dieses so ungewöhnliche Betragen des Majors, der Befehl zur Abreise, den er seiner Schwester geschickt, das Verlangen, nach einer so langen Abwesenheit allein zu bleiben — alles das versetzte Wilhelmine in tödtliche Angst.

„Mein Gott," stammelte sie, „sollte er schon Alles wissen?"

„Woran denkst Du, Wilhelmine? Wer sollte unser Geheimniß ihm entdeckt haben? Der Verschwiegenheit meiner Freunde bin ich gewiß; auch kommt der Major von Berlin und kann daher noch keine Kenntniß von Dem haben, was vergangene Nacht geschehen.... Nein, nein, es liegt ein Geheimniß zu Grunde, das unser Glück bedroht; man will uns trennen, Wilhelmine, das ist Alles, was ich davon begreife ... aber es soll nicht gelingen!"

„Oh! nein, nein! niemals!" seufzte Wilhelmine. „Franz, wir verlassen einander nicht; ich werde, wenn es nöthig, dem Verlangen meines Bruders zu widerstehen wissen.... Doch, Franz, entferne Dich, es ist Zeit; Heinrich kann sich anders besinnen und wenn er Dich bei mir sähe, so —"

„Wilhelmine, vergißt Du denn, daß Du morgen abreisen sollst?"

„Ich werde nicht reisen."

„Wenn er aber Gewalt gebrauchte?"

„Dann rufe ich Dich zu Hilfe.... Doch, aus Mitleid, Franz, säume nicht länger, vermehre nicht meine Angst!"

„Gut denn," erwiederte der junge Mann, „ich will Dir gehorchen. Ich kehre in das Dorf zurück, wo meine Freunde Albert und Sigismund mich erwarten. Von dort aus wollen wir das Schloß überwachen; Nichts soll heraus, ohne daß wir es erfahren. Morgen kehre ich wieder, enthülle Alles dem Major, und —"

„Nun, da die Umstände keinen Aufschub mehr gestatten, so willige ich darein. Aber vergiß nicht, Franz, daß Heinrich mein Bruder ist ... mithin auch der Deinige."

„Ich will es nicht vergessen, Wilhelmine, ich verspreche es Dir, was es mich auch kosten mag."

„Das genügt mir nicht, Franz! Schwöre mir, daß Du auf keine Herausforderung antworten willst."

„Wilhelmine!"

„Schwöre, Franz, schwöre!"

„So empfange denn meinen Schwur ... Dir zu Gefallen würde ich selbst Schmach erdulden. Adieu!"

Er drückte einen Kuß auf die Stirn seiner jungen Gattin, zum großen Erstaunen Fritzens, und verschwand in der Dunkelheit des Thurmes.

(Fortsetzung folgt.)

Ein einfacher Versuch,
der die Umdrehung der Erde beweist.

Als dritter direkter und augenfälligster Beweis, daß sich die Erde täglich um ihre Achse dreht, dient der neue schöne Versuch von Foucault, mittelst eines schweren, an einem langen Faden schwingenden Pendels, der, in entgegengesetzter Richtung der Erdumdrehung, sich im Kreise

herum bewegt, wo die Umlaufszeit entsprechend der Erdumdrehung, unter Berücksichtigung der Polhöhe des Ortes ist.

Wie auffallend es ist, daß diese so naheliegende Erscheinung nicht schon lange und tausendfältig beobachtet wurde, liegt wohl darin, daß das Einfachste und Naheliegende gewöhnlich am spätesten aufgefunden wird.

So ist es auch mit dem neuesten und allereinfachsten Versuch, welcher sich auf diese Erscheinung gründet und die Drehung der Erde ebenfalls darthut, und der so einfach und leicht anzustellen ist, daß ihn Jedermann augenblicklich ohne Kostenaufwand anstellen kann.

Nämlich in einem Gefäß mit Wasser, welches ruhig und fest steht, dreht sich, auf der nördlichen Halbkugel der Erde, das Wasser von selbst rechts herum, wie der Zeiger einer liegenden Uhr, also entgegengesetzt der Drehung der Erde.

Wie sich nun natürlicherweise Alles, was mit der Erde in Verbindung steht, mit der Erde herumdreht, also auch das Gefäß; das Wasser jedoch, welches in dem Gefäß ist, dreht sich nicht mit herum, sondern bleibt stehen oder ruhet. Ebenso wie ein Stück Geld auf seiner Stelle liegen bleibt, wenn man eine darunter gelegte Karte wegschnellt, oder wie man eine Schale mit Wasser umdrehen kann, ohne daß sich dasselbe mit umdreht; vermöge der bekannten Eigenschaft, welche in der Naturlehre Beharrungsvermögen genannt wird.

Der obige Versuch ist auf folgende Weise am leichtesten und sichersten anzustellen:

Man nehme eine große Glasschale, fülle dieselbe mit Wasser beinahe ganz voll, setze sie auf den Boden eines Zimmers im Erdgeschoß, wo Niemand hinkommt und keine Störungen durch Luftbewegung oder sonstige Erschütterungen stattfinden. Steht nach einiger Zeit das Wasser in der Schale scheinbar vollkommen ruhig, so pudere man mittelst eines dünnen Läppchens eine dünne Schicht Bärlappsamen auf die Oberfläche des Wassers, jedoch nicht bis ganz an den Rand der Schale, wobei man vorsichtig seyn muß, um das Wasser nicht zu bewegen, sonst muß man abermals abwarten, bis das Wasser wieder scheinbar ruhig steht. Ist nun die Lycopodiumschicht gut gerathen, dann streue man, am besten mit einem Papierbriefchen oder einer zusammengefalteten Karte einen Strich von Kohlenpulver über die Mitte der Bärlappschichte. Alsdann legt man sich irgend einen Gegenstand an den Rand der Schale in der Richtung des Striches, um zu sehen oder zu wissen, ob und wie der schwarze Strich von Kohlenpulver seine Lage verändere.

Nach Verlauf von einigen Stunden wird man schon wahrnehmen, daß der schwarze Strich sich von rechts nach links wie der Zeiger einer flachliegenden Taschenuhr herumbewegt, und zwar stets nach derselben Richtung, welche der der Drehung der Erde entgegengesetzt ist. Je näher an dem Pole, um so rascher findet die Umdrehung statt.

Daß man diesen Versuch beliebig verändern und vervollständigen kann, bedarf keiner Erwähnung. Z. B. eine Papierscheibe auf dem Wasser schwimmen lassen, worauf ein Strich gemacht ist und welche auf der Spitze einer feinen Nadel ruht, die auf dem Boden des Gefäßes befestigt ist, oder die Scheibe an einem feinen Haare aufgehängt u. s. w. Die ersterwähnte Art scheint jedoch dem Verfasser dieses die einfachste Weise, den Versuch anzustellen, und auf welche er auch am sichersten gelingt.

Mannigfaltiges.

(Der Präsident der nordamerikanischen Union.) Ein Correspondent des „Philadelphia Presbyterian" schreibt Folgendes über den Präsidenten Pierce: „Er macht in seinem Aeußern den Eindruck eines feingebildeten Mannes und sein Gesicht verräth großen Scharfsinn und Entschlossenheit. Seine Kleidung, als ich ihn sah — er kam gerade aus der Kirche — war einfach, aber äußerst sauber, und das Haar war so vollkommen in Ordnung, wie nur immer möglich. Seine Größe möchte ich auf ungefähr 5 Fuß 10 Zoll schätzen. Was seine äußere Erscheinung betrifft, so kann jeder Amerikaner mit Stolz auf ihn blicken. Wie ich höre, ist er ein gewissenhafter Beobachter des Sabbaths, empfängt Sonntags keinen Besuch, liest keine Briefe und besucht regelmäßig die Kirche. Der günstige Einfluß, welchen er auf Sittlichkeit und Religion ausübt, ist stark und entschieden.

Eine englische Gartenzeitung gibt als Beweis der Bodenfruchtbarkeit Californiens an, daß in der Mission Dolores binnen sechs Wochen ein 18 Pfund wiegender Blumenkohl gezogen wurde.

Digitized by Google

Seit Kurzem erscheint zu Hong-Kong eine Monatschrift in chinesischer Sprache unter dem Titel: „Hiao-kuan-tschin", d. h. „Perlenschnur aus der Ferne und Nähe". Ein zweiter Titel dieses Journals ist: „Blätter zur Verbreitung der Civilisation". Herausgegeben wird dasselbe von Schülern des verstorbenen Sinologen Dr. Morrison, die jetzt an der Spitze einer Unterrichtsanstalt in Hong-Kong stehen und unter denen sich sowohl Engländer und Amerikaner als geborene Chinesen befinden. Der praktische Anglo-Amerikanismus geht in dieser Monatschrift mit dem missionarischen Streben, christliche Ideen in China zu verbreiten, Hand in Hand. Daher finden sich in derselben ebensowohl Artikel über Construktion und Anwendung der Dampfmaschinen, als über die religiösen Tugenden und den Aufopferungsmuth der Bewohner des Hospizes auf dem St. Bernhard. Mit einer Schilderung des Weges nach Ostindien und der Seereise nach England ist eine geographische Darstellung der Erdkugel und ein Blick auf die sittliche wie auf die physische Machtstellung des Christenthums verbunden. In China selbst nimmt die „Perlenschnur" Partei für den nationalen, anti-tartarischen Aufstand, in welchem sie einen Pionier und Wegbahner der christlichen Civilisation erblickt.

Das von dem Maler Hundertpfund in Augsburg ausgehende Prinzip des Farbendruckes mittelst Anwendung der drei Grundfarben Blau, Roth und Gelb hat bereits glänzende Verwirklichung gefunden. Lithograph Schreiner in München kann nach seiner, auf dieses Prinzip basirten Methode alle Arten von Gemälden mit täuschender Aehnlichkeit in den Farben und mit geringen Kosten nachdrucken. Diese Farbendruckbilder werden auf mechanischem Weg erzeugt und passiren dreizehn Platten. Das Erstlingsprodukt, ein Christuskopf nach Rafael, kann nur bei genauerer Besichtigung von einem Oelgemälde unterschieden werden, wobei noch der billige Preis (nur 8 fl.) in Berücksichtigung kommt. Unvermögliche Landkirchen können sich mit wenigen Mitteln die schönsten Altarbilder auf diese Weise verschaffen. Auf der kommenden Industrie-Ausstellung in München wird dieser neue Kunstzweig vertreten seyn.

(Schweizerische Uhren-Fabrikation.) Die Zahl der Taschenuhren, welche vom 27. Dez. 1852 bis 19. Dez. 1853 aus der Schweiz allein über Havre nach Amerika ꝛc. ausgeführt worden, beträgt 245,568 Stück, wovon 46,547 in Gold, 135,994 in Silber, 34,523 in anderem Metall und 28,574 ohne Schalen.

(Wagenräder mit Guttapercha-Beschlag.) In Berlin ist kürzlich ein für Se. k. Hoheit den Prinzen von Preußen bestimmter Wagen in Form einer Chaise, dessen Räder mit anderthalb Zoll breiten Guttapercha-Reifen beschlagen sind, von England angekommen. Die Räder selbst sind von Eisen, ungefähr dritthalb Zoll breit, der Guttapercha-Beschlag aber nur, wie erwähnt, anderthalb Zoll breit, ist dreiviertel Zoll in das Rad eingelassen und steht einen starken halben Zoll über die Fläche der Radfelgen über, so daß er weder rasselt noch stößt. Im Uebrigen ist der Bau des Wagens ganz wie der einer sogenannten Victoria-Chaise.

(Das Faulen des Wassers zu verhüten.) Ein gutes Mittel gegen das Faulen des Wassers besteht darin, daß man dasselbe mit metallischem Eisen in Berührung bringt. Die Wirksamkeit dieses Mittels wird unter Anderm an Wasser bemerkt, worin Blutegel aufbewahrt werden. Man kann diese Jahre lang in demselben Wasser aufbewahren, indem man nur das verdunstete Wasser ersetzt, ohne daß das Wasser faul wird, wenn in demselben sich viele eiserne Nägel befinden. Durch das Rosten derselben wird das Faulwerden verhindert, indem der Schleim, den die Thiere entlassen, sich stets mit dem Eisenroste verbindet.

Sylben-Räthsel.

Wird meine Zweit' in Masse durchgeprügelt,
Entsteht dadurch die Erste und das Ganze.
Hast du nun gern die Lösung mehr entsiegelt,
So wisse noch: die Zweit' gehört zur Pflanze.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nro. 26:

Verrath — Vorrath.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 28. Sonntag, 5. März 1854.

△ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

3.

Das Hauptgebäude des Dorfes, welches sich am Ufer des Rheines am Fuße des Steinberg erhob, war eine Herberge von elendem Aussehen; nur Studenten, für die Bequemlichkeiten des Lebens gleichgiltig, konnten sich zu einer solchen Wohnung bequemen. Das Haus war von Holz gebaut; alt, hinfällig, schien es auf die Reisenden zusammenstürzen zu müssen, welche genöthigt waren, dort zu bleiben. Hier wohnte Franz seit mehrern Monaten; hier erwarteten ihn auch seine Freunde, Albert und Sigismund, am Abende des Tages, an welchem unsere Geschichte beginnt.

Das dumpfe Horn des Nachtwächters hatte den friedlichen Bewohnern des Dorfes soeben die Feierstunde verkündet. In einer niedern Stube, die blos ordinäre hölzerne Tische und Bänke enthielt und kaum von dem Scheine einer alten irdenen Lampe erhellt wurde, saßen die beiden Studenten rauchend und Bier trinkend, die Lieblingsbeschäftigungen eines jeden ächten Deutschen. Vor einem Tische einander gegenübersitzend, auf dem leere Gläser, Brod und Tabaksbeutel brüderlich zusammenlagen, ließen sie große Dampfwolken aus ihren Meerschaumpfeifen ausströmen.

Der Aeltere, Sigismund Müller, war ein großer, starker und wohlgewachsener Jüngling. Seine regelmäßigen Züge wären kalt und trocken gewesen, wenn nicht eine gewisse Lebhaftigkeit in seinem Blicke sie zuweilen belebt hätte. Diese Lebhaftigkeit freilich schien einzig in seinen Augen zu liegen, denn er lächelte selten. Doch galt Sigismund für den Lustigsten in der ganzen Landsmannschaft, und er verdiente seinen Ruf. Er besaß die Fähigkeit, scherzhafte Sachen mit unerschütterlichem Ernste zu erzählen; sein Ernst war sogar dabei die pikanteste Würze. Uebrigens ein zuverläßiger und treuer Freund, war er der Liebling Franzens, der mehr als einmal seine guten Eigenschaften erprobt hatte.

Sein Gefährte Albert stand in allen Beziehungen unter ihm. Albert war der Student von reinem Blute: Händelsucher, ausschweifend, Renommist. Auf der Universität beschäftigte er sich beständig damit, den Philistern irgend einen Schabernack zu spielen, oder den Füchsen den Comment beizubringen. Im Wirthshause sprach Niemand hochtrabender von Deutschlands Freiheit und sang Niemand die patriotischen Lieder mit schönerer Baßstimme, als er. Ungeachtet aller dieser Vortheile fürchtete und respektirte Albert Schwarz jedoch seinen Freund Sigismund; bei allen Gelegenheiten bewies er ihm große Folgsamkeit, oft sogar blinden Gehorsam. Wir werden bald die Gründe davon erfahren.

Die beiden Freunde hatten bereits verschiedene Male ungeduldig nach der Ausgangsthüre geblickt. Albert Schwarz sagte endlich, indem er seine langen Haare, welche ihn am Sehen hinderten, durch eine plötzliche Bewegung des Kopfes nach hinten zu warf, prahlend zu seinem Freunde:

„Beim Codex Palatinus, Freund Sigismund, ich will Dir eine Idee mittheilen, die mir soeben gekommen."

„Nur zu!" sagte Müller ernst.

„Höre, Franz macht sich so gewiß über uns lustig, als ich diesen Schoppen Bier austrinke."

Er leerte sein Glas in einem Zuge. Sigismund, an die Redeweise seines Gefährten gewöhnt, blieb unbeweglich, als wenn er nichts gehört.

Albert fuhr fort, indem er sein Glas geräuschvoll auf den Tisch wieder hinsetzte:

„Ich sage, daß er sich über uns lustig macht, und argumentire folgendermaßen: Warum hat er

Digitized by Google

uns in dieses Rattenloch kommen lassen, wo es keine Philister zu molestiren gibt und wo die Perücke unseres Prorektors, des Doktor Olken, ebenso unbekannt ist, als der letzte teleskopische Komet? Das ist mein erster Punkt. Warum hat er uns nach jener papistischen Ceremonie in der vergangenen Nacht, wovon weder Du noch ich als gute Protestanten etwas begriffen haben, nicht nach Heidelberg zurückkehren lassen, statt uns in diese Dorfkneipe einzumauern? Das ist mein zweiter Punkt, und da ich keine Antwort hierauf finde, so folgere ich daraus ... quod erat demonstrandum."

Er hatte diese Worte mit der pedantischen Gravität eines Professors auf dem Katheder gesprochen; doch glitt auch dies an dem unerschütterlichen Müller ab. Durch dessen Schweigen ermuthigt, fuhr der Student in seinen tollen Bemerkungen fort:

„Endlich noch kann man die Frage aufstellen, Freund Sigismund, wie Du und ich, die beiden Lichter der Universität, uns auf den einfachen Ruf unseres Kameraden Franz verdüstert haben. Gewiß, eines schönen Tages wird es Krawall in den Straßen Heidelbergs Deinetwegen geben ... man wird Sigismund reklamiren, den ruhmvollen Helden, den weisen Repräsentanten des jungen Deutschlands, der ohne Zweifel von den Feinden unserer Freiheit eingekerkert ist.... Was mich anlangt, so ist das etwas ganz Anderes: während meiner Abwesenheit will ich wetten, gibt es keinen einzigen Vortrag über Magnetismus, Anatomie und Metaphysik auf der Universität."

„Bah!" erwiederte Sigismund.

„Ich sage es und beweise es. Du weißt, daß diese drei Wissenschaften von dem Doktor Sestertius vorgetragen werden; nun, der gute Doktor, ein ganzer Gewohnheitsmensch, wird nicht ein einziges Wort hervorbringen können, wenn er mich nicht, wie gewöhnlich, auf der ersten Bank links seinem Stuhle gegenüber sitzen sieht. Er kennt meinen alten grünen Flaus mit dem Loch im Ellenbogen, und jeden Tag, bevor er seine Vorlesung beginnt, sucht er ihn mit den Augen in der Menge. Wenn er den Flaus mit dem Loche nicht sieht, so verwirrt er sich, stammelt, und die Vorlesung geht zum Teufel; ich habe schon oft die Erfahrung gemacht."

„Man kann ja an Deiner Stelle eine mit Deinen Kleidern ausstaffirte Puppe dorthin setzen," sagte hierauf sein Gefährte mit demselben Phlegma; „der gute Doktor wird dieselbe für Deine Person halten."

Albert hatte Lust zornig zu werden; bevor er jedoch auf diesen Sarkasmus antwortete, verschluckte er langsam ein anderes Glas Bier, und als er es wieder auf den Tisch setzte, war sein Zorn vorüber.

„Ich weiß nicht," erwiederte er kalt, „ob nach unserm Ehrengesetze, dem Comment, dieser Ausdruck Puppe eine schwere Beleidigung ist, denn er findet sich nicht darin aufgeführt; auch will ich diesmal nicht versuchen, mich dagegen zu lösfeln. *) Doch um auf den Kameraden Franz zurückzukommen, so sehe ich nicht ein, weßhalb Du und ich, die Blüthe der Landsmannschaft, uns so seinen Launen fügen. Du mußt Deine Gründe dazu haben, daß Du Dich von ihm beherrschen lässest; doch hast Du mir niemals gesagt, wer er ist und woher er gekommen. Er ist eines schönen Tages nach Heidelberg geschneit, ohne daß ihn Jemand kannte, bis er sich unter die Landsmannschaft aufnehmen ließ. Von seinen Duellen hat man nie groß reden gehört; außer jenen beiden Kameraden, die er, glaube ich, im letzten Herbst getödtet oder verwundet, hat er nie eine Affaire gehabt und sein Schläger muß rosten, wenn er ihm nicht mehr Beschäftigung gibt.... Und doch hast Du Dich ihm so eng angeschlossen, daß Du ihm überall folgst und Dich bei allen Gelegenheiten für ihn opferst.... Höre, Kamerad, über seine Heirath hat er uns nichts vertraut."

„Was liegt daran?"

„Mir liegt sehr viel daran! Ich bleibe nicht mehr hier, wenn man mir nicht sagt —"

„Man wird Dir nichts sagen, und Du wirst bleiben."

„Ich werde nicht gehorchen, wenn ich nicht erfahre —"

„Du wirst nichts erfahren und dennoch gehorchen."

„Ich bin aber ein freier Mann," sagte Schwarz aufgebracht; „ich hasse die Tyrannei."

Sigismund erwachte endlich aus seiner Apathie; er richtete sich auf, legte seine Pfeife auf den Tisch und indem er rasch um sich blickte, sagte er mit dumpfer Stimme:

„Hast Du denn vergessen, Kamerad, daß man unablässig wachen muß, denn Niemand weiß, wann der Tag und die Stunde kommen wird?"

*) Ein Studenten-Ausdruck, der bedeutet, auf eine Beleidigung durch eine noch größere Beleidigung zu antworten.

Als Albert diese geheimnißvollen Worte vernahm, erbebte er und erblaßte leicht. Müller, zufrieden mit dem Eindrucke, den er auf ihn hervorgebracht, nahm seine Pfeife wieder auf und sank in seine asiatische Gravität zurück.

„Ja, ich verstehe," sagte endlich Schwarz, wobei er zu lächeln versuchte; „es ist wieder eine Probe, nicht wahr? Ich weiß, daß ich blindlings Jedem gehorchen muß, der diese geheiligten Worte spricht; ich werde mich auf diese Weise würdig machen, gänzlich einzudringen in die Gebräuche der geheimen Gesellschaft der —"

„Unvorsichtiger!" unterbrach Sigismund — „bist Du denn Deines Lebens müde?"

„Niemand kann uns hören: Zelter, der alte Lutheraner, liest in seiner Kammer die Bibel und seine Tochter Auguste schwatzt mit der Magd in der Küche. Während wir noch allein sind, beantworte mir eine einzige Frage: Bekleidet Franz nicht einen hohen Grad in jener heiligen Gesellschaft, zu deren Würdenträgern Du gehörst und worin ich nur ein niedriger, dienender Bruder bin, der noch langen und schweren Proben sich unterwerfen muß?"

Sigismund beharrte in seiner Schweigsamkeit.

„Antworte mir, Bruder, wenn Dein Schwur Dich nicht hindert. Ich werde kein Bedenken tragen, Franz als meinen Vorgesetzten zu betrachten, wenn ich weiß, daß er, wie Du, Mitglied —"

„Er ist Dein Vorgesetzter," erwiederte Müller lakonisch.

Albert machte eine triumphirende Geberde, als wenn er endlich seinem schweigsamen Gefährten ein Geheimniß von höchster Wichtigkeit entrissen hätte.

„Jetzt erkläre ich mir Alles," sagte er; „die geheimnißvollen Gänge Franzens, diese Beharrlichkeit, seinen Namen zu verbergen, das Geheimniß, worin er seine Heirath gehüllt ... Alles ist mir jetzt klar. Er ist ein Abgesandter, ein Würdenträger ohne Zweifel jener furchtbaren Gesellschaft, die Deutschland wiederherstellen soll.... Oh! ich will ihm gehorchen, ich will vor ihm knien, ich will —"

„Wirst Du endlich schweigen?" sagte Müller in dumpfem Tone.

Es trat jetzt ein Augenblick Stille ein; doch war Albert nicht dazu geschaffen, lange unbeweglich und schweigend sich zu verhalten.

„Hurrah! für die Freiheit!" schrie er plötzlich, auf den Tisch klopfend — „ich glaube, wir haben kein Bier mehr! Holla! Vater Zelter! Fräulein Auguste! schnell einen Krug, so groß wie das Heidelberger Faß! wir sind nahe daran, zu verdursten!"

Diesem lärmenden Rufe antworteten gleichzeitig zwei Stimmen, die eine frisch und silbern, die andere dumpf und rollend, und darauf traten zwei Personen ins Zimmer: ein junges blondes Mädchen mit geflochtenen Haaren, im rothen Kleide, und ein Greis im braunen Rocke, eine Hornbrille auf der Nase.

„Sie lärmen ja wie Tophet," sagte der Alte. „Ich war in fromme Lecture versunken, als Ihr Geschrei mich aus meinen Betrachtungen riß; ich glaubte wieder jene Franzosen, diese Kinder Belials, zu hören, welche einst in meine Schenke kamen und mich nach ihrer verdammten Manier bezahlten.... Nun, ihr jungen Herren, was ist gefällig?"

„Bier, Vater Zelter, Bier! um auf die Vernichtung der Franzosen und die Befreiung Deutschlands zu trinken!"

„Einen Augenblick!" sagte der alte Lutheraner, indem er die auf dem Tische befindlichen leeren Krüge zählte. „Sie haben schon im Uebermaße von diesem Getränke genossen, und es steht geschrieben: Du sollst nicht leiden, daß die Creatur meine Gaben mißbraucht.... Uebrigens habe ich auch noch nicht die Farbe Ihres Geldes gesehen, und —"

„Wie, hat denn Herr Franz Ihnen nicht gesagt, daß er für uns hafte, Meister Zelter?"

„Hm! dieser ist selbst noch im Rückstand bei mir, und es steht geschrieben: Du sollst dem Kaiser geben, was des Kaisers ist."

Albert wiederholte indeß in klagendem Tone, daß sein Gefährte und er vor Durst umkämen, worauf der Alte seiner Nichte erlaubte, ihnen noch ein kleines Maß Bier zu verabreichen. In der Ueberzeugung, daß diese Anordnung genau vollführt würde, kehrte er wieder zu seiner Bibel zurück.

Auguste erschien auch wirklich bald mit einem Kruge von so bescheidenem Umfange, daß der Inhalt nicht für eine einzige Kehle zu genügen schien.

„Der alte Filz!" sagte Schwarz unwillig — „hält er uns für Philister und nicht für freie Mitglieder des Burschenthums?... Doch, Sapperment! Auguste soll für ihn zahlen!"

Er wollte die Nichte des Puritaner-Wirths umarmen.

„Lassen Sie mich, Herr Student!" rief das junge Mädchen, indem es sich sträubte; rasch

entwand sich Auguste seinen Armen und eilte in die Küche zurück.

In diesem Augenblicke hielt ein Pferd vor der Thüre der Herberge.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Bücherabsatz in Nordamerika.) Während im Allgemeinen feststeht, daß der Bewohner der Union auf nichts weiter bedacht sey, als Geld zusammenzuscharren, ist es doch eine beglaubigte Thatsache, daß Bücher von einiger Bedeutung nirgends so großen Absatz finden, als in den Vereinigten Staaten. Von Dickens' „Bleakhouse" wurden bereits mehrere hunderttausend, von Bulwer's letztem Roman 36,000, von Thiers' „Geschichte der französischen Revolution ꝛc." 32,000, von Macaulay's „Miscellanies" 60,000 Exemplare abgesetzt. Von einheimischen Schriftstellern ist, die Beecher Stowe mit ihrem „Onkel Tom" nicht ausgenommen, Washington Irwing der populärste. Nachdem schon die frühern Ausgaben dieses Autors in mehreren hunderttausend Exemplaren verbreitet waren, veranstaltete Patnam eine neue Ausgabe, und auch von dieser sind bereits 144,000 Exemplare vergriffen. „Onkel Tom" ist in 300,000 Exemplaren verbreitet; die „Weite weite Welt" in 104,000 Bänden (nicht Exemplaren). Zu den Schriften einheimischer Autoren, welche den bedeutendsten Absatz fanden, gehören: „Fern Leaves" von Fanny Fern in 45,000 Exemplaren (in sechs Monaten!), „Reveries of a bachelor" von Marvel in 70,000, „Twelve years a slave" von Northup in 20,000, Mrs. Hentz' Romane in 93,000, die „Geschichte Napoleons und seiner Marschälle", „Washingtons und seine Generale" und andere Bücher von Headley in 200,000, Stephens' „Reisen in Aegypten nnd Griechenland" in 80,000, dessen „Reisen in Yucatan und Centralamerika" in 60,000 Exemplaren, u. s. w. Es mag in diesen Zahlen, nach Yankee-Art, wohl einige Uebertreibung mit unterlaufen, aber selbst die Hälfte davon gestrichen, bliebe der Absatz immer noch ein colossaler.

(Ein interessanter Provocations-Prozeß.) Ein wohlhabender Brasilianer, der sich seit einiger Zeit in Berlin aufhält, führt einen Sklaven bei sich. Dieser beansprucht gegenwärtig seine Freiheit, weil es in Preußen keine Sklaverei gibt. Derselbe will sich anderweitig verdingen und hat deßhalb eine Provocations-Klage gegen seinen Herrn eingeleitet, damit dieser seine angeblichen Anrechte an ihn beweise. Das Stadtgericht hat die Klage auch angenommen und den Justizrath Straß dem Sklaven als Curator bestellt. Ein Prozeß dieser Art ist bisher hier noch nicht verhandelt worden. Nach dem alten Landrecht bleiben den Fremden ihre Rechte an den Sklaven, welche sie bei sich führen, vorbehalten, nur dürfen sie solche nicht mißhandeln. Es fragt sich nun, ob diese Bestimmung durch neuere Gesetze aufgehoben ist. Wenn dies auch nicht der Fall, so fragt sich weiter, wie will der Herr sein Recht an den Sklaven hier beweisen, da die Zeugen für den Kauf hier gar nicht zu beschaffen sind. Man ist auf den Ausgang des Prozesses sehr gespannt.

(Scherzhafte Volkssage.) An das Marmorbild am Münster zu Freiburg im Breisgau heftet sich folgende Sage: Als Luthers Lehre zu Freiburg bekannt wurde, hieß es in einem dortigen Frauenkloster, daß allen Nonnen, welche noch Zähne hätten, das Heirathen erlaubt würde. Da sprang eine alte, häßliche Nonne aus der Mitte der andern hervor und rief: „Auch ich habe hier noch einen Stumpen!" indem sie mit den Fingern in den weit geöffneten Mund zeigte. Zum Spott hiefür wurde ihr Bild in Stein ausgehauen unter den wasserspeienden Fratzen am Münsterchor.

Sylben-Räthsel.

O wär' ich doch das Erste stets hienieden!
Spricht leise mancher holde Rosenmund.
Der Zweiten Loos sey mir beschieden!
Thut sich gar oft das Ganze kund.
Die Zweite, in dem hochgeträumten Glück,
Wünscht meist das Ganze nur zurück.

Auflösung des Sylben-Räthsel in Nro. 27:

Strohhalm.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 29. Dienstag, 7. März 1854.

△ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

Ein ziemlich lautes Gespräch erhob sich am Eingange des Wirthshauses zwischen einem unbekannten Reisenden und Meister Zelter.

„Reisen Sie Ihres Weges," sagte der Wirth, „ich kann Sie mit Ihrem Pferde nicht aufnehmen. Ich habe bereits Studenten hier, sie allein würden ein dreimal größeres Haus ausfüllen. Man hat schon jetzt keinen Augenblick Ruhe mehr, um seine Psalmen zu lesen. Wenn Sie nach Mannheim wollen, so nehmen Sie den Weg rechts; nach Philippsburg —"

„Ich will weder nach Philippsburg noch nach Mannheim," erwiederte eine gebieterische Stimme, „ich habe Geschäfte auf dem Steinberg; und da es keine andere Herberge im Dorfe gibt, so muß ich hier bleiben."

Zugleich stieg man schwer vom Pferde.

„Aber, Herr Reisender, noch einmal, es ist kein Platz in meiner Herberge."

„Man wird sich behelfen; ich bleibe nur eine Nacht hier. Morgen früh gehe ich auf's Schloß zum Major von Steinberg. Geschwind denn, Alter, Du möchtest es sonst sehr bedauern, daß Du mich in der Thüre hast stehen lassen!"

Der Name des Barons von Steinberg hatte bereits sehr die Hindernisse vermindert, welche Zelter dem Einlaß des Fremden entgegenstellte. Sowohl Neugierde als ein ungewisses Gefühl von Unruhe bewog ihn zu der Frage:

„Wer sind Sie denn, mein Herr?"

„Der neue Herr des Schlosses und der Baronie von Steinberg, und dann noch etwas Anderes!"

Der Alte machte eine Geberde des Staunens. Der Reisende warf ihm den Zügel seines Pferdes zu und trat entschlossen in die Stube, in welcher sich die beiden Studenten, Sigismund und Albert, befanden.

Es war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, gelber Gesichtsfarbe, großen, stumpfsinnigen Augen, von magerm Körperbau. Seine schwarze Kleidung hatte einen altmodischen Schnitt; seine etwas dünnen Haare waren gepudert. Ein Ordensband zierte sein Knopfloch.

Ungeachtet der hochfahrenden Manier, womit er den Wirth behandelt, richtete er doch einen tiefen Gruß und ein wohlwollendes Lächeln an die jungen Leute und setzte sich bescheiden an das Ende der Stube.

Die Beiden fühlten anfangs keine sonderliche Sympathie für den Fremden. Sie rührten kaum an ihre Mützen und sahen ihn mit jenem ungünstigen Blicke an, den die Soldaten auf den friedlichen Bürger werfen, der sich in das von ihnen hauptsächlich erwählte Wirthshaus verirrt.

Ohne hierüber sich beleidigt zu fühlen, sagte der Reisende in unterwürfigem Tone:

„Ein ärmliches Nachtquartier, meine Herren! Elende Herberge, wo man nicht erwarten sollte, Mitglieder der gelehrten Jugend unserer Hochschulen anzutreffen ... Sie studiren gewiß zu Heidelberg?"

Albert Schwarz maß stolz diesen Verwegenen, der sich erlaubte, ohne weiters eine solche Frage an ihn zu richten. Er antwortete mit einem ziemlich impertinenten „Hm!" ... während sein Gefährte bedächtig eine Wolke Tabakrauch gegen die Decke blies.

Der Reisende schien den ausgestoßenen Ton Alberts für eine bejahende Antwort zu nehmen, denn er fuhr fort:

„Ausgezeichnete Universität, meine Herren! ausgezeichnete Lehrer! ausgezeichnete Schüler!... Sie haben Ursache, stolz darauf zu seyn, dieser schönen Hochschule, dem Lichte Deutschlands, dem

Digitized by

Herde aller großartigen Ideen, der Fackel des wahren Patriotismus, anzugehören! . . . Doch, da Sie Heidelberg bewohnen, so möchte ich mir von Ihrer Güte einige Weisungen erbitten, die ich einzuholen beauftragt bin; es ist ein rechtes Glück für mich, daß ich Sie hier treffe!"

Die Schmeicheleien in Betreff der Universität hatten die Eigenliebe der beiden Studenten angenehm berührt, doch die letzten Worte des Fremden erweckten ihre wilde Unabhängigkeit wieder.

„Wir wissen Nichts!" sagte Müller barsch.

„Wir sind keine Spione!" setzte Schwarz ebenso hinzu.

Der Unbekannte schien nicht der Mann, sich von dem augenscheinlich schlechten Willen seiner Zuhörer entmuthigen zu lassen.

„Ah! ich verstehe," sagte er lächelnd, „Sie mißtrauen mir? Das ist ganz in der Ordnung, ich billige das. Vorsicht ist um so lobenswerther bei jungen Leuten, je seltener man sie findet. Sie können auch nicht erwarten, einen Mann von Auszeichnung in diesem obscuren Dorfe, in dieser elenden Schenke zu finden! . . . Ich reise incognito, zu Pferde und ohne Diener. Und doch, meine Herren, ungeachtet meines einfachen Aussehens bin ich Ritter des heiligen römischen Reiches und erster Kanzler Sr. Hoheit Konrad des Siebenten, regierenden Fürsten von Hohenzollern."

Diese pomphafte Aufzählung von Titeln brachte einige Wirkung auf die jungen Leute hervor. Sie betrachteten den Kanzler mit mehr Neugierde, ohne sich jedoch sehr zu beeilen, seinen Versicherungen zu glauben.

Der Kanzler schien piquirt.

„Sie können wohl nicht begreifen," fuhr er fort, „wie ein Mann meines Standes sich hier befindet. Ich bin es meiner Würde und der des edlen Fürsten, den ich repräsentire, schuldig, Ihnen einige Erklärungen zu geben. Ich bin nämlich von meinem gnädigen Herrn mit einer wichtigen Mission beauftragt, die mich nöthigt, alle Universitäten Deutschlands zu besuchen. Ich war bereits in München, Wien, Halle, Jena, Leipzig, und wollte nach Heidelberg, als ich gestern in Mannheim den Major von Steinberg traf, einen alten Bekannten von Berlin her. Es ist überflüssig, Ihnen zu sagen, wie ich ihn dazu brachte, mir seine Baronie zu verkaufen. In meiner Ungeduld, meine neue Acquisition kennen zu lernen, ließ ich meinen Wagen und meine Dienerschaft in Mannheim und ritt mit dem Major hierher, um Besitz von dem Schlosse zu nehmen. Als wir bald am Ziele waren, empfand der Baron so etwas wie Gewissensbisse und bat mich, ihm einen Aufschub bis morgen zu gestatten. Ohne Zweifel will er seine Schwester auf die Trennung von der Wohnung ihrer Vorfahren vorbereiten. Ich war zu delikat, um ihm diese Gefälligkeit zu verweigern. Uebrigens gab er mir zu verstehen, daß das Schloß wohl nicht zum Besten mit Lebensmitteln versorgt seyn möchte; weßhalb ich mich entschloß, hier ein Nachtlager zu suchen. . . . So kommt es, meine Herren, daß der Chevalier Ritter, Kanzler Sr. Hoheit des Fürsten von Hohenzollern, genöthigt ist, die Nacht in einer armen Dorfschenke zuzubringen."

Die Bemühungen des Fremden, die beiden Studenten zu blenden und sie dahin zu bringen, sich mittheilender zu zeigen, hatten dießmal mehr Erfolg. Albert legte die Hand an seine Mütze, bereit, sie auf das geringste Zeichen Sigismunds abzunehmen, und dieser hatte seine Pfeife aus dem Munde genommen.

Der Chevalier Ritter bemerkte diese Anzeichen einer nahen Umwandlung und wollte einen großen Schlag führen.

„Hola! Meister Wirth!" sagte er zu Zelter, der gerade eintrat — „bringt ein paar Flaschen Rheinwein! Diese braven jungen Leute, die mir so liebenswürdig und höflich scheinen, werden mir wohl gestatten, ihre Bekanntschaft zu machen, indem wir auf den Ruhm unserer Universitäten trinken."

Hiermit war das Eis gebrochen. Die beiden Mützen waren wie durch Zauberei verschwunden; die noch vollen Pfeifen wurden an das Ende des Tisches gelegt, und als der Wirth wieder erschien mit zwei Flaschen und drei Gläsern, herrschte bereits das beste Einverständniß zwischen dem fremden Gaste und den Studenten. Es entspann sich ein ganz freundschaftliches Gespräch unter ihnen. Der Kanzler kam mit seinen schmeichelnden und gefälligen Manieren den jungen Leuten als ein ziemlich guter Kumpan vor. Sigismund hatte endlich sein beobachtendes Mißtrauen abgelegt und erwiederte gehörig die Höflichkeiten, womit ihn der Chevalier überhäufte. Was Albert anlangte, der bereits durch die Libationen des Abends erhitzt war, so sprach er kreuz und quer und mit großem Lärm über den thierischen Magnetismus, den Rheinwein und die Freiheit Deutschlands. In dem Maße als die jungen Leute mittheilender wurden, zeigte sich Ritter dagegen ruhiger und umsichtiger. Sigismund bemerkte es.

„Willst Du schweigen, betrunkener Narr?" sagte er zornig zu seinem Collegen — „Du hinderst ja

Digitized by Google

diesen edlen Herrn, und zu sagen, in welcher Angelegenheit er nach Heidelberg kommt."

„Er kann sich in aller Freiheit ausdrücken," erwiederte Albert mit der erkünstelten Würde eines Betrunkenen, „wir sind freie Bürger!... Dieser Wein ist vortrefflich!... Reden Sie, mein Herr, reden Sie! es gibt keinen Studenten in der ganzen Burschenschaft zu Heidelberg, dessen Geschichte ich Ihnen nicht erzählen könnte. Da ist zuerst Fritz Lieben, ein Poltron; er hat erst zwei Duelle in einem Monat gehabt und wurde in beiden verwundet; dann Wilhelm Komer, der alle vierzehn Tage mit der Tochter des Professors der Naturgeschichte tanzt; ferner —"

„Willst Du aufhören, dummes Thier?" unterbrach Sigismund ungeduldig.

„Dummes Thier!" wiederholte Schwarz mit einer Miene voll komischer Würde — „Du wählst immer solche Beleidigungen, die in dem Comment nicht vorgesehen sind. Nimm Dich jedoch in Acht; ungeachtet der Proben und Deiner magischen Worte werde ich noch zuletzt —"

Müllers Blick ward jetzt so drohend, daß sein unruhiger Kamerad schwieg und die Augen niederschlug.

„Ich wäre untröstlich," sagte er, „die Ursache eines Streites zwischen zwei Freunden zu seyn. Doch will ich Ihre gute Stimmung benutzen."

„Zu Ihrem Befehle, mein Herr!" sagte Müller mit einer Verbeugung.

„Wir sind ganz Ohr!" lallte Schwarz.

Letzterer lehnte sein Haupt gegen die Wand, denn seit er nicht mehr schreien konnte, fühlte er eine heftige Neigung zum Schlafe und seine Augen schlossen sich wider seinen Willen.

Der Chevalier Ritter zögerte; er schien noch zu überlegen.

„Wie ich Ihnen bereits sagte," versetzte er dann, „bin ich von meinem Herrn mit einer wichtigen Mission beauftragt. Es handelt sich darum, einen jungen Edelmann aufzufinden, der die Residenz verlassen, um unabhängig zu leben. Man glaubt, daß er sich nach einer deutschen Universität begeben. Ich habe bereits die meisten besucht, jedoch vergeblich ... ich hoffe zu Heidelberg glücklicher zu seyn und habe auf Sie gerechnet, um meinen Zweck zu erreichen."

„Ich würde Ihnen gerne dienen, mein Herr," sagte Müller mit Zurückhaltung; „doch Sie kennen die Gesetze der Universitäts-Verbindungen ... wir vertheidigen uns gegenseitig, wir können keinen von unsern Kameraden verrathen, mein Herr!"

Der Chevalier warf einen unruhigen Blick auf Albert.

„Endlich schläft er!" versetzte er leise. „Ich muß Ihnen gestehen, mein Herr, ich traue Ihrem Kameraden nicht; er scheint mir etwas beschränkten Verstandes, leichtsinnig und indiskret zu seyn. Sie dagegen sind ein verständiger, verschwiegener Mann, ich will zu Ihnen daher frei und offen reden. Der junge Edelmann, von dem die Rede ist, ist der jüngere Sohn Sr. Hoheit, der junge Graf Friedrich von Hohenzollern."

„Was für ein Grund" — fragte Müller — „hat denn den Grafen Friedrich bestimmen können, seine Familie zu verlassen?"

„Ich will Ihnen kein Geheimniß daraus machen, denn Jedermann kennt diese Geschichte. Der regierende Fürst hat zwei Söhne: Prinz Wilhelm, der seinem Vater folgen wird, und Graf Friedrich. Es ist ein alter Brauch in der erlauchten Familie meines Souverains, daß der zweite Sohn stets Canonicus des adeligen Capitels zu Münster wird, bis sich ein vacantes Erzbisthum findet, und noch nie hat ein Sprosse dieses Hauses daran gedacht, sich diesem zu entziehen. Graf Friedrich wurde also für das Canonicat bestimmt, auch hat er seine theologischen Studien durchgemacht; doch als er in den Orden eintreten sollte, weigerte er sich hartnäckig, ungeachtet der Bitten seines edlen Vaters, bis ihn dieser aus Zorn über seinen Ungehorsam vom Hofe verwies. Seit dieser Zeit ist er verschwunden, ohne daß man genau seinen Aufenthaltsort erfuhr. Vor einem Jahre indeß erhielt man einige Nachricht über ihn; er habe sich, sagte man, auf eine Universität begeben, wo er unter fremdem Namen allen Nachsuchungen zu entgehen hoffe. Der Verkauf seiner Juwelen sowie mehrere ihm gehörige Summen, die er mitgenommen, setzten ihn in den Stand, bescheiden in der Dunkelheit zu leben. Als Se. Hoheit diese Nachrichten erfuhren, befahlen Sie mir sofort, nach diesem ungehorsamen Sohne zu forschen —"

„Sein Vater will ihm also verzeihen?"

„Es kommt mir nicht zu, in die Geheimnisse meines Herrn einzudringen. Ich habe meine Instructionen, denen ich getreulich nachkommen werde. Vielleicht befürchten Se. Hoheit, Ihr Sohn möchte eine seines erlauchten Hauses unwürdige Heirath eingehen, um sich dadurch seinen Verpflichtungen zu entziehen. Ich habe den Auftrag erhalten, falls ich den Grafen antreffe, ihn ungesäumt nach Münster zu bringen und dort in den Besitz seiner Präbende zu setzen. Im Weigerungsfalle

soll ich einen Ausweisungs-Befehl gegen ihn erwirken und ihn, nöthigenfalls mit Gewalt, nach Hohenzollern bringen."

„Ich verstehe. Doch haben Sie den Grafen Friedrich jemals gesehen? Würden Sie ihn erkennen, wenn er vor Ihnen stände?"

„Ich kann das nicht fest versichern; er war noch sehr klein, als ich ihn zum letzten Male sah, und zehn Jahre, wissen Sie wohl, bewirken große Veränderungen in dem Aeußern eines jungen Menschen."

„Wie wollen Sie ihn denn mitten unter fünfhundert Studenten seines Alters erkennen?"

„Das wird mir nicht sehr schwer fallen, besonders wenn Sie mir etwas helfen wollen, da Sie die Studenten wohl alle kennen werden. Ich besitze ein genaues Signalement des Grafen, mit dessen Hilfe ich leicht unsern Mann entdecken werde."

Sigismund blieb einen Augenblick nachdenkend und schweigsam. Der Kanzler fixirte ihn scharf.

„Nun, mein junger Freund, sind Sie entschlossen, mein Vertrauen zu rechtfertigen und mir beizustehen?"

„Gern, mein Herr, und wir werden, hoffe ich, bald zum Ziele gelangen."

Der Kanzler ergoß sich nun in Betheuerungen und Versprechungen, als sich rasch die Thüre öffnete und Franz, bleich und verstört, in das Zimmer stürzte. In seiner Unruhe bemerkte er den Fremden nicht.

„Freunde," sagte er niedergeschlagen, indem er sich auf einen Stuhl warf, „Ihr könnt morgen nicht nach Heidelberg zurück, wie abgemacht war. Niemals bedurfte ich Eurer Dienste mehr als in diesem Augenblicke. Morgen will der Major Wilhelmine fortführen ... man will sie mir entreißen!"

Sigismund stand vom Tische auf, eilte zu ihm und faßte ihn bei der Hand, um ihn aus dem Zimmer zu führen. Plötzlich warf sich der Chevalier Ritter ihnen entgegen und sagte ängstlich zu Müller:

„Wer ist dieser junge Mann, mein Herr?... seine Züge wecken Erinnerungen in mir ... ich befehle Ihnen, das heißt, ich bitte Sie inständig, mir seinen Namen zu sagen!"

Sigismund antwortete nicht. Franz betrachtete mit verwirrtem Blicke diesen Unbekannten, der sich ihm so unvermuthet entgegenstellte.

„Mein Herr," fuhr der Kanzler fort, „ich fordere Sie auf, mir zu sagen —"

„Ach ja," erwiederte Müller mit seiner unerschütterlichen Kaltblütigkeit, ohne Franzens Hand los zu lassen, „ich vergaß, Sie mit einander bekannt zu machen. Franz, dieser Herr, der Chevalier Ritter, ist der neue Besitzer des Steinbergs ... noch mehr, er ist Kanzler Sr. Hoheit des Fürsten von Hohenzollern und kommt hierher, um —"

Bei dem bloßen Namen Hohenzollern erhielt Franzens Hand ein gleichsam elektrisches Zucken. Sigismund wandte sich schnell um und blickte ihn an; Franz wandte die Augen ab.

„Aber Jener ... seinen Namen!" wiederholte der Chevalier.

„Er heißt Franz Stöpsel und ist der Sohn eines reichen Böttchers in Heidelberg."

Der Kanzler blieb einen Augenblick bestürzt, dann brach er in ein verächtliches Lachen aus.

„Der Sohn eines Böttchers! Wo hatte ich denn meinen Kopf?... Das ist eine Täuschung, die meine Reputation zu Grunde richten würde, wenn meine Feinde in der Residenz sie erführen!"

Die beiden jungen Leute waren verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Beim Herannahen des Frühjahrs machen wir auf folgendes Mittel, das Erdreich durch Begießen mit gesäuertem Wasser von Insekten zu befreien und zugleich gut zu düngen, aufmerksam. Das gesäuerte Wasser wird auf die wohlfeilste Art bereitet, indem man in 1 Maß Brunnen- oder Regenwasser nach und nach 1 Loth Schwefelsäure tröpfelt. Mit mehren Pfunden dieser Säure, wovon das Pfund etwa 16—18 Kr. kostet, kann eine große Menge Wasser gesäuert werden. Das Begießen geschieht mit einem Beschüttfasse oder in kleineren Gärten mit der Gießkanne. Dieses Verfahren, gegründet auf die Erfahrung des berühmten Blumenbach, hat doppelten Nutzen: 1) kriechen wenige Stunden nach der Anfeuchtung alle Gewürme, Käfer und Insekten, besonders viele Scolopender (Asseln) auf der Oberfläche des Bodens hervor, 2) dient es zugleich als vorzügliches Düngemittel.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 30. Freitag, 10. März 1854.

△ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

4.

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne drangen durch die Scheiben des engen Fensters in dem Thurmgemache, wo der Baron die Nacht zugebracht. Er ging langsam und gemessenen Schrittes in demselben auf und ab. Obgleich noch sehr jung, besaß Heinrich von Steinberg eine colossale Gestalt. Sein Gang war majestätisch, wenn auch etwas schwer; seine Geberde stolz. Seine scharf geschnittenen Züge entbehrten nicht des Adels, waren jedoch hart und streng; Wenige konnten den Glanz seines grauen Auges ertragen, besonders dann, wenn er zornig war. Ein großer röthlicher Schnurrbart, der theilweise seinen Mund verbarg, und zwei dichte Augenbraunen, die sich auf seiner Stirn vereinigten, vermehrten noch sein imponirendes Aussehen.

Plötzlich blieb der Major stehen, wilde Blicke um sich werfend.

„Es ist schon Tag," sagte er mit rauhem Tone; „schon! die Sonne ist ja sehr eilig gewesen!... Ja, es ist Tag, und Fritz Reutner hat mich schon benachrichtigt, daß er einen Kahn zu unserer Abreise bereit halte... Träume ich? ist das Alles möglich?... Oh! möchte die Hölle mich verschlingen! es ist wahr!"

Er setzte sich und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Doch, ich will ein Mann seyn!" sagte er dann nach einer Pause, sich wieder aufrichtend. „Was verliere ich denn?... Eine alte, verfallene Burg, höchstens gut, Eulen und Fledermäuse zu beherbergen!... Meinen Titel? das ist ein Vorurtheil. Kann man denn bewirken, daß das Blut, welches in meinen Adern fließt, nicht mehr das der alten Burggrafen von Steinberg ist?... Und dies junge Mädchen, soll ich mich auch noch von ihren Klagen und ihrem Gewinsel erweichen lassen?... Bei der Hölle, nein! ich werde nicht auf sie hören! Bin ich denn nicht Herr meines Erbes? kann ich es denn nicht, wenn ich will, veräußern, es verkaufen, es —"

Seine Stimme erlosch, er fiel in gänzliche Niedergeschlagenheit zurück.

In diesem Augenblick ward die Thüre langsam geöffnet und ein hübscher, blondgelockter Kopf erschien; man sah sich furchtsam um und schien über das düstere Schweigen zu erstaunen.

„Heinrich! lieber Bruder!" sagte die sanfte Stimme Wilhelminens — „kann ich eintreten? kann ich Dich endlich umarmen?"

Der Major machte eine rasche Bewegung und erwiederte, den Ton seiner Stimme mäßigend, mit Anstrengung:

„Ja, ja, tritt näher ... da es denn seyn muß!"

Die letztern Worte waren nur halbverständliches Gemurmel.

Das junge Mädchen glitt leicht und behende durch die enge Thüröffnung, eilte auf den Major zu, hing sich an seinen Hals und drückte ihre rosigen Lippen gegen das gebräunte und kriegerische Antlitz ihres Bruders.

„Heinrich, mein lieber Heinrich!" rief sie voll Freude — „warum hast Du mich eine ganze Nacht des Glückes beraubt, Dich zu sehen, Dir meine Freude über Deine Ankunft auszudrücken? Hast Du vielleicht Grund, Deiner kleinen Wilhelmine zu zürnen?"

Der Baron schien ungeachtet seiner wilden Verzweiflung nicht gefühllos gegen diese rührenden und kindlichen Liebkosungen.

„Nein, Schwester, das wolle Gott verhüten!" erwiederte er in Verwirrung, einen Kuß auf die reine Stirn des jungen Mädchens drückend —

Digitized by Google

„aber siehst Du, es gibt Augenblicke, wo der Mensch der Einsamkeit bedarf ... ich wollte eine für Dich wie für mich unangenehme Erklärung verzögern."

Wilhelmine entfernte ein wenig ihr Gesicht und heftete ihre großen blauen Augen, in denen der Stolz durch die Thränen hindurch schimmerte, auf ihren Bruder.

„Warum denn zweifelt mein theurer Heinrich an meinem Muthe?" sagte sie im Tone des Vorwurfs. „Bin ich nicht von seinem Blute? Warum sollte ich nicht auch das Unangenehme edel zu ertragen wissen?"

Der Baron wandte das Haupt ab.

„Wenn Du Muth hast, desto besser!" sagte er bewegt, indem er sich der Umarmung Wilhelminens entzog — „Du wirst ihn nöthig haben!... Man hat Dir wohl schon gesagt, daß wir noch heute den Steinberg verlassen müssen?"

„Man hat mir freilich von Abreise gesprochen, doch dachte ich nicht daran, daß es so bald geschehen müsse."

„Es wird sogleich geschehen, triff daher Deine Anstalten."

„Heinrich, wenn es Dir möglich wäre, mir nur einige Tage zu bewilligen —"

„Glaubst Du, man werde mir, mir einen einzigen Tag, eine einzige Stunde aus Mitleid bewilligen? Auch will ich es nicht; ich will mich nicht herablassen, um eine solche Gunst zu betteln.... Höre, Wilhelmine! in einigen Minuten wird hier ein Mann erscheinen, den werde ich selbst in den Besitz dieses alten Thurmes setzen; dann haben wir nur noch zum letzten Male die Schwelle des Steinbergs zu grüßen und müssen sogar den Namen vergessen, den wir geführt!"

Er sprach in kurz abgebrochenem Tone. Das junge Mädchen war wie vom Blitze getroffen.

„Möge Gott Dir vergeben, Bruder!" sagte sie in klagendem Tone und in Thränen ausbrechend — „Du hast den Steinberg verkauft?"

Der Major war auf diese melancholische Ruhe nicht gefaßt.

„Wie!" sagte er in seinem trockenen und harten Tone — „Du überhäufst mich nicht mit Vorwürfen? Du erfüllst nicht den Thurm mit Deinen Klagen?... Doch ich muß Dir ein= für allemal die Wahrheit sagen: den Steinberg habe ich nicht verkauft, ich habe ihn verspielt!"

„Verspielt?" rief Wilhelmine, einen Schritt zurücktretend.

„Ja, verspielt, Schwester!... Ich habe diese ehrwürdigen Mauern, mein einziges Gut, Dein einziges Asyl, verspielt; Du und ich, die enterbten Kinder so vieler tapfern Ritter, so vieler stolzen Herren, wir haben nichts mehr, als Du Deine Engelstugend und ich meinen Soldatensäbel; und diese armen Trümmer, auf die Du stolz warst, werden in die Hände eines flachen Hofmannes des kleinsten Fürsten in Deutschland übergehen ... Wilhelmine, Wilhelmine, wohl hast Du Ursache, mir zu fluchen!"

Es trat eine Pause ein. Wilhelmine weinte; der Major hatte seine Promenade wieder begonnen. Endlich erhob Wilhelmine ihr Haupt und sagte mit einem Tone himmlischer Güte zu ihrem Bruder:

„Armer Heinrich! wie mußt Du leiden!... Wie oft hast Du Dir diese verderbliche Leidenschaft des Spieles vorgeworfen, die ein so beklagenswerthes Resultat herbeigeführt!... Nun denn, Bruder, da es nicht anders ist, so laß uns auf den Stolz verzichten; laß uns muthig der Armuth entgegengehen ... ich meinestheils werde mich nicht beklagen, wenn Du mich stets liebst."

Dieser Edelmuth erfüllte den wilden Major mit Bewunderung. Er blieb stehen und umfaßte die schlanke Taille Wilhelminens mit Vorsicht, als fürchte er, sie in seinen nervigen Armen zu zerbrechen.

„Du bist ein gutes Mädchen," sagte er gerührt, „ja, bei meiner Seele! Du bist ein sanftes, heiliges Geschöpf!... Ja, ich werde meine Pflicht gegen Dich erfüllen, Wilhelmine, ich werde über Dein Loos mit Sorgfalt wachen, ich werde Dich beschützen, ich —"

„Mein Bruder," unterbrach ihn das junge Mädchen furchtsam, „ich bin zu lange ein Gegenstand der Unruhe für Dich gewesen, eine wahre Fessel —"

„Ich habe mich niemals darüber beklagt, Schwester."

„Wohl wahr, lieber Heinrich; aber ich weiß, Dein Alter, Deine Neigungen, Deine Lebensweise erlauben Dir nicht, der Mentor eines jungen Mädchens zu seyn.... Gestehe es nur, Heinrich, unter den gegenwärtigen Umständen würdest Du Denjenigen segnen, welcher das Glück Deiner armen Wilhelmine sicherte, indem er Dich von einer lästigen Verantwortlichkeit befreite?"

Die buschigen Augenbraunen des Barons zogen sich zusammen.

„Wer sagt das?" fragte er barsch.

„Du warst zu edelmüthig, Heinrich, mit mir darüber zu sprechen; doch glaube ich es errathen zu haben. Auch ist vielleicht die Zeit gekommen,

Digitized by Google

mein Schicksal zu entscheiden, und Du willst, wie mir scheint —"

„Dir einen Gemahl suchen, nicht wahr?" unterbrach sie der Major lächelnd. „Diese kleinen Mädchen denken doch immer an's Heirathen.... Doch ist es mir lieb, Wilhelmine, daß Du diesen Gedanken hegst, es ist auch der meinige.... Ja, ich will mir Mühe geben, Dir eine passende Partie ausfindig zu machen; bis dahin werde ich Dich nach Mannheim führen in das Kloster, wo Du erzogen wardst."

„Wie, Bruder? nach jenem traurigen Hause, wo es nur Riegel und Schlösser gibt, wo man kein Licht und keine Luft hat? Ich würde dort vor Kummer sterben!"

„Wohin willst Du denn?" entgegnete Heinrich mit Härte — „wir haben keine Verwandte, die Dir ein Asyl bieten können."

„Ich bitte Dich, Heinrich, werde nicht böse, vielleicht doch ... es wäre möglich ... —"

Wilhelmine, an allen Gliedern zitternd, hätte vielleicht ihr Geheimniß verrathen, wenn sich nicht gerade ein Geräusch von Stimmen und Schritten auf der Thurmtreppe hätte vernehmen lassen. Sie hielt inne; der Major stampfte mit dem Fuße.

„Da ist er schon!" murmelte er, seine geballte Faust gegen die Thüre hin ausstreckend — „nur Muth ... eine letzte Anstrengung!"

Er fuhr mit der Hand über sein Gesicht, als wenn er seine Stirne glätten wollte; im selben Augenblicke trat der Chevalier Ritter ein.

Er trug fast dieselbe Kleidung wie am vorhergehenden Abende. Seine Züge drückten lebhafte Unzufriedenheit aus, die sich noch zu vergrößern schien, als er beim Eintreten in das Zimmer einen schnellen Blick um sich warf; doch grüßte er höflich den Baron und dessen Schwester.

„Chevalier," sagte der Major ernsten Tones, wobei er ihn mit einfachem Kopfnicken begrüßte, „ich bin bereit, meine Verpflichtungen zu erfüllen; ich selbst will Ihnen Schloß und Gebiet Steinberg übergeben. Unterdessen wollen Sie genau Dasjenige in Augenschein nehmen, was dazu gehört."

„Diese Freiheit habe ich mir bereits genommen, mein lieber Major," sagte der Kanzler in humoristischem Tone, „und bin sehr erstaunt über Das, was ich sehe. Ich habe mir die Baronie von Steinberg ganz anders vorgestellt: man sprach von Ländereien, von Schloß und so fort. Die Ländereien bestehen in etwas Erde, die in die Felsenrisse gebracht und mit etlichen Weinstöcken bepflanzt ist ... das Schloß ist ein alter Thurm, der unablässig seine Bewohner zu zerschmettern droht!"

„Ich habe Sie nicht getäuscht, Ritter," versetzte Heinrich düster; „Sie können mir kein Wort anführen, womit ich den Werth meiner Besitzung übertrieben. Nein, ich habe Sie nicht getäuscht, selbst nicht, als ich Sie mit gefalteten Händen bat, diese letzte Partie zu spielen, worin ich wiederzugewinnen hoffte und durch die ich ruinirt wurde."

Der Graf begann wieder rasch in dem Gemache umherzugehen.

„Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, Major," sagte der Kanzler schnell; „indessen begreifen Sie, daß die Ausdrücke: Besitzung, Schloß mich blendeten. Gestern Abend bei der Dämmerung bot der Steinberg noch einen ziemlich imposanten Anblick dar; doch heute Morgen sehen die Dinge ganz anders aus ... der Gedanke, daß Fräulein von Steinberg noch mit ihren Leuten den Thurm bewohne, ließ mich hoffen, daß ich ihn in besserm Stande finden würde."

Wilhelmine trat jetzt aus dem dunkeln Winkel hervor, in den sie sich bei des Fremden Ankunft zurückgezogen.

„Sie dachten wohl nicht, mein Herr," sagte sie mit Melancholie, „daß Fräulein von Steinberg in den Erinnerungen, die dieser Ort enthält, Ersatz für einige Entbehrungen des Wohllebens gefunden? Selbst um den Preis noch größerer Entbehrungen wäre ich glücklich gewesen, mein Leben in dieser ärmlichen Wohnung zuzubringen, die Sie verachten!"

Als sie so sprach, stand sie gerade am Fenster, und Ritter konnte sie gemächlich betrachten; ihre Schönheit blendete ihn. Die liebliche Gestalt des jungen Mädchens, das graziöse Oval ihres Gesichtes, die wallenden Locken ihres goldenen Haares zeichneten sich vortrefflich in den Sonnenstrahlen aus. Der Kanzler neigte sich tief vor ihr.

„Mein Fräulein," sagte er schmeichelnd, „Sie verschönern alle Orte, die Sie bewohnen ... doch Sie verlassen den Steinberg, der dadurch den einzigen Reiz in meinen Augen verlieren wird."

Wilhelmine wandte sich ab, ohne eine Antwort zu geben.

Der Baron sagte nun in entschiedenem Tone zu Ritter:

„Nun, Chevalier Ritter, lassen Sie uns zu Ende kommen; meine Kraft und meine Geduld gehen aus. Ich lasse Sie als Herrn von allem Dem, was von der Erbschaft meiner Väter übrig geblieben." Und sich dann gegen seine Schwester

wendend, fuhr er fort: „Komm, Wilhelmine, der Kahn erwartet uns!"

Wilhelmine schluchzte; der Baron trat vor, um Degen und Hut zu nehmen. Ritter, nachdenkend geworden, ergriff ihn am Arme und hielt ihn zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Nordamerikanische Städtenamen.) Amerika bietet eine Musterkarte berühmter Namen in den Benennungen, welche dort den menschlichen Wohnsitzen beigelegt werden. Washington, der Vater des Landes, hat seinen Namen jedem Staat, jeder Grafschaft lassen müssen: außer der Hauptstadt der Union tragen 27 Grafschaften und 150 Städte, Flecken rc. seinen Namen, abgesehen von den Washington-Höhlen, -Seen u. dgl. Man kann den Amerikanern keine Undankbarkeit gegen ihn vorwerfen. Auch Franklin lebt fort in 19 Grafschaften, 116 Städten rc.; 16 Graf- und 50 Ortschaften Madison, ebenso 18, beziehungsweise 72 Jefferson schließen sich an. Uebrigens sind auch die Engländer nicht vergessen; dafür zeugen 37 Milton, 7 Hampden; Cromwell, dem ein Standbild in England verweigert ist, hat dafür in 5 amerikanischen Städten sein Denkmal. Auch 7 Napoleon, 7 Nelson und 6 Wellington sind da; Byron gibt es 10 und der Marschall Marlborough kommt 17mal vor. Es fehlt hier nicht an Troja, Jerusalem, Calcutta und Cairo; die Vereinigten Staaten haben sogar 5 London, 22 Paris, 21 Rom, 20 Wien u. s. w., aber nicht ein Constantinopel ist da; doch wird jetzt wohl bald abgeholfen seyn und außerdem werden wir auch Abdul-Medschid Omer-Pascha entstehen sehen. Jedes europäische Ereigniß verkörpert sich hier als ein Wohnsitz: wir finden 10 Kossuth und 7 Städte winden ihre Lorbeeren um Lamartine's Schläfe. Wir finden ferner 1 Jenny Lind; kein Shakespeare ist da, dafür jedoch 3 Romeo und 2 Hamlet.

(Eine Negerzeitung.) Wo vor wenigen Jahren noch dunkles Sumpfgras emporwuchs, da sehen wir nun einen reichen Staat, eine geordnete Gesellschaft, eine thätige, liberale, feste Regierung, Handel, Industrie, Künste, Intelligenz — so meldet uns der „Liberia Herald" theils in seinen Berichten, theils sagt er es durch sein Daseyn, das eine Fülle von Hoffnungen und Entwickelungen ahnen läßt. Herausgeber, Mitarbeiter, Setzer, Drucker dieser Zeitung der afrikanischen Republik Liberia sind sämmtlich Neger, und wir müssen sagen, daß die Artikel, die Berichte über Versammlungen, die Besprechungen von Neuigkeiten u. s. w. auch einem Provinzial- oder Colonialblatt von Weißen wohl anstünden.

Zweibrücker Cäcilienverein.

Sonntag, den 12. März 1854.

PROGRAMM.

Erste Abtheilung.

1) Ouverture zur Oper: „Die Zauberflöte" von W. A. Mozart.

2) „Der Wanderer", Lied für eine Baßstimme von Franz Schubert, vorgetragen von Hrn. Klühenspieß.

3) Fantasie für das Pianoforte über Themen aus „Oberon" von S. Thalberg, vorgetragen von Hrn. Prof. Oeffner.

4) Fantasie für die Violine über steyerische Themas von Kalliwoda, vorgetragen von Hrn. Karl Dahl.

Zweite Abtheilung.

5) Ouverture zur Oper: „Idomeneo" von Mozart.

6) Aus dem Oratorium „Elias" von Felix Mendelssohn-Bartholdy:

a) Baßarie: „Es ist genug", vorgetragen von Hrn. Klühenspieß.

b) Terzett für drei Sopranstimmen, vorgetragen von den Damen K. Forstmaier, P. Schmidt und L. Serini.

c) Chor: „Siehe, der Hüter Israels."

Anfang: 7 Uhr.

Billets à 36 Kr. für Nichtmitglieder sind bei Hrn. Karl Lang und an der Kasse zu haben.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 31. Sonntag, 12. März 1854.

△ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

Mit anscheinender Herzlichkeit sagte der Kanzler zu dem Baron:

„Major von Steinberg, Ihre Lage rührt mich, da ich sehe, wie sehr Sie und Ihre Schwester an diesem Steinhaufen hängen, den man die Baronie von Steinberg nennt. Hören Sie, Sie haben den ganzen Steinberg auf dreißigtausend Gulden angeschlagen; danach habe ich meinen Einsatz gemacht. Geben Sie mir Sicherheit für die Summe von zwanzigtausend Gulden, und Ihr Recht auf den Steinberg bleibt ungeschmälert."

Der Baron schien von diesem Vorschlage lebhaft getroffen.

„Ich würde Eigenthümer meines alten Erbes bleiben!" rief Heinrich mit Exaltation — „ich brauchte nicht mit meiner jungen Schwester abzuziehen wie ein Bettler!... Doch nein," fuhr er sogleich traurig fort, „so gering auch diese Summe ist, Chevalier, wäre es mir doch nicht möglich, sie zusammenzubringen. Ich danke Ihnen daher für Ihren guten Willen, Herr Kanzler! Mag das Geschick sich erfüllen!"

Es trat wiederum eine Pause ein; Wilhelmine fuhr fort zu schluchzen, während der Baron seine Vorbereitungen zur Abreise traf.

Der Chevalier, welcher mitten im Gemache stand, betrachtete sie wechselsweise mit einer Miene voll Zweifels und Zögerung. Endlich faßte er einen raschen Entschluß und zog Heinrich in die Vertiefung des Fensters.

„Major," sagte er leise, „es gäbe vielleicht ein anderes Mittel, Alles wieder ins Geleise zu bringen."

„Erklären Sie sich!" versetzte Heinrich aufmerksam werdend.

„Nun denn, Baron, ich bin noch jung, meine Person hat nichts Abschreckendes; noch mehr, ich bin reich und die Gunst meines Herrn, des Fürsten von Hohenzollern, verspricht mir eine glänzende Zukunft. Wenn ich mich verheirathe, so wird meine Gemahlin einen ehrenvollen Rang in der Residenz einnehmen und große Erfolge erringen, da es dort an jungen und hübschen Frauen mangelt. Ihre Schwester ist schön und hat mich beim ersten Anblicke eingenommen. Wenn sie also keine ungerechten Vorurtheile gegen mich gefaßt, so —"

Heinrich von Steinberg faßte kräftig Ritters Arm.

„Ich verstehe Sie," sagte er schnell; „nun gut.... warum nicht?... Sie sind doch von Adel?"

„Das hat mir noch Niemand streitig gemacht."

„Es genügt, Chevalier Ritter, ich bin damit zufrieden."

„Wie ... ohne sie zu fragen?"

„Sie ist gewohnt, mir zu gehorchen ... übrigens will ich Sie nicht lange schmachten lassen."

Er rief Wilhelminen in kurzem Tone.

Diese, welche gerade an die Art und Weise dachte, wie sie dem Baron das Geheimniß ihrer Liebe mittheilen sollte, erhob sich bebend.

„Wie," sagte der Kanzler heimlich zu dem Major, „Sie wollen in meiner Gegenwart —"

„Lassen Sie mich!" unterbrach dieser barsch — „meine Schwester ist keines Ihrer Zierpüppchen aus der Residenz; sie ist ein einfaches, auf dem Lande erzogenes Mädchen und ich habe die Gewohnheit, mit jener Freiheit zu ihr zu reden, welche uns Soldaten charakterisirt. Ich werde ihr rund heraussagen, um was es sich handelt, und sie soll mir ebenso antworten.... Nun, Wilhelmine, Du schienst mir vorhin eine Heirath zu wünschen, um einen Beschützer zu erhalten ...

Google

da ist der Chevalier Ritter, welcher um Deine Hand anhält."

Der Kanzler neigte sich bis zur Erde.

„Er!" rief Wilhelmine erblassend — „nein, nein, Heinrich, fordere das nicht von mir ... das ist unmöglich!"

„Warum unmöglich? Hast Du mir nicht selbst noch eben gesagt, daß Du bereit seyest, einen Deiner würdigen Gemahl anzunehmen?"

„Wohl wahr, aber ... ach, Bruder, schlage mich nicht mit Deinem Zorne, hasse mich nicht ... meine Wahl ist schon getroffen."

„Irgend eine Dorfliebschaft!" erwiederte der Major mit Verachtung — „glaubst Du denn, daß wir uns bei einer so ernsten Sache mit solchen Narrheiten aufhalten sollen?"

„Mein Bruder, wenn es eine Narrheit, so ist sie größer, als Du glaubst.... Ich kann Herrn Ritter meine Hand nicht geben; sie gehört bereits einem Andern."

„Was willst Du damit sagen?"

„Ich bin ... solltest Du mich auch tödten ... ich bin schon verheirathet."

Die Arme fiel gänzlich erschöpft auf einen Stuhl hin.

Wenn sich die Ruinen des Steinbergs von selbst erhoben hätten, um sich wieder an den Platz zu stellen, den sie drei Jahrhunderte früher inne gehabt, so hätten sie den Major nicht mit so großem Staunen erfüllt, als die Worte: „Ich bin verheirathet" aus Wilhelminens Munde. Er blieb eine Weile wie versteinert; dann sich zu dem Kanzler wendend, der ebensosehr von dieser unerwarteten Entdeckung betroffen war, sagte er mit trauriger Miene:

„Hören Sie? die Vernunft des armen Kindes hat gelitten in Folge des Unglückes, das unser Haus betroffen ... sie redet irre!"

„Herr Major," entgegnete Ritter achselzuckend, „ich möchte eher glauben —"

„Verheirathet!" wiederholte der Baron mit donnernder Stimme — „das kann nur eine lächerliche Lüge seyn!... Wo sollte sie denn hier einen Mann erblickt haben? Wer konnte ihre Liebe erwerben und sie bestimmen, meinem Zorne zu trotzen?... Bei Gott! es ist eine scherzhafte Ausflucht dieses kleinen Mädchens, worüber ich von Herzen lache."

Er ließ in der That ein convulsivisches Lachen hören.

Wilhelmine erhob sich, sie hatte ihren Muth wiedergefunden.

„Mein Bruder," sprach sie, „ich habe die Wahrheit geredet. Ich bin verheirathet, ich schwöre es! Doch kann ich Dir nicht erklären, wie ich den Muth gehabt, Deinem Zorne zu trotzen."

Heftige Gefühle tobten in dem Innern des ungestümen Barons; doch bezwang er sie energisch. Er sagte blos mit bitterer Ironie:

„Der Fall ist sonderbar genug, um einige Erklärungen zu erheischen. Du siehst, ich bin ruhig, sehr ruhig. Ich ersuche Dich daher, mir Deinen hübschen Roman zu erzählen ... ich bin überzeugt, der Herr Chevalier wird ebensoviel Vergnügen daran finden, wie ich!"

Wilhelmine setzte eilig mit zitternder Stimme die Umstände ihrer Verbindung mit Franz auseinander.

Während dieser Mittheilung spiegelten sich die heftigsten Leidenschaften in dem blassen Antlitze des Barons; er schäumte vor Wuth.

„Den Namen dieses Mannes!" unterbrach er wüthend — „Du hast mir seinen Namen und Stand noch nicht genannt!"

„Er heißt Franz," sagte Wilhelmine mit einer Einfachheit, die dem Zorne des Majors gegenüber erhaben war; „sonst weiß ich nur von ihm, daß er schön, tapfer, edelmüthig ist, und ... daß ich ihn liebe."

„Elendes Geschöpf!" schrie der Major in höchster Wuth, wobei er seine Hand über sie erhob — „Du wagst noch in meiner Gegenwart Dich zu rühmen?"

„Bruder," versetzte Wilhelmine mit engelhafter Sanftmuth, ohne über diese drohende Geberde zu erschrecken, „wenn ich ihn nicht liebte, wäre ich dann nicht mehr strafbar?"

Der Major ließ seine Hand wieder sinken.

„Was kann ich von ihr erwarten?" sagte er dumpf — „nicht auf sie zuerst muß meine Rache fallen ... aber der Andere, der Andere, der stark und tapfer ist, wo ist er?... Ich will ihn sehen den höllischen Verführer!"

„Hier ist er, Major von Steinberg!" ertönte eine sonore Stimme von der Thüre her.

Zugleich trat Franz in das Zimmer, von seinen beiden Freunden Albert und Sigismund begleitet.

Bei seinem Anblicke stieß Wilhelmine einen Schrei aus und eilte auf ihn zu, um ihn vor ihrem schrecklichen Bruder zu vertheidigen. Doch Franz lächelte sie melancholisch an, schob sie sanft zur Seite und trat allein vor den Major hin.

Dieser hatte anfangs einiges Staunen bei der plötzlichen Ankunft dieser drei unbekannten Personen gezeigt; doch verwandelte sich dies Gefühl

Digitized by Google

sogleich in eine brennende Neugierde. Er hatte sich Franz gegenüber gestellt und heftete auf ihn jenen schrecklichen Blick, dessen fürchterliche Energie Wenige zu ertragen vermochten.

(Fortsetzung folgt.)

2. Tischrücken.

Es steht nichts fest auf Erden, selbst das uralte, im Laufe von Jahrhunderten erprobte und scheinbar für die Dauer unseres Geschlechts bestimmte Sprüchwort: „Es geschehen keine Wunder mehr" ist seinem Falle nahe und wird bald von seinen trauernden Verwandten und Freunden zu Grabe getragen werden. Wäre Shakespeare noch hier, er würde erfahren, daß man Dinge, von welchen man sonst nicht träumte, jetzt mit Augen sehen und mit Händen greifen kann. Die Wunder der Alten sammt dem neuen des Hrn. Marc Isambert Brunel, die Kufe Mesmer's und die Seherin des Weinsberger Arztes treten in den Hintergrund vor den Wundern kleiner hölzerner Tische. Wir wissen es, unsere Mittheilungen bedrohen uns zwar weder mit Herenprozeß, noch mit Inquisition, aber sie bringen uns in Conflict mit eben jener Macht, welche Folter und Scheiterhaufen beseitigte — mit der prüfenden Vernunft. So freudig wir aber auch das göttliche Licht derselben begrüßen, wo es sich zeigt, so wenig können wir uns ihrer bedienen, um Thatsachen, wenn diese auch in offenem Widerspruche mit ihr stehen, zu läugnen; Thatsachen aber, welche auf der sichern Gewähr ruhigen Selbsterperimentirens fußen, sind es, welche wir dem Leser hier geben. Ohne diese würden wir es nicht gewagt haben, zu erzählen, wie ein seelenloses Holz Buchstaben zu Worten und Worte zu Sätzen aneinander zu reihen vermag, und wie ein todtes Mineral, Reißblei genannt, fähig ist, Bilder von Menschen, Thieren, Pflanzen und andern Dingen auf das Papier zu werfen, die zuweilen zwar an Hieroglyphen und kabbalistische Zeichen erinnern, meistens aber einer schon etwas geübten Schwarzkreide keine Unehre machen würden.

Unser Tisch ist ein fünf Zoll hoher Pygmäe aus Kirschbaumholz, seine Platte ist rund, einen Zoll dick, und von seinen drei Füßen ist einer ein zugespitzter Bleistift. Er steht vor uns auf einem untergelegten Bogen Papier, harrend der Berührung menschlicher Hände, um plötzlich von Leben durchdrungen zu werden und sich willkürlich zu bewegen. Kaum zwei Minuten ruhen unsere Fingerspitzen auf seinem Rand und schon dreht er sich knirschend um sich selbst, erschüttert von einem Hämmern und Klopfen, ähnlich raschen und heftigen Pulsschlägen. Um die Größe der bewegenden Kraft zu erproben, üben wir einen nicht unbedeutenden Druck auf ihn aus — aber wie ein Aal windet er sich unter unseren Händen fort; wir drücken stärker — da zerreißt er mit einem gewaltigen Ruck das Papier; wir setzen der Gewalt Gewalt entgegen — doch ächzend, knarrend, in allen seinen Theilen krachend, schiebt er sich fort, so daß wir ihn zuletzt, fürchtend, er möchte in Stücke gehen, loslassen. Zwei der Zuschauer vereinigen jetzt ihre Anstrengungen mit den unserigen, um den winzigen Athleten zu bezwingen — allein dieselben Erscheinungen wiederholen sich und der Sieg bleibt zuletzt immer auf seiner Seite. Man erstaunt und frägt sich, woher diese wunderbare Kraft? Hierauf antwortet der Tisch unaufgefordert, indem er schreibt: Eine Kraft Gottes. Da aber Gott sich nie unmittelbar äußert, so forscht man weiter und erfährt, daß der Träger dieser Kraft sich einen „Geist" nennt. Weitere Erkundigungen ergaben, daß dieser Geist, als er noch in Fleisch und Knochen wandelte, Emfort hieß und daß er in den Wäldern des Spessarts so lange die verbotenen Handthierungen eines Räubers und Mörders trieb, bis die Furien der Reue und Gewissensangst ihn zum Selbstmorde trieben. Es ist ein finsterer Geist, mit dem wir es zu thun haben, ein Unsichtbarer, aus dessen Worten oft die Verzweiflung des Verdammten spricht und dessen Lieblingsgeschäft es ist, uns Bilder von Verbrechen und Tod vorzumalen. Wenn er arbeitet, müssen Stille und Ernst im Zimmer herrschen, jedes Lachen, jedes Zeichen von Heiterkeit verursacht ihm Qual und er ruft in solchen Fällen klagend aus: „Ihr spottet meiner, und ich Unglücklicher, o ich weine!" Es fehlt jedoch nicht an Beispielen, daß mitunter auch Lichtstreifen an seinem dunkeln Himmel sich zeigen. Die rohe Lustigkeit, der er sich alsdann überläßt, zeugt, daß er seine Räubernatur selbst im Jenseits noch nicht ganz abgestreift hat. So jubelt er manchmal: „Holla! ich bin bei meinen Kameraden!" oder: „Hurrah! bald bin ich erlöst!" oder: „Hurrah! ich bin ein Räuber!" Diese fidele Stimmung ist stets von kurzer Dauer und macht gewöhnlich einer Traurigkeit Platz, deren Grad nach den Worten: „Weinet, weinet mit mir, ich leide sehr!" oder: „O Gott, wie elend bin ich!" zu ermessen ist.

Digitized by Google

Unter die Eigenthümlichkeiten Emfort's gehört, daß er an Sonntagen wenig schreibt und nichts zeichnet. Gesuche, welche dahin zielen, ihn an solchen Tagen zum Zeichnen zu bewegen, werden durch Tischumwerfen oder durch unleserliches Gekritzel zurückgewiesen. Fährt man trotzdem fort, ihn zu drängen, so wird der Tisch mit Hast dem Rande der Bank zugeschoben, um ihn hinab auf den Boden zu stürzen und so der Berührung unserer Hände zu entziehen. Emfort handelt überhaupt immer nach eigenem Ermessen und kann nie vermocht werden, von einem Vorsatze abzugehen. Sucht man die Beantwortung einer Frage, welche er verweigert hat, auf Umwegen zu erlangen, so steht er so lange Rede, bis der Kern der Frage berührt wird, und verharrt alsdann in einem sehr beredten Schweigen. Befehlen wir ihm, Etwas zu thun, so ruft er uns zu: „Ich bin Herr und thue, was ich will!“ Bitten wir ihn darum, so bedeutet er uns: „Laßt mich in Ruhe!“ Tadeln wir seine Ungefälligkeit, so droht er uns: „Könnte ich, wie ich wollte, ich würde euch todtschlagen!“ und liefert hiedurch den Beweis, daß seine Banditenseele trotz des höllischen Feuers immer noch am Bösen hängt und daß es mit der angekündigten baldigen Erlösung nicht richtig seyn kann. Erwägen wir noch, daß er seit 1733, also bereits ein und ein Vierteljahrhundert den läuternden Flammen ausgesetzt ist, so erhellt, welch ein hartgesottener Sünder unser gespenstiger Gesellschafter ist. Er stellt seine Verworfenheit auch keineswegs in Abrede, sondern erklärt selbst: „Ich gehöre zu den bösen Geistern, welche in die Erdathmosphäre gebannt sind und weinen, während die guten Geister oben uns wohnen und fröhlich sind.“ Weitere Aufschlüsse über die Geisterwelt hat er uns bis jetzt nicht gegeben; er warnt uns vielmehr, den geheimnißvollen Schleier heben zu wollen, indem er sagt: „Forschet nicht darnach, denn ihr werdet thöricht!“ und: „Ihr Narren, ihr begreifet es nicht!“ — Einmal antwortete er uns mit Salis' schönem Liede:

„Das Grab ist tief und stille
Und fürchterlich sein Rand,
Es deckt mit schwarzer Hülle
Ein unbekanntes Land.“

Ein zweites Mal mit Davids Lobgesang: „Der Herr ist mein Fels, meine Burg und mein Erretter!“ ... Wir sehen, der Schrecken des Spessarts ist in der Lyrik nicht unbewandert. Das Gleiche können wir von ihm in Betreff der Heilkunde rühmen. Und ist es die Wasserheilmethode, welche er der leidenden Menschheit empfiehlt. „Wasser innerlich und Wasser äußerlich“, so lautet sein untrügliches, wohlfeiles, apothekerfeindliches Recept. Als wir ihm entgegneten, daß in manchen Krankheitsfällen guter alter Rheinwein keine schädlichen Wirkungen äußern dürfte, tadelte er uns durch die Bemerkung: wir seyen fleißige Wirthshausgänger. Emfort ist Philosoph, denn er behauptet, keine Religion sey die beste; nur Der komme zu den guten Geistern, welcher tugendhaft gelebt habe. Als Zweck seines Wirkens gibt er an: „Ich soll euch ein Beispiel seyn, damit ihr nicht Böses thut.“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Neues Fabricat aus Runkelrüben.) Die Runkelrübe ist geduldig. Zuerst machte man aus ihr Zucker, dann Spiritus. Da kam man auf den Gedanken, sie zum Brodbacken zu verwenden, und sie lieferte schmackhaftes Brod. Nun hören wir von einer ganz neuen Industrie: in Foulain (Depart. Haute-Marne) fabrizirt man aus Runkelrüben — Pappendeckel, der alle Bedingungen der Festigkeit, Leichtigkeit und Zähigkeit vereinigt.

Buchstaben-Räthsel.

Was wir wollen, was wir können,
Pflegt uns Niemand zu mißgönnen:
Anmaßung steht uns zur Seite,
Unmannheit gibt das Geleite;
Zu ergänzen nur die Lücken,
Zu belästigen gleich Mücken,
Nur zu zählen bei den Ziffern
Wie die Nullen, und den Schiffern,
Die das Staatsschiff kräftig leiten,
Den Ballast zu unterbreiten —
Ist das Loos, wozu berufen
Wir auf allen Ehrenstufen.
Nimmt man nach dem Anfangszeichen
Einen Laut, sind wir den Reichen
Unentbehrlich wie den Armen.
Niemand hat mit uns Erbarmen:
Ohne Rücksicht, ohne Schonen
Müssen wir im Feuer wohnen,
Und, obgleich wir Gutes spenden,
Oft doch mit Verbrechen enden.

Auflösung des Sylben-Räthsels in Nro. 28:

Jungfrau.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 32. Dienstag, 14. März 1854.

Δ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

Fast eine Minute lang betrachtete der Major den jungen Mann schweigend; der Zorn übte eine solche Wirkung auf diese kräftige Natur aus, daß er nicht reden konnte.

„Sie sind es also?" stammelte er endlich.

„Ich bin Wilhelminens Gatte," erwiederte Franz mit Ruhe; „Baron von Steinberg, ich bin Ihr Bruder."

Heinrich that einen Sprung rückwärts.

„Meinen Degen!" schrie er mit rauher Stimme — „wo ist mein Degen?"

„Lassen Sie Ihren Degen, Herr Major," erwiederte Franz; „bevor Sie Gebrauch davon machen, glaube ich, daß ein Mann von Herz die Stimme der Vernunft und der Wahrheit hören muß... Ich ersuche Sie daher, mir einen Augenblick Aufmerksamkeit zu schenken."

„Ich! ich soll kalt von der Schande meiner Familie sprechen ... soll mit einem unbekannten Abenteurer unterhandeln!... Doch warum nicht?" unterbrach er sich mit Anstrengung — „ich will, ich muß ihn hören! Ich will einen Augenblick meinen Zorn mäßigen, einen einzigen Augenblick, und dann —!... Doch wer sind diese?" fuhr er fort, auf Sigismund und Albert seinen wilden Blick heftend — „was wollen sie?"

Die beiden jungen Leute wollten, über diese Anrede empört, im nämlichen Tone antworten, Franz legte ihnen jedoch mit bittender Geberde Schweigen auf.

„Herr Major," sprach er, „es ist meine Sache, ihre Anwesenheit auf dem Steinberg zu erklären. Beide sind meine Zeugen bei der Heirath, die in der vorletzten Nacht in der Kirche von Selzbach stattgefunden, und sie sind mit mir hergekommen, um eine Thatsache zu bestätigen, die Ihnen befremdend erscheinen kann."

„In der That, sehr befremdend!" erwiederte Heinrich mit Bitterkeit — „doch möchte ich wohl den Heirathsakt sehen!"

„Ich kann Ihnen denselben nicht wohl zeigen, ohne Ihnen zugleich ein Geheimniß zu enthüllen, das ich vor der ganzen Welt verbergen wollte. Der Priester, welcher die Handlung vollzogen, hat sich bereits auf mein inständiges Bitten entschlossen, wegen seiner Sicherheit und meiner Ruhe das Land zu verlassen. Ich ersuche Sie daher, sich mit meinen Versicherungen und denen meiner Freunde zu begnügen."

Der Major blieb einen Augenblick ohne zu antworten; die Anstrengung, die er machte, um sich zu mäßigen, benahm ihm den Gebrauch seiner Sprache.

„Ist das Alles?" stammelte er — „ist das Alles, was Sie mir zu sagen haben?"

„Ich habe Ihnen zu sagen, Major, daß weder Wilhelmine noch ich Ihre Verachtung und Ihren Haß verdienen; wir haben vielmehr ein Recht auf Ihre Nachsicht, auf Ihr Mitleiden. Als ich Wilhelmine verlassen in ihrer Einsamkeit sah, wußte ich kaum, daß sie einen Bruder habe, von dem sie abhänge; ich wünschte ihr Beschützer, ihre Stütze zu werden. Major von Steinberg, ich demüthige mich vor Ihnen, so viel ein Ehrenmann dies vor einem andern thun kann, den er schwer beleidigt ... vergeben Sie Wilhelminen, vergeben Sie mir!"

Diese Mischung von Würde und Sanftmuth hätte eine große Wirkung auf einen Mann von weniger aufbrausendem und weniger stolzem Charakter hervorgebracht, als Heinrich von Steinberg war. Er runzelte indeß seine Stirne und biß die Zähne auf einander. Dann erwiederte er in dem nämlichen Tone:

Digitized by Google

„Herrlich! jetzt bleibt mir ja, wie ich sehe, wohl weiter nichts übrig, als meine Schwester, eine Tochter aus dem alten Hause von Steinberg, dem Herrn Studenten Franz zu übergeben und denselben alles mögliche Glück zu wünschen.... Verlangen Sie das nicht? verlangt das nicht jenes ehrlose Geschöpf?"

„Beleidigen Sie Wilhelmine nicht!" rief Franz heftig — „ich habe mich vor Ihnen erniedrigt, aber achten Sie dieses engelhafte Mädchen! Ich werde sie selbst gegen ihren Bruder vertheidigen!"

„Ich beschwöre Dich, Franz!" rief Wilhelmine, ihn unterbrechend — „keinen Streit mit meinem Bruder!... Heinrich," fuhr sie bittend fort, „sey nicht unbarmherzig! Aus Mitleid, bedenke die traurige Einsamkeit, worin Du mich gelassen! Wenn ich strafbar bin, hast Du dann nicht auch einige Schuld?... Ich war rathlos, ohne Stütze; die Einsamkeit, die Traurigkeit machten mir das Leben unerträglich ... Du schienst mich vergessen zu haben."

Der Major erhob sich mit einem Sprunge.

„Hört Ihr es?" schrie er, mit dem Fuße stampfend — „sie will auf mich die Hälfte ihres Fehlers zurückwerfen!... Ich bin also die Ursache, daß sie die Beute des ersten besten umherstreichenden Studenten geworden, der an dem Thore des Steinbergs zu betteln kam!"

„Betteln!" rief Franz — „Major von Steinberg, ich begreife Ihren gerechten Zorn, doch kann ich nicht länger eine solche unwürdige Behandlung ertragen! Das Blut, welches in meinen Adern fließt, ist ebenso warm, ebenso stolz wie das Ihre, und mein Name —"

Er hielt plötzlich inne.

„Nun!" schrie der Major — „soll ich endlich diesen Namen erfahren?"

Franz schwieg.

„Bei Gott, lieber Baron," sagte der Kanzler Ritter aufstehend, „ich habe Mitleid mit der Lage, worin ich Sie sehe. Obgleich fremd in diesem Lande, weiß ich doch bereits den Namen dieses jungen Mannes und es thut mir leid für Sie, daß er nicht sehr glänzend ist."

„Sie kennen mich nicht!" murmelte Franz unruhig.

„Wie! hat Ihr Freund, der hinter Ihnen steht, mir nicht gestern Ihren Namen und Ihre Titel mitgetheilt?"

„Nun denn!" drängte der Baron.

„Er heißt Franz Stöpsel und ist der Sohn eines Böttchers in Heidelberg."

Die Wangen des Majors nahmen bei dieser Mittheilung eine todtenbleiche Farbe an. Wilhelmine selbst erbebte. Doch Albert Schwarz rief mit seiner gewöhnlichen Prahlerei:

„Bei der Freiheit Deutschlands! wer hat gesagt, Franz sey der Sohn —"

„Still!" unterbrach ihn Sigismund.

„Sollte man mich gestern über den Stand dieses jungen Mannes getäuscht haben?" fragte der Kanzler in argwöhnischem Tone.

„Ich habe Sie nicht getäuscht!" erwiederte Sigismund entschlossen — „er ist wohl das, wofür ich ihn ausgegeben, und ich bin sicher," fuhr er mit einem bedeutsamen Blick auf Wilhelminens Gatten fort, „daß er nicht suchen wird, länger die Wahrheit zu verbergen."

„In der That," sagte Franz mit fast unverständlicher Stimme, „eine falsche Eigenliebe, die Furcht, von Wilhelminen verachtet zu werden —"

„Ha! bei allen Teufeln!" unterbrach jetzt der Major — „fürchtet man nicht, meine Geduld zu ermüden? Ich habe jetzt genug an Euern lächerlichen Erklärungen! Ruhig habe ich Euch angehört, jetzt will ich Euch richten!"

Tiefe Stille entstand in dem Gemache; der Baron schien sich zu sammeln, um seinen Worten mehr Feierlichkeit zu geben.

„Wilhelmine von Steinberg, ehrlose Tochter mehrerer Heldengenerationen, ich werde Dich in ein Kloster von der strengsten Regel bringen ... Du wirst nie mehr herauskommen und mich nie wiedersehen!"

„Ich werde nicht zugeben, daß man sie von mir trennt!" entgegnete Franz — „ich werde es nicht leiden, so lange noch ein Lebenshauch in mir ist!"

„Was Sie anlangt, elender Abenteurer," fuhr der Baron voll Wuth fort, die mit Ironie gemischt war, „so sollen Sie nicht vergebens den Titel Bruder sich beigelegt haben ... Sie sind Student, Sie wissen einen Degen zu führen, wir werden uns auf Leben und Tod schlagen!"

Wilhelmine stieß einen durchdringenden Schrei aus.

„Heinrich! mein Bruder!" rief sie angstvoll — „wende Deinen ganzen Zorn gegen mich, aber bewaffnet Euch nicht gegen einander! O Gott, das befürchtete ich!... Und Du, Franz, gedenke Deines Schwures!"

„Ich gedenke dessen, Wilhelmine," sagte Franz ruhig; „Dein Bruder kann mich tödten, doch nie mich zwingen, die Spitze eines Degens gegen seine Brust zu richten."

Digitized by Google

„Wie!" schrie der Baron zähneknirschend — „der elende Sohn eines Böttchers sollte die Ehre abschlagen, sich mit dem Baron von Steinberg zu messen?"

„Der Sohn eines armen Handwerkers, der rechtschaffen und gut, wäre ein noch zu erhabener Gegner für einen stolzen Baron, der den Namen und das Erbe seiner Väter verspielt hat!"

„Nun denn!" rief der Major in unbeschreiblicher Wuth — „wenn Du nicht wie ein Braver fechten willst, so stirb wie ein Hund!"

Er führte einen heftigen Degenstoß gegen den jungen Mann, doch schnell wie der Blitz hatte sich Jemand dem Stoße entgegengeworfen ... ein durchdringender Schrei ertönte ... Wilhelmine sank blutend zu den Füßen ihres Bruders!

Ein Augenblick entsetzlichen Schweigens trat ein; der Baron betrachtete unbeweglich das Blut, welches in rothem Strahle aus der Brust seiner Schwester floß. Schwarz, Müller und Ritter traten schaudernd herzu; Niemand sprach, was noch den Schrecken dieser Scene vermehrte. Franz schien von demselben Stoße wie Wilhelmine getroffen: bleich und starr stand er da.

Die schwache Stimme der Verwundeten ließ sich zuerst wieder vernehmen.

„Fliehe, Franz! fliehe!" hauchte sie — „benutzen diesen Augenblick! Wir werden uns, wenn auch nicht hier, doch dort oben wiedersehen!"

Bei dem Klange dieser theuern Stimme erbebte Franz; er stürzte mit dem Ausrufe: „Rache! Rache!" auf den Baron los. Doch fast im nämlichen Augenblicke wankte er und fiel, der Heftigkeit seiner Aufregung erliegend, ohnmächtig neben seine geliebte Wilhelmine hin.

So groß war der Jähzorn des Barons, daß er, als er seinen Feind ohne Vertheidigung am Boden liegen sah, ihn noch mit seinem Degen durchbohren wollte; doch alle Umstehenden warfen sich zugleich auf ihn und entwanden ihm die Waffe. Er brüllte wie ein Besessener. . . .

. . . .

. . . .

Eine Stunde nach dieser Katastrophe wachte Madeleine Reutner allein an dem Lager, auf das man Wilhelmine gelegt. Kniend benetzte sie mit ihren Thränen die kalte, bleiche Hand der Sterbenden, tiefes Schweigen beobachtend.

Weiße Gestalten flogen vor dem engen Fenster, welches das Gemach erhellte, hin und her; es waren die Störche, welche ihr Nest auf dem Gipfel des Thurmes zu bauen begannen.

Madeleine erhob sich langsam.

„Schützende Vögel der Steinberge," sagte sie im Tone des Vorwurfs und der Verzweiflung, wobei sie die Hand über Wilhelmine ausstreckte, „ist dies das Glück, das ihr den letzten Sprößlingen dieser edlen Familie gebracht?" ...

(Fortsetzung folgt.)

λ Tischrücken.

(Schluß.)

Die Schrift Emfort's ist deutlich, aber äußerst unorthographisch. Von Interpunctionen scheint er nichts zu wissen, denn er unterbricht seine Sätze weder durch ein Komma, noch schließt er sie durch einen Punkt. Seine Buchstaben erinnern an die Zeiten der Reifröcke und der Puderbeutel, und seine Gewandtheit in der Führung der Feder gleicht dem Gange der Schnecke.

Bei weitem geübter als in der edlen Schreibkunst ist Emfort im Zeichnen. Er vollendet oft in einer Stunde sechs bis acht seiner merkwürdigen Bilder. Unter fünfundzwanzig der gelungeneren finden sich nicht weniger als elf Verbrecher, an welche sich würdigerweise drei Teufel reihen; ferner sein eigenes Portrait und das seiner Mutter; sein Haus oder vielmehr seine Räuberhöhle, seine Büchse, die fruchttragenden Zweige einer Kirsche und einer Eiche, letzterer mit einem daraufsitzenden Vogel; eine Rose, ein Strauß von Rosen und Vergißmeinnicht; dann drei Himmlische: ein Engel, die Mutter Jesu und die heilige Susanna. Die Mutter Jesu trägt eine pyramidenförmige Krone auf dem Haupte und hält in ihren Armen den Heiland. Die heilige Susanna hält mit der linken Hand eine Wage und trägt auf der rechten einen Vogel. Die Pflanzen lassen sich sogleich erkennen und sind richtig gezeichnet. Die Büchse ist vollständig, selbst Tragband und Stecher fehlen nicht. Sein Haus ist ein Gebäude von düsterem, verdächtigem Aussehen. Die Mutter des ehemaligen Raubmörders ist abgebildet, wie sie jammernd ob der Thaten ihres Sohnes die Arme gegen den Himmel ausbreitet. Er selbst stellt sich dar mit starr nach Oben gerichteten Augen; seine rechte Hand ist auf das Herz gepreßt, sein linker Arm fehlt. Er trägt Schnurr-, Knebel- und Backenbart. Die Teufel paradiren mit ungeheuren Hörnern. — Von den elf Verbrechern nennen wir: Lottchen Schmelzer, Kindesmörderin, hingerichtet in Brüssel 1804, — Karl Lemann,

Digitized by Google

Mädchenmörder, hingerichtet in Wien 1804, — Georg Blank, Meineidiger, hingerichtet in Bern 1802. Lottchen Schmelzer blickt mit gefalteten Händen in die Höhe und trägt am rechten Arm einen Rosenkranz. Sie steht, wie Emfort sagt, auf dem Schaffot und spricht ihre letzten Worte. Lemann's Hände sind ebenfalls gefaltet und seine Augen suchen flehend die Gnade des Höchsten. Er erwartet, nach Emfort's Bericht, eben den Schwertschlag des Henkers. Georg Blank steht da, die linke Hand auf dem Herzen, die rechte wie zum Schwur erhoben. Seine Oberlippe ist geziert mit einem Schnurr- und sein Kinn mit einem Knebelbarte. Er trägt einen sogenannten Dreimaster, ein Wamms mit Seitentaschen und hohe Schifferstiefel.

Emfort kann aber noch mehr als Buchstaben machen und Zeichnen, er versteht sich auch auf Hellseherei und hat durch seine Allwissenheit schon mehrere Ungläubige, die in seinen wunderbaren Werken nur gewöhnliche Arbeiten der Experimentirenden erblicken wollten, bekehrt. Zwar pflegt er Solchen, die an seiner, allerdings räthselhaften Existenz zweifeln, durch Tischumwerfen und Hinzeichnen enormer Nasen zu antworten; doch ließ er sich auch schon herbei, Rede zu stehen. So eines Abends, als ihn ein hartnäckiger Skeptiker befragte, in welchen Häusern und bei welchen männlichen Personen er an einem genannten Tage gewesen sey. Emfort nannte ihm nicht nur ohne Fehl Häuser und Personen, sondern er offenbarte auch der Gesellschaft Dinge über den berührten Skeptiker, daß dessen Zweifelsucht einen unheilbaren Schlag erlitt und aus dem Saulus sogleich ein Paulus ward.

Manches wurde schon geschrieben und gesprochen, um die Erscheinungen des „Tischrückens" ursächlich zu erklären, aber der moderne gordische Knoten hat seinen Alexander noch nicht gefunden. Vergebens sehen wir uns um nach einer ähnlichen Erscheinung, um durch Induction zu irgend einem Schlusse zu gelangen; selbst zur Hypothese dürfen wir nicht greifen, denn diese verwirft zum Voraus, was wider Vernunft und Erfahrung streitet, demnach auch die Annahme von der Mitwirkung übernatürlicher Kräfte bei schreibenden und zeichnenden Tischen. Thatsache ist, daß die Berührung der Menschenhand den Tisch befähigt, sich zu bewegen, Thatsache aber auch, daß die Art der Bewegung ohne Zuthun der Hand erfolgt und daß letztere die Ortsveränderung des Tisches willenlos mitmacht. Hieraus geht hervor, daß ein drittes unbekanntes Etwas, dem der Tisch als Werkzeug und die Hand als Medium dient, thätig ist. Dieses Etwas muß aber ein mit Ideen begabtes Wesen seyn, denn man führt keine Bibelsprüche an und erzählt keine Mordgeschichten, ohne dabei zu denken. Ist dieses Etwas nun die „träumende" Seele Desjenigen, der „tischrückt", oder ist es ein selbständiger „Geist", der sich durch Vermittlung des Menschen äußert? Emfort sagt: „Ich bin ein Geist, der unter euch ist und entweiche, sobald ihr aufhört, den Tisch zu berühren." Seine Behauptung wird allerdings unterstützt durch die Thatsachen, daß der Tisch gewöhnlich Antworten gibt, welche Niemand erwartete, und daß er Bilder zeichnet, welche keiner Seele jemals vorschwebten. Wie dem auch wäre, es bliebe immer noch zu entdecken, welche physische Kraft die Bewegungen des Tisches regierte.

Homburg, im Februar 1854. K.

Mannigfaltiges.

Paganini vermachte in seinem Testament seiner Vaterstadt Genua eine seiner besten Geigen. Unlängst wurde der Kasten, der das kostbare Instrument umschloß, zum erstenmal geöffnet und Sivori, der Zögling des berühmten Virtuosen, produzirte es in Gegenwart der Stadtvorstände. Es ist ein Guarnerius del Gesu von einer solchen Macht des Tones, daß Paganini die Geige seine „Kanone" zu nennen pflegte. Es war sein liebstes Instrument und er schenkte es seiner Vaterstadt, damit — was freilich egoistisch genug ist — kein anderer Violinist nach ihm dessen Besitzer werde.

Bei Chateau d'Oex fiel in der Nacht vom 19. auf den 20. v. M. eine große Lawine von den Felsen des dortigen Horns und riß mehrere Gebäude mit sich. Die vergrabenen Personen konnten jedoch alle gerettet werden, bis auf einen Mann, welcher nachher den dabei empfangenen Wunden erlag.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nro. 31:

Tröpfe — Töpfe.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 33. Freitag, 17. März 1854.

Δ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

5.

Nach der schrecklichen Katastrophe, welche in dem Thurme von Steinberg stattgehabt, war Franz von seinen beiden Freunden nach Zelter's Herberge gebracht worden. Dort leistete man ihm schnelle Hilfe, wodurch er bald wieder zur Besinnung kam; doch ergriff ihn ein heftiges Fieber, so daß man mehrere Wochen lang an seiner Genesung zweifelte. Während seines Deliriums stellte sich unaufhörlich das blutige Bild Wilhelminens seiner Einbildungskraft dar; er sprach mit ihr, er gab ihr die süßesten Namen. Dann ergoß er sich wieder in Drohungen und Verwünschungen gegen den Major, dessen finstere Gestalt ihm in seinen Träumen erschien. Zwar hatte er zuweilen lichte Momente, doch dann verfehlte nicht die Erinnerung an eine durchbohrende Wirklichkeit, noch schlimmere Rückfälle hervorzurufen.

Seine beiden Freunde, besonders Sigismund, pflegten ihn voll Eifer und Sorgfalt. In gewissen Momenten, wenn der Kopf des Kranken sich erhitzte und seine unzusammenhängenden Worte die Störung seiner Geisteskräfte anzeigten, entfernte Müller unter verschiedenem Vorwande alle Anwesenden, sogar Schwarz; er schien verhüten zu wollen, daß Unberufene die befremdenden Reden seines unglücklichen Freundes vernähmen. Uebrigens blieb Schwarz, dessen frivoler Charakter einer lebhaften Anhänglichkeit wenig fähig war und der sich nach dem Treiben des Universitätslebens sehnte, nur in der Nähe des Steinbergs, weil er dem mysteriösen Einflusse Müller's gehorchte; er benutzte eifrig jede Gelegenheit, mit der Nichte des Wirths in der Küche zu scherzen oder mit den Fischern Rheinsalm zu fangen.

Durch die Bemühungen eines geschickten Arztes, den man von Mannheim kommen ließ, verminderte sich indeß die Krankheit allmälig; einen Monat ungefähr nach den geschilderten Ereignissen war Franz ganz wieder auf dem Wege der Genesung begriffen.

Während dieses Zeitraumes hatte das tiefste Geheimniß Alles verhüllt, was auf dem Thurme geschah. Man hatte von dem Chevalier Ritter, als er am Abend desselben Tages, wo die Katastrophe sich ereignet, in die Herberge zurückkehrte, erfahren, daß der von dem Baron herbeigerufene Wundarzt einige Hoffnung hegte, Wilhelmine zu retten; doch war Ritter am andern Tage, nach einem langen, vertraulichen Gespräche mit Sigismund, abgereist. Von diesem Augenblicke an hatte man keine Nachricht vom Schlosse erhalten. Der Major hatte sich mit Wilhelminen, Frau Reutner und Fritz Reutner in dem alten Thurme eingeschlossen; Niemand wußte, was hinter diesen dicken Mauern geschah.

Sigismund verhehlte sich nicht, wie fatal diese Ungewißheit für Franz seyn müsse, wenn der junge Kranke seine Besinnung wieder erhalten würde; auch hatte er mehrmals versucht, etwas Gewisses über das Schicksal der unglücklichen Wilhelmine zu erfahren, allein seine Bemühungen waren stets erfolglos geblieben. Die Landleute in der Nachbarschaft hatten nicht einmal Kenntniß von Wilhelminens Wunde; da sie die Burg geschlossen sahen, so glaubten sie Fräulein von Steinberg mit ihrem Bruder nach einer benachbarten Stadt gereist. Da Müller von dieser Seite nichts hoffen konnte, so paßte er den Augenblick ab, wo der Chirurg, welcher Wilhelmine behandelte, aus dem Schlosse zurückkam. Doch dieser weigerte sich beharrlich, auf seine Fragen zu antworten. Albert Schwarz wollte Gewalt anwenden; er war noch unglücklicher.

Beim ersten Worte, das er sprach, um sich höflich nach Fräulein von Steinberg zu erkundigen, zog der Chirurg ein Pistol aus der Tasche und forderte ihn auf, ihn frei gehen zu lassen; einem solchen Argumente hatte Albert nichts entgegen zu setzen und entfernte sich, jedoch nicht, ohne gegen diesen unhöflichen Menschen seine Zunge zu üben. Uebrigens erschien auch seit diesem Augenblicke der Chirurg nicht mehr, sey es, daß er sich Nachts auf den Steinberg begab, oder daß er seine Besuche eingestellt hatte.

Eine andere Person hätte noch Nachrichten von dem Schlosse geben können: nämlich Fritz Reutner. Er kam jeden Tag in das Dorf, um die nöthigen Lebensmittel für die Bewohner des Thurmes zu holen. Aber List, Flehen, Drohen, Alles scheiterte an der schweigsamen Hartnäckigkeit Fritzens. Auf alle Fragen, auf alle Bitten gab er keine Antwort; es war der stumpfsinnige Eigensinn des Lastthiers, das nicht vorangehen will. Ohne Zweifel hatte man schreckliche Drohungen ihm gemacht; doch schien mehr die strenge Pünktlichkeit seines Charakters als die Furcht vor Strafe der Grund dieses Betragens zu seyn. Als Sigismund ihn eine halbe Stunde mit Thränen in den Augen und gerungenen Händen um Nachricht gebeten, ob Wilhelmine außer Gefahr sey, und der brave Student ihn durch seine Bitten gerührt oder durch seine Versprechungen bestochen zu haben glaubte, wandte der Andere ihm plötzlich, ohne auch nur ein Wort zu sprechen, den Rücken und kehrte nach dem Schlosse zurück.

Indessen wurden die lichten Augenblicke Franzens immer häufiger, und wenn er sein Bewußtseyn wieder hatte, fragte er seinen Freund voll Angst nach dem Schicksale Wilhelminens.

Endlich entschloß sich Sigismund, einen entscheidenden Versuch zu wagen, indem er sich kühn nach dem Schlosse begab. Der wilde Zorn des Barons, die Vorsichtsmaßregeln, die er anwandte, um jede Störung seiner Einsamkeit zu verhindern, versprachen eben keine günstige Aufnahme. Doch hoffte Müller ein tröstendes Wort zu erlangen, vielleicht Wilhelmine zu sehen oder den Ton ihrer Stimme zu hören, was ihm genügte, um dem Zorne Heinrichs von Steinberg zu trotzen. Wenn er bei seiner Rückkehr Franz blos sagen konnte: „Wilhelmine lebt, sie liebt Dich noch," so hätte der edelmüthige Sigismund nicht bedauert, sogar sein Leben gewagt zu haben, um diese Beruhigung zu erhalten.

Als daher der Kranke eines Tages friedlich zu ruhen schien, machte er sich auf den Weg nach Steinberg. Es war Mittag. Tiefe Stille herrschte rings umher; kein Spaziergänger auf dem Wege, kein Arbeiter in dem kleinen Weinberge, der sich nach Süden hin erstreckte. Schloß und Umgebung schienen verlassen; kein Geräusch ließ sich hören, als hier und da das Gezirpe einer Grille.

Sigismund eilte schnell nach dem Haupteingange des Schlosses; doch ward er von einem unerwarteten Hindernisse aufgehalten. Früher trat man ungehemmt in den Hof, der zum Küchengarten gemacht worden, doch jetzt versperrten Balken und Bretter den Eingang desselben.

Dieser neue Beweis von dem Mißtrauen des Majors weissagte dem Studenten nichts Gutes hinsichtlich des Erfolges seines Schrittes. Nichtsdestoweniger beschloß er, auf alle Gefahr hin in diese dem Anscheine nach so wenig gastfreundliche Wohnung einzudringen. Aber wie? Weder Schelle noch Klopfer boten ihm das Mittel, sich dem Thurme verständlich zu machen, von welchem er durch den Garten getrennt war. Wenn er nicht jenes Horn besaß, mit dem die Ritter der alten Zeit in ähnlicher Lage Fanfaren bliesen, so gab es keine Möglichkeit, die Einwohner des Steinbergs zu benachrichtigen, daß ein Fremdling Einlaß zu erhalten wünsche. Endlich begann er in Ermangelung dieses Horns aus Leibeskräften zu rufen, als sich plötzlich die Thür öffnete und Müller sich dem Baron gegenüber befand.

Heinrich von Steinberg war fast ganz unkenntlich geworden: er war mager und zusammengefallen; seine tief in ihren Höhlen liegenden Augen hatten einen wilden, unstäten Ausdruck; sein Bart, den er seit seiner Ankunft auf dem Steinberg hatte wachsen lassen, bedeckte die Hälfte seines Gesichts. Seine Uniform war abgenutzt und an verschiedenen Stellen zerrissen. Kurz, seine ganze Person verrieth jene Vernachlässigung des eigenen Ich's, das Zeichen einer tiefen Verzweiflung. In einer Hand hielt er eine Jagdflinte, während er mit der andern die Thüre nur halb öffnete, damit Müller seine Blicke nicht in die Räumlichkeiten werfen könne.

Sigismund, von dieser plötzlichen Erscheinung überrascht, betrachtete schweigend den Major; er hatte Mühe, in ihm jenen Heinrich von Steinberg wiederzuerkennen, der noch vor Kurzem der schönste Offizier der preußischen Armee gewesen. Der Major heftete ebenfalls seinen hagern Blick auf ihn.

„Ich habe Sie kommen sehen, junger Mann," sagte er mit rauhem Kehltone, „und ich weiß, was Sie herführt. Er ist also von seiner Krank-

Digitized by Google

heit geneien? Gut, gut, ich erwartete es mit Ungeduld!... Es wird eine magere Rache sein, doch der Teufel will mir keine andere lassen!"

Das Staunen Müller's verdoppelte sich, als er diese Worte vernahm, welche von einer gewissen Geistesstörung zeugten.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Major," erwiederte er; „ich kam, um mich nach Fräulein Wilhelmine zu erkundigen."

„Schweig! sprich nicht diesen Namen aus!" schrie der wüthende Baron, mit dem Fuße stampfend. „Sie kommen also nicht, mir eine Herausforderung von Seiten dieses ... dieses Abenteurers zu bringen? Sollte er vielleicht todt seyn? Das wäre ein schlechter Streich, den mir der Teufel gespielt hätte!"

„Wenn Sie von Franz reden, Herr Major, so kann er sich noch gegen Niemanden schlagen; wäre er auch im Stande dazu, so würde er doch kein Duell mit Ihnen annehmen."

„Dann müssen wir ein anderes Mittel ausfindig machen, und wir werden es auch finden! Tag und Nacht denke ich daran ... ja, das ist es, was mir dieses verfluchte Fieber verursacht!... Wenn Sie mir jedoch nichts weiter zu sagen haben, so gehen Sie wieder ... Adieu!"

Er wollte die Thüre schließen; Sigismund rief jedoch:

„Herr Major, ich bitte Sie inständigst, mich zu hören! Sagen Sie mir um's Himmels willen, ob Fräulein von Steinberg außer Gefahr ist."

Die bleichen Lippen des Barons verzerrten sich gräßlich.

„Außer Gefahr!" wiederholte er. „Hören Sie, junger Mann, und sagen Sie meine Worte genau Dem, der Sie sendet: Wenn die entehrte Tochter eines berühmten Geschlechts an einem Stricke an der Spitze des Straßburger Münsters aufgehangen wäre, so würde sie sicherer seyn, als sie jetzt in der Veste ihrer Vorfahren ist!"

Sigismund konnte sich eines Schauders nicht erwehren.

„Herr von Steinberg," sagte er in bewegtem Tone, „Sie werden doch wohl keine neue Rache an Ihrer unglücklichen Schwester ausüben? Sie ist schon verwundet, vielleicht sterbend —"

„Sagen Sie Ihrem Kameraden, er solle kommen und sich vertheidigen!" unterbrach ihn der Baron wild. „O! wenn er doch käme! wenn er doch käme! Ich würde meine Seele hingeben, um ihn in meiner Gewalt zu haben!... Aber er wird noch kommen, deß bin ich gewiß!"

Müller wußte nicht, was er antworten sollte. Er sah wohl ein, daß er weder durch Bitten noch Drohungen von dem bis zum Wahnsinne erhitzten Manne etwas erlangen würde; er versuchte daher ein anderes Mittel.

„Herr Baron, noch ein Wort! Ihr Jähzorn gründet sich auf einen Irrthum ... ich bin jetzt im Stande, diesen zu berichtigen. Mein Freund Franz —"

„Sprechen Sie seinen Namen nicht aus, oder ich tödte Sie!" brüllte der Major, krampfhaft an sein Gewehr schlagend.

„Ihre Drohungen werden mich nicht abhalten, eine Pflicht zu erfüllen," entgegnete Sigismund muthig; „Franz ist nicht von so niedriger Herkunft, wie er selbst bestätigt ... ich habe Gründe zu denken —"

„Wäre er auch ein Prinz aus königlichem Geblüte," sagte der Major, „so bliebe doch die Beleidigung dieselbe, ich würde sie mit der nämlichen Bitterkeit fühlen! Ich falle in den Abgrund, ich will aber auch Den, der ihn unter mir gegraben, mit hineinziehen!... Doch ist es jetzt genug, junger Mann," fuhr er in befehlendem Tone fort, „entfernen Sie sich und hüten Sie sich, wieder hier zu erscheinen! Jeder Versuch, mich zu sehen oder zu sprechen, würde vergeblich seyn ... hüten Sie sich, dem Thurme bis auf Tragweite dieses Gewehres nahe zu kommen! Adieu!"

Er schloß die Thüre wieder und Sigismund vernahm das Geräusch seiner Soldatenstiefel, die auf den Steinen wiederhallten.

Diese Unterredung brachte auf den Studenten einen Eindruck wahrhaften Schreckens hervor. Augenscheinlich brütete der Major, durch die Leiden und die Einsamkeit erbittert, über finstern Plänen, und Müller glaubte an verschiedenen Zeichen zu erkennen, daß der unglückliche Baron in einem an Wahnsinn grenzenden Zustande sey und man daher für Wilhelmine Alles zu befürchten habe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Gaunerwesen in London.) Mit der Wohlthat, die den Kaufleuten der englischen Hauptstadt widerfährt, nämlich keine Kunden, also auch keine schlechten auf Rechnung, sondern immer mit Fremden gegen baar zu thun zu haben, hängt freilich auch ein nicht unbedeutender Uebel-

stand zusammen. Es bilden sich in verschiedenen Hauptverkehrsstraßen Banden von Gaunern mit Läden, in denen nach den Anzeigen in den Zeitungen ganz besondere, unerhörte, kostbare Dinge, namentlich für das schöne Geschlecht, zu haben sind. Eva's Töchter sind neugierig; so nimmt manche Lady ihren Muff und ihren Hut und sucht dann den Laden auf. Hier wird ihr auf die mannigfaltigste Weise das Geld abgeschwindelt, wenn sie nicht geradezu beraubt wird. Wälder gibt's nicht mehr für Räuber; so setzen sie sich in Läden oder wohl gar in große Kutschen und treiben ihr Geschäft unter gebildeten Menschen, oft in den besten Zirkeln. Wir können hier die Gaunereien in und mit Läden nicht detailiren; deren Art ist Legion. Nur der Curiosität wegen wollen wir erwähnen, daß sich unlängst ein Laden blos damit abgab, den Damen, die als Kunden herbeikamen, die Muffs wegzunehmen und sie ins Schaufenster eines andern Ladens zum wohlfeilen Verkauf auszuhängen. Solche Gaunerstreiche passiren natürlich immer unter vier Augen; das Gesetz kann ihnen nicht beikommen, und wenn sie an einem Ende der Stadt entlarvt sind, setzen sie sich am andern Ende derselben unter einem andern Namen und so fort. London besteht aus 80—40 Städten; sie werden reich, ehe sie entlarvt sind. Die verschiedenen Klassen der Gesellschaft stehen nicht in der geringsten Verbindung, so daß, wenn hundert Leute in der Tausendpfund-Klasse betrogen sind, noch alle hundert in der Fünfzehnhundert-Schicht übrig bleiben, und so fort. Das Gimpelfang-System hat hier auch bessere Gimpel und Gelegenheiten, als in den Hauptstädten anderer großen Länder. Die einzelnen abgeschlossenen Kasten Englands sind im Ganzen viel bornirter, als die mehr durcheinander fließenden Gesellschafts-Klassen in Paris oder Berlin. Die Massen sind dabei fabelhaft leicht- und abergläubisch. Ein Mann, der einmal ankündigte, wer ihm 5 Schillinge einschicke, könne sich dadurch eine Leibrente von 100 Pfund sichern, bekam von der Post in Geldaufträgen über 800 Pfund ausgezahlt, wie wenigstens in den „Hansehold-Words" versichert wird. — Dies die Schattenseite eines großen, freien, uncontrolirten Handels und Wandels.

Concert des Cäcilien-Vereins am 12. d. M.

Das Publikum hatte sich in ganz erfreulicher Anzahl eingefunden, obgleich das Concert nicht zugleich für die verehrlichen Mitglieder des Casinos bestimmt war. Man begann mit Mozart's herrlicher Ouverture zur „Zauberflöte", welche auch recht gut von statten ging. Daß gleich in den ersten Takten des Allegros von den Violinen furchtbar geeilt wurde und daß auch heute wieder nicht das Orchester sich nach dem Dirigenten richtete, sondern der Dirigent nach dem Orchester richten mußte, machte einen pienlichen Eindruck. Bei den schönen Accorden für die Blasinstrumente hat ein Blechkünstler einen recht kräftigen Ton herausgeschmettert: ihm war jedoch leider nicht vergönnt, in die Harmonie zu passen. — Den Glanzpunkt des Concertes bildete die von Hrn. Prof. Öffner mit wahrer Meisterschaft vorgetragene Fantasie von Thalberg. Wir sind der Ansicht, daß dadurch selbst Diejenigen, welche wegen der „langweiligen Clavierstücke" ihren Austritt aus dem Vereine erklären wollten, etwas weniger leidenschaftlich geworden sind. Hr. Dahl, der uns, wie wir hören, leider bald verlassen wird, hat sein Violinconcert sehr wacker ausgeführt und der ihm zu Theil gewordene gerechte Beifall bewies, daß man in Zweibrücken, wo die Leistungen des Ehepaares Schletterer in diesem Fache noch in gutem Andenken stehen, auch einen so talentvollen, fleißigen und bescheidenen Dilettanten, wie Hr. Dahl, zu würdigen versteht. — Die Nummer 2 der I. Abth., a, b und Nummer 6 der II. Abth. fielen weg „wegen plötzlich eingetretener Heiserkeit." Solches bedauern wir; aber freuen müssen wir uns, daß die Direction durchgegriffen hat und daß das Concert nicht zum andern Mal unnöthiger Weise hinausgeschoben wurde. Die ausgefallenen Nummern wurden ersetzt theils durch zwei Sologesänge, welche Frl. Forstmaier mit schöner, klangvoller Stimme vortrug, wofür hier unsern Dank, theils durch zwei Chöre der Liedertafel. Wenn man hiebei auch nicht übersehen darf, daß keine Proben vorhergegangen waren, so machte es doch einen schmerzlichen Eindruck, wahrzunehmen, wie alle Nüancirungen, welche wir beim erstmaligen Hören des „Müllerliedes" Nro. 2 so sehr zu rühmen hatten, heute weggeblieben sind, und daß sich eine Unaufmerksamkeit auf den Dirigentenstab geltend machte, die man nachgerade von der Liedertafel nicht erwarten sollte. — Dankeswerth war die Vorführung der nicht so allgemein bekannten schönen Ouverture zu „Idomeneo" von Mozart, welche auch recht gut executirt wurde. Zum Schlusse hörten wir den wundervollen Chor aus „Elias" von Mendelssohn-Bartholdy. Das Orchester behauptete hiebei seinen alten Ruf, d. h. es gelang ihm, durchweg viel zu stark zu begleiten. Der weibliche Theil des Chores war erstaunlich unvollständig vertreten. Sollte die Heiserkeit also um sich gegriffen haben oder hatte man „Besseres zu thun"? —

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 34. Sonntag, 19. März 1854.

Δ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

Müller hütete sich wohl, dem armen Franz oder selbst Schwarz, dessen Leichtsinn er fürchtete, seine Besorgnisse mitzutheilen; doch nahm er sich vor, so viel ihm seine Pflichten für den Kranken es gestatteten, die Geheimnisse des alten Thurmes zu überwachen.

Einige Tage verflossen noch, und Franz ward, zur großen Freude Sigismunds, ganz wiederhergestellt; es blieb nur noch etwas Schwäche bei ihm zurück, die jedoch bald der mächtigen Jugendkraft weichen mußte.

Eines Morgens versuchte Franz seine Kräfte, indem er, auf Sigismunds Arm gestützt, in seinem bescheidenen Gemache umherging. Albert war zum Fischfange ausgegangen; die beiden Freunde konnten daher ganz ungestört sich besprechen. Das Fenster ging auf einen vorspringenden hölzernen Balkon, von wo man den breiten Silberstreifen des Rheines und einen Theil des Thurmes von Steinberg sah; es war in diesem Augenblicke offen und ließ eine balsamische Luft in das Zimmer dringen. Diese Atmosphäre schien den Kranken zu erquicken; eine leichte Röthe kehrte auf seine eingefallenen Wangen zurück.

„Mir ist jetzt wieder wohl," sagte er, die Unterstützung seines Freundes ablehnend; „ich danke Dir für Deine Sorgfalt, lieber Sigismund, sie ist nun nicht mehr nöthig ... wir müssen uns jetzt nur noch mit Wilhelminen beschäftigen. O, ich muß sie sehen ... ich will sie um jeden Preis sehen!"

„Geh doch! sey vernünftig, Franz! Wie, so schwach noch —"

„Denken wir nicht mehr an mich," unterbrach Franz mit fieberhafter Ungeduld; „mein gefährlichstes Uebel ist die schreckliche Unruhe, die mich verzehrt! Sigismund, ich will unverzüglich zu Wilhelminen ... ach Gott! wenn sie unterlegen hätte!"

Bei diesem Gedanken schien er einer Ohnmacht nahe.

„Du gehst zu weit, Franz," erwiederte Müller; „man hat im Gegentheil alle Ursache, zu glauben, daß ihre Wunde in völliger Heilung begriffen ist. Fritz Reutner ist zwar noch immer schweigsam, undurchdringlich; doch bemerkt man seit Kurzem, daß die Vorräthe, welche er hier einkauft, ausgewählter und feiner sind, wie es für eine Genesende passen würde. Nein, nein, es ist nicht mehr der Gesundheitszustand Wilhelminens, der meine Befürchtungen erregt."

„Deine Befürchtungen! Du hegst deren also auch? Und ich, ich sollte ruhig bleiben, wenn Wilhelmine meiner Hilfe bedarf? Freund, ich muß Wilhelmine sehen oder sterben ... noch heute Abend will ich sie sehen!"

Sigismund schwieg einen Augenblick.

„Franz," erwiederte er dann, „statt gegen unübersteigliche Hindernisse anzukämpfen, würdest Du vielleicht besser thun, für einen Augenblick der Nothwendigkeit zu weichen. Du bist der Liebe Wilhelminens sicher, wie sie der Deinigen; wartet also Beide einen günstigeren Zeitpunkt zu Euerer Vereinigung ab, fügt Euch dem unerbittlichen Verhängnisse."

„Ich soll sie verlassen?" rief Franz ungestüm. „Doch ich verstehe," sagte er mit ärgerlicher Miene, „Du bist es müde, in dieser Einsamkeit zu leben, Dich unablässig einem unglücklichen Freunde zu opfern. Es ist wahr, ich habe nicht das Recht, mich zu beklagen; Du hast mir eine Ergebenheit, eine Verläugnung bewiesen, die ich von Niemanden erwarten konnte. Ja, kehre mit Albert zu Euern Studien, zu Euerm fröhlichen Leben

Digitized by Google

in Heidelberg. Lasset mich allein gegen mein Schicksal ankämpfen ... ich bringe ja Unheil Allem, was sich mir nähert."

Sigismund ergriff des Freundes Hand, die er kräftig drückte.

„Franz, Franz," sagte er im Tone des Vorwurfs, „Du bist undankbar! Nachdem ich Dir so viele Beweise von Zuneigung gegeben, mußte ich da eine solche Beleidigung erwarten?"

Eine Thräne zeigte sich in seinen Augen. Franz zog ihn an seine Brust.

„Vergib mir, guter, edelmüthiger Freund!" sagte er tief bewegt — „Kummer und Krankheit haben mich ungerecht gemacht, vergib mir! Du weißt nicht, Du kannst nicht wissen, wie sehr ich schon, ungeachtet meiner Jugend, vom Unglück heimgesucht bin; doch will ich Dir beweisen, wie sehr ich Dir vertraue, wie sehr ich Dich liebe ... Dir allein will ich mein Geheimniß entdecken."

„Ich habe es errathen, Freund," murmelte Müller; „ich weiß jetzt Ihren Namen, Graf Friedrich von Hohenzollern."

Lebhaftes Erstaunen malte sich auf Franzens Antlitze.

„Du kennst mein Geheimniß, und hast die geistreiche Delikatesse gehabt, bis zu diesem Augenblicke keine Anspielung darauf zu machen!" sagte er im Tone der Bewunderung — „ich danke Dir dafür. Ja, Sigismund, dieser Name allein hat Dich von meinen Leiden in Kenntniß setzen müssen. Von meinem Vater verstoßen, weil ich mich unfähig fühlte, heilige Pflichten zu erfüllen; von meinem ältern Bruder beschuldigt, daß ich ihn künftighin zu verdrängen trachte: habe ich auf meine Familie, auf mein Vaterland und sogar auf meinen Namen verzichten müssen. Ich floh aus dem väterlichen Hause, um in Unabhängigkeit zu leben. Doch wie erfuhrst Du es?"

„Die genauen Erklärungen des Chevalier Ritter ließen mir keinen Zweifel übrig, Graf Friedrich. Dann die Worte, die Sie stets in Ihren Fieberanfällen aussprachen."

„Warum redest Du mich nicht mehr an wie Deinesgleichen? Sigismund, sey der Freund des Grafen von Hohenzollern, wie Du der des Studenten Franz warst. Ach! ich bin ja auch nichts weiter als ein armer Student ohne Vermögen und ohne Namen!... Wilhelmine selbst weiß nicht einmal, zu welchem Range ich sie hätte erheben können ... wozu auch ihr Bedauern rege machen? Uebrigens wollte ich um meiner selbst willen geliebt seyn und begnügte mich, ihr zu sagen, daß ich adeliger Abkunft sey, wie sie. Später mußte ich diese Versicherung in ihrer Gegenwart widerrufen ... doch muß ich Dir gestehen, Freund, daß, als Ritter und der Baron mich dieser niedrigen Abkunft wegen verspotteten, ich auf dem Punkte war —"

„Du hättest Dich verrathen, ohne dadurch etwas zu erzwecken; der Baron zürnt Dir nicht so sehr, weil Du von niedriger Herkunft seyst, sondern weil Du seine Projekte zerstört hast. Diese Gewißheit habe ich seit meiner letzten Unterredung mit ihm erlangt. Also, lieber Freund, würde es unklug seyn, Dich dem Baron zu erkennen zu geben; dies Geständniß würde noch Deine Gefahren vermehren. Bis jetzt konnte ich Dich den Nachforschungen des Kanzlers, welcher nun Besitzer des Steinbergs ist, entziehen; doch kann er jeden Augenblick zurückkehren und mich an mein Versprechen mahnen."

„Was für ein Versprechen?"

„Ich hatte mich anheischig gemacht, seine Nachforschungen unter den Heidelberger Studenten zu unterstützen; ich beabsichtigte damit seinen Argwohn von Dir abzuwenden; vielleicht auch wollte ich mich ein wenig auf Kosten dieser lächerlichen Person belustigen. Am Tage des traurigen Ereignisses suchte der Chevalier mich auf; er hielt es nicht für gerathen, wegen der tragischen Begebenheit, deren Schauplatz das Schloß in seiner Gegenwart gewesen, unmittelbar seine Rechte auf das Schloß geltend zu machen, und glaubte seine Zeit besser anwenden zu können, wenn er sich nach Heidelberg begäbe; er bat mich um die Weisungen, die ich ihm zur Erfüllung seiner Mission versprochen. Du warst krank, dem Tode nahe; ich hatte keine lange Zeit zum Nachdenken, doch sah ich ein, daß wenn Ritter sich nach Heidelberg begäbe, es ihm nicht schwer fallen würde, Dein Geheimniß zu durchdringen. Viele Anzeichen konnten ihn den Grafen Friedrich in dem Studenten Franz erkennen lassen. Ich machte mich daher verbindlich, ihm später den Sohn seines Herrn zu bezeichnen, wenn er für den Augenblick seine persönlichen Nachforschungen einstelle, denn diese könnten, sagte ich ihm, den Flüchtling aufmerksam machen und die Unternehmung vereiteln. Ich gab mir den Anschein, als habe ich von dem Fürsten von Hohenzollern eine Gnade für meine Verdienste zu fordern, und setzte die Ausführung meines Versprechens auf den Zeitpunkt Deiner Genesung fest. Ritter nahm diese Bedingungen an. Nachdem er mir angekündigt, daß er nach einem Monate zurückkehren werde, um Besitz von dem Schlosse zu nehmen, reichte

Digitized by Google

er nach Karlsruhe, wo er einen Befehl des Großherzogs erwirken sollte. Von da wird er ungesäumt zurückkehren, und ich weiß nicht, wie ich ihn diesmal los werden soll. Ich hoffte, daß Du vor seiner Rückkehr das Land verlassen haben würdest; aber Deine Liebe zu Wilhelminen und noch andere Hindernisse —"

„Oh! ich will, ich darf die Nachbarschaft des Steinberg nicht verlassen, bevor ich weiß, daß Wilhelmine keine Gefahr läuft!" unterbrach Franz mit Wärme — „ich werde mein Recht auf sie bis zu meinem letzten Athemzuge geltend machen! Aber von welchen andern Hindernissen sprichst Du, Sigismund? ich habe Dich nicht verstanden."

„Ach; sehr niedrige Hindernisse für den Sohn des Fürsten von Hohenzollern! Wie Du weißt, Franz, haben Du, Albert und ich seit längerer Zeit schon gemeinschaftliche Kasse. Die bescheidene Summe, welche Albert monatlich von seinem Vater erhält, genügt kaum für seine Wirthshaus-Ausgaben; meine Geldmittel sind noch geringer ... nun! die Kosten Deiner Krankheit, die Tollheiten Alberts, meine Verschwendung vielleicht haben unsere Mittel erschöpft; kurz, unser Wirth will uns nicht länger Credit bewilligen."

Franz lächelte trübe.

„Ist es nur das, Freund Sigismund? Dies Hinderniß kann leicht beseitigt werden! Ein jüdischer Banquier zu Mannheim hat eine Summe von vierzigtausend Gulden, mein ganzes Vermögen, in Verwahrung ... es gehört Dir und Albert."

„Vierzigtausend Gulden!" wiederholte Sigismund mit nachdenklicher Miene — „man könnte ja mit dieser Summe ...... ja, ja, dieser Gedanke ist vielleicht eine Eingebung von Oben ... ich will Ritter aufsuchen, ich —" Er unterbrach sich und fuhr gegen seinen Freund fort: „Franz, Du mußt gleich dieses Geld von Mannheim holen; Du bist stark genug, diesen Ausflug zu unternehmen. Ich will eine Barke mit zwei Ruderern miethen und —"

„Ich weiche nicht von hier, ich verliere keinen Augenblick diesen alten Thurm, der mein Liebstes enthält, aus dem Gesichte!" rief Franz. „Sigismund, treuer Gefährte, nur noch diesen Beweis von Freundschaft! übernimm Du es, dies Geld zu holen. Die Anweisung hier lautet auf den Vorzeiger; man wird Dir den Betrag ohne weitere Förmlichkeit auszahlen."

Er hielt ihm ein Papier hin, das er aus seiner Brieftasche genommen hatte.

Sigismund zögerte, es anzunehmen.

„Sey es denn," sagte er am Ende, „ich will gehen; „doch nur unter einer Bedingung."

„Welche denn, guter Müller?"

„Daß Du während meiner Abwesenheit keinen Versuch machst, in das Schloß Steinberg zu dringen, um Wilhelmine zu sehen."

„Aber, Sigismund, wenn sich unterdessen etwas ereignete, wenn ich erführe —"

„Ich kehre morgen zurück; übrigens habe ich einen Plan, der alle diese verwegenen Unternehmungen überflüssig machen würde."

„Ueberflüssig! ... Du willst also Wilhelmine der Rache ihres schrecklichen Bruders entreißen?"

„Ich hoffe den Baron dahin zu bringen, daß er Deine Heirath mit seiner Schwester anerkennt, falls Gott ihm noch etwas Bewußtseyn gelassen hat!"

„Sollte es möglich seyn? Erkläre!"

„Die Zeit drängt und dann habe ich noch meinen Plan zur Reife zu bringen, bevor ich ihn ausführe. Vertraue mir, bald, morgen vielleicht wird alle tödtliche Angst zu Ende seyn."

„Bewirke das, Sigismund, und ich verdanke Dir mehr als das Leben!"

„So habe ich also Dein Wort. Du unterlässest jeden verwegenen Schritt während meiner Abwesenheit?"

„Ich verspreche es!"

„Guten Muthes denn!" versetzte Sigismund, mit entschlossener Miene sich erhebend. „Bitte den Himmel, meine Anstrengungen zu segnen, und es wird noch Glück für Dich auf Erden erblühen!"

Die beiden Freunde umarmten sich feurig. Sigismund theilte Franz die Zauberworte mit, die er nöthigenfalls aussprechen solle, um Gehorsam von Albert Schwarz zu erlangen; dann, nachdem er von Neuem dem Gatten Wilhelminens Vorsicht anempfohlen, entfernte er sich eilig.

Wenige Augenblicke nachher fuhr er in einem von zwei Schiffern geleiteten Fahrzeuge nach Mannheim.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Zur Geschichte der Schnupftücher.) Auch das Schnupftuch, das Taschen- oder Sacktuch, wie es in Süddeutschland heißt, hat seine Geschichte. Es gehört zu den Kleiderbedürfnissen der civilisirten Menschheit, muß also mit dieser

Civilisation auch seine Art von Entwickelung gehabt haben. Hermann Hauff, der Redakteur des „Morgenblattes“, hat ein geschichtliches Buch über die Trachten geschrieben; aber unsere Modezeitungen liefern unseres Wissens wenig Beiträge über das vernachlässigte Schnupftuch; und doch würde man über Unsittlichkeit klagen, erschiene ein eleganter Modeherr oder eine Modedame ohne Schnupftuch. Wir wollen hier einige Notizen und Andeutungen zur Geschichte des Mouchoir geben.

Bei den Alten würde eine Frau, die öffentlich mit einem Schnupftuche in der Hand erschienen wäre, allen antiken Anstand verletzt, alle Anbeter verscheucht haben. Gatten trennten sich im klassischen Alterthum von Gattinnen, welche die Schwachheit gehabt, in einem interessanten Augenblick ein Schnupftuch zu gebrauchen. Im Juvenal (Satir. 6, 143) wird eine Liebhaberin aus dieser Ursache entlassen. Im „prahlerischen Soldaten“ von Plautus (Act. 3, Sc. 1, V. 192) kann man die Eigenschaften lesen, die ein Kenner von einem Mädchen wünscht, das er lieben kann. Epiktet spricht in einem moralischen Aufsatze zu einem Cyniker: „Wie! Unreiner, der Du bist, würdest Du es wohl gar wagen, in unsern Tempeln auszuspucken oder Dir die Nase zu putzen?“ (Arrian. Dissert. Epict. 1. 3, Cap. 2). Die Alten gebrauchten bekanntlich regelmäßig Bäder und reinigten auf diese Weise ihre Haut. Aerzte mögen untersuchen, ob die vermehrte und beständige Hautreinigung und Porenöffnung den Gebrauch des Tuches für Nase und Mund überflüssig machen kann. Jedenfalls hatten die Griechen und Römer Respekt vor trockenen Nasen. Nur Greisen und Kindern ward verziehen, öffentlich das Gegentheil am Riechwerkzeug zu verrathen. Oeffentliche Redner gebrauchten dagegen das Sudarium (Schweißtuch). Es steckte in einer Falte der Tunica. Tacitus sagt in den Annalen, Nero habe sich gerühmt, im Theater sich nie den Schweiß von der Stirn getrocknet zu haben.

Bei uns Modernen kennt man das Räthsel: „Der Bauer wirft's weg, der Städter steckt's in die Tasche; was ist das? — Der Chinese, dieser raffinirte Virtuose in der kleinlichen Technik für den Comfort, hält sich mehrere kleine seidene Lappen in der Tasche; hat er einen gebraucht, so wirft er ihn fort. Bei den Türken im Harem ist das Zuwerfen des Tuches ein famoses Ereigniß. Doch gibt das Tuch dabei nicht das Zeichen, sich die Nase zu putzen, sondern das Zeichen der Gunst; das Tuch gilt dabei gleichsam als Schleier, als Andeutung und Wink, sich zu verschleiern.

Die Frauen des Mittelalters stickten den Kriegern und Helden Tücher, nicht blos Schärpen und Binden, sondern auch Taschentücher, mit Namen und Wappen darin. Im Jahre 1560 machte Johann Nicot den Tabak bekannt. Seitdem — o Jammer! — sind die Schnupftücher für so Viele in der Menschheit ein Bedürfniß geworden, das alle Schönheitsgrenzen überschreitet. Und doch ist das Tuch für manches Symbol auch heutzutage noch giltig. Ein wehendes weißes Tuch, das von ferne durch die Luft flattert — o Sonne des Glücks! — dem schon halb Gehängten kündet es Gnade und Leben an. Wehende Tücher aus den Fenstern, wenn aus dem Kampfe heimkehrende Krieger durch die Straßen ziehen, sind Fahnen der Freude. Und die Thränen, die ins Taschentuch der Frauen fallen, sind — mitunter — noch immer heilig.

(Russisch-patriotische Herzensergiefsungen.) Die „nordische Biene“ brachte jüngst ein Tendenzgedicht, welches mitzutheilen wir uns nicht versagen wollen, zumal es vor den andern derartigen Arbeiten den Vorzug der Kürze hat. Es trägt die Ueberschrift: „Zum gegenwärtigen Kriege“ und lautet in der Uebersetzung folgendermaßen:

„Da steht, von Kriegeslust entbrannt, der Feldherr Palmerston und schlägt Rußland mit dem Zeigefinger auf der Karte nieder. Durch seine Kühnheit ermuthigt, kommt auch der Franzose hinter ihm drein, schwingt des Onkels Schwert und schreit: Allons, courage!... Doch wir haben dies Schwert bereits gesehen, aber nicht in solchen Händen. Wenn der Onkel ruhmlos aus Rußland zurückkehrte, so wird es dem Neffen ganz gewiß nicht besser gehen. Albion — das ist was Anderes — Albion hat noch nicht versucht, was für eine Maschine unser Rußland ist und von wie viel Pferdekraft. Das wird eine Verwunderung seyn für die praktischen Köpfe, wenn es sie ohne Dampf seine Kraft wird fühlen lassen!... Merket wohl! die Maschine ist bereit, sie wird wirken wie ehemals; sie wird bewegt von drei Worten: Gott, Vaterland und Zaar!“

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 35. Dienstag, 21. März 1854.

Δ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

Franz folgte seinem treuen Freunde so lange mit dem Blicke, bis das Fahrzeug seinen Augen unsichtbar wurde, und wandte dann diese nach dem Schlosse hin, dessen schwarze Mauern sich am Horizonte abzeichneten. Kein menschliches Antlitz zeigte sich in den Schießscharten, welche nach der Landseite hin als Fenster dienten; keine Gestalt zeigte sich hinter den Zinnen. Immer dasselbe Schweigen, dieselbe Unbeweglichkeit auf dem Steinberg und in dessen Umgebung; nur die Störche umflogen noch den Thurm.

Der Student folgte unwillkürlich mit den Augen den zahlreichen Bewegungen dieser schönen Thiere. Bald ließen sie sich mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles zur Erde nieder, bald erhoben sie sich wieder bis zu den Wolken, bald setzten sie sich spielend auf den Thurm oder die Dächer des Schlosses.

„Glückliche Vögel!" sagte Franz seufzend — „ihr Flügel hat vielleicht eben an das Fenster Wilhelminens geschlagen; sie konnten einen Laut ihres Mundes, einen Ton ihrer süßen Stimme vernehmen!... Daß ich nicht auch Flügel habe, um zu ihr zu gelangen!"

Und stille Thränen flossen über sein blasses Antlitz.

Während er noch so dastand, zeigte sich plötzlich eine menschliche Gestalt hinter den Zinnen des Thurmes; an ihrem hohen Wuchse, an ihren tiefgefurchten Zügen erkannte Franz leicht den Baron von Steinberg. Heinrich hielt ein Gewehr in der Hand, das er schnell an die Wange legte. Ein Knall erfolgte und zugleich senkte einer der Störche seinen Flug in weiten Kreisen; er war verwundet.

In der Geistesstimmung, worin sich Franz befand, verursachte ihm dieses dem Anscheine nach so einfache Ereigniß eine tiefe Bewegung.

„So hat also" — murmelte er dumpf — „dieser mitleidlose Mann auch begriffen, daß diese Vögel von günstiger Vorbedeutung sein Glück Lügen gestraft!... Er wollte sich dafür rächen; mußte er denn aber das arme, vernunftlose Thier für die Fehler des Verhängnisses bestrafen?"

Der verwundete Storch senkte seinen Flug immer mehr. Ueber die Steinwand sich beugend schien der Baron ängstlich die Wirkung seiner grausamen That zu beobachten. Der Vogel versuchte, sich auf die Mauerkrone des Thurmes zu setzen, dann auf das Mauerstück, wo sein Nest war; doch ließen seine Kräfte immer mehr nach, er konnte diesen Stützpunkt nicht erreichen. Der andere Storch flog erschreckt um seinen Gefährten, als wenn er ihn in seinem Falle aufhalten wolle; vergebliche Bemühung! der arme Vogel fiel immer tiefer und stürzte endlich in die Gesträuche nieder, welche am Ufer des Rheines wuchsen.

Heinrich von Steinberg hatte seinen hohen Posten nicht verlassen; aber ein Felsenvorsprung hatte ihm den Vogel verborgen. Er neigte sich rechts und links, um den Ort zu erspähen, wo der Storch niedergefallen war; dann wandte er sich um. Ein Anderer, den Franz sogleich als Fritz Reutner erkannte, eilte zu ihm. Der Baron zeigte mit dem Finger nach dem Gebüsch, dann verschwanden Beide; die Plattform des Thurmes ward wieder einsam wie früher.

Franz hatte das unschuldige Opfer des Barons nicht aus den Augen verloren. In eine Ecke des hölzernen Balkons sich drückend, um nicht vom Schlosse aus bemerkt zu werden, sah er den verwundeten Storch in das Gebüsch niedersinken und schnell nach seiner Seite hin eilen, gleich als ob

Digitized by Google

er Hilfe von ihm verlange. Gewiß kam Fritz oder der Baron vielleicht selbst, um sich desselben zu bemächtigen, und obgleich diese Erbitterung gegen ein armes unschädliches Thier unerklärlich war, so konnte es doch nicht den Verfolgungen seiner Feinde entgehen.

In diesem Augenblicke dachte Franz daran, daß Wilhelmine, ohne gerade völlig den Glauben ihrer Erzieherin zu theilen, eine gewisse Verehrung für die Störche gezeigt habe; er faßte daher den Gedanken, ein schwaches und von Wilhelminen geliebtes Geschöpf zu retten. In dieser Absicht eilte er aus der Herberge und am Ufer des Rheines hingleitend erreichte er bald den Ort, wo der Storch sich befand. Vorsichtig ergriff er ihn und kehrte schnell wieder in sein Gemach zurück, ohne Jemanden begegnet zu seyn.

Sobald er den Gefangenen auf den Boden gesetzt, eilte er wieder auf den Balkon. Der Baron war jetzt wieder auf der Thurmzinne sichtbar; er gab Fritz Reutner Zeichen, der langsam den Felsen herabstieg, wobei er sich nach allen Seiten umsah.

In der Gewißheit, daß er nicht bemerkt worden, näherte sich der Student dem verwundeten Vogel. Dieser hatte die Stelle nicht verlassen, wo ihn Franz niedergesetzt; mit den Menschen vertraut, schien ihm derselbe keine Furcht einzuflößen, man sollte fast sagen, ein geheimer Instinkt kündigte ihm die guten Absichten seines Beschützers an. Dieser neigte sich zu ihm nieder und untersuchte sorgfältig seine Wunden. Einige Schrotkörner hatten ihn getroffen, doch ohne, wie es wenigstens den Anschein hatte, in die Lebensorgane einzudringen. Franz zog sie leicht heraus, dann wusch er die Stellen, wo sie stacken, mit frischem Wasser aus. Diese einfache Behandlung hatte eine wunderbare Wirkung: der Vogel erhob bald seinen Kopf wieder, richtete sich auf seinen rothen Füßen auf, reckte seinen langen Hals und schüttelte seine Flügel, als wenn er seine Kräfte versuchen wollte.

Jetzt bemerkte der Student in den langen Federn, welche den Hals des Storches zierten, eine Art Halsband, das beim ersten Blicke kaum sichtbar war. An diesem Zeichen sowie an einer besondern Krümmung des einen Beines hätte er den „Hinkenden" erkennen können, jenen geheimnißvollen Vogel, welcher, nachdem er der Liebling des Barons Hermann, Wilhelminens Großvater, gewesen, neuerdings nach dem Schlosse zurückgekehrt war. Franz zögerte einen Augenblick, aber endlich einer unwiderstehlichen Neugierde gehorchend, legte er die Hand an diese Art Amulet; der Vogel ließ ihn gewähren.

Dieses Amulet bestand in einem dünnen gerollten Bleiplättchen, das ein Stück Pergament einschloß, und war an einem stählernen Kettchen befestigt, welches die langen und fettigen Federn des Sumpfvogels nicht ganz vor dem Roste hatten bewahren können; denn kaum hatte der Student es berührt, als es von selbst sich lösete und ihm in der Hand blieb.

Nicht ohne geheimes Beben betrachtete er nun das auf so eigenthümliche Weise in seine Gewalt Gelangte. Nachdem er die bleierne Hülle gelöst, fand er ein sorgfältig zusammengerolltes Stückchen Pergament; die metallene Kapsel hatte es vollständig vor Feuchtigkeit bewahrt und die darauf gemachten Zeichen waren noch deutlich zu erkennen. Es schien ein Plan zu seyn, der augenscheinlich in der Eile entworfen war; darunter befand sich der Namenszug des Barons Hermann und die von seiner Hand geschriebenen Worte: „Der Fluchtweg des Steinberg."

Franz dachte einen Augenblick nach.

„Der Fluchtweg!" sagte er bei sich — „ist denn das nicht jenes mysteriöse Souterrain, das noch heutzutage unter dem Schlosse existiren soll und dessen Kenntniß ausschließlich dem Chef der Familie vorbehalten war?... Ja, ja, Madeleine erzählt schreckliche Geschichten von diesem finstern Orte, obgleich sie dessen Lage nicht kennt. Ich erkläre mir jetzt die grausame That des Barons gegen diesen Vogel. Herr von Steinberg wird ohne Zweifel durch die Sage erfahren haben, daß sein Großvater dem Hinkenden dieses kostbare Geheimniß anvertraut habe, und wollte sich dessen bemächtigen, indem er den Storch tödtete. Nur ich allein auf der Welt besitze jetzt das Geheimniß der Familie Steinberg!"

Während dieser Zeit hatte sich der Storch ganz wieder erholt; er streckte seinen silbernen Hals aus, klapperte dreimal mit dem Schnabel und ging, bedächtig sich umwendend, im langsamen und majestätischen Schritte nach dem offenen Fenster hin. Er stieg auf den Balkon und erhob sich mit großem Geräusch in die Lüfte, wo er bald verschwand.

Vielleicht lag nur etwas sehr Einfaches in dieser Scene: der Vogel, von Schmerz und Ermüdung erschöpft, hatte zuerst das Bedürfniß gefühlt, sich einige Augenblicke auszuruhen. Die Leichtigkeit, mit der er sich hatte greifen lassen, konnte von der von seinem Falle verursachten Betäubung herkommen; durch die Sorgfalt des

Digitized by Google

Studenten späterhin wieder belebt, hatte sich sein Instinkt nach Freiheit geregt und er war wieder fortgeflogen. Doch die aufgeregte Einbildungskraft Franzens erlaubte ihm nicht, das Vorgefallene in diesem ganz natürlichen Lichte zu betrachten; er wollte durchaus der Vermittlung eines höhern Wesens das Geheimniß verdanken, welches er soeben erfahren: der Storch schien ihm einem übermenschlichen Einflusse gehorcht zu haben; auch blieb er mehrere Minuten auf seinem Sitze, noch an der Wirklichkeit Dessen zweifelnd, was eben erst vorgefallen.

(Fortsetzung folgt.)

E d i t h.

Aus dem Englischen.

„Ersticken Sie nicht in dieser Menschenmenge, Bringhurst?" fragte Ernst Warton einen Freund, der neben ihm in einer Ecke eines dichtgefüllten Salons stand. „Es scheint, daß Mistreß Russel ihren Stolz sucht in der Menge der Personen, die sie zu ihren Fêten versammelt. Ich für meinen Theil mag lieber weniger Leute bei größerer Bequemlichkeit; doch die Damen denken anders. Aber wer ist denn die prächtige Dame an Woodhull's Arm?" rief er plötzlich aus, sich selbst unterbrechend.

„Ist's möglich, daß Sie die schöne Mistreß Beresford nicht kennen?" erwiederte der Freund — „sie ist ja in den letzten drei Saisons die Königin aller Feste gewesen!"

„Sie vergessen, Bringhurst, daß ich mehr als vier Jahre abwesend war und erst jetzt zurückgekommen bin. Ich habe die Schönheiten aller Höfe in Europa gesehen, aber nie eine, die mit diesem herrlichen Wesen verglichen werden könnte. Wer ist der Beneidenswerthe, der ihr Gatte ist? Wer möchte nicht ein Paris seyn um einer solchen Helena willen?"

„Ihr Gatte macht nicht so viel aus ihrer Schönheit und ist auch nicht in einer so beneidenswerthen Lage, wie Sie meinen," erwiederte Bringhurst; „es ist merkwürdig zu sagen, er ist bezaubert von den Reizen eines schlauen Weibes, das in keiner Hinsicht seiner Frau gleicht."

„Das ist seltsam," sagte Warton nachdenkend; „bitte, stellen Sie mich vor."

„Gern!" versetzte Bringhurst — „kommen Sie mit mir."

* * *

Edith Beresford war eine stolze, herrschsüchtige Frau, aber dennoch gefühlvoll und von warmem Herzen. Als sie sich vor drei Jahren verheirathete, liebte sie ihren Gatten beinahe bis zur Vergötterung, und er war ebenso für sie eingenommen. Anfangs waren sie sehr glücklich; aber leider gehörte Beresford zu jenen unbeständigen Männern, deren Neigung bald schwächer wird und die stets neue Gegenstände, welche ihnen Interesse einflößen, verlangen. Er verstand den Edelmuth des Charakters seiner Gattin nicht zu würdigen, ihre tiefe, glühende Liebe war ihm ein Geheimniß; nur in so weit sie seine Eitelkeit und seinen Egoismus befriedigte, schätzte er sie.

Solch eine Ehe mußte eine unglückliche werden. Bald ward er seiner Gattin überdrüssig, und Edith's Lage ward eine sehr traurige. Gar bald durchschaute sie den wahren Charakter ihres Gatten, sie ertrug geduldig seine natürlichen Schwächen; aber als sie sah, daß er das Herz, das ihr allein gehören sollte, einer Andern zu Füßen legte, da hatte ihr Zorn keine Grenzen.

Eugenie Milford war die Rivalin, welche nach dem Platze, den Edith erlangt, gestrebt hatte. Es war ihr nicht gelungen und im Aerger darüber gelobte sie Rache. Sie kannte Edith's Liebe für ihren Gatten und wendete alle Künste an, das Herz der Gegnerin an seiner zartesten Seite zu verletzen. Beresford verlangte stets die vollständigste Liebe von Edith und prahlte, daß, wie er auch gegen sie handeln möchte; sie doch stets ihn lieben würde.

Mit Staunen und Unwillen sah Edith das Betragen ihres Gatten. Ihr gekränktes Gefühl ließ sie ihre herrische Gemüthsstimmung im höchsten Grade annehmen; es folgten gegenseitige Vorwürfe und ihr Haus ward der Schauplatz beständiger Zwietracht.

So standen die Sachen zu der Zeit, wo unsere Erzählung beginnt. Edith beherrschte alle Herzen, nur eines nicht, und dieses eine ward von ihr nicht mehr geachtet; verschmäht, beleidigt, sank ihre Liebe zu ihrem Gatten bis zur Verachtung herab, die sich bald in unversöhnlichen Haß verwandeln sollte.

Es war gegen das Ende der Wintersaison und sie machten schon Plane für eine Sommerreise, als sich Etwas ereignete, das für immer jede Hoffnung künftigen Glückes von den beiden Ehegatten verbannte. Bei einer ihrer täglichen Scenen gegenseitiger Vorwürfe war Beresford fast außer sich gerathen vor Wuth über ihre scharfen Worte und ihr Betragen.

„Es wäre besser, weit besser gewesen,“ rief er, „Du hättest einen rohen Menschen geheirathet, der Deine beleidigenden Reden mit körperlicher Züchtigung vergolten hätte!“

„Dazu würdest Du nicht den Muth haben, mein tapferer Gemahl!“ erwiederte sie höhnisch, mit dem Teufel des Spottes um die Lippen und in den Augen.

„Edith, Edith! seh' Dich vor, was Du sagst!“

„Ich fürchte Dich nicht, Feigling!“

„Edith, laß Deinen Hohn!“

„Oh! edle Seele!“ rief sie spöttisch.

„Edith, Frau! höhne, spotte nicht! ich fühle, daß ich meines Zorns nicht mehr Herr bin.“

Sie hörte nicht auf mit höhnenden Worten. Seine Hand traf sie. Sie wankte, faßte sich aber und stand vor ihm, eine schöne Furie.

„Beresford!“ rief sie mit Leidenschaft — „Du nennst Dich einen Mann und hast ein Weib geschlagen! Der letzte Tropfen ist in den Becher meiner Leiden gefallen. Nun höre mich! Als ich Dich heirathete, liebte ich Dich, wie nur ein Weib lieben kann. Bald erkannte ich die Unwürdigkeit meines Idols. Meine Liebe ward zur Verachtung — sie ist in Haß verwandelt; aber ich will mich rächen.“

„O Edith, vergib — vergib mir!“ rief jetzt der reuige Gatte. „Ich war wahnsinnig, ich wußte nicht, was ich that. Vergib mir, und wenn die tiefste Reue die Vergangenheit wieder gutmachen kann, so können wir doch noch glücklich seyn.“

„Glücklich!... Dir vergeben!... Glaubst Du, daß Edith die Hand küssen wird, die sie schlug?“

„Ich beschwöre Dich bei dem Andenken an unsere Liebe —“

„Unsere Liebe!... Deine Liebe gehört ja längst Eugenien Milford; die meinige ist Staub und Asche. Sagte ich Dir nicht, daß ich Dich hasse?“

Er flehte um Vergebung; umsonst: Edith wiederholte ihr Rachegelübde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(**Eigenthümliche Art neuer Gewerbthätigkeit.**) Mit der Eisenbahn kam dieser Tage eine Frau in Wiesloch an und fragte nach einer Hebamme, bei welcher sie sich angeblich nach einer Schenkamme erkundigen wolle. Bereitwillig erhielt die Fremde Auskunft, besuchte zugleich das zur Uebernahme der Stelle bereite Mädchen, erkundigte sich in dessen Wohnung nach den Verhältnissen desselben und bestellte einen „guten Kaffee mit Mürbem.“ Um diesem Wunsche entsprechen zu können, wanderte ein Kleidungsstück in den Versatz. Lohn und Trinkgelder wurden nun besprochen und die Abreise nach Mannheim zu der künftigen Herrschaft **Zwack** auf den andern Tag festgesetzt. Während des Abendessens bei der über ihre zu hoffende Belohnung glücklichen Hebamme äußerte die Fremde, sie besitze ein Stück Tuch, das sie zu verkaufen wünsche, weil solches zu ihrem Gebrauche nicht fein genug sey. Die Abnahme dieses Tuches wurde zugesagt. Der kommende Morgen führte die Fremde in Begleitung der Schenkamme und einer Tochter der Hebamme Mannheim zu. In einem an der Straße gelegenen Orte entlieh die Tochter der Hebamme bei einer daselbst dienenden Schwester 3 fl., welche in Sch. der Fremden eingehändigt wurden, da letztere keine Münze zu der dort gemachten Zeche zu haben vorgab. Während der Weiterreise bemerkte die Abenteurerin, sie friere, worauf ihr die künftige Schenkamme ein neues Umschlagtuch gab; ferner äußerte jene gegen das bethörte Mädchen, es möge solches ihr seine Ohrringe zur Aufbewahrung übergeben, da ihre Herrschaft **Zwack** derartigen Schmuck zu tragen nicht gestatte; es wurden ihr dieselben eingehändigt. In Mannheim angekommen, kehrte die Gesellschaft ein. Die Fremde sprach den Beiden zu, sie möchten nun essen und trinken, was ihnen behage, während sie ihrer Herrschaft die Ankunft der Schenkamme melden wolle. Indeß verließen Alle das Gasthaus. Die Fremde ging eine Strecke hintendrein und verschwand in einem Hause, aus dem sie trotz allem Warten nicht wiederkehrte. Eingezogene Erkundigung ergab, daß es in Mannheim keine Herrschaft Namens **Zwack** gebe; den Bethörten aber waren Kaffee und Mürbes, Abendessen, drei Gulden, Umschlagtuch und Ohrringe „abgezwackt.“ — Ganz dieselben Streiche hat die Betrügerin auch in Speyer und Worms ausgeführt. Damit derselben, wenn es ihr etwa einfallen sollte, ihr sauberes Handwerk auch in hiesiger Gegend zu versuchen, solches nicht gelingen möge, lassen wir hier ihr Signalement — nach einem Ausschreiben des kgl. Polizeikommissärs in Speyer — folgen:

Alter: 50 Jahre; Größe: 5' 7"; Gesichtsfarbe: gelb; Haare: schwarz; Nase und Mund: gewöhnlich; Augen: grau und groß; Statur: stark. Dieselbe trug ein schwarzes Orleankleid, einen buntgewirkten Shawl, seiden u. wollen, ganz neu, im Werthe von 25 fl., einen kornblauen Atlas-Sonnenschirm mit weiß u. schwarz gestreifter Borde, geschnitztem Stiele und weißem Elfenbeingriff, Werth: 5 fl., eine weiße Tüllhaube und schwarze Sammtschuhe.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 36. Freitag, 24. März 1854.

△ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

Franz ward durch die Stimme Alberts aus seinem Sinnen gerissen, und er beeilte sich, sein Pergament zu verbergen, womit ihm der Storch ein Geschenk gemacht zu haben schien.

Albert trat in das Zimmer.

„Bei meinem Schläger!" rief er — „da Du einmal hier bist, so sollst Du ein neues Schauspiel sehen!"

„Was denn?" fragte Franz zerstreut.

„Sieh nur dort den Baron auf der Plattform seines alten Thurmes ... seit fünf Minuten macht er dasselbe Manöver."

Franz nahm seinen Beobachtungsposten wieder ein, von dem der verwundete Storch ihn einige Zeit fern gehalten.

Man sah in der That den Baron mit großer Schnelligkeit hinter den Mauerzinnen hin und her gehen; seine Bewegungen waren ungestüm, verstört; von Zeit zu Zeit erhob er seine geballten Fäuste drohend gegen den Himmel. Die äußerste Wuth zeigte sich in diesem Benehmen.

„Was kann ihn denn so aufregen?" sagte Franz ganz nachdenklich — „es ist doch wohl nicht sein fruchtloser Angriff auf —"

„Was ihn so aufregt?" unterbrach Albert — „das ist nicht schwer zu errathen, wenn das, was man im Dorfe erzählt, wahr ist."

„Nun! was erzählt man denn?"

„Der Baron von Steinberg ist toll geworden, aber wüthend toll. Es soll sehr gefährlich seyn, ihm zu nahen."

Man hat wohl nicht vergessen, daß Sigismund dem kaum Genesenen seine Befürchtungen hinsichtlich des Barons verborgen hatte; daher war Franz bei dieser Nachricht wie vom Blitze getroffen.

„Wäre es möglich?" sagte er voll Schrecken. „Ach! die arme Wilhelmine, die mit ihm in das unzugängliche Schloß eingesperrt ist!... Aber nein! man darf dem Geschwätze der müßigen Bauern nicht glauben, und Du, Albert, thust Unrecht, solche Abgeschmacktheiten zu wiederholen."

„Es steht Dir frei, diese Nachricht nicht zu glauben, doch ist diese Brut von Fritz Reutner bei den Bauern nicht so stumm wie bei uns; er hat dem Schiffer Junker, einem Freunde von mir, gestanden, daß dieser wüthende Steinberg Alle im Thurme zittern mache; er hält sie unter Schloß und Riegel, er überwacht sie Tag und Nacht, daß sie nicht mit der Außenwelt verkehren können. Jeden Augenblick könnte dieser Besessene wohl den Einfall haben, sie zu seinem Zeitvertreibe zu erwürgen."

„Und Wilhelmine? hat man von Wilhelminen gesprochen?"

„Fritz will von ihr nicht sprechen; doch schüttelt er den Kopf, wenn man ihren Namen nennt, und gibt zu verstehen, daß der Baron wohl in seinen Anfällen von Tollwuth einmal versuchen könnte. —"

„Der Major von Steinberg wäre also ein wildes Thier!" rief Franz voll Verzweiflung. „Doch Du irrst Dich, Albert, Du mußt Dich irren, Wilhelmine kann nichts von ihrem Bruder zu befürchten haben!"

„Siehe!" sagte Albert etwas ironisch, nach dem Thurme zeigend.

Eine neue Gestalt war soeben auf der Plattform erschienen; es war Fritz Reutner. Ohne Zweifel wollte er dem Baron von seinen fruchtlosen Nachforschungen Bericht erstatten; dieser aber gerieth bei seinem Anblicke in die fürchterlichste Wuth. Er warf sich auf Fritz, schlug ihn mit den Fäusten und mißhandelte ihn auf unerhörte

Digitized by Google

Weise. Da sich sein Zorn durch diese Gewaltthat noch immer steigerte, so ergriff er den unglücklichen Diener und riß ihn nach der Mauer hin, als wenn er ihn in den Abgrund stürzen wollte. Fritz wehrte sich; doch sey es, daß er in seiner stupiden Ergebenheit für seinen Herrn seine ganze Kraft nicht zu gebrauchen wagte, oder daß die Kraft des Majors durch seine Tollheit vermehrt war, er unterlag. Bald schwebte sein Körper über dem Abgrund. Vergebens hatte er sich an die Mauer geklammert; nichts hielt ihn mehr über dem Abgrunde, dessen Tiefe Schwindel verursachte, als die convulsivisch bebende Hand des wilden Majors.

Die beiden Studenten stießen einen Schrei aus, der jedoch ohne Echo über den Rhein hin verhallte. Franz wandte die Augen ab, um den unvermeidlichen tödtlichen Fall nicht zu sehen.

Doch im selben Augenblicke erschien Madeleine Reutner hinter dem Baron und lief mit fliegenden Haaren und ausgestreckten Armen auf ihn zu. So groß war die Gewalt der erschreckten Mutter, daß der Wüthende das Haupt umwandte und zu zögern schien, daß Verbrechen zu verüben. Fritz benutzte diese Zögerung: mit der äußersten Anstrengung erhaschte er die Mauer wieder und schwang sich darauf, worauf sich Alle in sichtbarer Aufregung von der Plattform entfernten.

Diese schreckliche Scene hatte sich in weniger Zeit zugetragen, als man bedarf, um sie zu lesen. Die beiden Studenten warteten noch einige Augenblicke, doch Niemand zeigte sich mehr hinter den Zinnen. Franz trocknete seine in Schweiß gebadete Stirne.

„Ja," sagte er wie bei sich, „der Kummer, den Storch verfehlt zu haben, konnte den Baron nicht zu solchen Excessen treiben; es unterliegt keinem Zweifel mehr, sein Geist hat gelitten. Doch wie jetzt die arme Wilhelmine den Händen dieses Wahnsinnigen entreißen?"

„Nun, das ist nicht schwer zu beantworten: man muß den Bürgermeister des Bezirks holen und ihm den Fall mittheilen. Die Justiz wird sich nach dem Schlosse begeben und den Zustand des Barons constatiren."

Franz dachte einen Augenblick nach.

„Nein," sagte er endlich, „das würde zu weitschweifig werden, und wer weiß, zu welchen Gewaltthaten der Major sich könnte hinreißen lassen, wenn er sein Schloß von der Obrigkeit umgeben sähe. Ich will ein anderes Mittel versuchen, das Gott mir wunderbarer Weise verschafft hat. Ich will noch in dieser Nacht in den Thurm von Steinberg dringen und Wilhelmine entführen.... Albert, Du sollst mich begleiten."

„Ich! ich soll den Fuß in diesen schrecklichen Steinhaufen setzen, um diesen Kannibalen von Major zu sehen, das hieße ebensoviel als in die Hölle gehen, um mit dem Teufel zu sprechen. Dieser Riese von Steinberg und sein grunzender Eber Fritz würden nur einen Mundvoll aus uns machen! Bei Gott, Franz, Du hast Dich wahrlich nicht über mich zu beklagen; ich habe Dir Beweise genug meiner Ergebenheit und meines Muthes gegeben ... aber in dieses Wespennest zu dringen, nein, das thue ich nicht!"

„Du hast Recht," erwiederte Franz in melancholischem Tone, „ich muß es allein wagen; auch gehört das Geheimniß, welches ich entdeckt, nicht mir; ich könnte es selbst meinem besten Freunde nicht entdecken. Ich werde also ohne Jemandes Hilfe handeln."

„Was sagst Du?" fragte Albert neugierig — „was willst Du thun?"

„Nichts, nichts!" versetzte Franz schnell, sich des Leichtsinnes Alberts erinnernd — „ich kann nichts für Wilhelmine thun. Warten wir lieber die Rückkehr Sigismunds ab; er beschäftigt sich mit unser Aller Glücke ... wir müssen auf ihn unser Vertrauen setzen."

Albert besaß nicht Umsicht genug, um zu bemerken, daß der Ausdruck in Franzens Antlitz, der Ton seiner Stimme seine Worte Lügen strafen, und er antwortete sogleich mit seinem gewöhnlichen Leichtsinne:

„Ja, ja, Sigismund ist gut, um Rathschlüsse zu geben; er ist ein Ulysses, ein beredter Nestor. Ich dagegen" — fuhr er prahlerisch fort — „bin ein Mann der That, ein ungestümer Achilles. Wenn Deutschland oder einer meiner Freunde meines Armes bedarf, so bin ich stets bereit, sicher und treu, wie ein Schläger aus Klingenthal. Adieu, Kamerad! ich verlasse Dich jetzt bis zu Müllers Rückkunft."

Und der leichtsinnige Student eilte aus dem Zimmer.

Franz nahm kaum seine Entfernung wahr; er war in tiefes Nachdenken versunken. Bald zog er aus der Tasche das Pergament, das geheimnißvolle Geschenk des Hinkenden, und an das Fenster tretend, schien er das Schloß nebst Umgegend mit dem vom Baron Hermann entworfenen Plane zu vergleichen. Nach einer sorgfältigen Prüfung ging er aus dem Hause und verlor sich in die Felsen, welche die Ufer des Rheins begrenzen.

Digitized by Google

Sein Gang dauerte lange; als er zur Herberge zurückkehrte, war die Sonne bereits am Untersinken. Ohne Zweifel hatten seine Nachforschungen Erfolg gehabt, denn seine Stirne strahlte von Hoffnung, ein Lächeln des Triumphes umschwebte seine Lippen.

Im Augenblicke, wo er die ersten Häuser des Dorfes erreichte, hörte er einen Stein von Fels zu Fels fallen. Er blieb stehen und wandte den Kopf nach dem Steinberg: eine Hand bewegte sich in einer Schießscharte des Thurmes, wie wenn sie ihm Zeichen machte, zu warten. Im selben Momente rollte der Stein, dessen Fallen seine Aufmerksamkeit erregt, in seiner Nähe nieder. Ein Papier war daran geheftet. Franz bemächtigte sich gleich desselben und wollte es sofort lesen; doch die Hand bewegte sich heftig, als wenn sie ihm befehle, sich zu entfernen, und verschwand dann sogleich.

Vor Freude zitternd und befürchtend, daß seine Gegenwart die Person compromittiren möchte, die ihm diese Botschaft sandte, beeilte er sich, einen Ort zu gewinnen, wo er vom Schlosse aus nicht bemerkt werden konnte. Dort öffnete er das Papier und las nachstehende Worte, die von einer wenig geübten Hand, ohne Zweifel der Madeleinens, mit Bleistift geschrieben waren:

„Rettet, was noch von der unglücklichen Familie von Steinberg übrig ist. Der Baron hat den Verstand verloren. Seine Wuthanfälle lassen mich für Wilhelmine zittern. Jede Minute vermehrt ihre und unsere Gefahr."

Franz war wie zu Boden geschmettert.

„So hatte Albert also doch Recht!" rief er fast verzweifelnd. „Nein, ich werde die Rückkehr Sigismunds nicht abwarten, wie ich ihm versprochen. Er wird mir diesen Wortbruch verzeihen, wenn er hört, wie gebieterisch die Umstände waren.... Voran denn! ich darf nicht mehr zögern, ich muß Wilhelminen zu Hilfe eilen ... noch diese Nacht will ich mein Vorhaben ausführen!"

Er wandte sich auf dem Rückwege nochmals um, um einen letzten Blick nach dem Steinberg zu werfen; man sah kein Zeichen mehr in der Schießscharte, das Schloß hatte sein todtes und schweigendes Aussehen wieder. Franz wischte eine Thräne aus seinen Augen und begab sich nach der Herberge, um seine Vorbereitungen zu treffen; doch kaum hatte er die Schwelle derselben betreten, als die wohlbekannte Stimme Ritters ihm ins Ohr tönte:

„Verhaftet noch Jenen! Diesmal, deß bin ich sicher, wird mir der Herr Graf Friedrich von Hohenzollern nicht entgehen!... Ah, meine Herren Studenten! Sie haben vor einiger Zeit Ihren Scherz mit mir getrieben; ich bedanke mich heute dafür!"

Bevor Franz irgend Widerstand leisten konnte, warfen sich vier bis fünf Häscher in der wohlbekannten Kleidung der großherzoglichen Polizei auf ihn und machten ihm jede Flucht unmöglich.

(Fortsetzung folgt.)

E d i t h.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Morgen nach dem stattgehabten Auftritt stieg Mrs. Beresford vor einem großen, altmodischen Hause in der Chesnut-Straße aus ihrem Wagen, zog mit Heftigkeit an der Thürklingel und ward von dem eilig öffnenden Diener ins Wohnzimmer geführt. Da saß ein alter Herr im Schlafrock und Pantoffeln in einem Lehnstuhl und las die Zeitung. Erstaunt stand er auf, als Mrs. Beresford hereintrat.

„Edith, liebes Kind," rief er aus, „was bringt Dich so früh hierher?"

„Ein wichtiges Geschäft, lieber Oheim," erwiederte sie; „wenn ich sicher bin, daß wir allein sind, so will ich Ihnen Alles erzählen."

Sie verschloß die Thüren. Der alte Mann schwieg voll Erstaunen.

„Sind wir nun sicher vor Horchern?" fragte sie — „ganz sicher?"

„Ja, ganz sicher!" antwortete er. „Aber, guter Gott! was hast Du denn, Edith? Bist Du wahnsinnig?"

„Noch nicht, aber nahe daran. Hören Sie mich. Sie wissen, wie ich Beresford liebte, als ich seine Frau ward. Nun einige Monate gingen glücklich hin; da ward er des Spielzeugs, das er erlangt hatte, überdrüssig und suchte ein anderes. Ja, erschrecken Sie nicht, ich sage Ihnen, kaum ein Jahr war vergangen, so verschenkte er sein unwürdiges Herz an Eugenie Milford. Sie war meine Nebenbuhlerin gewesen, ich hatte über sie gesiegt, dies war ihre Rache. Ich beklagte mich, er machte sich lustig über meine Liebe, er triumphirte sogar über die Wunde, die meinem Stolze geschlagen war. Dennoch hielt ich bei ihm aus. Aber gestern schlug er mich, ja, schlug mich,

Digitized by Google

und ich muß Rache haben!... Ich liebte ihn einst; jetzt hasse ich ihn!"...

Sie konnte nicht weiter reden und sank erschöpft auf das Sopha.

„Und was bist Du entschlossen zu thun, mein armes Kind?" fragte der Oheim. „Willst Du ihn verlassen und eine Ehescheidung bewirken? Du wirst bei mir stets Aufnahme finden."

„Ja, Onkel, ich will mich von ihm trennen, aber nicht durch eine Ehescheidung," erwiederte Edith, indem sie aufstand; „ich will Ihnen meinen Plan mittheilen, unter einer Bedingung, daß Sie den Eid schwören, den ich Ihnen sagen werde."

„Mein Wort sollte Dir genug seyn," sprach Mr. Fleming; „ich habe Dich stets wie mein Kind behandelt."

„Ich weiß, theuerster Onkel, daß Ihr Wort stets zuverlässig ist, wie die Bibel; aber es könnten Umstände eintreten, wo Sie es für Pflicht halten möchten, Ihr Wort zu brechen. Für einen solchen Fall muß ich mich vorsehen, und wenn Sie mein Verlangen nicht erfüllen, so kann ich Ihnen meinen Plan nicht mittheilen; ja, wenn Sie nur Bedenken tragen, so muß ich allein handeln."

„Ich will thun, was Du wünschest," sagte Mr. Fleming.

„Nun, so hören Sie die Eidesformel und wiederholen Sie dieselbe: „„Ich schwöre bei meiner Hoffnung auf den Himmel, bei Allem, was ich liebe, schätze und verehre in der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, nie durch Blicke, Worte oder Zeichen das Geheimniß, das mir meine Nichte Edith Beresford mittheilen wird, zu entdecken; so wahr ich Theil an Gott habe, werde ich meinen Eid halten."

„Den Eid kann ich nicht schwören, Edith!"

„Guten Morgen, Onkel!"

„Bleib'! Also unter keiner andern Bedingung?"

„Unter keiner."

„Nun, so sey es, wie Du verlangst: ich will schwören," und er wiederholte Edith's Worte. „Nun sag' mir, was Du zu thun entschlossen bist."

Darauf entdeckte Edith ihrem Oheim ihr Geheimniß.

„Zu einer solchen Handlung werde ich nie meine Einwilligung geben!" rief er aus, stand auf und ging im Zimmer auf und ab.

„Es muß seyn, Onkel; ich habe nur zwischen Leben und Rache, Tod und Vergessenheit zu wählen." Diese Worte sprach sie mit der größten Entschiedenheit.

„Nun, es mag so seyn! Aber hätte ich mir je träumen lassen, daß das liebliche kleine Wesen, das mein Haus so glücklich machte, einst als eine so rachsüchtige Frau vor mir stehen würde, ich hätte Gott gebeten, sie in ihrer Unschuld zu sich zu nehmen."

So sprach der ehrwürdige Greis und weinte.

„Theurer Onkel, machen Sie mich nicht schwach durch Ihre Thränen; ich brauche wahrlich meine ganze Kraft. Mein Mann ist schuld an dieser Veränderung: er fand mich unschuldig, liebend, vertrauend; aber er soll es büßen, daß er mich zu dem gemacht, was ich bin!" . . . .

. . . .

. . . .

Vierzehn Tage später reisten Mr. und Mrs. Beresford nach Niagara. Nicht lange nachher meldeten die Zeitungen den frühen Tod der jungen und liebenswürdigen Mistreß Beresford. Sie war eines Morgens früh, wie gewöhnlich, aufgestanden und ohne Begleitung ausgegangen. Als sie sich nicht zum Frühstück einstellte, ging ihr Gemahl aus, um sie zu suchen. Ein Shawl, den sie getragen, und einer ihrer Handschuhe, wie auch ein Tuch, worin ihr Name gestickt war, wurden am Ufer neben den Niagarafällen gefunden. Es war kein Zweifel, daß die unglückliche Frau sich zu nahe an die Klippe gewagt hatte und in den Abgrund gestürzt war.

Beresford reiste unmittelbar darauf nach Hause, und wenn man bedachte, wie wenig er seine Frau bei ihrem Leben geliebt hatte, so mußte man sich über seinen tiefen Kummer bei ihrem Tode wundern; wahrscheinlich vermehrten Gewissensbisse seinen Gram. —

(Fortsetzung folgt.)

Sylben-Räthsel.

Den Geizhals nennt mein erstes Wort,
Und doch ist's deines Kopfes Hort;
Die Mode wirft's zuweilen fort,
Doch bleibt es in des Anstands Bord.
Die erste Sylbe oben ziert,
Die zweite unten dich berührt;
Das Ganze, wenn's im Winter friert,
Bequemlichkeit zur Wärme führt.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 37. Sonntag, 26. März 1854.

△ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

6.

Der Abend war ruhig; in einem Gemache im untern Theile des Thurmes von Steinberg sprachen Wilhelmine und Madeleine traurig zusammen. Die Erstere saß oder lag vielmehr halb in einem altmodischen Sessel. Ihre Kleidung verrieth die Genesende, die noch nachläßig in ihrem Anzuge ist; die krankhafte Bläße ihres Antlitzes, die durchsichtige Magerkeit ihrer Wangen und Hände gaben Zeugniß von ihren Leiden. Doch ungeachtet des Zwanges und der Unruhe, die auf ihr zu lasten schienen, spielte ein leichtes Lächeln um ihre Lippen; ihr blaues Auge erhielt einen schwachen Glanz, wenn sie die alte Madeleine anhörte.

„So hast Du ihn also gesehen?" sagte sie zu dieser — „Du hast meinen theuern Franz gesehen? Was machte er denn so nahe beim Schlosse? Er suchte mich zu sehen, nicht wahr? Ach, es ist mir verboten, auf die Plattform des Thurmes zu steigen!... Doch Du hast ihm geschrieben, gute Reutner? Du hast ihn über die Folgen meiner Wunde beruhigt? er weiß —"

„Er weiß, welche Gefahr Sie hier laufen," unterbrach Madeleine; „ich habe ihn beschworen, Ihnen zu Hilfe zu kommen. Dadurch, daß ich ihm diese Mittheilung machte, habe ich die Befehle meines Herrn überschritten; wenn der Baron dies erführe, so wäre ich verloren!... Allein dieser Ungehorsam, der erste, thut mir nicht leid; es handelt sich darum, Sie zu retten."

„Oh! Du thatest nicht gut daran, Dich an Franz zu wenden; er wird hierher zu kommen suchen und dem Zorne Heinrichs trotzen... er ist so heftig, so verwegen!"

„Er ist an allem Ihrem Unglück schuld; ist es nun nicht auch seine Pflicht, Ihnen beizustehen?"

„Madeleine, Du übertreibst die Gefahren meiner Lage. Außer dieser strengen Einsperrung hat mein Bruder mir keine schlechte Behandlung zu Theil werden lassen."

„Wenn er seine gesunde Vernunft noch hätte, so würde ich weder für Sie noch mich fürchten, denn er war stets ein liebender Bruder und ein gütiger Herr. Unglücklicher Weise unterliegt es keiner Täuschung mehr, es ist nicht das Fieber allein, welches den Verstand des Herrn Heinrich trübt."

„Glaubst Du?... Doch was ereignete sich heute, das Dir diese schreckliche Ueberzeugung beigebracht hat? Ich glaubte auf der Plattform des Thurmes einen Schuß zu vernehmen, nicht lange darauf durchdringendes Geschrei."

Madeleine zögerte, bevor sie antwortete.

„Ich will Ihnen nicht diese traurige Scene verbergen," sagte sie endlich in solch leisem Tone, daß man sie kaum verstehen konnte. „Der Herr Major hat heute leider unwiderlegbare Beweise für seine gefährliche Tollheit gegeben. Bisher hatte er kaum bemerkt, daß die Störche nach so langen Jahren wieder zurückgekehrt waren; diesen Morgen schien er zum erstenmal auf sie aufmerksam zu werden und beobachtete sie lange Zeit. Zuletzt ließ er mich rufen und fragte mich ganz nachdenklich, wobei er auf den Storch mit dem Halsband zeigte:

„„Ist das nicht der Vogel, den mein Großvater Hermann gepflegt?""

„„Ja, Herr,"" erwiederte ich, „„das ist der Hinkende.""

„„Es ist gut; entferne Dich!""

„Ich gehorchte. Fünf Minuten später, als ich die Thurmtreppe hinabstieg, um zu Ihnen zurück-

Digitized by Google

zukehren, fiel ein Schuß. Herr Heinrich hatte den Hinkenden getödtet. Ich zitterte, indem ich an das neue Unglück dachte, welches diese Uebelthat uns zuziehen würde, als ich Fritz rasch hinabeilen hörte, um auf Befehl des Herrn den Vogel zu holen. Er kam jedoch bald wieder zurück, ohne etwas zu bringen; der Hinkende war wie durch ein Wunder verschwunden. Plötzlich ertönte schreckliches Geschrei auf der Plattform, ich erkannte die Stimme meines Sohnes, ich stieg hinauf ... was sah ich? der Baron, Schaum vor dem Munde und mit Augen, die aus dem Kopfe hervorgetreten waren, hatte meinen armen Sohn ergriffen und hielt ihn über dem Abgrunde! Eine Sekunde später, und es war um ihn geschehen ... er wäre auf den Felsen zerschellt worden!"

Die gute Frau hielt inne; die Stimme versagte ihr.

„Doch ist Fritz jetzt gesund und wohlbehalten, Madeleine?"

„Ich weiß nicht, was ich gethan, was ich gesagt habe, aber der Rasende ließ Fritz wieder auf die Plattform springen. Ach, Wilhelmine! wenn Sie Ihren Bruder in diesem schrecklichen Augenblick gesehen hätten, Sie würden noch zittern!"

In diesem Moment drehte sich die Thüre des Gemachs langsam in ihren Angeln. Die beiden Frauen stießen einen Schreckensruf aus und erhoben sich gleichzeitig: in dem dunkeln Eingange erschien der Major von Steinberg wie ein Gespenst.

Ohne den Schrecken, den er einflößte, zu bemerken, trat er ernsten und gemessenen Schrittes ein. Die schrecklichste Unordnung herrschte in seinem Anzuge. Seine Gesichtsfarbe war leichenblaß, seine Augen glühten wie zwei feurige Kohlen. Er war auf bizarre Weise bewaffnet: seinen Degen trug er an der Seite, zwei Sattelpistolen stacken in seinem Gürtel, in der Hand hielt er das alte Gewehr, das er an demselben Tage gegen den Storch gebraucht.

Er ging auf die zitternde Wilhelmine zu und umarmte sie mit den Worten:

„Guten Abend, Schwester!"

Diese fuhr zusammen, als wenn ein glühendes Eisen ihre Stirn berührt hätte.

„Guten Abend, Heinrich!" murmelte sie mit Anstrengung. „Warum denn aber diese Waffen, Bruder? Was hast Du hier zu befürchten?"

„Wie! das weißt Du nicht?" erwiederte der Baron auf vertrauliche Weise. „Ich habe mit einem furchtbaren Feinde zu thun! Aber ich weiche nicht ..., nein, bei meiner Seele, ich weiche nicht!"

„Gegen wen hast Du Dich denn zu vertheidigen?"

„Gegen den Teufel!"

„Den Teufel!" wiederholte Madeleine.

Sie wich einen Schritt zurück, vergessend, daß sie die Erste gewesen, welche die Geistesstörung ihres Herrn erkannt.

„Ja, gegen den Teufel, den Dämon, den bösen Geist!" fuhr der Baron mit Ungeduld fort. „Der Krieg ist zwischen uns erklärt; er soll sehen, was es heißt, einen Major von Steinberg anzugreifen!"

Wilhelmine zerfloß in Thränen.

„Heinrich," sagte sie, wobei sie seine Hände ergriff, „komm zu Dir! ich will lieber Deinen Zorn erdulden, als Dich so reden hören. Du hast keinen Feind, als Dich selbst; die Dämone, welche Dich verfolgen, sind Deine bösen Gedanken."

Der Major zog seine Hände ungestüm zurück.

„Wahnsinnige!" sagte er zornig — „willst Du Dich Deinem ältern Bruder widersetzen? Deinem Beschützer, dem Chef Deiner Familie? Ich sage Dir, der Krieg ist erklärt. Früher wagte der Satan nicht, in sichtbarer Gestalt vor mir zu erscheinen; doch heute hat er sich mir gezeigt ... ich habe ihn mit meinen Augen gesehen, hörst Du? er hatte die Gestalt eines Storches angenommen!"

Die beiden Frauen sahen einander schweigend an.

„Bruder," sprach Wilhelmine traurig, „man hat mir in der That erzählt, Du hättest einen armen Storch getödtet, dessen Körper man nicht wiederfinden konnte; doch bedenke —"

„Ich sah ihn von meinem Schusse fallen; seine Federn flogen in der Luft umher; er schien tödtlich verwundet. Ja, ich habe das Alles gesehen, und doch sitzt der Vogel jetzt dort in seinem Nest!"

„Wie!" rief Madeleine, unfähig, nach länger an sich zu halten — „der Hinkende ist wieder in seinem Neste?"

„Er schläft, sage ich Dir! und wenn ich noch Zweifel an seinem höllischen Ursprunge gehabt hätte, so wäre es jetzt damit vorbei! Ich wollte, als ich ihn wieder im Neste sah, von Neuem meine Waffen gegen ihn gebrauchen; doch seht, wie weit die Macht des Bösen reicht! Dreimal setzte ich an, dreimal mußte ich das Gewehr

Digitized by Google

senken: dieser höllische Vogel sah mich mit Augen an, die mir das Blut in den Adern erstarren machten. Doch ich weiß, woher es kommt! Die lebenden Glieder der Familie Steinberg haben sich strafbar aufgeführt ... die höheren Gewalten, ehemals die Beschützer unseres Hauses, haben sich gegen uns gewendet. Man hat Schandthaten begangen, die nicht gesühnt sind. Aber sie sollen es, das schwöre ich, und bald!"

Wilhelmine rang voll Schrecken die Hände.

„Gnade, Bruder!" rief sie zitternd — „hast Du mir denn nicht verziehen?"

Der Major blieb unbeugsam.

„Sie ist schuld an Allem," sprach er für sich; „ihretwegen hat sich Gott von uns gewandt.... Madeleine," fuhr er ungestüm fort, „hast Du meiner Schwester die Geschichte von Bertha von Steinberg und dem Baron Karl von Stoffenfelz, mit dem Beinamen „der schöne Stallmeister", erzählt?"

„Herr, das ist eine sehr traurige Geschichte; ich wagte nicht, sie Wilhelminen zu erzählen."

„Alte Schwätzerin! Du füllst dem jungen Mädchen den Kopf mit Mährchen von Feen, erzählst ihr aber nicht wirkliche Begebenheiten, aus denen sie Nutzen ziehen kann. Vorwärts! theile meiner Schwester die Geschichte Bertha's und des schönen Stallmeisters mit. Setz' Dich, Wilhelmine, ich will es!"

Er nöthigte die beiden Frauen, ihre Plätze wieder einzunehmen, worauf Madeleine nothgedrungen die Geschichte erzählte.

(Fortsetzung folgt.)

Edith.

(Fortsetzung.)

Zwei Jahre waren verflossen, seit Beresford seine Frau verloren hatte. Die Londoner Saison hatte gerade begonnen, als in den Theaterkreisen eine ungewöhnliche Aufregung entstand durch die Ankündigung, daß eine Schauspielerin von außerordentlichem Talent ihr Debüt machen würde. Diejenigen, welche so glücklich waren, bei der Probe gegenwärtig zu seyn, sagten, daß sie eine ausgezeichnete Schönheit sey, die höchste Anmuth, die vollkommenste Darstellungsgabe und eine herrliche Stimme besitze. Ihr Name war Eveline, ihre Herkunft unbekannt, aber offenbar war sie eine Engländerin. Das Gerücht verbreitete manche romantische Erzählung von ihr. Bald war sie die Tochter einer hochadeligen, armen aber stolzen Familie und hatte den Entschluß gefaßt, durch ihr Talent der Verlegenheit ihrer Eltern abzuhelfen. Dann war sie wieder die Frau eines unglücklichen Kaufmanns und wollte ihrem Manne Hilfe leisten. Oder sie war mit einem armen Manne verlobt und deßhalb auf die Bühne gegangen, um ein Vermögen zu erwerben, das die Verbindung mit ihrem Geliebten möglich machen könne. Diese verschiedenen Gerüchte fanden bei den Meisten Glauben, während Andere der Meinung waren, daß sie von ihrer Kindheit an für die Bühne bestimmt gewesen und bis zur völligen Entwickelung ihres Talents zurückgehalten worden sey.

Der große Abend kam und lange bevor der Vorhang aufging, war das Theater bis zum Uebermaß gefüllt. Ungeduldig warteten die Zuschauer. Endlich begann die Musik. So herrlich diese war, ward sie doch nur mit Ungeduld gehört. Der Vorhang ward aufgezogen und die Actrice stand vor dem Publikum, so ruhig, so gefaßt, als ob sie nur von Freunden umgeben wäre. Ein Beifallssturm empfing sie und hielt mehrere Minuten lang an, bis sie in ihrer Rolle fortfahren konnte.

Am Schlusse des ersten Aktes rief man einstimmig: „Eveline! Eveline!"

Die Gefeierte erschien und dankte mit der lieblichsten Grazie. Das Publikum erhob sich — Tücher wehten, Blumen, Armbänder, Juwelen fielen zu ihren Füßen nieder. Nie vorher ward ein solcher Triumph gefeiert.

Nach dem Schlusse der Vorstellung eilten mehrere vornehme junge Männer auf die Bühne, in der Hoffnung, dem Stern des Abends vorgestellt zu werden. Aber sie sahen sich getäuscht. Eveline hatte es dem Director zur Bedingung gemacht, daß Niemand, wer es auch sey, ihr im Theater vorgestellt werden dürfe und Niemand ohne ihre Einwilligung nach ihrer Wohnung geführt werden solle.

„Wo wohnt Eveline?" fragte mit Lebhaftigkeit Lord Morton.

„Ich habe versprochen, ihre Wohnung nicht zu nennen," erwiederte der Director.

„Was für eine spröde Dame!" versetzte Lord Roß.

„Nichts weiter als eine List, um durch Erregung unserer Neugierde noch mehr die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen," meinte Lord Belton, der für den ersten Roué der Stadt galt.

Digitized by Google

„Das glaube ich nicht," erwiederte Morton; „vielleicht meidet sie wirklich die Gesellschaft, besonders derjenigen Herren, die gewöhnlich Actricen aufsuchen."

„Sie glauben also, daß solche Sprödigkeit bei einer Schauspielerin mehr als Affectation ist?" entgegnete Belton.

„Ja," sagte Morton; „warum sollte nicht eine Actrice eben so tugendhaft, fein gebildet und zartfühlend seyn können, als eine Andere ihres Geschlechts?"

„Ihre Lebensweise läßt es nicht zu," sprach Belton mit Entschiedenheit; „konnte eine wirklich feinfühlende Dame Tausende von Augen mit der Ruhe und Fassung anblicken, die Eveline zeigte? Würde sich eine wahrhaft Tugendhafte aus freiem Willen in solche Lage bringen?"

„Umstände mögen es bei ihr erheischen," erwiederte Morton.

„Wir wollen uns nicht streiten; aber bitte, sprechen Sie mir nicht von der Tugend einer Schauspielerin!" schloß Belton, und bei diesen Worten trennten sich die jungen Herren. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Kaiser der Franzosen hat vor mehreren Tagen die Arbeiten im Louvre besichtigt. Als er zu den Steinmetzen kam, ergriff er ein Werkzeug und begann zu meißeln. Als der Kaiser müde geworden, gab er dem Arbeiter das Werkzeug zurück, dem es gehörte, und ließ ihm einige Goldstücke in die Hand gleiten. Tags darauf spazierte der Kaiser im Walde von Boulogne. Als er vor eine Schmiede kam, trat er ein und nachdem er nach Diesem und Jenem gefragt, schenkte er den Schmiedegesellen eine beträchtliche Summe Geldes.

Der in München lebende Chemiker Kausler hat eine für die Industrie nicht unwichtige Erfindung gemacht, nämlich die, das Stroh blendend weiß zu bleichen, ohne daß dasselbe unter dieser Operation im Geringsten leidet. Diese Erfindung, die sich auch auf die Papierfabrikation anwenden läßt, hat nun Hr. C. M. Schiessel in München von dem Erfinder um eine beträchtliche Summe erworben und in dessen Laden liegen bereits Strohhüte und andere Strohflechtarbeiten aus solchem gebleichten Stroh vor, welche ein atlasähnliches Aussehen haben.

Der Bau der südtyrolischen Eisenbahn wird nun in kürzester Zeit begonnen werden. Der definitiv genehmigte Bauplan ist in den Händen der Ingenieure, welche bereits seit Wochen sich an den verschiedenen Punkten der Linie eingefunden haben, bisher aber durch die Schneedecke, von der noch immer ein großer Theil des Terrains bedeckt war, an ihren Arbeiten gehindert wurden.

(Unlieb verspätet.)

Wenn wir dem Verfasser des Aufsatzes über das letzte hier stattgehabte Concert des Cäcilien-Vereins (№ 33 der „Pfälz. Blätter") auch zugeben wollen und müssen, daß er die Wahrheit gesagt hat und daß er, wie aus Allem hervorgeht, es mit dem Vereine recht gut meint, so können wir doch nicht umhin, ihm in anderer Beziehung gegenüber zu treten. Es ist nämlich die Frage, ob durch solche Kritiken Dilettanten gegenüber etwas gut gemacht oder ob nicht am Ende vielmehr gerade das Gegentheil von Dem, was beabsichtigt war, erreicht wird. Diese Rücksicht hätte der Verfasser jenes Aufsatzes nicht außer Acht lassen sollen. Musikalische Dilettanten und Dilettantinnen sind gar zarter Natur und gehen oft von gar eigenthümlichen Ansichten über ihre Stellung zu dem Vereine, dem sie ihre Kräfte widmen, aus. Zudem sind sie einmal keine bezahlten Musiker und man kann es ihnen nicht übel nehmen, wenn sie sich nicht gleich solchen beurtheilt sehen wollen. — Ein anderes Moment, das übersehen wurde, ist, daß für derartige Kritiken, mag man nun den Verfasser im Vereine oder außerhalb desselben vermuthen, allemal der Verein selbst, d. h. die an der Spitze des Vereines Stehenden mit sammt den dafür sich am meisten Interessirenden für solidarisch haftbar erklärt werden und daß man keinen Anstand nimmt, diesen Personen ohne alles Weitere die daraus möglicher Weise dem Vereine entstehenden nachtheiligen Folgen aufzubürden. Es ist dies zwar unbegreiflich — aber es ist so! — Diese Punkte wollten wir im Interesse des Cäcilien-Vereins hier kurz berührt haben und vermeinen, daß uns der scharfe Herr Kritikus in der oben erwähnten Nummer dieser Blätter vielleicht nicht so ganz Unrecht geben wird.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 38. Dienstag, 28. März 1854.

△ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

„Bertha von Steinberg" — begann Madeleine — „war die einzige Tochter des edlen Barons Emanuel, der für sie eine blinde Liebe hegte. Der Baron hatte sich sehr spät verheirathet und Bertha war ihm um so theurer, da sie das Kind seiner alten Tage war. Er hatte keine Geheimnisse vor ihr und beeilte sich, jedem Verlangen derselben nachzukommen. Bertha schien auch dieser Zuneigung ganz werth; sie war bescheiden, unterrichtet und so schön, daß man sie nicht sehen konnte, ohne sie zu lieben.

„Zu derselben Zeit lebte auf dem Schlosse von Stoffenfelz, auf der andern Seite des Rheins, ein Ritter, berühmt durch seine Geschicklichkeit auf den Turnieren, tapfer im Streite, mit einem Worte, so vollendet, daß man ihn den schönen Stallmeister nannte. Er sah Bertha und liebte sie; diese liebte ihn ebenfalls und sie fanden Mittel, ihre gegenseitigen Gefühle auszutauschen. Doch so groß war die Feindschaft zwischen den beiden Familien, noch aus uralter Zeit her, daß die jungen Leute nie an eine Verbindung denken konnten. Sie wußten dies wohl; dennoch fand eine strafbare Verbindung zwischen ihnen statt. Karl von Stoffenfelz fand Mittel, jede Nacht in das Schloß zu gelangen, indem er einen Schloßwächter gewann, welcher —"

„Kennst Du nicht besser die Geschichte meiner Familie?" unterbrach der Baron die Erzählende barsch. „Dieser Stoffenfelz brauchte Niemanden zu gewinnen; es existirt unter unsern Füßen ein Souterrain, der Fluchtweg genannt, diente in Belagerungszeiten dazu, Boten während der Nacht hinaus zu lassen, nachdem man ihnen jedoch die Augen verbunden, denn die Herren von Steinberg behielten sich allein die Kenntniß des Fluchtweges vor. Die Sage will auch, daß in einem Winkel dieser Höhlung meine Vorfahren ihre Reichthümer versteckt hätten; vielleicht findet sich dort noch Gold und Silber genug, um unser Vermögen wieder herzustellen. Doch dieses Souterrain, dessen Daseyn die unwürdige Bertha dem Stoffenfelz verrathen hatte, weiß Niemand mehr zu finden. Baron Hermann war der Letzte, der gewußt, wo sich der Eingang befand; im Jahre 1795 im Schlosse belagert und dann als Gefangener nach Frankreich gebracht, wo er starb, konnte er weder meinem Vater noch meinem Oheim Mittheilungen darüber machen; doch hatte man von ihm eine mündliche Botschaft erhalten, in welcher er anempfahl, auf die Störche des Steinberg wohl Acht zu geben. Lange Zeit hat mein Vater den Sinn dieser Worte zu errathen gesucht und sie mir ebenfalls mitgetheilt, und deßhalb ... doch Geduld! Geduld!"

Er ballte die Faust gegen einen unsichtbaren Feind, wobei er mit den Zähnen knirschte; dann sagte er zu Madeleinen:

„Fahre fort!"

„Ich wagte nicht in Ihrer Gegenwart von dem Fluchtwege zu sprechen," erwiederte Madeleine furchtsam, „denn ich weiß, wie eifersüchtig die Herren von Steinberg auf dies Geheimniß sind.... Durch den Fluchtweg also gelangte der schöne Stallmeister zu Bertha von Steinberg. Eine Frau im Schlosse theilte dem Baron die Intrigue seiner Tochter mit. Bertha war sehr strafbar; sie hatte den ewigen Feinden ihrer Familie ein Geheimniß verrathen, welches die Sicherheit des Schlosses und seiner Bewohner gefährdete.

„Da der Baron indeß seine Tochter sehr liebte, so suchte er sie auf und fragte sie über ihr Verhältniß zu dem Herrn von Stoffenfelz. Vielleicht

Digitized by

nährte er in seinem Vaterherzen den Gedanken, ihr zu verzeihen, wenn sie ihren Fehler durch ein aufrichtiges Bekenntniß wieder gut machte. Aber Bertha kannte die unübersteiglichen Hindernisse, welche sich ihrer Verbindung mit dem Geliebten entgegenthürmten, und hatte den traurigen Muth, die Wahrheit zu verhehlen. Vergebens bestürmte ihr Vater sie auf alle Weise; sie schwur, daß der schöne Stallmeister ihr ebenso verhaßt sey, wie jeder andere Ritter dieses Geschlechts. Der Baron sagte nichts, traf jedoch seine Maßregeln und in der folgenden Nacht überraschte er den Herrn von Stoffenselz in dem Gemache des unvorsichtigen jungen Mädchens."

„Und wie rächte er sich?" fragte Wilhelmine, durch diese Erzählung wider ihren Willen interessirt.

„Ich will es Dir sagen, Schwester!" versetzte der Major. „Unser Vorfahr rief einen treuen Diener der Baronie, einen in den Tod ergebenen Mann. Sie schleppten Bertha und ihren Geliebten in das Souterrain und sperrten sie dort ein. Die Beiden starben den Hungertod. Später fand man ihre fleischlosen Skelette."

Wilhelmine stieß einen Schrei aus und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Madeleine selbst schien von Schrecken erfaßt.

„Der Baron Emanuel war also so grausam?" stammelte Wilhelmine.

Heinrich schien diese Worte nicht gehört zu haben; er war aufgestanden und ging im Gemache umher.

„Ja, ja," sagte er gleichsam zu sich selbst. „so rächte man sich ehemals; so hätte ich mich auch rächen sollen!... Satan, gib mir eine solche Rache wie dem Baron Emanuel, und du sollst meine Seele haben!"

Er blieb stehen, als wenn er eine Antwort erwarte; doch umspielte ein sardonisches Lächeln seine Lippen.

„Satan kümmert sich nicht um den Einsatz, er wird sie umsonst erhalten!... Doch," fuhr er zu den beiden Frauen fort, „die Nacht kommt, trennt Euch! Madeleine, lasse diesem jungen Mädchen Muße, über das Unglück nachzudenken, das sie verschuldet hat!... Du, kehre in Dein Gemach zurück und bete, wenn Du kannst."

„Herr," sagte diese, „ich möchte diese Nacht noch bei Wilhelminen bleiben."

„Geh, sage ich Dir!"

Madeleine wagte keinen Widerspruch, um so weniger, als sie den Baron selbst Anstalt machen sah, als wenn er sich entfernen wolle.

„Beunruhigen Sie sich nicht," sprach sie leise zu Wilhelminen, „ich werde Fritz anweisen, über ihn zu wachen, bis er sich niederlegt.... Adieu denn!"

„Sie ging nach der Thüre, sich bei jedem Schritte umwendend. Der Baron, vor Wilhelminen stehend, betrachtete sie mit blitzenden Augen. Plötzlich erhob er sein Gewehr, als habe er die Absicht, sich desselben gegen die Unglückliche zu bedienen. Sie war auf dem Punkte, einen Schrei auszustoßen ... doch sogleich stellte Heinrich seine Waffe wieder hin, näherte sich seiner Schwester und küßte sie auf die Stirn, wobei er in sanftem Tone sagte:

„Gute Nacht, Schwester!"

Hierauf stürzte er fort.

Nachdem Wilhelmine allein geblieben, fiel sie in tiefe Niedergeschlagenheit. Von den physischen Leiden bereits geschwächt, erlag sie dem Gewichte so vielen Unglücks. Von Begebenheiten umringt, in denen sich das Wirkliche mit dem Wunderbaren so sehr mischte, daß die Vernunft Mühe hatte, die Grenzen des Einen und des Andern zu unterscheiden, rief ihre Einbildungskraft erschreckende und düstere Bilder hervor.

Ihre ganze Umgebung vermehrte noch diese Stimmung: Schweigen herrschte im Schlosse, die Lampe warf einen bleichen, unheimlichen Schein, die alten Möbel krachten oder seufzten ohne anscheinende Ursache, die zerrissenen Tapeten bewegten sich vom Winde. Die geheimnißvollen Pläne ihres Bruders und die traurigen Sagen, welche man ihr kürzlich erzählt, erfüllten ihre Einsamkeit mit erschreckenden Phantomen.

Lange blieb sie eine Beute dieser Visionen, die sie zu verjagen sich anstrengte, welche jedoch immer wieder zurückkehrten. Sie wagte kaum die Schweißtropfen abzutrocknen, die ihr Gesicht bedeckten, sie erbebte bei den Bewegungen ihres Schattens an der Wand.

Plötzlich traf ein dumpfes, unregelmäßiges, doch lange anhaltendes und vernehmliches Geräusch ihr Ohr; es schien von einer unterirdischen Arbeit oder von einem Getöse in der Dicke der Mauer herzurühren. Dieses Geräusch kam ohne Zweifel aus einem und demselben Punkte des Gemaches; doch in diesem Zimmer voll Echos schien es von allen Punkten zugleich herzukommen. Bald ertönte es in der hölzernen Decke, bald unter den Steinplatten des Bodens; zuweilen schien es aus dem Kamine zu kommen und ein andermal aus der Wand. Wilhelmine kniete nieder und hob die Hände zum Himmel.

Digitized by Google

„Ach Gott," sagte sie voll Angst, „hast du denn dem Geist des Uebels gestattet, die armen Menschen zu quälen?"

Indeß ward das Geräusch mit jeder Minute stärker; endlich schien es an der Seite des dicken Kamines stehen zu bleiben. Wilhelmine wartete voll tödtlicher Angst der Dinge, die da kommen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Edith.

(Fortsetzung.)

„Wurdest Du bei Evelinen vorgestellt, Eustace?" fragte Lady Clara Morton ihren Bruder, als sie aus dem Theater nach Hause fuhren — „ich sah, daß Du gegen das Ende des Stückes die Loge verließest."

Morton erzählte seiner Schwester, was ihm der Director gesagt.

„Wie freue ich mich, daß sie so handelt!" rief Lady Clara aus — „noch nie sah ich ein Frauenzimmer, das mich so einnahm. Ich muß sie durchaus kennen lernen. Glaubst Du, daß Mama es erlauben wird? Bitte, suche sie dazu zu bewegen."

Lady Clara war einzige Tochter und schwächlich; nach geringem Widerstreben gewährte die zärtliche Mutter den Wunsch der Tochter, und Eveline wurde bald die willkommene Freundin des angesehenen Morton'schen Hauses. Da sie von dieser hocharistokratischen Familie ausgezeichnet ward, so ward sie bald auch in anderen höheren Cirkeln gesucht; auch bemerkte man sehr bald, daß diese Sphäre keine ungewohnte für sie sey und daß sie sich schon in derselben bewegt haben müsse.

Anbeter drängten sich um sie; aber sie beachtete ihre Huldigungen nicht: die edelsten, die wohlhabendsten wurden mit Ruhe und Kälte abgewiesen ... ihr Herz schien gefühllos gegen Liebe und Ehrsucht. Mit Standhaftigkeit verfolgte sie ihre künstlerischen Zwecke.

Der Erfolg ihrer Bestrebungen war sichtlich ihr einziges Ziel; denn das Gold, das sie erwarb, wurde mit Freigebigkeit Armen und Bedürftigen gespendet.

Während Diejenigen, die in ihrer Nähe waren, ihr herrliches Talent bewunderten, mußten sie doch zugleich auch ihr Erstaunen zeigen, daß sie, die die Leidenschaften des menschlichen Herzens auf der Bühne so wahr und ergreifend darzustellen vermochte, im Privatleben so ganz unberührt von denselben war.

Wer konnte so tief, so ergreifend auf der Bühne sagen: „Ich liebe!" und wer im wirklichen Leben, wenn ihr eine ernste Zuneigung entgegen kam, so kalt: „Ich liebe nicht!" — ?

. . . .

. . . .

Der Zauber, den die Schauspielerin über die kranke Lady Clara Morton, wie diese selbst sagte, ausübte, ward nur stärker, je mehr das Befinden der Lady sank, und diese schien nur dann noch zufrieden, wenn sie in ihrer Gesellschaft sich befand. Die liebende Mutter war Evelinen nur um so dankbarer für die freundliche Aufmerksamkeit, welche sie der Kranken bewies.

Lord Eustace brachte den größeren Theil seiner Zeit bei seiner Schwester zu, der es nur zu bald klar ward, daß seine Bewunderung für ihre schöne Freundin in das tiefere Gefühl der Liebe übergegangen war. Da sie Evelinens Kälte kannte, fürchtete sie für ihres Bruders Glück, und als er auf ihre sorglichen Fragen ihr gestand, daß er Eveline liebe, so bat sie ihn, sein Gefühl zu unterdrücken, weil es eine hoffnungslose Leidenschaft sey.

Eustace blieb jedoch fest und machte Evelinen den Antrag, seine Gattin zu werden. Mit Artigkeit, aber entschieden, lehnte sie denselben ab. Umsonst sprach Clara zu seinen Gunsten, umsonst bat die Mutter, deren Geburtsstolz bei des Sohnes Leiden zurücktrat, daß sie seine Gattin werden möchte. Eveline weinte, drückte das zarteste Mitleid mit seiner unglücklichen Neigung aus, erklärte aber, daß es ihr unmöglich sey, dieselbe zu erwiedern.

„Sie werden ihn lieben, wenn Sie seine Frau sind," sagte die Mutter; „Sie können nicht unempfindlich für die Liebe seyn. Oder wäre es möglich, daß ein anderes Band Sie bereits fesselt?"

„Ich liebe keinen Andern," erwiederte Eveline, „aber ein unbesiegbares Hinderniß steht meiner Vereinigung mit Ihrem Sohne entgegen. Ich achte und schätze ihn mehr als jeden andern Mann; doch ich kann, das schwöre ich Ihnen, ich darf ihn nicht lieben."

„Eveline," bat die Mutter, „erklären Sie uns dies schreckliche Hinderniß; es kann, es muß entfernt werden."

Eveline kämpfte im Innern mit sich.

„Es ist unmöglich," sprach sie dann, „ich kann nie Ihres Sohnes Gattin werden, denn — ich bin schon verheirathet."

Die Herzogin fuhr zusammen, als ob ein Blitz vor ihr niedergefahren.

„Verheirathet! Ist es möglich? Wer — wo ist Ihr Gatte?"

Eveline erklärte Alles, und die Herzogin saß in Schweigen versunken da.

„Mein Sohn kann doch noch hoffen?" rief sie endlich aus.

„Nein, Mylady, nein! ich werde nie wieder heirathen! Ich habe mein Leben einem ernsten Vorhaben geweiht, und wenn dieses erfüllt ist, so bleibt mir Nichts mehr, wofür ich zu leben hätte. Mein kurzes Daseyn ist ein trauriges gewesen. Tief fühle ich den Kummer, den ich Ihnen und den Ihrigen verursacht habe. Ich würde jedes, auch das schwerste Opfer für Ihres Sohnes Glück bringen, aber seine Gattin kann, darf ich nicht werden. Solches Glück ist nicht für mich. Beklagen Sie mich, Mylady, doch fluchen Sie mir nicht! . . . .

. . . .

Am nächsten Tage meldeten die Zeitungen, daß die Schauspielerin Eveline in kurzer Zeit nach Amerika gehen und nach einem kurzen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten sich von der Bühne zurückziehen werde.

Es ging das Gerücht, daß ihr Herz doch endlich den Regungen der Liebe nachgegeben habe, und jeder ihrer Verehrer der Reihe nach ward als der Glückliche genannt.

Unterdessen war das Theater jeden Abend dicht gefüllt und man überbot sich in Beweisen der Gunst und Bewunderung.

Der letzte Abend kam, und Eveline, gewöhnlich so ruhig, kämpfte sichtlich, ihre Erregung zu bemeistern, als sie vor dem Publikum, das sie am Ende des Stückes gerufen hatte, erschien. Ihr fester Wille schien über ihre Gefühle zu siegen, bis ihre Augen denen des Lord Eustace begegneten, der ein kleines Bouquet Vergißmeinnicht auf die Bühne warf. Mit rascher Bewegung nahm sie es auf, seufzte und eilte hinweg.

Als das Hervorrufen erneuert ward, trat der Director vor und entschuldigte Eveline, die, wie er sagte, in Ohnmacht gefallen und nicht im Stande sey, noch einmal vor dem Publikum zu erscheinen. . . . .

. . . .

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Sir Richard Porter erzählt in seiner kürzlich erschienenen „Reise durch Georgien und Persien" von der üppigen Vegetation dieser Länder so wundersame Dinge, daß man versucht werden könnte, diese Schilderung für einen Traum aus „Tausend und Eine Nacht" zu halten. Die Beschreibung des Gartens des Schahs von Persien zu Teheran ist eines jener entzückenden Bilder. Der Garten von bedeutendem Umfang, mit zahlreichen Grotten, Springbrunnen, Wasserfällen etc. geziert, enthält einen Rosenflor, dessen Pracht, Schönheit, Mannigfaltigkeit und Farbenreichthum unmöglich zu beschreiben sind. Sir Porter fand namentlich zwei Rosenbäume von 14 Fuß Höhe, die mit vielen tausend Blumen bedeckt waren. Durch die geschickte Hand eines Gärtners waren diesen Rosenbäumen verschiedene Sorten eingeimpft, und so zählte der englische Reisende auf dem einen nicht weniger als 20 verschiedene Spezies: gelb, rosa, dunkelroth, weiß, gefleckt, gestreift etc.

Gegenwärtig wird in Hamburg zum Besten milder Zwecke das größte bis jetzt in Australien gefundene Stück Gold für's Geld gezeigt. Es ist 10" lang, 6" breit, 1/4" dick, wiegt 6 1/2 Pfd. und hat einen Werth von 4500 fl.

Frühlings-Lied.

Was soll dein Knospen und Blühen,
Du junger Frühling, du?
Was weckst du die Blumenherzen
Aus süßer, träumender Ruh'?

O laß sie schlafen und träumen
In ihrem knospenden Grün;
Du willst sie doch nur erwecken,
Damit sie wieder verblüh'n.

Du wonniger Liebesfrühling,
Warum erweckst du das Herz?
Das Ende vom Leben heißt — Sterben,
Das Ende vom Lieben heißt — Schmerz.

Es blühen und duften die Blumen,
Die Herzen in Liebe erglüh'n,
Und Blumen und Herzen und Liebe
Sie müssen alle verblüh'n.

Auflösung des Sylben-Räthsels in Nro. 36:

Filzschuh.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 39. Freitag, 31. März 1854.

△ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

7.

Kehren wir jetzt in die Herberge zurück, wo wir Franz in den Händen Ritters und seiner Häscher gelassen haben. Sein Widerstand war kurz, denn er fühlte, daß er unnütz sey; er ließ sich daher in ein anderes Zimmer führen, wo sich bereits Albert Schwarz befand, Gefangener wie er.

Albert saß zwischen zwei Häschern, die mit seiner Bewachung beauftragt waren, und rauchte philosophisch seine Pfeife.

Diese plötzliche, unerwartete Verhaftung war in einem Augenblicke geschehen, wo die Freiheit dem kaum Genesenen so nothwendig war, daß er sich der Verzweiflung zu überlassen nahe daran war. Die Achtung, welche ihm Ritter und seine Leute bewiesen, ließen ihm keinen Zweifel mehr übrig: er war erkannt; man wollte ihn zu seinem erzürnten Vater zurückbringen, ihn wieder unter die Autorität eines stolzen und eifersüchtigen Bruders stellen. Indeß gab ihm der Anblick des gefangenen Albert den Gedanken ein, daß ein Irrthum möglich seyn könne.

„Was bedeutet das, meine Herren?" fragte er mit Würde, als er in dem Zimmer war. „Wessen bin ich beschuldigt, daß man mich arretirt?"

„Wenn wir uns nicht täuschen, mein Herr," sagte Ritter, „so werden wir es bald erfahren; diesmal lasse ich mich nicht von Ihnen noch von Ihrem Kameraden Sigismund Müller hintergehen. Wenn er hier wäre, würde ich ihn ebenfalls verhaften, bis ich weiß, welcher von Ihnen der Graf Friedrich von Hohenzollern ist."

Eine heimliche Hoffnung erwachte in Franz, denn der Kanzler schien ihm nicht so gut unterrichtet, als er anfangs geglaubt. Die Nähe der Gefahr gab ihm seine Geistesgegenwart wieder.

„Und selbst wenn Einer von uns die in Frage stehende Person wäre, mit welchem Rechte —"

„Mein Recht ist klar," unterbrach Ritter, ein Papier entfaltend, „es beruht auf einer Ordre Sr. Hoheit des Fürsten von Hohenzollern. Diese Ordre, ganz eigenhändig von dem Großherzoge von Baden auf den Wunsch des Fürsten ausgestellt, autorisirt mich, den Grafen Friedrich von Hohenzollern zu verhaften."

„Wie kommt es denn aber, daß mein Freund oder ich —"

„Ich will Ihnen gern einige Erklärungen geben," sagte der Kanzler. „Ich erwartete zu Baden-Baden das Resultat der Versprechungen Ihres Freundes Sigismund, als ich von einem alten Diener der Familie Hohenzollern, der jetzt zu Heidelberg sich aufhält und dem ich verschiedene Aufträge ertheilt habe, einen Brief erhielt, worin er mir anzeigte, daß er vor einigen Monaten den Grafen Friedrich unter den Studenten in Heidelberg erkannt habe. Er war ihm gefolgt und hatte ihn in ein Haus treten sehen, dessen Adresse er beifügte. Der Brief war von ziemlich altem Datum, denn er war nach der Residenz gegangen, ehe ich ihn bekam. Auch begann ich bereits Herrn Sigismund ein wenig zu mißtrauen; ich entschloß mich daher, sogleich nach Heidelberg zu reisen. Dort angelangt, begab ich mich in das bezeichnete Haus; doch sagte man mir, daß drei Studenten daselbst wohnten, aber alle drei in diesem Augenblicke abwesend seyen. Ich fragte nach deren Namen: man nannte Sie und Ihre Freunde. Einer von Ihnen ist nun der Graf, doch wer? das weiß ich noch nicht; doch werde ich mit Hilfe des Signalements, das ich besitze, leicht denselben erkennen."

Zugleich begann er ein Papier hervorzuziehen und dasselbe aufmerksam zu durchgehen, wobei er

zuweilen innehielt, um die Züge der beiden jungen Leute mit den Angaben des Signalements zu vergleichen.

Franz warf sich auf einen Stuhl. Albert, der bis jetzt ein stoisches Schweigen beobachtet hatte, reichte ihm die Hand und sagte:

„Muth, Kamerad! wir dürfen uns nicht vom Unglücke niederbeugen lassen. Die List, welche dieser feige Abgesandte der Tyrannei gebraucht, sich unser zu bemächtigen, beweist, wie furchtbar wir sind; ich wenigstens wußte schon lange, daß ich den Feinden unserer alten deutschen Freiheiten lästig war. Die Nachtwächter von Heidelberg zeigten mir schon mehr als einmal ihren übeln Willen, wenn ich Abends aus der Kneipe „zum schwarzen Ochsen" nach Hause ging. Man wußte, daß ich immer bereit sey, für die heiligen Rechte des deutschen Vaterlandes meinen Schläger zu ziehen. Ja, ihr feigen Sklaven," fuhr er zu Ritter und seinen Gehilfen fort, „Ihr könnt mich in einen finstern Kerker werfen: meine Stimme wird doch mit dem Rufe der Freiheit das schlummernde Volk erwecken!"

Nach Beendigung dieser Tirade setzte er sich wieder, und seine Pfeife wieder in den Mund nehmend, sank er in das vorherige verächtliche Schweigen zurück.

Franz hatte zerstreut die Rede seines Kameraden angehört.

„Nun, mein Herr," sagte er zum Kanzler, der ruhig seine Vergleichungen fortsetzte, „ich will Ihre Ungewißheit nicht verlängern, und da es denn nicht anders ist —"

„Geduld, Herr Stöpsel," unterbrach Ritter, „es wird nicht lange mehr dauern ... ich glaube endlich den Sohn Sr. Hoheit entdeckt zu haben; ungeachtet seiner Liebe für das Volk hat sein aufbrausender und stolzer Charakter ihn verrathen. Blaue Augen," fuhr er fort, wechselsweise das Papier und Albert ansehend — „sind seine Augen blau? ich würde sie für grau halten; doch ich verstehe ... die Achtung für den Sohn Sr. Hoheit erlaubte einem einfachen Angestellten der Residenz nicht ... hm! der Schmeichler! — — Blonder Bart ... er scheint etwas roth; doch das Alter und Sorgen können die Farbe ändern."

Während der Kanzler diese Worte sprach, drang sich dem wirklichen Friedrich von Hohenzollern eine neue Bemerkung auf: nämlich sein Signalement, das übrigens mit der Ungenauigkeit dieser Art Sachen entworfen war, konnte im Nothfalle auf Albert wie auf ihn selbst passen. Die Täuschung war leicht, denn Ritter schien bereits ganz geneigt, in Albert seinen Mann zu erkennen.

Franz, von dem Verlangen beseelt, Wilhelminen zu Hilfe zu eilen, benutzte diesen Umstand; er ging auf den Studenten zu und sagte im Tone achtungsvollen Bedauerns zu ihm:

„Nun, edler Freund, es ist unnütz, sich länger zu verstellen; Sie können der Schlauheit dieses Herrn ferner nicht entgehen."

Albert verschluckte den Dampf seiner Pfeife, so daß er beinahe erstickte.

„Wie! Bei den Ohren des Prorektors! was will man von mir?"

„Versuchen Sie nicht mehr zu läugnen, Herr Graf!" rief der Kanzler fröhlich — „selbst wenn dies Signalement nicht auf Ihre Person paßte, hätten Sie doch Ihre edlen Geberden, Ihre erhabenen Gedanken als einen edlen Sprößling der Hohenzollern erkennen lassen. Uebrigens haben Sie Ihre Rolle als grober, betrunkener und renommirender Student sehr gut gespielt; doch haben Sie wohl etwas übertrieben, und das hat Sie verrathen. Endlich hat der Erfolg meine Bemühungen gekrönt: ich habe den Sohn meines hohen Gönners wiedergefunden.... Entschuldigen Sie, Herr Graf, die unangenehme Pflicht, die ich gegen Sie erfüllen muß!"

Albert betrachtete ihn verwirrt.

„Machen Sie ein Ende!" sagte er mit Ungeduld — „wenn Sie mich nicht wegen meines Patriotismus, dessen ich mich rühme, arretiren, für wen halten Sie mich denn?"

„Für das, was Sie wirklich sind, Herr Graf!" beeilte sich Franz zu erwiedern — „für den zweiten Sohn Sr. Hoheit des Fürsten von Hohenzollern!"

Albert wandte sich um zu seinem Kameraden. Franz war ernst; Ton und Haltung desselben deuteten auf keinen Scherz.

„Sie machen mich toll!" rief der Student — „bin ich nicht mehr Albert Schwarz?"

„Sie sind Graf Friedrich!" entgegnete Franz mit derselben Kaltblütigkeit, „und der Beweis ist, daß man beständig wachen soll, denn Niemand weiß, wann Tag und Stunde kommen."

Diese heiligen Worte, deren Sinn nur Albert allein begriff, beschwichtigten ihn sogleich. Er senkte den Kopf.

„Eine Probe ... wieder eine Probe!" murmelte er — „diese ist ebenso unbegreiflich, wie die andern!"

Franz beobachtete ihn ängstlich.

Digitized by Google

„Nun denn," sagte Schwarz nach einer kleinen Pause zu Ritter, „wenn ich der wäre, von dem Sie sprechen, was wollen Sie denn von mir?"

„Sie gestehen es also!" rief der Kanzler triumphirend.

„Ich frage Sie," entgegnete Schwarz etwas unruhig, „was Sie thun würden, wenn ich der Graf Friedrich wäre?"

„Mein Verhalten hängt von Ihren Bestimmungen ab, Herr Graf. Wenn Sie dem Willen Ihres Herrn Vaters nachkommen wollen, so habe ich den Auftrag, Sie nach Münster zu begleiten. Im andern Falle soll ich Sie nach der Residenz bringen und muß Ihnen mit Bedauern ankündigen, daß Sie dort Gefangener bleiben und streng bewacht werden."

„Zum Teufel mit der Residenz!" rief der Student mit einer Grimasse. „Doch was soll ich denn in Münster machen?"

„Dort sollen Sie in ein geistliches Stift treten und Canonicus werden."

„Canonicus!" murmelte der Student nachdenkend — „Teufel, das ist noch gar kein schlechter Posten!... Auf denn nach Münster!" rief er laut, gegen den Kanzler gewandt — „ich nehme meinen Titel und Rang wieder an; man richte sich darnach!"

(Fortsetzung folgt.)

E d i t h.

(S c h l u ß.)

Mr. Beresford saß beim Frühstück mit seiner Gattin, denn er war seit zwei Monaten mit Eugenie Milford verheirathet.

„Vergiß nicht, Beresford," sagte diese, „eine Loge im Theater zu miethen für die Zeit des Engagements der Miß Eveline. Du wirst gut thun, es noch diesen Vormittag zu besorgen, denn sie wird nur kurze Zeit hier bleiben und Jeder ist begierig, sie zu sehen."

Mr. Beresford ging demüthig auf den Wunsch seiner Frau ein; er wagte nie, der schönen Eugenie etwas abzuschlagen.

Die berühmte englische Schauspielerin war also endlich in Amerika. Die Berichte über ihre Schönheit, ihr Talent und ihre glänzenden Erfolge hatten die Neugierde Aller erregt, das Wunder zu schauen.

Sie trat in New-York nur an drei Abenden auf; ihre Triumphe waren dieselben wie in der Hauptstadt Englands. Dann begab sie sich nach Philadelphia, wollte sich jedoch dort nur auf eine Woche engagiren, während welcher Zeit ein neues Stück, das sie selbst geschrieben, zur Aufführung gebracht werden sollte; auch wollte sie sich nicht eher öffentlich zeigen, als bis die Vorbereitungen zur Aufführung des Stückes vollendet wären: so verstrichen vierzehn Tage, bis die Neugierde des Publikums befriedigt werden konnte.

Endlich kam der sehnsüchtig erwartete Abend und das dichtgedrängte Publikum begrüßte die Actrice mit allen Beweisen der Bewunderung. Als sie vortrat und sich dankend verneigte, blickte sie unter den Zuschauern umher. Beresford sah ihren Blick; er fuhr zusammen und ward bleich wie der Tod.

„Es ist unmöglich!" murmelte er — „und doch ist die Aehnlichkeit groß!"

Seine Gattin schien ebenso erstaunt.

„Hast Du je eine so wunderbare Aehnlichkeit gesehen?" flüsterte sie — „doch ist Miß Eveline noch schöner."

Ein tiefer hörbarer Seufzer entrang sich seiner Brust; seine Frau ermahnte ihn, zu bedenken, wo er sey. Doch hatte man seine Aufregung nicht bemerkt, weil Alle mit der gespanntesten Aufmerksamkeit der Schauspielerin folgten. Im Fortgange des Spiels indeß, wobei die Operngläser auf sie gerichtet waren, wandten Mehrere dieselben abwechselnd auch auf Beresford, welcher mit Schrecken bemerkte, daß auch Andere diese merkwürdige Aehnlichkeit zwischen Miß Evelinen und seiner ersten Frau erkannten.

Evelinens Aufnahme in Philadelphia war noch glänzender als an den Orten, wo sie früher aufgetreten, und Jeder bedauerte, daß sie nur so kurze Zeit bleiben wolle. Beresford schien völlig entzückt von ihrem Talent, war jeden Abend zugegen und folgte jedem Blicke, lauschte jedem Worte von ihr mit peinlicher Aufmerksamkeit. Nie applaudirte er, sondern saß da, die weitgeöffneten Augen auf sie gerichtet, als ob er jeden Augenblick eine schreckliche Bestätigung seiner Befürchtung erfahren könnte. Seine Frau schien ein gleiches Gefühl zu theilen; denn auch sie folgte der Schauspielerin mit ängstlicher Aufmerksamkeit.

Eveline schien jedoch die Blicke Beider nicht zu beachten, denn sie erhob nie ihre Augen zu der Loge, wo sie saßen. . . . .
. . . .

Digitized by

Es war der letzte Abend, an dem die Schauspielerin in Philadelphia auftrat; ihr neues Stück sollte zum ersten Male gegeben werden. Beresford und seine Frau waren, wie gewöhnlich, im Theater. Als der Vorhang aufgezogen ward, trat Eveline auf wie Edith gekleidet, das Haar gerade so geordnet, wie sie es früher trug.

„Edith!" rief Beresford plötzlich, sich selbst unbewußt, aus. Aber die Actrice beachtete diesen Ausruf nicht, wenn sie ihn wirklich gehört haben sollte.

Das Stück begann; Beresford beugte sich vorwärts, um kein Wort von ihren Lippen zu verlieren.

Der Anfang war die Verlobung zweier Liebenden und das Stück schilderte den allmäligen Uebergang der jungen Frau von herzlicher Liebe zu dem heftigsten Hasse. Die Sprache war kräftig, schön, poetisch, ausdrucksvoll; die Action war nicht Spiel, sondern Natur.

Beresford erkannte im Stücke seine und seiner Gattin Geschichte; kalter Schweiß stand auf seiner Stirn. Er sah die Liebe, die er gewonnen, die Vernachlässigung und Verachtung, mit der er sie vergolten; er sah die schreckliche Scene zwischen ihm und seiner Frau, hörte ihr Rachegelübde und fühlte, wie sie es erfüllt. Die Reise nach Niagara, der Bericht über Edith's Tod, ihre Flucht nach Canada, ihr Erscheinen auf der Bühne, ihr nachheriges Leben, seine zweite Heirath — Alles ward ihm vorgeführt, ja endlich sogar eine Zusammenkunft mit Edith, wobei dieselbe sich mit den Worten zu ihm wandte:

„Habe ich nicht mein Gelübde gehalten? Ist meine Rache nicht vollendet?"

Diese Worte wurden mit furchtbarer Wahrheit des Gefühls gesprochen und die Schauspielerin richtete ihre schönen Augen ganz auf Beresford. Die Zuschauer athmeten kaum; sie fühlten, daß das nicht Spiel, sondern Wahrheit sey. Jeder folgte dem Blicke Evelinens, als sie mit scharfer Betonung obige Worte sprach.

„Ja, sie ist vollendet, Deine Rache!" stöhnte Beresford, indem er sich erhob. „Edith, Du hast Deinen Schwur schrecklich gehalten!" Und der Unglückliche stürzte zu den Füßen seiner zweiten Frau.

Ein wildes, fast wahnsinniges Lachen, eine rasche Verbeugung — und die Schauspielerin verschwand aus dem Anblick der sprachlosen Zuschauer.

Ein langes, tiefes Aufathmen derselben zeigte, daß sie wie von einem drückenden Alp sich befreit fühlten; Jeder sah seinen Nachbar fragend an, ob auch er dieses drückende Gefühl gehabt. Allmälig lösten sich die Zungen und man sprach über das Ereigniß dieses merkwürdigen Abends.

Beresford war der Bigamie schuldig und seine zweite Frau war nicht gesetzlich mit ihm vermählt. Einige tadelten Edith wegen der schrecklichen Rache, die sie genommen; Andere gaben ihr Recht und mehrere eifersüchtige Frauen meinten, daß sich Manche das wohlverdiente Schicksal der stolzen Eugenie Milford zur Warnung dienen lassen könnte. —

Am folgenden Tage wollte Beresford Edith aufsuchen: aber sie hatte schon die Stadt verlassen, in Gesellschaft ihres Oheims, mit dem sie beständig correspondirt hatte, seitdem sie ihren Mann verlassen. Sie begaben sich nach Italien, wo Edith nach wenigen Jahren starb, es bitter bereuend, daß sie die schönste Kraft ihres Lebens an eine so unselige Rache gesetzt. Als sie dieser Rache nachgegangen, hatte sie nur an das erlittene Unrecht gedacht; nachdem sie dieselbe erlangt, verfolgte das Unglück, das sie angerichtet, sie wie ein Gespenst, und sie fand keine Ruhe.

Eugenie Milford, deren Stolz verwundet, deren Hoffnungen vernichtet, deren Ruf befleckt war, starb unbemitleidet, unbeklagt. Beresford bereuete tief und schwer; noch am Rande des Grabes suchte er das Vergangene gutzumachen, indem er Andere warnte vor der Klippe, an der seine Hoffnungen gescheitert waren.

Bei Eustace Morton war nach Jahren das Andenken an seine erste Liebe fast erloschen; ihm ward eine liebenswürdige Frau zu Theil, mit welcher er höchst glücklich lebte. Seine Schwester gewann ihre Gesundheit wieder, und sie ist jetzt eine glückliche Gattin und Mutter; aber sie denkt noch oft mit Trauer an die Geschichte der unglücklichen Edith.

Buchstaben-Räthsel.

Es sehnet sich nach ihm der Schiffer,
Wann wilde Stürme ihn umtoben;
Ein and'res Zeichen, und es strebet
Ein Keim des Lebens stets nach oben.
Ein and'res noch, und es verbindet
Und füget eng und fest zusammen;
Nochmals geändert, braucht's der Dichter
Alsdann für seine Geistesflammen.
So wechsle dieses Wörtchens Zeichen;
Stets wird es and're Deutung reichen.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 40. Sonntag, 2. April 1854.

Δ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

Franz hatte einen so vollkommenen Erfolg seiner List kaum zu hoffen gewagt; er drückte heimlich seinem Kameraden die Hand. Der Kanzler kannte sich vor Freude selbst nicht mehr.

„So habe ich denn doch das Glück gehabt," rief er, „Sie zu bestimmen, einen Entschluß zu fassen, dessen Sie sich bisher hartnäckig geweigert hatten! Welche Ehre für mich!... Indeß, ich muß gestehen, ich zitterte, daß Sie während Ihrer langen Abwesenheit irgend einen tollen Streich unternehmen würden!... Ew. Excellenz werden meine Fröhlichkeit entschuldigen," fuhr er fort, Franz mit ironischem Blicke ansehend, „ich habe einen Augenblick eine lächerliche Idee gehabt; eine gewisse Aehnlichkeit mit Sr. Hoheit war mir, als ich zum ersten Male Herrn Franz Stöpsel sah, aufgefallen, ich fürchtete ... ha, ha, ha!... Ich bitte Sie, diese unzeitige Fröhlichkeit zu entschuldigen! Doch ich muß über meine Dummheit lachen, den Sohn eines Handwerkers mit dem edlen Sprößling einer alten fürstlichen Familie verwechselt zu haben!"

„Sprechen Sie nicht verächtlich von den Söhnen von Handwerkern!" erwiederte Albert ernst. „Ich liebe das Volk; übrigens ist Franz mein Kamerad gewesen, er kann sich stets meiner Protection versichert halten."

Diese Worte wurden mit einer so natürlichen Frechheit gesprochen, daß der Student offenbar seinen neuen Titel im Ernste annahm.

„Nun, mein lieber Kanzler," fuhr er nachlässig fort, „Sie haben doch wohl nicht die Absicht, mich gleich im Augenblick fortzubringen?"

„Wenn es Ew. Excellenz gefällt, so reisen wir erst morgen früh ab. Wie Sie wissen, habe ich noch ein kleines Geschäft mit dem Major von Steinberg abzumachen. Seine Schwester ist, wie man mir gesagt, von ihrer Wunde geheilt; ich will mein Schloß nun in Besitz nehmen. Die Besitznahme wird nicht viel Zeit erfordern; doch um sie feierlicher zu machen, will ich eine Gerichtsperson hinzuziehen. Diese Angelegenheit wird mich morgen früh ein oder zwei Stunden aufhalten, doch werden wir leicht die verlorene Zeit wieder einbringen, sey es, daß wir zu Wasser reisen oder den Landweg wählen, wie Ew. Excellenz wollen."

„Wir wollen mit Postpferden reisen, wie es sich für große Herren geziemt!... Doch, Kanzler, lassen Sie jetzt ein Souper anrichten ... Sie übernehmen ja die Kosten, denke ich?"

„Excellenz dürfen nur befehlen; Dero Herr Vater würde mir Vorwürfe machen, wenn ich nicht allen Ihren Wünschen nachkäme."

„Dann richte man ein splendides Souper an!" rief der Student. „Ich will Rheinwein und zum Dessert, wenn möglich, Johannisberger; ich bin des sauern Bieres und schmalen Rindfleisches in den Universitätskneipen satt!"

Während Albert so raisonnirte, blieb Franz, in eine Ecke zurückgezogen, in seine Reflexionen vertieft. Die Prahlereien seines Kameraden hatten ihm nicht ein Lächeln entlockt. Zuletzt trat er jedoch auf Ritter zu und sagte etwas ironisch zu ihm:

„Jetzt, mein Herr, bin ich wohl frei und kann gehen, wohin ich will?"

„Ja, ja, Monsieur Franz," sagte der Kanzler mit verächtlicher Miene. „Lassen Sie ihn gehen, meine Herren," setzte er hinzu, indem er sich an die Häscher wandte; „nicht ihn betrifft die Ordre des Großherzogs."

Franz wollte gehen, doch Albert hielt ihn vertraulich zurück.

Digitized by Google

„Sie sollen mit mir speisen, Franz," sagte er zu ihm.

Die Dunkelheit, welche sich im Zimmer auszubreiten begann, verhinderte, das Gesicht des wirklichen Grafen Friedrich von Hohenzollern zu sehen; jedoch erwiederte er höflich, daß die von seiner kürzlichen Krankheit herrührende Schwäche ihn nöthige, sich zurückzuziehen, er bitte deßhalb seine Excellenz um Entschuldigung.

Nach diesen Worten entfernte sich Franz auf sein Zimmer.

Die Klugheit gebot ihm nun, auf der Stelle die Herberge zu verlassen, seine List konnte jeden Augenblick entdeckt werden, die Narrheiten Alberts konnten Ritters Verdacht erregen ... es war ein Wunder, daß der Kanzler sich in einer so groben Schlinge hatte fangen lassen. Jedoch war es noch nicht dunkel genug, daß Franz wagen sollte, sein Vorhaben, in den Steinberg zu dringen, auszuführen. Auch hatte er sein Wort gegeben, vor Sigismunds Rückkehr Nichts zu unternehmen; er fragte sich, ob er nicht darauf warten solle. Indeß erneute die Erinnerung an die schreckliche Nachricht, die er von Madeleinen empfangen, seine Angst; Wilhelmine war in Gefahr; alle andern Rücksichten mußten dagegen schwinden.

Nach einigem Nachdenken zündete Franz eine Lampe an und schrieb an Sigismund. Nach Beendigung des Briefes überlegte er, wie er ihm denselben heimlich am nächsten Tage zustellen könnte. Der Zufall kam ihm zu Hilfe. In dem anstoßenden Gemache ließ sich ein ziemlich lebhafter Streit vernehmen; im selben Augenblicke stürzte Auguste, des Wirthes Nichte, ins Zimmer. Sie schien überrascht von dem Anblicke des Studenten und wollte schnell wieder zurück.

„Was gibt es denn, liebe Auguste?" fragte Franz zerstreut.

„Ach, nichts, Herr, nichts!" sagte sie mit Verlegenheit.

„So gestehen Sie nur, was hat sich denn ereignet?"

Auguste beichtete ihm nun:

„Ihr Freund Albert verfolgte mich soeben. Seit der Abreise des Herrn Sigismund folgt er mir überall; heute Abend besonders ist er ein wahrer Teufel! Er behauptet, daß er ein Prinz sey und daß ein Prinz das Recht habe, zu thun, was er wolle!"

„Um dies Recht würde ihn die Welt sehr beneiden, Auguste," sagte Franz lächelnd.

„Ei! Prinz oder nicht," erwiederte das junge Mädchen naiv, „ich mag nichts von ihm wissen! Herr Sigismund ist mir viel lieber ... das ist ein ehrenhafter, höflicher, artiger Student; er spricht stets so hübsche Sachen ... gerade wie Sie, Herr Franz!"

Dieser hatte einen plötzlichen Einfall und wandte sich rasch an die vertraulich Mittheilende mit der Frage:

„Wollten Sie Sigismund und mir wohl einen großen Gefallen erweisen?"

„Von Herzen gern."

„So geben Sie diesen Brief an Müller, wenn er von Mannheim zurückkommt. Zeigen Sie ihn aber Niemanden!"

„Ich werde es getreulich besorgen. Wollen Sie uns denn verlassen?"

„Das ist noch nicht Alles ... ich habe noch eine Bitte an Sie. Ich muß den Schlüssel zu der Kette haben, an welcher der Kahn Ihres Onkels liegt."

Er beschrieb ihr noch einige Gegenstände, die er zur Ausführung seines Planes nöthig hatte.

Das junge Mädchen hörte ihn voll Staunen und Unruhe an.

„Ich kann Ihnen das Alles verschaffen," erwiederte sie; „doch sagen Sie mir, ich bitte Sie, zu welchem Gebrauche."

„Ach, fragen Sie mich jetzt nicht; vielleicht werden Sie später erfahren, welchen Dienst Sie mir geleistet."

Auguste ging schweigend hinaus; einen Augenblick hernach kehrte sie mit den von Franz erbetenen Gegenständen zurück. Diese bestanden unter Anderm in einer Laterne, einem Hammer und einem Brecheisen. Während sie ihm dieselben übergab, bestürmte sie ihn voll Unruhe:

„Herr Franz, um Gotteswillen, sagen Sie mir, wohin gehen Sie?"

„Beten Sie, liebe Auguste, für mich und eine andere Person, die Ihres Mitleids würdig ist; ihr Schicksal und das meine entscheiden sich diese Nacht."

Das junge Mädchen suchte ihn mit nassen Augen zurückzuhalten; doch Franz verließ eilig das Zimmer und entfernte sich aus dem Hause, ohne von Jemanden gesehen zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Das gebrochene Gelübde.

Aus dem Englischen.

Einer der lieblichsten Plätze an den Ufern des Killarney — eines Sees mit der reizendsten Um-

Digitized by Google

gebung in Irland, in der Grafschaft Kerry — ist der Brunnen von St. Clara. Bei seinem hellen und klaren Wasser kann man trotz seiner Tiefe jeden Kiesel auf dem Grunde sehen. Aber auch abgesehen von der reizenden Lage, ist der Brunnen oder vielmehr die darüber gebaute Kapelle der Bewunderung werth. Irgend ein frommer Verehrer hatte sie vor längst vergangenen Zeiten errichtet, und waren gleich die Tage vorüber, wo irgend Jemand sich damit befaßte, sie ausbessern zu lassen, so schien doch die Natur die Stelle als ein Lieblingsplätzchen in Anspruch zu nehmen, und indem sie Moose und wilde Blumen darüber wachsen ließ, machte sie vielleicht den Fleck noch malerischer, als er ursprünglich gewesen war.

Der anmuthige Wasserfarn umwehte mit seinen gefiederten Zweigen den kleinen Strom, der, sich nach dem See hinschlängelnd, von eigenthümlichen und seltsamen Pflanzen strotzte, während der rothbeerige Erdbeerbaum noch durch sein glänzendes, immergrünes Laub die Schönheit der Scene erhöhte.

Eines lieblichen Sommerabends, es mögen etwa sechzig und einige Jahre her seyn, stand an der Seite dieses Feenbrunnens die hübsche Katie Dawson, das schönste Mädchen in der ganzen Gegend rings umher. Ihr kurzes Röckchen und ihr blaues Mieder dienten nur, ihre schöne Gestalt noch mehr hervorzuheben, während ihre nicht mit Schuhen und Strümpfen bekleideten Füße und Knöchel nicht minder bezaubernd waren.

Wie sie nun so gegen die Ecke des Brunnens gelehnt stand, ihren Krug auf einen dicht daneben befindlichen Stein gestellt; mit schneeweißem, von einem schmalen Halstüchlein begrenzten Brustlatz, mit kurzem und fast offenem Aermel, der den schöngerundeten Arm recht hervortreten ließ; das Haar nachlässig herabwallend und die glänzenden Augen von langen schwarzen Wimpern beschattet: bot sie ein Bild dar, um jeden Beschauer zu entzücken.

An ihrer Seite stand ein hochgewachsener, schöner Soldat, welcher eine ihrer Hände in der seinigen gefaßt hielt.

„So versprich mir denn nochmals, theuerste Katie, daß Du warten willst. Morgen am Tage reise ich ab: ich gehe nach Spanien und werde auf lange Zeit abwesend seyn. Aber wir sind Beide noch jung und ich hoffe eines Tages zu Dir zurückzukehren. So schwöre mir denn, beste Katie, daß Du mir so treu bleiben willst, wie ich Dir."

Da schwuren sie denn an der Seite des zertrümmerten Brunnens bei St. Clara, sich gegenseitig treu zu bleiben. Traurig war ihre Trennung und bitter die Thränen, die sie vergossen, und Katie glaubte, das Herz müsse ihr brechen, als Patrick Moran ihr noch den letzten Blick zuwarf und darauf unter den Bäumen verschwand. —

Die Zeit floß dahin, indem die Monate verschwanden, aber Katie erhielt keine Nachricht von ihrem abwesenden Geliebten. Genau beobachtete sie jedes Schiff und erkundigte sich bei jedem zurückkehrenden Soldaten, in der Hoffnung, irgend etwas von Patrick zu erfahren; aber ach! alle ihre Aves und ihre Bitten an die heilige Clara blieben unerhört.

In den meisten Gemüthern pflegen Zeit und Abwesenheit vereint die Zuneigung zu schwächen, und so dürfen wir es denn an Katie nicht als etwas Besonderes tadeln, wenn sie drei oder vier Jahre später bereits die Möglichkeit fühlte, daß sie einen Andern lieben könne, oder wenn sich ihr in der Person eines hübschen englischen Seemannes ein Bewerber darstellen sollte, daß sie alsdann mit verändertem Herzen seinen Anträgen Gehör geben würde. Und ein solcher hatte sich ihr dargestellt.

Nun hatte Katie Eltern und Verwandte, welche sehr auf die Confession sahen; sie waren römisch-katholisch, William Prouse dagegen war protestantisch. Sie hatten ihr längst zugeredet, Patrick zu vergessen; allein sie waren auf's Entschiedenste gegen ihre Verheirathung mit einem Protestanten und Fremden.

Katie war jedoch entschlossen und blieb standhaft; schwer und heftig aber waren die Flüche, welche auf ihre Häupter geschleudert wurden, als eines schönen Morgens Katie und ihr Geliebter nirgends mehr zu finden waren, und schrecklich waren die Rachegelübde ihrer aufgebrachten Verwandten.

Etwa einen Monat nach ihrem Verschwinden nahm Katie, beglückt durch ihres Mannes Liebe, Besitz von ihrer englischen Heimath. Es war ein kleines Freigut, welches Prouse eigenthümlich gehörte und in einer der malerischsten und wildromantischsten Gegenden von Devonshire gelegen war. Es lag kaum eine Meile von den Klippen entfernt, welche sich hier bis zu einer Höhe von fünf- bis sechshundert Fuß erheben; aber es war geschützt vor den furchtbaren Weststürmen, welche so häufig über jenen Theil Englands dahinstreichen und so vielen Schiffen Verderben bringen.

Digitized by Google

Katie's Schönheit, ihr sanftes, einnehmendes Wesen, der romantische Anflug, welcher ihr eigen war, machten sie bald zur Königin mancher Herzen und zum Liebling Aller. Prouse gab sein Seemannsleben auf und quälte sich überhaupt nur selten um Schiffe oder um die verrätherische Tiefe, wenn nicht etwa ein Freund, der bei dem „löblichen Handwerk" betheiligt war, seines Beistandes bedurfte, oder einer der häufigen Schiffbrüche an der Küste seinem starken Arme Beschäftigung gab.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Weiberheer.) Durch den französischen Dampfer „Cassini", der von Hongkong einen Ausflug nach Nanking gemacht hatte, erfährt man einige interessante Züge über die große chinesische Rebellion. Das Merkwürdigste, was der französische Capitän erfuhr, ist, daß in und bei Nanking gerade sämmtliche Weiber, die zu den Anhängern Taeping's zählen, versammelt waren, daß sie ein Heer von 480,000 Köpfen bilden, in Brigaden von je 13,000 und in Compagnien von je 100 eingetheilt sind und von weiblichen Behörden beaufsichtigt werden. Die angegebene Zahl mag übertrieben erscheinen, aber man muß bedenken, wie viel große Städte das Rebellenheer zu passiren hatte, bis es Nanking erreichte, und daß Alle ihre Frauen aus diesen mitführten, weil sie sie nicht der Rache der Kaiserlichen preisgeben wollten. Die Anführer dieses Weiberheeres tragen als Amtszeichen eine Art Ruthenbündel mit rothem Bande, das wahrscheinlich oft praktisch verwendet wird. Das Oberhaupt der Brigade macht den Schiedsrichter in Streitfällen, und die andern Führerinnen sind berechtigt, sich bei jeder bedeutenden Frage direkt an die Brigaden-Vorsteherinnen zu wenden. Viele dieser Frauen versehen Militärdienste und bildeten schon in manchen eroberten Städten ausschließlich die Besatzung.

Justinus Kerner schrieb unter das Bild der durchlauchtigsten Kaiserbraut, welches derselbe von seinem hohen Gönner, dem Herzoge Max in Bayern, zum Geschenk erhalten hat, folgende Verse:

Ja, ja! es ist ihr Bild, ihr liebes Bild!
Nach ihres Vaters ganzem Wesen, Leben:
Da muß der Tochter Haupt sich frei erheben,
Ernst seyn ihr Blick, doch klar und kindlich mild.

Schaut, schaut! wie eine junge Tanne steht
Sie da in schlanker, lichter Jugendschöne.
Ha! fühlt ihr nicht, wie Bergluft sie umweht?
Und hört ihr nicht um sie Bergzithertöne?

Den Kranz von Rosen um den Lilienarm,
Wie ist sie licht, ein Strahl des jungen Morgens!
Doch nein, doch nein! sie ist ein Engel warm,
Der, wo er weilt, aufhebt den Schmerz des Sorgens.

O Glücklichster von Habsburgs edlem Blut,
Dem dieses liebe, lichte Kind beschieden,
Drück's fest ans Herz, wogt stürmisch seine Fluth,
Es gießt ins Herz Dir seinen Himmelsfrieden!

Zweibrücker Cäcilienverein.

Sonntag, den 2. April 1854.

Zum Besten der Armen.

CONCERT

im

Casino-Saale.

PROGRAMM.

Erste Abtheilung.

1) Ouverture zur Oper: „Don Juan" von W. A. Mozart.
2) Arie des Leporello, aus derselben Oper, gesungen von Hrn. J. C. Meyer.
3) Duo concertant für Clarinette und Pianoforte von C. M. v. Weber. Op. 47. Vorgetragen von den HH. Professor Krafft und Fr. Gugel.
4) Männerchöre:
   a) „Kriegers Gebet" von Franz Lachner;
   b) „Vanitas Vanitatum Vanitas" von Karl Zöllner.

Zweite Abtheilung.

5) Ouverture zur Oper: „Der Wasserträger" von Cherubini.
6) Duett für Sopran und Baryton aus der Oper: „Joseph und seine Brüder" von Méhul, gesungen von Fräul. Forstmaier und Hrn. Meyer.
7) Clavierconcert (C moll) von L. v. Beethoven. Op. 37. Vorgetragen von Hrn. Fr. Gugel.
8) Chor: „Alles was Odem hat, lobe den Herrn," aus dem „Lobgesang" von Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Anfang: 7 Uhr.

Eintrittskarten zu 24 Kr. und für Schüler hiesiger Anstalten zu 12 Kr. sind an der Kasse zu haben.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 41. Dienstag, 4. April 1854.

△ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

8.

Still und ruhig war die Nacht; ein leichter Wind wehte in Pausen. Der Mond erhob sich auf der andern Seite des Rheins und zog lange Silberfurchen über die dunkeln Gewässer des majestätischen Flusses.

Franz wandte seine Augen nach dem Schlosse; es erhob sich zu seiner Linken in einem grauen Nebelschleier, durch den nirgends ein Licht hindurch glänzte. Nichts Menschliches, nichts Lebendes zeigte an, daß der alte Thurm von Steinberg nicht bereits ausschließlich den Gespenstern überlassen sey, womit ihn die Sage bevölkerte. Ohne sich jedoch bei diesem düstern Anblicke aufzuhalten, setzte der junge Mann seinen Weg am Flusse entlang fort, bis er den Fuß des Felsens von Steinberg an der Stelle erreichte, wo er sich in den Fluß senkte.

Hier hielt Franz an, um sich in der Dunkelheit zu orientiren. Doch dauerte dies nicht lange; er ging auf einen großen Felsblock zu, der stark überhing. Unter diesem Felsblock befand sich eine Art dunkler Höhlung. Nachdem er sich umgesehen, ob ihm Niemand folge, zündete er seine Laterne an, deren röthliche Strahlen sogleich auf dem Rheine erglänzten.

Bei diesem ungewissen Scheine untersuchte Franz den Ort, wo er sich befand. Diese Höhlung verrieth keine Spur von Menschenhänden; das Wasser allein schien den Fels unterminirt zu haben, indem es ihn hier und da unterbrach, so daß Niemand in dieser Vertiefung etwas Anderes hätte sehen können, als ein ganz gewöhnliches Spiel der Natur.

Franz setzte seine Laterne neben sich hin und bearbeitete rüstig mit dem Brecheisen das Gestein in der Höhlung. Bald erschallte ein dumpfer Ton, welcher aus den Eingeweiden der Erde zu kommen schien. Der junge Mann konnte kaum einen Freudenruf unterdrücken; seine Hand bebte, sein Herz schlug heftig. Er hatte also jenen geheimnißvollen Weg gefunden, den die alten Herren von Steinberg allein kannten, dessen Existenz sie den übrigen Menschen mit solcher Sorgfalt verhehlt hatten; das war also jener Fluchtweg, der eine so große Rolle in der Geschichte der Baronie spielte! dieses Souterrain, dessen Geheimniß allein ihn zu Wilhelminen führen konnte! Bei diesem Gedanken verdoppelte er seine Anstrengungen, die Steine, allmälig seiner Arbeit weichend, ließen immer deutlicher eine niedrige Thür sehen, die sie bis dahin verborgen hatten.

In dem Maße jedoch als Franz in seinem Werke vorrückte, fühlte er auch seine Kräfte schwinden; diese Thür konnte seinen Angriffen widerstehen und er hatte kein Mittel, sie zu öffnen. Auch lief er Gefahr, wenn er sie mit Gewalt zu erbrechen versuchte, in dem nahen Dorfe gehört zu werden. Glücklicherweise jedoch dauerte diese Unruhe nicht lange. Nachdem er die Steine vollends weggeschafft, klemmte er das Instrument zwischen den Felsen und die Thüre und führte dann einen heftigen Stoß: die Angeln und Eisenbeschläge, welche durch die Feuchtigkeit während mehrerer Jahrhunderte verrostet waren, gaben nach und die Thüre wich.

Sogleich drang eine Wolke mephitischer Todtenluft aus der Oeffnung des Souterrains, so daß Franz fast erstickte und halb ohnmächtig niedersank. Die frische Luft jedoch, welche von dem Flusse herkam, gab ihm bald den Gebrauch seiner Sinne wieder. Er erhob sich mit Anstrengung und wollte sich nach dem Eingange des Fluchtwegs schleppen, allein seine Glieder verweigerten ihm den Dienst. Dazu erbleichte die Flamme in

Digitized by Google

seiner Laterne und drohte zu erlöschen: ein sicheres Zeichen, daß die im Innern der Höhle angesammelten verderblichen Gase noch nicht Zeit gehabt, auszuströmen. Einen oder zwei Schritte in das Souterrain thun, bevor die Luft sich hatte erneuern können, hieß sich einem gewissen Tode aussetzen; der junge Mann wußte das. Daher mußte er warten, wenn er nicht sein Leben in Gefahr bringen wollte.

Er setzte sich an den Eingang der Grotte hin; doch die Ungeduld verzehrte ihn fast. Er konnte sich zuletzt nicht länger bemeistern, stand auf, nahm seine Laterne und trat entschlossen in das Souterrain.

Der Weg war eng und niedrig, ganz in den Felsen gehauen. Hin und wieder hatte das durch die Steine sickernde Wasser kleine Stalaktiten gebildet, deren blanke Kristalle in dem Scheine der Laterne funkelten. Die größte Stille herrschte in diesem düstern Gange; bloß das Geräusch von Franzens Schritten erweckte ein schwaches Echo, als wenn der Student von einer unsichtbaren Person in einiger Entfernung verfolgt würde. Wenn er stehen blieb, hörte dieser Ton sogleich auf.

Er drang immer weiter vor, bis er plötzlich eine Art großer geräumiger Höhle fand, deren Umfang der Schein der Laterne kaum erhellen konnte. Zu seiner Linken war ein Thüre in der Felswand angebracht; diese, mit eisernen Beschlägen und starken Riegeln versehen, schien in Folge der Trockenheit dieses Theiles dem Angriffe der Zeit widerstanden zu haben. Bevor er nun den Weg aufwärts durch den dunkeln Gang weiter verfolgte, erfaßte ihn die Neugier, die bemerkte Thüre zu öffnen. Mit Anwendung seiner ganzen Kraft gelang ihm dies.

Nicht ohne Anwandlung von Furcht drang der junge Mann in einen finstern Winkel. Man sah dort noch einige Reste von groben Möbeln: dicke eiserne Ringe in der Mauer verriethen, daß der Ort zum Gefängnisse gedient habe. Dort waren der Sage nach Bertha von Steinberg und Karl von Stoffenselz die Opfer der unerbittlichen Rache des Barons Emanuel geworden. Doch kannte Franz diese Legende nicht, und hätte er sie auch gewußt, so wäre der Schrecken doch nicht vermehrt worden, dem ihm dieser geheimnißvolle Versteck der wilden Barone von Steinberg einflößte.

Er wollte sich schon zurückziehen, als er einen in dem Felsen befestigten Koffer gewahrte. Er hob den Deckel auf, der ehemals durch eine geheime Feder geschlossen zu seyn schien, doch jetzt zerbrochen war. Der Kasten enthielt einige Bündel von Papieren und Pergamenten mit Wappenzeichen; es schienen Dokumente über Besitzthümer, Schuldverschreibungen und dergleichen zu seyn. Hier also hatten die Barone von Steinberg ehemals ihre Reichthümer, die Frucht ihrer Räubereien und Plünderungen, verborgen. Es fanden sich jedoch keine Summen in Gold oder Silber vor. Diese Papiere, welche der Baron Hermann, der Letzte, der an dieser Stelle gewesen, daselbst niedergelegt hatte, konnten seinen Nachkommen nichts mehr nützen; kaum berührte sie Franz, als sie in Staub zerfielen.

Der Student stieß einen tiefen Seufzer aus und verließ diesen grauenvollen Ort. Er verfolgte den Gang, der ihn nach dem Thurme führen sollte. Bald erkannte er an verschiedenen Anzeichen, daß er sich dem Thurme nähere. Der Weg war nicht mehr in den Felsen gehauen, sondern lief durch die Dicke einer Mauer. Er mußte jetzt eine steile Treppe hinansteigen; diese, hoffte er, werde nun sogleich in den Thurm einmünden. Aber er fand sich getäuscht. Eine Mauer erhob sich vor ihm, der Gang hörte plötzlich an diesem Punkte auf, weder rechts noch links sah er einen Ausweg.

Einen Augenblick stand Franz versteinert; als er jedoch sorgfältiger das Hinderniß betrachtete, faßte er wieder einige Hoffnung. Obgleich die Steine dieser Mauer regelrecht aufeinander gesetzt waren, so waren sie doch nicht fest verbunden; sie konnten ihm also keinen ernstlichen Widerstand leisten. Aber der arme junge Mann, noch angegriffen von seiner kürzlichen Krankheit, war am Ende seiner Kräfte; der ermüdende Marsch, die angestrengte Arbeit, an die er nicht gewöhnt, die verdorbene Luft, welche er einathmete, hatten ihn gänzlich geschwächt; sein Kopf schwindelte ihm, seine Kniee wankten.

Indeß, der Gedanke an Wilhelmine gab ihm wieder neue Kraft, er begann mit seinem Brecheisen sich an das Zerstören der fatalen Mauer zu machen, deren Steine bei geringer Anstrengung fielen, da dieselben nicht mit Mörtel verbunden waren.

Es war das Geräusch dieser Arbeit, welches die arme Wilhelmine mit Angst und Schrecken erfüllte.

Franz hatte endlich die Mauer weggeräumt, doch er war noch nicht am Ende seines beschwerlichen Werkes. Hinter der weggeräumten Mauer befand sich eine große Eisenplatte; er mußte noch dieses Hinderniß besiegen, um in das Schloß zu

Digitized by Google

gelangen. Ein kalter Schweiß trat auf seine Stirn; seine gelähmte Hand vermochte kaum noch das Werkzeug zu halten. Er bemerkte indeß an der einen Seite der Platte eine Vorrichtung, die, wie es ihm schien, dazu dienen mußte, dieselbe gegen die andere Seite zu schieben. Indem er seine Kräfte zusammennahm, versuchte er das Rücken der Platte. Hätte sie widerstanden, so würde der arme Franz der Last so vieler Mühen und Anstrengungen unterlegen haben und vielleicht in Verzweiflung gerathen seyn; doch war ihm diese letzte Probe nicht aufbehalten. Die Platte wich und der Anblick, den Franz dadurch erhielt, gab ihm das Leben wieder.

Die schwere Eisenmasse, welche er von der Stelle gerückt, war die Kaminplatte des Zimmers, worin sich Wilhelmine befand.

Franz, sich mit einer Hand an die Wand stützend, blieb einen Augenblick unbeweglich und gleichsam in Ekstase. Wilhelmine befand sich im schwachen Scheine der Lampe ihm gegenüber, mit ausgestreckten Händen und verstörtem Blicke; ohne Zweifel glaubte sie sich von ihrer Phantasie getäuscht. Franz selbst wagte nicht seinen Augen zu trauen, so groß und unverhofft war sein Glück.

(Fortsetzung folgt.)

Das gebrochene Gelübde.

(Fortsetzung.)

Katie war glücklich, glücklich, wie es nur ein Weib seyn kann, welches liebt und geliebt wird. Und wer sie erblickte, mit ihrem Manne an ihrer Seite, seine Arme um die ihrigen geschlungen, eins ihrer Kleinen an ihren Busen geklammert, während die älteren zu ihren Füßen spielten — wer sie so sah, der hätte denken sollen, daß kein Erdenglück das ihrige übertreffen könne. Und vielleicht war es auch der Fall. Aber in jedem Kelche, so süß er auch seyn mag, befindet sich ein bitterer Tropfen; einer jeden Quelle, wie klar sie auch sey, wird man immer einige Erdtheile beigemischt finden.

Katie's Gedanken pflegten bisweilen nach dem Lande ihrer Geburt hinüberzuschweifen, und als sie Mutter geworden, da fühlte sie, was es seyn müsse, ein geliebtes Kind zu verlieren, denn das war sie ihrer Mutter gewesen, von der sie jetzt niemals etwas sah oder hörte. Auch regte sich mitunter ihr Gewissen, daß sie, gegen den Willen ihrer Eltern, die Religion ihrer Väter verlassen, und obwohl sie häufig mit ihren Nachbarn am öffentlichen Gottesdienste in der prachtvollen Kirche auf der Klippe Theil nahm, so fühlte sie doch eine gewisse Furcht, daß ein Unglück über sie und William kommen möge, als Strafe für ihre vermeintlichen Sünden und als Erfüllung der Flüche, die sie gegen ihren Gatten und gegen sich selbst hatte aussprechen hören.

Immer von Neuem trat ihr Treubruch, ihr gebrochener Eid ihr vor die Seele und allemal vergoß sie bittere Thränen bei der Erinnerung an die Trennung bei St. Clara's Brunnen.

Gleichwohl ward ihr viel Glück beschieden; sie war auch stets bereit, einem unglücklichen Nachbar zu helfen, und da sie an irdischen Gütern keine Noth litt, theilte sie gern, was sie hatte, mit ihren Freunden. So ging's zehn bis zwölf Jahre fort und Katie war aus einem schönen Mädchen eine noch lieblichere Hausfrau geworden, denn noch immer war ihre anmuthige Figur ihr geblieben, wodurch sie sich von jeher so ausgezeichnet hatte.

* * *

„Heute Nacht wird's auf der See ein wildes, stürmisches Wetter geben, liebe Katie," sagte William Prouse eines Abends zu seiner Frau, indem er seinen Stuhl näher ans Feuer rückte und eins der Kinder auf seinen Schooß nahm; „es soll mich nicht wundern, wenn's heute Nacht irgendwo an der Küste einen Schiffbruch gibt. Da ist eine große Barke, die schon den ganzen Tag umherlavirt hat, um den Kanal zu erreichen, aber ich habe meine Zweifel, daß sie ganz wohlbehalten dahin kommt."

„O, lieber Mann," erwiederte die Frau mit Schaudern, „sprich doch nicht so, laß uns doch hoffen, sie werden glücklich davon kommen, die armen Leute; oder sollen sie Schiffbruch leiden, so möge Gott sie hierher führen, damit sie doch Aussicht auf Rettung haben, statt hingeschlachtet zu werden, wie jene armen Spanier letzthin zu —. Wie ist's doch möglich, William, daß Menschen sich zu Zeiten so ganz in Teufel verwandeln können und im Stande sind, solche Mordthaten zu begehen?"

„Die Habgier, liebe Katie, die Habgier ist's, die so etwas ausüben kann ... aber horch! was war das?" rief der ehemalige Seemann aus, indem er aufsprang und die Hand auf Katie's Schulter legte.

Digitized by Google

Der dumpfe Schall eines Kanonenschusses, wie er, halb erstickt von der Heftigkeit des Sturmes, zu ihnen gelangte, ließ keinen Zweifel mehr, daß irgend ein Schiff, und aller Wahrscheinlichkeit nach dasjenige, von dem William soeben gesprochen, in Noth sey, und zwar in nicht allzugroßer Entfernung.

William war sehr bald gerüstet zu einem Ausfluge nach den Felsen und im Vorschreiten alarmirte er die Bewohner einiger in der Nähe liegender Hütten und eilte dann schleunigst an sein Werk der Barmherzigkeit.

Nachdem Katie einige Vorkehrungen zur Aufnahme irgend welcher Unglücklichen getroffen, die etwa nach dem Hofe gebracht werden möchten, füllte sie einen Korb mit Branntwein und andern muthmaßlich nützlichen Sachen, hüllte sich darauf in einen weiten Mantel und nahm ihren Weg nach der See zu.

Und es ist ein einsamer Weg, der von dem Hofe Prouse's nach der See führt. Der Pfad läuft den Thalgrund entlang, so wild wie er nur seyn kann; ein reißender Forellenbach, der gelegentlich durch Wasserfälle unterbrochen wird und beständig über große bemooste Steine dahinrauscht, nimmt seinen Lauf zur Linken, während sich zur Rechten ein steiler, mit Ginster bewachsener Hügel erhebt, welcher einen seltsamen Contrast zu der gegenüberliegenden Seite des Thales bildet, die mit schönem Rasen bedeckt ist.

Etwa eine halbe Meile vom Hofe hält der Pfad plötzlich an am Rande eines Abhanges und der Bach, in seinem jähen Laufe, stürzt sich geradeswegs über den glatten Felsen seine vollen hundert Fuß tief hinab, worauf er, wogend und brausend, nach zwei oder drei kleineren Fällen, über die groben Kiesel, woraus das Ufer besteht, seinen Weg in den Ozean findet.

Alle Communikation mit dem Ufer würde völlig unmöglich seyn, wenn nicht die Hand des Menschen einen steil und abschüssig im Zickzack hinabgehenden Pfad in die Vorderseite der Klippe hineingehauen hätte; dieser wird jetzt der „Sandweg" genannt und bei gewissem Wasserstande kann man ganze Dutzende von Eseln ihren ermüdenden Weg hinauf- und hinabgehen sehen, während ihre Treiber, kleine Buben, einen kürzeren Weg einschlagen, indem sie den Felsen hinabrutschen.

Gleichwohl kann man nicht umhin, zu glauben, daß die ursprüngliche Bestimmung dieses Weges wohl nicht einem so erlaubten Zwecke galt, wie dem Sandholen, und so viel vom Gegentheile bekannt, mag es wohl immer noch eine Hauptstraße für das „löbliche Handwerk" seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Telegraphenwesen.) Die kürzlich eröffnete bayerische Telegraphenstation in Frankfurt a. M. liegt an der Telegraphenlinie, welche sich von München, dem Centralpunkt des bayerischen Telegraphennetzes, über Augsburg, Bamberg, Aschaffenburg, Frankfurt, Ludwigshafen und Weißenburg nach Straßburg erstreckt, wo ebenfalls seit Kurzem ein bayerisches Telegraphenbüreau besteht. Frankfurt a. M. besitzt dermalen drei getrennte Telegraphenstationen: eine preußische auf dem Bahnhof der Main-Weser-Bahn für die Linie über Kassel und Halle nach Berlin und Leipzig; eine Main-Neckar-Staatstelegraphenlinie, welche den Staaten Baden, Hessen und Frankfurt gemeinschaftlich gehört, auf dem Bahnhof der Main-Neckar-Bahn; dann die bereits erwähnte bayerische in einem Lokal zunächst der Börse. Um die drei telegraphischen Verbindungen Frankfurts indeß mit ganz Deutschland und dem Auslande vollständig zu machen, fehlt die schon längere Zeit projektirte Telegraphenlinie von Frankfurt über Mainz nach Koblenz.

Räthsel.

1.

Allen Menschen graut davor,
Jeder wünscht es ferne;
Schneidet man ihm ab das Ohr,
Dann ißt's Jeder gerne.

2.

Als unentbehrlich sind wir Jedermann bekannt,
Drum hat auch jeder Mensch uns immer bei der Hand.

Sylben-Räthsel.

Die erste ist der zweiten stets willkommen.
Das Ganze dienet dir, wenn's deinen Wunsch vernommen.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in № 38:

Heim — Keim — Leim — Reim.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 42. Freitag, 7. April 1854.

△ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

Endlich überwand Franz seine Ueberraschung und trat in das Gemach.

Wilhelmine machte eine Bewegung des Schrekkens. Der junge Mann faßte sie jedoch schnell bei der Hand und drückte sie voll Entzücken an seine Brust.

„Wilhelmine, mein Engel! mein Leben!" rief er außer sich — „sehe ich Dich wirklich wieder? O! Gott sey dafür gepriesen, daß er mich so glücklich hierher geführt!"

Zugleich bedeckte er sie mit Küssen und Thränen der Freude.

Wilhelmine duldete schweigend diese Liebkosungen, sie hatte so viel Leiden ertragen, daß sie nicht an die Wirklichkeit glauben konnte.

„Ach Gott, es ist ein Traum!" murmelte sie — „nichts als ein Traum!"

„Nein, es ist kein Traum, theure Wilhelmine! ich bin es, Franz, Dein Gatte, Dein Freund. Der Zufall, oder vielmehr die Vorsehung, hat mich diesen Weg entdecken lassen, der keinem menschlichen Wesen außer mir, nicht einmal Deinem Bruder bekannt ist. Ich habe ihn benutzt, um Dich zu trösten, Dich zu vertheidigen und zu retten!"

Bei diesen Worten erhielt Wilhelmine ihre Besinnung wieder; eine reine, hohe Freude strahlte aus ihren Augen.

„Ist es möglich?" sagte sie endlich — „ach Gott, ich danke dir!"

Dabei aber wankte ihr Haupt auf die Seite.

Franz fing sie auf in seinen Armen; Freude und Rührung hatten sie einer Ohnmacht nahe gebracht.

„Beruhige Dich, Wilhelmine, ich bitte Dich, diese Aufregung könnte Dir schaden!... Armes Kind!" fuhr er fort, voll Schmerz ihr abgemagertes Antlitz betrachtend — „wie mußt Du gelitten haben!"

„Ach! ja, ja, ich habe sehr gelitten ... ich war ja von Dir, meinem Glücke, meinem Leben getrennt!... Doch auch Du, armer Freund," fuhr sie fort, ihrerseits die Veränderung in dem Gesichte des jungen Mannes bemerkend, „Du hast ebenso den Schlag empfunden, der uns Beide getroffen!"

„Ja, der Schmerz hat uns Beide gebeugt," sagte Franz lächelnd, „das Glück wird uns wieder aufrichten. Wilhelmine, Du kannst nicht mehr hier bleiben ... ich weiß, welchen Gefahren Du bei Deinem Bruder ausgesetzt bist."

„Ich würde Dir bis ans Ende der Welt folgen," erwiederte sie voll Eifer; „aber ..." setzte sie zögernd hinzu, „mein armer Bruder ..."

„Nun?"

„Seine Vernunft ist dahin, er ist unglücklich; wer soll ihn lieben, wer ihn gegen seine eigenen Wuthausbrüche schützen?"

„Wilhelmine, Du wirst bei dem Versuche umkommen, ohne daß es Dir gelingt, ihm seine Vernunft wiederzugeben. Wenn Du in Sicherheit bist, werden wir Maßregeln ergreifen, um ihm die Sorgfalt angedeihen zu lassen, welche sein Zustand erfordert. Uebrigens, hat er nicht Frau Reutner und deren Sohn? Aus Mitleid, Wilhelmine, beharre nicht in einer blinden Ergebenheit! Meinet-, nicht Deinetwegen, entschließe Dich, mir zu folgen!"

Nach einigem Zögern sagte die junge Frau voll Liebe:

„Nun denn, ich will Dir folgen bis in den Tod!"

Der Student drückte sie an seine Brust und indem er sie sanft nach der geheimen Thüre zog, sagte er mit fast an Wahnsinn grenzender Freude:

Digitized by Google

„Endlich ist sie mein! Nichts soll uns mehr trennen! Unser Glück wird jetzt beginnen!“

Ein heiseres Gelächter ertönte hinter ihnen. Die jungen Leute blieben erstarrt stehen. Im selben Augenblicke öffnete sich die Thüre und der Baron trat ein, von Fritz Reutner auf dem Fuße gefolgt.

Der Baron trug nicht mehr jene Waffen wie bei seinem frühern Erscheinen; doch war sein Aussehen nicht minder schrecklich, seine entstellten Züge drückten eine wilde, eigenthümliche Freude aus. In der Hand hatte er ein Stück Pergament, auf dem große rothe Charaktere gezeichnet waren. Er ging auf die beiden jungen Leute zu, seinen wilden Blick auf sie geheftet; dabei ließ er stumpfsinniges Gelächter hören.

„Er hat mich erhört!“ begann er mit hohler Stimme — „er hat meinen Pakt angenommen! Da sind sie Beide, und da ist auch der Fluchtweg, den ich so sehr gesucht!... Vortrefflich, Meister!“ fuhr er fort, sich an das unsichtbare Wesen wendend, von dem er sich stets verfolgt glaubte — „Du hast nicht gezögert, Deine Verpflichtungen zu erfüllen; dafür sollst Du meine Seele haben, gieriger Geist der Hölle! Siehe, ich habe unsern Pakt mit meinem Blute besiegelt!“

Zugleich warf er das Pergament, welches er in der Hand hielt, über seine linke Schulter in die Luft, ohne sich dabei umzusehen. Dasselbe flog, von dem leichten Windzuge getragen, der von der halboffenen Thüre kam, gegen den Kamin und verschwand dann mit einem schwachen Geräusche in der dunkeln Treppe.

Wilhelmine und Franz umfaßten sich, stumm vor Staunen, Schmerz und Schrecken.

„Schließ' die Thüre, Fritz,“ fuhr der Wahnsinnige zu Madeleinens Sohn fort, „schließ' die Thüre und gib Acht, daß Niemand eintreten oder hinausgehen kann!“

Fritz gehorchte pünktlich, als wenn er den vernünftigsten Befehl erhalten hätte. Das Pflichtgefühl war allmächtig bei diesem beschränkten Geiste; er hätte den Teufel selbst auf ein Zeichen seines Herrn ergriffen, wenn Satan eine wirkliche Gestalt angenommen hätte; in seinen Augen konnte Nichts, nicht einmal der Wahnsinn, ihn von dem passiven Gehorsam entbinden, den er dem Baron schuldig zu seyn glaubte, und er beeilte sich daher, die Thüre zu verriegeln; dann stellte er sich zur größern Vorsicht davor, kalt und theilnahmlos.

Wilhelmine wollte nochmals versuchen, diese schreckliche Geistesverwirrung zu bekämpfen; sie machte sich aus den Armen ihres Gatten los und ging auf den Major zu, seine Hand erfassend.

„Heinrich,“ sagte sie mit ihrer sanften Stimme, „verscheuche diese Visionen; komm zu Dir!“

„Ruhig, Mädchen!“ sagte der Baron, sie unsanft zurückstoßend. „Ich kenne Dich wohl, Du bist Bertha von Steinberg mit den blauen Augen!... Der da,“ fuhr er fort, auf Franz zeigend, „das ist der schöne Stallmeister, Karl von Stoffenfelz!... Ich, ich bin der Baron Emanuel, Euer Herr und Richter!“

Wilhelmine sah voll Schrecken die Gefahr ein, welche ihr drohte, wenn sie ihren Bruder in diesem Irrthume ließ.

„Heinrich!“ rief sie mit erstickter Stimme — „erkenne mich doch! Ich bin nicht Bertha ... die arme Bertha ist schon seit Jahrhunderten todt! Ich bin Wilhelmine, Deine Schwester!“

„Du bist Bertha!“ entgegnete ungestüm der Wahnsinnige — „ich habe keine Schwester, ich habe eine strafbare Tochter! Du kennst das unerbittliche Gesetz: Jeder, der das Geheimniß des Fluchtwegs verrathen, muß sterben!... Dein Geliebter und Du, Ihr müßt daher sterben!“

Wilhelmine stieß einen durchdringenden Schrei aus und wich bebend zurück; sie begann die schrecklichen Absichten ihres Bruders zu begreifen. Für Franz jedoch hatten die Worte des Majors keinen verständlichen Sinn; er beobachtete mit einer Miene tiefer Betrübniß den unglücklichen Baron.

„Major von Steinberg,“ sagte er mit aufrichtigem Mitleiden, „blinde Leidenschaften haben Ihre Vernunft getrübt. Erkennen Sie mich doch, ich bin der junge Mann, der in Ihrer Abwesenheit Ihre Schwester Wilhelmine zu seiner Gattin gemacht. Wir sind allerdings strafbar, daß wir nicht vorher Ihre Zustimmung eingeholt, doch haben wir dafür bereits grausam gelitten. Wenn Sie mich besser kenneten, Sie würden mich vielleicht Ihrer Achtung, Ihrer Freundschaft nicht für unwerth halten!“

Der Baron hörte mit verstörter Miene, jedoch aufmerksam zu.

„Ach ja,“ murmelte er, „der Student von Heidelberg ... der Sohn des Böttchers!“

Dieses dem Anscheine nach unbedeutende Wort zeigte indeß schon von einem schwachen Ankämpfen der Vernunft gegen die Fieberträume des Wahnsinns. Wilhelmine faßte einige Hoffnung; sie folgte ängstlich jeder Bewegung ihres Bruders.

Franz fuhr voll Sanftmuth fort:

„Ich bin nicht der Sohn eines armen Handwerkers, Herr Major, obgleich ich einen Augenblick genöthigt war, diese Fabel zu bestätigen. Ich bereue heute, daß ich Ihnen nicht frei die Wahrheit gestanden, ungeachtet der Gefahr, die ich dabei lief. Ich bin der Graf Friedrich von Hohenzollern, zweiter Sohn des regierenden Fürsten von Hohenzollern."

Der Baron schien nachzudenken; er suchte in der Dunkelheit seines Geistes nach einem flüchtigen, stets unerreichbaren Gedanken.

„Hm! hm!" murmelte er zuletzt, boshaft lächelnd — „wenn er nicht durch die Gewalt des Teufels hierher gebracht wäre, wie sollte er dann mitten in der Nacht sich hier befinden?"

Dieser Rückfall entriß der armen Wilhelmine einen tiefen Seufzer; doch Franz gab noch nicht Alles verloren.

„Major von Steinberg," entgegnete er, „ich bin vermittelst dieses geheimen Weges, dessen Eingang ich das Glück gehabt zu entdecken, hierher gekommen."

„Du hast den Schatz meiner Familie entdeckt! Du hast die ungeheuren von meinen Vorfahren angehäuften Reichthümer gesehen!"

„Machen Sie jetzt keine Illusionen, Major; dieser Schatz besteht in einigen werthlosen Papieren. Früher hat diese Höhle wohl beträchtliche Summen an Gold und Silber enthalten können, doch jetzt ist sie leer; sie ist vielmehr ein düsteres und trauriges Gefängniß."

„Bertha und der schöne Stallmeister sind dort des Hungertodes gestorben!" murmelte der Major. Nach einem Momente des Schweigens setzte er hinzu: „So hat Dir also Satan, mein Verbündeter, den Fluchtweg des Steinbergs gezeigt?"

„Noch einmal, es ist nicht der Teufel ... er müßte denn die Gestalt eines Storches angenommen haben!"

Das einzige Wort Storch versetzte den Baron in seine ganze Verrücktheit und Wuth zurück.

„Hört ihr es?" rief er — „endlich hat er es eingestanden!... Ja, ja, ich habe Deinen Finger in allem Dem erkannt, Geist des Bösen! Du hast Dein Wort gehalten, ich muß meine Pflicht erfüllen!... Da ist der Stoffenselzer mit der strafbaren Bertha ... dort ist der Fluchtweg ... gut denn! Storch vom Steinberg, man wird dir gehorchen!"

(Fortsetzung folgt.)

Das gebrochene Gelübde.

(Fortsetzung.)

Als Katie auf die Höhe des beschriebenen Pfades gelangte, war der Wind so stark, daß sie kaum das Stehen behalten konnte. Nur mit der größten Schwierigkeit konnte sie den Weg hinunter gelangen, indem sie sich an den hervorstehenden Steinen und Grasbüscheln festhielt, und mehr als einmal mußte sie, völlig erschöpft, in irgend einem kleinen Winkel Schutz suchen, um etwas auszuruhen. Die Nacht war wahrhaft fürchterlich. Da war jenes seltsame Licht, welches bei großen Stürmen aus dem Meere selbst zu kommen scheint, und das Wetterleuchten zeigte gelegentlich dem Blicke des Beschauers auf einige Augenblicke die wildromantische Bucht und die hohen Klippen. Das Geschrei der Leute, welches den Sturm übertönte, und das Leuchten, welches geschwind von einem Theile des Ufers zum andern forteilte, ermuthigte Katie zum Vorwärtsschreiten. Jenes Ufer, welches sie bei ruhigem Sommerwetter so häufig mit ihren muntern Kindern besucht hatte, war jetzt mit Schiffstrümmern übersäet, weißer Schaum spritzte wie Schneeflocken in der Luft umher, und wo irgend ein Winkel ihm Raum gab, da blieb er in hohen Haufen liegen.

Als Katie das Ufer erreichte, gesellte sich ihr Mann zu ihr.

„Liebes Weib, das ist gut, daß Du kommst, und ich sehe, Du hast von Deinen Vorräthen mitgebracht; aber ich glaube nicht, daß ein Einziger von der Mannschaft gerettet wird. Wenn ich nicht sehr irre, so haben sie nichts Gutes mit diesem Wrack im Sinne; die Menschen da sind schon eher hier gewesen als ich, aber sie hätten diesen Platz nicht unter der Zeit erreichen können, wenn sie nicht schon auf der Lauer gelegen."

Er stellte sie darauf an einen geschützten Fleck und verließ sie mit einem herzlichen Segen.

Katie saß da und weinte; sie dachte sich, wie wohl einige von den an Bord befindlichen Leuten eben so heißgeliebte Ehemänner seyn möchten, wie ihr theurer William. Andere seyen vielleicht hoffnungsvolle Söhne, vielleicht gar der einzige Trost und die einzige Stütze verwittweter Mütter. Dieser oder Jener auf dem verunglückten Schiffe möchte wohl nach langen Jahren der Arbeit und Mühe in der Hoffnung zurückkehren, sein geliebtes Weib, nach dem er sich schon so lange gesehnt, wieder an sein Herz zu schließen.

Der letztere Gedanke rief ihr die alten trüben Ahnungen wegen ihres Eides, den sie Patrick Moran geschworen, wieder vor die Seele; aber ihre Träume wurden von dem wilden Geschrei der Männer unterbrochen, als sie das Schiff zu erreichen suchten, welches allmälig immer näher an die Küste getrieben wurde. William Prouse blieb bei aller Gefahr beständig voran; einen ganzen Kopf größer als alle seine Gefährten, ließ seine Stärke und seine Einsicht alle Uebrigen ihn natürlich als ihr Haupt betrachten, während seine wohlbekannte Herzensgüte ihn so beliebt machte, daß Alle ihm gern den eingenommenen Vorrang ließen.

Katie's Herz klopfte auf's Heftigste und sie fühlte sich schon halb erstarrt vor Schreck, als die ersten schwachen Streifen des Tageslichtes die am Ufer Stehenden in Stand setzte, das dem Untergang geweihte Schiff deutlicher zu sehen, und William nun, festgehalten an einem ihm um den Leib gebundenen Seile, das Schiff zu erreichen suchte, um eine Verbindung herzustellen, welche die einzige Aussicht auf Rettung darbot, so wie dies das einzige Mittel war, sie zu handhaben. Endlich, nach einer peinlichen Spannung, verkündigte ein lautes Freudengeschrei, daß der Zweck erreicht war, und einige Augenblicke darauf sah man den unerschrockenen Prouse das Seil an das Schiff befestigen; aber als die Leute auf sein Geheiß das Seil anzuholen begannen, da fanden sie zu ihrem Schrecken, daß es durchgeschnitten war — boshafter Weise, wie sich bei genauer Untersuchung ganz augenscheinlich ergab. Alle Hoffnung, die Mannschaft auf diesem Wege zu retten, mußte nun aufgegeben werden, da ihnen kein anderes Seil zu Gebote stand, das zu dem Zwecke ausreichte, und ebensowenig war ein Anderer zu finden, der die gefahrvolle Tour unternommen hätte, und man hegte nun große Besorgniß, daß Prouse seiner Unerschrockenheit zum Opfer fallen werde.

Katie's Todesangst läßt sich nicht beschreiben; halb wahnsinnig wanderte sie hin und her, und als sie William sich anschicken sah, das Wrack zu verlassen und einen Mann mit sich zu nehmen, der augenscheinlich ein Krüppel war, da hüllte sie das Gesicht in ihren Mantel, um ihr Angstgeschrei zu ersticken.

Inzwischen nahmen die Zuschauer den wärmsten Antheil an dem Ausgange. William war bekannt als ein tüchtiger und ausdauernder Schwimmer, und es stand viel von seiner Erfahrung und ungewöhnlichen Körperstärke zu hoffen. Mehr als einmal hatte er bei stürmischem Wetter Schwimmübungen angestellt, mehr als einmal hatte er sich bei ähnlichen Handlungen der Menschenliebe betheiligt und war allemal sicher wieder ans Land gekommen. Aber dies war ein ungewöhnlicher Sturm und dabei hatte er sich noch mit einem armen gebrechlichen Menschen beladen; er hatte schon genug zu thun, um seiner ganzen Kraft ungetheilt zu seiner eigenen Rettung zu bedürfen, es war also schwerlich zu erwarten, daß er mit seiner Last das Land erreichen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Auf der in Moskau Ende vorigen Sommers abgehaltenen Frucht- und Blumen-Ausstellung waren unter Anderm Radieschen aus dem Kaukasus ausgelegt, die blau und schwarz von Farbe und eine Viertel Elle lang waren. Noch größere Bewunderung erregte aber die in der Krimm wachsende Statice tartarica, eine Wurzel, die ungefähr eine Viertel Elle dick und so lang wie ein Menschenbein wird. Man hat jetzt in Paris den Versuch gemacht, kaukasische Radies zu ziehen und dürfte derselbe mit Erfolg gekrönt werden.

Wie der „Courrier de la Gironde" meldet, ist ein Bewohner von Bordeaux auf den Einfall gerathen, sich anstatt der Runkelrübe des Kürbisses zur Gewinnung von Alkohol (Weingeist) zu bedienen. Der Kürbiß wird in allen Weinbergen gepflanzt und gezogen, ohne dem Weinstocke im Mindesten zu schaden, enthält ebensoviel Zuckerstoff wie die Runkelrübe, nämlich 14 pCt., und gibt auf 100 Kilogr. Saft 7 Litres Alkohol. Die Fabrikation ist die allereinfachste und verlangt nur die Hinzufügung eines Reibeisens sowie einiger Gährungsgefäße zu dem Material der Destillerien.

Ein mit zwei Lamas (südamerik. Kameelziegen) bespannter Wagen macht jetzt auf den Pariser Spaziergängen großes Aufsehen, da man dieses Thier in Paris nie als Zugthier gesehen hat. Die Lamas gehen ebenso rasch im Schritt als im Trabe und sind im reichen Geschirre eine hübsche Erscheinung.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 43. Sonntag, 9. April 1854.

△ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

Franz, welcher sich den plötzlichen Rückfall des Majors nicht erklären konnte, wandte sich um, ein Zeichen der Entmuthigung machend.

„Fritz Reutner!" rief der Baron diesem, der noch immer fest an der Thüre stand, zu — „Du bist ein treuer Diener der Baronie, Du sollst mir helfen, die geschmähte Ehre der Steinberg zu rächen! Bist Du bereit?"

„Was befiehlt der gnädige Herr?" fragte der Sohn Madeleinens so ruhig, als wenn er die Befehle seines Herrn für eine Jagdpartie erhalten hätte.

Der Baron ließ ihn einen Augenblick ohne Antwort; er betrachtete die jungen Leute und schien über einen Angriffsplan nachzudenken.

„Herr Major!" rief jetzt Franz — „Schande über Sie, wenn Sie gegen Ihre unglückliche Schwester Gewalt brauchen! Kehren Sie lieber Ihren Zorn gegen mich allein!"

„Gegen Dich allein ... nun denn!" brummte der Baron. „Fritz, nimm Du Bertha ... ich mag an meine Tochter keine Hand anlegen!... Wir Beide also, Herr von Stoffenfelz!"

Er stürzte auf den jungen Mann los, bevor dieser Zeit hatte, sich in Vertheidigungszustand zu setzen. Ein erbitterter Kampf, Körper an Körper, begann. Wilhelmine wollte die Streitenden trennen, doch sie fühlte sich selbst zurückgezogen; der robuste Fritz führte buchstäblich den Befehl seines Herrn aus.

Selbst mitten in ihrem Schrecken stieß sie aber Reutner mit kräftigem Stolze zurück.

„Wie, Elender!" rief sie — „Du, ein Diener von Steinberg, wagst gegen eine Baronin von Steinberg die Achtung zu verletzen?"

Der Mensch stand ganz verwirrt da.

„Mein Fräulein," sagte er in rauhem Tone, „der gnädige Herr ist der Chef der Familie; er hat also zu befehlen, und ich, sein Diener, muß gehorchen."

„Bin ich nicht auch Deine Herrin? Bin ich nicht eine Steinberg wie er? Uebrigens siehst Du denn nicht, daß er toll ist ... toll bis zur Raserei?"

Dieser letzte Grund entschied zwar nichts in den Augen Fritzens, doch war der Fall etwas nachtheilig für seine Ergebenheit gegen den Baron. Wem sollte er gehorchen, dem Bruder oder der Schwester? In seinem Zweifel blieb er unbeweglich. Wilhelmine glaubte ihn ihrem Willen unterworfen zu haben.

„Trenne sie, im Namen Gottes, im Namen Gottes, im Namen Deiner Mutter!" rief sie, mit dem Finger auf die beiden Feinde zeigend, welche sich zu ihren Füßen wälzten. „Du Feigling! siehst Du nicht, daß ein Verbrechen geschieht?"

Sie wollte mit ihren schwachen Händen die Kämpfenden trennen, doch der stupide Bursche machte keine Bewegung, ihr zu Hilfe zu kommen. Er überlegte in seinem engen Gehirn die Partei, welche er in dieser schwierigen Lage ergreifen müsse. Plötzlich rief ihm eine schnaubende, tiefe Stimme, einem Löwengebrülle vergleichbar, zu:

„Stricke! Fritz Reutner! Stricke!"

Der Ausgang des Streites zwischen dem schrecklichen Wütherich und dem armen Studenten war nicht lange zweifelhaft geblieben. Dieser war wohl jünger, doch hatte ihn seine lange Krankheit geschwächt; der kolossale Major dagegen fühlte seine Kraft durch das Fieber der Rache, durch den Wahnsinn verdoppelt — mehrere Männer von gewöhnlicher Stärke hätten ihn in diesem Augenblicke nicht halten können; auch hatte er keine

Digitized by Google

Mühe gehabt, den unglücklichen Franz niederzuwerfen, ungeachtet der ohnmächtigen Anstrengungen Wilhelminens.

Auf den Ruf seines Herrn kehrte Fritz zu seinem passiven Gehorsam zurück und schüttelte alle Bedenklichkeiten ab. Er riß ein Stück von einem Seile ab, welches die zerrissene Tapete festhielt, und begann den unter dem Major auf dem Boden liegenden Franz damit zu binden, so daß dieser sich bald in die Unmöglichkeit versetzt sah, eine Bewegung zu machen.

Nachdem der Baron sich davon versichert hatte, zeigte er mit wilder Geberde auf Wilhelmine, indem er befahl:

„Jetzt, mein treuer Diener, nimm Du Bertha, ich nehme den Stoffenfelz!"

Fritz blieb unbeweglich und sah seinen Herrn an; vielleicht widerstand er endlich dem Verlangen des Wahnsinnigen.

„Sie! sie!" wiederholte Heinrich, immer noch auf seine Schwester zeigend — „nimm sie in Deine Arme und folge mir!"

Der Stupide schwankte keinen Augenblick; das erstemal hatte er den Befehl des Majors nicht verstanden, hierin lag allein die Ursache seines Zögerns. Er ergriff das schwache Frauenzimmer mit seinen nervigen Fäusten.

Seinerseits hatte Heinrich den gebundenen Franz wie eine leblose Masse auf seine mächtigen Schultern genommen.

Wilhelmine stieß ein herzzerreißendes Geschrei aus. Aber wer konnte es in dieser von aller Welt abgeschnittenen und nur von einer alten Frau bewohnten Steinmasse vernehmen?

Mitten im Gewirr stieß Fritz den Tisch um, die Lampe fiel und erlosch; jetzt ward das Gemach nur noch von einem blassen Scheine des Mondes erleuchtet. Die Laterne des Studenten brannte noch inmitten der auf den ersten Stufen des Fluchtweges zerstreuten Steine. Bei diesem ungewissen und düstern Lichte sah man den Gang, wie eine Grabhöhle, in die Erde dringen.

Der Baron ging rasch nach der in der Mauer befindlichen Oeffnung, doch Fritz fürchtete sich vor dieser plötzlichen Dunkelheit.

„Was soll ich thun, gnädiger Herr?"

„Folge mir!"

„Wohin gehen wir denn?"

„Zur Hölle!"

Der Wahnsinnige stieg bereits mit seiner Bürde die steile Treppe hinab, welche in das Innere des Felsens führte. Die Antwort seines Herrn verscheuchte die abergläubische Furcht Fritzens.

„Zur Hölle!" wiederholte er — „nun ja, er ist mein Herr, ich folge ihm."

Er ging entschlossen dem Major in das Souterrain nach.

Franz und Wilhelmine stießen klagende Seufzer aus; doch waren sie zu schwach, um gehört zu werden.

Als man an den Ort gelangte, wo durch die Erweiterung der Passage sich eine Art Gewölbe bildete, blieb Heinrich plötzlich stehen. Er sagte mit lautem, feierlichem Tone:

„Geist des Bösen! mein Verbündeter, mein Freund! zeige mir das Kerkerloch des Steinbergs!"

Ein Widerschein der Laterne, welche der Baron trug, fiel auf die dicke, massive Thür des alten Versteckes.

Der Wahnsinnige stieß ein gellendes Lachen aus, das von den unterirdischen Echos dumpf wiedergegeben wurde.

„So!" versetzte er mit wilder Freude — „die strafbare Bertha und der schöne Stallmeister werden hier Hungers sterben!"...

(Fortsetzung folgt.)

Satzungen
des
St. Johannis-Zweigvereins
für den
Kanton Zweibrücken.

Der St. Johannis-Zweigverein für den Kanton Zweibrücken, ein Glied der allgemeinen Association des durch Seine Majestät unsern geliebten, für das Wohl seiner Unterthanen rastlos besorgten, König ins Leben gerufenen St. Johannisvereins für freiwillige Armenpflege, stellt in Gemäßheit des §. 13, Ziff. 1, der Grundbestimmungen folgende Satzungen fest.

Zweck und Wirksamkeit.

§. 1. Der Zweck des Vereins ist Verminderung der Armuth durch Pflege der physischen und geistigen Interessen der wahrhaft Armen.

§. 2. Die Wirksamkeit des Vereins greift, den örtlichen Verhältnissen angepaßt, neben der öffentlichen Armenpflege ergänzend da ein, wo und in soweit die Hilfe der letzteren nicht ausreichend erscheint.

Digitized by Google

§. 3. Als Grundursachen der Armuth werden (außer Unglücksfällen, sowie physischen und geistigen Gebrechen) erkannt: Mangel an religiös-sittlicher Bildung, woraus Müßiggang und Arbeitsscheu, Entfesselung der Leidenschaften, Hang zum Wohlleben, zur Verschwendung und Unordnung, zum Umherschweifen und zur Bettelei entspringen, dann Mangel an praktischer Lebensweisheit, Geschicklichkeit und Brauchbarkeit, geeigneter Beschäftigung und Verdienst.

§. 4. Die wesentlichsten Mittel zur Beseitigung dieser Ursachen sind in dem Spruche enthalten: „Bete und arbeite." Die Armen sollen demgemäß erzogen werden:

1) zur Religiosität und Sittlichkeit,
2) zur Arbeit.

§. 5. Der Stand der Armuth wird ermittelt:

1) durch Berichte sämmtlicher Armenpflegen und Wohlthätigkeitsvereine;
2) durch Privatmittheilungen;
3) durch regelmäßige häufige Besuche der Vereinsmitglieder in den Wohnungen der Armen, namentlich auch jener verschämten, die sich den Blicken der Behörden zu entziehen streben.

§. 6. Die Vereinsorgane, unterstützt durch die übrigen Vereinsmitglieder, stehen den Armen rathend und tröstend bei, erforschen deren Bedürfnisse, halten sie zur Frömmigkeit, Arbeitsamkeit, Genügsamkeit, Sparsamkeit und Reinlichkeit an, überwachen den Besuch der Kirchen und Schulen und wirken zur Abstellung aller Bettelei nach Kräften mit.

§. 7. Die Armen werden in drei Klassen getheilt:

I. Erwerbsunfähige,
II. Erwerbsbeschränkte,
III. Erwerbslose.

§. 8. Bezüglich der Erwerbsunfähigen und Erwerbsbeschränkten ist zu constatiren, welche Unterstützungen dieselben durch alimentationspflichtige Personen, oder durch öffentliche Anstalten, oder durch Privatwohlthätigkeit erhalten, ob die Hilfe gänzlich oder theilweise hinreicht und was in letzterem Falle zur Ergänzung nöthig ist.

§. 9. Nur an Erwerbsunfähige und Erwerbsbeschränkte werden angemessene Unterstützungen mit Naturalien und Geld abgegeben. Die Unterstützungen mit Naturalien bilden die Regel, die Unterstützungen mit Geld die Ausnahme. Die Naturalspenden sind auf die Befriedigung der Hauptbedürfnisse: Ernährung, Erwärmung und Bekleidung gerichtet und umfassen demzufolge die Verabreichung von Nahrungsmitteln, Brennmaterial und Kleidungsstücken. Die Geldunterstützungen beschränken sich zunächst auf Miethzinsbeiträge und Vorschüsse an bedürftige aber würdige Personen in Nothfällen.

§. 10. Bezüglich der Erwerbslosen ist zu ermitteln, ob die Erwerbslosigkeit aus Mangel an Arbeitsgelegenheit, oder an Arbeitstüchtigkeit, oder an Arbeitslust herrührt.

§. 11. Zur Verschaffung von Arbeitsgelegenheit sorgt der Verein durch die Gemeindebehörden, daß die in den Gemeinden sich darbietenden Arbeits- und Versorgungsgelegenheiten vorzüglich den arbeitsfähigen Armen zugewendet werden; er erhält sich in steter Kenntniß des Bedarfs an ständigen und unständigen Dienstboten und Arbeitsgehilfen, der öffentlichen Arbeiten, namentlich der Staats- und Vicinalstraßenbauten und des Bedarfs an Holzhauern. Zu diesem Ende werden Kundschaftsanzeiger angelegt, welche eine Uebersicht der Personen, denen es an Dienst und Arbeit fehlt, und derjenigen, welche Dienst- und Arbeitsleute suchen, enthalten. — Theilweise Erwerbsfähige erhalten theilweise Beschäftigung.

§. 12. Für die auf diese Weise nicht Untergebrachten werden Armenbeschäftigungsanstalten errichtet. Die Beschäftigung besteht in der Verarbeitung von Material, welches aus der Vereinskasse angekauft und für Rechnung dieser Kasse verkauft oder auch von Privaten zur Verarbeitung an die Anstalt übergeben wird. Auf die bestehenden Gewerbe, auf welche der Betrieb nicht störend wirken soll, ist Rücksicht zu nehmen. Zu den zweckmäßigsten Beschäftigungen gehören z. B. das Wollengarnspinnen, Flachsspinnen und Hecheln, das Propfenschneiden, Schachtelarbeiten, Papparbeiten, Stroharbeiten (namentlich Strohmatten), das Korbflechten, Filzschuhmachen, Stricken, Anfertigung kleiner Holzarbeiten.

§. 13. Den blos wegen Mangels an Arbeitsbefähigung Hilfsbedürftigen wird durch Unterbringung bei ordentlichen Meistern oder Dienstherrschaften die nöthige Gewerbs- oder Dienstbildung zugewendet.

§. 14. Sollten arbeitsfähige Arme sich weigern, die ausgemittelte Arbeitsgelegenheit zu ergreifen, so ist der Distriktspolizeibehörde Anzeige zu machen, damit diese geeigneten Falles nach Maßgabe der Art. 274 u. ff. des Strafgesetzbuches einschreitet.

Digitized by Google

Organisation.

§. 15. Mitglied des Vereins ist Jeder, der sich verpflichtet, (bis zum Widerruf) einen jährlichen Beitrag von einem Gulden zur Beförderung der Vereinszwecke zu bezahlen. Der Widerruf muß drei Monate vor Ablauf des Kalenderjahres geschehen. Diejenigen, welche dem Zweigvereine nicht angehören oder demselben angehörend gleichwohl auch die allgemeinen Zwecke des Vereins fördern wollen, schließen sich mit einem jährlichen Beitrage von mindestens 1 fl. 12 kr. unmittelbar dem Centralkapitel an.

§. 16. Mitglieder des Vereins können sowohl Männer als Frauen seyn.

§. 17. Der Verein nimmt alle außerordentlichen Beiträge, Geschenke und Vermächtnisse, welche ihm gemacht werden, mit Dankbarkeit an.

§. 18. In der ersten Hälfte des Monats Januar jeden Jahres findet eine Generalversammlung statt, in welcher die Vereinsorgane gewählt, das Büdget für das künftige Jahr sowie die Rechnung des vergangenen geprüft und alle in Antrag gebrachten, das allgemeine Interesse des Vereins berührenden, Gegenstände der Berathung und Beschlußfassung unterstellt werden. Die Mitglieder eines abgehenden Ausschusses sind wieder wählbar.

§. 19. Der Verein wird durch einen Ausschuß repräsentirt, welcher seinen Sitz in der Stadt Zweibrücken hat.

§. 20. Der Ausschuß besteht aus acht Mitgliedern. Diese wählen jedes Jahr aus ihrer Mitte einen Vorstand und einen Sekretär und ein Vereinsmitglied außerhalb derselben zum Rechner. Für Verhinderungsfälle wird zu gleicher Zeit ein zweiter Vorstand und ein zweiter Sekretär gewählt.

§. 21. Zur Giltigkeit der in dem Ausschusse zu fassenden Beschlüsse müssen wenigstens fünf Ausschußmitglieder in den Sitzungen anwesend seyn. Bei Gleichheit der Stimmen wird diejenige Meinung zum Beschlusse erhoben, welcher der Vorstand beigetreten ist. Die Ausfertigung der Beschlüsse wird von dem Vorstande und dem Sekretär unterzeichnet.

§. 22. Die Vorstände haben sowohl in den Ausschußsitzungen als auch in den Generalversammlungen den Vorsitz und leitenden Gang der Verhandlungen.

§. 23. Die Sekretäre führen ebenso in beiden Fällen das Protokoll, verwahren die den Verein betreffenden Schriften und Verhandlungen und besorgen die Correspondenz.

§. 24. Der Rechner setzt die ihm von dem Ausschusse angewiesenen Einnahmen in Erhebung, bestreitet die von eben diesem Ausschusse auf ihn angewiesenen Ausgaben und legt am Ende des Jahres Rechnung darüber ab.

§. 25. Der Verein tritt in Verbindung mit sämmtlichen Armenpflegen des Kantons sowie mit den in der Stadt Zweibrücken bestehenden Wohlthätigkeitsvereinen, nämlich mit dem pfälzischen Vereine zur sittlichen Besserung verwahrloster armer Kinder und entlassener jugendlicher Sträflinge für den Gerichtsbezirk Zweibrücken und mit dem Frauenvereine.

§. 26. Jede Bürgermeisterei bildet einen Pflegbezirk. Pfleger und Correspondenten des Vereins sind zunächst die Geistlichen und Ortsvorstände, dann diejenigen Mitglieder, welche vom Ausschusse ernannt werden. Die Zahl der Pfleger richtet sich nach der Bevölkerung. Größere Orte, wie Zweibrücken, Contwig, Nieder-Auerbach, zerfallen in Pflegdistrikte. Die Obliegenheiten der Pfleger, welche in ihren Gemeinden oder Distrikten die Ausschußbeschlüsse zur Ausführung bringen, sind durch §. 16 der Grundbestimmungen festgestellt.

§. 27. Obliegenheiten des Ausschusses sind:

1) Ermittelung des Standes der Armuth in der im §. 5 angegebenen Weise;
2) Vorsorge für die Armen auf dem in den §§. 6—14 vorgezeichneten Wege;
3) Unterhaltung der Verbindung mit dem Centralkapitel in Gemäßheit der §§. 4 und 14 der Grundbestimmungen, dann mit den Pflegern, den Armenpflegen und Wohlthätigkeitsvereinen.

Schlußbestimmung.

Abänderungen der Satzungen und Zusätze zu denselben können nur durch die Generalversammlung beschlossen werden.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 44. Dienstag, 11. April 1854.

△ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

9.

Am folgenden Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, erschallten heftige Schläge an dem äußern Thore des Steinbergs. Wie bereits erwähnt, war dieses Thor von dem Schlosse selbst durch den Hof getrennt, aus dem man einen Küchengarten gemacht hatte. Nichtsdestoweniger waren die Schläge so heftig, daß sie leicht von Fritz Reutner gehört wurden, der zugleich Intendant, Gärtner und Schließer war. Er lief nach dem Thore und suchte durch die Spalten desselben die Besucher zu erkennen, welche sich auf solch lärmende Weise ankündigten; doch konnte er nur die Gewißheit erlangen, daß sie zahlreich waren. Nachdem er einen Augenblick gewartet, fragte er endlich in brummendem Tone:

„Was zum Teufel will man denn?"

Der Lärm hörte sogleich auf.

„Man öffne!" sagte eine emphatische Stimme — „ich befehle es im Namen des Großherzogs!"

„Wer sind Sie denn?"

„Ich bin der Richter des Bezirks."

„Man kommt nicht hinein!"

Mit dieser Antwort wollte sich Fritz wieder entfernen.

„Mensch, öffne sogleich!" sagte eine andere Stimme in noch höherem Tone als der Richter. „Dein Herr, der ruinirte Baron, muß sich sehr geehrt fühlen, wenn ihn ein Mann, wie ich, seines Besuches würdigt!"

„Wer sind denn Sie?" fragte Fritz, indem er von Neuem stehen blieb.

„Ich bin der Sohn eines regierenden Fürsten! Auch kannst Du noch hinzusetzen: Canonicus zu Münster."

„Sohn eines Fürsten! Canonicus!" brummte Fritz — „Teufel!"

Nach einem Augenblicke Schweigen versetzte er entschieden:

„Man kommt nicht hinein!"

„Lassen Sie mich mit diesem Manne sprechen," sagte jetzt eine dritte Person, „er kann meine Rechte auf den Steinberg nicht verkennen; der Befehl, den er hat, betrifft nicht den Chevalier Ritter.... Musje Fritz Reutner," fuhr er in milderem Tone fort, „benachrichtigen Sie den Major von meiner Ankunft; ich komme, um die Erfüllung gewisser Bedingungen zu fordern, die zwischen mir und ihm gemacht sind. Sagen Sie ihm, daß ich jede mögliche Rücksicht gegen ihn beobachten will; im Widerstandsfalle jedoch habe ich Leute bei mir, die mich unterstützen werden. Jetzt machen Sie schnell und lassen Sie uns nicht länger warten!"

Fritz wußte um den Verkauf des Steinbergs und konnte daher das Verlangen des Chevaliers nicht zurückweisen. Nachdem er einen Augenblick den Fall überlegt hatte, antwortete er:

„So will ich gehen und meinen Herrn benachrichtigen."

Und er kehrte in das Schloß zurück.

Seine Abwesenheit dauerte lange; endlich hörte man die Riegel knarren, worauf sich das Thor öffnete und die Fremden eintreten konnten.

Albert Schwarz ging stolz voran; hinter ihm kam Ritter mit der Miene eines Eroberers, der durch die Bresche in eine genommene Stadt einzieht; dann folgte der Richter mit drei oder vier Polizeigardisten, welche Ritter zur größern Vorsicht reclamirt hatte.

Alle diese Leute drangen in den Hof, sobald der Weg frei war.

Fritz Reutner widersetzte sich ihrem Eintritt in das Schloß nicht; im Gegentheil, er öffnete

Digitized by Google

das Thor ganz, ohne ein Wort zu sprechen, ohne auch nur die Neuangekommenen anzusehen; band dann die Schlüssel zusammen und warf sie weit von sich in den Abgrund hinab.

Ritter sah ihm mit Verwunderung zu.

„Was machst Du da?" fragte er.

„Ich gehorche dem Befehle meines Herrn; man kann jetzt ganz ungehindert hier eingehen, wie früher auch. Doch kommen Sie, mein Herr erwartet Sie."

„Einen Augenblick!" sagte Ritter, dessen Mißtrauen durch diese plötzliche Aenderung rege ward — „ist Dein Herr ... ja, ist er ruhig, vernünftig?"

„Kommen Sie!" erwiederte Fritz.

„In der That," dachte der Kanzler, „wir sind zu zahlreich, um einen einzelnen Mann zu fürchten.... Meine Herren," sagte er laut zu seinen Begleitern, „verlassen Sie uns nicht; man kann nicht für die Handlungen eines Wahnsinnigen stehen. Wachen Sie, sollte sich etwas Widerwärtiges ereignen, über das Wohl des Herrn Grafen und des Herrn Richters."

„Und über das Ihrige, nicht wahr, Ritter?" rief Albert lachend. „Bei der Freiheit Deutsch..... ich will sagen, bei dem Ruhme meiner Vorfahren! Sie scheinen mir ebenso furchtsam wie ein schlechter Jäger, der in die Höhle eines schlafenden Bären tritt. Was mich anlangt, so bedaure ich nur, daß ich den armen Teufel von Franz nicht bei mir habe. Gestern wünschte er so sehr, in dies Rattennest zu gelangen, er hätte jetzt eine herrliche Gelegenheit gehabt!... Wie Sie wissen, Ritter, will ich dem Baron gegenüber mein Incognito nicht bewahren; ich will ein Wort bei ihm zu Gunsten dieses armen Franz und des Fräuleins von Steinberg einlegen. Wenn er meinen Namen und Rang erfährt, wird er wohl mildere Saiten aufziehen!"

Wie man sieht, war das Verschwinden Franzens noch unbekannt. Albert und der Kanzler hatten einen Theil der Nacht an der Tafel zugebracht, und als sie sich zur Ruhe begaben, waren ihre Gedanken nicht gar helle, weßhalb sie sich nicht nach ihm hatten erkundigen können. Erst am Morgen dachte Albert an seinen Kameraden; da er ihn indeß in seinem Zimmer nicht fand, so glaubte er ihn auf einem Spaziergange und hatte sich weiter nicht um ihn beunruhigt.

Unterdessen hatte der kleine Trupp unter der Führung Fritz Reutners den Küchengarten durchschritten und war in das Gemach getreten, worin der Baron sich befand.

Heinrich von Steinberg hatte eine ziemlich ruhige Miene; in der Mitte des Zimmers stehend, schien er seiner Haltung eine gewisse Würde zu geben. Seine alte Uniform war sorgfältig zugeknöpft; er hatte versucht, sein langes, verworrenes Haar in Ordnung zu bringen. Doch war die Störung seiner Geisteskräfte nicht zu verkennen; seine hohlen Wangen, seine bleiche Gesichtsfarbe und seine rothen Augen hatten einen Charakter, über den man sich unmöglich täuschen konnte.

Beim Anblicke der Fremden schien er sich seiner frühern Leutseligkeit zu erinnern: er machte einen Schritt vorwärts und verneigte sich tief.

„Guten Tag, Ritter!" grüßte er — „guten Tag! Treten Sie ein, meine Herren! Ich weiß, was Sie herführt, und bin bereit, Sie zu empfangen. Auf Ehre, Ritter, Sie bringen zahlreiche Gesellschaft mit!"

„Guten Tag, mein lieber Baron!" erwiederte der Chevalier, nachdem er sich durch einen Blick überzeugt hatte, daß man bereit war, ihm gleich zu Hilfe zu kommen, falls ein unangenehmes Wort den Wahnsinnigen reizen sollte — „ich komme in der That, die Erfüllung eines gewissen Contraktes zu fordern, und ich habe mir die Freiheit genommen, mich von diesen ehrenwerthen Herren begleiten zu lassen, um die gebräuchlichen Formalitäten zu erfüllen."

Heinrich von Steinberg schien jedoch vollkommen zu begreifen, weßhalb die Polizeigardisten anwesend waren.

„Ritter," sagte er mit einem sardonischen Lächeln, „Sie erwarteten Widerstand von meiner Seite, gestehen Sie es nur! Sie hatten nicht nöthig, sich so begleiten zu lassen!... Hören Sie," fuhr er mit drohender Miene fort, „wenn ich gewollt hätte, so würde ich, und führten Sie eine Armee mit, doch noch zahlreichere Vertheidiger gefunden haben, um Sie hier zu vertreiben! Ja, furchtbare Vertheidiger mit schwarzen Flügeln und feurigen Waffen ... die Legion, welche Gott in den höllischen Abgrund warf!"

Die Umstehenden sahen einander erstaunt an. Ritter wagte kein Wort zu sagen.

Der unglückliche Baron fuhr nach einer Pause fort:

„Ich habe mein Schloß, meinen Namen, meinen Titel an Sie verloren, ich werde zahlen; ich habe meine Seele an den Satan verloren, ich werde ebenfalls zahlen ... Jedem das Seine!"

Der Kanzler that, als nehme er diese sonderbaren Worte für einen Scherz, er begann erzwungen zu lachen.

Digitized by Google

„Sie brächten mich da wahrlich in gute Gesellschaft!" erwiederte er furchtsam. „Doch, mein lieber Baron, bin ich erfreut, Sie vernünftig zu finden. Bevor ich aber diesen Herrn die Besitzurkunde abfassen lasse, will ich Sie an einen Vorbehalt erinnern. Sie haben das Recht, gegen Erlegung von zwanzigtausend Gulden Eigenthümer des Steinberg zu bleiben. Können Sie diese Summe beschaffen?"

Der Major schüttelte verneinend den Kopf.

„In diesem Falle, mein Herr," fuhr Ritter gegen den Richter gewendet fort, „thun Sie Ihre Pflicht."

Dieser setzte sich an einen Tisch und begann zu schreiben.

Der Kanzler fürchtete sehr diesen Moment er erwartete einen Ausbruch von Seiten Heinrichs. Um dessen Aufmerksamkeit abzuwenden, fuhr er daher fort:

„Apropos, mein lieber Baron, ist Ihre Fräulein Schwester wieder ganz hergestellt?"

„Sie ist geheilt!" erwiederte der Baron trocken.

„Vortrefflich!" versetzte Ritter — „ich werde um die Gunst bitten, vor meiner Abreise ihr meine Aufwartung machen zu dürfen.... Obgleich ich übrigens von diesem Augenblicke an der rechtmäßige Besitzer des Steinbergs bin, so werde ich doch glücklich seyn, wenn Sie noch einige Zeit als Gast bei mir verweilen. Lassen Sie hören, welche Frist fordern Sie, um den Steinberg zu verlassen?"

Das Antlitz des Barons verdüsterte sich. Der Kanzler fürchtete schon, seine Gedanken in zu unsanfter Form ausgedrückt zu haben, als der Major die Frage an ihn stellte:

„Wie lange könnte wohl nach Ihrer Meinung ein schwaches Geschöpf ohne Luft, Licht und Nahrung sich erhalten?"

„Nun, vierundzwanzig Stunden vielleicht," erwiederte der Chevalier, der nicht wußte, was er von dieser Frage halten sollte.

„In vierundzwanzig Stunden verlasse ich den Steinberg!"

Der Baron setzte sich hierauf an das Ende des Zimmers hin.

Während dieses Gespräches dachte Albert nach, wie er ein Wort zu Franzens Gunsten einfließen lassen könnte. Er ging auf den Baron zu, dessen anscheinende Ruhe ihm von günstiger Vorbedeutung zu seyn schien.

„Nun, Herr Major," sagte er mit einer Miene voll herablassender Vertraulichkeit, „sind Sie noch immer gegen die armen jungen Leute erzürnt? Sie sind sehr strenge gewesen gegen Ihre liebenswürdige Schwester und gegen Franz, meinen Schützling."

Der Baron erhob langsam sein Haupt und heftete seinen Flammenblick auf den Studenten. Dieser ward dadurch tief in sein Inneres beunruhigt und stammelte mit Mühe:

„Wir können frei darüber reden; ich habe meinen rechten Namen und Titel wieder angenommen ... ich bin Graf Friedrich von Hohenzollern!"

Der Baron erbebte bei diesem Namen.

„Hohenzollern!" wiederholte er mit verstörtem Blicke — „ich habe diesen Namen bereits vor nicht langer Zeit gehört ... es gibt deren also zwei?"

„Richtig! wir sind zwei Brüder. Gewisse Zerwürfnisse mit meiner Familie veranlaßten mich, einen falschen Namen zu führen; doch seitdem ich eingewilligt, Canonicus zu werden, haben wir uns wieder ausgesöhnt. Ritter wird Ihnen die Geschichte erzählen.... Bevor ich nun das Land verlasse, möchte ich Sie gern mit Franz aussöhnen. Ihre Schwester liebt ihn und er sie; daher sehe ich mit Mißvergnügen, daß Sie dabei beharren, Sie von einander zu trennen."

„Sie sind nicht mehr getrennt!" versetzte der Baron mit düsterer Ironie — „ich habe sie vereinigt für immer!"

„Wirklich?" sagte Albert fast erzürnt, das Werk gethan zu finden. „Er hat mir nichts davon gesagt ... immer geheimnißvoll gegen mich! ich werde ihm zuletzt gewiß noch meine Protection entziehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Das gebrochene Gelübde.

(Fortsetzung.)

Unter den an der Klippenküste stehenden Zuschauern befanden sich einige von Williams besten Freunden; sie hielten noch, ihn mit ängstlicher Spannung beobachtend, die Hoffnung fest, daß er mit seiner Bürde glücklich ans Ufer kommen werde. Die Wellen gingen allerdings hoch, gewaltige Wasserberge erhoben sich und sanken nieder, aber sie hatten sich noch nicht gebrochen; und er trotzte ihnen mit dem größten Muthe, ohne den Mann loszulassen.

Digitized by Google

Nun aber näherte er sich der Brandung, weiß schäumend vor Wuth und Ungestüm, stark und riesengroß. Er ist jetzt in ihrer Mitte; Beide, der Träger und der Getragene, erheben sich bis oben auf den weißen Schaum der Meereswogen, und nun tauchen sie unter und sind aus dem Gesichte verschwunden. Ach! sie sind dahin! — Nein! sie kommen wieder zum Vorschein, aber näher dem Ufer. Immer näher kommen sie heran, doch getrennt — o Gott! sie werden zerschmettert seyn! welcher Mensch könnte wohl der Gewalt jener entsetzlichen Brandung widerstehen? Noch immer ist der Wogenschwall im Vordringen und die beiden hilflosen Körper werden blutend ans Ufer geschleudert.

Arme Katie! sicherlich hat jene Stunde dich hinlänglich für alle deine Fehltritte gestraft.

Sie saß da, ihres Mannes Haupt ruhte auf ihrem Schooße, während die rauhen Seeleute alle ihre einfachen Mittel versuchten, um ihn wieder zu beleben. Katie hatte ihren Mantel abgenommen und ihn dem andern auf der Erde liegenden Manne umgeworfen, und wie sie nun da saß, das Haar wild im Winde hin und her wehend und das bleiche Gesicht gegen die tobende See hingewandt, da sah sie aus, als wollte die Vernunft sie eben verlassen.

„Seht, seht! — er lebt! — er bewegt sich!" sagte einer von den Leuten, nachdem schon beinahe eine Stunde verflossen war, indem er freundlich Katie's Hand faßte — „kommt! Ihr müßt nicht so verstört aussehen, es wird ihn sonst erschrecken!"

Ihr eigenthümlich wilder Blick verschwand nun, als sie das Gesicht wieder wandte und nun die theuern, freundlichen Augen auf sich gerichtet sah und leise ihren Namen murmeln hörte.

„Sind welche von jenen armen Leuten gerettet?" fragte jetzt William.

„Leider nein!" erwiederte der Mann, welcher neben ihm kniete — „solche häßliche Wunden, wie Ihr eine an Euerm Kopfe habt, sind geeignet, den Tod zu bringen. Black Evan ist hier schon sehr thätig gewesen, seitdem Ihr da liegt."

„Der Schandbube!" murmelte Brouse — „er soll dafür büßen! Aber helft mir jetzt aufstehen, ich will sehen, ob diese armen Menschen wirklich alle umgekommen sind."

Als jedoch Brouse zu stehen versuchte, da wäre er gleich niedergestürzt, wenn ihn nicht die Umstehenden gehalten hätten, und nur mit großer Mühe brachten sie ihn den steilen Pfad hinauf und nach seiner Wohnung.

Beim Hinaufsteigen machte die William begleitende Gesellschaft ein Weilchen Rast, und da sahen sie denn das stattliche Schiff, von dem furchtbaren Wogenschwall fortgetrieben, sich bäumen wie ein stätiches Pferd; darauf wichen mit donnerähnlichem Getöse die hölzernen Wände, und nur die von der wirbelnden Fluth hierhin und dorthin getriebenen Sparren und Planken blieben noch, um zu zeigen, daß so Etwas vorhanden gewesen.

Nur dreier Leichen konnte man habhaft werden, sie wurden nach Brouse's Hof gebracht, da dies zugleich das nächste und das größte Haus in der Nachbarschaft war. Einer darunter war derjenige, den William zu retten gesucht; er hatte ein Bein verloren und die Narben an seinem Körper nicht minder als der alte Soldatenrock, den er trug, bewiesen, daß er sich im Kriege versucht hatte, und es war zu vermuthen, daß er kampfunfähig geworden und deßhalb nach England zurückgekehrt sey.

Als Katie ins Zimmer trat, um den armen freundelosen Geschöpfen die letzten Liebesdienste zu erweisen, da richtete sich ihre Aufmerksamkeit vornehmlich auf ihn, als den, der um ein Haar ihres Mannes Tod herbeigeführt hätte. Sie sah ihm ins Gesicht — es kam ihr vor wie ein Traum aus frühern Tagen; das Hemd war auf der Brust offen und ließ eine kleine silberne Kette sehen. Das Blut stieg ihr ins Gesicht. „Sollte er es vielleicht seyn?" sprach sie bei sich selbst. Darauf faßte sie sich ein Herz und zog die Kette heraus: es hing daran ein metallenes Crucifix und eine kleine Kapsel; sie drückte an der Feder und erblickte eine dunkle Haarlocke nebst einem goldenen Ringe mit den Anfangsbuchstaben „K. D." — Nun konnte sie nicht länger zweifeln; es waren die Geschenke, die sie vor längst vergangenen Jahren Patrick verehrt hatte. Sie fiel auf die Kniee und rief in wilder Aufregung:

„Er war treu seinem Gotte und mir!"

Darauf sank sie bewußtlos neben der Leiche zu Boden. . . . .

. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Räthsel in № 41:

Räthsel 1: Ohrfeigen. Räthsel 2: Finger.
Sylbenräthsel: Gastwirth.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 45. Freitag, 14. April 1854.

Δ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

Während Albert Schwarz bei der Mittheilung des Barons seine Glossen über Franzens geheimes Wesen fortzusetzen große Lust zeigte und der Richter noch immer mit Schreiben begriffen war, stürzte Madeleine ganz erschrocken und außer Athem ins Zimmer.

„Ist eine Gerichtsperson hier?" fragte sie mit bebender Stimme.

„Was wollen Sie, gute Frau?" fragte Ritter, welcher den Richter seine Feder niederlegen sah — „diese Herren hier haben keine Zeit zu verlieren."

„Es handelt sich um eine wichtige Sache ... Fräulein Wilhelmine ist aus ihrem Zimmer verschwunden ... es ist unmöglich, zu entdecken, was aus ihr geworden!"

„Argwöhnen Sie ein Verbrechen?" fragte der Richter.

„Ein Verbrechen!" wiederholte Madeleine, die Augen und Hände zum Himmel erhebend — „für mein Leben gern wollte ich der alten und ehrwürdigen Familie von Steinberg diese Schande ersparen!... Aber ich kann mich täuschen!... Sollte sie das Opfer irgend einer Gewaltthätigkeit geworden seyn, so hat der Strafbare weder von Gott noch von den Menschen etwas zu befürchten!"

Sie wies bei diesen Worten auf den Baron von Steinberg.

Dieser blieb ganz ruhig, als wenn er Allem völlig fremd sey, welche bedeutsame Gefühllosigkeit sämmtlichen im Zimmer Befindlichen sogleich auffiel.

„Ich begreife Sie," sagte Ritter leise zu Madeleinen, „doch welche Gründe haben Sie, anzunehmen ...? Kann nicht auch Fräulein von Steinberg in Folge einer üblen Behandlung den Entschluß gefaßt haben, heimlich den Thurm zu verlassen?"

„Das konnte sie nicht," erwiederte Madeleine in Verzweiflung, „sie ward zu sehr bewacht! Nein, nein, entweder ist meine Gebieterin todt oder in Todesgefahr!"

„Das ist sehr sonderbar!" murmelten alle Anwesenden erschreckt.

Eine Pause trat ein. Der Baron, auf den sich Aller Blicke geheftet hatten, beschäftigte sich allen Ernstes damit, den Griff seines Degens abzureiben.

„Kann denn gar Niemand Aufschluß über dies plötzliche Verschwinden geben?" fragte Ritter die alte Frau.

„Mein Gott, ich weiß es nicht, wenn nicht mein Sohn ... Antworte, mein Kind!" setzte sie zu Fritz gewendet hinzu, der ernst und schweigend an der Thüre stand — „was ist gestern Abend hier geschehen? Warum hat man mich diese Nacht in meinem Zimmer eingeschlossen? Woher kamen die Klagen, das Geschrei, was ich vernommen?"

„Ich weiß nichts!" erwiederte Fritz brummend. „Ich habe Dich eingeschlossen, weil ... auf Befehl meines Herrn! Frage mich nicht weiter."

„Er will nicht reden!" rief Madeleine, welche den Eigensinn ihres Sohnes kannte. „Ach Gott, was soll ich machen? meine arme Herrin ist verloren!... Unglückliche Familie von Steinberg! der letzte Sprosse wahnsinnig, dessen Schwester wahrscheinlich todt!"

„Wilhelmine todt!" rief eine neue Stimme — „Erbarmen! Franz muß dann auch todt seyn!"

Im selben Augenblicke trat Sigismund Müller ein, im Reisekleide und mit Staub bedeckt.

„Wo ist Franz?" fragte er voll Unruhe — „was ist geschehen?"

Digitized by Google

„Ist er denn noch nicht zur Herberge zurückgekehrt?" fragte Albert voll Erstaunen.

„Ich komme soeben von dort; Zelter hat ihn seit gestern Abend nicht gesehen. Er wird ohne Zweifel das kühne Projekt, wovon er mir gesprochen, zur Ausführung gebracht haben ... oh! der Undankbare!"

„Aber sprich, wo warst denn Du?"

„In Folge eines vertraulichen Gespräches mit Franz reiste ich nach Mannheim. Ich beabsichtigte eine Versöhnung zwischen Franz und dem Major; diese Reise sollte mir die Mittel verschaffen, meinen Plan auszuführen. Die Angelegenheit endete in Mannheim zu meiner Zufriedenheit, worauf ich, da das Geschäft gestern bis zum späten Abend dauerte, die Nacht hindurch zurückkehrte. Als ich soeben nach der Herberge komme, erfahre ich das Verschwinden unseres Kameraden. Er muß hier auf dem Steinberg seyn, und ich gehe nicht eher weg, bis ich weiß, was aus ihm geworden ist."

„Ja, er ist hierher gekommen!" murmelte Madeleine — „ich wagte es nicht zu sagen; doch jetzt bleibt mir kein Zweifel mehr.... Kennen Sie das hier?" fuhr sie fort, ihm ein Medaillon mit einer goldenen Kette hinhaltend.

„Das gehört Franz, er trug es noch, als ich ich ihn verließ."

„Ich habe es vorhin in Wilhelminens Gemache gefunden, mitten unter den umgestürzten Möbeln. Meine Herren, wenn Sie wüßten, welche Scene hier gestern stattgefunden, welch' schreckliche Geschichte zu erzählen man mich gezwungen!"

„Was besorgen Sie denn, Frau Reutner?" fragte Müller.

„Meine Besorgnisse müssen Ihnen befremdlich erscheinen ... nach meiner Meinung sind Herr Franz und Fräulein Wilhelmine noch im Steinberg, in irgend einen unbekannten Kerker eingesperrt. Es existirt ein solcher in dem Schlosse, obgleich ich nicht genau angeben kann, wo er sich befindet; aber es gibt hier Jemand, der alle Geheimnisse des Steinbergs kennen muß."

Madeleine hielt inne. Der Major hatte aufgehört sein Degengefäß zu putzen und schleuderte einen Flammenblick auf die Alte. Beides entging derselben nicht.

„Ich habe mich nicht getäuscht," sagte sie leise zu Müller; „lassen Sie sogleich den Thurm durchsuchen!"

„Das ist Alles unerklärlich," erwiederte dieser mit nachdenklicher Miene. „Meine Herren," fuhr er dann gefaßt fort, „die Aussage dieser Frau muß in Berathung gezogen werden. Ich fordere Sie daher auf, meine Herren, im Namen der Gerechtigkeit —"

„Die Pest über das alberne Weib und ihre Gespenstergeschichten!" unterbrach Ritter ungeduldig. „Lassen Sie doch diese Herren ungestört!... In der That, gnädiger Herr," wandte er sich zu Albert, „ich bin in Verzweiflung, daß man Ew. Excellenz mit diesen lächerlichen Scenen behelligt."

„Lächerlich oder nicht, Ritter," erwiederte der vermeintliche Graf, „ich werde nicht eher den Steinberg verlassen, bis man Sigismunds Verlangen nachgekommen ist."

„Aber, gnädiger Herr, was kümmert Sie denn dieser Handwerkerssohn?"

„Man soll das Schloß von oben bis unten durchsuchen!" versetzte Albert strengen Tones — „ich befehle es!"

Sigismund hörte mit Verwunderung dieses Gespräch zwischen Ritter und dem glorreichen Studenten an. Plötzlich schien er von einem Gedanken erfaßt.

„Herr Kanzler," sagte er, „Sie werden bald eben so eifrig suchen wie wir. Es ist jetzt an der Zeit, eine Comödie aufhören zu lassen, wo Sie die Rolle des Geprellten spielen ... der Student Franz ist kein Anderer als der Graf von Hohenzollern!"

Der Kanzler stand versteinert, eine leichte Röthe überzog sein hageres, gelbes Gesicht; doch faßte er sich gleich wieder.

„Ei, Herr Müller," sagte er zornig, „ich bin Ihrer ewigen Scherze müde!"

„Ich scherze nicht; ich wiederhole Ihnen, daß Franz und Graf Friedrich ein und dieselbe Person sind."

Der Chevalier wollte noch nicht an diese Versicherung glauben.

„Es ist unmöglich!" rief er — „das genaue Signalement —"

„Wird Sie wohl irre geführt haben und Albert hat wahrscheinlich seinen Freund aus der Schlinge ziehen wollen.... Kennen Sie," fügte Müller hinzu, indem er dem Chevalier das von Madeleinen gefundene Medaillon zeigte, „kennen Sie dieses Wappen?"

„Das ist das Wappen des Hauses Hohenzollern!" sagte Ritter aufgeregt. „Doch wer ist denn dieser?" fragte er Müller, indem er auf Albert zeigte.

„Ein fideler Bursche, der sehr geneigt ist, einem Hofmanne einen Streich zu spielen!"

Digitized by Google

Der Zorn des Kanzlers erwachte in hohem Grade.

„Elender Abenteurer!“ rief er wüthend — „wie haben Sie es wagen können, so mit einem Edelmanne zu spielen?“

„Warum hat denn der Edelmann so mit sich spielen lassen?“ entgegnete Schwarz trotzig — „und warum haben Sie sich nicht bei Ihrer letzten Durchreise durch Heidelberg nach dem Böttcher Stöpsel erkundigt?... Uebrigens wird man sich wohl nicht beklagen, daß ich meine Rolle schlecht gespielt!“

„Unverschämter! ich werde Sie arretiren lassen und —“

„Verlieren Sie keine leeren Worte weiter, Chevalier,“ unterbrach Müller, „sondern lassen Sie uns daran denken, wie wir den wirklichen Friedrich von Hohenzollern wiederfinden. Lassen Sie uns sogleich nach ihm suchen!“

Der Zorn des Kanzlers ward durch diese Rede beschwichtigt.

„Meine Herren,“ wandte er sich an die Umstehenden, „wir wollen das Schloß von oben bis zu unterst durchsuchen!“

„Ja, ja, suchet!“ rief Madeleine mit einer Lebhaftigkeit, die man von ihrem von Natur kalten und phlegmatischen Charakter nicht erwarten konnte — „entweder täuscht mich meine Ahnung, oder Sie werden dieses geheime Gefängniß, diesen schrecklichen Fluchtweg entdecken, wo die beiden unglücklichen jungen Leute vielleicht jetzt den Tod erwarten ... Muth! Muth!“

„Suchen wir zuerst hier!“ rief Sigismund.

Er nahm eine alte, verrostete Hellebarde, die an der Wand hing, herab und stieß damit auf den Fußboden, um vielleicht eine geheime Höhlung darunter zu entdecken.

Durch dies Beispiel angeregt, legten Albert, der Richter und seine Leute, selbst der Kanzler Hand an. Man hob die alten Möbel von ihren Plätzen, man untersuchte jeden Stein an den Wänden; Jedermann wetteiferte, doch ohne ein Resultat zu erlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Das gebrochene Gelübde.

(Fortsetzung.)

Williams erste That nach seiner Genesung war, daß er sich auf alle Weise bemühte, die Strandräuber, deren Thätigkeit beim Durchschneiden des Seiles er nicht bezweifeln konnte, der Gerechtigkeit zu überliefern. Sie hatten in der letzten Zeit unter Black Evan's Anführung dermaßen an Macht und Tollkühnheit zugenommen, daß das Land voll war von Berichten über ihre Gewaltthaten, wiewohl bisher noch kein Schritt geschehen war, um die Küste von dieser Geißel zu befreien.

Bei dieser letzten Gelegenheit jedoch hatte man entdeckt, wie einer der Strandräuber einen halb ertrunkenen Seemann ermordete, welcher unglücklicher Weise zu spät den Händen des Meuchelmörders entrissen wurde.

Die öffentliche Aufmerksamkeit war rege geworden und es bildete sich eine kleine Truppe, um wo möglich das Haupt dieser teuflischen Bande gefangen zu nehmen. Viele von dem Landvolke standen mit der letzteren im Bunde, und nicht gering war die Zahl der Wachtfeuer, die sie anzündeten, sowie der falschen Signale, die sie ausstellten, um die arglosen Seefahrer nach ihren unwirthbaren Felsen zu locken, die hier unter dem Namen der „Haifischzähne“ bekannt waren, einem Namen, der so recht eigentlich ihre zackige Schärfe bezeichnete.

Es war die Weise dieser Freibeuter, daß sie nach jeder mehr als gewöhnlich kühnen Uebertretung der Gesetze auf eine Zeitlang von dem unmittelbaren Schauplatze ihrer Räubereien verschwanden. Dies war auch jetzt der Fall; ehe noch irgend welche Schritte geschehen konnten, um sie festzunehmen, waren schon alle Spuren ihres Aufenthalts verschwunden.

William Brouse war jedoch nicht der Mann, der so leicht den Muth verlor, und so wurden denn mit obrigkeitlicher Bewilligung die Häuser aller Derer durchsucht, die im Verdacht standen, daß sie irgend Gemeinschaft mit den Strandräubern hätten. Man entdeckte nur wenige Sachen von Werth, wohl aber Manches, was auf's Klarste die Verbindung der Hüttner mit der Bande nachwies. Durch diese Haussuchungen kam Brouse ihrem gegenwärtigen Schlupfwinkel auf die Spur und es wurden nun Vorkehrungen getroffen, um sie zu überrumpeln.

Es war eine ansehnliche Gesellschaft, die sich eines Wintermorgens in Bewegung setzte, um Black Evan aufzusuchen. Voran ritt der Gutsherr auf einem untersetzten Rothschimmel. Dies war ein großer, schöner Mann, der, obgleich er schon nahe an siebenzig Jahre zählte, doch immer noch mit derselben Virtuosität zu Pferde saß, wodurch er sich in seinen jüngern Jahren ausgezeichnet

Digitized by Google

hatte. Ihm zur Seite ritt eine Magistratsperson, und hinter diesen Beiden ein Trupp von jungen Leuten aus den höhern Ständen, welche durch die Aussicht auf ein kleines Gefecht herangezogen waren. Dann kam eine gemischte Menge von kleinen Landbesitzern und Pächtern, nebst dem Dienertrosse des alten Gutsherrn, der seinen Landsitz stets im bewährtesten altenglischen Stil erhielt.

Prouse ritt in großer Aufregung auf seinem kräftigen alten Devonshirer Packpferde bald hierhin bald dorthin, bald sprengte er im Galopp voraus, um dem Gutsherrn den Weg zu zeigen, bald trabte er hintenan, um den Unerfahrenen aus der Expedition die nöthigen Winke wegen des Gebrauches ihrer Waffen und wegen ihres Verhaltens zu ertheilen, wenn sie sich dem Verstecke näherten.

Es war ein trauriger Weg, den sie durchzogen. Allmälig verließen sie die Seeküste und das angebaute Land und betraten einen Strich von wildem Moorland, von dem nur Wenige, die es nicht gesehen haben, sich vorstellen können, daß es in England existirt. Wohin man sehen mag, nichts als Moor, Sumpf und Himmel, nicht ein einziger Baum, um die traurige Eintönigkeit zu unterbrechen; keinen Ton vernimmt das Ohr, als das Geschrei des Moorvogels, der durch des Wanderers Fußtritt aus seinem Neste aufgestört ist. So geht es meilenweit fort durch diese traurige Wildniß, dann kommt man an einen ziemlich breiten und tiefen Fluß — tief und melancholisch von seiner Quelle an, wie eine liebeleere und unglückliche Jugend immer trübe und traurig bleibt. Die herrlichen Heidepflanzen, die in den höher gelegenen Gründen in großer Menge vorhanden sind, verschwinden hier und weichen hohem, dünnem Rohr und Binsen; doch ergänzen die Ufer zur Sommerzeit von Sumpfblumen der verschiedensten Farben.

Zu beiden Seiten des Flusses lagen niedere, sumpfige Wiesen, voll von gefährlichen Morästen und falschen Stellen, ganz geeignet, die unvorsichtigen Schritte desjenigen in die Falle zu locken, den seine Liebhaberei für den Forellenfang verleitet haben mag, diese einsame Wüste zu durchschreiten.

In dieser Einöde nun, wo allem Anscheine nach nicht einmal Platz zum Versteck für ein Kind war, sollte die Bande der Strandräuber hausen; hier, wo in der Nähe und Ferne nichts erblickt werden konnte, was einem Hause ähnlich sah, sollte der muthmaßlich große Vorrath von geraubten Sachen aufbewahrt seyn. Das war der Gesellschaft unbegreiflich; William Prouse ließ sich aber nicht irre machen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der bekannte deutsche Schriftsteller Joh. Jak. Bodmer (geb. 1698, gest. 1783), machte mit Jemand eine Reise zu Pferde durch Appenzell. Sie kamen an eine Zaunthür. „Mach' auf!" rief Bodmer einem Knaben zu, der gerade dabei stand. — „Ich muß erst wissen, wer Ihr seyd?" — „Ich bin Bodmer und mein Gefährte ist ein Professor." — „Was ist ein Professor?" — „Das ist Einer, der Alles kann." — „Nun," versetzte der Knabe, „wenn der Herr Alles kann, so kann er auch das Gitter aufmachen!"

Die Petersburger Zeitung vom 25. März bringt, nachdem sie ihren Lesern den Tags vorher stattgehabten Uebergang über die Donau in wahrhaft epigrammatischer Kürze kund gethan, folgendes Poem:

England und Frankreich:

Räumt die Fürstenthümer gleich,
Oder wir bekriegen Euch!

Rußland:

Gut, wir räumen sie noch heute,
Aber — nach der andern Seite.

Quadrat-Räthsel.

Ein magisches Quadrat erscheint,
Wenn man die Wörter schlau vereint;
Ich zeige dir, doch magisch nur,
Von jedem Wort die rechte Spur:
Ein kleiner Gott voll Flattersinn —
Die einz'ge Weltgebieterin —
Die Wohnung, die uns einst umschließt —
Das, was so manches Thier genießt.
Dies ist die Spur; nun lös' es mir
Und bilde viermal vier aus vier,
Doch so, daß jedes Wörtlein man
Nach vor- und rückwärts lesen kann.

Verantw. Redakteur u. Verleger: A. Kranzbühler. Druck der Ritter'schen Buchdruckerei in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 46. Sonntag, 16. April 1854.

Die Jahreszeiten.

Der Frühling spricht zum Dichter: „Welch ein Leben,
Wenn sich Miriaden Keime, Knospen heben,
Von mildem West und warmem Strahl geküßt;
Geschwätziger die vollen Bäche fließen
Im Demantschimmer um beblümte Wiesen;
Der Hain mit Sängern neu bevölkert ist,
Und drüber schwebt mit jugendlicher Miene
Der Aether unter blauem Baldachine.

„O welch Entzücken, wenn am Osterfeste
Die Maid zu Ehren ihrer Lieblingsgäste
Mit holden Veilchen Lock' und Busen schmückt!
Wenn sich die Thore öffnen und die Hallen,
Im Grün man hört der Kinder Jubel schallen,
Die als das Erdrund mehr ein Ei beglückt!
Wenn Aller Augen freudig aufwärts schauen
Voll Dank, Bewund'rung, Hoffnung und Vertrauen!"

Der Sommer spricht zum Dichter: „Meine Schwüle
Läßt Kühlung finden auf bemoostem Pfühle
Den Wand'rer, der in Waldes Zwielicht ruht;
Wie unerschöpft die Sommerrosse traben,
Wie köstlich meine saft'gen Früchte laben,
Ein Bad, wie wohlthu'nd in der lauen Fluth!
Im Feld sich bläh'n der Aehren blonde Wogen,
Nach Donnerschlägen prangt der Regenbogen!

„Die reiche Welt besucht geprief'ne Quellen,
Wo die Nationen freundlich sich gesellen,
Genesung suchend, Wechsel im Genuß;
Daheim verläßt der Arme auch die Hütte
Und lenkt zur Au' die sorgenfreiern Schritte,
Denn er hat Theil an meinem Ueberfluß,
Und seufzt er, ist's: O möchte nimmer enden
Die Zeit der Gluth mit ihren Rosenspenden!"

Der Herbst beginnt zum Dichter: „Wenn die Schatten
Gepeitschter Wolken von besonn'ten Matten
Sich werfen auf den krausen Wogenplan;
Im Nebeldampf die Lüfte sich erfrischen,
Des Laubes Tinten allerliebst sich mischen,
Durch das sich laut die Winde brechen Bahn;
Dann, zu empfahn, zu sammeln all den Segen,
Geschäftig sich belohnte Hände regen —

„Wie gerne magst du dann den Fuß beflügeln
Auf flittergold'nen Pfaden zu den Hügeln,
Wo lachend die versteckte Traube winkt,
Voll Ungeduld, in den Pokal zu rinnen;
Zu lauschen wohl dem Sang der Winzerinnen,
Bis purpurroth die Abendsonne sinkt;
Und nach der Heimkehr bei dem Saft der Reben
Der bunten Phantasie sich hinzugeben!"

Der Winter spricht zum Dichter: „Welche Feier
Ob dem Gefild, das unter weißem Schleier
Nach Lärm und Qual des Schlummers endlich pflegt!
Die Wasser schlafen in krystall'ner Schale,
Der Himmel träumt, in Frieden ruh'n die Thale,
Kein Blättchen mehr, das störend sich bewegt;
Es triumphirt die Kunst in ihrer Schöne
Und zaubert Landschaft, Leben, Licht und Töne.

„Soll ich dich führen in das traute Zimmer,
Zum Baum voll Gaben und voll Kerzenflimmer,
Den trunk'nen Blicks die Kleinen dicht umsteh'n?
Willst du zu Faschingsscherzen dich verkleiden?
Soll auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Ergötzlich sie an dir vorübergeh'n?
Und schwingst du auf dem Eise nicht die Füße,
Ist's doch im Saal, wahrscheinlich mit Elise?" —

Da hat der Dichter so das Wort genommen:
„Ihr seyd mir alle theuer und willkommen,
Ob ihr erscheint im reichen Hochzeitsstaat,
Im goldverbrämten grünen Sammttalare,
Im braunen Pelze mit verwirrtem Haare,
Im priesterlichen weißen Festornat;
Denn eure waltende Metamorphose
Begeistert für das Göttliche und Große.

Digitized by Google

„Es sey der Lenz der Auferstehungsbote
Und jede Seele stimme in die Ode,
Die die Natur im Rausch der Wonne singt;
Der Sommer mache glücklich und zufrieden
Den Lebensfrohen wie den Lebensmüden,
Bis heil'ge Wehmuth uns im Herbst durchdringt;
Wär' dann der Winter noch so rauh und trübe,
So glänze Kunst und lod're Herd und Liebe!"

Δ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

Mitten in der allgemeinen Geschäftigkeit war der Baron völlig theilnahmlos geblieben: es schien, als wisse er nicht, um was es sich handele; er zeigte nicht die geringste Unruhe bei dem Anblicke dieser sorgfältigen Nachforschungen. Fritz Reutner jedoch theilte diese Sicherheit nicht; er ging zu seinem Herrn und fragte ganz leise:

„Hat mir der gnädige Herr einen Befehl zu geben?"

Der Baron sah ihn mit einem sonderbaren Lächeln an, indem er sagte:

„Was würdest Du thun, Fritz, wenn ich Dir befähle, Deiner Schwätzerin von Mutter den Hals umzudrehen?"

Ungeachtet seiner Ergebenheit wich Fritz doch einen Schritt zurück.

„Spricht der gnädige Herr im Ernste?" fragte er mit verstörter Miene.

Heinrich von Steinberg zuckte mit den Achseln und machte ihm darauf ein Zeichen, sich zu entfernen.

Fritz nahm seinen Posten wieder ein.

Unterdessen hatte man vergebens das Zimmer durchstöbert.

„Hier ist nichts zu finden!" sagte Sigismund, seine mit Schweiß bedeckte Stirn trocknend. „Jetzt nach dem Zimmer Wilhelminens!"

„Ja, ja," rief Madeleine, „dort haben Sie gewiß mehr Glück!"

Man ging nach der Treppe.

Fritz betrachtete aufmerksam seinen Herrn — so thätige Nachforschungen mußten unfehlbar den Eingang des Fluchtweges entdecken lassen.

In dem Momente, wo man hinauszugehen im Begriff war, erschien ein junges Mädchen und fragte eilig nach Sigismund Müller.

„Ei! sind Sie es, Gustchen?" sagte dieser, nachdem er die Nichte des Wirthes erkannt — „was wünschen Sie?"

„Ich suche Sie seit diesem Morgen, um mich eines Auftrages für Sie zu entledigen. Ich ging Ihnen auf dem Wege nach Mannheim entgegen, doch Sie kamen von einer andern Seite. Da ich Sie nicht sah, kehrte ich nach Hause zurück und erfuhr daselbst, daß Sie auf dem Schlosse seyen, und so bringe ich Ihnen den Brief, den Herr Franz mir für Sie gegeben."

„Von Franz!" rief Sigismund ungestüm — „geben Sie her!"

Auguste gab ihm den Brief, den er schnell erbrach und begierig las. Alle Andern warteten schweigend.

„Er ist gerettet!" rief er endlich voll Entzücken — „er und seine junge Gattin sind einige Meilen von hier in Sicherheit!... Gott sey gelobt! wir haben kein Verbrechen zu beklagen!"

„Von welchem Datum ist dieser Brief und wo ist er geschrieben?" fragte Madeleine.

„Er ist gestern Abend in der Herberge Zelters geschrieben. Franz oder vielmehr Graf Friedrich zeigt mir an, daß er ein sicheres Mittel habe, in den Steinberg zu dringen und seine Gattin aus den Händen des Majors zu retten. Wenn er heute Morgen nicht nach der Herberge zurückgekehrt und ich keine weitere Nachricht erhalte, so soll ich daraus entnehmen, daß sein Vorhaben gelungen sey. In diesem Falle soll ich sie an einem bezeichneten Orte treffen."

Frau Reutner warf zweifelnd ein:

„Vielleicht aber ist es dem jungen Manne, nachdem er in das Schloß gedrungen, nicht so leicht geworden, mit einer leidenden und schwachen Person wieder hinauszukommen.... Das Zimmer Wilhelminens zeugt von einem heftigen Kampfe, denn —"

Müller unterbrach sie ungeduldig:

„Bis jetzt habe ich Ihre romanhaften Berichte willig angehört, da ich mir das Verschwinden unserer Freunde durch natürliche Umstände nicht erklären konnte. Doch Franzens Brief erklärt mir ganz einfach seine und Wilhelminens Abwesenheit; ich glaube ihm und habe keine Lust mehr, an jeden Stein dieses alten Thurmes zu klopfen!"

Ritter, Albert Schwarz und sogar der Richter mit seinen Leuten schienen der Meinung Müllers zu seyn. Alle warfen tadelnde Blicke auf Madeleine, so daß die gute Frau zuletzt selbst Zweifel an ihrem eigenen Glauben empfand, da sie sich als den Gegenstand dieser Mißbilligung sah.

„Mein Gott!" murmelte sie — „sollte ich mich getäuscht haben?"

Digitized by Google

Sie stieß einen Seufzer aus und versank in tiefes Nachdenken.

Ein kleiner Streit erhob sich jetzt zwischen dem Kanzler und Müller.

„Ich werde Sie zum Grafen Friedrich begleiten, diesmal lasse ich mich nicht hintergehen!" rief der Erstere eifrig — „ich werde Ihnen überall folgen und —"

„Ich würde lieber sterben, bevor ich das Geheimniß der Freundschaft verrathe!" unterbrach der Andere — „folgen Sie mir nicht, halten Sie mich nicht zurück ... Sie erfahren mein Geheimniß nicht, ebensowenig was dieser Brief enthält!"

Nach diesen Worten zerriß der Student das Schreiben und verschlang die Stücke.

Ritter sah ein, daß er List gebrauchen müsse: er gab sich daher das Ansehen, als verzichte er auf sein Vorhaben, wobei er heimlich beschloß, Sigismund von weitem zu folgen, um so das Asyl der Flüchtlinge kennen zu lernen. Er wandte sich an den Richter und bat ihn, sein Geschäft zu Ende zu führen.

„Warten Sie, meine Herren," sagte Müller, „es bleibt mir noch die Ausführung des Projekts, wegen dessen ich die Reise nach Mannheim unternommen hatte. Chevalier Ritter, haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie Ihre Rechte auf das Schloß und die Baronie von Steinberg für zwanzigtausend Gulden abtreten würden?"

„Das habe ich gesagt, ich läugne es nicht," erwiederte der Chevalier überrascht; „doch kann ich erfahren —?"

„In diesem Falle, meine Herren, zerreißen Sie diese unnützen Papiere und geben Sie dem hier anwesenden Herrn von Steinberg sein Besitzthum zurück ... ich kaufe das Schloß und die Baronie im Namen des Grafen Friedrich von Hohenzollern!"

„Des Grafen Friedrich!" wiederholte Ritter — „ich weiß nicht, ob ich darf ... auch ist der Graf nicht reich —"

„Der Graf Friedrich besitzt eine beträchtliche Summe!" unterbrach Sigismund — „folgen Sie mir nach Zelters Herberge, und in wenigen Minuten sollen Ihnen die zwanzigtausend Gulden ausgezahlt werden."

Eine tiefe Stille folgte diesen Worten. Aller Blicke richteten sich nach dem Baron. Diesmal schien Heinrich einige Zeichen des Verständnisses von sich zu geben. Er sah rechts und links; er schlug sich vor die Stirne, als wenn er einen flüchtigen Gedanken festhalten wolle.

Sigismund ging langsam zu ihm hin und sagte:

„Verstehen Sie mich, Herr Major? Derjenige, welcher Ihnen Ihren Namen, Ihren Titel, Ihr Vermögen zurückgibt, ist Ihr Bruder, der Gatte Ihrer Schwester Wilhelmine!"

Bei Anhörung dieser Worte zeigte der Baron tiefe Bewegung; er stand auf, seine Augen füllten sich mit Thränen. Man glaubte, seine Vernunft sey zurückgekehrt, als er mit schluchzender Stimme sagte:

„Es ist also wahr ... ich soll noch die alte Wohnung besitzen, wo ich geboren wurde! soll noch Baron von Steinberg seyn!... Ich danke Dir, mein Gott!"

Er blieb einen Augenblick unbeweglich und nachdenkend. Die Umstehenden sahen sich schweigend mit zufriedener Miene an.

Plötzlich warf Heinrich den Kopf zurück, sein Auge blitzte und er rief mit drohender Geberde:

„Wer sagt das? wer wagt es, eine solche Lüge hervorzubringen?... Satan! ich erkenne deine List! du willst mir meine Opfer entreißen, du willst sie meiner Rache entziehen!... Nein, nein! Geist des Bösen, du sollst mich so nicht besiegen!... Sie sollen sterben! ja, sie sollen sterben!"

Er fiel erschöpft auf seinen Sitz zurück.

„Sein Uebel ist unheilbar!" sagte Müller mit einem Seufzer — „wir müssen uns entfernen; der Baron von Steinberg und seine Diener haben allein das Recht, hier zu bleiben."

Man begab sich lärmend nach der Treppe.

„Mein Herr!" rief Madeleine, den Studenten in Verzweiflung zurückhaltend — „Sie haben die Worte des Barons gehört ... gehen Sie nicht so weg! Er hat es gestanden ... bleiben Sie! ach, bleiben Sie!"

„Auf mein Wort, die gute Alte ist noch verrückter als ihr Herr!" versetzte Müller mit mitleidigem Lächeln.

Und die ganze Gesellschaft verließ den Steinberg.

(Fortsetzung folgt.)

Das gebrochene Gelübde.

(Fortsetzung.)

William entdeckte plötzlich bei seinem sorgsamen Umschauen menschliche Fußspuren auf dem weichen Schlamme.

„Aha!" sagte er — „ich glaube, unser Wild ist nicht mehr weit!"

Digitized by Google

Er stieg vom Pferde und ging den Fußstapfen ganz am Rande des Stromes nach, und er sah alsbald, daß dieselben längs des linken Ufers fortliefen, welches an dieser Stelle über's Wasser hinausragt und mit dichtem Gebüsche bedeckt ist.

„Da geht unser Weg," sagte Prouse; „irgendwo in diesem Gebüsche werden wir Evan und seine Bande finden. Aber wir müssen scharf aufpassen oder sie entwischen uns. Lassen Sie" — fuhr er zu dem alten Gutsherrn gewendet fort — „drei bis vier von den Herren zu Pferde auf diesseitigem Ufer halten und Einige nach der andern Seite hinübersetzen; dann will ich mit ein paar entschlossenen Leuten unter dem Ufer entlang kriechen und zusehen, ob wir nicht das Ungeziefer auswittern können."

Jeder Theil nahm nun seinen Platz ein und überall herrschte, das Schnauben der Pferde ausgenommen, tiefe Stille. Das dunkle Wasser gab freilich seine melancholischen Töne von sich; es rauschte unaufhörlich und ließ Laute vernehmen, welche dem phantasiereichen Ohre bisweilen wie ein liebliches Glockenspiel, wohl gar wie menschliches Geflüster erscheinen; hin und wieder kam ein Fisch an die Oberfläche geschossen, oder ein Vogel kam herab und streifte mit seinen Flügeln das Wasser. Sonst Alles ringsum todtenstill.

Da, horch! ein jähes Krachen des Geästes und ein heftiger Tumult im Wasser — ein wildes Geschrei, doch gemischt mit noch wilderen Flüchen. Die Strandräuber waren aus ihrem Schlupfwinkel hervorgebrochen: einige wurden auf der Stelle gefangen, einige durchbrachen den Kreis der Angreifer und wurden auf's Hitzigste verfolgt. Black Evan befand sich unter den Letztern; er hatte sich sogleich ins Wasser gestürzt, um ans jenseitige Ufer zu entkommen; aber es war schon ein Mann dicht hinter ihm, der dem Fange gewachsen war. William Prouse war fast ebenso früh im Wasser wie er — er holte ihn ein und hielt ihn fest.

„Evan, ergib Dich ruhig!" rief er — „es ist unnütz, wenn Du Dich sträubst; beide Ufer sind mit Reitern besetzt."

„William, das ist nicht schön von Dir; bedenke, daß wir als Knaben gute Kameraden waren. Doch ich will mitgehen."

Als er darauf bemerkte, daß Prouse etwas von seiner strengen Bewachung nachließ und ihn etwas loser hielt, da sprang er plötzlich auf ihn los wie ein Tiger, faßte ihn um den Hals und suchte ihn niederzureißen.

Nun begann ein verzweifelter Kampf zwischen den beiden Männern. Das Wasser ging ihnen bis an die Armhöhlen und sie standen in der Mitte des Flusses, in einander verschlungen und hin und her wankend wie mit den Zweigen verwickelte Bäume beim Sturm. Bald aber glitten ihre Füße auf dem schlüpfrigen Boden und Einer stürzte über den Andern ins Wasser; Evan war zu oberst, zum Glück hatte er keine Waffe bei sich, sonst würde William wohl niemals wieder aufgestanden seyn. Aber endlich gelang es doch dem Letztern, wieder in die Höhe zu kommen, ein anderer Mann kam ihm zu Hilfe, und Beide brachten nun den Strandräuber dem Ufer näher. Black Evan nebst mehreren seiner Spießgesellen wurde darauf in sichern Verwahr genommen.

Die bei der Expedition anwesende Magistratsperson befahl, die Gefangenen an die Pferde festzubinden. Groß war die Aufregung im Dorfe bei ihrer Ankunft. Von einer starken Eskorte geleitet, wurden sie dann in das Grafschaftsgefängniß gebracht.

Da die Geschichte von Black Evan nur eine Episode in unserer Erzählung ist, so fügen wir hinsichtlich seiner noch hinzu, daß er mit einigen seiner Mitschuldigen deportirt wurde, wogegen die weniger schwer gravirten Gesellen verschiedene Grade von Gefängnißstrafe erlitten. —

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Das Heilmittel gegen die Traubenkrankheit scheint endlich gefunden zu seyn. Die vom französischen Ministerium des Handels, Ackerbaues und der Gewerbe dafür niedergesetzte Commission bezeichnet nach schlagenden Thatsachen als solches: trocken gepulverten Schwefel, der mittelst eines Blasbalgs dreimal im Jahre — zur Zeit der ersten Schößlinge, dann nach der Blüthe und endlich etwas vor der Traubenreife — auf die ganze Pflanze gebracht wird.

Auflösung des Quadrat-Räthsels in № 45:

S	A	R	G
A	M	O	R
R	O	M	A
G	R	A	S

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 47. Dienstag, 18. April 1854.

Δ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

10.

Als Madeleine die nicht zum Schlosse gehörenden Personen, auf deren Hilfe sie gerechnet, sich entfernen sah, versank sie in große Niedergeschlagenheit. Sie war ihnen bis zum Außenthore gefolgt, mit der Bitte, neue Nachsuchungen anzustellen; man hatte jedoch nicht auf sie gehört. Die gute Frau zog sich verzweifelt in den beschriebenen Winkel zurück, den sie neben dem Gemache ihres Sohnes inne hatte.

„Sie lassen mich allein!" murmelte sie — „was soll ich machen? Der gnädige Herr hat seine schreckliche Rache vollführt, ich kann jetzt nicht mehr daran zweifeln ... sie sind hier, eingeschlossen, lebendig begraben, schon alle Qualen des Hungers erduldend! ... Oh, wenn ich ihre Seufzer hören könnte!"

Sie lauschte mit verhaltenem Athem, doch kein Geräusch drang zu ihr. Nach einer Pause stand sie entschlossen auf.

„Wohlan! ich will allein handeln!"

Sie ging durch eine zerfallene Gallerie nach dem Zimmer, wo die schreckliche Scene in der vorhergehenden Nacht stattgefunden. Eine geheime Stimme sagte ihr, daß dort der Eingang zu dem verborgenen Wege sich befinden müsse. Mit der größten Aufmerksamkeit untersuchte sie jedes Brett und jeden Stein, sie hob die Tapeten auf, sondirte die Mauern. Endlich schlug sie auf die schwere Kaminplatte: diese gab einen dumpfen, metallischen Ton von sich, welcher jedoch nicht den Argwohn Madeleinens erweckte. Wie sollte sie auch annehmen, daß diese Eisenmasse sich durch eine geschickt angebrachte Vorrichtung nach den Seiten hin und her schieben lasse? Nach fast einer Stunde vergeblichen Suchens war Madeleine überzeugt, daß der Fluchtweg an diesem Orte keinen Ausgang habe.

Die alte Frau war von Müdigkeit erschöpft, doch hielt sie sich hier nicht auf. Sie durcheilte das ganze Schloß, die Thürme, die zerfallene Gallerie, sorgfältig Alles untersuchend. Doch hatten ihre Bemühungen keinen Erfolg, und die Arme war auf dem Punkte, sich der Verzweiflung zu überlassen.

Plötzlich kam ihr ein Gedanke: der Fluchtweg hatte zwei Ausgänge, einen in das Innere des Schlosses, den andern auf das Feld; vielleicht konnte sie diesen letztern entdecken. Sie begann sogleich von Neuem ihre Nachforschungen.

Nachdem sie den Garten durchschritten, ging sie durch das Außenthor, das jetzt Jedem wieder wie früher offen stand, und stieg dann den Felsen hinab.

Langsam durchstreifte sie die ganze Umgebung der Burg; vornehmlich jedoch faßte sie ein kleines Thal ins Auge, welches mit Kastanienbäumen besetzt war und den Steinberg von einer benachbarten Anhöhe trennte. Diese Stelle spielte eine große Rolle in den alten Legenden der Burg, dort versammelten sich, wie die Sage hieß, in früheren Zeiten alle Störche der angrenzenden Provinzen zu ihrer jährlichen gemeinschaftlichen Abreise. Die Barone von Steinberg waren nicht wenig stolz auf diesen Umstand, der auf diese Weise die großen Wanderungen ihrer Lieblingsvögel unter ihren unmittelbaren Schutz zu stellen schien. Doch seit vielen Jahren hatten die Störche einen andern Versammlungsort gewählt, und jetzt erinnerte nur noch der Name des Thales an diese alte Sage: man nannte es „das Thal der Abreise."

Madeleine suchte lange an diesem Orte, allein vergebens, sie fand nichts, was ihre Hoffnung rechtfertigte.

Digitized by

Ebensowenig hatten die Nachforschungen der alten Frau auf der andern Seite des Felsens einen Erfolg.

Unterdessen war der größte Theil des Tages verflossen; Madeleine hatte noch keine Nahrung zu sich genommen und ihre Kräfte begannen zu schwinden. Sie stieg mit Mühe den Fußweg nach dem Schlosse hinauf, bei jedem Schritte anhaltend. Dennoch schien sie nicht an ihre eigenen Leiden zu denken, denn große Thränen flossen über ihre gefurchten Wangen und sie murmelte:

„Arme Kinder! arme Kinder!"

Als sie durch den Garten schritt, ließ eine laute Stimme die Ruinen von fröhlichem Gesange ertönen. Diese lärmende Fröhlichkeit bedrückte das Herz der alten Frau; doch verwandelte sich ihr Schmerz bald in Zorn, als sie in dem Sänger ihren Sohn erkannte. Er war ruhig beschäftigt, das Unkraut aus einem Gemüsebeet zu jäten.

Madeleine ging schnell auf ihn zu.

„Fritz," sagte sie mit vorwurfsvollem Tone zu ihm, „wagst Du noch meinen Kummer mit dieser grausamen Freude zu beleidigen?"

Fritz unterbrach seine Arbeit und erhob sich langsam.

„Ah! bist Du es, Mutter?" entgegnete er mit seinem gewöhnlichen Phlegma. „Was willst Du? Ich kann ruhig seyn .... ich habe nur gethan, was mein Herr mir befohlen. Hast Du nicht selbst mir so oft eingeschärft, den Befehlen meines Herrn unbedingt zu gehorchen? Wie kannst Du mir denn jetzt meine Handlungsweise verdenken? Uebrigens werde ich kein Wort mehr hierüber verlieren!"

Trotz alles Bittens und Flehens seiner alten Mutter beharrte Fritz auf seinem Eigensinne, so daß endlich Madeleine die völlige Ueberzeugung erlangte, alle ihre Mühe würde in dieser Hinsicht vergebens seyn.

„Ach! ich werde nichts aus ihm herausbringen!" seufzte sie entmuthigt.

Dann fragte sie:

„Wo ist der Baron?"

„In seinem Zimmer; er spricht mit sich allein und weint."

„Er weint, sagst Du?... Ach, ohne Zweifel erweicht sich sein Herz, seine Vernunft beginnt wiederzukehren!... Ich will ihn sehen, nochmals sein Mitleiden anflehen!"

Die gute Frau wollte in den Thurm zurück, als sie ihren Sohn seine Arbeit verlassen und sich nach einem Stalle begeben sah, wo des Majors Pferd stand.

„Wo gehst Du hin, Fritz?" fragte sie.

„Mutter, der Abend kommt, und der gnädige Herr hat mir befohlen, gegen Abend zu satteln; ich muß nach Heidelberg, um wichtige Papiere zu holen, die an den Major vom Obersten seines Regiments gesandt sind. Vor morgen Mittag werde ich nicht zurück seyn."

„Gehe, mein Sohn, und möge Dich Gott schützen!" sagte die gute Frau in nachdenklichem Tone — „niemals hatte ein Herr einen treueren Diener, als Du bist!"

Sie stieg die Treppe des Thurmes hinauf, während Fritz seine Vorbereitungen zur Abreise traf.

Als Madeleine in das Zimmer des Barons kam, fand sie es leer; die Thüre war jedoch offen, der Unglückliche konnte also nicht weit seyn. Sie vermuthete ihn auf der Plattform und eilte dorthin; als sie aber die letzten Stufen der Wendeltreppe erstieg, schwand ihre Kraft und sie war genöthigt, sich zu setzen. Einen Augenblick blieb sie ohne Athem.

Heinrich von Steinberg befand sich wirklich auf der Plattform. Sich auf die Mauer mit dem Ellenbogen stützend, blickte er unverwandt nach einem Gegenstande über sich, so daß er nicht einmal die Anwesenheit der alten Frau bemerkte.

Nach einigen Minuten Ruhe erhob sich diese wieder; sie machte wankend einige Schritte nach der Terrasse, blieb jedoch bald stehen, und einen schnellen Blick in die Höhe werfend, erkannte sie sogleich, was die Aufmerksamkeit des Wahnsinnigen beschäftigte.

Die Störche, deren Rückkehr eine so bald wieder enttäuschte Hoffnung erweckt hatte, waren in diesem Momente in ihrem gemeinschaftlichen Neste vereinigt. Die Familie hatte sich seit dem Frühlinge vermehrt: zwei junge Störche, kaum noch mit den ersten Federn bekleidet, bewegten sich auf dem Moose ihrer luftigen Wohnung, streckten hin und wieder ihre rothen Schnäbel mit dem langen silberfarbenen Halse aus und ließen ihr jugendliches Geklapper hören. Ihre Mutter, ein schöner und starker Vogel, ging voll Unruhe um das Nest herum.

Die Anwesenheit des Majors so nahe am Neste schien beim ersten Anblicke die Ursache davon zu seyn; doch nach genauerer Besichtigung erkannte man, daß eine andere Ursache zu Grunde lag. Die geflügelte Familie schien einzig mit einem andern ihres Geschlechts sich zu beschäftigen, der mit hängenden Flügeln und blutbefleckten Federn

Digitized by Google

traurig auf dem Mauerrande saß, still und unbeweglich. An dem trüben Ausdrucke seiner Augen, an der zunehmenden Steifheit seiner Glieder sah man, daß er dem Tode nahe war. Doch stand er noch auf seinen Füßen.

In diesem leidenden Vogel erkannte Madeleine alsbald das Haupt der Familie, den Günstling des Barons Hermann, kurz den Hinkenden, der Tags vorher von dem Major in einem Wuthanfalle verwundet worden.

Ohne Zweifel war ein Schrotkorn, das den Nachsuchungen Franzens entgangen, in die Lebensorgane gedrungen; der arme Vogel hatte, als er sich tödtlich getroffen fühlte, die wenige ihm noch übrige Kraft dazu benutzt, um in seinem Neste zu enden.

Wie dem nun seyn mochte, das Weibchen und die Kleinen schienen mit jenem wunderbaren Instinkte, den die Naturforscher ihnen beilegen, die Leiden des Hinkenden zu verstehen und seinen nahen Tod zu fühlen; doch blieb der Verwundete bei ihren Klagen ganz ruhig; er schien mit seiner niedergeschlagenen Haltung sagen zu wollen: „Lasset mich in Frieden sterben!"

Diese Scene war es, welche den Baron so beschäftigte. Er verfolgte ängstlich jeden Umstand dieses kleinen, stummen Dramas, jeder Vorfall dabei schien für ihn eine positive Wichtigkeit zu haben. Nichtsdestoweniger kehrten seine abergläubischen Ideen, das Resultat seines Wahnsinnes, zuweilen zurück, denn er sagte ganz laut, indem er den Hinkenden betrachtete:

„Nein, nein, es kann nicht die Wirkung des thierischen Instinktes seyn! Dämone haben die Gestalt dieser Vögel angenommen!"

„Es sind keine Dämone, gnädiger Herr!" sagte eine zitternde Stimme hinter ihm — „es sind arme Geschöpfe, welche die Vorsehung mit sanften und liebenswürdigen Eigenschaften ausgestattet hat, um den grausamen Menschen Milde und Mitleid zu lehren!"

Heinrich wandte sich um: er schien weder überrascht noch erzürnt, Madeleine in seiner Nähe zu sehen. Nachdem er ihr bedeutet, sich ruhig zu verhalten, stützte er sich von Neuem auf die Mauer, gerade wie früher.

Die alte Frau ahmte ihm schweigend nach; die Ruhe des Majors schien ihr von guter Vorbedeutung, vielleicht fand in seinem zerrütteten Gehirn eine Krise statt, welche nicht beschleunigt werden durfte, um günstig zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Das gebrochene Gelübde.

(Schluß.)

Kehren wir jetzt zu unserer armen Katie zurück.

Von der Zeit an, wo sie den unglücklichen Patrick unter den Leichen erkannte, verlor sie den Lebensmuth und schwand immer mehr dahin. Vergeblich war alle Güte und Aufmerksamkeit, die ihr von ihrem Manne erwiesen wurde — Nichts konnte sie aus ihrem Kummer herausreißen. Niemand kannte die Ursache — man glaubte, die Schrecknisse jener furchtbaren Nacht, in welcher ihr Gatte dem Tode nahe war, hätten sie überwältigt, und hoffte, mit der Zeit werde sie sich wieder ganz erholen; aber sie genas niemals wieder, obgleich sie allezeit das nämliche sanfte Wesen blieb, das sie immer gewesen war. Allmälig sank sie tiefer ins Elend, bis endlich die liebliche Katie Prouse, der Stolz der Grafschaft, in völlige Melancholie verfiel. Nun wurde Alles, was sie sprach, für das Irrereden einer Gemüthskranken gehalten; aber alle ihre Reden handelten stets von ihrer verlassenen Religion und ihrem gebrochenen Gelübde.

Indeß blieb sie so harmlos und ruhig, daß man ihr volle Freiheit ließ, ihrem Geschmack und ihren Neigungen zu folgen.

Nicht sehr weit von Prouse's Hof befand sich ein malerischer Brunnen. Er lag sehr reizend an der Seite eines Hügels und der gefiederte Wasserfarn stand dort in solcher Menge wie an den Ufern des Killarney in ihrer alten Heimath. Nach diesem lieblichen Plätzchen nahm die arme Katie gewöhnlich ihren Weg, und dort konnte sie die ganzen langen Sommertage sitzen, das rohe Bauwerk, welches man über dem Brunnen errichtet hatte, mit den lieblichsten Blumen schmückend, die sie finden konnte, oder auch wohl Stunden lang, auf einem daneben liegenden Steine sitzend, nach einander die traurigen, romantischen Lieder ihres irischen Heimathlandes vor sich hin singen. Sie pflegte den Vorübergehenden zu sagen, wie die heilige Clara über den Brunnen wache, und deßhalb sey es auch ihre Lieblingsquelle, die sie daher mit der größten Sorgfalt schmücken müsse.

So flossen die Jahre dahin: immer dasselbe tiefsinnige Wesen, änderte sie niemals ihre Gewohnheit, außer wenn ein heftiger Sturm an der Küste aufkam. Dann nahm sie ihren Stand auf den Klippen und war allemal die Erste, welche Nachricht gab, wenn ein Schiff sich in Gefahr befand. Wenn sie so dastand und mit bewegter

Digitized by Google

Stimme eins ihrer Lieblingslieder sang, während ihr Scharlachmantel, den sie jedesmal trug, und ihr langes Haar im Winde flatterten, dann sah sie aus wie eine schöne Wahrsagerin aus alter Zeit; aber die Kinder flohen sie bei solchen Gelegenheiten und schlichen sich aus ihrer Nähe fort, aus Furcht vor der armen, von bösen Geistern beherrschten Katie.

Zwanzig Jahre waren auf diese Weise vergangen und Katie's rabenschwarze Locken bereits silberfarben geworden, als sie eines Tages ihren Ausflug machte wie gewöhnlich. Alle ihre Angehörigen waren so an ihre Weise gewöhnt, daß ihre Abwesenheit nicht beachtet wurde, bis endlich die gewöhnliche Zeit ihres Nachhausekommens längst vorüber war und deßhalb ihr Mann, der während aller jener traurigen Jahre ihr stets die Liebe eines Bräutigams bewiesen hatte, sich aufmachte, um sie zu suchen.

Er kam an den Brunnen, aber sie war nicht da, wiewohl die noch unverwelkten Blumen zeigten, daß sie an jenem Tage den Brunnen mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt ausgeschmückt hatte. Ein vorübergehender Bursche sagte ihm, er habe Katie nach den Klippen zu gehen sehen, und dorthin richtete William nun seine Schritte. Er fand sie an keinem ihrer gewöhnlichen Plätze und ward immer besorgter, als er sich erinnerte, daß sie bei Gelegenheiten, aber in langen Zwischenräumen, auch ans Ufer zu wandern pflegte. Er stieg den steilen Felsenpfad hinab, aber nirgends konnte er sie wahrnehmen und wollte schon in seiner Angst den Hügel wieder hinaufsteigen, als der Anblick des wohlbekannten rothen Mantels seine bange Sorge auf einen Augenblick beschwichtigte. Rasch ging er darauf zu: da sah er in dem Winkel des Felsens, dem nämlichen Flecke, wohin er sie in jener Nacht des Schiffbruches gebracht hatte, sein geliebtes Weib dem Anschein nach schlafend liegen; er legte seine Hand auf ihre Schulter, um sie zu wecken — aber sie war todt.

Bestürzt setzte er sich neben sie nieder. Noch einmal ließ ein Strahl der untergehenden Sonne, der auf ihre bleichen Wangen fiel, ihn glauben, daß sie noch am Leben sey; doch eine zweite Berührung ihrer kalten Hand mußte ihm sagen, daß er sich getäuscht.

Nach einigen Augenblicken stummen Schmerzes hob er sie auf, hüllte sie in den Scharlachmantel und legte sie an seinen Busen; da, wo sie so gern im Leben geruht hatte, da bettete er sie auch im Tode.

So hielt er sie eine Weile in den Armen, fest ans Herz gedrückt; dann trug er sie nach Hause, sie war ihm eine leichte Last und er wollte nicht, daß eine fremde Hand sie berühren sollte. In ihrem Zimmer angelangt, legte er sie auf ihr Bett, worauf er an ihrer Seite in furchtbaren, sprachlosen Kummer versank.

Da lag sie in aller ihrer wundervollen, eigenthümlichen Lieblichkeit, welche sie von jeher ausgezeichnet hatte. Ihre Züge waren sich im Alter gleich geblieben, sie schien, das graue Haar ausgenommen, nie älter zu werden — vielleicht daß die kindischen Gedanken, welche ihr so lange Zeit innegewohnt, dazu beigetragen, ihr den jugendlichen und unschuldigen Ausdruck zu erhalten.

Da lag sie, das Wesen, welches er geliebt und gepflegt hatte, sie konnte hinfort nicht mehr mit ihm reden, nicht mehr ihm zulächeln!

Sie ward auf dem Klippen-Friedhofe beerdigt und groß war die Zahl der Leidtragenden, die sie zu Grabe geleiteten. Er aber, der starke Mann, er lebte nur so lange noch, bis ihm vergönnt blieb, die Blumen, welche er auf ihren Grabhügel gepflanzt, einmal blühen zu sehen, und man legte ihn an ihre Seite, um nimmer wieder von ihr getrennt zu werden.

Jahre sind seitdem entschwunden und keine Hand pflegt jetzt die einst gepflanzten Blumen; aber die Geschichte lebt in der Erinnerung fort und kleine Kinder zeigen noch immer furchtsam auf der armen irrsinnigen Katie Grab.

Frühlingslied Elihu Burritt's
(des Friedensapostels).

Ein Heer von finstern Mordgedanken zieht,
Jetzt, wo der junge Lenz zur Liebe ladet,
Und jauchzt ein gräßlich Nachtigallenlied.
Laß es verdorren, Gott, dein junges Grün!
Stehst du geduldig zu, so stirbt es hin,
Zertampft, in Blut gebadet!
O Welt, wie weit, wie breit
Wühlst du die Erde um und säest Leid!

Wenn man sich um den Schatten satt gehetzt,
Im müden Herbste man wird Frieden schließen:
Dann erntet ein — die Ernte kommt zuletzt!
Dann, wenn der Pulverdampf, der euch belog,
Sich von den Garben der Verstümmlung zog,
Im welken Herbste, wird die Thräne fließen.
O Welt, wie viel, wie viel
Liegt zwischen dir und deinem Ziel!

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 48. Freitag, 21. April 1854.

△ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

Die Scene in dem Storchneste ward immer lebhafter: das Weibchen verdoppelte seine Bemühungen um den Sterbenden; es ging um ihn herum, wehte ihm mit den Flügeln Kühlung zu und liebkoste ihn mit dem langen Halse. Die Jungen erhoben sich mit Anstrengung auf ihren schwachen Füßen und versuchten ihn aus seinem Stumpfsinne zu erwecken, indem sie häufiger ihr noch unvollständiges Geklapper, das wie ein klagendes Gewinsel ertönte, wiederholten. Aber der Hinkende wechselte seine Stellung nicht; der Tod schien ihn erstarrt zu haben.

Plötzlich breitete das Weibchen die großen Flügel aus und schwang sich senkrecht in die Lüfte, lebhaft mit dem Schnabel klappernd; dann flog es wie ein Pfeil nach dem Rheine zu und verschwand bald mitten in dem Gebüsche, das die Ufer des Flusses bedeckte.

„Es verläßt ihn! siehst Du, es verläßt ihn!" sagte der Baron zu Madeleine voll bitterer Ironie. „Das Leiden wollen sogar die Thiere nicht mit ansehen; sie sind undankbar und grausam wie die Menschen."

Ohne zu antworten streckte Madeleine den Arm nach der Gegend aus, wo der Storch verschwunden war. Einige Augenblicke hindurch blieb Alles unbeweglich auf dieser Seite; doch zuletzt zeigte sich die Gestalt des Storches in der Ferne wieder. Bald flog er wieder nach dem Neste: er trug einen Fisch im Schnabel, den er vor den Hinkenden hinlegte.

Dieser schien anfangs das Geschenk seines Weibchens nicht zu beachten; endlich lenkte er traurig seinen Blick darauf. Mit größter Anstrengung wechselte er seine Stellung und legte den Fisch seinen Jungen vor, worauf er seine frühere Unbeweglichkeit wieder annahm.

Plötzlich schien der Hinkende aus seinem mysteriösen Stumpfsinn zu erwachen. Vielleicht fiel ihm ein, daß bereits zweimal in seinem Leben der Mensch die Macht gehabt, seine Leiden zu mildern: er wandte seinen Kopf nach dem Baron von Steinberg hin; dann langsam seinen Hals ausstreckend, bewegte er schwach seine hängenden Flügel.

Alle diese Bewegungen hatten etwas Rührendes, es war eine melancholische Klage und eine Liebkosung, ein Zeichen der Zuneigung und ein trauriger Abschied.

„Gnädiger Herr," murmelte Madeleine feierlichen Tones, „die Gefühle des Hasses und der Rache gehören nur den Menschen; die Thiere kennen diese wilden Leidenschaften nicht — der arme Storch haßt seinen Mörder nicht!"

Während sie sprach, beobachtete der Baron unausgesetzt die Bewegungen des Hinkenden. Die Flügel desselben hingen sich immer mehr herab, seine Beine zitterten unter der Last seines Körpers. Endlich wandte er die wenige ihm noch übrige Kraft dazu an, den Kopf unter seinen Flügel zu stecken, wie wenn er schlafen wolle; dann legte er sich nieder und blieb unbeweglich. Der weibliche Storch erhob sich schnell und flog zwei- bis dreimal um den Thurm; die Jungen im Neste setzten ihr klagendes Gestöhne fort.

„Er ist todt!" sagte endlich Heinrich mit erstickter Stimme.

„Ja, er ist todt," wiederholte die Alte, „und sein Tod ist für Sie, gnädiger Herr, eine Mahnung zur Milde. Wollen Sie, der Abkömmling eines so edlen Geschlechts — wollen Sie sich an Edelmuth von einem Vogel übertreffen lassen? Verzeihen Sie ebenfalls, gnädiger Herr — verzeihen Sie Ihrer armen Schwester, die Sie mit

Digitized by Google

ihrem unglücklichen Gatten zu dem schrecklichsten Schicksale verdammt haben!"

Der Major erhob langsam das Haupt und blickte um sich.

„Frau Reutner," sagte er endlich, „was wollen Sie von mir? Was reden Sie von meiner Schwester? Ich verstehe Sie nicht."

Diesmal war seine Stimme ruhig, sein Blick nicht mehr verwirrt.

Heinrich von Steinberg hatte seinen Verstand wieder erhalten, doch setzte dies glückliche Ereigniß Madeleine in neuen Schrecken.

„Ach Gott, er erinnert sich nicht mehr!" sagte die arme Frau voll Verzweiflung.

Sie erzählte schnell, was sie wußte oder was sie vermuthete, um dem Gedächtnisse ihres Herrn zu Hilfe zu kommen. Heinrich zeigte blos Erstaunen und Zweifel.

„Du träumst, Madeleine," erwiederte er, ein Lächeln erzwingend; „ich habe niemals den Ort des Fluchtweges gewußt, mein Ahn Hermann hat dies Geheimniß mit ins Grab genommen. Aber," fuhr er mit Anstrengung fort, „wie bin ich denn hierher gekommen? Mein Kopf ist schwer, mir ist, als erwachte ich aus einem bösen Traume. Wo ist meine Schwester?"

„Ihre Schwester?" rief Madeleine schluchzend — „habe ich Ihnen das nicht gesagt? In einen einsamen Kerker haben Sie sie gesperrt, um sie dort umkommen zu lassen!"

Heinrich sah sie mit verwirrter Miene an; er schlug sich vor die Stirn und schrie mit herzzerreißender Stimme:

„Es ist also wahr, ich war wahnsinnig, ich hatte den Verstand verloren! O Gott! o Gott! also doch wahr!"

Er fiel auf die Kniee nieder und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Aber der Fluchtweg!" wiederholte Madeleine — „wo ist der Fluchtweg, in den Sie vergangene Nacht die unglückliche Wilhelmine gesperrt haben?"

„Ich weiß es nicht. Ach, wenn Du selbst vernünftig bist, wenn Du wahr sprichst, so suche, suche; ich weiß nichts!"

Madeleine fühlte, daß sie von dem unglücklichen Baron keine Aufklärung zu erwarten habe. Sie überließ sich nochmals der Verzweiflung, als plötzlich ein Gedanke sie erfaßte.

„Mein Sohn weiß Alles!" rief sie — „er hat Alles gesehen! Aber er weigert sich, es mir zu sagen. Er wird es jedoch thun, wenn Sie ihm zu reden gebieten."

„So laß ihn kommen, schnell!"

Sogleich rief Madeleine mit einer Stimme, welche die Unruhe durchdringend machte, nach ihrem Sohne; doch sie erhielt keine Antwort. Sie eilte unter fortwährendem Rufen die Treppe hinab; sie durcheilte den Garten, lief auf den Weg, der nach dem Dorfe führte — sie sah ihren Sohn nicht, keine Stimme antwortete der ihrigen.

Jetzt erinnerte sie sich eines Umstandes, der einen Augenblick ihrem Gedächtnisse entfallen war: Fritz hatte sich noch denselben Abend nach Heidelberg begeben sollen.

Eisiger Schweiß bedeckte ihre Stirn; sie lief nach dem Stalle — er war leer, Fritz hatte bereits mit dem Pferde seines Herrn die Reise angetreten.

„Er ist fort," sagte sie, die Augen zum Himmel erhebend, „er kann vor morgen Mittag nicht zurückkehren, und, allmächtiger Gott, dann ist es zu spät!"

Sie eilte nochmals nach dem Außenthore des Schlosses; allein so weit sie von der Höhe des Felsens aus blicken konnte, sah sie ihren Sohn nicht. Dagegen nahm sie zwei Reiter wahr, die in gestrecktem Galopp auf dem Wege nach dem Steinberg zu ritten; sie glaubte Sigismund und Ritter in ihnen zu erkennen.

„Was wollen sie beginnen?" sagte sie mit der Ironie des Schmerzes — „sie werden nur noch Tod und Verzweiflung auf dem Schlosse finden!"

11.

Wir müssen jetzt den Leser in den schrecklichen Fluchtweg hinabsteigen lassen, wo Franz und Wilhelmine allen Schrecknissen des Hungertodes ausgesetzt waren.

Wilhelmine schien anfangs in ihrer Ohnmacht kein Bewußtseyn von dem Schicksale zu haben, das sie erwartete. Franz dagegen, der sich im völligen Gebrauche seiner Sinne befand, fühlte ganz die schreckliche Lage. Brutal hatte man ihn auf den feuchten Boden des Verließes geworfen; seine Hände und Füße waren gefesselt und jeder Versuch zur Flucht eine Unmöglichkeit.

Er bemühte sich zwar, seine Bande zu zerreißen, doch hatten seine kürzliche Krankheit und die unerhörten Anstrengungen seine Kraft ganz erschöpft. Vergeblich suchte er seine Hände frei zu machen, indem er den Strick, der sie fesselte, an einem Steine rieb; er war bald am Ende seiner Kräfte und seines Muthes. Ein starker

Digitized by Google

Schwindel ergriff ihn und er verlor das Bewußtseyn.

Bevor er in diesen Zustand versank, hatte er mehrere Male sanft Wilhelminens Namen ausgerufen; doch erhielt er keine Antwort.

Nach einer Weile erwachte er allmälig und ein leichtes Seufzen belehrte den jungen Mann, daß seine Gesellschafterin auch wieder zu sich komme. Ein Gefühl der Freude durchzuckte ihn, sein Blut floß schneller, seine Energie wachte wieder auf. Doch machte er keine Bewegung und sprach kein Wort, was voreilig seine Gegenwart hätte verrathen können.

Wilhelmine murmelte mit schwacher Stimme:

„Wo bin ich, mein Gott? Warum kann ich mich nicht mehr bewegen? Bin ich denn lebendig begraben?"

Franz schwieg noch immer.

„Es ist sonderbar," fuhr Wilhelmine sich bewegend fort, „ich bin gebunden ... und dann dieses Dunkel, dies Schweigen! Ach, es fällt mir wieder bei, mein unglücklicher, wahnsinniger Bruder rächt sich für meine Liebe zu Franz ... ich bin ohne Zweifel in dem Gefängnisse, wo die unglückliche Bertha starb. Doch Franz wenigstens ist gerettet!"

Franz glaubte nicht länger ihre Illusion nähren zu müssen.

„Wilhelmine," sagte er voll Sanftmuth, „ich bin gleichfalls hier, um mit Dir zu leben und zu sterben!"

Sie war bei Vernehmung dieses einen Augenblick wie vernichtet.

„Was war das für eine Stimme?" fragte sie nach einer Pause. „Wer ist da?... Hat mein Bruder Recht? Muß ich an das Daseyn übernatürlicher Wesen glauben?"

„Nein, Wilhelmine, ich bin es, Dein Franz, der, gleich Dir, dazu verurtheilt ist, unsere Liebe zu büßen! Wir werden vereint sterben!"

Wider ihren Willen entfloh ein Seufzer ihren Lippen. Dann erwiederte sie:

„Ach, Franz, wenn Du bei mir wärst, wenn ich Deine Hand faßte und mein Haupt auf Deine Schulter lehnte, so würde ich gewiß weit weniger leiden!"

Durch eine letzte, gewaltige Anstrengung gelang es dem jungen Manne, den Strick, der bisher seinen Bemühungen widerstanden, zu zerreißen; er machte seine blutenden Hände los und schleppte sich nach dem Theile des Kerkers hin, woher die Stimme Wilhelminens kam.

„Hier bin ich, mein liebes Weib!"

Er eilte, Wilhelmine ebenfalls von ihren Banden zu befreien, dann schloß er sie in seine Arme und bedeckte sie mit Küssen.

Lange Stunden verflossen, die Lage der Gefangenen blieb dieselbe. Ungeachtet ihrer Resignation hegten sie doch noch etwas Hoffnung. Der Baron konnte einen lichten Moment haben und seine wilde Grausamkeit bereuen; Fritz konnte endlich den Fehler einsehen, den er durch die Ausführung der grausamen Befehle eines wahnsinnigen Gebieters begangen hatte. Endlich auch mußte ihr plötzliches Verschwinden bemerkt werden und zu thätigen Nachforschungen veranlassen. Doch wenn sie an den blinden Wahnsinn des Majors dachten, an die blinde Unterwürfigkeit Fritzens, an die verschiedenen Umstände, welche vielleicht die kleine Zahl von Personen, die sich für ihr Schicksal interessirten, irre führen konnten, so schwand diese Hoffnung wieder.

„Laß uns beten, Franz," sagte Wilhelmine, „Gott ist unsere einzige Hoffnung!"

Sie knieten nieder zu einem heißen Gebete. Nach Beendigung dieser frommen Pflicht setzten sie sich neben einander auf den feuchten Boden und versanken in tiefe Niedergeschlagenheit.

Die Nacht und ein Theil des Tages verflossen so; doch kündigte Nichts die Folge des Lichtes auf die Dunkelheit an in diesem düstern Grabe, wo zwei junge schöne Leute lebendig eingeschlossen waren. Sich einander umschlingend „sahen sie nichts als die Nacht, hörten sie nichts als Schweigen", nach dem kühnen Ausdrucke eines Dichters, bis völlige Bewußtlosigkeit ihre Sinne umnebelte. . . . .
. . . .

Einige Stunden später befanden sich die beiden Gatten, stets noch bewußtlos, in jenem Gemache, wo die schreckliche Scene in der verflossenen Nacht sich zugetragen hatte. Wilhelmine lag ganz angekleidet auf ihrem Bette; an ihrer Bläſſe, an ihrer Unbeweglichkeit hätte man sie für todt halten sollen. Wie sie, gab auch Franz, auf einem altmodischen Sopha liegend, kein Zeichen des Lebens von sich.

Einsamkeit und Dunkelheit herrschten nicht mehr um sie, mehrere Lichter erhellten das Gemach; eine große Anzahl Personen wartete ängstlich auf den Moment, wo diese Opfer einer That des Wahnsinns ihre Besinnung wieder erlangen würden. Madeleine neigte sich, die Augen voll Thränen, über ihre junge Gebieterin, deren leblose und kalte Hände sie mit ihren heißen Küssen wieder zu

erwärmen suchte. Ein schwarz gekleideter Mann mit mächtiger Perücke ging von der Einen zum Andern und versuchte seine belebenden Mittel an ihnen: es war der berühmteste Arzt von Mannheim.

Um Franz standen drei oder vier Personen umher, welche den lebhaftesten Antheil an seiner gefährlichen Lage nahmen: zuerst Sigismund, eben so bleich und hinfällig wie sein Freund, dann der leichtsinnige Albert, zuletzt auch der Chevalier Ritter, welcher von Zeit zu Zeit einen Blick des Vorwurfs auf eine neben ihm stehende Person warf, auf den Major von Steinberg, der seine Stirn an die Wand lehnte, um das traurige Gemälde nicht zu sehen.

Mitten unter allen diesen bekümmerten Leuten ging und kam Fritz Reutner mit seiner gewöhnlichen Ruhe; seine Züge zeigten keine Beunruhigung, keine Reue. Dem geringsten Zeichen des Doktors oder seiner Mutter gehorchend, schien er völlig vergessen zu haben, welchen Antheil er an dem finstern Drama gehabt, dessen Schauplatz der Steinberg gewesen. Uebrigens lag dieser Ruhe vielleicht die Ueberzeugung zu Grunde, daß er sein Unrecht wieder gut gemacht habe. Fritz Reutner war in der That das Werkzeug zur Befreiung der Gefangenen geworden. Sigismund hatte nämlich, als er vor einigen Stunden nach dem Schlosse gekommen war, von Madeleinen die Einsperrung der jungen Leute, die Rückkehr der Vernunft des Barons, sowie die Entfernung Fritzens erfahren. Er hatte eine neue Anstrengung nicht gescheut, um seinen unglücklichen Freund zu retten; obgleich von Müdigkeit erschöpft, stieg er nochmals zu Pferde und rannte mit möglichster Schnelligkeit Fritz nach, den er auch bald einholte, da derselbe langsam dahin ritt, um das Pferd seines Herrn nicht anzustrengen. Der bloße Name des Majors hatte genügt für den treuen Diener, augenblicklich umzukehren. Das Uebrige erräth man ohne Mühe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Philadelphia und New-York.) Die nachstehenden Auszüge aus den neuesten Census-Berichten liefern einige interessante Zahlen über die gegenseitigen Verhältnisse dieser beiden Hauptstädte. Philadelphia hat bei einer um ein Fünftheil geringeren Bevölkerung um zwei Sechstheile mehr Häuser zur Bequemlichkeit seiner Bewohner als New-York. Dies ist eine wichtige Thatsache sowohl in Bezug auf die Gesundheit und Behaglichkeit der Einwohner, als auch in Bezug auf die Preise der Miethen.

	New-York.	Philadelphia.
Zahl der Wohnhäuser .	37.677	61.278
Zahl der Familien . .	93.608	72,392
Bevölkerung	515,547	408 762
Geburten in einem Jahre	14.308	11.017
Sterbfälle in einem Jahre	11,773	6,980

Philadelphia hat 24.000 Wohnhäuser mehr als New York und 21,000 Familien weniger. In New-York übersteigen die Geburten die Sterbfälle um 25 pCt.

(Probiren geht über Studiren.) In England sind sehr gelungene Versuche gemacht worden, das Getreide zu verpflanzen. Man säet ein wenig im Juni. Sobald die Stöcke sich zu verzweigen anfangen, etwa im August, zieht man sie aus, zertheilt sie und pflanzt sie wieder; haben sie sich von Neuem verzweigt, so hebt man sie wieder aus, zertheilt sie nochmals und verpflanzt sie, um sie überwintern zu lassen. So hatte man von einem Stocke 67 erhalten, sie im Frühjahr in 500 getheilt, und diese trugen zusammen 21,009 Aehren mit mehr als einer halben Million Körnern, die sonach von nur einem einzigen Samenkorn in einem Jahre hervorgebracht waren!

Sylben-Räthsel.

Wer erste fühlt von fremder Hand,
Ruft schmerzhaft aus die zweite;
Ein Städtchen ist's im Sachsenland,
Wenn man vereinigt beide.

Buchstaben-Räthsel.

Ein kleiner Vogel ist es blos;
Wenn Kopf und Hals du trennest los,
So wird's ein and'rer stark und groß.

Geschlechts-Homonyme.

Er hat was Nützliches erdacht;
Sie wird aus freier Hand gemacht.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 49. Sonntag, 23. April 1854.

△ Schloß Steinberg.

(Fortsetzung.)

Die Gegenwart Ritters und eines Unbekannten mit mehreren Orden, dessen wir noch nicht Erwähnung gethan haben, erfordert einige Aufklärung.

Als der Kanzler am Morgen den Steinberg verließ, hatte er sich mit Sigismund nach Zelters Herberge begeben. Dort empfing er die zwanzigtausend Gulden, den Verkaufspreis der Baronie, worauf Müller nach dem Dorfe eilte, wohin ihn Franz in dem Augusten anvertrauten Briefe beschieden hatte. Ritter hatte sich seiner Entfernung nicht widersetzt, sondern war in der Herberge geblieben, unter dem Vorwande, sich auszuruhen. In Wirklichkeit aber erwartete er die Rückkehr eines Polizeibediensteten, dem er aufgetragen, Sigismund von ferne zu folgen und den Aufenthalt der Flüchtlinge zu erforschen.

Ritter begann über das lange Ausbleiben seines Emissärs bereits ungeduldig zu werden, als eine Postchaise mit vier Pferden, von zwei Dienern begleitet, vor dem Wirthshause hielt.

Bei dem Erblicken des Mannes, der ausstieg und ihm wohlbekannt war, empfand der Kanzler ein lebhaftes Mißvergnügen. Der Ankömmling stand nämlich in weit höherm Grade bei dem Fürsten von Hohenzollern in Gunst als Ritter; ohne Zweifel brachte er neue Befehle, und der Kanzler war alsdann genöthigt, seine Gewalt in die Hände des neuen Ankömmlings in dem Momente niederzulegen, wo er sicher glaubte, die Angelegenheit des Grafen Friedrich auf das Beste zu Ende zu führen. In der Ueberzeugung, daß er es sey, den man suche, ging der Chevalier dem Reisenden entgegen und führte ihn in die Herberge, ihn mit Höflichkeiten überhäufend.

Er hatte sich nicht getäuscht: der Freund des Fürsten brachte Nachrichten von höchster Wichtigkeit für den Grafen Friedrich; er kam aus der Residenz und war Ritter von Baden-Baden aus stets gefolgt, bis er ihn endlich hier erreichte. Die beiden Hofleute hatten eine lange Besprechung, deren Resultat, ungeachtet ihrer gegenseitigen Eifersucht, ein gemeinschaftliches, heißes Verlangen war, den unglücklichen Friedrich von Hohenzollern wiederzufinden. Doch wie dies anfangen? Der Kundschafter Ritters kam nicht zurück, auch hatten sie kein Mittel, den von den Flüchtlingen eingeschlagenen Weg zu erfahren.

Während sie noch so rathlos dastanden, erschallte Hufschlag auf dem Pflaster. Sigismund hatte Niemanden an dem von Franz bezeichneten Orte gefunden, und sich der Befürchtungen Madeleinens erinnernd, kehrte er eiligst zurück, um neue Nachforschungen auf dem Thurme anzustellen. Ritter schloß sich ihm an, gleich darauf begab sich auch der Neuangekommene auf's Schloß, und so kam es, daß alle diese Personen bei der Befreiung der jungen Leute zugegen waren.

Nach diesen Erläuterungen wollen wir denn den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen.

Wilhelmine öffnete zuerst die Augen wieder. Ein Freudenschauer durchzuckte alle Umstehenden. Madeleine stieß einen lauten Schrei aus.

Die Vorhänge des Bettes hinderten die Kranke, die in dem Zimmer versammelten Personen zu bemerken. Ihr Blick fiel zuerst auf das bekannte Gesicht ihrer alten Erzieherin.

„Guten Tag, Madeleine!" sagte sie lächelnd, als wenn sie am Morgen aus dem Schlafe erwache — „wie glücklich bin ich, Dich zu sehen! Wenn Du wüßtest, welchen Traum ich gehabt ... oh! einen schrecklichen Traum!"

Bei den ersten Lauten dieser Stimme machte der Major eine Bewegung, um sich zu nähern,

aber der Arzt hielt ihn durch eine gebieterische Geberde zurück. Bei dem schwachen Befinden der jungen Frau konnte eine zu schnelle Erklärung gefährlich werden. Madeleine aber murmelte mit Schluchzen:

„Gerettet! ach Gott, sie ist gerettet!"

Wilhelmine schien die Freude der alten Frau nicht zu begreifen. Sie dachte einen Augenblick nach; plötzlich erbebte sie und richtete sich auf mit der Frage:

„Franz! wo ist Franz? Warum hat man uns getrennt?"

Madeleine zog statt aller Antwort schnell den Vorhang zurück und zeigte der jungen Frau den leblosen Körper ihres Gatten. Diese hielt sich nicht länger, sprang von ihrem Lager auf, ohne sich um die unbekannten Personen zu kümmern, welche im Zimmer waren, und rief:

„Er ist nicht todt! er kann nicht sterben, da ich noch lebe!"

„Nein, er ist nicht todt," erwiederte der Arzt; „doch nehmen Sie sich in Acht, Ihre unvermuthete Gegenwart könnte dem armen jungen Manne verderblich werden."

„Sie irren sich sicherlich, Herr Doktor," sagte Sigismund warm; „die Anwesenheit dieser Dame wird mehr Wirkung thun als alle Ihre Heilmittel. Sehen Sie, der Ton ihrer Stimme hat genügt, ihn wieder zum Leben zu bringen."

Ein leichtes Roth hatte in der That das Gesicht des jungen Mannes gefärbt, seine Brust begann sich wieder zu heben. Da der Arzt an diesen untrüglichen Zeichen die Wirksamkeit des von Sigismund vorgeschlagenen Mittels erkannte, so widersetzte er sich nicht mehr der Annäherung der beiden Gatten. Man schloß einen Kreis um sie und wartete schweigend.

Wilhelmine war über ihren Gatten geneigt und gab ihm die zärtlichsten Namen; sie faßte seine Hände und bedeckte sie mit Küssen. Diese rührenden Liebkosungen belebten ihn allmälig wieder: er öffnete die Augen.

„Wo sind wir denn?" fragte er mit schwacher Stimme — „und wer sind die, welche uns aus dem finstern Kerker befreit haben?"

„Unsere Freunde, Franz!" rief Sigismund, unfähig, länger an sich zu halten.

„Bist Du es, mein edler Freund? Ich habe es grausam bereut, daß ich nicht Deinem Rathe gefolgt bin und daß ich das Dir gegebene Wort gebrochen. Verzeihe mir, Sigismund! auch Du, Albert, denn wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, so habe ich Dir viele Unannehmlichkeiten verursacht.... Gute Madeleine, entschuldigen Sie, daß ich durch einen unbesonnenen Schritt das Leben Ihres theuern Kindes gefährdet."

In dem Maße, als er sich deutlicher der Vergangenheit erinnerte, ersetzte Unruhe seine ersten Freudengefühle. Wilhelmine fühlte gleichfalls ihre Angst wiederkehren.

„Wer hat uns denn gerettet?" fragte sie — „wer hat uns aus dem Kerker befreit, wo wir umkommen sollten?"

Der Major von Steinberg schritt jetzt langsam auf sie zu. Bei seinem Anblicke umschlangen sie sich mit unwillkürlicher Bewegung fester; doch bald trat Mitleiden an die Stelle des Schreckens: die hohlen Augen des Barons, seine bleichen Wangen waren mit Thränen benetzt; seine Züge drückten die tiefste Verzweiflung aus. Er hielt den jungen Leuten seine fleischlosen Hände entgegen und sagte in herzzerreißendem Tone zu denselben:

„Bruder!... Schwester!... Erbarmen! ich wußte nicht, was ich that!"

Wilhelmine und Franz zögerten einen Augenblick, dann warfen sie sich in Heinrichs Arme.

Der Arzt trat nun in der Befürchtung vor, daß eine längere Dauer dieser Aufregung den noch so schwachen Patienten gefährlich werden könne, und rieth ihnen, sich einige Ruhe zu gönnen. Doch dies lag nicht in der Absicht Einiger der Anwesenden.

Während dieser Scene hatten sich der Chevalier Ritter und der andere Hofmann ein wenig zur Seite gehalten, sich einander mit Mißtrauen beobachtend. Jetzt, da sie Franz ganz ruhig sahen, traten sie zu ihm hin mit gleichem Eifer. Der junge Mann bemerkte Ritter zuerst; ein bitteres Lächeln umspielte seine Lippen.

„Diesmal, Herr Chevalier, kann ich Ihnen nicht entgehen," sagte er mit Lebhaftigkeit; „doch werden Sie mich nicht lebendig von meiner Gattin trennen!"

„Das ist durchaus nicht in meiner Absicht, gnädiger Herr," erwiederte der Kanzler mit größter Unterwürfigkeit; „ich kündige Ihnen im Gegentheil an —"

„Es kommt Ihnen nicht zu, Herr Kanzler," unterbrach der andere Hofmann zornig den Chevalier, „eine Mission zu erfüllen, womit Se. Hoheit mich speziell für Ihren erhabenen Sohn beehrten!"

Franz faßte diesen ins Auge und rief ganz erstaunt:

„Baron von Bentheim! der Minister, der Vertraute, der beste Freund meines Vaters!"

Digitized by Google

„Ja, gnädiger Herr," erwiederte der Hofmann, einen triumphirenden Blick auf Ritter werfend, „ich bin glücklich, zu sehen, daß Ew. Excellenz nicht den Namen eines treuen Dieners Ihres erlauchten Hauses vergessen haben. Oftmals habe ich im Geheimen über die Ihnen widerfahrene Ungerechtigkeit geseufzt; ich allein habe es in der Residenz gewagt, mich gegen den Despotismus Ihres ältern Bruders zu erheben, der —"

„Reden Sie mir nicht von ihm," unterbrach der Graf Friedrich, „ich will, wenn es möglich ist, meinen Groll gegen diesen ungerechten Bruder vergessen."

„Er hat Alles gebüßt!" schrie Ritter, der seine Ungeduld nicht mehr zügeln konnte — „er hat sich vor einigen Tagen auf der Jagd selbst getödtet! Sie sind jetzt der Erbe des schönen Fürstenthums Hohenzollern!"

Der Baron von Bentheim schien wüthend, daß ihm sein Rival zuvorgekommen; doch verringerte sich sein Bedauern sehr, als er die Wirkung dieser Mittheilung auf Friedrich sah.

„So stritten Sie sich also darum," sagte der Graf im Tone des Unmuthes, „wer mir zuerst dieses schreckliche Ereigniß ankündigen sollte, da Sie mich ohne Zweifel für fähig hielten, mich darüber zu freuen!"

Ritter war durch diese strenge Zurechtweisung wie vernichtet; Bentheim ließ sich jedoch nicht außer Fassung bringen.

„Dieses Gefühl ehrt Sie, Herr Graf," entgegnete er in schmeichelndem Tone; „allein ich würde nicht eingewilligt haben, Ihnen die betrübende Nachricht zu überbringen, womit der Herr Kanzler Sie auf so ungeziemende Weise überrascht hat, wenn ich nicht noch mit einer weitern angenehmern Botschaft beauftragt worden."

„Worin besteht diese?"

„Ihr erlauchter Vater bereut seine Härte gegen Sie; er bittet Sie, zu ihm zurückzukehren und der Trost seines Alters zu werden. Hier ist der eigenhändige Brief Sr. Hoheit."

Er übergab zugleich einen großgesiegelten Brief an den Grafen. Friedrich erbrach ihn schnell. Thränen füllten seine Augen.

„Armer Greis!" murmelte er — „wie sollte ich nicht seine Strenge gegen mich vergessen?"

Dann las er das Schreiben zu Ende.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Washingtoner Blätter enthalten einen Bericht der Schiffslieutenants Maury und Berryman, welche die Meerestiefe zwischen den Küsten von Neufoundland und Irland sondirt haben, um die Möglichkeit einer unterseeischen Telegraphenverbindung zwischen Amerika und England zu erforschen, an den Marineminister. Hienach wäre die Ausführbarkeit dieses abenteuerlichen Plans entschieden. Die Entfernung zwischen den nächsten Punkten der beiden Länder (in Irland die südwestliche Grafschaft Galway) beträgt 1600 Seemeilen, und der Boden der See ist durchweg ein sehr gleichmäßiges Plateau bei ganz regelmäßiger Tiefe, welche an der neufoundländischen Küste 1500 Faden beträgt und allmälig zunimmt, bis sie in der Nähe der irischen Küste 2000 Faden erreicht. Dieser Boden soll hiernach zur Legung der elektrischen Drähte ausnehmend geeignet seyn, indem die Tiefe groß genug ist, um dieselben vor jeder Gefahr durch Eisberge, Schiffsanker u. s. w. zu schützen, und doch nicht allzugroß, um die Legung nicht übermäßig beschwerlich zu machen. Noch mehr: „die See" — sagt der Bericht — „ist unten so vollkommen ruhig wie der Grund eines Mühlenteichs; es gibt da keine merklichen Störungen, und ein telegraphischer Draht würde so ganz außer dem Bereich aller nachtheiligen Zufälle liegen, als wär' er in luftdichte Hülsen eingeschlossen."

Heirathsgesuche sind selbst bei den Indianern der Vereinigten Staaten Mode geworden. Das „Prairie-Journal" bringt folgende interessante Anzeige: „Der Häuptling der Haynse bietet 1000 Pferde einem respectablen jungen weißen Manne, der gut empfohlen ist und seine achtzehnjährige Tochter heirathen wolle; er muß sich im Territorium der Indianer niederlassen und sich auf den Ackerbau verstehen, den er den Indianern lehren soll. Die Pferde sind 50—80,000 Dollars werth. Die junge Indianerin ist von mittlerem Wuchse, mit regelmäßigen Zügen, schwarzen Augen, gleichen Haaren und starken Formen. Ihr langes Haar fällt auf ihre mit Korallen gezierten Schultern herab. Sie hat viel Anstand und Grazie!"

Auf der New-Jersey-Central-Eisenbahn hat man angefangen, Grundschwellen aus Kautschuck zu gebrauchen. Es soll dadurch Lärm und Erschütterung beim Fahren vollkommen vermieden werden.

Digitized by Google

(Literarisches.) Ein demnächst im Verlage der Buchhandlung von B. Schmid (F. C. Kremer) in Augsburg erscheinendes patriotisches Werk: „Lebensbilder aus der Geschichte Bayerns und seiner Fürsten, der vaterländischen Jugend vorgeführt von Fr. Maria Brug und Dr. L. Lang; zwölf Bändchen mit 48 Originalholzschnitten", dürfte mit Recht dem bayerischen Lesepublikum im Voraus schon als eine sehr werthvolle Erscheinung, des gediegensten Inhalts voll, bezeichnet werden. Auf der Kenntniß der Vaterlandsgeschichte beruht die Vaterlandsliebe, und wie kann die letztere besser und nachdrücklicher geweckt werden, als wenn die Jugend schon den lebendigen Eindruck empfängt, wie Bayerns Fürsten und Volk, treu an Sitte und Glauben festhaltend, ohne Furcht und ohne Tadel auf dem Gipfel des Ruhmes, wie zu den Zeiten äußerster Noth, sich immer einen Ehrenplatz in der deutschen Geschichte behauptet haben! Wie muß das große Beispiel der Voreltern die Jugend zur Nachahmung und zum Wetteifer anfeuern, wenn sie, wie es durch die genannten geschichtlichen Erzählungen beabsichtigt ist, in anschaulicher und anregender Weise durch Wort und Bild die hervorragendsten Momente der Vaterlandsgeschichte kennen lernt! Die Verlagshandlung hat den Preis absichtlich so niedrig gestellt, daß auch Minderbemittelte sich das Werk leicht anschaffen können, zumal man sich nicht verbindlich zu machen braucht, das ganze in zwölf Bändchen erscheinende Werk zu nehmen, sondern jedes Bändchen von 10—12 Oktavbogen auch einzeln kaufen kann. Die 48 Holzschnitte sind nach Zeichnungen unseres bekannten Toni Muttenthaler in vorzüglicher Weise ausgeführt. — Es dürften sonach die einzelnen Bände dieses patriotischen Werkes sich vorzüglich auch zu Schulpreisen an den deutschen sowohl wie an den Lateinschulen eignen.

Am 17. v. M. sind zu Wendelsheim (im großh. hess. Kreise Alzei) in einer Sandgrube die zusammengehörigen Knochen eines Urthiers aufgefunden worden: 10 paar Rippen mit dazu gehörigen Rückenwirbeln und mehreren kleineren, die wohl den Schwanz bilden; sodann Theile von Kopf, Schenkelknochen, Stoß- und Mahlzähne und andere Reste. Oben erwähnte Reste gehören, nach Ansicht eines von Herrn Pfarrer Wehsarg übersandten Backenzahns, einem Meerthiere an, was mit den Millionen Haizähnen anzeigt, daß der ganze Kreis Alzei früher Meeresboden war.

(Chemisches.) St. Claire Deville hat das in der Thonerde oder Alaunerde enthaltene Metall, das Aluminium, in größerer Menge dargestellt und gefunden, daß es weiß wie Silber und eben so schmelzbar wie dieses ist, sich gut hämmern und leicht zu Draht ziehen läßt, dabei sehr zähe ist und sich auch ohne bedeutende Veränderung an der Luft schmelzen läßt. Das Aluminium behält seinen metallischen Glanz selbst an feuchter Luft unverändert, und kalte verdünnte Säuren oxydiren es nicht. Dieses Metall zeigt daher schätzbare Eigenschaften, die es dem Eisen an die Seite stellen; vor diesem hat es den Vorzug der leichtern Schmelzbarkeit, der größeren Leichtigkeit (es ist viel leichter als vieles Glas) und der größeren Unveränderlichkeit an der Luft. Die bisherige Methode der Darstellung des Aluminium, mittelst Natrium, ist sehr kostspielig; St. Claire Deville hofft aber, es im Großen mittelst der gewöhnlichen Metalle sehr wohlfeil darstellen zu können; daß dann das Aluminium für das gewöhnliche Leben sehr wichtig werden dürfte, ist nicht zu bezweifeln.

Wie der „Atlas" meldet, werden jetzt im türkischen Lager sogenannte „Koran-Hemden" verkauft, d. h. englische baumwollene Hemden, auf denen die Rücksätze des Koran in blauer Schrift roh aufgedruckt sind. Diese Hemden werden mit dem Zehnfachen ihres Werths bezahlt, indem die türkischen Soldaten ihnen die talismanische Kraft des Festmachens gegen Hieb und Schuß zuschreiben. Man sieht, der englische Handelsgeist weiß die Sorge für die Unabhängigkeit der Türkei und den eigenen Vortheil mit einander zu verbinden.

Der Wiener Volkswitz hat bereits auf die Frage: Was ist die Türkei gegenüber den Großmächten? die Antwort in den Anfangsbuchstaben derselben gefunden:

Oesterreich
Preußen
Frankreich
England
Rußland.

Auflösung der Räthsel in № 48:

Sylben-Räthsel: Zwickau.
Buchstabenräthsel: Staar — Aar.
Geschlechts-Homonyme: Faust.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 50. Dienstag, 25. April 1854.

△ Schloß Steinberg.

(Schluß.)

Nachdem Graf Friedrich den Brief ganz gelesen, sagte er zu Herrn von Bentheim:

„Ich werde gehorchen. Nur wünsche ich, in Begleitung der hier anwesenden Gräfin Wilhelmine nach Hohenzollern zurückzukehren. Ich bitte Sie daher, das Erforderliche —"

„Franz ... Herr Graf!" rief Wilhelmine voll Wärme — „ich will keine Veranlassung zur Uneinigkeit zwischen Ihrer Familie und Ihnen seyn! Was liegt an Ehrenbezeigungen, an Reichthum! Nur Sie allein liebe ich!"

„Erlauben Sie, gnädiger Herr!" sagte Ritter schnell, der eine Gelegenheit gefunden zu haben glaubte, sich die Gunst seines zukünftigen Herrn zu erwerben — „ich habe einigen Credit bei dem Herrn Fürsten. Würdigen Sie mich der Ehre, Ihr Anwalt zu seyn ... ich will mich zu den Füßen Sr. Hoheit werfen und Alles anwenden, um sein väterliches Herz zu rühren, und ich wage zu hoffen —"

„Sie sind zu gütig, Herr Kanzler!" unterbrach Bentheim mit ironischem Lächeln — „wie groß indessen auch Ihr Ansehen seyn mag, der Graf Friedrich wird nicht nöthig haben, es in Anspruch zu nehmen.... Jetzt, da ich das Glück gehabt, die Gräfin Wilhelmine zu sehen," fuhr er fort, sich mit der einschmeichelnden Höflichkeit eines feinen Hofmannes verbeugend, „wage ich zu behaupten, daß Se. Hoheit stolz seyn werden, Sie zur Tochter zu haben."

Friedrich reichte ihm seine Hand, auf welche Bentheim einen Kuß drückte.

Die Anwesenden schickten sich nun an, nach der Herberge zurückzukehren. Die ersten Strahlen der Morgenröthe begannen bereits zu tagen, und Niemand von ihnen hatte noch der Ruhe genossen, die besonders den beiden jungen Gatten so nothwendig war. Graf Friedrich blieb im Schlosse, um mit Wilhelminen die eifrige Pflege Madeleinens zu empfangen.

Sigismund, Albert und die beiden Hofleute nahmen daher Abschied von den beiden Gatten und dem Major. Der unglückliche Steinberg antwortete kaum mit einem Neigen des Kopfes auf diese Höflichkeiten, Nichts konnte ihn seiner düstern Niedergeschlagenheit entreißen. Die jungen Leute dagegen dankten mit Wärme Denen, welche ihre Befreiung bewirkt hatten; doch ward Herrn von Bentheim ein wärmerer Dank zu Theil, als dem Chevalier Ritter.

Dieses entging Beiden nicht. Voll Verdruß murmelte der Kanzler:

„Teufel! Bentheim wird bei dem Sohne dieselbe Gunst genießen, welche er bei dem Vater genoß!"

„Ritter wird mich nicht verdrängen, deß bin ich gewiß!" dachte der Andere mit Stolz.

12.

Drei Monate waren verflossen. Graf Friedrich von Hohenzollern war, nachdem er einige Wochen bei seinem Vater zugebracht, nach dem Steinberg zurückgekehrt, um seine Gattin zu holen; doch hatte bis jetzt der beklagenswerthe Zustand, worin sich der Major befand, ihre Abreise verhindert. Heinrich, von Leiden und Reue aufgerieben, war nur noch ein Schatten; seine früher so robuste Organisation war völlig zerstört. Wilhelmine hatte ihn, ungeachtet des erlittenen Unrechts, nicht verlassen wollen, und die beiden Gatten mußten daher ihren Aufenthalt in diesem traurigen Thurme verlängern, der ihnen so grausame Erinnerungen darbot.

Der Zustand des Barons verschlimmerte sich immer mehr, und bald ward eine Katastrophe unvermeidlich.

Eines Tages bezeigte der unglückliche Heinrich, der seine ganze Vernunft wieder erhalten hatte, das Verlangen, auf die Plattform des Thurmes gebracht zu werden, um, wie er sagte, noch einmal das Besitzthum seiner Väter zu überschauen. Er war bis zu jenem Grade gekommen, wo man einem Kranken nichts mehr abschlägt; man eilte daher, seinem Verlangen nachzukommen.

Es war in den letzten Tagen des Augusts; die Sonne war bereits untergegangen und graue Nebel bedeckten den Himmel. Der Baron saß in einem Lehnstuhl mit bleichem Antlitze, das von der Annäherung des Todes schon ganz entstellt war.

Wilhelmine und Friedrich standen beide traurig und nachdenkend zu seiner Seite. Madeleine, am andern Ende der Plattform stehend, beobachtete die Bewegungen des Kranken, um seinen Bedürfnissen oder seinen Wünschen zuvorzukommen; nach ihrer bestürzten Miene zu urtheilen, ahnte die gute Frau, daß sie nicht lange mehr dem Letzten der Barone von Steinberg dienen werde. Alle Umstehenden schwiegen.

Der majestätische Rhein schien zu dieser Stunde seinen Lauf aufzuhalten; das am Ufer stehende Gebüsch rauschte in dem sich erhebenden Winde, wie wenn es seufzte, und selbst der alte Thurm ließ eine Art trauriger Klage hören, wenn die Windstöße sich in seinen Ruinen fingen. Nirgends glänzte ein Stern durch die zerrissenen Wolken; die Dämmerung warf ein ungewisses Licht über den Himmel, das Wasser und das weite, einsame Land.

Indeß begann sich mitten in dieser feierlichen Stille auf verschiedenen Punkten des Horizonts Etwas zu regen; zugleich ließ sich ein dumpfes, anhaltendes Geräusch unter und über den Zuschauern vernehmen, ohne daß sie noch die Ursache desselben erkennen konnten; dann schien es, als ob sich die Luft bevölkere. Weiße Gestalten regten sich in dem düstern Nebel; man sah flüchtige Vögelgestalten, welche langsam die Oberfläche des Rheines berührten; andere kamen in dichten Schaaren vom Lande her, wieder andere schienen oben aus den Wolken herabzusteigen. Das Geräusch ward immer stärker und vernehmlicher.

Bald zeigten sich diese unbestimmten Formen deutlicher, und die Zuschauer erkannten sie endlich als Störche. Man war in der Jahreszeit, wo diese Vögel Deutschland verlassen, um wärmere Länder aufzusuchen. Es lag also nichts Außergewöhnliches in ihrem zahlreichen Zusammenströmen um das Schloß; bloß der Umstand, daß dem letzten Nachkommen der Barone von Steinberg, welche die Störche in ihr Wappen aufgenommen, der Tod nahe war, gab diesem Ereigniß einen mysteriösen Charakter.

Sämmtliche Vögel nahmen ihre Richtung nach demselben Punkte, nach dem engen Thale, das man „das Thal der Abreise" nannte. Hunderte waren dort schon versammelt, und immer noch sah man ganze Züge von diesen Reisenden herankommen.

In dem Augenblicke indeß, wo die Dämmerung der hereinbrechenden Nacht wich, schien sich der Zuzug zu vermindern; man bemerkte nur noch einzelne Nachzügler. Dagegen erhob sich in dem Thale ein eigenthümliches Geräusch, das etwas Uebernatürliches hatte.

Plötzlich schwieg Alles. Man hätte glauben sollen, sie erwarteten ein Signal, einen Anführer vielleicht, um ihren Flug nach den afrikanischen Ländern zu beginnen. In diesem Augenblicke legte sich der Wind, das Blätterwerk der Kastanien in dem Thale, die Gebüsche und der Schilf am Ufer des Rheines hatten aufgehört zu klagen, die Natur selbst schien voller Erwartung.

Nun begann der weibliche Storch, der sein Nest auf dem Thurme des Steinberg hatte, sich zu rühren. Seit dem Tode des „Hinkenden" hatten die jungen Störche ihr Wachsthum vollendet und waren im Stande, ihrer Mutter zu folgen auf dem weiten Fluge. Diese, am Rande des Nestes stehend, überschaute mit ihrem glänzenden Auge die Versammlung. Als sie Alle zusammen sah, schlug sie mit den Flügeln, was die Jungen alsbald nachahmten, und langsam stieg die Familie in die Höhe.

Doch anstatt unmittelbar nach dem Thale die Richtung zu nehmen, flogen die Gäste des Steinbergs langsam um die Plattform, wobei sie mit den Schnäbeln klapperten zum Zeichen des Abschieds. Einmal sogar berührte die Mutter mit ihrem Flügel die Schulter des Barons, gleich als ob sie ihm Lebewohl sagen wollte.

Der Sterbende schien gerührt, er sagte in melancholischem Tone:

„Adieu, ihr guten Vögel, die ihr so viel auf dem Steinberg gelitten habt! Lebt wohl! Ihr werdet nicht mehr an diesen traurigen Ort zurückkehren, wo nur Ruin und Verfall nach mir herrschen wird!"

Dabei schüttelte er traurig das Haupt.

Digitized by Google

Die Storchfamilie schien sich endlich zu entschließen, den Steinberg zu verlassen; sie nahmen ihren Flug in die Tiefe und verschwanden in dem Dunkel des Abends.

Plötzlich vernahm man ein dumpfes Gebrause, ähnlich dem Rollen des Meeres. Tausend starke Flügel peitschten die Luft zugleich; es waren die Störche, welche wegzogen.

Im Augenblicke, wo die letzten Reihen der abziehenden Vögel sich im Nebel verloren, preßte der Baron die Hände Friedrichs und Wilhelminens an seine Brust.

„Mein Bruder, meine Schwester," sagte er mit feierlichem Tone, „das Schicksal erfüllt sich! Das Geschlecht der Steinberg ist erloschen!"

Er sank ohne Bewegung zurück. . . . .

. . . .

Zwei Tage später führte Herr von Bentheim die jungen Gatten im Triumphe nach dem Schlosse Hohenzollern. Der Steinberg blieb noch einige Jahre unter der Aufsicht Madeleinens und ihres Sohnes; Keins von ihnen wollte, ungeachtet der großen Anhänglichkeit an Wilhelmine, die Burg verlassen. Doch Madeleine starb und Fritz wurde nach Hohenzollern berufen. Das verlassene Schloß ward bald unbewohnbar; heute ist es nur noch ein Steinhaufen.

An dem Tage, wo das erste Kind der Prinzessin Wilhelmine geboren wurde, nisteten zwei Störche auf dem Schloßdache von Hohenzollern.

Seltenes Alpdrücken.

Die Gräfin Fanny Beauharnais, eine zur Zeit der französischen Revolution berühmte Schriftstellerin und vertraute Freundin der Kaiserin Josephine, litt geraume Zeit unter einem Uebel der eigenthümlichsten Art, an einem verwickelten Alpdrücken.

Sobald sie zu Bette gegangen, die Bettvorhänge zugezogen, die Dienerinnen entfernt waren, empfand sie einen fieberhaften Druck; sie schellte, aber Niemand wollte dem Rufe gehorchen. Um nicht zu ersticken, schob sie die Vorhänge zur Seite, und sie erblickte auf dem Herde des Kamins eine gewaltige Kohlenpfanne in der vollsten Gluth. Zugleich wurden die Flügel der Thüre, wodurch ihr Zimmer mit dem Saal verbunden war, aufgerissen und sie vernahm ein näselndes und loses Hüsteln. Dann trat in die Stube ein langes, in Lumpen gehülltes Weib, den schmutzigen Rock zu Fetzen ausgezackt, die bis an das halbe Bein hinaufreichten, den Kopf mit einer Art Turban von grobem, ungebleichtem Leinentuch, unter dem zwei Hörner hervortraten, bedeckt. Diese Hörner, etwa einen Finger lang, waren nicht zugespitzt; im Gegentheil schien das eine, das kürzere, durch Gewalt oder durch Zufall abgebrochen. Ohne auf etwas Anderes zu merken, eilte das Scheusal zum Kamine, das Feuer zu schüren, als worauf vornehmlich seine Rolle in diesem Drama sich beschränkte, ein Umstand, welcher der Gräfin die genaue Auffassung der widerwärtigen Erscheinung möglich machte. Jetzt füllte sich ganz unvermerkt die Stube, besonders des Bettes nächste Umgebung, mit gräßlichen Gestalten, die unaufhörlich in ihrem Aeußern, in ihren Verhältnissen wandelbar, eine Reihe von abwechselnden Zerrbildern darstellten.

Am meisten jedoch litt die geplagte Frau von dem verwünschten Husten vor der Thür, das unaufhörlich sich erneuerte und, wie ihr das aus einer leidigen Erfahrung bekannt, die eigentliche Plage ankündigte. Denn der Held des Nachtstückes war ein Kind, eine Mißgeburt vielmehr, mit dem blauen Husten behaftet, die als ein wahrer Teufel, was sie nach ihrem ganzen übrigen Wesen war, hustete und jetzt mit gemessenem Schritte, unter allen Zeichen der Devotion und mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit eingeführt wurde. Den Teufel in Windeln leitete ein grösserer Teufel, ohne Zweifel sein Leibarzt, in den Zügen das genaueste Ebenbild von der Schwiegermutter der Gräfin, der alten Marquise von Beauharnais; ein Schweif von Dämonen, des werthen Paares Ehrengefolge, erstickte beinahe unter Liebkosungen und Zärtlichkeiten die kleine Mißgeburt. In dieser letztern Gesellschaft war keine der monströsen Figuren, wie sie um das Bett gedrängt, zu erblicken; dagegen aber Physiognomieen mit einem dergestalt höllischen Ausdruck von Dummheit, von der verächtlichsten Adulation und der plumpsten Schmeichelei, daß das bloße Anschauen den Gleichgiltigsten zur Verzweiflung hätte treiben können.

Der Gegenstand der unendlichen Aufmerksamkeit wurde auf ein Sophakissen vor dem Feuer gesetzt; genau ihn zu besehen, konnte die Gräfin niemals sich enthalten. Der Größe nach schien es ein Kind von fünf oder sechs Jahren, in einem Kleid von hellblauem Taffet; angeschwollen gleich einem Schwamm, war der Bursche todtenbleich; das rothe Haar auf seinem maßlos dicken Kopfe stand zu Berge und an der Stirne keimten

Digitized by Google

zwei Hörner. Regelmäßig ergab sich zwischen dem Leibarzt und dem Gefolge der Mißgeburt eine lärmende Verhandlung und es wurde in großer Lebhaftigkeit, doch in fremder Sprache, disputirt, bis daß der Kleine durch die verdoppelte Gewalt seines Hustens für seine Person die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm; die ganze Gesellschaft verwirrte sich alsdann in einen phantastischen Knäuel, und während dieser in voller Bewegung war, wurde die Gräfin aus dem Bette gerissen. Ein Riese mit weißem Barte zerrte sie bei den Haaren in die Höhe und ließ sie dann gewaltsam zum Boden fallen, wobei sie jedoch wieder auf die Füße zu stehen kam; darauf faßte sie der Riese von Neuem, sie so lange aufstumpfend, bis sie in die Kniee sank. Dann wurden ihr die Beine rückwärts aufgehoben und mit einer Kette, die man ihr um den Leib legte, in die Höhe gehalten, was jedesmal die unerträglichsten Schmerzen in den Kniegelenken ihr verursachte. Die beiden Hände wurden auf ihre Hüften gestäupert und die Arme in die Runde gebogen; sodann stopfte man ihr den Mund voll mit weißen Zwiebeln, Altheenwurzeln, Büscheln von Quecken, zerschnittenen Aepfeln und ganzen Haufen getrockneter Feigen. Eine unmäßige Quantität kalten Wassers, das man ihr mittelst eines Trichters eingoß, mußte sie dann noch als eine Erleichterung betrachten.

Nach diesen Vorbereitungen wurde sie, in der Gestalt einer Kaffeekanne, wie sie doch in Umfang und Gestalt niemals gesehen, zum Feuer geschoben, um die lange Nacht durch als Kochmaschine, als Retorte verwendet zu werden!

„Nein," sagte sie, von ihren Leiden erzählend und in der Erinnerung an die erduldeten Qualen Thränen vergießend — „nein, eine Marter, wie ich sie Nacht für Nacht erleiden muß, ist noch nie erhört worden. Oft erpreßt mir der Schmerz ein Wuthgeheul, dann spricht das lange Scheusal von Weib zu mir: Bah! bah! man kann nur glücklich seyn, um des schönen Engelchens willen leiden zu dürfen! — Zu Zeiten empört mich auch der verwünschte Doctor durch seine Vorträge, in welchen er seinen Genossen, den Höllengeistern um ihn herum, zu beweisen unternimmt, daß ich bei alledem nicht mehr denn ein blecherner Kessel zu leiden habe, indem, setzt er hinzu, während die Unholde vor Lachen sich ausschütten wollen, die mir eingegossene Quantität Feuchtigkeit gegen die Gefahr zu verschmachten mich sichere; — ein Geschwätz, worüber man, selbst zum irdenen Krug geworden, vor Wuth bersten möchte. In Wahrheit, der höllische Pedant quält mich am meisten, zumal er auf ein Haar meiner Schwiegermutter ähnlich sieht."

Cazotte hat, so viel bekannt, durch Gebete, während deren er zugleich ihre Hände berührte, die arme Frau von ihrem Alp befreit. In spätern Zeiten erlitt sie wieder neue, nicht minder beschwerliche Anfechtungen, so daß sie genöthigt war, dem Bette ganz und gar zu entsagen. Viele Jahre lang war ein Sessel ihre Ruhestätte. Sie starb zu Paris, 75 Jahre alt, am 2. Juli 1813.

Mannigfaltiges.

In der Wochenschrift „Familien-Journal" wird unter der Aufschrift „Haushaltungskunst" ein wohlfeiles Brod dringend anempfohlen, das für alle Klassen der Gesellschaft von wesentlichem Vortheil seyn dürfte; die Zubereitung geschieht auf folgende Weise: Man nehme $1^1/_2$ Pfund ganzen Reis, koche ihn über einem gelinden Feuer in 3 Schoppen Wasser ungefähr 5 Stunden lang — wie Reis anzusetzen, weiß jede Hausfrau — wobei man ihn von Zeit zu Zeit umrührt; dann forme man ihn in einen leichten Teig, mische denselben, so lange er noch warm ist, unter 14 Pfund Mehl, zu dem man die gewöhnliche Quantität Sauerteig thut. Den so gewonnenen Teig läßt man jetzt eine Zeit lang an einem warmen Orte gehen, theilt ihn darauf in Brode, bäckt denselben und erhält auf diese Weise 28 — 30 Pfund treffliches Brod. In England soll dieses Recept vielseitig Aufnahme gefunden, und das so gewonnene Brod soll eben so leicht verdaulich als gesund sich bewährt haben.

Die Oelbäume gehören zu jener Gattung Hölzer, welche ein überaus hohes Alter zu erreichen im Stande sind. Nach den Forschungen europäischer Reisenden ist es erwiesen, daß acht Oelbäume in der Nähe von Jerusalem, auf dem sogenannten Oelberg, sich befinden, welche daselbst schon zur Zeit Christi standen und Zeugen des Gebetes unseres Heilandes vor seinem schmerzhaften Tode gewesen sind. Die Bäume haben im Umfang 30 — 32 Fuß und sind 10 Klafter hoch.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 51. Freitag, 28. April 1854.

Das Meer des Lebens.

Euch, die noch Lenz und Liebe froh umblühen,
In deren Locken nur der Zephyr spielt,
Die nie geahnt des Sommers heißes Glühen,
Die nie des Herbstes kaltes Weh'n gefühlt:

Euch werden auch noch einstens Stürme kommen,
Gleicht doch das Menschenleben einem Meer:
Heut' kommt das Schifflein ruhig hergeschwommen
Und morgen treibt es unstät hin und her.

Heut' spielt die Welle sanft um seine Flanken
Und morgen hemmt sie schäumend seinen Lauf;
Heut' fühlt ihr nur ein angenehmes Wanken
Und morgen stürzt es furchtbar ab und auf.

Jedoch, ihr könnt getrost vom Lande stoßen,
Nehmt nur Vernunft zum Kapitäne an;
Frohsinn und Fleiß, das seyen die Matrosen,
Und Gott im Himmel euer Steuermann.

Die Hoffnung sey das Schiff, sie mög' euch tragen,
Wie auch des Lebens Nebel ringsum graut;
Hoch auf dem Maste laßt die Flagge ragen,
Die Worte drauf: „Auf Gott vertraut!“

So schifft dahin, wenn auch die Wogen brausen,
Nur frisch voran, nach ächter Seemannsart!
Mag auch der Sturm in euern Locken sausen,
Nur muthig fort auf eurer Lebensfahrt!

Und wenn am Ziele eurer Fahrt ihr stehet,
Wenn ihr euch sehnt nach stiller, ew'ger Ruh',
Wenn grau das Haar um eure Scheitel wehet
Und euer Auge lacht dem Himmel zu:

Dann kommt ein Hafen auf dem Meer des Lebens,
Den man die „bess're Welt“ hienieden nennt;
Dort lohnt euch Gott, am Ziele eures Strebens,
Mit jenem Frieden, den man hier nicht kennt.

Die Liebesprobe.

Novellette.

Ein trüber Novembertag voll Schneegestöber ging zur Neige. Die Luft war wie Ein Gewölke von weißen, wirbelnden Flocken und die Wolken hingen so niedrig, daß man gar nichts von jenen herrlichen, kühnen Bergen sah, welche die Alpenwelt des Salzkammerguts zu einem so wundersam schönen Fleck der Erde machen. Nur hie und da blies ein heftiger Windstoß die Schneeflocken davon und wühlte dafür den Treibschnee in Wolken auf, die, wo sie niederfielen, mannshohe Schneewehen bildeten. Nicht einmal eine Krähe flog durch das Gefilde. Nur zwei müde Pferde zogen einen eleganten Reiseschlitten bergan durch den tiefen Schnee, in welchem der Hufschlag der Pferde erstarb. Auch die Glöcklein und Schellen des Gespanns ertönten nur zuweilen, als wären auch sie verdrossen ob der dicken Luft voll Schnee und feinen Eisnadeln.

In dem Schlitten lehnten zwei Männer, sorglich in Mäntel und warme Reisepelze gehüllt, ebenfalls schweigend; der Eine, ein sehr schöner junger Mann von höchstens fünfundzwanzig Jahren, mit blühendem Gesichte und lebhaften, blitzenden Augen, blickte träumerisch in den öden, weißgrauen Himmel hinein, welcher schon die Vorboten der Dämmerung gewahr werden ließ, obschon er die Zügel des Gespanns führte. Sein Gefährte, ein breites, gelassenes Vollmondsgesicht voll Gutmüthigkeit und Phlegma, trug ebenfalls den unverkennbaren Stempel der Intelligenz in seinen Zügen; allein er war um mindestens zwölf Jahre älter als der Andere und schien des Reisens in solchem Wetter nicht sehr gewohnt zu seyn, denn um seine nußbraunen Augen spielte in diesem Augenblick etwas Unmuth und sein häufig wiederholtes Gähnen deutete auf einen leeren Magen

Digitized by Google

und die einschläfernde Wirkung der Kälte. Sein Kopf nickte zuweilen nach allen Seiten, gleichsam als könnte er einer Anwandlung von Schlaf kaum mehr widerstehen.

„Nun, lieber Lorenz," sagte der Jüngere nekkend, „Sie gähnen ja, als wollten Sie einen unserer Braunen da vorne verschlingen!"

„Und warum nicht ein Stück davon, falls es gut gebraten und appetitlich servirt wäre, lieber Marberg!" versetzte der Aeltere langsam. „Mein Hunger ist so groß, daß mir in diesem Augenblick ein Horsesteak fürwahr beinahe so lieb wäre, wie ein Beefsteak. Die Feldflasche ist leer, die Cigarre aus und der dumme Branntwein macht mich noch schläfriger; dazu wird in wenigen Minuten die Nacht einbrechen und wir haben noch volle drei Meilen vor uns — Grund genug, um sich recht herzlich zu langweilen. Wie sollte man sich da des Gähnens erwehren können! — Uahuah!"

„Kommen Sie, Lorenz! nehmen Sie eine Weile die Zügel und lassen Sie die Pferde tüchtig traben! Meine Finger sind so starr, daß ich beinahe kein Gefühl mehr darin habe."

Lorenz that wie ihm angesonnen worden und gebrauchte die Peitsche kräftig; aber nach jedem tüchtigen Zuge, zu welchem die Thiere so angetrieben worden waren, ließ ihr Eifer stets rasch wieder nach und bald zeigten sich alle Aufmunterungen durch Zuruf, Peitsche und Zügel vergeblich.

„Es hilft nichts, mein Lieber! die armen Thiere können nicht mehr traben," sagte Lorenz endlich. „Hören Sie nur, wie das arme Vieh keucht, und sehen Sie nur das Geleise des Schlittens, das spannentief durch weichen, frischen Schnee geht. Zum Wetter auch! die Thiere sind so marode wie ich, und das ist wahrlich auch kein Wunder. Wir haben jetzt fünf Uhr und seit eilf Uhr fahren wir in einem Futter. Das würde fürwahr ein Bucephalus nicht aushalten! — Ich wollte, wir wären am Ziele."

„Gebrauchen Sie nur die Peitsche, lieber Lorenz, dann gelangen wir um so schneller dort hin!"

„Schönen Dank für den guten Rath, aber ich werde ihn nicht befolgen; wozu das müde Vieh noch quälen!"

„Sie werden doch nicht unter freiem Himmel bivouaquiren wollen, Lorenz?"

„Nein, bei Leibe nicht, lieber Junge!" erwiederte Lorenz und hauchte in seine froststarren Finger. „Allein ich sehe dort hinter der nächsten Biegung der Straße den gastlichen Rauch einiger Kamine aufsteigen, und mir ist, als steche mir schon der Duft von Sauerkraut und Schweinsbraten aus der Dorfschenke in die Nase."

„Wie kann das Sie verführen? Sie wissen ja, daß uns in Märtensee bei unserer freundlichen Wirthin ein feineres Mahl erwartet!" rief der Jüngere.

Lorenz schüttelte den Kopf.

„Sie wissen nicht, was Hunger heißt und was für eine Genügsamkeit er besitzt in Bezug auf die Qualität der Kost. In meinem Alter ist man nicht liebessatt, wie in dem Ihrigen und wie Sie gerade in der jetzigen Stimmung," fuhr Lorenz phlegmatisch fort; „eine Rebhuhnpastete mit Trüffeln am Ziele einer solchen Fahrt dünkt mir nicht halb so einladend, als ein Teller voll Sauerkraut mit Rauchfleisch oder Blutwurst in der Länge eines halben Arms!"

„Unsinn, Lorenz!" rief Marberg lebhaft — „Sie werden mich doch nicht auf so unangenehme Weise im Stiche lassen? Sie wissen ja, daß wir heute Abend in Märtensee erwartet werden, daß Alles zu unserem Empfange bereit ist. Wenn wir nun nicht ankämen, welch ein Schreck wäre das, wie würde sich namentlich meine süße Julie ängstigen?"

„Ja, ja," meinte Lorenz in seiner gelassenen, behaglichen Weise, indem er vor sich hinlächelte, „das ist ganz die Sprache eines Verliebten! — Sie sind in der That noch sehr jung für Ihre Jahre, Marberg! Wie wird sie sich ängstigen, diese süße, geliebte Julie! — Ich sage Ihnen, lieber Eugen, Ihre süße Julie wird mit dem besten Appetit von der Welt zu Nacht speisen und vielleicht nur einige Male, wenn sie um andern Stoff zur Unterhaltung verlegen ist, die Aeußerung thun: Es ist doch seltsam, daß diese Herren nicht kommen. Und ihre Mama wird dann mit Recht einwenden, daran seye ohne Zweifel das anhaltende Schneien schuld. Ihre süße Julie wird sich dann ganz gelassen an das Piano setzen oder einen neuen Roman von der Sand oder von Dumas zur Hand nehmen und sich noch ein Stündchen gemüthlich unterhalten. Und wann sie dann endlich aufsteht, um schlafen zu gehen, wird sie zur Mama im gelassensten Tone von der Welt sprechen: Herr Marberg wird morgen gewiß kommen; was meinst Du, Mama, soll ich das grüne oder das blaue Kleid anziehen? Und wenn diese wichtige Frage gelöst ist, wird die süße Julie zu Bette gehen und so ratzenfest schlafen, als man es nur mit neunzehn Jahren kann!"

Digitized by Google

„Schnöder Spötter! Sie thun dem guten Kind wahrlich Unrecht!“ sagte Eugen Marberg beinahe gekränkt.

„Keineswegs, mein junger Freund, ich will der „süßen“ Geliebten nicht zu nahe treten; aber ich kenne die Frauen, mein Lieber, und darum schwärme ich nicht mehr für sie. Unsere heutigen Frauen und Mädchen lieben nicht mehr mit der Seele, mit dem Gemüthe, mit dem Herzen — das wäre unschicklich, das gehört nur in die Romane und auf die Schaubühne. So liebt man in der Pension: den ersten Lieutenant oder Auscultator, der dem fünfzehnjährigen Engel nahe kommt. Ist aber ein Mädchen von Stand oder Vermögen zwei Winter lang die gefeierte Ballkönigin gewesen, steht sie dem Traualtare so nahe, wie Ihre himmlische Julie, so liebt das holde Mädchen mehr mit dem Verstande und mißt sich die Empfindungen mit dem Zollstabe zu, um nicht zu viel kostbaren Materials an den Verlobten zu vergeuden, den man ja schon sicher besitzt. Man darf sein Pulver nicht so rasch verknallen; vielleicht kommt man später in den Fall, mit einem Hausfreunde im süßen Spiel der Minne die Empfindungen und Gefühle des Herzens aus dem Winterquartier herauszuholen, wohin sie der gute Ton verbannt.“

„Sie sind doch unausstehlich, Lorenz, wenn Sie auf dies Kapitel kommen!“ rief Marberg. „Im vorliegenden Fall haben Sie entschieden Unrecht; aber ich verzeihe Ihnen, weil Sie bis jetzt meine herrliche Julie noch nicht kennen. Ein Hauptgrund dafür, daß ich Sie einlud, Zeuge meiner Verlobung mit diesem süßen Wesen zu seyn, war die Ueberzeugung, daß Juliens Tugenden und Reize sicherlich vermögend seyn werden, das geschmähete und verachtete Geschlecht der Frauen in Ihren skeptischen Augen wieder zu Ehren zu bringen, Ihnen zu beweisen, welch herrliche Eigenschaften eine Frau besitzen —“

„Und nicht ausüben kann, weil — der gute Anstand es verbietet!“ fiel ihm Lorenz bitter ins Wort. „Jenun, der Theorie nach haben Sie ja Recht mit Ihrem Köhlerglauben an die Trefflichkeit des weiblichen Gemüths; nur schade, daß man in der Praxis bei den Frauen unseres Standes so wenig davon bemerkt. Indeß werden wir sehen, wie viel Ihre herrliche Julie über mich verstockten Sünder vermag!“ setzte er halb komisch, halb zweifelnd hinzu. „Nun aber kein Wort weiter mehr, denn bei dem zu vielen Sprechen erkältet mir der scharfe Wind den Magen, welcher ohnedies schon genug leidet!“

Ein Viertelstündchen später hielten die dampfenden Pferde aus eigenem Antriebe keuchend vor dem ersten Gasthofe des Städtchens, welcher recht gastlich und behaglich die halb erstarrten Reisenden anblickte und aus dessen Fenstern heller Lichtschein auf die dämmernde Straße fiel. Marberg sah selber ein, daß man den Pferden einige Rast gönnen müsse und trat mit seinem Freunde in die warme Gaststube.

(Fortsetzung folgt.)

Edmund Champion,

oder:

Der Mann mit dem kleinen blauen Mantel.

Edmund Champion, später vom Volke der Mann mit dem kleinen blauen Mantel genannt, wurde geboren zu Castel-Censoir (Arondissement Avallon im Yonne-Departement) am 13. Dezember 1764 und starb den 13. Juni 1852. Als er beerdigt wurde, lag auf dem Sarge ein kleiner blauer Mantel, der, einem alten Diener gleich, seinen Herrn zur letzten Ruhestätte begleitete; auf demselben glänzte das Kreuz der Ehrenlegion. Dieses gewöhnliche Kleidungsstück, ein Gegenstand der Verehrung und der Theilnahme Aller, zum volksthümlichen Titel und zum Denkmale eines Lebens geworden, hatte sich jedoch nur auf den ärmsten Kreuzstraßen und an den Mauern elender Wohnungen abgetragen. Dieses Kreuz, rein von Blut und Krieg, war auf den tausend Breschen der Wohlthätigkeit und der Menschenliebe gewonnen worden. Der bescheidene Sarg mit dem genannten Kleidungsstücke wurde, unter Begleitung einer trauernden und ernst gestimmten Volksmenge, die Anhöhe hinauf getragen, die nach dem Kirchhofe von Castel-Censoir, einem kleinen, in den Waldungen versteckten Dorfe, an welchem die Yonne vorüberfließt, führt. Auf diesem Wege der Trauer zeugte Alles laut von den Wohlthaten, die dieser Mann ausgestreut hatte, dem nun die letzten aufrichtigen Ehrenbezeugungen erwiesen wurden. Ihm verdankte man jene Steige, die jetzt weniger steil zu dem Friedhofe führte, wo er an der Seite seiner Eltern begraben werden sollte, die, um den Taglohn arbeitend, frühzeitig ihrer Last erlegen waren und ihn als armen, beinahe der öffentlichen Wohlthätigkeit anheimfallenden Waisen zurückgelassen hatten; ihm verdankte man die Erweiterung, Ebnung oder Herstellung der Wege, auf denen die begleitende Menge jetzt bald in der

Stille nach ihren zerstreuten Wohnungen zurückzukehren hatten; er war der Gründer jener Schule, in der die Kinder des Landmannes anfingen, jene überlieferte Unwissenheit des Landvolkes abzulegen, welche den Körper durch die Verthierung des Geistes knechtet, und wie viele Familienväter befanden sich unter der bescheidenen Leichenbegleitung, denen er Brod und Arbeit gegeben hatte zu Zeiten, wo die Theuerung der Lebensmittel im Dorfe Arbeitseinstellung und Hunger verbreitete.

Und doch konnte diese seine Geburtsstätte nur von dem geringsten Theile der guten Werke dieses Mannes erzählen. Ueberall, wo er vorbeikam, ließ er eine Spur hinter sich in der Freude, die er irgend einem Unglücklichen bereitet hatte.

Paris, jene Hyder mit ihrem immer wieder auf's Neue emporwachsenden Elende, war für diesen unerlöschlichen Herd thätiger Bruderliebe kein zu weiter Horizont. Keine Dachkammer hatte eine zu finstere oder zu holperige Treppe, um sein rüstiges Alter abzuhalten, hinaufzusteigen; der düster gestimmt in den Straßen ohne Arbeit herumirrende Arbeiter wurde unterstützt und ermuthigt; die in Lumpen gehüllte Arme erhielt ein Kleid; das barfuß einhergehende arme kleine Mädchen führte er an der Hand in einen Laden und ließ es mit neuen Schuhen freudig zu seiner Mutter heimkehren.

An den strengen Wintermorgen, wo Reif oder Schnee die Straßen bedeckte, vervielfältigte sich gleichsam ein Mann in den Vorstädten hinter ungeheuern mit Suppe gefüllten Kesseln. Sobald die Hungrigen seinen bekannten, der strengen Jahreszeit angemessenen Anzug erblickten, liefen sie herbei mit den Worten: „Jetzt bekommen wir zu essen: da ist der Mann mit dem kleinen blauen Mantel!"

Es war der Greis, zu dessen Leichenbegängniß nun die Kirchenglocke von Castel-Sensoir läutete. Er hatte in der Nähe der Strohhütte sterben wollen, in der er geboren war. „Lebt wohl!" hatte er wenige Tage zuvor bei seiner Abreise von Paris zu seinen erstaunten Dienstboten gesagt — „lebt wohl! Ihr werdet mich nicht mehr sehen!" Er ging auf's Land.

Auch das Departement der Yonne war von den unglücklichen Ereignissen betroffen worden, die auf den 2. Dezember folgten. Er ging auf's Land, so sagte er, um dort das Vergessen eingewurzelten Hasses zu bewirken und dort in seinen letzten Stunden den armen Familien der Verbannten seine Börse und sein mitleidiges Herz zu öffnen. Es war ihm nicht vergönnt, diesen menschenfreundlichen und patriotischen Plan auszuführen, indem beinahe im Augenblick seiner Ankunft ein Schlaganfall seinem Leben, das er auf 88 Jahre gebracht hatte, ein Ende machte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Nach der „Bad. L.-Ztg." ist am 19. April in dem Dorfe Brötzingen (bei Pforzheim) ein empörendes Verbrechen begangen worden. Der dortige Schneidermeister R. ging Morgens mit seinem achtjährigen Söhnlein in den Wald und später wurde daselbst das Kind besinnungslos, in seinem Blute schwimmend, mit zwei tiefgehenden, von einem Beil oder einer Art herrührenden Wunden am Hinterhaupte, die voraussichtlich den Tod zur Folge haben werden, aufgefunden und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß der eigene Vater des Knaben — aus welcher Veranlassung läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit ermitteln — die blutige That verübt hat. Die Untersuchung ist bereits in vollem Gange und wird namentlich auch darthun, ob der unnatürliche Vater, der sich alsbald auf die Flucht begab, den andern Morgen aber verhaftet wurde, wirklich, wie man behaupten hört und wie man es zur Ehre der Menschheit auch gerne glauben möchte, im unzurechnungsfähigen Zustande periodischer Geistesstörung gehandelt hat.

Aus Erbendorf (Oberpf. u. Regensb.) berichtet die „N. M. Ztg." die Entstehung eines neuen Bergwerkes, in welchem man ein reiches Bleilager entdeckte, das 70 pCt. Ertrag liefert, worunter sich 3—4 Loth Silber befinden. Deßgleichen sind die Schmelzöfen des seit einem Jahre in Betrieb gesetzten Bergwerkes Brandholz bei Goldkronach (Oberfranken) vollendet, so daß an den beiden genannten Orten zahlreiche Hände Beschäftigung und Verdienst finden werden.

In Premerzhofen bei Dietfurt (Landgerichts Riedenburg) hat am 4. d. M. eine Bauersfrau Vierlinge geboren.

Neueste Pariser Moden: Kopfputz à la Serail, ditto à la Sultan, Röcke à la Schamyl.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 52. Sonntag, 30. April 1854.

Die Liebesprobe.

(Fortsetzung.)

Lorenz streckte und dehnte sich behaglich in dem großen Lehnstuhle neben dem Ofen, in welchen er sich gleich nach dem Eintritte in das Gasthaus geworfen hatte.

„So!" rief er aus — „nun mögen alle Julien der ganzen Monarchie kommen und ihre verführerischsten Reize spielen lassen: mich sollen sie heute Abend nicht mehr aus diesem Hause hinausbringen!"

„Wie Sie wollen, Freund!" versetzte Marberg. „Laben Sie sich meinetwegen mit Würsten, Speck, Sauerkraut und Bier, schwitzen Sie in einem Federbett zwischen feuchten Laken; ich für meinen Theil setze die Fahrt fort, sobald die Pferde ihren Hafer verzehrt haben, und sende Ihnen morgen früh den Schlitten wieder herein."

Herr Lorenz war's zufrieden und wärmte sich gemächlich, während er dem drallen Schenkmädchen in der Ringelhaube die ernstesten Weisungen wegen seines Abendbrodes und eines Zimmers gab.

Jeder andere Reisende als Eugen Marberg würde sich hier im „goldenen Adler" behaglich gefühlt haben. Es war freilich kein großes Hotel mit einer Schaar geschäftiger Kellner und betreßter Portiers; aber es war ein Wirthshaus, das sich sehen lassen konnte und das in Küche und Keller auf seine Ehre hielt. Ein hübsches Gastzimmer, mit Hirschgeweihen und Gemsköpfen dekorirt, ein Tisch mit blendend weißem Tuch, eine bequeme Bank um den gewaltigen Thonofen erfreuten den Gesichtssinn wie die fühlende Haut und aus der nahen Küche drang ein köstlicher Bratenduft ins Zimmer.

Die schmucke Nanni hatte im Nu für Lorenz ein Gedeck auf den Tisch gesetzt und eine Flasche funkelnden Veltliner dazu, auf welche der Halberstarrte sogleich den Angriff eröffnete. Den ersten Schluck aber hatte er kaum mit bedächtiger Prüfung über die Zunge gleiten lassen, so nickte er Nanni schmunzelnd zu und meinte:

„Dieser Wein mundet mir, schönes Kind; ist die Küche ebensogut bestellt, so werde ich sagen: hier ist gut Hütten bauen!"

„Nun, wir wollen sehen, daß wir Sie zufrieden stellen!" meinte Nanni und wandte sich an Marberg mit der Frage: „Haben der Herr schon befohlen?"

„Mit nichten, mein Kind; ich bleibe nicht lange. Doch geben Sie mir etwas Wein und einen Imbiß. Wenn meine Pferde abgefüttert sind, fahre ich weiter."

„Heute Nacht noch? bei diesem Schneegestöber?" fragte Nanni erstaunt — „mein Gott, müssen Sie denn reisen?"

„Allerdings, mein hübsches Kind; ich muß noch heute nach Märtensee hinüber!"

„Nach Märtensee?" rief Nanni — „ich fürchte, das werden Sie heute nicht mehr erreichen!"

„Und warum nicht?" fragte Marberg — „wer sollte mich daran hindern?"

„Der Schnee!" versetzte das Mädchen — „hat es ja doch den ganzen Tag geschneit, als ob man es aus Mehlsäcken herunter schüttete! Drüben in der Niederung nach dem See hinunter muß der Schnee mannshoch liegen. Wie wollen Sie sich da in stockfinsterer Nacht zurechtfinden? — Bleiben Sie um Gotteswillen hier, oder fahren Sie wenigstens nicht eher, als bis Sie meinen Vater gefragt haben, der draußen auf der Schmelzhütte ist, aber bald kommen wird."

„Ja, bleiben Sie hier, Herr!" sagte ein Mann in der Tracht eines wohlhabenden Gebirgsbauern, der draußen in der sogenannten Bauernstube am Ofen gesessen und sein Pfeifchen geraucht hatte.

Digitized by Google

„Die Nanni hat nur allzu recht: in dieser Nacht können Sie mit den abgetriebenen Pferden nicht nach Märtensee hinüber. Der starke Ostwind hat den Schnee von den Jochen heruntergefegt ins Thal und am Jaufenpaß drüben liegt derselbe haushoch. Die ganze Straße ist zugeweht. Man müßte ein Narr oder seines Lebens sehr überdrüssig seyn, wenn man in solch stockdunkler Nacht noch durch den Jaufenpaß fahren wollte. Bleib' ich ja selber doch mit meinen Rossen hier, der ich in diesen Bergen aufgewachsen bin."

„Schönen Dank für den freundlichen Rath!" sagte Marberg zu dem Bauer, und zu Nanni gewandt fuhr er fort: „Nun denn, so muß ich halt ins Henkers Namen hier übernachten! Rüsten Sie also zwei Betten und ein tüchtiges Abendbrod!"

Bis dieses erschien, war Lorenz in seinem Armstuhl eingeschlafen. Marberg aber zündete sich eine Cigarre an und setzte sich an den Tisch, um etwas in sein Taschenbuch zu schreiben.

Wie man Lorenz mit der Nachricht weckte, daß das Abendbrod fertig sey, stand er mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit auf, trat zu Tische und gewahrte noch, daß Eugen Verse in sein Taschenbuch geschrieben hatte, welches er jetzt zusammenlegte und durch Vorstecken des Bleistifts verschloß. Offenbar hatte er ein Sonett oder einige Stanzen an den abwesenden Gegenstand seiner Neigung gerichtet.

Trotz der Trennung von der süßen Julie aber griff der Verliebte und Verlobte nicht minder energisch das aufgetragene Abendbrod an, als sein weniger empfindsamer und kälterer Begleiter. Der Rehbraten war vortrefflich, die Knödel und der Eierkuchen tadellos, die Wildente war vom feinsten Fümet und den Käse und Wein hätte der Kaiser nicht verschmähen dürfen. Nach Tische führte Nanni die beiden Gäste in das für sie bestimmte und angenehm erwärmte Zimmer, wo ihrer bequeme und reinliche Betten harrten; dann wünschte sie Beiden eine gute Nacht und überließ sie ihrem Schicksal.

Herr Lorenz rauchte seine Cigarre zu Ende und betrachtete sich inzwischen die Bilder an den Wänden: den Sandwirth Hofer, den Speckbacher mit seinen Buben, die Brunsthirsche und andere Jagdstücke, und war damit kaum fertig, als er den zärtlichen Verlobten schon schnarchen hörte, wie einen alten Grenadier.

Am andern Morgen erwachte Lorenz zuerst; es war kaum Tag, aber der über der Landschaft liegende Schnee machte ungewöhnlich helle.

„Heda! Marberg, Eugen!" rief er — „reiben Sie sich doch die Augen aus! 's ist Tag, wir wollen aufbrechen!"

Allein Marberg antwortete nur mit Stöhnen. Er lag im stärksten Fieber und seine Hände, sein Hals und sein Gesicht waren ganz mit rothen Flecken besäet.

„Zum Henker, Freundchen, was ist Ihnen?" rief Lorenz und rüttelte den Kranken mühsam wach.

Endlich schlug Eugen die unheimlich glühenden Augen auf und stöhnte:

„Ach, bester Lorenz, wie ist mir erbärmlich zu Muthe! Ich habe die ganze Nacht beinahe kein Auge geschlossen und die Hitze hat mich fast verzehrt. Meine Glieder sind wie gelähmt; ich kann nicht aus dem Bette!"

„He! Nanni, Nanni!" schrie Lorenz die Treppe hinunter — „habt Ihr einen Doktor im Orte, Herzenskind?"

„O ja, Herr, und dazu einen recht geschickten! Doktor Meßner heißt er."

„Dann schicken Sie sogleich zu ihm und lassen Sie ihn hierher bitten!"

Der Doktor kam nach einem Viertelstündchen, besichtigte den Kranken genau und erklärte dann, er habe die Pocken.

„Ei du lieber Himmel!" stöhnte Marberg — „das kommt doch wahrlich ganz polizeiwidrig ungelegen! — Bester Lorenz, wenn Sie mir gut sind, so eilen Sie doch so bald wie möglich nach Märtensee hinüber und befreien Sie die liebe Julie aus ihrer fürchterlichen Angst und Ungewißheit. Versichern Sie sie und ihre Familie, daß ein leidiges, aber nur vorübergehendes Unwohlseyn mich hier festhalte, daß ich jedoch so bald ich es vermöchte, in Juliens Arme fliegen werde. Sie brauchen ihr meine eigentliche Krankheit jetzt nicht zu nennen, um sie nicht zu sehr zu erschrecken. Gehen Sie, lieber Freund, und kommen Sie rasch wieder; eine Nachricht von Julien wird mir die beste Arznei seyn!"

Lorenz lächelte nach seiner Weise für sich hin, empfahl dann seinen Freund auf das Dringendste der Pflege des Arztes und der schmucken Nanni, ließ die ausgeruhten Pferde vor den Schlitten spannen und flog nun, zumal die Bauern mittlerweile mit dem Bahnschlitten den Schnee geebnet und die Landstraße praktikabel gemacht hatten, auf dem Wege nach Märtensee dahin. Der Bruder Nanni's, Pettol, kutschirte und ehe zwei Stunden um waren, stand er wohlbehalten vor der schönen Wohnung des reichen Grundherrn

Digitized by Google

von Märtensee, des Herrn Florian Rabener, Juliens Vater. Das werthvolle Landgut mit seinem Hochofen, seiner Hammer- und Sensenschmiede war das freie Eigenthum Herrn Rabeners, welcher mit Recht für einen der reichsten Männer im sogenannten Hausruckviertel galt, aber wegen seiner Gicht und seines Spleens dennoch seiner Reichthümer nicht froh werden konnte. Früher war er Kaufherr in Triest gewesen, hatte dann einen Theil seines Vermögens in Grundbesitz angelegt und besaß jetzt Bergwerke und Eisenschmelzen, die er selber leitete und die ihn fortwährend auf seinem Gute festbannten, während seine Frau und Tochter den Winter gewöhnlich in Wien oder München zubrachten und sich mit vollen Armen in den Strudel der Weltfreuden stürzten, um dann von den Strapazen der Bälle, Abendgesellschaften und Theater sich Sommers in Ischl oder Karlsbad wieder zu erholen.

Eugen Marberg hatte Julien im vorigen Winter in München kennen gelernt, sie dann bald darauf in Kreuth wieder getroffen und eine Liebschaft mit ihr angeknüpft, die gerade auf dem Punkte war, zu einer förmlichen Verlobung zu führen, als Briefe von dem plötzlichen schweren Erkranken des Gatten und Vaters Julie und ihre Mutter nach Märtensee zurückriefen. Marbergs Liebe bestand die Probe der Trennung. Sobald er Nachrichten erhalten hatte, daß Herr Rabener wieder außer Gefahr sey, warb er bei Madame Rabener und Julien schriftlich um die Hand der Letztern, erhielt das Jawort, da er jung, hübsch, reich und von guter Familie war, und nun eben war er auf dem Wege zu seiner Verlobung, der schon im Januar die Hochzeit folgen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Edmund Champion,

oder:

Der Mann mit dem kleinen blauen Mäntel.

(Fortsetzung.)

Peter Champion, Edmunds Vater, verdiente als Schiffmann auf der Yonne 12 Sous täglich, und mit diesem Verdienste mußte er fünf Personen ernähren. Manchmal bestand die Mahlzeit der Familie aus einem gesalzenen Häring, der in fünf Theile ging.

Diese Armuth knüpfte sich an einen zugleich lieblichen und traurigen Dorfroman. Edmunds Mutter, Franziska Laroche, die Tochter eines ländlichen Fabrikanten, konnte lesen und schreiben, was unter den Mädchen vom Lande der damaligen Zeit eine seltene Erscheinung war, und ihre Feder wurde mehr als einmal zur Abfassung der Correspondenz der vornehmen Damen der Umgegend verwandt. Sie heirathete den Schiffergesellen Peter aus Neigung. Die Familie Laroche erröthete hierüber. In den untern Schichten der Gesellschaft vielleicht noch mehr, als in den obern, ist die Eitelkeit unbarmherzig und hört nicht auf das Andringen des Herzens. Franziska und ihr Gatte wurden nun Fremdlinge in ihrer Familie. Durch die Noth zur Verzweiflung getrieben, entschließt die Schwester sich eines Tages, an ihren Bruder zu schreiben. Ihre mütterliche Bekümmerniß gibt ihr die Worte Molière's ein: „Ich habe drei Kinder auf meinen Armen!" — Der Unmensch wagte es, ihr als Erwiederung die Antwort des Trunkenbolds an Martine zurückzuschicken: „Setze sie auf den Boden."

Jene Scenen, jene Härte, jene Angst in der Noth ließen in dem Herzen des Kindes einen unauslöschlichen Eindruck zurück. In einem verkehrten Herzen hätte sich vielleicht Haß dadurch erzeugt; in seiner zarten Seele aber, die er von seiner Mutter geerbt, schlug das Mitgefühl für die Leiden der unglücklichen Brüder auf immer tiefe Wurzeln.

Edmunds Eltern unterlagen bald ihrem Kummer. Der verlassene Waise wurde von einer Thürhüterin in der Straße Tiquetonne angenommen und nach Paris gebracht. Der Knabe erweckte Interesse; eine wohlhabende Nachbarin schickte ihn auf ihre Kosten in die Schule. Eine alte ledige Dame hatte eine Summe von 500 Livres ausgesetzt, mit der das Lehrgeld für einen begabten Waisen bezahlt werden sollte. Die Wahl fiel auf Edmund; man wählte für ihn das Geschäft eines Bijoutier. Von jenem Augenblicke an hing sein Glück nur noch von seinem Fleiße und seiner Intelligenz ab. Es war gemacht. Seine Prüfungen jedoch waren noch nicht zu Ende. Ihn, der vor Begierde brannte, sein Geschäft zu erlernen, ließ sein Lehrmeister seine kostbarste Zeit mit Verrichtung von Haushaltungsgeschäften zubringen. Dies war seinem jugendlichen Stolze zuwider, und er verfehlte auch nicht, es sich anmerken zu lassen.

Eines Tages, als er die drohenden Vorbereitungen eines Festes bemerkte, bei dem auch seine Rolle bereits bezeichnet war, ergreift er die Flucht, geht über die Barrieren hinaus und versteckt sich im Dickicht eines kleinen Gehölzes, ganz nahe bei

Digitized by Google

Clichy. Der Flüchtling hatte jedoch nicht auf den Hunger gerechnet. Er schleicht auf ein Feld, und wird vom Flurschützen ertappt, wie er gerade einige Wurzelgewächse zu seiner Nahrung ausreißen will. Die guten Herzen haben eine Sprache, in der sie sich schnell einander verständlich machen. Durch die Thränen und die naive Erzählung des Lehrlings gerührt, führt ihn der wackere Mann in seine Wohnung, läßt ihn mit seiner Familie speisen und gibt ihm noch ein Stück Geld, um ihm zur Rückkehr nach Paris zu verhelfen.

Sein zweiter Lehrherr war günstiger für ihn; er bildete ihn für sein Geschäft aus und erwies ihm die Wohlthaten eines Vaters. Später belohnte ihn Edmund dafür, indem er ihm in seinem unglücklichen Alter eine treue Pflege angedeihen ließ. Bald wurde er sein geschicktester Arbeiter und später sein einsichtsvollster Commis. Champion erzählte, er habe zu jener Zeit das berühmte Collier der Königin dem Cardinal Rohan überbringen müssen.

Die Angelegenheiten seines Gönners gingen hinter sich; er verließ Frankreich. Dessen Kundschaft bot sich von selbst dem jungen und ehrenhaften Gehilfen an, so daß er zur Zeit, als die französische Revolution ausbrach, an der Spitze eines der blühendsten Bijouteriegeschäfte in Paris stand.

Eine einzige Thatsache wird hinreichend seyn, um das grenzenlose Vertrauen zu bezeichnen, das seine Geschäftstüchtigkeit und seine Rechtschaffenheit einflößten. Die Stürme des Jahres 1793 waren dem Handel mit Luxusgegenständen wenig günstig gewesen. Der Graveur Bellancourt erfährt, sein Freund habe Alles verloren. Sofort geht er zu ihm und übergibt ihm sein ganzes Vermögen, 80,000 Franken, ohne eine andere Garantie als sein Wort.

Dieser Freundschaftsdienst brachte ihm Glück. Sein Vermögen befestigte sich, und er konnte sich nun seinen menschenfreundlichen Neigungen, die in den schmerzhaften Erinnerungen seiner Kindheit ihre Wurzeln hatten, hingeben. Wir gestehen es, es gewährt uns Vergnügen, diese plebeische Laufbahn zu beschreiben, die in der Noth und im Verlassenseyn eröffnet, durch die Arbeit freigemacht und geadelt wurde, dann sich durch eine sinnige und fruchtbare Wohlthätigkeit die Krone aufsetzte. Es liegt darin eine Ermuthigung für die Schwachen, ein Hoffnungsstrahl für den rechtschaffenen und arbeitsamen Armen, ein leuchtendes Beispiel für stille Tugenden. Im Besitz eines bedeutenden Vermögens, richtete er sein Leben einfach und sparsam ein; sein einziger Luxus bestand in der Verschwendung seiner Wohlthaten. Während der Revolutionsstürme fanden die Verfolgten, welcher Meinung sie auch angehören mochten, bei ihm einen sichern Zufluchtsort. Seine Hingebung für die Geächteten zog ihm sogar eine Denunciation und Verhaftung zu; man schämte sich dessen jedoch und entließ ihn schon nach vierundzwanzigstündiger Haft.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Benützung des Telegraphen für den überseeischen Verkehr.) Die Unternehmung des österr. Lloyd in Triest hat kürzlich die für den Verkehr mit Aegypten, Indien, China und Australien wichtige Einrichtung ins Leben gerufen, die Weiterbeförderung von telegr. Depeschen nach den wichtigsten, von den regelmäßigen Dampfern berührten Häfen jener Gebiete zu besorgen, wenn ihr dieselben rechtzeitig vor Abfahrt der Lloyddampfer nach Alexandrien je am 10. und 27. des Monats zukommen. Ein eigens hiezu beauftragter Beamter des Lloyd übernimmt die Depeschen, copirt sie, wenn erforderlich, und sorgt für die richtige Absendung. Für Porto und Unkosten berechnet die Gesellschaft 1 Pfund Sterling für jede Depesche, welche Zahlung wegfällt, wenn eine Depesche nicht rechtzeitig vor Abgang des Dampfers anlangt. Diese Einrichtung gibt der Beförderung der Ueberlandpost über Triest und durch Deutschland eine neue Ausdehnung.

Sylben-Räthsel.

Das Erste ist der Mann und soll es seyn,
Doch ist's die Frau nicht selten in dem Hause.
Das Zweite schwingt der Mann und kann sich freu'n,
Wenn er's gewandt gebraucht in wildem Strauße;
Auch ist's zu finden in dem Küchenschrein,
Dort, wo's Geräthe steht zum leckern Schmause.
Das Ganze ist den Dienern oftmals Last,
Und oft als Schutz bald werth und bald verhaßt.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 53 Dienstag, 2. Mai 1854.

Die Liebesprobe.

(Fortsetzung.)

Die Uhr auf dem Hüttenwerk schlug halb eilf, als der ziemlich erstarrte Lorenz an der Thüre des Herrenhauses klingelte. Ein Diener in glänzender Livree öffnete.

„Kann ich Madame Rabener und Fräulein Julie sprechen?"

„Noch nicht; die Damen stehen erst um halb zwölf Uhr auf."

„Wirklich?" rief Lorenz, dessen Appetit die rasche Fahrt und die strenge Kälte wieder bedeutend geschärft hatten — „und zu welcher Stunde frühstückt man denn in diesem gastlichen Landhause?"

„Präcis zwölf Uhr!"

Lorenz' Gesicht verdüsterte sich zusehends und er fragte:

„Kann ich vielleicht Herrn Rabener sprechen?"

„Herrn Rabener? und was wollen Sie denn von ihm?" fragte der Lakai, als zweifelte er, richtig gehört zu haben.

„Ich habe ihm Mittheilungen zu machen."

„Herrn Rabener? wiederholte der Diener.

„Ja, ihn, den Gatten von Madame! verstehen Sie mich?"

„Wohl! ich werde Sie zu ihm führen. Wollen Sie so freundlich seyn, mir nach seinem Zimmer zu folgen!"

Lorenz folgte ihm über einen langen Gang in ein entferntes Zimmer, worin mehrere Röhren einer Dampfheizung eine unerträgliche Wärme erzeugt hatten. In einem weichgepolsterten Lehnstuhle saß Herr Rabener und zitterte vor Frost. Eine schlaff herunterhängende Unterlippe, ein mattes, glanzloses Auge und etwas unheimlich Scheues in seinem ganzen Wesen machten einen durchaus abstoßenden Eindruck von seiner Person. Lorenz hob an:

„Mein Herr, ich heiße Cäsar Lorenz —"

„Machen Sie doch die Thüre zu!" fiel ihm der Kranke unmuthig ins Wort.

„Sie ist ja zu! — Ich bin der vertraute Freund Ihres künftigen Schwiegersohnes, des Herrn Eugen Marberg —"

„In's Teufels Namen! warum machen Sie denn die Thüre nicht zu?" schrie Herr Rabener, ohne aufzublicken.

„Ich kann Sie versichern, mein Herr, daß alle Thüren sorgfältig verschlossen sind!" versetzte der Besucher, der vor Hitze einer Ohnmacht nahe war. „Ich bedaure, Sie belästigen zu müssen; allein ich bin gesandt, Ihnen sehr unangenehme Nachrichten zu überbringen!"

„Dann will ich sie gar nicht hören!" rief der Kranke. „Unangenehme Nachrichten! die behalten Sie nur für sich; ich bitte Sie. Meine Nerven können keine Aufregung ertragen! Und noch einmal bitte ich Sie, machen Sie doch die Thüre zu — sie muß offen seyn — sehen Sie denn nicht, wie ich vor Frost schaudere?"

Der Abgesandte verbeugte sich schweigend und entfernte sich.

„Eugen wird einen herrlichen Schwiegervater an diesem Manne da bekommen!" sagte Lorenz für sich, indem er sich den Schweiß von der Stirne wischte. „Wenn die übrigen Familienglieder diesem gleichen, so muß es eine charmante Sippschaft seyn!"

Der Lakai erwartete ihn im Vorzimmer und Lorenz sagte zu ihm:

„Wenn Ihr einen Thaler verdienen wollt, so schafft mir schnell Papier, Feder und Tinte herbei!"

Der Diener eilte flink wie ein Wiesel, diesen Wunsch zu erfüllen.

Digitized by Google

Lorenz schrieb einige flüchtige Zeilen, händigte sie dem Diener ein und sagte:

„Falls Ihr mir binnen fünf Minuten eine Antwort von Madame Rabener bringt, sollt Ihr diesen Kronenthaler haben."

Der Lakai verschwand wie durch einen Zauberschlag und kehrte eben so schnell wieder zurück.

„Die Damen sind soeben im Ankleiden begriffen," sagte er; „Madame läßt den Herrn bitten, ein wenig im Salon zu warten. In fünf Minuten werden die Damen hier seyn. Wollen Sie gefälligst einstweilen hier herein spazieren."

Mittlerweile ließ sich ein wirrer Lärm von Klingeln und raschen Glockenzügen, von Oeffnen und Zuschlagen von Thüren, von hin und her eilenden Personen und von scheltenden Stimmen aus der Ferne vernehmen.

Lorenz suchte sich das peinliche Warten damit zu vertreiben, daß er das Zimmer, worin er sich befand, einer aufmerksamen Prüfung unterwarf, in der Hoffnung, daraus etliche Schlüsse auf den Charakter und die Beschäftigungen der Damen zu ziehen.

„Offenbar halten sie sich für hübsch," sagte er vor sich hin, nachdem er eine Weile mit prüfendem Auge den Inhalt des eleganten Gemaches gemustert, „sonst würden sie nicht so viele und große Spiegel in jeder Richtung angebracht haben. Von Stickereien und andern weiblichen Arbeiten sehe ich keine Spur; aber hier sind Bücher, die ich mir doch näher beschauen will, um zu sehen, was die Damen eigentlich für Studien treiben. Nein, fürwahr!" murmelte er, als er die Titel einiger Werke gelesen — „unsere künftige Frau Schwiegermutter ist nicht besonders wählerisch in der Lektüre! das sind ja bei Gott sehr ordinäre Machwerke!"

Nicht anders war's mit den Gemälden, die in den reichsten Rahmen die Wände zierten. — Ein Flügel stand offen da und Lorenz musterte die Musikstücke, die ein verschlungenes J und R als Eigenthum von Fräulein Julie Rabener zu erkennen gab. Seine Stirne verfinsterte sich — die Lieder und Arien waren durchweg nichtssagend, bei einigen der Text sogar unmoralisch oder gemein.

„Armer Freund!" murmelte Lorenz — „wie bitter wirst du einst enttäuscht werden!"

Nach Verlauf von beinahe einer Stunde traten zwei höchst elegant gekleidete Damen ein. Julie war allerdings sehr hübsch, sie hatte große blaue Augen und ein reiches blondes Haar.

Die Mama verneigte sich anmuthig und sagte:

„Herr Cäsar Lorenz? — Und Sie kommen allein?"

„Leider, Madame! Mein Freund Eugen Marberg ist plötzlich unwohl geworden, so daß ich ihn in Traunau zurücklassen mußte; aber seine Krankheit ist nicht von Bedeutung und wird hoffentlich bald vorüber seyn."

Bei diesen Worten betrachtete er Julie scharf: sie blieb theilnahmlos, ungerührt.

„Und Sie eilten voraus, um uns zu beruhigen? O wie erfreulich von Ihnen! wie gütig!" sagte Madame. „Haben der Herr schon gefrühstückt?"

„Noch nicht, Madame; ich nahm mir nicht so viel Zeit, weil Eugen mich dringend bat, hierher zu eilen."

Statt aller Antwort bot Madame dem Hungrigen eine reichverzierte Dose mit parfümirten Chokoladezeltchen.

Lorenz nahm einige, dachte aber bei sich:

„Eine Kotelette und eine Tasse Kaffee nebst einem tüchtigen Stück Milchkuchen wäre mir lieber!"

„Sie kommen gerade von München?" fragte Madame mit einem leichten Seufzer — „ach! meine Tochter und ich konnten leider diesen Monat nicht dorthin übersiedeln, weil mein Mann so kränklich ist! Denken Sie sich, derselbe ist nun ganz kindisch geworden und wird wohl den Winter nicht überleben. Und wir müssen hier bleiben, obschon wir ihm gar nichts nützen können! — Aber sagen Sie uns doch, wie es in München geht — gibt es einige neue Opern? Haben schon viele Bälle stattgefunden? Werden die Künstler wieder ein großartiges Fest veranstalten? Trägt man diesen Winter viel Pelze? Haben Sie den neuen Roman von Fanny Lewald gelesen? O, bitte, sagen Sie uns Alles! erbarmen Sie sich unser in dieser traurigen Einöde!"

„Armer Eugen!" dachte Lorenz — „wenn dein Schwiegerpapa noch so einsylbig seyn sollte, die gute Schwiegermama wiegt diesen Fehler reichlich auf!"

Endlich kam das Frühstück, das mit Eleganz servirt wurde. Unter dem Essen fuhr Lorenz fort, sich den Damen so angenehm zu machen, daß Madame Rabener, als sie beim Abschiede ihm den Finger bot, ihm schmeichelnden Tones sagte:

„Wenn Herr Marberg morgen auch noch nicht im Stande seyn sollte, Sie zu begleiten, so erwarten wir Sie wenigstens auf jeden Fall hier.

Digitized by Google

Nicht wahr, Sie kommen? Ich habe noch tausend Fragen über München und Wien an Sie zu richten!"

Hierauf reiste er ab.

(Fortsetzung folgt.)

Edmund Champion,

oder:

Der Mann mit dem kleinen blauen Mantel.

(Fortsetzung.)

Während mehr als eines halben Jahrhunderts widmete sich Champion den Werken der Liebe, die von Gott kommt. Während dieser Zeit suchte er auf den Straßen, in den Hütten und Dachkammern das Elend und die Leiden auf. Seine rührenden Abenteuer würden einen ganzen Band ausfüllen.

Auf dem Lande umherstreifend, erblickt er ein Haus ohne Dach. Er tritt ein und findet einen Unglücklichen, der unter einer schlechten Decke vor Kälte zitterte. Während er ihn befragt, kommt eine andere Person, der Eigenthümer dieser Ruine. Dieser willigt ein, daß der arme Mann zwischen den vier Mauern, in seinem Eigenthume, bleiben dürfe, obgleich er schon seit einem Jahre keine Miethe mehr bezahlt hat.

„Dann lassen Sie auch ein Dach machen," sagte der Mann mit dem kleinen blauen Mantel, „hier ist das Geld dafür!" —

Nach der Revolution von 1830 war eine Dame von hoher Geburt, alt, verlassen und ruinirt, in einen Zustand der Lähmung verfallen. Aus der Verwerthung verschiedener Kleinodien, die ihr noch von ihrem früheren Reichthume geblieben waren, bildete sie sich ein kleines Kapital und zog sich in ein bescheidenes Häuschen in einem Weiler zurück. Ganz in der Nähe wohnte eine arme Wittwe mit ihrem zehnjährigen Töchterchen. Die Anmuth und die liebenswürdige Figur des Kindes zogen die Aufmerksamkeit der von ihren Leiden darniedergebeugten Dame auf sich. Sie bat die Mutter um das Kind, um ihr in der Führung ihrer Haushaltung, welche ihr in ihrer Lage äußerst schwer wurde, beizustehen.

Bald hatte Colombine zwei Mütter. Die Herzogin lehrte sie lesen und schreiben und alle feinen Nadelarbeiten, die man in einem Dorfe nicht immer lernen kann.

So vergingen einige Jahre.

Columbine wuchs unterdessen heran; aber die Dame, die ihr kleines Kapital nun fast ganz aufgezehrt hatte, sah am Ende keinen andern Ausweg, als die öffentliche Wohlthätigkeit um ein Bett anzusprechen, das heißt, um die Aufnahme in ein Spital nachzusuchen.

Eines Morgens ruft sie das Mädchen zu sich und eröffnet ihm ihren Entschluß.

Columbine zitterte, ihre Augen benetzten sich mit Thränen und sie sprach zum ersten Male mit fester und eindringlicher Stimme:

„Nein, Madame, das darf nicht geschehen! Sie — im Spital, ferne von mir! nein, nein, das geschieht nicht!"

Am andern Tage kam Columbine früh in das Haus und brachte verschiedene Arten wollen Garn, Zeichnungen und Seide mit. Ihre Ohrringe und ihr Kreuz waren verschwunden. Sie hatte in der Stadt Arbeit gesucht und gefunden, und von da an kannte sie nichts mehr als ihre Arbeit und ihre gelähmte Kranke, die noch dazu ihr Augenlicht verlor.

Der Ruf dieser Tugenden, die unter dem Druck der Leiden heranwuchsen, verbreitete sich bald. Herr Champion hört auch davon. Sogleich macht er sich auf den Weg nach der bescheidenen Wohnung, sieht und tröstet die Tochter der Paläste, gepflegt und genährt von einer Tochter aus dem Volke. Colombine reichte ihm gastfreundlich Erfrischungen dar.

Lassen wir ihn das Mädchen selbst schildern:

„Sie war eine schöne Jungfrau. In ihrem Gesichte spiegelte sich ihre edle Seele. Aus zarter Verehrung nannte die alte Dame sie Sanct Colombine. Was an ihr sogleich auffiel, war ein gewisser edler Anstand, eine zierliche und anmuthige Einfachheit, die sie offenbar durch ihren langen Verkehr mit dem Muster von gutem Ton, das sie vor sich sah, angenommen hatte. Man hätte sie für die wirkliche Tochter der Herzogin gehalten, die in geborgtem bäuerischen Gewande einherging."

Der Besucher ließ beim Weggehen einige Goldstücke auf dem Kamine liegen. Colombine wollte sie ausschlagen.

„Mein Kind," sagte der Greis, „Dir kann ich nur den Ausdruck meiner Bewunderung darbieten; das Uebrige ist für die unvorhergesehenen Bedürfnisse der Kranken bestimmt. Verwende es dazu. Ich werde von jetzt an alle sechs Monate kommen, um diesen Nothpfennig zu erneuern."

Zwölfmal wiederholten sich jene Besuche, bis endlich die blinde und lahme Dame starb. Der

Greis kam, um die Anstalten zur Beerdigung zu treffen und die untröstliche Colombine in ihren letzten Pflichten zu unterstützen und zu ermuthigen.

Ein Jahr darauf klopfte er vergeblich an der Thüre des Hauses. Er erkundigte sich nach Colombinen. Man führt ihn in ein benachbartes Schloß; dort empfängt ihn eine junge Frau.

„Hätten Sie mir früher" — spricht sie nach der Bewillkommnung — „Ihren Namen genannt, um was ich Sie so oft gebeten, so würden Sie mein Glück bälder erfahren haben."

Es war Colombine, welche einer der reichen Grundbesitzer der Gegend, ein vormaliger Offizier, geheirathet hatte.

Der noch in jungen Jahren stehende Gemahl trat vor und fragte, indem er einen Blick auf seine Frau warf, lächelnd:

„Habe ich Unrecht gehabt, mein Herr?"

Als Antwort auf diese Frage drückte der Greis Beiden freudig die Hände und erhob seine Blicke gen Himmel mit Thränen in den Augen. —

So floß sein langes Leben dahin, indem er bis zum letzten Tage desselben das im Verborgenen und in der Niedrigkeit geschehene Gute aufsuchte, es ermuthigte und der tiefen Noth, die sich ihm darbot, liebreich abhalf. Seine armen Verwandten und seine Geburtsstätte waren unter den Ersten, denen er eine freundliche Fürsorge angedeihen ließ.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Beurtheilung einer Million.) Eine Million Thaler in Dukaten wiegen 22 Ctr. 63 Pfd., in Friedrichsd'or zu 5 Thaler: 25 Ctr. $88^1/_2$ Pfd., in ganzen preuß. Thalern: 425 Ctr., in Achtgroschenstücken: 480 Ctr. 75 Pfd., in Viergroschenstücken: 605 Ctr. 94 Pfd., in Zweigroschenstücken: 822 Ctr. 80 Pfd., in Kassenanweisungen zu 1 Thaler: 14 Ctr. 81 Pfd. — Um eine Million zu versenden: die Geldfässer, jedes zu 8 Pfd. gerechnet, wiegen für ganze Thaler: $36^1/_2$ Ctr., 2000 Thlr. in ein Faß, für Drittelsthaler: 49 Ctr., 1500 Thlr. in ein Faß, für Zwölftelsthaler: 73 Ctr., 1000 Thlr. in ein Faß. Wenn aus einem Bogen Papier von größerem Format 20 Stück Kassenanweisungen zu 1 Thlr. gefertigt werden können, so würden zu einer Million erforderlich seyn: 104 Ries, 3 Buch, 8 Bogen Papier. Wenn man annehmen könnte, daß auf einem zweispännigen Wagen 20 Ctr. Gold transportirt werden könnten, so würden zur Fortschaffung erforderlich seyn für eine Million in ganzen Thalern incl. Fässer: 23 Wagen, in Achtgroschenstücken: 26 Wagen, in Viergroschenstücken: 33 Wagen, in Zweigroschenstücken: 45 Wagen.

(Flaschen-Spargel.) In der Spargelzeit hat folgende Notiz, die wir einem französischen landwirthschaftlichen Blatte entnehmen, für Manchen vielleicht Interesse. Ein Oekonom in Bar-sur-Seine baut seine Spargeln mitten unter andern Gemüsen und hat mehr Gewinn davon als sonst, wo er eigene Spargelbeete hatte. Sobald sich dieselben zeigen, stellt er Flaschen darüber, die er so tief wie möglich in die Erde drückt. Die Schößlinge steigen bis oben unter den Boden der Flasche, senken sich und steigen wieder, bis das Glas ganz ausgefüllt ist. Ein solcher Spargelschößling wog 450 Grammes und war so zart und wohlschmeckend, als ob er im ersten Momente gestochen worden wäre.

Sylben-Räthsel.

Ein munt'rer Bauernknabe ging
Zur Meß' einst in die Stadt, und flink
Lief er, sich umzuseh'n, umher,
Durchstrich' die Stadt der Kreuz und Quer;
Vor Freude ihm, die er empfand,
Die erste Sylbe offen stand.
Er trat zu einer Bude hin,
Wo seiner harrte viel Gewinn;
Denn wenn er that die Sylbe zwei,
So profitirte er dabei.
Da kam sein Brüderchen und sprach:
Dahin ist schon ein halber Tag,
Laß uns nicht länger müßig steh'n,
Nach Hauf' an uns're Arbeit geh'n.
Doch jener sagte: Keinen Schritt
Weich' ich von hier, ich geh' nicht mit;
Denn dieses bringt mir mehr Gedeih'n,
Als fange ich das Ganze ein.

Auflösung des Sylben-Räthsels in Nro. 52:

Herrschaft.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 54. Freitag, 5. Mai 1854.

Was der Name Frau bedeute.

Von Aloys Henninger.

Vrô-wê (Froh-Weh).
Frauenlob. *)

Was der Name Frau bedeute,
Süße Seele, weißt du's auch?
Wohl denn, meiner Forschung Beute
Weih' ich dir nach Sängerbrauch.

Räthselhaft, gleichwie ihr Schönen
Selber, ist dies kleine Wort,
Das mit seinen Zaubertönen
Mächtig reißt die Herzen fort.

Tief, recht tief erst mußt' ich schauen
Und zum Quell der Sprache geh'n,
Wie ins Aug' man muß den Frauen,
Will man sie ergründen, seh'n.

Schuf sie selbst mit selt'nen Waffen
Die Natur gar wunderhehr,
Hat so sinnreich wohl geschaffen
Auch kein Wort die Sprache mehr.

Was ein Auge je gelesen
In dem Herzensgrund der Frau'n,
Kannst du treu, ihr vollstes Wesen,
In der schlichten Sylbe schau'n.

Wohlerforscht und wohlergründet,
Gibt sie wundersam Bescheid,
Da, zergliedert, sie verkündet
Froh und Wehe, Freud und Leid.

Soll ich weiter dich nun fragen,
Ob das Wort zum Wesen paßt?
Soll ich weiter dir nun sagen,
Ob sein Sinn die Frau'n erfaßt?

Wohl erscheint's ein tiefes, wahres,
Wenn ich in das Leben seh':
Ein Gemisch, ein wunderbares,
Sind die Frau'n von Froh und Weh.

Nacht und Schatten, Licht und Sonne
Schafft ein Wink von ihnen schnell;
Aller Kummer, alle Wonne
Hat in ihnen ihren Quell.

Ehrfurcht muß ich darum weihen
Noch dem Geist der Sprache jetzt;
Nur kann ich ihr nicht verzeihen,
Daß das Weh sie — nachgesetzt.

*) Heinrich Frauenlob leitet den altdeutschen Namen Vrouwe (Frau) aus Vrô-wê (Froh-Weh oder Freud-Leid) her, ein sinniges Wortspiel, das sich im „Sängerkrieg" über Wip oder Vrouwe findet.

Die Liebesprobe.

(Fortsetzung.)

Nach Traunau zurückgekehrt, fand Lorenz im Gasthofe den Doktor Meßner, der ihn erwartete, um ihm in Kürze mitzutheilen, daß die Krankheit seines Freundes sich gesteigert und einen ernsten Charakter angenommen habe.

„Ich habe Herrn Marberg nach meinem eigenen Hause bringen lassen, weil er bei mir doch bessere Pflege und Wartung finden dürfte, als im Gasthause," sagte der würdige Mann; „und obschon ich dem braven Adlerwirthe nicht zu nahe treten will, so weiß ich doch, daß ein Kranker mit einer ansteckenden Seuche in einem Gasthofe nicht willkommen ist."

Lorenz dankte dem wackern Arzte und folgte ihm nach seinem hübschen kleinen epheu-umrankten

Digitized by Google

Hause in einem freundlichen Gärtchen. In der Stube des Patienten trafen sie ein hübsches Mädchen, das Herrn Marberg soeben die Medizin reichte und von dem Eintreten eines Fremden überrascht schien.

„Bleib' nur, mein Kind!" sagte der Doktor — „es ist der Freund unsers kranken Gastes."

Darauf stellte er sie Herrn Lorenz als seine Tochter Franziska vor und drückte einen Kuß auf die Stirn des Mädchens.

Eugen lag mittlerweile schon im Delirium und erkannte seinen Freund nicht mehr; von Zeit zu Zeit aber wiederholte er den Namen Juliens.

Drei angstvolle Tage vergingen, ohne daß der Zustand des Kranken sich besserte. Am vierten Tage nahm Doktor Meßner Herrn Lorenz bei Seite, welcher ebenfalls in dessen Hause Quartier gefunden hatte, und sagte zu ihm:

„Die Krankheit wird immer bedenklicher und droht sogar einen ungünstigen Ausgang. Sie sollten den Angehörigen Ihres Freundes Nachricht von seinem Befinden geben. Vor Allem aber müssen Sie nach Märtensee hinüber und die Familie Rabener mit dem Zustande unsers armen Freundes vertraut machen. Wenn Fräulein Julie ihn noch einmal zu sehen wünscht, so sollte sie keine Zeit verlieren!"

„Aber wenn Sie zu einem andern Kranken gerufen werden sollten," entgegnete Lorenz mit einer Thräne im Auge, „wer wird sich alsdann während unser Beider Abwesenheit des Kranken annehmen?"

„Meine Tochter soll ihm abwarten!"

„Wie? Sie wollten diesem zarten, lieblichen Wesen einen so häßlichen Anblick zumuthen, wie ihn der Kranke darbietet — von der Ansteckung gar nicht zu reden!"

„Bah! Fränzchen ist ein muthiges Mädchen und von Kind an gewöhnt, meine armen Patienten zu besuchen und zu verpflegen. Manche Leute meinen, nicht ich, sondern sie sollte das Doktordiplom haben, denn ihre freundlichen Worte und kleinen Dienstleistungen haben bei Manchen schon mehr gefruchtet, als meine Heilmittel und Verordnungen!"

Lorenz setzte sich in den Schlitten und fuhr nach Märtensee hinüber. Auf halbem Wege begegnete er dem Diener von dort, der ihm entgegen geritten kam.

„Ach, wie gut, daß ich Sie treffe!" rief der Lakai. „Ich sollte eben nach Traunau reiten und mich nach Herrn Marbergs Befinden erkundigen. Die Damen sind in gewaltiger Unruhe seinetwegen; deßhalb mußte ich in größter Eile satteln und —"

„Haltet ein!" versetzte Lorenz zornig, denn der Unmuth trat ihm auf die Zunge — „wenn Jemand in „gewaltiger Unruhe" ist wegen eines Andern, so wartet er nicht drei Tage, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen!"

Als Lorenz bei seiner Ankunft in Märtensee geräuschlos in den Salon trat, überraschte er Madame Rabener über dem aufmerksamen Studium des neuesten Modejournals, während ihre Tochter am Piano ein lustiges „Schnaderhüpferl" von mehr als zweideutigem Inhalte sang.

„Ach Gott, kommen Sie endlich?" rief die ältere Dame. „Nun, wie geht es dem armen Herrn Eugen?"

„Ueberaus schlecht!" versetzte Lorenz — „ja, vielleicht ist er in diesem Augenblicke schon gestorben!"

Beide Damen schrieen laut auf.

„Ja, meine Damen," fuhr er fort, „wenn Sie ihn noch einmal sehen und sprechen wollen, haben Sie keine Zeit mehr zu verlieren!"

„Joseph! laß sogleich den Schlitten einspannen!" rief Madame.

Bleich und zitternd liefen Mutter und Tochter nach ihren Hüten, Mänteln, Pelzen, Fußsäcken und dergleichen, und vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben vergaßen sie dabei in den Spiegel zu blicken. Bald standen sie reisefertig, so groß war ihre Eile.

„Diesmal hab' ich ihnen doch Unrecht gethan!" dachte Lorenz.

„Aber was für eine Krankheit hat er denn eigentlich, der arme gute Marberg?" fragte Madame.

„Die Pocken, die sich leider noch mit einer Art Schleimfieber complizirt haben!" gab Lorenz zur Antwort.

Mutter und Tochter wechselten bedeutsame Blicke und eine peinliche Pause erfolgte.

„In diesem Falle, mein bester Herr Lorenz," hob Madame endlich an, „werden Sie es selber einsehen, daß es für uns rein unmöglich ist, Herrn Marberg zu besuchen!"

„Rein unmöglich? und warum dies?" fragte Lorenz.

„Die Krankheit ist ja ansteckend und es hieße von mir meine Pflicht als Mutter mit Füßen treten, wollte ich meine zarte Tochter, mein einziges, kostbares Kind, einer solchen Gefahr aussetzen. Sagen Sie Ihrem Freunde, daß wir das innigste Mitgefühl für ihn hegen, allein daß wir

Digitized by Google

unmöglich kommen können. Wir sind überzeugt, daß Sie ihn wie einen Bruder verpflegen werden; wir wollen jeden Tag nach Traunau hinüber schicken und uns nach seinem Befinden erkundigen lassen, und ich versichere Sie, mein bester Herr Lorenz," setzte sie hinzu, indem sie mit ihrem Taschentuche nach den Augen fuhr, „unterdessen werden wir unsäglich leiden."

Lorenz wünschte die alte Heuchlerin im Stillen dorthin, wo der Pfeffer wächst, und empfahl sich rasch, denn er fühlte wohl, daß er in diesem Momente unmöglich mehr als einige gleichgiltige Phrasen banaler Artigkeit über die Zunge bringen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Edmund Champion,

oder:

Der Mann mit dem kleinen blauen Mantel.

(Schluß.)

Im Jahre 1814 und in den folgenden Jahren ließ Champion an die Bedürftigen seines Heimathsortes Vorräthe von Kleidungsstücken und Getreide vertheilen. In dem furchtbaren Winter von 1829 auf 30 schrieb er an den Ortsvorstand von Castel-Sensoir folgende Zeilen, die allein schon seinem Andenken ein ehrendes Denkmal setzen:

„Der hohe Preis des Brodes erhöht noch die Strenge der Jahreszeit. Wenn sich zu diesen beiden Geißeln noch der Mangel an Arbeit gesellt und der Kranke, der Arme, der Greis, die Wittwe in Noth gerathen, so stelle ich die Bitte an Sie, mein Herr, auf meine Kosten Holz, Fleisch, Brod, wollene Strümpfe, Holzschuhe und dergleichen zu vertheilen. Ich habe zu gleicher Zeit an Herrn Rollet, Sohn, geschrieben, damit er die nöthige Quantität Brodes zu Ihrer Verfügung bereit hält. Herr Champert wird für den anderweitigen Bedarf die Geldmittel vorschießen."

Und doch, wer sollte es glauben! in jener Gegend, deren Bewohner er mit Wohlthaten überschüttet hatte, brach in seinen Waldungen Feuer aus. Es war ein grausamer Schlag für ihn. Ein ganzes Jahr konnte er sich nicht entschließen, die Oertlichkeiten wieder zu besuchen, deren Anblick die seinem Herzen geschlagene Wunde wieder bluten machen würde; denn man hatte ihn damals versichert, der Waldbrand sey das Werk verkehrter Bosheit gewesen. Als er endlich wieder dorthin kommt, erklären sich zwei Bauern auf dem Schauplatze des Brandes bereit, ihm das Geheimniß desselben zu enthüllen. Er führt sie in den entlegensten Theil des Gehölzes und läßt sie im Angesichte Gottes schwören, das schreckliche Geheimniß in ihrer Brust zu begraben. Sodann führt er sie wieder zurück, entläßt sie, indem er sie nochmals an ihren Eid erinnert und noch jedem von ihnen ein kleines Geschenk an Geld einhändigt. —

Nachdem er bereits dreißig Jahre lang seine guten Werke im Stillen und unbekannt verrichtet hatte — und wie viele sind jetzt noch unbekannt! — kamen sie endlich, ihrer großen Zahl wegen, an das Licht der Oeffentlichkeit. Aus dem Munde der Armen der großen Stadt flog sein Name zu den tausend Stimmen der Tagespresse. Es war zu der Zeit, wo seine kräftige Menschenliebe, die Masse des Elends umfassend, auf offenem Quai der hungrigen Menge gesunde und reichliche Nahrung austheilte; es war zu der Zeit, wo er allein die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten in den Hintergrund stellte; es war zu der Zeit, wo er in einigen Winterwochen 40,000 Suppen vertheilte!

Damals erst kam das Gerücht von all diesem Guten aus den Werkstätten der Arbeiterklasse in die vornehmen Gesellschaften, und die gelben Finger des Neides versuchten es, jenen unschuldigen Ruhm anzutasten.

Das Volk liebte ihn und beneidete ihn nicht. O, wie viele Thränen der Freude und wie viele Rufe der Freude und des Dankes entströmten jenem gerührten Volkshaufen, der sich um den „Mann mit dem kleinen blauen Mantel" drängte!

Eines Tages folgte ein in Lumpen gehüllter Unglücklicher mit seinen Blicken der lebhaften Behendigkeit und der einladenden Freundlichkeit jener austheilenden Hand. Ungestüm ruft er aus:

„Und es gibt eine Erde, in welcher ein Mann wie dieser modern soll!"

Dieses Wort, um das ihn Shakespeare beneidet haben würde, kam aus dem Munde eines armen Lumpensammlers.

Zu allem Diesem kommt noch die schöne und großartige Thatsache, daß Edmund Champion 47 Schulen gegründet hat.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Ein Riesenbau in Nord-Amerika.) Der Stadt New-York fehlte es ehedem an gutem Trinkwasser. Um sie damit zu versorgen, ist eine Wasserleitung gebaut worden, welche den gewaltigsten Werken, die jemals von den Römern ausgeführt worden, nicht nur nicht nachsteht, sondern sie noch bei weitem übertrifft. Sie leitet das klare, frische Wasser aus dem kleinen Flusse Croton, dem Hudson entlang laufend, in ein großes Becken, welches ganz in der Nähe der Stadt liegt. Der Aquäduct ist 42 engl. Meilen oder 15 gute Wegstunden lang, läuft über Thal und Hügel, über Schluchten, Wasserfälle und Flüsse. Das Vorrathsbecken liegt 114 Fuß über der Meeresfläche und man kann deßhalb vermittelst langer Röhren alle Stadttheile überflüssig mit Wasser versorgen. Der Kostenanschlag war 8,500,000 Dollars; da aber eine große Brücke über den Hudson gebaut werden mußte und noch andere unvorhergesehene Arbeiten sich einstellten, so kam die Ausführung des ganzen Werkes auf 12,000,000 Dollars zu stehen. Beim gesammten Mauerwerke ist nur hydraulischer Mörtel angewendet worden. Vom Jahre 1835 bis 1850 arbeiteten täglich 4000 Menschen an diesem gewaltigen Werke.

(Der Fregattenvogel.) Dieser Vogel ist wirklich ein Luftbewohner, er lebt und schläft darin und kommt außer der Brutzeit nie ans Ufer. Die Erklärung dieses merkwürdigen Naturwunders ist sehr einfach. Er hat einen ungeheuern Sack unterhalb seiner Kehle, seine Haut ist locker, Knochen und Adern wahre Luftgefäße. Bei einer ungewöhnlichen Ausspannung von Schweif und Flügeln und Einsaugung einer gehörigen Menge Luft, die er innerhalb seines Körpers verdünnen kann, wird er ein wahrer Luftballon und schwimmt selbst während des Schlafs in der Atmosphäre.

Daß der vielbesungene Wunderdoktor Eisenbart nicht der Mythe angehört, sondern eine historische Person ist, zeigt eine an der St. Aegidienkirche zu Münden stehende Grabinschrift: „Allhier ruht in Gott der hochedle hocherfahrne und weltberühmte Herr Johann Andreas Eisenbart, Königl. Großbritt. Kurf. Braunschw. privilegirter Landarzt wie auch Königl. Preuss. Rath und Oculist von Magdeburg, geb. 1661, gest. 1727 11. Nov. ætatis 66 Jahr."

Der berühmte Componist Benda kam auf seiner Kunstreise durch Deutschland nach Schlesien, wo er in dem Wirthshause eines armseligen Dorfes übernachten mußte. Beim Eintreten sieht er einen ausgemergelten Hund an der Kette, und indem er vor demselben stehen bleibt, entspinnt sich folgendes Gespräch zwischen ihm und dem herzugekommenen Wirthe:

Benda: Was fehlt dem Thiere?

Wirth: He frißt nischt.

Benda: I warum denn nicht?

Wirth: Mer gahn em nischt.

Benda: Du mein Himmel, warum denn aber nicht?

Wirth: Mer han nischt.

(Ehestandsscheue.) Sie: Du möchtest nur immer so zur Kurzweil ein Verhältniß mit mir haben — so mag ich nun ein für allemal nicht mehr! Du bist selbstständig und hast ein gutes Einkommen; wenn Du es ehrlich und redlich mit mir meinst, so — heirathe mich. Wer A sagt, muß auch B sagen!"

Er: Ja, ja, mein liebes Herz! ich will recht gerne B sagen, auch noch C und D, nur nicht E! (Ehe).

Buchstaben-Räthsel.

Am balt'schen Meere dehnt mein Wort
Sich hin als Hafenstadt;
Für Handel und für Schifffahrt sie
Gar viel Bedeutung hat.
Einst war in Schwedens Krone sie
Ein wahrer Edelstein;
Doch heute nennt des Czaren Reich,
Das mächtige, sie sein.

Das letzte Zeichen streichet weg
Und setzt ein and'res hin:
Ein Bergkoloß dann ragt mein Wort
Bis wo die Wolken zieh'n;
Im Schweizerlande lieget er
Und wer recht weit es liebt
Sich umzuseh'n, besteig' ihn, wenn
Der Himmel ungetrübt.

Auflösung des Sylben-Räthsels in No. 53:
Maulwurf.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 55. Sonntag, 7. Mai 1854.

Die Liebesprobe.

(Fortsetzung.)

Bei der Heimkehr in Doktor Meßners Haus fand Lorenz Franziska am Bette des kranken Freundes wachend; ihr Vater war nach auswärts zu einem Kranken gerufen worden.

„Pst! stille, er schläft!" flüsterte sie dem Eintretenden zu.

In der Unruhe seines Fieberschlummers hatte Eugen sein Kopfkissen über das Bett hinunter gestoßen. Franziska hob es auf, richtete dem Kranken sachte den mit dem häßlichen Ausschlage und den Pusteln bedeckten Kopf in die Höhe und winkte Lorenz, das Kissen wieder ordentlich unterzulegen.

„Wie, Franziska," fragte Lorenz und dachte dabei unwillkürlich an die Damen in Märtensee drüben, „fürchten Sie sich denn nicht vor Ansteckung?"

„Ich bin geimpft," versetzte Franziska.

„Das hatte bei Eugen aber ebenfalls stattgefunden!"

„Und bei Ihnen wohl auch," erwiederte Franziska unbefangen; „warum verpflegen Sie ihn dennoch?"

„Weil Eugen mein Freund ist — das macht doch einen großen Unterschied!"

„Zwischen Ihnen und mir?" fragte sie — „mit nichten! Herr Marberg ist unser Gast; wie könnte ich es da über mich gewinnen, ihn zu vernachlässigen?"

Lorenz setzte sich schweigend in eine Ecke und beobachtete eine Weile des Doktors hübsche Tochter aufmerksam, wie sie so neben dem Bett des Patienten am Tischchen saß und einige Lappen alter Leinwand in Charpie verwandelte. Es lag in dieser Beschäftigung gar nichts Poetisches oder Erhabenes, und doch erschien ihm Franziska in ihrem einfachen Haarputz und ihrem schlichten Hauskleide tausendmal reizender, als die strahlende Julie in ihrer Seidenrobe, von Geschmeide blitzend, mit kostbaren Spitzen behangen, wenn sie die reichberingten Finger über die Tasten ihres Piano gleiten ließ.

Auf einmal verdüsterten sich seine Züge; ein schwarzer Argwohn tauchte in des Weiberverächters Seele auf. Wie? wenn das Mädchen den reichen jungen Mann nur darum verpflegte, um im Falle seiner Wiedergenesung ihn für sich zu gewinnen, ihm Pflichten der Dankbarkeit aufzuerlegen, die er vielleicht mit seinem Herzen und seiner Hand lohnen würde? — Dieser Gedanke peinigte ihn mit der größten Hartnäckigkeit und er nahm sich vor, sie zu beobachten und auf die Probe zu stellen.

„Kommt Fräulein Rabener nicht, um ihren Verlobten zu besuchen?" fragte Franziska nach einer Weile.

„Nein, sie fürchtet die Ansteckung."

„Wie? sie fürchtet? Ich dachte, sie liebe Herrn Marberg?"

„Ja, sie liebt ihn, das heißt nach der Weise, wie solche Modeäffchen eben lieben, die weder Geist noch Gemüth und Seele haben!"

„Ach, Sie sind zu strenge, Herr Lorenz!" sagte Franziska.

„Nun, die Zeit wird es ja lehren!" versetzte Lorenz. „Eugen wenigstens liebt Fräulein Julie aufrichtig und nicht um ihres Vermögens willen, obschon er dieses nach seinem neuesten Unfall sehr wohl gebrauchen könnte, sondern lediglich um ihrer Persönlichkeit willen. Wenn die Damen in Märtensee gar wüßten, wie es in Wahrheit um Eugen's Vermögen steht," setzte er mit wehmüthigem Kopfschütteln hinzu, „wer weiß, ob sie sich überhaupt noch um ihn kümmerten!"

Digitized by Google

Franziska blickte fragend aber doch unbefangen zu Herrn Lorenz auf, als erwarte sie weitere Auskunft über diesen geheimnißvollen Punkt; doch war sie zu zartfühlend, um eine Frage an den Freund des Kranken zu richten. Da Lorenz jedoch diese Auskunft nicht geben zu wollen schien, so sagte sie:

„Ich bin überzeugt, Sie urtheilen ungerecht von Fräulein Julie. Zwar kenne ich sie nicht, aber bei ihrem großen Vermögen würde sie gewiß nicht so eigennützig seyn, ihre Liebe dem Interesse zum Opfer zu bringen; sie würde es wohl eher als eine willkommene Gelegenheit betrachten, dem geliebten Verlobten ihre wahre Neigung dadurch beweisen zu können, daß sie ihm ihre Hand und ihr Herz schenkte, gerade weil er nicht mehr reich ist."

Lorenz schüttelte den Kopf.

„Ich fürchte," sagte er, „Sie irren sich in Fräulein Rabener, mein liebes Kind; ich urtheile nur nach Menschenkenntniß und Erfahrung, die ich mit schwerem Lehrgeld mir angeeignet habe, ohne dadurch glücklicher geworden zu seyn. — Es walten eigenthümliche Umstände vor, die ich Ihnen um so eher mittheilen möchte, als Sie sonst leicht gering von Marberg denken könnten. Mein Freund besaß ein hübsches Vermögen, das er zum größten Theile einem vermeintlichen Freunde im nahen Auslande, einem Fabrikanten, anvertraute, der für sehr reich galt und dessen Unternehmung sehr gedeihlich und blühend schien. Außerdem hatte Eugen Anwartschaft auf das Erbe seines vermögenden Großvaters von mütterlicher Seite, eines geizigen Mannes, dem sein Geld das Höchste im Leben war. Noch vor zwei Monaten war Eugen also eine sogenannte gute Partie und darum in den Augen von Madame Rabener und ihrer Tochter wohl gelitten; allein sein Freund, der Fabrikant, machte Bankerott, entfloh nach Amerika, hinterließ seinen Gläubigern nur ein überschuldetes Geschäft und Eugen's Forderung dürfte kaum zum zwanzigsten Theile befriedigt werden. Sein Großvater war über diesen Mangel an Vorsicht und praktischem Verstand des Enkels, der ihn aus Freundschaft und edlem Vertrauen in einen solchen Verlust verwickelt hatte, so empört, daß er ihn enterbte und ihm nur eine sehr bescheidene Leibrente hinterließ. Das Alles ereignete sich in den jüngsten Wochen und traf das Gemüth wie den Körper Eugen's sehr schwer. Ein gewisser edler Stolz, ein Selbstgefühl — oder falsche Scham, wenn Sie so wollen — hielt ihn ab, diese Nachrichten Julien brieflich mitzutheilen. Er wollte ihr und ihrer Mutter Alles mündlich erzählen und erläutern und erst dann ihren Entschluß vernehmen und zur Verlobung schreiten. Zu diesem Zwecke nahm er mich als Zeugen und Begleiter und Stütze mit. Aber der Zweifel, die Spannung, die Unruhe, sein ganzer Gemüthszustand stimmten insgeheim seinen Körper so herab, daß diese Krankheit vielleicht nur die Folge von jenem geheimen Kummer und Grämen ist."

„Der arme Herr Marberg!" versetzte Franziska im Tone der aufrichtigsten Theilnahme — „er hat sich so edel benommen, daß Fräulein Julie wahrlich sehr wenig Seelengröße besitzen müßte, wenn sie ihn deßwegen ausschlüge; er verdiente in der That ein glücklicheres Loos!"

Lorenz sah eine stille Thräne in ihren Wimpern blinken, als sie mit einem Blicke des innigsten Mitleids den Kranken betrachtete. —

Am andern Morgen war Eugen entschieden besser und sein wackerer Wirth und Arzt hatte schon nach einigen Tagen die Freude, ihn aller Lebensgefahr entgangen zu erklären.

„Sind Julie und ihre Mutter oft hier gewesen?" fragte der Kranke, als er wieder zum Bewußtseyn gekommen war.

Lorenz erklärte ihm nun haarklein das Ergebniß und alle Nebenumstände seiner beiden Besuche in Märtensee.

„Das ist auffallend!" sagte Marberg mit einem tiefen Seufzer.

„Mir ist es nicht aufgefallen, lieber Freund," meinte Lorenz. „Sehen Sie dagegen einmal hier Fräulein Franziska an — ohne ihre sorgliche Pflege lägen Sie nun wahrscheinlich auf dem Kirchhofe; nächst dem lieben Gott verdanken Sie nur ihr und Ihrem wackern Vater Ihr Leben!"

„Wie kam es, daß Sie so muthig waren, meine liebe Pflegerin," fragte Eugen — „während Fräulein Julie so viel Feigheit und Furcht zeigte?"

„Ei, das ist ja einfach," erwiederte arglos das Mädchen, „Fräulein Julie ist reich und schön, hat also etwas zu verlieren; ich bin ein gewöhnliches Ding und um meine Schönheit wär's kein Schade gewesen."

Eugen drückte Franziska die Hand und sah sie zum ersten Male schärfer an. Er fand sie zwar nicht schön, aber reizend, anbetungswürdig. —

Mittlerweile mußte der Kutscher der Familie Rabener pünktlich jeden Tag nach Traunau herüberreiten, um sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen, hatte aber den gemessenen Auftrag, ja bei Leibe niemals zu diesem Behufe den Fuß

Digitized by Google

über des Doktors Schwelle zu setzen, und seine Taschen waren ein wahres Magazin von Kampher, Aether, Räucheressig und derlei Palliativen gegen ansteckende Krankheiten.

„Nun sehe mir doch Einer diese beiden herzlosen Weiber an!" rief Cäsar Lorenz eines Tages, als er dies erfuhr — „hätten wir Alle die Pest bekommen und Cholera und gelbes Fieber dazu, sie könnten uns nicht mehr fürchten!"

„Seyen Sie doch milder gegen die beiden furchtsamen Damen, mein lieber Lorenz!" gab Eugen zur Antwort — „bedenken Sie doch, daß die eine meine Frau, die andere meine Schwiegermutter werden soll!"

„Nun, beim Himmel, daran denk' ich ja eben!" rief Lorenz lebhaft — „gerade deßhalb ist ja das Betragen der beiden Damen um so unverzeihlicher! Und Sie wollen also Ihren Vorsatz immer noch ausführen? Sie wollen als noch nach Märtensee hinüber? Und wann wollen Sie denn Ihren Triumphzug in jenes „theure Haus" halten, wie Sie es am Abend unserer Ankunft so poetisch nannten?"

„Bis Ende dieses Monats, denke ich," erwiederte Eugen.

„Warten Sie doch lieber noch einige Wochen länger; warten Sie geduldig, bis die Spuren Ihrer Krankheit von Ihrem Gesichte verschwunden sind und die schöne, „süße" Julie Sie wieder erblicken kann, wie Sie zuvor waren!"

Sehr ungern verstand sich der Patient zu dieser Verzögerung; indeß vertrieb er sich die Zeit so gut wie möglich und half mitunter Franziska ihre Kranken im Städtchen und der Nachbarschaft besuchen, als er wieder ausgehen durfte. Lorenz war nämlich auf einige Wochen nach München gereist, um verschiedene Geschäfte dort zu besorgen, und Marberg war daher beinahe ausschließlich auf den Umgang des Doktor Meßner und Franziska's beschränkt.

(Schluß folgt.)

Die Friedenspfeife.

Körner's „Weltspiegel" (Halle, bei Delbrück, 1854) gibt im 2ten Bändchen u. A. eine ergötzliche Schilderung der „Schicksale des Tabaks", aus welcher wir folgende Skizze ausheben:

Wer sollte wohl meinen, daß der größte Held, den je die Erde gesehen hat, daß der gewaltige Eroberer, dem alle Völker der Erde unterworfen sind; daß der unverzagteste Märthyrer, über welchen Bannfluch, Reichsacht und Verfolgungen aller Art ausgebrochen sind, die aber damit endeten, daß seine erbittertsten Feinde endlich seine wärmsten Freunde wurden; daß der mächtigste Herrscher und Gebieter auf Erden eine unansehnliche Pflanze ist, welche die hochgebildeten Europäer bei den Wilden Amerika's fanden!

Wer sollte wohl ahnen, daß sich an diese Pflanze die Sitten- und Meinungsgeschichte Europa's anknüpft, daß sie klar und handgreiflich die Wandelung der Gesetzgebung und Steuerverwaltung der europäischen Länder versinnlicht! — Wenn wir es mit Einem Worte sagen wollen, so können wir behaupten: die Lebens- und Leidensgeschichte des Tabaks ist zugleich die Sitten- und Finanzgeschichte Europa's.

Was ist die Macht des weisen Czaren gegen die der Tabaksstaude? was die Autorität des Papstes mit sammt seinem Cardinalscollegium gegen das nervenreizende Blatt des amerikanischen Krautes? Der Tabak hat ihren Widerstand besiegt, hat jede Reaction überwunden; er ist der olympische Sieger, der auch seine Dichter, wenn auch noch keinen Pindar, gefunden hat.

Wie lieb er den Völkern geworden, beweisen schon die vielen zärtlichen Namen, mit welchen sie ihren Liebling beehrten. Der rohe Samojede in den Eiswüsten Sibiriens wie der breitmäulige Eskimo, der Salonheld in den feinen Pariser Cirkeln wie der Schafhirt auf Neuholland, der schmutzige Lehrjunge wie der gelehrte Professor Deutschlands, die in Seide gekleideten Herzoginnen Spaniens wie die zerlumpten Zigeunerinnen, der Türke wie der Russe — alle verdanken ja dem Tabak so schöne Stunden eines unterhaltenden Genusses. „Gesandtenkraut" nannte ihn einst der Deutsche, oder auch „Großpriorkraut", um seine hohe Würde anzuzeigen, ja er scheute sich nicht, ihn sogar „heiliges Kraut" zu nennen; aber auch an Ausdrücken des Widerwillens ließ er es nicht fehlen, woneben er ihn jedoch auch „Leckerei der Götter", „Gedankenfreund", „Sorgenvertilger" hieß.

Uebrigens befindet sich der Tabak nicht gerade in der besten Gesellschaft, denn er gehört mit den Giftpflanzen, dem Bilsenkraut, dem Stechapfel und der Belladonna, in Eine Familie, wie aus seinem Saft denn auch in der That das stärkste Pflanzengift, das Nicotin, bereitet wird; denn Vipern starben an einigen Tropfen Tabaksöl, ein Storch bekam Convulsionen, als ihm ein mit Tabaksöl getränkter Faden durch das Muskelfleisch

Digitized by Google

gezogen ward, Hunde und Katzen starben von wenigen Tropfen in ein paar Minuten und Anfänger im Rauchen oder starke Raucher bekommen bekanntlich Uebelkeit, Schwindel, Zittern und Erbrechen.

Mag dem seyn wie ihm wolle, das Tabakrauchen ist trotzdem die auf Erden allgemein verbreitete Sitte geworden; aber wenige Raucher werden wissen, daß das Rauchen durch ein göttliches Gebot bei den Indianern eingesetzt ist und bei ihnen auch den religiösen Charakter seines Ursprungs bewahrt hat. Eine Legende der Indianer Nordamerika's erzählt uns den heiligen Ursprung des Rauchens.

Es kamen — so erzählen die Siru-Indianer — bei einer großen Wasserfluth alle Stämme der rothen Menschen um und wurden in rothen Pfeifenstein verwandelt. Später schuf der „große Geist" aber von Neuem rothe Völker, und da diese unter sich unaufhörlich blutige Kriege führten, so beschloß der milde Gott, diesem Morden durch eine heilige Sitte Einhalt zu thun, indem er eine Art von Gottesfrieden einführte. Er rief daher alle rothen Völker nach dem Pfeifenthonberge, wo er seinen Schemel aufgestellt hatte, hielt ihnen ihr Unrecht vor, schilderte ihnen die Folgen desselben und befahl ihnen, ein Friedenszeichen von ihm anzunehmen. Nachdem er dies gesprochen, brach er ein Stück Pfeifenthon los, machte einen Pfeifenkopf daraus, steckte ein Rohr hinein, stopfte die Pfeife, zündete sie dann an und rauchte den staunenden Völkern vor. Zuletzt blies er segnend über die ganze Versammlung nach allen vier Weltgegenden dicke Rauchwolken hin und sprach: Dieser Stein ist roth und ist euer Fleisch, er gehört euch allen. Verfertigt euch aus ihm Friedenspfeifen und raucht fleißig daraus, wenn ihr mich besänftigen und meinen Willen thun wollt. Auf diesem Boden und wenn ihr raucht, darf keine Kriegskeule, kein Skalpirmesser erhoben werden, denn mit wem ihr eine Pfeife raucht, der ist euer Freund und soll unverletzlich seyn; wer dagegen sündigt, den wird mein Zorn strafen, dem werde ich die Büffel verscheuchen, daß sein Pfeil keine Beute findet.

Nach diesen Worten that der große Geist noch einige tüchtige Züge und verschwand in dem Tabaksqualm, der noch lange über der Versammlung schwebte.

Die Rothhäute folgten seinem Gebote, machten sich Pfeifen, wallfahrteten fleißig nach dem „Lande des Friedens", wie sie fortan den Pfeifenthonberg nannten, gruben dort Inschriften und heilige Bilder ein, schnitzten die Pfeifenköpfe zu zierlichen Frosch-, Wolf-, Vogel- und Menschengestalten aus, errichteten den Bund der Friedenspfeife und bedienten sich derselben zu allen feierlichen Handlungen, zum Wahrsagen, zum Zaubern, Geisterbeschwören und andern religiösen Ceremonien.

(Schluß folgt.)

Zweibrücker Cäcilienverein.

Dienstag, den 9. Mai 1854.

CONCERT.

PROGRAMM.

Erste Abtheilung.

1) Ouverture zu „Yelva" von Reissiger.
2) Arie aus „Figaro" von Mozart: „Neue Freuden, neue Schmerzen", gesungen von Fräulein Forstmaier.
3) Sonate für Clavier und Violine von Beethoven, vorgetragen von den HH. Professor Oeffner und Musikdirector Meyer.
4) Zwei gemischte Quartette:
   a) „Nachtlied" von A. Reichel.
   b) „Auf dem See" von Mendelssohn.

Zweite Abtheilung.

5) Erster Satz aus der C dur-Symphonie von Mozart.
6) Zwei Männerchöre:
   a) „Trockne Blumen"
   b) „Wer ist unser Mann?" } von Zöllner.
7) Elegie für die Violine von Ernst, vorgetragen von Hrn. Meyer.
8) Salve Regina für gemischten Chor von Hauptmann.

Dies Concert ist zugleich für die verehrl. Mitglieder des Casino bestimmt.

Anfang: 7 Uhr.

Billets à 36 Kr. für Nichtmitglieder sind bei Hrn. Karl Lang und an der Kasse zu haben.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 56. Dienstag, 9. Mai 1854.

Die Liebesprobe.

(Schluß.)

Am Tage von Lorenz' Rückkehr nach Traunau begegnete er im Städtchen dem Kutscher Joseph aus Märtensee und sagte ihm:

„Empfehlt mich den beiden Damen drüben und sagt ihnen, daß sie Euch nun nicht mehr hierher zu schicken brauchen, um sich nach Herrn Marbergs Befinden zu erkundigen. Derselbe ist nun beinahe ganz wiedergenesen und ich werde morgen die Ehre haben, den Damen meine Aufwartung zu machen."

In der That fuhr er am folgenden Tage im Schlitten nach Märtensee hinüber und fand Mutter und Tochter im elegantesten Putze zu seinem Empfange bereit.

„Willkommen, bester Herr Lorenz!" — rief Mama — „ja, ich wußte wohl, daß unser guter Herr Eugen seine Wiedergenesung hauptsächlich nur Ihrer liebevollen Pflege verdankt, und ich danke Ihnen in meiner Tochter Namen und aus eigenem Drange herzlich dafür!"

„Danken Sie Gott, Madame, und nicht mir," sagte Lorenz; „ich habe nichts zu seiner Genesung beigetragen."

„Ach, Sie sind zu bescheiden, mein bester Herr Lorenz! Aber werden wir Herrn Marberg bald sehen?"

„Jenun, wenn Sie wollen," versetzte Lorenz, „so bringe ich Ihnen denselben morgen herüber; aber —"

„Nun? Sie stocken? was ist denn mit Eugen?" fragte Mama.

„Ich fürchte — ich meine — nun, Sie werden darauf vorbereitet seyn, meinen Freund nicht ganz so wieder zu finden, wie er ehedem war," stotterte Lorenz mit angenommener Verlegenheit.

„Wie so? hat ihn die Krankheit sehr verändert?"

„Moralisch genommen ist Marberg ganz der Alte geblieben: ein herrlicher, gutmüthiger, edler, treuer, offenherziger Mensch," erwiederte Lorenz; „ja noch mehr, er liebt Fräulein Julie zärtlicher als jemals."

„Wie Sie mich erfreuen!" rief die Mutter — „der liebe, gute Eugen! ja, mein Kind wird mit ihm recht glücklich werden."

„In physischer Hinsicht dagegen," fuhr Lorenz zögernd fort und blickte Julie an, deren Auge gierig auf seinem Munde haftete — „nein, ich darf es Ihnen nicht verhehlen, mein Fräulein! in physischer Hinsicht ist eine große Umwandlung mit ihm vorgegangen; nicht nur, daß die Krankheit ihre tiefen Spuren in seinem Gesichte zurückgelassen hat — das wäre das Wenigste, denn was ist Schönheit im Verhältniß zu den edleren Eigenschaften des Gemüths? —"

„Ist er sehr häßlich?" fragte Julie gespannt.

„Leider muß ich zur Steuer der Wahrheit diese Frage bejahen, mein Fräulein; sein Gesicht ist voll Pockennarben! Sie werden übrigens morgen selber am besten hierüber urtheilen können."

Die beiden Damen wechselten bedeutsame Blicke. Lorenz ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern fuhr fort:

„Das ist aber nicht Alles: seine Stimmung ist eine sehr gedrückte, ein Theil seines Vermögens steht auf dem Spiel in einem Prozesse; dann scheint ihn sein Großvater theilweise enterben zu wollen."

„Wie?" rief Madame Rabener und vergaß alle Selbstbeherrschung — „er ist also arm geworden? Nun denn, Herr Lorenz, so werden Sie gewiß auch mit mir einverstanden seyn, daß es für Herrn Marberg das Allerklügste wäre, sogleich nach München sich zu begeben. Seine

Digitized by Google

Vermögensumstände erheischen doch gewiß alle Aufmerksamkeit; es ist doch viel besser, wenn man selbst an Ort und Stelle ist. Auch finden die geschickten Aerzte in München vielleicht ein Mittel, ihm die entstellenden Spuren seiner Krankheit zu verwischen. Und wie hoch, meinen Sie, beläuft sich Herrn Marbergs Verlust?"

„Hierüber kann ich Ihnen leider nichts Bestimmtes sagen, Madame," entgegnete Lorenz mit Achselzucken. „Verstehen Sie mich wohl, ich weiß hierüber nichts Zuverlässiges. Eugen hat mir noch nichts darüber mitgetheilt; allein seine Zerstreutheit, sein Trübsinn und zeitenweise sogar Schwermuth — dunkle, unbestimmte Gerüchte, die mir in München zu Ohren gekommen — meine Vermuthungen — nun, Sie werden mich verstehen, Madame! Gewisses weiß ich eben halt nichts und die Sache wird in Wahrheit nicht so arg seyn."

„Nun ja, die Leute machen gleich einen ungeheuern Lärm über derlei Dinge," sagte Madame Rabener sehr kalt; „indeß ist doch gewiß das Klügste, daß Herr Marberg nach München geht. Die besten Aerzte und Advokaten trifft er dort, denn hier auf dem Lande findet man nur Stümper. Meines Erachtens sollte er keine Stunde länger in Traunau verweilen."

„Aber morgen bringe ich ihn doch noch herüber," erwiederte Lorenz; „Sie werden ihm doch erlauben —"

„Wir werden schwerlich morgen hier seyn, bester Herr Lorenz," versetzte Madame; „ich hatte ganz vergessen, daß wir mit Herrn Rabener nach Salzburg reisen sollen, der sich mit seinem Geschäftsmann dorten über Verschiedenes berathen will. Aber wir werden in acht Tagen spätestens in München seyn und ich hoffe, Sie werden uns dort recht oft besuchen."

„Und was soll ich von Ihnen meinem armen Freunde melden, mein Fräulein?" fragte Lorenz die sehr verdüsterte Julie.

„Sagen Sie ihm, daß er in München mehr von mir hören werde!" erwiederte sie kalt und verlegen.

„Und von uns sagen Sie Herrn Marberg," trug ihm Madame Rabener auf, „er solle nur so rasch wie möglich sich seiner Gesundheit und seines Vermögens versehen! Sie aber werden uns in München recht bald mit einem Besuche erfreuen, nicht wahr?"

„Sehr verbunden, Madame! Ihre Wünsche sind mir Befehl und ich werde meinem Freunde Ihre Ideen wegen seiner Verhältnisse mittheilen," sagte Lorenz mit einer ceremoniösen Verbeugung und empfahl sich.

Als er draußen war und im Schlitten saß, warf er noch einen verächtlichen Scheideblick nach dem Herrenhause von Märtensee, indem er die Worte murmelte:

„Gott befohlen, ihr armen reichen Leute! niemals werde ich wieder einen Schritt über die Schwelle eures Hauses thun!" —

„Lieber Freund," sagte Lorenz nach seiner Rückkehr zu Eugen Marberg, „zahlen Sie Ihren Arzt, packen Sie Ihre Siebensachen zusammen und lassen Sie uns nach Hause reisen — wir haben hier nichts mehr zu suchen!"

„Wie so? wie meinen Sie das?" fragte Eugen verwundert.

„Ich meine, wenn Sie nun noch daran denken, Fräulein Julie Rabener zu heirathen, so werde ich in meinem Leben kein Wort mehr mit Ihnen reden und Sie sollen meiner Achtung verlustig gehen!" versetzte Lorenz und erzählte ihm ausführlich die Fiktion, womit er Julie und ihre Mutter auf die Probe gestellt und wie Beide diese Prüfung bestanden. „Sie sehen, ich hatte Recht, lieber Marberg," fuhr er fort, „Juliens Liebe galt nicht dem biedern, offenen Charakter, sondern dem Besitzer eines glatten Gesichts und eines hübschen Vermögens; jene beiden Koketten verschmähen Sie, weil sie glauben, Sie seyen pockennarbig und minder reich als zuvor! — Wann reisen wir ab?"

„Ich reise noch nicht, ich werde noch einige Tage hier bleiben!" sagte Eugen entschlossen.

„Das mögen Sie thun, jedoch ohne mich!" erwiederte Lorenz. „Wenn Sie noch Einen Gedanken an Julie hegen, so mögen Sie sich einen andern Brautführer wählen, denn ich werde diesen beiden Frauen nie mehr einen freundlichen Blick gönnen." —

Am andern Morgen waren die beiden Freunde zum Frühstück allein in Doktor Meßners Wohnzimmer. Da nahm Eugen Lorenz bei der Hand, führte ihn zum Fenster, schlug den Musselinvorhang zurück und zeigte ihm draußen auf dem Hofe Franziska, welche Suppe und Brod unter ältliche arme Leute austheilte.

„Sehen Sie dort das Weib meiner Wahl, lieber Lorenz!" sagte Eugen und deutete auf Franziska. „Julie Rabener liebte ich mit den Augen; dieses gute, edle Mädchen hier liebe ich aber mit Herz und Seele. Und nun werden Sie hoffentlich Ihre Abreise noch aufschieben und meinen Brautführer machen!" —

Digitized by Google

Franziska Marberg ist eine der glücklichsten Frauen in München. Von Julie Rabener kann man nicht das Gleiche rühmen. Sie heirathete ein halbes Jahr später den ältlichen Baron von Virnau, der für reich galt und den ihre Mutter für eine „glänzende Partie“ hielt. Der Brautschatz reichte gerade hin, die Schulden des alten Diplomaten zu bezahlen.

Die Friedenspfeife.

(Schluß.)

Die Pfeife mit dem langen, geraden Rohr, dessen oberes Ende so breit ist wie das untere und welches bunte Vogelfedern, Stacheln des Stachelschweins, Spechtschnäbel, Schnüre von Korallen, Büschel von Pferde- und Menschenhaaren schmücken, welches Schnitzwerk und Bilder von Pflanzen und Vögeln zieren: die Friedenspfeife ist ein wichtiges Werkzeug bei allen Staats- und Handelsangelegenheiten der Indianer.

Kommen ferne Gesandte, kommen Handelsleute, wird eine Volksversammlung gehalten, um über Krieg oder Frieden zu berathen, so gibt erst die Friedenspfeife den Verhandlungen die religiöse Weihe.

Um das Rathsfeuer in der Hütte des angesehensten Häuptlings sitzen die Abgeordneten des Stammes. Da ergreift der Wirth die bunte Friedenspfeife, stopft sie mit feierlicher Miene, zündet sie an und erhebt sie dann dreimal gegen die Sonne und fleht dieselbe an, seinem Volke in Huld und Gnade gewogen zu seyn. Erst wenn dies geschehen, raucht er einige Züge, bläst einen Mund voll Tabaksqualm gegen die Sonne und vier Rauchwolken gegen die Weltgegenden, ja bei ganz feierlichen Gelegenheiten auch eine Wolke über die Köpfe der Versammelten. Hierauf geht die Pfeife von Mund zu Mund, indem jeder Anwesende einige Züge thut. Hiermit ist die Versammlung eröffnet, denn mit wem der Indianer die Friedenspfeife geraucht hat, dem darf er weder etwas zu Leide thun, noch ihn beleidigen lassen.

Gesandte reisen nur mit der heiligen Friedenspfeife in der Hand sicher durch fremdes Gebiet, und selbst der Todte erhält seine Pfeife nebst dem nöthigen Tabak mit ins Grab, damit er rauchend ins Land des großen Geistes wandern und dort die ersten Bekanntschaften anknüpfen kann.

Todesstrafe trifft Jeden, wer die heilige Pfeife mißachtet und Einen beleidigt, mit dem er dieselbe zuvor geraucht hat.

Wenn der Europäer zum Kriege ausziehen soll, so wird ihm die militärische Ordre ins Haus geschickt; er rückt ein, leistet den Fahneneid und der Soldat ist fertig. Viel feierlicher verfahren dagegen die halbnackten Indianer. Haben die Häuptlinge durch Stimmenmehrheit den Kriegszug beschlossen, so wird die rothgefärbte Kriegspfeife von Wigwam zu Wigwam im ganzen Stamme herumgeschickt. Wer sich dem Kriegszuge anschließen will, raucht aus der Pfeife, und das verpflichtet ihn eben so unwiderruflich wie der Fahneneid. Hat die rothe Pfeife ihre Rundreise vollendet, so erscheinen die Krieger am bestimmten Tage auf dem festgesetzten Sammelplatze. Lange, rauhhaarige Büffelfelle hängen von ihren Schultern, ein voller Kranz bunter Vogelfedern wallt um ihr Haupt, statt der Uniform ist der Leib bunt gefärbt und mit Wahrzeichen bemalt. Arm- und Beinringe blitzen, das in einen Büschel zusammengebundene Haupthaar schwankt und weht um das Haupt wie ein Helmbusch, die Schilde sind frisch bemalt, die Sandalen mit neuen Schnüren versehen und statt der Orden und Medaillen hängt den Tapfersten eine Anzahl Skalpe (abgestreifte Schädelhäute mit sammt den Haaren) um den nackten Hals, während Speere, Pfeile, Keulen und breite Messer in der Hand oder am Gürtel blinken.

Sieh, da erscheint der Generalissimus dieser halbnackten Armee. Kaum kann man sein Haupt unter dem wallenden Federbusch erkennen, den er diademartig sich um das Haupt gelegt und mit Federn sogar einen Kriegsschleppmantel reichlich besetzt hat. Mit feierlichem Ernste pflanzt er die Kriegspfeife auf dem rothbemalten Pfahle des Versammlungsplatzes auf, umgibt sie mit Bogen, Pfeilen, Lanzen und Streitäxten, wie wir etwa Gruppen aus Fahnen, Waffen und Trommeln bilden, und stellt seine Streiter diesem heiligen Kriegszeichen gegenüber. Mit tiefer Ehrfurcht blicken sie nach dieser Fahne, bis der Häuptling eine lange Rede beginnt, in welcher er die Heldenthaten des Stammes mit patriotischer Begeisterung schildert, um die Versammelten zur Nachahmung der erhabenen Vorbilder zu ermahnen.

Noch sind alle Gemüther tief ergriffen von der Rede, aus dem Auge blickt Muth und Schlachtlust, die Faust faßt die steinerne Streitaxt fester und schon sieht sich Jeder reich an Skalpen heimkehren: da ergreift der Feldherr die rothe Pfeife,

Digitized by Google

nachdem er sich tief vor ihr verneigt hat, hält sie sorgsam mit beiden Händen, tanzt in verwegenen Sprüngen vor seiner Truppe auf und ab, daß ihm fast der Athem vergeht, hebt dabei bald die Pfeife gegen die Sonne, bald neigt er sie gegen die Erde, um den Luft- und Erdgeistern die kriegerischen Honneurs zu machen. Ist dies geschehen, so wird die Pfeife angezündet, werden die bereits erwähnten Züge gethan und Dampfwolken ausgeblasen, den letzten Mund voll Qualm bläst er weihend und segnend gegen die Krieger selbst.

Hierauf macht die Pfeife die Runde, indem jeder Krieger tanzend und rauchend die Ceremonien des Häuptlings wiederholt. Dann wird abmarschirt und die Pfeife als Panier mitgenommen. Da das Pardongeben bei den Rothhäuten noch unbekannt ist, so muß die heilige Pfeife den Parlamentär machen. Reicht der Feind mitten in der Schlacht die Pfeife, so braucht man sie zwar nicht anzunehmen; nimmt man sie aber, so müssen die Waffen augenblicklich niedergelegt werden.

Mannigfaltiges.

Im Kriminalgefängniß von Newgate zu London sitzt ein Diebshehler, Moses Moses, den man den König aller Diebshehler nennen kann. Er hat sein Handwerk im großartigsten Maßstabe betrieben, obgleich man nicht sagen kann, daß er sich nie mit Kleinigkeiten abgab. Die Beweise gegen ihn sind so handgreiflich, daß an seiner Verurtheilung kein Zweifel ist. Gewiß ist, daß die Polizei in seinem Palaste eine ungeheure Menge gestohlener Schätze aller denkbaren Gattungen, vom halbseidenen Taschentuch bis zum indischen Shawl, vom neusilbernen Theelöffel bis zum Diamantschmuck, vom Wandnagel bis zu den Bestandtheilen vornehmer Equipagen weggenommen hat. Man soll unter den Artikeln die Frucht von Einbrüchen und Räubereien erkannt haben, die vor vielen Jahren begangen worden sind, und so groß ist die Menge der Beweisstücke, daß der Volkswitz sie „die große Industrieausstellung" nennt. Die Phantasie des Publikums hat sich des Kriminalfalles bemächtigt und erzählt über das Treiben des Diebshehlers Wunderdinge. So heißt es, daß Moses Moses, dessen Gemahlin in einem elenden Laden mit alten Kleidern handelt, 20,000 L. und keinen Penny weniger bei seinem Banquier liegen hat, daß über fünfzig „Cabmen" in seinen geheimen Diensten standen und daß zwei nach Australien abgegangene Dreimaster von Moses Moses mit gestohlenem Gut befrachtet waren.

(Jemanden ein X für ein U machen.) Der Ursprung dieser Redensart, durch die in den meisten Fällen die Bevortheilung oder Ueberlistung eines Andern angedeutet werden soll, ist aus der römischen Zahl X anstatt V abzuleiten, indem man die Formel von Menschen brauchte, welche zehn (X) Gulden nahmen, wo sie nur fünf (V) hätten rechnen sollen.

Pariser Moden: Omer-Pascha-Taschentücher; sie sind vom schönsten Battist und haben in der Ecke, in feinstem Golddraht ausgeführt, einen Halbmond. — Nachdem ein Parfümeur herausgedüftelt, wie die Augenbraunen vergoldet werden können, gibt es bereits Damen, welche die Erfindung praktisch anwenden. Bald werden die Pariserinnen sich das Gesicht bemalen und tättowiren gleich den Rothhäuten Nordamerika's!

Buchstaben-Räthsel.

Ich throne dir im Angesicht
Ernst, sauer, süß — nun? merkst du's nicht?
Doch streiche nur Ein Zeichen aus,
Dann weiche schnell, sonst bring' ich Graus!

Sinnveränderungs-Wortspiel.

Ein hafenreiches Land
An Asiens östlichem Rand;
Wenn aber umgekehrt,
Es viele Völker nährt.

Sylben-Räthsel.

Vier Zeichen freu'n des Menschen Herz
Und vier beschließen Lust und Schmerz;
Das Ganze seh'n mit Traurigkeit
Wir häufiger wohl als mit Freud'.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in № 54:

Riga — Rigi.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 57. Freitag, 12. Mai 1854.

Die Verlobung.

Eine elsässische Geschichte.

Fanny Seyfried war von frühe auf eine Waise gewesen; die Mutter, welche gestorben war, als sie einem zweiten Kinde das Leben gab, hatte Fanny kaum gekannt; sie konnte sich kaum noch dämmernd ihrer Züge erinnern und Fanny's Vater war bei Waterloo geblieben, wo es ihm glücklicherweise erspart blieb, den Sturz seines Kaisers noch zu erleben, unter dem er fünfzehn Jahre lang mit Ruhm und Glück gefochten und sich bis zum Oberstlieutenant emporgearbeitet hatte. Als die Nachricht von seinem Tode nach Straßburg gelangte, war Fanny provisorisch im Hause ihrer Tante, Frau Walter, in Colmar untergebracht und sie blieb nun in der Pflege der Schwester ihres Vaters, theils weil keine anderen näheren Verwandten mehr da waren, theils weil sich unter den hinterlassenen Papieren des Oberstlieutenants ein Brief an seine Schwester vorgefunden, worin er diese dringend bat, sich seiner Tochter anzunehmen, falls ihn im bevorstehenden Kampfe um Seyn oder Nichtseyn des Kaisers der Tod ereilen würde. Zu dieser Bitte bestimmte Herrn Seyfried sicher mehr die Nothwendigkeit, als die freie Wahl, denn Madame Walter war eine lebhafte, vergnügungssüchtige Weltdame, von welcher kaum zu erwarten war, daß sie jemals sich mit sonderlicher Hingebung der Erziehung ihrer Nichte annehmen werde. Madame Walter nahm also die dreijährige Fanny für immer zu sich, zwar nicht ungerne, aber ohne alle Neigung. Wäre Fanny arm gewesen, so hätte die Tante sie vielleicht für eine Bürde angesehen; da jedoch der Oberstlieutenant ein hübsches Vermögen hinterlassen hatte, so mußte später, wenn Fanny erwachsen war, das Ansehen der Vormünderin einer reichen Erbin der gefallsüchtigen Frau einen neuen Einfluß in der Gesellschaft sichern; und da Madame Walter selbst keine Töchter hatte, welchen Fanny's Schönheit oder Reichthum dereinst hinderlich seyn konnte, so hatte die Tante im Stillen ihre große Freude daran, daß Fanny im Laufe der Jahre Reize genug entwickelte, um den Neid der Cousinen zu erregen, wenn sie deren gehabt, oder eine gute Partie zu machen, falls sie deren bedurft hätte. Allein die Vorzüge der äußern Erscheinung waren es nicht allein, welche Fanny zu einem liebenswürdigen Mädchen machten, sondern sie besaß noch Geist, Anmuth, Gemüthlichkeit, unverwüstlichen Frohsinn und eine sorgfältige Bildung, welche sie mehr sich selbst und ihrem Wissensdrange, als dem Einflusse der Tante verdankte. Auch Fehler hatte Fanny natürlicherweise, wie jeder Mensch sie hat; sie wollte namentlich allzu gerne bewundert werden — ein Fehler, den sie von der Tante geerbt und in der Pension noch verstärkt hatte, wo Schönheit und Reichthum, zumal wenn sie sich in Einer Person vereinigen, leider gewöhnlich nur zu sehr durch Beifall und Schmeichelei verhätschelt werden. So lange Fanny's Bewunderer nur ihre berechnenden Lehrerinnen und schwärmerischen Mitschülerinnen waren, lag eben kein sonderlicher Grund zu Befürchtungen vor; allein Fanny war nachgerade in das Alter gekommen, wo sie in das gesellige Leben eintreten, wo sie in die „Welt" eingeführt werden sollte, und diesem Augenblick sah sie selbst mit ungemeiner Spannung entgegen. Zwanzig Jahre alt, war sie eine schöne, schlanke Brünette von wahrhaft majestätischem Wuchs und Anstand. Krankheiten ihrer Tante, welche diese schon seit einigen Jahren veranlaßt hatten, theils in kleinen Bädern, theils auf dem Lande zu leben, waren schuld gewesen, daß Fanny nicht früher in der großen Welt erschienen war. Die wunderthätigen Wasser

Digitized by Google

von Rippoldsau hatten Tante Walter übrigens so weit hergestellt, daß sie entschlossen war, den Winter in Straßburg zu verleben und dort ihre Nichte in die Gesellschaft einzuführen. Eine geschmackvolle Wohnung war bald gefunden und eines Abends zogen Tante und Nichte sammt dem kleinen, hageren Onkelchen, der übrigens stets die reine Null im Hauswesen war, in die äußerst eleganten Räume ein, und Fanny träumte nichts als Bälle, Concerte, Theater, Anbeter und Bewunderer. Am folgenden Morgen, als Tante und Nichte allein beisammen saßen, hob Madame Walter an:

„Liebe Fanny, ich darf Dir nun, wo Du bald von Männern umschwärmt werden wirst, einen Wunsch Deines Vaters bezüglich Deiner Verheirathung nicht länger vorenthalten. Dein Vater hat nämlich so zu sagen schon eine Wahl für Dich getroffen."

„Ist's möglich, Tantchen?" rief Fanny überrascht — „das finde ich sehr seltsam!"

„Jenun, ich auch, liebes Kind," erwiederte Madame Walter, „und ich möchte sogar sagen, daß es sehr unklug war, denn derartige Pläne nehmen selten ein gutes Ende."

„Pläne?" fragte Fanny — „hat er denn einen förmlichen Plan mit mir gehabt?"

„Höre mich an, mein Kind. Du weißt, in welchem vertrauten Verhältnisse Dein Vater sein Leben lang zu einem seiner Kameraden stand, den er wie einen Bruder behandelte —"

„Du meinst den General d'Estève — ich verstehe. Man hat mir ja schon genug davon erzählt."

„Nun ja, eben dieser General d'Estève hat einen Sohn, welcher seiner Zeit als Volontär in Deines Vaters Bataillon trat, an seiner Seite focht und unter ihm seine Epauletten verdiente. Dein Vater gewann den jungen Mann so lieb, daß er ihm gleichsam ein zweiter Vater war und ein unbedingtes Vertrauen in seinen Charakter setzte. Richard nun —"

„Ist es, den ich heirathen soll — nicht wahr, das ist des Vaters Plan?" rief Fanny.

„Ja — vorausgesetzt, daß Ihr beide Gefallen an einander findet; Zwang soll dabei nicht ausgeübt werden."

Fanny besann sich einen Augenblick, dann sagte sie fest und leidenschaftlich:

„Aus dieser Heirath kann nun und nimmermehr etwas werden, liebe Tante! Ich werde mich niemals dazu hergeben, einer derartigen Verfügung zu gehorchen, denn ich müßte einen Mann hassen, welcher mir in einer solchen falschen Stellung gegenüberträte."

„Ich kann Deine Absicht nicht mißbilligen, liebes Kind; aber es war Deines Vaters Wunsch und meine Pflicht, daß ich Dir dies mittheilen sollte, und ich habe daher nur gethan, was ich nicht lassen durfte. Uebrigens soll Richard d'Estève ein sehr achtbarer Mann und ein tapferer, einnehmender Offizier seyn."

„Er scheint aber glücklicherweise keinen sonderlichen Werth auf den Wunsch meines Vaters zu legen, Tantchen, denn er hat sich noch nicht die Mühe genommen, meine Bekanntschaft zu suchen; oder weiß er am Ende gar nicht um den Plan?"

„O ja, er weiß; allein er ist gegenwärtig mit seinem Regiment im Ausland. Indeß hat er sich seither aus Absicht und Grundsatz fern gehalten, denn ich weiß aus dem Munde seines Vaters, des Generals, daß Richards Herz noch frei ist, daß er es aber nicht über sich bringen könne, mit den Ansprüchen, welche ihm die Zusage Deines Vaters gibt, Dir in den Weg zu treten oder Deine Neigung zu gewinnen, bevor Du nicht einigermaßen auch die Welt kennen gelernt habest. Er will sich Dir unbefangen nähern und Deine Hand seiner eigenen Werbung und Deiner Liebe, nicht Deines Vaters Vermächtniß verdanken."

„Das ist ehrenhaft von ihm!" sagte Fanny, unwillkürlich interessirt von dem Charakter ihres Verlobten — „und was weißt Du sonst von ihm, Tantchen?"

„Nicht eben viel. Er ist nun Major und dekorirt, steht mit seinem Regiment in Afrika und wird demnächst mit demselben abgelöst werden. Sein Vater, welcher vor Kurzem als kommandirender General hierher versetzt worden ist, lobt ihn über die Maßen und dem General scheint viel an der Heirath zu liegen. Die Estèves sind von gutem Adel und haben einen Theil ihrer Güter von Ludwig dem Achtzehnten wieder erhalten; aber der General hat nur wenig bekommen, weil er als guter Bonapartist nicht sehr bei Hofe beliebt war. Da hat er wenigstens das Stammgut seiner Väter käuflich wieder an sich gebracht, wenn auch mit großen Schulden, und ich vermuthe beinahe, daß Dein Vater nur deßwegen die Heirath wünschte, weil er dadurch den Sohn seines Freundes zum wohlhabenden Manne machen wollte."

„So soll ich alsbald das schmeichelhafte Bewußtseyn haben, daß man mich nur um meines Vermögens willen heirathet?" rief Fanny. „Nein, Tantchen, ich fürchte, aus diesem Plane wird

Digitized by Google

nichts werden, und es wäre mir lieber, wenn Du mir nichts davon gesagt hättest. Ich wünsche nichts aufrichtiger, als daß mir der Major d'Estève die Mühe erspart, ihm einen Korb zu geben, und ich bitte Dich, liebe Tante, ihn lieber darauf vorzubereiten, wenn er jemals Gelegenheit sucht, sich uns zu nähern."

„Das geht nicht an, mein Kind; das wäre unschicklich. Auch dünkt es mir thöricht, das zu thun, bevor Du ihn gesehen hast; vielleicht würde er Dir doch gefallen."

„Niemals! Ich würde einen Mann, der mir unter solchen Umständen bezegnete, abscheulich finden und wenn er ein Engel wäre!" erwiederte Fanny.

In dieses Vorurtheil verbiß sie sich ordentlich und nahm sich hartnäckig vor, ihr Herz gegen den Major und dessen etwaige Vorzüge mit Stahl zu wappnen. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Bilder.

Seyd nicht ungehalten, lieber Leser, freundliche Leserin, wenn ich euch in das Burschenleben einer deutschen Hochschule, wenn ich euch in eine Studentenwohnung einführe; namentlich lege du, liebe, freundliche Leserin, das Blatt nicht aus der Hand, fürchtend, es möchte etwas enthalten, was deine züchtige Sitte unangenehm berühren könnte. Du darfst nicht sorgen, daß du dabei erröthen mußt, es ist ein Bild aus dem Studentenleben des vorigen Jahrhunderts und nicht des jetzigen, wo Tugend und Sittsamkeit sich gar oft scheu von dem Treiben der Studirenden wenden. Damals wurden dem Bacchus so gut Opfer gebracht als jetzt, und herrschte ein burschikoser Sinn wohl noch stärker, nur daß er nicht um Nationalismus und Politik sich drehte, sondern lediglich nur um den Burschencomment, der jetzt nur als Deckmantel dient. Die Liebe spielte auch damals ihre allgewaltige Rolle, auch sie forderte Opfer, und wenn sie auch keine Venus Urania war, die auf Erden wohl so selten ist, als ein vierblättriges Kleeblatt in einem ganzen Acker, so war sie, mit wenigen Ausnahmen, keine ausgelassene, Sittlichkeit und Tugend aus den Augen lassende. Der Jüngling hütete sich äußerst, Zucht und Sitte zu verletzen, denn er wußte zu gut, daß er keine Aussicht auf Anstellung haben und ihm nichts anders übrig bleiben würde, als den Soldatenrock zu wählen, daher das damalige Sprüchwort: „Ultima spes miles."

Dagegen tummelte sich der Student auf dem Fechtboden, der Reitbahn und an dem Commerstische herum; ein tüchtiger Schläger stand bei seinem Abschiede als bemooster Bursche in höherem Ansehen bei seinen Genossen, als der, welcher das Doctordiplom durch Lösung der Preisfrage sich erworben hatte — auch ein Fehler und zwar ein großer.

Also, lieber Leser, freundliche Leserin, ich führe euch hiemit in eine Studentenwohnung ein; erschrecket nicht vor den gewaltigen Haurappieren und Schlägern, womit die Wände geziert sind, wendet euch lieber seitwärts, wo ihr drei Bilder seht, die gegenwärtiger Erzählung den Stoff geben. Sie sind vor Staub kaum kenntlich, doch zeigen einzelne Stellen derselben, daß sie von Neuem mögen schön gewesen seyn. Seht eines darunter, die Verehrung des Christuskindes durch die drei Weisen aus Morgenland vorstellend; aber ihr könnt freilich kaum unterscheiden, welcher von den Dreien aus Lydien stammt, denn die Gesichter aller Drei sind schwarz.

Es ist gerade ein Abend des Spätsommers; der über die Stoppeln des bereits eingeernteten Getreides herziehende Wind, der nicht mehr mit sanfter Kühle uns fächelt, rauscht in dem Rebenlaube des um die Fensterstäbe geschlungenen Weinstocks.

Zwei Studenten sitzen, gemüthlich wie es den Anschein hat, im Hintergrunde, einen großen Humpen vor sich; allein die Gemüthlichkeit scheint bei dem Einen nur erzwungen zu seyn, denn oftmals verfinstern sich seine Züge, zieht seine Stirne Runzeln, er zwingt sich zum Trinken, es mundet ihm aber der Wein nicht, so sehr er seinen Kameraden dazu einladet.

„Ei so trink' doch, Trautmann, sey munter und guter Dinge!" so suchte er, der selbst Aufmunterung brauchte, seinen Freund heiter zu machen. „Es ist vielleicht der letzte fidele Tag, den wir beide hier haben; bald verstäubt uns das leidige Verhängniß nach Ost und nach West. Das Geld, um das ich den Wein holen ließ, uns beide heute noch fidel zu machen, ist das letzte Geld, das ich von meinem Philister erpumpt habe, unter der Versicherung, daß meine längst erwarteten Wechsel mit der morgigen Post eintreffen werden, was aber der Fall nicht ist; ja ich fürchte vielmehr einen Brief zu bekommen, den ich wohl nicht hinter den Spiegel stecken werde. Die dreihundert Gulden für das Doctor-Graduiren sind als frühere

Digitized by Google

Schulden verfluchten Machinäern in die Hände gefallen. Seit bereits vier Wochen pumpe ich Alles, und nirgends will jetzt mehr die Kreide bei mir angehen. Heute nun will ich mich noch munter trinken, und deßhalb hab' ich Dich zu mir kommen lassen."

„Armer Waller, mir geht es auch nicht besser," sagte der Andere, „ich stecke beinahe in denselben Schuhen; auch ich habe wirklich eine Pechwoche, der finanzielle Himmel ist für mich ganz trüb und ich wüßte bei Gott nicht, wer ihn mir erheitern sollte. Hast Du denn gar nichts mehr, Waller, für den Herrn Vetter, daß der uns noch eine Weile hilft, bis Gott eine anderweitige Hilfe schickt?"

„Ach, gar nichts mehr," erwiederte dieser; „meine Uhr, mein Frack, meine Schnallen, die den Herrn Doctor an mir hätten zieren sollen, sind schon längst im Pfandhaus. Ich habe nichts mehr, als die drei alten Scharteken hier, die ich um drei Thaler ersteigerte und für die mir wohl Niemand mehr Einen gibt."

„Waller, Du herrlicher Mensch!" rief plötzlich Trautmann aus, indem er ihn an sich riß und mit ihm wie toll die Stube durchwalzte — „uns beiden ist ja geholfen! Ich habe einen göttlichen Einfall! Es ist ein fremder Studio hier, ein fideles Haus, der soll und muß helfen; er gibt sich für einen Engländer aus und kauft um hohe Preise die alten Bilder. Leb' wohl, auf baldiges Wiedersehen!"

Und damit stürmte er, nachdem er Waller'n die weitern Verhaltsvorschriften ins Ohr geraunt und noch einen tiefen Zug aus dem Humpen gethan hatte, fort.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der begünstigte Liebhaber.) Als vor einiger Zeit mit Hilfe einer Hellseherin der Mörder eines gewissen Brice zu New-York entdeckt wurde, war das Aufsehen, welches diese Entdeckung machte, so groß, daß ein junger, eben verheiratheter Mann, welcher New-York besuchte, der Somnambule einen Besuch abstattete, um sich zu erkundigen, was seine 90 Meilen entfernte junge Gattin im gegenwärtigen Augenblick mache.

„Sie sitzt allein in ihrem Zimmer" — begann die Seherin — „und sieht zum Fenster hinaus, als erwarte sie Jemanden."

„Hm!" wirft der Gentleman ein — „wahrscheinlich erwartet mich die Gute schon und glaubt an so schnelle Rückkehr."

„Jemand" — fährt die Somnambule fort — „kommt jetzt ins Zimmer auf die Dame zu; sie umarmt ihn und liebkost ihn herzlich."

„Das ist nicht wahr! Das ist ein schlechter Spaß! Mein Weib ist mir treu wie Gold!" rief der junge Mann wüthend über das weissagende Ungethüm.

„Jetzt" — referirte die Seherin weiter — „legt er seinen Kopf an ihre Wange und blickt ihr zärtlich in die Augen."

„Zum Henker, verdammte Hexe!" rief der Gentleman mit drohender Geberde — „das ist eine niederträchtige Lüge!"

„Jetzt" — und dies erklärte plötzlich die Geschichte und ließ den gemarterten Ehemann laut auflachen — „jetzt wedelt er freundlich mit dem Schweife und sie gibt ihm einen Leckerbissen."

Das Geheimniß der Einbalsamirung der Mumien will der englische Oberst Holt von den Arabern am rothen Meere, woselbst er sich mehrere Jahre lang aufgehalten, in Erfahrung gebracht haben. Es soll die wirksame Substanz ein vegetabilischer Theer gewesen seyn, welchen man noch jetzt daselbst bereitet, und demselben seyen nur verschiedene Spezereien und Parfümerien des Wohlgeruchs wegen beigemengt. Unglaublich ist dies keineswegs, denn die fäulnißhindernde Kraft des Theers ist eben so allgemein bekannt, als der dortige Kulturzustand geeignet ist, ein derartiges Geheimniß durch Traditionen auf die Nachkommen zu vererben.

Anno 1690 kostete in Hessen und Kur-Mainz das Malter Waizen 16 Albus — so besagt eine Urkunde aus diesem Jahr in dem „Gerichtsbuche" des ehemaligen Städtchens Eppstein. Ein Albus betrug bekanntlich einen halben Batzen oder zwei Kreuzer.

Auflösung der Räthsel in № 56:

Buchstaben-Räthsel: Miene — Mine.
Sinnveränderungs-Wortspiel: Siam — Mais.
Sylben-Räthsel: Weinende.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 58. Sonntag, 14. Mai 1854.

Die Verlobung.

(Fortsetzung.)

Fanny verlebte einen vergnügten Winter. Sie ward mit Beifall und Bewunderung aufgenommen. Man huldigte ihr in allen Kreisen, wo sie erschien. Am Ende der Wintersaison hatte sie ein halbes Dutzend Körbe ausgetheilt, denn unter allen Bewerbern war ihr bisher noch keiner gut genug gewesen; auch hatte sie ihre Freiheit nicht so schnell über Bord werfen wollen.

Bald nach Anfang der Fasten wurden Tante Walter und ihr Gatte genöthigt, in Familienangelegenheiten eine Reise nach Rußland zu machen. Es war weder rathsam noch wünschenswerth, daß Fanny sie begleite, und so traf man denn die Abrede, daß diese bis zur Rückkehr der Pflegeeltern bei einigen entfernten Verwandten auf dem Lande Besuche machen sollte, weil sie sich nicht dazu entschließen konnte, ein Obdach im Hause des Generals d'Estève, welches dieser ihr angeboten hatte, zu nehmen.

Die erste Familie, bei welcher sie sich einige Wochen zum Besuch aufhalten sollte, war die eines sehr wohlhabenden Grundbesitzers in den Vogesen in der Nähe von Markirch. Herr Dommin und seine Frau waren vortreffliche Leute, allein zum Unstern für die lebhafte Fanny ganz entsetzlich langweilig, und die wenigen Nachbarn, mit welchen sie in Verkehr standen, waren noch weniger unterhaltend. Es gab weder Bälle noch Abendgesellschaften, um die junge Schöne in einiger Aufregung zu erhalten, nur hie und da eine schleppende Spazierfahrt von einer oder mehreren Stunden, zu einem langweiligen Diner oder einer Abendgesellschaft, worin nur medisirt oder Karten gespielt wurde; dies Alles war ein armseliger Ersatz für die Freuden des geselligen Lebens einer größern Stadt, welche Fanny kaum kennen gelernt hatte.

Fanny war nicht ohne gesellige Talente und Hilfsquellen, sie besaß namentlich eine tüchtige musikalische Bildung, eine angenehme Stimme und einen trefflichen Vortrag. Aber sie wollte derartige Vorzüge auch anerkannt wissen. Auf der „Schmelz", wie das Gut des Herrn Dommin hieß, hatte Niemand Interesse für Musik, Niemand lauschte ihrer Stimme oder ihren Tönen, und ihre ausgesuchteste Toilette bewunderte Niemand außer Fanny's Mädchen. Sie fühlte sich höchst unbefriedigt, hatte dieses Leben dicksatt und sann schon auf irgend einen Vorwand, um diesen Aufenthalt zu verlassen, als der Familienkreis ganz unvermuthet einen willkommenen Zuwachs erhielt in dem Sohn des Hauses, dem Lieutenant Victor Dommin, welcher eben aus Afrika zurückkehrte. Sein Regiment war abgelöst worden und sollte nach einer Garnisonsstadt im östlichen Frankreich verlegt werden. Victor war als Quartiermacher und Commissär vorausgereist, hatte seine Geschäfte rasch erledigt und bis zur Ankunft des Regiments Urlaub genommen, um seine Eltern wiederzusehen.

Victor war ein schmucker Soldat, gebräunt von der Sonne Afrika's, gestählt im Feldlager, mit Beweisen seiner Bravour auf dem Angesicht, von aufgewecktem Temperament, und Fanny lebte ordentlich wieder auf, als sie zum Mittagsmahle herunterkam und dem schönen Offizier vorgestellt wurde. Nun hatte sie doch Jemanden, welchem sie vorsingen, für welchen sie Toilette machen konnte, und obschon des jungen Lieutenants Unterhaltung um kein Haar anders war, als bei den meisten seiner Standesgenossen, so mußte sie doch Fanny überaus geistvoll erscheinen im Verhältniß zu der seiner Verwandten. Des Lieutenants Erlebnisse im Felde waren natürlich für

Digitized by Google

Fanny interessanter, als die häuslichen Angelegenheiten und Fraubasereien seiner Eltern, und seine Schilderungen eines Kabylengefechts, einer Löwenjagd anziehender, als die kleinen Jagdabenteuer des Herrn Dominik Dommin auf dem Schnepfenstrich oder seine Erzählungen von den Kosaken und Preußen Anno 13 und 15.

Dem Lieutenant war natürlich Fanny's Anwesenheit ebenso willkommen, denn für sie konnte er seine beste Uniform anziehen, seinen Bart pflegen, sein Pferd tummeln; in ihr fand er eine Zuhörerin für seine besten Geschichten, und ihre schönen Augen schienen ihm stets noch heller zu strahlen, wenn ihrer Beider Blicke sich begegneten und ihre süßen Lippen schmollten, so oft er davon sprach, daß er einem Freunde in Dijon einen Besuch zugesagt, den er nun abstatten müsse.

Unter solchen Umständen konnte es gar nicht anders kommen, als daß der junge Mann sich in Fanny verliebte — daß er sie so liebgewann, als er nur Jemanden außer sich selbst lieben konnte; und seine zärtlichen Eltern, welche mit der Wahl des Sohnes in hohem Grade zufrieden waren, bestärkten ihn noch darin, daß er die Theilnahme der jungen Dame für seine Persönlichkeit sich zu Nutzen mache. Sie sahen in Fanny eine so gute Partie für ihren Victor, daß sie sich nicht enthalten konnten, eines Tages in Fanny's Gegenwart eine ziemlich derbe Anspielung hierauf zu machen. Allein gerade dieser Scherz machte das Mädchen stutzig: mit einem Manne scherzen, um seine Bewunderung buhlen, und ihn lieben und heirathen, das ist wesentlich zweierlei. Zu dem Ersteren war Victor Dommin gut genug; zum Zweiten aber paßte er, wenigstens in Fanny's Augen, nicht. Trotz ihrer Schwächen war nämlich Fanny zu gescheidt, um nicht zu bemerken, daß der Lieutenant blos ein soldatischer Geck war und keineswegs ein Mann, an dessen Seite sie einst die Jahre des Verstandes, wenn diese kamen, hätte verleben mögen. Vorerst hatte sie überhaupt keinen andern Wunsch, als den, alle Genüsse mitzunehmen, welche ihr bei ihrer Schönheit, ihrer Jugend und ihrem Reichthum mit Ehren zugänglich waren. Der Scherz der Eltern hatte ihr die Augen geöffnet und es erfolgte die gewöhnliche Wirkung dieser Art von Erwachens aus einer solchen Laune — denn es war nicht einmal eine Neigung gewesen; das flüchtige Gefallen, das sie an dem jungen Manne gefunden, verwandelte sich in Abneigung, und die Aufmerksamkeiten, welche Victor ihr zollte, wurden ihr verhaßt. Diesem neuen Gemüthszustande gemäß beschloß sie nun ihr Betragen zu ändern, um so rasch wie möglich jenen irrigen Eindruck bei der Familie zu widerlegen. Sie traf deßhalb mittlerweile im Stillen alle Vorkehrungen, um ihren Besuch bei Dommins abzukürzen, und benachrichtigte einstweilen Madame Gasqui, in deren Hause sie den Rest der Abwesenheit der Tante Walter verbringen sollte, von ihrer bevorstehenden Ankunft. Sie entging jedoch dem nicht, was sie fürchtete. Victors Urlaub neigte sich zu Ende und am Vorabend seiner Abreise brach er, von seinen Eltern begünstigt, eine Gelegenheit vom Zaune, um Fanny seine Liebe zu gestehen und um ihre Hand zu werben.

Jede Frau, und wäre sie auch noch so selbstsüchtig und kalt, fühlt instinktmäßig, welch ein schmerzliches Ding es ist, die Hoffnungen eines Mannes zu zertreten, welcher sie gerade dadurch am höchsten ehren, ihr am glühendsten huldigen will, daß er das Glück seines Lebens in ihre Hand legt. Kommt aber zu dieser peinlichen Nothwendigkeit gar noch das Bewußtseyn, daß man selbst frevelweise die Erwartungen und Hoffnungen geweckt hat, vor deren Erfüllung man zurückschreckt, so wird die Lage einer Frau doppelt peinlich. Bei dem genannten Anlasse nun benahm sich Fanny unklug; beschämt, verwirrt, aufgeregt und überrascht, wie sie war, unterließ sie es, ihren Fehler ehrlich einzugestehen, was das Klügste gewesen wäre, und nahm zu einer Ausrede ihre Zuflucht. Sie erwiederte nämlich Victor: ihre Hand und ihre Wahl seyen nicht mehr frei, sondern sie seye schon von ihrem Vater dem Sohne seines besten Freundes verlobt worden.

Victor wandte dagegen ein, daß ein derartiges Abkommen sie durchaus nicht binden könne; sie aber erwiederte zwar, daß sie sich dadurch für gebunden erachte, unterließ jedoch hinzuzufügen, daß, wenn sie auch noch frei wäre, seine Lage keine günstigere seyn würde, so daß der junge Mann und seine Eltern auf der Ansicht beharrten, nur jene verfrühte Verlobung seye das einzige Hemmniß, welches sich Victors Glücke noch entgegensetze. Mit diesem Gedanken, worauf sie ihn ließ, kehrte er zu seinem Regimente zurück und Fanny übersiedelte sich, sobald es schicklicherweise anging, zu Madame Gasqui, mit dem festen Vorsatze, sich niemals wieder in eine derartige peinliche Lage zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Bilder.

(Fortsetzung.)

Kaum war Trautmann weggeeilt, drängte sich ein anderes, Waller'n nicht so liebes Gesicht wie das seines Freundes, nämlich das des Hausherrn, zur Thüre herein.

„Nun, da ging's lustig her, ich wollte mit meiner Hiobspost die Herren nicht stören," fing dieser an; „die hinkt immer früh genug nach. He? wie steht's mit dem Wechsel aus? Nicht wahr, der soll morgen kommen? Ich glaube aber," fuhr er fort, indem er Waller'n einen Brief übergab, „der ist schon heute da; doch zweifle ich sehr, ob der Herr und ich damit zufrieden sind."

Waller überblickte den Brief und sagte dann gefaßt:

„Leider! meiner Mutter sind die Gelder noch nicht eingegangen —"

„Nun, gewiß ist immer, daß ich Nichts bekomme, sauberer Herr!" unterbrach ihn der Hausherr, ihm einen zweiten, an ihn, den Hausherrn, adressirten Brief übergebend, „Möchte der Herr mich noch länger an der Nase herumziehen? Indeß, bekomme ich Nichts, so soll dem Herrn der Carcer auch nicht wohl bekommen!"

Waller stand hiedurch verduzt da; umsonst versuchte er Einwände und Ausflüchte, der aufgebrachte Hausherr ließ sich durchaus nicht besänftigen und blieb bei seiner Drohung mit dem Carcer.

Da riß Waller'n Trautmann aus dieser mißlichen Lage, indem er, einen fremdgekleideten Herrn führend, eintrat.

„Dieser Herr ist ein Kunstkenner," sagte er; „er reist im Auftrage eines reichen Lords, um werthvolle Gemälde zu kaufen, und da habe ich ihn hierher geführt, weil ich weiß, daß Du, Waller, solche besitzest."

„Der saubere Herr Waller da und werthvolle Gemälde!" murmelte der Hauswirth, die Nase rümpfend — „hätte er welche gehabt, die wären längst versilbert worden."

Der Fremde machte indessen eine Kennermiene und prüfte die Gemälde genau.

„Die zwei" — sagte er — „sind nicht viel werth, haben auch schon zu sehr gelitten; das mittlere, nun, das wäre annehmbar — was soll das gelten?"

„Zweihundert Pfund hätte mein Freund schon dafür haben können," sagte Trautmann; „aber er gab's damals nicht und würde es auch jetzt nicht geben, wenn ihn nicht die Verhältnisse dazu zwängen, denn es ist, wie Sie sehen werden, viel mehr werth."

„Ei, wo denken Sie hin?" erwiederte der Fremde — „das Bild ist keine hundertfünfzig Pfund werth; ja, wenn es nicht schon so herabgekommen wäre. Indeß, auf diese Summe will ich mich einlassen."

Der Hauswirth stieß Beide und flüsterte ihnen in die Ohren: . . . . . .

„Losgeschlagen! Wer weiß, wann wieder ein Engländer den Spleen bekommt, das alte Bild zu kaufen!"

„Um hundertfünfzig Pfund gebe ich's nicht," sagte Waller; „aber weil ich Geld brauche, wollen wir in Gottes Namen die andern fünfzig theilen. Also um hundertfünfundsiebzig Pfund, wohlfeiler aber nicht."

„Nun wohlan," sagte der Fremde, ihm einen Doppellouisd'or in die Hand drückend, „das Bild gehört meinem Herrn, der in vierzehn Tagen selbst kommt und durch seinen Cassier Zahlung leisten läßt. Aber in diesem Zimmer leidet das Bild immer mehr, haben Sie denn keinen bessern Platz dafür?"

Der Hausherr, über diese sonderbare Aenderung der Vermögensverhältnisse Waller's erfreut, zog sogleich mildere Saiten auf und erbot sich, dasselbe in einem geeigneten Zimmer aufzustellen und wohl zu verwahren.

Als Trautmann und der Fremde sich entfernt hatten, fragte der Hauswirth Wallern, warum er ihm denn von diesem Kunstschatze nicht früher Mittheilung gemacht habe, er würde sich hiedurch gewiß manches unliebe Verhältniß erspart haben. Waller entgegnete, er habe wohl gewußt, daß das Gemälde einen hohen Kunstwerth habe, den hohen Preis aber habe Trautmann lediglich für sich angegeben.

„Da Sie nun Nichts verlieren," fuhr Waller, zutraulich gemacht, fort, „indem mir über meine Schuld bei Ihnen noch über tausend Thaler übrig bleiben, so ersuche ich Sie höflichst, mir einen Vorschuß von dreihundert Thalern zu gewähren, damit ich mich neu kleiden, einen Ausflug zu meinem Oheim machen und auch ihn wieder gewinnen kann."

Der Hausherr schüttelte hierüber verneinend den Kopf.

„Sie haben ja das werthvolle Gemälde als Pfand."

Hiedurch zeigte sich der Hausherr willfährig.

Digitized by Google

„Nun meinetwegen," sagte er; „aber Sie müssen mir schriftlich geben, daß ich das erste Forderungsrecht auf das Pfand habe und daß alle andern Gläubiger mit ihrem Guthaben zurücktreten müssen, und sollten sie auch gerichtliche Schuldurkunden in Händen haben."

Waller willigte natürlich ein und die Sache war abgemacht.

Ein fröhliches Gelage, zu welchem der Student alle seine Kameraden einlud, beschloß den früher traurigen Tag. . . . .

. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Vermißtes Schiff.) Man hegt die lebhaftesten Besorgnisse hinsichtlich des Schicksals des englischen Schraubendampfers „City of Glasgow", welcher am 1. März von Liverpool ausgelaufen ist und am 12. April noch nicht in Philadelphia, seinem Bestimmungsort, eingetroffen war. Er hatte 50 Passagiere 1ster Klasse, 280 Passagiere 2ter Klasse, im Ganzen mit Einschluß der Schiffsmannschaft 405 Seelen an Bord. Ein Dampfer braucht durchschnittlich zur Fahrt von Liverpool nach Philadelphia 14 Tage, während die „City of Glasgow" den letzten Nachrichten zufolge bereits 43 Tage unterwegs gewesen war. Man fürchtet, das Schiff möge in die Eisfelder gerathen seyn, welche gewöhnlich um diese Jahreszeit in der Gegend von Neufoundland umhertreiben, und zwar in diesem Jahre weit massenhafter, als in der Regel der Fall zu seyn pflegt. Möglich, daß das Schiff nur eine Verzögerung seiner Reise zu erdulden hat und wohlbehalten davonkommt. Es war bei seiner Abfahrt mit Lebensmitteln auf 50 Tage versehen. Vielleicht auch ist die „City of Glasgow" durch das Eis so stark beschädigt worden, daß sie sich genöthigt gesehen hat, nach den Bermuden oder einem andern Punkt der Antillen zurückzukehren.

Calaveras oder Todtenköpfe-Hügel heißt eine Reihe von Hügeln, welche etwa eine Meile von der Stadt Toruel in Arragonien, im Bezirke des Dörfchens Concud, liegen. Sie haben ihren Namen daher, weil sie nichts als eine Masse von Menschen- und Thierknochen ausmachen. Die Ausdehnung dieser Knochenbank ist noch unbekannt. Sie ist mit einer Schicht von hartem Kalkstein bedeckt, hat 10—12 Fuß Dicke und ruht auf einer Schicht von rother Erde.

In der Stadt New-York leben gegenwärtig über 900 Aerzte, wovon mindestens ein Drittel Deutsche sind; in Philadelphia über 700 und die meisten größeren Städte des Westens sind gleichfalls mit deutschen Doktoren überfüllt.

Ein Yankee empfiehlt in öffentlichen Blättern allen Eltern und Vormündern unbändiger Bursche seine „neue pädagogische Prügelmaschine von 1 Pferdekraft." Die Preise sind je nach Zahl und Qualität der zu ertheilenden Streiche verschieden.

Der „Münchener Bote" berichtet: Seit dem Eintritt des erhöhten Biersatzes sieht man die Schenklokale in den Bräu-, Wirths- und Kaffeehäusern allabendlich um 1 oder 2 Stunden früher sich leeren. Das riecht etwas nach passivem Widerstand, und das ist gut. „Eine Halbe weniger, und das Gleichgewicht kann auch aufrecht erhalten werden, manchmal noch besser."

Das Frühlingsmährchen.

O Frühlingsmährchen, deuten nicht
Kann dich der Menschen Sinn!
Du bist gewebt aus Duft und Licht,
Warst so von Anbeginn.

Du wiegst den Menschen ein in Lust,
Machst ihm die Seele frei
Und zauberst auch in seine Brust
So wundervollen Mai.

Ach welch ein herrlicher Genuß!
Die Seele scheint zu ruh'n,
Und doch bei holder Blüthen Kuß
Wie viel hat sie zu thun!

Das ist die wahre Poesie,
Sie wirkt mit Zauberschlag;
Doch deuten kann der Mensch sie nie,
So viel er grübeln mag.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 59. Dienstag, 16. Mai 1854.

Die Verlobung.

(Fortsetzung.)

Madame Gasqui bewohnte ein kleines, allerliebstes Landhaus in der Nähe von Dijon, wo ihr Gatte an der Spitze eines angesehenen Handelshauses stand. Sie war noch eine junge Frau, hübsch und liebenswürdig, litt aber an Nervenzufällen und Anwandlungen von Schwermuth, und ihr Haus war daher kein sehr heiteres. Man sah daselbst nur wenig Gesellschaft, dagegen ein gemüthliches Familienleben, denn Herr und Frau Gasqui waren sehr gebildete, freundliche Leute, in deren Umgang Fanny bald die peinlichen Erlebnisse auf der „Schmelz" vergaß. Sie vermißte anfangs die Bewunderung gar nicht, an welche sie gewöhnt war, und lernte erfahren, daß auch die Anspruchslosigkeit ihren stillen Reiz habe; die guten und wohlwollenden Seiten ihres Charakters gewannen die Oberhand und erwarben ihr die innigste Freundschaft ihrer Wirthe.

Fanny's munteres, unbefangenes Wesen übte einen wohlthätigen Einfluß auf die Stimmung der Madame Gasqui aus, und diese wünschte sich eben so herzlich zu dieser neuen Hausgenossin Glück, als Fanny zu der Aufnahme, welche sie hier gefunden.

Noch aber hatte der Aufenthalt bei Gasquis keine zwei Monate gedauert, als Fanny's Gleichmuth eines Morgens durch die Nachricht gestört wurde, daß Herr Gasqui einen Besuch von dem Major Richard d'Estève erwarte, mit welchem er einst in demselben Regimente gedient hatte und durch die innigste Freundschaft verbunden war. Nun war aber der Major d'Estève gerade derjenige Mann, welchem sie nächst Victor Dommin am liebsten ausgewichen wäre. Sie hielt es für das Gerathenste, sich hierüber sogleich offenherzig gegen Madame Gasqui auszusprechen, und nachdem sie dieser Alles mitgetheilt und namentlich hervorgehoben hatte, wie ungern sie mit Herrn d'Estève zusammentreffe, schloß sie ihre Auseinandersetzung mit den Worten:

„Sie müssen mir erlauben, daß ich während seiner Anwesenheit hier im Hause mein Zimmer hüte."

„Das geht nicht an, liebes Kind," erwiederte Madame Gasqui; „käme er nicht schon morgen oder übermorgen, so würde ich Alphons bitten, daß er sich gegen den Major entschuldige und sich unter irgend einem Vorwand seinen Besuch für später erbitte; so aber ist dies nicht mehr möglich und Alphons würde es auch nur ungern thun, denn er hält auf Herrn d'Estève sehr viel. Wenn Sie aber wirklich gesonnen sind, ihm nicht zu begegnen, so würden Sie am besten thun, auf einige Zeit zu Dommins zurückzukehren. Doch stelle ich dies ganz Ihrem Erachten anheim. Belieben Sie zu bleiben, so lassen Sie den Dingen ihren Lauf. Hat Ihr Widerwille gegen ihn wirklich auf die Dauer Grund, so brauchen Sie ihn ja nicht zu heirathen; aber mein Mann versichert mich, daß es keinen charmanteren Mann und einnehmenderen Cavalier gebe, als d'Estève, dessen Charakter zudem einer der gewissenhaftesten und uneigennützigsten seyn soll."

Fanny wandte ein, sie würde sich stets beengt, linkisch und verlegen fühlen.

„Aha, ich verstehe!" sagte Madame Gasqui — „Sie fürchten, sich ihm von einer unvortheilhaften Seite zu zeigen, weil Sie ihm gegenüber befangen seyn würden. Das ist sehr möglich; da jedoch der Major sich nur einen oder zwei Tage bei uns aufzuhalten gedenkt, so gibt es noch ein anderes Mittel, um jener Unannehmlichkeit auszuweichen, nämlich, wenn wir Sie für eine Nichte meines Gatten, Fanny Gasqui, ausgeben. Was

Digitized by Google

sagen Sie zu diesem Vorschlage, für welchen ich Alphons sogleich gewinnen will? Sie können dann das Incognito entweder zu beliebiger Zeit ablegen oder dasselbe fortdauern lassen, wenn dies Ihnen angenehmer ist."

Fanny war mit diesem Vorschlage einverstanden. Das Incognito hatte einen romantischen Reiz; sie verspürte überdies ein heimliches Gelüste, die Bekanntschaft ihres Verlobten zu machen, und jedes andere Auskunftsmittel war ihr lieber, als die Rückkehr nach der „Schmelz". Auch war das Incognito um so leichter durchzuführen, als Herr und Frau Gasqui schon gewöhnt waren, Fanny nur bei ihrem Taufnamen zu nennen, und es bedurfte daher nur einer ernsten Weisung an die Dienerschaft, es mit ihr ebenso zu halten und den eigentlichen Namen des weiblichen Gastes nicht zu verrathen. Wurde die kleine List allenfalls entdeckt, so konnte man sie ja leicht ins Scherzhafte ziehen und mit Lachen über die kleine Mystifikation hinwegkommen, welche der Major gewiß nicht übel nehmen würde.

Das Incognito ward also angenommen und erfolgreich durchgeführt. Major d'Estève langte an, ward Fanny vorgestellt und ahnte nicht im Entferntesten, daß die reizende Fanny Gasqui seine eigene Verlobte sey.

Ob sich die beiden Verlobten wirklich in einander verliebt haben würden, wenn sie sich unter prosaischen Verhältnissen zuerst begegnet wären, läßt sich natürlich nicht behaupten; allein merkwürdigerweise schienen Beide vom ersten gegenseitigen Anblick an verliebt. Der Major, ein sehr schöner, herkulischer Mann von etwa dreiunddreißig Jahren, mit edlen, geistvollen Zügen und dem feinsten Benehmen des vollendeten Cavaliers, welchem eine gewisse soldatische Geradheit noch das Weichliche, Süßliche benahm, mußte bei den Frauen Glück machen.

Natürlich verlängerte Richard seinen Besuch weit über die beabsichtigte Zeit, und als Gasquis sahen, wie die Sachen standen, drangen sie in Fanny, dem Major lieber unverweilt den kleinen Betrug einzugestehen, welchen man sich mit ihm erlaubt hatte, damit nicht irgend ein zu unrechter Stunde kommender Besuch das Geheimniß verrathe, welches schon mehrmals durch die Unachtsamkeit und Vergeßlichkeit der Dienstboten auf dem Punkte war, enthüllt zu werden. Fanny wünschte jedoch dieses Geständniß bis zu einem günstigeren Augenblick zu verschieben und war ausnehmend neugierig, zu erfahren, wie er sich wegen des Verlöbnisses aus der Schlinge ziehen werde, welches er einst mit Oberstlieutenant Seyfried abgeschlossen. Es war allerdings für sie sehr schmeichelhaft, daß ihre Reize so mächtig seyen, um ihn jenes Bandes vergessen zu machen; doch daß er der Versuchung nachgegeben haben sollte ohne den mindesten Anschein eines Kampfes, das frappirte sie einigermaßen, wie es auch, bei ihrer nähern Bekanntschaft mit des Majors Charakter, Herrn und Madame Gasqui befremdend vorkam. Sie erwarteten von ihm keineswegs, daß er jenem Abkommen getreu geblieben wäre, falls dies ihm oder der jungen Dame unangenehm gewesen seyn würde; allein unter den Umständen des vorliegenden Falles würden sie sein Benehmen doch rechtschaffener und seiner würdiger erachtet haben, wenn er erst das Verlöbniß mit Fräulein Seyfried gelöst hätte, bevor er sich mit einer andern Dame einzulassen suchte. Zwar hatte er bis jetzt noch nicht um die Hand von Gasquis reizender Nichte angehalten, aber weder Fanny noch die übrigen Hausgenossen zweifelten daran, daß es so kommen würde, und das junge Mädchen sah sich ihm niemals allein gegenüber, ohne daß ihr das Herz noch gewaltiger schlug vor banger Erwartung, daß der Major nun mit einer Werbung um ihre Hand herausrücken werde.

In Liebesangelegenheiten gibt es keinerlei Zeitmaß; wo gegenseitige Neigung, Temperament und magnetischer Rapport vorhanden ist — denn sicher haben die Kräfte des Lebensmagnetismus mehr oder weniger Einfluß auf unsere Herzen und Gefühle —, da kommt das eine Paar in vierzehn Tagen weiter, als ein anderes in einem ganzen Jahre. Und in der That war Richard d'Estève noch nicht volle vierzehn Tage in der bezaubernden Nähe Fanny's gewesen, so forderte er eines Nachmittags seinen Freund Gasqui mit ungewöhnlichem Ernste zu einem Spaziergange auf, in dessen Verlaufe er ihm mittheilte, daß er die Absicht habe, um die Hand seiner Nichte Fanny zu werben, vorausgesetzt, daß deren Angehörige nichts gegen diese Wahl einzuwenden hätten.

„Der Grund, mein Freund, warum ich diese Angelegenheit so stürmisch betreibe," setzte er wie entschuldigend hinzu, „ist einestheils meine bevorstehende Abreise, denn ich kann nun nicht länger bleiben und muß wider Willen scheiden; sodann wünsche ich auch Deine Ansicht in der Sache zu hören und halte es für meine Pflicht, mit Dir darüber zu sprechen, bevor ich mich gegen Fräulein Fanny erkläre, denn Du kennst meine ganzen Verhältnisse und weißt, daß die meines Vermögens nicht allzu glänzend sind; ich erwähne dies

besonders, falls die Familie Fanny's hierauf verpicht seyn sollte."

„Ich glaube nicht, daß dies ein Hinderniß für die Erfüllung Deiner Wünsche seyn wird," entgegnete Gasqui mit einem schalkhaften Lächeln; „wenn Du des Mädchens Jawort erhalten hast, nehme ich alles Uebrige auf mich. Ihr Vermögen ist zwar nicht sehr beträchtlich, aber ich bin von Dir überzeugt, daß Du jetzt zu verliebt bist, um Dich viel mit dieser Frage zu beschäftigen."

„Ich habe darnach noch nicht gefragt und werde auch nicht darnach fragen, bis ich Fanny's Jawort habe; dieses allein ist für mich jetzt eine Lebensfrage!" versetzte Richard d'Estève mit ungewöhnlichem Ernste. —

„Liebe Fanny," sagte Madame Gasqui am Abend dieses Tages zu derselben, „seyen Sie nun auf eine Werbung gefaßt! Der Major hat mit meinem Manne gesprochen und wird vermuthlich die erste beste Gelegenheit benützen, um sich gegen Sie zu erklären. Vielleicht geschieht dies noch heute Abend. Natürlich müssen Sie ihm dann auch die Wahrheit entdecken, und wie ich glaube, wird ihn das Aufgeben des Incognito auf sehr angenehme Weise überraschen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Bilder.

(Fortsetzung.)

Es war ein nebeliger Herbstabend des Jahres 1780. In einem Wirthshause der Hansestadt Bremen saßen unter andern Personen der verschiedensten Stände und Klassen zwei Studenten. Wir erkennen sogleich in ihnen Waller und Trautmann.

„Nun, heute wollen wir noch auf deutschem Boden fidel seyn, wollen deutsches Gebräu uns noch einmal recht munden lassen!" sagte Ersterer zu seinem Kameraden.

„Hast Recht," versetzte dieser, „wer weiß, ob wir nicht morgen schon in die See stechen, um uns von Nachsetzungen und Amerika von den Engländern frei zu machen — wenigstens frei machen mit zu helfen. Uebrigens meinte ich, wir sollten uns zuerst um ein Schiff umsehen, ehe wir uns hier gütlich thun; das Letzte ist uns ja doch immer gewiß. Wir haben uns ohnehin zu lang auf der Reise verzögert, wer weiß, ob Dein Philister nicht mittlerweile von unserm Geniestreiche Wind bekommen hat und uns durch Steckbriefe den Paß verrennen will."

„Ei," sagte Waller, indem er mit Trautmann anstieß und trank, „das Bier ist wirklich köstlich, von dem kann ich mich noch nicht trennen; weißt Du was, Einer macht weniger Aufsehen, als Zwei — sieh' Du nach einem Schiff und handle aus, das Geld brauchst Du nicht zu schonen — ha ha ha! außer den dreihundert Thalern von meinem Hausherrn habe ich noch weitere zweihundert von den Manichäern erhalten, die mir das Geld, freilich gegen hübsche Zinsabzüge, so zu sagen aufdrangen. Der Hausherr hatte vermuthlich einem guten Freunde unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Geschichte von seinem werthvollen Pfande anvertraut, und sogleich ging sie und zwar vergrößert durch Aller Mund, so daß Leute, die mir früher keinen Groschen gepumpt hätten, mich eines Besuches würdigten und mir, wenn ich Geld bedürfe, Darleihen anboten. Wenn ich mit Betrügen umgehen könnte, ich wollte dreitausend Thaler Schulden auf das Bild contrahirt haben!"

„Als ob unser Geniestreich mit dem Bilde gar kein Betrug gewesen wäre!" fiel Trautmann ein. „Doch bleibe Du hier und trinke Dich warm; ich will indessen suchen, für Dich und mich einen guten Platz auf einem Schiffe nach Amerika zu bekommen."

Kaum war Trautmann fort, als ein Mann mit markirten Zügen, der die Beiden schon länger im Stillen beobachtet hatte, Waller besser ins Gesicht faßte und bald darauf aus der Stube sich entfernte.

Waller war, wiewohl ganz allein am Tische sitzend, bei seinem Glase doch seelenvergnügt und träumte schon vom künftigen Schlaraffenleben in Amerika, als jener Mann wieder eintrat und sich vor ihn hinstellend sagte:

„Im Namen und im Auftrage eines ehrsamen Rathes der freien und Hansestadt Bremen folgen Sie mir!"

Waller, wie aus den Wolken gefallen über diese Anrede, sagte:

„Sie sind am Unrechten! was kann ein ehrsamer Rath von einem Fremden wollen, der vor einer Stunde das erstemal das Weichbild dieser Stadt betreten hat?"

„Der ehrsame Rath und ich wissen gar wohl, daß Sie ein Fremder sind, aber auch wer Sie sind!" versetzte Jener sich brüstend. „Sie gehen mit, und damit Punktum!"

Digitized by Google

Waller mußte folgen.

Im Rathhause angelangt, erstaunte er nicht wenig, als er dort sogleich in Verhaft genommen wurde und zugleich vernahm, daß man seinen Namen und Stand, sowie um den Betrug mit dem Bilde wisse.

Beide Flüchtige hatten sich auf der Reise zu wohl seyn lassen und zu lange gezögert, indem sie nicht glaubten, daß der Betrug so bald an's Tageslicht kommen und ihr Signalement in den Blättern ausgeschrieben würde.

Als nämlich nach vierzehn Tagen kein Engländer kam, um das Bild abzuholen, auch der Oheim dem Hausherrn einen zweiten drohenden Brief schrieb, daß er den Taugenichts zur Heimreise veranlassen solle, indem für ihn auch nicht ein Heller mehr gezahlt werde, mußte der Hauswirth natürlich Betrug ahnen und die Ueberzeugung gewinnen, daß Waller mit dem Gelde statt zum Oheim — in alle Welt sey, und er veranlaßte sofort des Studenten Ausschreibung in den öffentlichen Blättern.

Der Amtsdiener in Bremen hatte aus solchen richtig seinen Mann erkannt.

Statt einer Reise nach der neuen Welt in Gesellschaft seines Freundes Trautmann mußte Waller die Rückreise nach der alten Universitätsstadt und zwar unter der unlieben Begleitung eines Dieners der Polizei antreten; statt künftigen Wohllebens und zu erringenden Ehrenstellen in Amerika stand im Vaterland ihm, wo nicht Pranger und Zuchthaus, doch der unfreiwillige Soldatenrock bevor. Heutzutage wäre ihm als Betrüger dieses Loos gar nicht zu Theil geworden, indem ein solcher der Ehre, die Waffen für's Vaterland zu tragen, verlustig ist. Damals aber war noch das Werbsystem eingeführt und mit der Auswahl hinsichtlich des Leumundes der in Kriegsdienst Tretenden nahm man's nicht genau.

Indeß, Gott lenkte Waller's Schicksal unverhofft anders und zu seinem Besten.

Die Veranlassung dazu war wirklich eine jener Schickungen Gottes, von denen man sagen muß, sie seyen der letzte Fingerzeig seiner Vaterhand, der letzte Beweis seiner Güte, um durch Wohlthaten die Menschen noch an sich zu ziehen, deren Lebenswandel bereits die härtesten Strafen verdient hätte.

Es sollte nämlich constatirt werden, wie hoch der Betrug, den Waller und sein Genosse gespielt, sich belaufe, und hiezu mußte vor Allem des Bildes Werth ermittelt werden. Zufälligerweise kam gerade der Hofmaler der Residenz in die Stadt.

Als diesem das Bild gezeigt wurde, sagte er, daß es allerdings einen hohen Werth haben möge, den er aber erst bestimmen könne, wenn es ganz vom Schmutze gereinigt sey.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Dieser Tage zeigte Hr. Prof. Quenstedt im mineralogischen Hörsaal zu Tübingen eine Beleuchtungsprobe mit dem von ihm erfundenen Liasschieferöl. Eine einfache Tischlampe verbreitete ein helles, angenehmes, vier Stearinkerzen gleiches Licht ohne allen Geruch, und wenn nach seiner Versicherung ein Schoppen dieses Oels, welcher auf ungefähr 10 Kr. zu stehen kommt, hinreicht, um die Flamme 26 Stunden lang zu unterhalten, so eröffnen sich für diese Erfindung günstige Aussichten.

Ein Wiener Damenkleidermacher fertigt Diebsfallen an. Mit einer solchen in ihrem Ueberrock angebracht, ging eine ältliche Dame jüngst Sonntags in den Prater. Bei dem Zurückgehen gerieth sie in ein Menschengewoge; schnell benutzte dies ein Taschendieb, um ihr Portemonnaie zu nehmen, allein die Tasche mit der Diebsfalle ließ die Hand des Gauners nicht mehr los, welcher alsdann unter heftigem Gelächter der Promenirenden verhaftet wurde.

Räthsel.

Nun rathet, was ist das:
Ein Spiegel ohne Rahm und Glas;
Habt ihr ein ehrlich Angesicht,
Schaut herzhaft drein, ihr seht euch nicht;
Drin sieht sich nur der Bösewicht,
Und sieht er sich, so lauft er fort
Und flieht an einen andern Ort;
Auch schaut er nie daheim hinein,
Er muß auf einer Reise seyn.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kränzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 65. Dienstag, 30. Mai 1854.

Der Pirat.

(Fortsetzung.)

Die Piraten hatten die geraubte Jungfrau in die Cajüte ihres Capitäns gebracht und dort allein gelassen.

Wer vermöchte die verzweiflungsvolle Angst der Unglücklichen schildern, als in dieser einsamen Umgebung das ganze Bewußtseyn ihrer mitleidswerthen Lage erwachte?

Gefangen, in der Gewalt einer Bande der verworfensten Bösewichte, war sie jeder Mißhandlung preisgegeben, die ein schutzloses Weib von Elenden erwarten muß, deren Leidenschaften durch keinen Damm der Grundsätze und Gesetze mehr gebändigt werden, deren Brutalität kein Gefühl des Mitleids mehr entgegentreten kann.

Das Auge des angsterfüllten Mädchens schweifte in dem kleinen Gemache umher, als müsse sich irgendwo ein Ausweg zeigen, diesem entsetzlichen Loose zu entrinnen. Von der schwarzen Piratenflagge, die dort halbaufgerollt lag, grinste ihr der weiße Todtenschädel entgegen.

Olivia wandte sich schaudernd ab.

Und doch, das fühlte sie, konnte allein der Tod sie retten, sie bewahren vor all den Greueln, die sie unausweichlich bedrohten.

Jetzt fiel ihr Blick auf die funkelnden Waffen, die an der andern Seitenwand der Cajüte hingen. Rasch sich erhebend, ergriff sie einen der Dolche, und sobald sie diese Waffe in den Händen hielt, fühlte sie einen unwiderstehlichen Drang, sich den blinkenden Stahl in das Herz zu bohren, um durch Einen entschlossenen Druck allen ferneren Leiden enthoben zu seyn.

Prüfend setzte sie die haarscharfe Spitze auf die klopfende Brust — doch schnell senkte sich wieder die bewaffnete Hand, und ein fröstelnder Schauder durchrieselte die schönen Glieder. Sie stieß rasch den Dolch in seine Scheide zurück. Ein Gedanke des Trostes war Olivia gekommen, der Gedanke an Alfonso. War dieser frei, so war noch Rettung möglich. Alfonso, der treue Jugendfreund, für den ihr Herz in heißer Liebe schlug, konnte sie nicht hilflos lassen, denn wenn er es auch nicht mit Worten gestanden, so hatte sie doch längst aus seinen Augen gelesen, daß er ebenfalls die feurigsten Gefühle für sie hegte.

Eine wunderbare Zuversicht kam über sie, als müsse Alfonso sie retten und die verhaßten Bande zerreißen, die durch den Willen der ehrgeizigen Verwandten sie an den alten Gouverneur ketteten und die ihr jetzt, seit sie wieder den Geliebten gesehen, ganz unerträglich erschienen.

Hingegeben diesen schönen Hoffnungsbildern, dachte die Gefangene kaum mehr an die ungeheure Kluft, die noch zwischen der Wirklichkeit und der Erfüllung ihrer Träume lag, und erst ein auf dem Verdeck lauter werdendes Getümmel weckte das Bewußtseyn ihrer traurigen Lage auf's Neue. Der Schmerz der Verzweiflung bemächtigte sich wieder des eben noch von Hoffnungen bewegten Herzens, und trostlos weinend sank die Unglückliche neben einem Lehnstuhl beim Fenster nieder und hob die gerungenen Hände in brünstigem Gebete zum dämmernden Nachthimmel empor.

Sie bemerkte nichts davon, wie nach einer Weile die Thür geöffnet wurde und der Piratencapitän leise eintrat.

Nachdem dieser eine Zeitlang mit glühenden Blicken das reizende Frauenbild betrachtet hatte, näherte er sich mit geräuschlosen Tritten der schönen Betenden. Er sah das stürmische Aufwogen ihres Busens und hörte ihr inbrünstiges, nur vom Seufzen und Schluchzen unterbrochenes Gebet.

Digitized by Google

„Verdirb Dir durch Weinen die schönen Augen nicht, reizendes Kind," sagte der Pirat plötzlich, „Du bist zu einem glücklichen Leben bestimmt."

Ein lauter Schrei entrang sich dem Munde der erschreckten Jungfrau, als sie bei dieser Anrede die großen dunkeln Augen erhob und in das Gesicht des gefürchteten Räubers schaute, dessen Ausdruck ihr deutlich verkündete, welches Schicksal sie erwarte. In unwillkürlich rascher Bewegung legte sie die Hand auf den wallenden Busen, wo unter der leichten Hülle der scharfe Dolch verborgen ruhte, und das Bewußtseyn, in dieser Waffe ein Mittel zu besitzen, der drohenden Schmach zu entgehen, gab ihr wunderbaren Muth.

Dem Piraten war ihr Zusammenschaudern nicht entgangen und er fuhr fort:

„Mein unvermuthetes Hierseyn hat Dich erschreckt, aber das wird bald anders seyn, wenn wir einmal näher mit einander bekannt sind. Ihr habt einen verteufelt guten Tausch gemacht, in meinen Armen werdet Ihr tausendmal glücklicher seyn, als in denen des vertrockneten Alten, der Euch zur Frau bekommen sollte. Seyd also fröhlich und laßt die Grimassen bei Seite, bei mir sollt Ihr ein Leben führen wie eine Fürstin; denn, auf Piratenehre! ich bin verliebt in Euch wie ein Rasender."

Und dieses sagend wollte er das Mädchen umfassen, um es emporzuheben. Olivia aber schnellte zurück, wie wenn sie von einem giftigen Reptil berührt worden wäre.

„Laßt mich!" rief sie und ihre Augen flammten — „ich verabscheue Euch!"

Der Seeräuber lachte höhnisch.

„Du bist keck," sprach er dann ruhig; „doch dies Sträuben steht einem schönen Mädchen wohl an und macht die Sache pikanter. Doch mußt Du's nur nicht übertreiben, denn Rackam ist nicht gewohnt, den schmachtenden Schäfer zu spielen. Du wirst mein Weib werden und Dich dankbar beweisen durch ein freundliches, zärtliches Entgegenkommen."

„Eher den Tod!" versetzte schaudernd die Jungfrau.

„Tolles Geschöpf! Du weißt nicht, was Du sagst," entgegnete der Seeräuber mit gerunzelter Stirn; „vergiß nicht, liebreizende Spröde, daß Du in meiner Gewalt bist und daß, wenn Du meine Huldigung verschmähst, es blos eines Winkes bedarf, um Dich zu den Haifischen zu betten. Du bist aber zu vernünftig, um mich zu einer solchen Maßregel zu treiben; eine solche Aussicht macht die Wahl nicht schwierig."

Die Jungfrau erhob sich und indem sie den Griff des Dolches faßte, flüchtete sie sich an die jenseitige Wand der Cajüte.

„Die Heiligen haben mich in Deine Gewalt gegeben, Ehrloser!" rief sie zum Aeußersten entschlossen — „allein niemals werde ich Dir zu Willen seyn. Noch habe ich Kraft und Mittel, meine Ehre zu retten."

Rackam war nicht im Stande, diesen Ausbruch der Verzweiflung zu beantworten, denn noch ehe die Jungfrau diese Worte ausgesprochen, hörte man den Knall einer Kanone über das Meer donnern und der Piratencapitän verließ schnell die Cajüte, um nach der Bedeutung dieses Signals zu sehen.

Die Morgennebel verflogen rasch über der Meeresfläche, und in geringer Entfernung wurde die Kriegscorvette sichtbar, die eben auch das Raubschiff entdeckt und durch das bekannte Signal zum Beilegen aufgefordert hatte.

Als jedoch der Pirat, anstatt diesem Befehle Folge zu leisten, alle Segel beisetzte, folgte ein zweiter Schuß und die unweit vom Bord des Raubschiffes ins Meer schlagende Kugel deutete den Ernst dieser Aufforderung an. Dabei machte jedoch das Kriegsschiff wiederholte Signale, um die am Lande befindliche Mannschaft zurückzurufen, so daß die Unschlüssigkeit an Bord der Corvette nicht zu verkennen war, ob man den Piraten verfolgen oder die Ankunft des Capitäns erwarten sollte.

Rackam benutzte diesen Umstand auf's Beste und befand sich alsbald außer der Schußweite. Als er nach einigen Stunden vom Mastkorbe aus durch ein Fernrohr das Meer überschaute, war auch nichts mehr von dem feindlichen Schiffe zu entdecken. —

(Schluß folgt.)

Die Katakomben.

(Fortsetzung.)

Dem veränderten Benehmen St. Mar's, sowie seinem Ausbleiben lag jedoch etwas ganz Anderes zu Grunde, als Amalie ihn in ihrer Aufregung beschuldigte.

St. Mar hatte nämlich, kurz nachdem er seine neue Wohnung im Quartier Genievre bezogen, in einem abgelegenen Gäßchen ein altes schwarzes Haus bemerkt, das seine Aufmerksamkeit auf sich zog, und zwar dasselbe, welches Hyppolit früher

Digitized by Google

erwähnte. Es war ein ziemlich weitläufiges und kerkerähnliches Gebäude von einem Stockwerke, auf welchem ein übermäßig hohes Spitzdach, nach alter Art mit Hohlziegeln belegt, ruhte. Die Thüren und Fenster an diesem Gebäude waren immer verschlossen und dennoch meldete nirgends eine Affiche, daß es zu vermiethen oder zu verkaufen sey.

So verlassen und öde das Haus auch von außen sich präsentirte, so schien doch mit einbrechender Nacht zuweilen in dem Innern desselben eine ganz sonderbare Lebendigkeit rege zu werden.

St. Mar zweifelte nicht, daß dieses Haus irgend ein verbrecherisches Geheimniß in sich berge, und beschloß daher, Alles anzuwenden, um demselben auf die Spur zu kommen.

In dieser Absicht besuchte er, in schlechte Kleider gehüllt und den Hut in das Gesicht gedrückt, jene Schenke, in welcher ihn Hypolit gesehen hatte und die dem erwähnten Hause in schräger Richtung gegenüber lag, so daß er von ihr aus dasselbe, ohne Aufsehen zu erregen, genau und deutlich beobachten konnte.

Gleich am ersten Abend, an welchem St. Mar seine Nachforschungen begann — es war derselbe, an welchem ihn Hypolit bemerkte —, machte er eine Entdeckung, welche ihn anspornte, seine Forschungen so rasch wie möglich fortzusetzen.

Sobald es zu dämmern begann, sah nämlich St. Mar von Zeit zu Zeit Personen von höchst zweideutigem Aussehen die Straße heraufkommen, welche sich ganz sachte längs der Mauer zu dem alten Hause hinschlichen und nach einigen leisen Schlägen an die Thür in demselben verschwanden.

Nun schien es ihm an der Zeit, zu handeln. Er verließ daher die Schenke und schlenderte ganz nachlässig gegen das Haus zu, als ihm ein paar wüstaussehende Kerle begegneten.

„Heda, gute Freunde," redete sie St. Mar an, „wißt Ihr keine Garküche?"

„Eine Garküche?" fragten die Bursche.

„Eine Garküche, woselbst ein verfolgter armer Teufel ein Abendbrod in Sicherheit zu genießen vermöchte."

„Du bist ein Fremder," sagte der Eine, „von wo kommst Du her?"

„Von dort drüben," erwiederte St. Mar verdrießlich.

„Und bei wem dientest Du dort?"

„Bei einem Taschenspieler Namens Langfinger."

„Ach," sagte der Erstere, nachdem er ihn scharf fixirte, „Du bist einer der Unseren, komm nur mit und nehme Theil an unserer Table-d'hote."

„Madame Lafosse wird Dir's an einem guten Bissen nicht fehlen lassen," setzte der Andere hinzu; „so alt und winddürr sie auch ist, so protegirt sie doch noch immer gerne solche junge Bursche, wie Du einer bist."

„Auch mußt Du uns von Deinen Avanturen erzählen," nahm der Erste das Wort, „denn so brave Kerle wie wir müssen schnell Bruderschaft machen."

Unter diesem Gespräche waren sie zu der Thür des Hauses gekommen und der Eine pochte leise an dieselbe.

Wohl rieselte nun ein kalter Schauer über St. Mar's Rücken, denn er mußte sich in diesem Augenblicke gestehen, daß ihn sein Eifer zu etwas Unvorsichtigem verleitet und er sich augenscheinlich in eine große Gefahr gestürzt habe, da ihn leicht einer der Gauner — denn daß das Haus eine Gaunerherberge sey, wußte er jetzt gewiß — trotz seiner Vermummung erkennen könne und daß er dann unrettbar verloren sey. Doch nun war es zum Ueberlegen zu spät, er mußte sein Spiel zu Ende spielen, denn schon that sich die verhängnißvolle Thür zur Hälfte auf und seine beiden neuen Freunde zogen ihn mit sich hinein.

Ein langer und feuchter Corridor, von dem schwachen Schimmer einer einzigen Lampe karg beleuchtet, nahm sie auf. In dieser ungewissen Beleuchtung bemerkte St. Mar drei Treppen, von welchen zwei abwärts, die dritte aber aufwärts führte.

„Hinab oder hinauf?" fragte der Eine der Beiden den Andern.

„Ei hinab," antwortete dieser; „drunten ist's fideler als oben.... Komm nur mit, Kamerad, Dein Magen soll bald Befriedigung erhalten."

Auf dieses faßten sie St. Mar bei den Händen und zogen ihn eine stockfinstere Treppe hinab.

Bald befanden sie sich in einem weiten, kellerähnlichen Gewölbe, welches augenscheinlich mit jenen berüchtigten Katakomben in Verbindung stehen mußte, welche halb Paris durchkreuzen.

Hier erblickte St. Mar zwischen Mauertrümmern und Steinvorsprüngen eine Menge roh gezimmerter Tische, um welche die Elite des Auswurfs der menschlichen Gesellschaft gelagert war und sich bei Speise und Trank belustigte. Die tiefste Verworfenheit, die grasseste Rohheit, die raffinirteste Verschmitztheit und Gaunerei sprachen aus allen Gesichtern.

Hier saßen mehrere trunkene Kerle, wahrscheinlich Straßenräuber, von athletischem Aussehen, mit struppigen Haaren, wildverwachsenen Bärten.

Digitized by Google

Bei diesen befanden sich ein paar rohe, frech gekleidete Dirnen.

Dort kauerte eine lange, klapperdürre Gestalt, welche geradenwegs vom Galgen zu kommen schien, mit den knöchernen Fingern den Erwerb des Tages musternd und dabei mißtrauische und verdächtige Blicke auf seinen Nachbar, einen zerlumpten Wicht, mit einem großen Pflaster auf dem einen Auge, werfend; unfern von diesem ein gestauchter Bursche mit glattgeschorenem Haupte, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er seine Haare im Bagno oder auf der Galeere gelassen hatte.

Wieder dort saß Einer, die schwarze, zausige Perrücke, die augenscheinlich nicht für diesen Kopf gemacht wurde, tief in das zwinkernde Auge gedrückt, als ob er sich auch in dem Schooß der Erde nicht für sicher genug hielte und von seinen Kameraden verrathen zu werden fürchtete, während neben ihm ein katzenbucklicher Jude und ein gelbes Zigeunergesicht, welches einer alten Vettel angehörte, in einem lauten, lebhaften Handel um einiges gestohlene Geschmeide begriffen waren.

Andere, in dem fabelhaftesten Costüme, überließen sich ganz rücksichtslos der Schwelgerei und dem Trunke; wieder Andere lagen ganz friedlich auf den Bänken und Tischen umher und schnarchten um die Wette, während die ekelste, häßlichste aller Blocksbergfahrerinnen, die bereits erwähnte Dame Lafosse, wie sie benannt wurde, bald hier, bald dort die Gäste mit Speisen und Getränken versah, wobei sie nicht unterließ, diesem oder jenem ein nach ihrer Art schalkhaftes Zeichen ihrer besondern Gunst durch einen Kniff in den Arm oder einen leichten Schlag an den Kopf zu geben. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Alandsinseln.) Zu denjenigen Punkten, die in und an der Ostsee jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, gehören auch die Alandsinseln, und es möchte deßwegen wohl nicht unpassend seyn, einige Worte über dieselben zu sagen. Von Finnland ab, bis auf eine Entfernung von vier Meilen von der schwedischen Küste zieht sich eine Inselgruppe, den Eingang des bottnischen Meerbusens sperrend und folglich beherrschend, die an Dichtigkeit der Eilande auf der Erde nicht ihres Gleichen hat. Es sind dies die Alandsinseln (spr. Olandsinseln), von der finnischen Bevölkerung Ahwennommaa genannt. Ihre Zahl beträgt über 200, von denen jedoch nur 80 bewohnt sind; die übrigen sind größtentheils wenig mehr als bloße Klippen. Trotz ihres felsigen Grundes, der aus echt skandinavischem Gneuß und Granit besteht, demselben Stoffe, aus welchem die mächtigen über ganz Finnland verstreuten Blöcke gebildet, sind sie fruchtbar und reich an Getreide, Holz und Vieh. Ihre 15,000 Einwohner sind größtentheils finnischer Abkunft, doch hat auch die Westküste der Ostsee ihr Contingent dahin geliefert; sie werden als treffliche Seeleute, gute Fischer und kühne Robbenschläger geschätzt. Auf der Hauptinsel Aland, die etwa fünf Meilen lang ist, wohnen die meisten derselben, 9—10,000 an der Zahl. Diese Insel liegt Schweden ziemlich nahe und von ihr ist Stockholm in wenigen Stunden zu erreichen; sicherlich ein Grund, weßhalb auf ihre Abtretung im Frieden zu Friedrichshafen (am 17. Sept. 1809) von Rußland gedrungen wurde. Hier ist ein Theil der russischen Scheerenflotte stationirt, die allerdings weiter keinen Schutz hat, als eben das unsichere Fahrwasser zwischen dem Gewirr von Klippen; denn Befestigungen befinden sich, die beiden Schlösser Castleholm und Ekerö ausgenommen, auf der Insel nicht. An Aland knüpft sich für die Russen eine der schönsten maritimen Erinnerungen, denn hier erfocht Apraxin, unter dessen Commando selbst Peter der Große befehligte, einen glänzenden Sieg über einen Theil der schwedischen Flotte unter Ehrenskiöld am 27. Juni 1714.

Das weidende Kameel in der Abendstunde, wenn die am Horizonte der Wüste hinabsinkende Sonne die ganze weite, großartig schauerliche Wildniß mit einem Veilchenschimmer übergießt, gewährt einen ebenso anziehenden als malerischen Anblick. Seine abenteuerliche Gestalt, seine tiefgelbe Farbe, sein bedächtiger Gang, sein Straußenhals, den es bald der ganzen Länge nach ausstreckt, bald mit ganz eigener Anmuth einzieht oder umherbewegt, sein sanfter, harmloser Blick — Alles versetzt uns bei seiner Betrachtung unwillkürlich in die frühesten Weltalter, in die Zeit der Patriarchen und Hirtenkönige zurück. Es ist, als wäre da eine ganz andere, bessere Welt und Zeit vor unserm Auge aufgerollt und das Gemüth wird von der eigenthümlichen Schönheit des Anblicks tief ergriffen.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 66. Freitag, 2. Juni 1854.

Der Pirat.

(Schluß.)

Während des Nachmittags hatte sich das Piratenschiff wieder vorsichtig der Küste genähert und einen Boten ausgeschickt, der das Lösegeld für den Gouverneur holen sollte.

In einem engen Kanal, zwischen einer kleinen Insel und der Küste Cuba's, erwartete Rackam die Rückkehr des Boten, der vor Einbruch der Nacht zurückzukommen strenge Ordre hatte. Nur Fahrzeuge, die nicht tief im Wasser gingen, durften sich in diesen Kanal wagen, und auch für diese war die Einfahrt der vielen Klippen wegen gefährlich, wenn der Führer nicht ganz genau mit der Oertlichkeit bekannt war. Vor feindlichen Kreuzern schienen also die Piraten in diesem Versteck sicher zu seyn; doch wurde die gewöhnliche Vorsicht nicht außer Acht gelassen.

Gegen Abend entdeckte die Wache zwei Fahrzeuge, die bald als ein spanisches Kriegsschiff und ein kleineres Küstenfahrzeug erkannt wurden. Anstatt aber, wie man glaubte, vorüberzusegeln, steuerten beide gerade auf die kleine Insel los, hinter welcher die Seeräuber lagen, und plötzlich erschien das Kriegsschiff an dem Eingange des gedachten Kanals.

Es war die Corvette, welcher das Raubschiff am Morgen entgangen war. Zum Entsetzen der Piraten lief sie ohne Weiteres in den schmalen Kanal ein und wand sich mit solcher Leichtigkeit durch die gefährlichen Untiefen, daß kein Zweifel mehr blieb, der Schlupfwinkel der Verbrecher sey verrathen und ein mit der Lokalität wohlvertrauter Lootse lenke die Bewegungen des Fahrzeugs.

Kaum war das Kriegsschiff in Schußweite gekommen, als auch seine Batterien in vollen Lagen zu feuern begannen. Die Piraten erwiederten das Feuer nachdrücklich und zeigten in diesem gefährlichen Augenblick die kecke, kampfesfreudige Haltung, die nur Leuten eigen seyn kann, welche mit dem Tod in den furchtbarsten Gestalten spielen gelernt.

Die Wirkungen der ersten feindlichen Schüsse zeigten sich jedoch schon verderblich für das Raubschiff, denn einige schwere Kugeln hatten unter Wasser eingeschlagen und die Fluth drang unaufhaltsam in den Raum.

Rackam sah sogleich, daß an ein Entkommen mit dem Schiffe nicht zu denken sey, und befahl, die Boote auszusetzen und die werthvollste Beute in dieselben zu schaffen. Sobald dies geschehen wäre, wollte er mit seinen Leuten das Schiff verlassen, das andere Ende der Insel umfahren und auf diese Weise, von der inzwischen eintretenden Nacht begünstigt, entwischen.

Während ein Theil der Piraten seine Befehle ausführte und Andere das Feuer eifrig gegen das heransteuernde Kriegsschiff fortsetzten, rief Rackam seinen Lieutenant herbei.

„Die Brigg sinkt ehe eine Stunde vergeht," sagte er zu diesem; „beschleunigt daher die Ausrüstung der Boote. Wenn dieselben zur Abfahrt bereit sind, so legt eine Lunte an's Pulver, die etwa noch zwanzig Minuten brennt; bringt dann den Alten und die Dirne in die Schaluppe und meldet mir sofort das Geschehene."

Kaum hatte jedoch Rackam diesen Befehl ertheilt, so zerschmetterte eine feindliche Kugel eine Segelstange, und diese traf im Niederfallen den Piratencapitän so gewaltig, daß er wie vom Blitz erschlagen auf's Verdeck stürzte.

Jetzt entstand eine große Verwirrung unter den Seeräubern; die Kanonen wurden verlassen und Alles dachte nur an schnelle Flucht. Der Lieutenant fand jedoch bei näherer Untersuchung keine

Digitized by Google

Verletzung an dem Capitän und ließ ihn, da er ihn nur für betäubt hielt, in die Schaluppe bringen. Während dort Alles zum Abfahren vorbereitet wurde, eilte er selbst nochmals unter Deck, den letzten Befehl des Capitäns auszuführen.

Inzwischen war das Kriegsschiff so nahe gekommen, daß bald die Enterhaken gebraucht werden konnten. Der Pulverdampf hatte die Anstalten zur Flucht verborgen, und jetzt befand sich die Mannschaft des Raubschiffes bereits in den Booten und wartete auf das Einsteigen des Lieutenants.

Man hörte nach einer Weile zwei dumpfe Pistolenschüsse unter dem Deck, aber noch immer wollte der Lieutenant nicht kommen, um das Signal zur Abfahrt zu geben. Die Seeräuber wurden ungeduldig. Einige stiegen wieder an Bord, um den Saumseligen zu mahnen, wichen aber augenblicklich zurück und sprangen in die Boote, indem sie erschreckt ihren Kameraden die drohende Nähe der Feinde verkündeten. Jetzt war kein Aufschub mehr rathsam; die Taue wurden gekappt und mit kräftigen Ruderschlägen entfernten sich die Piraten von der schwarzen, blutbefleckten Brigg.

Die Enterhaken des „Seefalken" fielen bald darauf in die Raaen des Raubschiffes und von seinen Leuten gefolgt, sprang der spanische Befehlshaber auf das feindliche Verdeck. Kein Pirat war zu sehen, nur einige Leichname lagen auf den blutbespritzten Brettern. Das Nichtvorhandenseyn der Boote ließ sogleich auf das Vorgegangene schließen; allein von den Entflohenen war nichts mehr zu sehen.

Gleich einem Rasenden stürzte der Corvettencapitän hinab nach der Cajüte. Die Thür derselben stand halb offen und verschiedene am Eingange aufgehäufte Gegenstände bewiesen, daß dieser früher verrammelt gewesen. Ein weißes, durch die Dämmerung schimmerndes Gewand zog den Blick des Eintretenden auf sich: er fand Olivia dort am Boden wie leblos ausgestreckt; ganz nahe dabei lag der Leichnam eines Piraten.

Als Alfonso — denn dies war der Capitän — die Geliebte emporrichtete, fühlte er noch Leben in ihr. Er rief nach Licht und Hilfe.

Olivia öffnete nach kurzer Zeit die schönen Augen und blickte in das Antlitz ihres Befreiers. Mit einem Aufschrei des Entzückens schlang sie die weichen Arme um den Nacken des über sie gebeugten jungen Mannes, und dieser erfuhr aus ihrem Munde, was sich bisher zugetragen. Sobald das Schießen begonnen, hatte Olivia mit allen ihr zu Gebote stehenden Gegenständen den Cajüteneingang zu versperren gesucht, und als später der Piratenlieutenant dennoch gewaltsam eindrang, die an der Wand hängenden Pistolen ergriffen und auf den frechen Räuber abgefeuert. Obgleich zum Tode getroffen, besaß dieser doch noch die Kraft, sie durch einen derben Faustschlag niederzustrecken, bevor er selbst sterbend zusammenbrach.

Alfonso hielt die jungfräuliche Heldin in wonnevollem Entzücken umschlossen, und diese schmiegte sich mit der größten Zärtlichkeit an den Geliebten. Unter der Cajütenthür aber stand nebst einigen Offizieren der alte Gouverneur und betrachtete mit seltsamen Blicken das selige Paar.

Plötzlich schien ein Entschluß in ihm zu reifen, er trat den Liebenden näher, die bei seinem Anblick verwirrt auseinanderfuhren. Der Alte aber sprach mit ungewöhnlicher Milde:

„Alfonso, Du hast mit Hilfe der Heiligen eine große Gefahr von mir abgewendet; ich verdanke Dir meine Freiheit, vielleicht mein Leben, und gern möchte ich mich dafür dankbar beweisen.... Du liebst meine Braut und sie Dich; ich alter Mann will nicht mehr störend zwischen Eure Liebe und Euer Glück treten. Olivia ist frei von diesem Augenblick an, und wenn sie mir vergönnt, noch irgend ein Recht auf sie auszuüben, so benütze ich dieses, um ihre Hand jetzt in die Deinige zu legen, mein lieber Neffe.... Seyd glücklich, Kinder! Ich stehe einsam und kinderlos auf der Erde ... Alfonso, sey Du mein Sohn, Olivia, schenke mir die fromme Liebe einer Tochter und laßt mich dann väterlich für Euch sorgen!"

Und tief gerührt, schluchzend umschlangen die Ueberraschten und Beglückten den alten Gouverneur, und in den Augen der stummen Zuhörer schimmerten die schönsten Thränen der Rührung und Theilnahme. —

Die Meldung, daß man bei der Pulverkammer eine glimmende Lunte gefunden habe, und daß das einströmende Wasser ein baldiges Sinken des Raubschiffes befürchten lasse, rief Alfonso'n wieder die Pflichten seiner Stellung ins Gedächtniß. Seine Leute durchsuchten alle Winkel des Schiffes und kehrten mit der immer noch ansehnlichen Beute an Bord der Corvette zurück, wohin er selbst seine geliebte Olivia und den alten Gouverneur begleitete.

Die einbrechende Nacht hinderte ein Verfolgen der flüchtigen Seeräuber.

Digitized by Google

Am nächsten Morgen war nichts mehr von dem gesunkenen Raubschiff zu sehen, und die Corvette nahm ihren Curs nach Matanzas. Als die Spanier die kleine Insel umschifften, machten sie die unangenehme Entdeckung, daß die Piraten in der Nacht den dort geankerten Küstenfahrer überfallen und sich damit fortgemacht hatten. Die Mannschaft des Kauffahrers lag gebunden auf dem Eilande. Dieses Entrinnen schmerzte die Leute des Kriegsschiffes um so mehr, als der Küstenfahrer ein reich beladenes Schmugglerschiff war, welches der „Seefalke" während des Nachmittags entdeckt und als gute Prise mitgeführt hatte. Um sie für diesen Verlust etwas zu entschädigen, verzichtete der Gouverneur, der seit seiner Gefangenschaft wie umgewandelt erschien, zu Gunsten der Mannschaft auf die Summe, die von den Piraten als Lösegeld gefordert worden und ebenfalls sammt dem Abgesandten des Piratenchefs in die Hände des Kreuzers fiel. Die Aussicht auf den Antheil an dieser Summe, verbunden mit einem Geschenk an Rum und Cigarren, das Alfonso vertheilen ließ, versetzte die Mannschaft schnell wieder in heitere Stimmung, und man sah nur fröhliche Gesichter an Bord des „Seefalken", als dieser in der Nähe von Matanzas Anker warf. —

Ein Jahr später — Alfonso war längst mit der Geliebten vor dem Altare vereinigt — wurde Rackam gefangen, nach Port-Royal auf Jamaika gebracht und dort nebst acht seiner Leute, die mit ihm lebendig ergriffen worden, verurtheilt und hingerichtet.

Die Katakomben.

(Fortsetzung.)

Man kann sich leicht vorstellen, daß sich St. Mar in der respektablen Gesellschaft nicht am behaglichsten finden mußte und nichts sehnlicher wünschen mochte, als wieder droben auf der Straße zu stehen, aber schon hatten ihn seine beiden „Freunde" zu einem Tisch gezogen.

„He! holla! Du altes Aas, bekommen wir Nichts zu essen?" rief der Eine.

„Gleich, gleich, Messieurs!" antwortete die Alte — „hier ist die Karte."

„Da siehst Du unsere reizende Wirthin," sprach der Andere zu St. Mar, indem er ihm die Alte vorstellte, „deren Streben schon durch einige fünfzig Jahre dahin geht, einst eine würdige Madelonette zu werden."

„Und wenn Ihr diesen Herrn nicht ohnehin schon kennt," erwiederte die Alte zu St. Mar gewandt, „so seht Ihr in ihm einen Gauner, einen Schurken, einen Dieb, welcher der großen Rille ehestens zur schönsten Zierde gereichen wird."

Die beiden Gauner schlugen hierüber ein schallendes Gelächter auf und bestellten, nachdem sie die Alte durch einige rohe Caressen wieder beschwichtigt hatten, bei ihr das Essen für sich und für St. Mar, welches auch sogleich erschien.

So geringen Appetit der Letztere verspürte, so sah er sich doch gezwungen, den Heißhungrigen zu spielen, theils um seiner Rolle getreu zu bleiben, theils um Zeit zu gewinnen, auf die Fragen der Beiden geziemend antworten zu können.

Zu seinem Glücke hatten die Herren keinen geringeren Appetit, als er zu haben sich stellte, und somit ging die Tafel zu Ende, ohne daß er in eine besondere Verlegenheit gekommen wäre.

Als die beiden Freunde gespeist hatten, streckte sich der Eine ohne alle Umstände auf die Bank, auf welcher er gesessen, und entschlief nach wenigen Minuten, während der Andere eine frische Bouteille Wein bringen ließ.

St. Mar'n stieg das Blut in den Kopf, denn er fürchtete, daß es nun zu einem förmlichen Examen kommen würde, und hatte sich auch nicht so ganz geirrt, da Herr Souastre, so nannte sich sein neuer Freund, nachdem er einen tüchtigen Trunk gethan, den Kopf auf beide Hände stützte, und folgendermaßen zu ihm sprach:

„Nun sag', Kamerad, wie nennst Du Dich eigentlich?"

„Wie ich heiße?" fragte St. Mar nicht ohne einige Verlegenheit.

„Nun ja, Du wirst doch einen Namen haben."

„Mehr als einen," antwortete St. Mar, sich schnell wieder fassend, „das ist es eben, was mich etwas verlegen macht. In meinem Geburtsorte, in Gascogne, hieß ich Charles Mouvais, in Chatillon Legras, in Chartres Vincent, in Soisson Napolle, zuletzt Duprez."

„Nun, da hast Du der Namen genug!" versetzte Jener lachend. „Seit wann bist Du in Paris?"

„Seit heute Morgen."

„Und welchem Fache der Kunst denkst Du Dich eigentlich zu widmen?"

„Da bin ich selbst unentschlossen."

„Sieh, Duprez, so will ich Dich vor der Hand nennen, die Kunst theilt sich in zwei Hauptklassen: die Jünger der einen begnügen sich mit der Ausbeute, die sie auf Straßen und Plätzen machen,

Digitized by Google

sie leeren die Beutel und stipitzen die Börsen Derjenigen, welche dort allenthalben das Pflaster breittreten; dieser Klasse hat Dein Freund Souastre die Ehre anzugehören. Die Jünger der andern Klasse haben schon einen ausgebreiteteren Wirkungskreis und geben es um Vieles nobler, jedoch sind sie auch größeren Gefahren ausgesetzt. Was mich anbelangt, so will ich lieber ein Mitglied des eisernen Kranzes werden, als mich durch Bravouren auf die lange Rille hinaufarbeiten."

„Was verstehst Du unter dem eisernen Kranz und der langen Rille?" fragte St. Mar.

„Ha ha ha! Du kennst unsere Kunstausdrücke noch nicht ganz. Der eiserne Kranz ist die Galeerenkette und die lange Rille ist ein ganz ordinärer Balken, an welchen man die würdigsten Männer jener Klasse so lange aufzuhängen pflegt, bis ihnen der Athem ausgegangen ist."

„Ja," versetzte St. Mar, „das ist freilich etwas fatal. Aber ich fühle einen großen Ehrgeiz in mir," fuhr er fort, „mich jenen würdigen Männern anzureihen."

„Wenn Du so viel Courage in Dir verspürst," sagte Souastre, „so laß uns in die erste Etage hinaufsteigen, denn die Herren dieser Klasse, bei welchen ich Dich sogleich einführen will, hausen dort oben."

Hierauf erhoben sich Beide und begaben sich in das obere Stockwerk.

Auch hier wurde getafelt und getrunken, aber nicht so roh und lärmend wie unten. Alles hatte in dieser Abtheilung einen feineren Anstrich und beobachtete einen gewissen Anstand; auch waren die Versammelten alle besser gekleidet, ja Viele zeichneten sich durch ein Costüm aus, welches einem Stutzer keine Schande gemacht haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Halbwilde Schweine.) In Nordamerika hält sich der Bauer am liebsten halbwilde Schweine. Diese Thiere laufen ohne Aufsicht in den ungeheuern Wäldern hin und her und suchen sich ihr Futter. Nur selten und zwar dann, wenn ihnen reichliche Nahrung fehlt, kommen sie heim zu ihrem Herrn, der dann allerdings mit ihnen vorsichtiger umgehen muß, als unser Landwirth mit den Seinigen, weil sie durch das Herumstreifen sehr beißig geworden sind. Durch gutes Futter wird ihnen ihr Stall wieder lieb und sie finden ihn nach neuen Wanderungen regelmäßig wieder. Ihr Herr hat oft die Freude, daß ein Paar mit 12—15 kräftigen Jungen zurückkehrt und dadurch seine Gastfreundschaft reichlich lohnt. Der nordamerikanische Bauer löst aus dieser Schweinezucht schöne Sümmchen, denn er versendet Schinken und eingesalzenes Fleisch auf den großen Strömen seines Vaterlandes nach den Seestädten, von wo sie bis nach England spedirt werden.

Fossile Rieseneier von enormer Größe werden hin und wieder auf Madagaskar in dem Bette eines Stromes gefunden. Die Tradition der Eingeborenen, es habe einst auf der Insel einen Vogel gegeben, welcher stark und groß genug war, einen Ochsen fortzutragen, lebt wieder auf und erinnert zugleich an den Vogel Rock der orientalischen Fabel, welcher geduldig wartete, bis er den Elephanten mit dem Rhinoceros im Kampfe sah, dann aber auf sie niederschoß und beide mit einemmale entführte.

(Künstlicher Marmor.) Seit Kurzem fertigt ein Berliner Fabrikant, Hr. Fehse, durch Guß künstliche Steine aus Cement, welche nicht blos, da man ihnen jede beliebige Farbe und die schönste Politur geben kann, dem Marmor täuschend ähnlich und begreiflich außerordentlich viel billiger sind, sondern ihn an Dauerhaftigkeit weit übertreffen; sie sind sogar noch bedeutend billiger als Sandstein. Das Fabrikat beginnt sehr in Aufnahme zu kommen, und namentlich sind für den preußischen Hof sowohl als für Bad Pyrmont eine große Anzahl marmorartiger Badewannen daraus angefertigt.

Die neu zu erbauende Westminsterbrücke in London dürfte, nach dem eben veröffentlichten Bauplane, eine der schönsten Zierden der englischen Hauptstadt werden. Sie wird 914 Fuß lang, 85 Fuß breit seyn und 5 Bogen haben, deren Schnitt und Verzierungen, sowie die Brustwehren in englisch-gothischem Styl mit dem Parlamentspalast vollkommen harmoniren werden. Die HH. Mare haben den Bau für 200,000 L. übernommen.

Aus Amerika hat der gewerbsame Schwarzwaldort Schramberg in Würtemberg eine Bestellung von zwei Millionen Stück Strohhüten erhalten.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 67. Sonntag, 4. Juni 1854.

Orientalische Weisheit.

Von Letteris.

Willst sicher du durch's Leben wandeln:
In Unglück ruhig und Gefahr,
Sey fest im Wollen wie im Handeln,
In Wort und That besonnen, klar.

Die Worte merk', die inhaltschweren,
Der strengen Weisheit milden Spruch,
Den Spruch, der schwer ist zu erklären
Im räthselhaften Lebensbuch.

Im Glücke froh und stark im Leiden,
Geduldig mit den Thoren seyn,
Den Sinn in klare Worte kleiden,
Das Leben in des Himmels Schein;

Die Erde als den Weg betrachten,
Der in das wahre Leben führt,
Die Sternenwelt als Schmuck betrachten,
Womit die Ewigkeit sich ziert;

Dem Menschen Mensch und Bruder bleiben,
Wenn schwer auch lastet seine Schuld,
Dich selbst mit harter Strenge richten,
Doch And're mild und mit Geduld;

Und Gottes Wege nicht verkennen,
Wenn sie der Mensch auch nicht begreift,
Das Schlechte schlecht mit Namen nennen,
Bevor's zur gift'gen Frucht gereift;

Zu schaffen treu im kleinen Kreise,
Wie still der Keim im Erdengrund,
Auf daß erblühe sicher, leise,
Was du vertraut der treuen Stund';

Das Gute, Wahre nicht erstürmen
Und Nichts verachten, weil es alt,
Und Höhen nicht auf Höhen thürmen,
Koloß zu werden mit Gewalt:

So sey dein Leben, sey dein Handeln,
Von deinem Herzen still bewacht,
Kannst sicher du durch's Leben wandeln,
Bis deine Sendung du vollbracht.

Die Plünderung.

Von F. Hoffmann.

Zur Zeit des siebenjährigen Krieges wohnte in einem Dorfe des mittleren Deutschlands der reiche Bauer Martin mit Weib und Kind, mit Knecht und Magd, und was sonst dazu gehörte, auf seinem freien Erbe, einem stattlichen Gehöfte, das eher wie ein Edelhof aussah als wie ein gewöhnliches Bauerngut. Hof und Stallungen lagen geräumig um das Wohngebäude her, aus dessen Fenstern man mit freiem Blick Alles hübsch übersehen konnte: den reinlichen, sauber gepflasterten Hof mit dem großen, eingefriedigten Düngerraume in der Mitte, die Ställe mit den glatten, wohlgepflegten Rindern, den stattlichen Pferden, den Schafen und Schweinen; das hölzerne Taubenhaus, den Hühnerhof — kurz Alles. Und Alles, was man sah, zeugte von ansehnlicher Wohlhabenheit, wo nicht von Reichthum und Ueberfluß.

Kein Wunder, daß Martin nicht allein von seinen Nachbarsleuten, sondern von allen Insassen des Dorfes wirklich beneidet wurde. Der Eine neidete ihm den stattlichen Viehstand, der Andere die üppigen Wiesen, der Dritte den fetten Boden seiner Aecker — und es wäre wohl nicht Einer gewesen, der nicht mit Freuden sein Gehöft mit dem des Bauern Martin vertauscht hätte.

Wäre es nun dabei geblieben, so hätte es keinen Schaden weiter gethan; aber manchmal gibt es Menschen, die nicht nur beneiden, sondern auch gerne besitzen wollen, und zu selbigen Leuten

Digitized by Google

gehörte nun gerade der nächste Nachbar Martins, nämlich der Bauer Thoring.

Der Mann hätte im Grunde nicht nöthig gehabt, nach anderer Leute Gut begehrlich zu seyn, denn er besaß selber ein schönes Eigenthum, nur wenig geringer als das des Martin. Indeß darnach frägt der Begehrliche nicht; der läßt sich nicht genügen, der will haben, immer mehr haben, so viel wie möglich, sogar auf Kosten der Rechtschaffenheit und des guten Gewissens. Nachbar Thoring stand nicht selten mit gerunzelter Stirn, die Arme breit aufgestützt, an dem Geländer, das seinen Hof von dem des Nachbars schied, und schaute mit finsterem Blick nach Martins Gut hinüber, mit finsterem und grollendem Blick, und manchmal murmelte er auch einzelne abgebrochene Worte vor sich hin, die gewiß keine Segenswünsche für den Nachbar Martin waren.

Das kümmerte diesen aber blutwenig; er fühlte sich so sicher in seinem Besitz, mochte Nachbar Thoring auch grollen und Neid hegen — besser beneidet wie beklagt, meinte er und lächelte seelenvergnügt vor sich hin, wenn er das finster brummige Gesicht des Nachbars über das Gatter lugen sah.

Allein es blieb nicht beim Beneiden, beim Schauen und heimlichen Begehren. Eines Tages winkte der Bauer Thoring den Nachbar Martin heran, wünschte ihm guten Tag und blickte dann nachdenklich auf die glatten Rinder, die im Ring auf dem Hofe umherspazierten.

„Was gibt's, Nachbar? Ihr habt mich doch herangewinkt?" fragte Martin.

„Ganz recht," sagte der; „schönes Vieh, das Eure."

„Schweizer Vieh, beste Race," erwiederte der Bauer Martin und lächelte heimlich und selbstgefällig über des Nachbars Neid.

„Pferde auch gut," sprach der wieder.

„Ja, brave Mecklenburger, ist jeder zwischen Brüdern seine achtzig Louisd'or werth," antwortete Martin wie vorhin.

„Alles brav im Stande," sagte Thoring und setzte dann mit einem solchen wunderlichen, schier bezüglichen Nachdrucke hinzu: „Wäre hart, das Alles herausgeben zu müssen!"

Martin stutzte und maß den Nachbar mit den Augen, der keine Miene verzog, sondern ganz stramm und ernsthaft in den Hof hineinblickte.

„Ja," wiederholte er nachdrücklich, „denke mir, wäre hart, das Alles zu verlieren!"

„Wäre hart, freilich," erwiederte Martin; „steht aber gar nicht zu befürchten. Seyd recht absonderlich mit Euren Worten heute, Nachbar Thoring."

„Absonderlich? Hm!" machte der — „ist auch ein ganz absonderliches Ding das!"

„Was für ein Ding?" fragte Martin immer gespannter — „was meint Ihr eigentlich, Nachbar?"

„Nun, meine, 's wär' hart, so ein schönes Gehöft mit Vieh und Wiesen und Aeckern so auf einen Schlag aufgeben zu müssen!" wiederholte hartnäckig Nachbar Thoring.

„Und warum aufgeben? und wem geben?" fragte Martin.

„Nun, mir zum Exempel!" sagte Thoring kaltblütig.

„Euch? Träumt wohl, wie?"

„Träume nicht — bin ziemlich wach! Wißt, Nachbar, habe da ein Blättchen gefunden von Eurem und meinem Vater selig — so ein Ding wie eine Schuldverschreibung von Eurem Vater an den meinigen — über achtzehntausend Thaler. Wunderte mich, gab erst nichts d'rauf — alte Geschichte von dreißig Jahren her — dachte aber nach, erinnerte mich, daß mein Vater selig dermaleinst Eurem Vater selig achtzehntausend Thaler geborgt — weiß auch noch, wozu — hat mein Vater selig gar oft davon gesprochen — wollte Euer Vater selig dazumal die Aecker vom Häger drüben kaufen — sind noch in Eurem Besitz, Nachbar — dachte weiter, wunderte mich, daß die Schuldverschreibung noch da sey — Nachbar, hm, solltet doch einmal nachschauen, ob Ihr eine Quittung habt über die Rückzahlung des Kapitals, die achtzehntausend Thaler mein' ich."

Der Bauer Martin war ein wenig blaß geworden und seine Hand zitterte so sehr, daß er sie auf's Gatter stützen mußte, um dem Nachbar das Zittern zu verheimlichen. Ein Weilchen schwieg er und sah zu Boden. Dann sagte er ziemlich ruhig:

„Mag richtig seyn mit der Schuldverschreibung, weiß wohl, daß mein Vater selig das Geld von Eurem Vater selig geborgt; wird aber auch die Quittung da seyn von wegen der Rückzahlung. War ein ordentlicher Mann, mein Vater selig."

„Schon recht, desto besser für Euch, Nachbar," sprach Thoring kaltblütig; „sucht nach der Quittung, Nachbar. Will morgen 'mal wieder anfragen, ob sie sich gefunden hat. Müssen nachbarlich mit einander verfahren!"

Thoring nickte und Martin ging mit schwerem Schritte in sein Haus. In der Wohnstube stand ein großer eichener Schrank mit gelben Messing-

Digitized by Google

schlössern — ein festes, massives Stück. Er schloß ihn auf, öffnete die schweren Schubkasten, nahm einen ganzen Haufen alter, vergilbter Papiere heraus und las eins nach dem andern durch.

Als er alle nachgesehen hatte, standen ihm große Schweißtropfen auf der Stirn und in tiefem Nachdenken stützte er den Kopf in die hohle Hand. So fand ihn sein treues, verständiges Weib. Auf den ersten Blick sah sie, daß irgend etwas Absonderliches sich müsse ereignet haben. Sie legte sanft ihre braune, derbe Hand auf die Schulter ihres Mannes und fragte ihn, was er habe?

Martin blickte in die Höhe. Er sah ganz verstört aus.

„Eine Teufelsgeschichte, Marie!" antwortete er mit gepreßter Stimme.

„Wird so schlimm nicht seyn!" versetzte sie. „Wer mit Gott ist, braucht auch den Bösen nicht zu fürchten."

(Fortsetzung folgt.)

Die Katakomben.

(Fortsetzung.)

Souastre führte seinen Schützling durch die Menge hindurch zu einem Manne von feinem Anstande und vorzüglich gewählter Kleidung, den er Monsieur Fouette nannte und dessen Züge und blitzendes Auge eine große Verschmitztheit verriethen.

Diesem stellte er St. Mar als einen Herrn Duprez vor, welcher „um der guten Sache willen" viel in der Provinz gelitten habe und deßhalb nach Paris geflohen sey, um daselbst seine Talente vollends zu entwickeln.

„Die Empfehlung unseres wackeren Souastre" — sprach Herr Fouette mit großer Freundlichkeit — „bürgt uns, daß wir in Euch, Herr Duprez, noch dereinst eine Zierde unserer Gesellschaft erblicken werden, und wir können es uns nur zum Glücke rechnen, Euch zum Mitgliede derselben aufzunehmen."

Hierauf präsentirte er St. Mar den Uebrigen, welche ihn mit vielen Höflichkeiten willkommen hießen.

Es war ein eigenes, beklemmendes Gefühl, welches sich St. Mar's bemächtigte, von all diesen verschmitzten Spitzbuben- und Mörder-Physiognomieen als Zunftgenosse betrachtet zu werden; besonders bewirkte dies ein blaßgelbes Gesicht mit einer langen Habichtsnase, welches ihm aus dem Schwarme als vorzugsweise widrig auffiel.

Als der Tumult der Bewillkommnung verbraust war, wurde sein Name von dem Herrn Fouette in ein großes Buch eingetragen, ihm der Spitzname Chaussepied beigelegt, das Losungswort gesagt und hundert Franken ausbezahlt, wofür er jedoch eine Quittung von zweihundertfünfzig ausstellen mußte.

St. Mar strich das Geld ein und unterzeichnete die Quittung, im Innern froh, daß bis jetzt Alles so glücklich abgelaufen sey. Um sein Glück jedoch nicht zu verscherzen, benutzte er den ersten schicklichen Augenblick, um sich wieder aus der Gesellschaft zu entfernen. Es währte auch nicht lange, daß sich ihm dieser darbot, da nach dem Vorgefallenen die Gesellschaft sich wieder so wie vorher unter sich unterhielt und, in kleine Gruppen getheilt, von ihren Angelegenheiten plauderte.

St. Mar stieg, sobald er sich unbemerkt sah, die Treppe hinab und suchte nach einem Auswege, allein umsonst, er war nicht im Stande, sich zurecht zu finden.

Nach langem fruchtlosen Herumirren und Tappen gelangte er wieder in jenes Kellergewölbe, wo er zuerst gewesen, und erzählte der Dame Lafosse seine Verlegenheit.

Diese schlug eine laute, schallende Lache auf und sagte dann:

„Ei ja, das glaube ich wohl, mein Jüngchen, daß Du Dich nicht hinausfindest. Wer diesen Weg gekommen, dem ist kein Rückzug mehr gestattet."

„Wie?" stotterte St. Mar und der Angstschweiß trat auf seine Stirne.

„Ja ja," fuhr Jene lachend fort, „wer da hereinkommt, der muß immer, immer vorwärts. Na, folge mir, ich will Dich führen."

St. Mar ließ sich das nicht zweimal sagen und ergriff die Knochenhand der entsetzlichen Alten, welche ihn hierauf durch mehrere Gänge, über Treppen und Leitern, auf und nieder führte, bis sie an eine Stelle kamen, wo die dichteste Finsterniß herrschte.

Hier verband ihm seine Ariadne mit einem Tuche die Augen und zog ihn auf's Neue mit sich fort; nicht lange aber, so wehte ihm eine kalte Nachtluft ins Gesicht, und als sie ihm das Tuch wieder abnahm, befand er sich auf dem Platze Cambrai in Gesellschaft seines Gönners Souastre, der unter dem Vorwande, daß er

Digitized by Google

beauftragt sey, ihm die Honneurs zu machen, ihn noch eine Strecke geleitete und sodann verschwand.

St. Mar'n, welcher schon fürchtete, durch seinen neuen Freund erkannt zu werden, wenn ihm dieser bis in seine Wohnung folgen würde, fiel ein Stein vom Herzen.

Zu Hause angelangt, machte er sich sogleich an seinen Schreibtisch und brachte Alles, was er gesehen hatte und was ihm begegnet war, nebst einer genauen Angabe des Hauses zu Papier und sandte diesen Bericht mit anbrechendem Morgen an die Behörde ab.

Während aber St. Mar sich damit beschäftigte, wollen wir noch einen flüchtigen Blick in die Gaunerherberge werfen, und wir sehen, daß dort eine allgemeine Aufregung in dem obern Stockwerke herrscht.

Eben jenes blaßgelbe Gesicht mit der Habichtsnase, welches St. Mar'n aufgefallen war, hatte gleich anfangs auf den Ankömmling einen Verdacht geworfen, welcher sich um so mehr steigerte, je länger er ihn betrachtete, der aber zum Glück für St. Mar erst zur völligen Gewißheit in ihm wurde, als dieser bereits die Gesellschaft verlassen hatte.

Eben jetzt zieht er Herrn Fouette, denselben, welcher St. Mar so freundlich aufgenommen und in das Zunftbuch eingetragen hatte, auf die Seite und flüstert ihm in das Ohr, daß er in jenem Herrn Duprez den Advokaten und Generalagenten St. Mar erkannt zu haben glaube und sich hierin nicht täuschen werde.

Herr Fouette erschrickt und theilt die Nachricht sogleich seinen vertrautesten Mitgliedern mit. Aller Augen suchen den Fremden, er ist nirgends mehr zu finden. Endlich erfährt man durch die Dame Lafosse, daß er bereits das Haus verlassen habe.

Wuth und Rache spricht aus allen Mienen, sprüht aus allen Augen. Fouette aber gebietet Mäßigung.

„Sagt allen Genossen," spricht er nach einigem Ueberlegen, „daß sie sich sogleich im großen Saale versammeln. Dort wollen wir uns berathen, was nun zu thun, damit der freche Verräther nicht aus unsern Garnen entkomme."

Auf dieses verfügte sich Alles aus der obern und untern Etage in ein großes Gemach im Erdgeschoß, von welchem sie sodann sorgfältig die Thür verschlossen. —

Noch an demselben Tage erhielt St. Mar von der Behörde, nebst einer schmeichelhaften Belobung für seine Wachsamkeit, die Weisung, sich durch drei Tage ganz ruhig zu verhalten, am vierten aber sich wieder in das Gaunernest zu begeben, sich dort über die Oertlichkeit genau zu orientiren und hierauf eine bewaffnete Macht, welche in der Rue de Helder aufgestellt seyn würde, in dasselbe einzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Schreiben aus Neapel berichtet über einen Unglücksfall, der einen deutschen Reisenden beim Besteigen des Vesuvs betroffen hat. Hr. v. Delius aus Bremen hatte sich am 11. v. M. in Begleitung einiger deutschen Landsleute auf den Vesuv begeben. Als die Gesellschaft in den erloschenen Krater hinabstieg, trat Hr. v. Delius dem Abgrund zu nahe, einige Steine wichen unter seinen Füßen, er verlor das Gleichgewicht und stürzte in die Tiefe hinab. Seine Begleiter waren sofort bemüht, ihm schnelle Hilfe zu bringen, da man sein Stöhnen deutlich vernahm und sich daher Hoffnung machte, sein Leben zu erhalten. Nachdem Stricke herbeigeschafft worden, ließen sich mehrere Menschen in die Tiefe hinab, fanden aber den Unglücklichen schon leblos. Aeußere Spuren der Verletzung wurden an dem Leichnam nicht aufgefunden, so daß eine Sprengung der Gefäße oder Eingeweide den Tod herbeigeführt zu haben scheint.

Der Schraubendampfer „Cleopatra", der am 5. Mai von Liverpool in Portland ankam, wäre beinahe mit Mann und Maus untergegangen und wurde nur durch die Geistesgegenwart des Capitäns Salt gerettet. Beim Einlaufen in den St. Lorenzstrom gerieth er in das Treibeis, das ihm ein gewaltiges Loch in den Bug, etwa einen halben Fuß unter der Wasserlinie, schlug. Sogleich trieb der Capitän die ganze Mannschaft und alle Passagiere nach dem äußersten Ende des Hintertheiles: der Bug hob sich über Wasser, so daß der Schaden reparirt werden konnte und das Schiff den Hafen erreichte. Es wäre möglich, daß die „City of Glasgow" auf diese Weise verunglückt ist.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 68. Dienstag, 6. Juni 1854.

Die Plünderung.

(Fortsetzung.)

Marie, Martins braves Weib, fuhr wacker fort:

„Sag', Mann, was Dich bedrückt."

Martin erzählte die Sache; Marie wiegte leise den Kopf.

„Das ist Alles?" fragte sie.

„Ich meine, es sey genug!" entgegnete Martin ein wenig barsch. „Achtzehntausend Thaler seit dreißig Jahren her — Zins auf Zins, Kriegszeiten jetzt, die Güter tief im Preise — Haus und Hof, Garten, Feld und Wiesen, Alles wäre dahin, fänden wir die Quittung nicht. Kennst ja den Thoring — böser Nachbar, schenkt uns nichts."

„Wollen auch nichts geschenkt haben!" sagte Marie. „Ist aber nichts mit der Schuldforderung da! War Dein Vater selig ein genauer, sorglicher Mann, hätte von der Schuld gesprochen vor seinem Tode — hat aber nicht, ist also eitel Wind mit der Verschreibung. Suche nur, wirst die Quittung finden. Will Dir helfen."

Sie suchten und suchten, fanden aber nichts, keine Andeutung, nur im alten Rechnungsbuche aufgeschrieben: Achtzehntausend Thaler von Kaspar Thoring geborgt — und dann ein dicker Tintenstrich quer durch.

„Da steht's!" sagte Marie — „das Geld ist bezahlt — der Strich ist so gut wie eine Quittung."

„Ja für uns, aber nicht für Thoring!" erwiederte Martin — „vor Gericht wird man auf den Strich nichts geben."

„Weiß wohl!" sprach Marie ruhig und verständig — „aber da der Strich hier steht, der ganz deutlich sagt, daß Alles zurückgezahlt ist, so muß sich auch die Quittung finden. Da müßt' ich Deinen Vater, Gott hab' ihn selig, nicht gekannt haben."

„Das ist wahr!" rief Martin sichtlich erleichtert aus — „die Quittung muß da seyn und wird sich finden. Wir wollen noch einmal suchen, Marie."

Sie suchten den Eichenschrank durch von oben bis unten, nahmen alle Schubfächer heraus, suchten alle Kommode und Tischkasten durch, Alles, Alles bis auf's letzte Winkelchen — aber keine Quittung. Martin zerfloß in Angstschweiß — Marie sah nachdenklich aus. Plötzlich leuchtete ihr Auge auf und sie rief freudig:

„Der Kälberhof!"

„Was ist damit?" fragte Martin.

„Nun, weißt doch, Dein Vater selig war gern drüben — sind lange nicht hingekommen, stehen noch ein paar Schränke und so was drin, wollen auch da sehen."

„Könnte seyn, ja," sagte Martin mit neuer Hoffnung; „laß uns gehen, sogleich."

Sie gingen.

Der Kälberhof war eine abseits vom Dorfe gelegene Hütte, am Saume des Waldes, mit einem großen Garten und Wiesen d'rum her. Martins Vater hatte ihn gekauft, um die letzten Jahre seines Lebens darin zuzubringen, nachdem er sein Gehöft dem einzigen Sohne abgetreten. Nach seinem Tode hatte sich Martin wenig mehr um die Hütte und die paar Ställe darum her gekümmert. Er brauchte sie nicht zu bewohnen, benutzte sie zum Aufbewahren seines Ueberflusses, wenn die Ernte so reich ausgefallen, daß seine Scheunen nicht ausreichten, den Segen des Himmels zu fassen. Demnach war der Kälberhof ziemlich verwahrlost und vernachlässigt — die Dächer mit Stroh gedeckt, die Fensterscheiben erblindet und schimmernd in allen Regenbogen-

Digitized by Google

farben, von den Wänden der Kalk abgesprungen. Martin öffnete die schweren Fensterläden, schloß die Thüre auf und trat mit seiner Frau in die Hütte. Eine dumpfe, drückende Luft kam ihnen entgegen und beklemmte ihren Athem — Staub und Spinnengewebe überall.

„Es ist, als ob uns auch hier nichts Gutes erwarte!" sagte Martin unwillkürlich.

In der Stube — der einzigen in der Hütte — sah es wüst genug aus. Die besten Geräthschaften waren nach dem Tode des alten Martin auf den Bauernhof hinübergeschafft worden. Jetzt befand sich nichts weiter in dem verödeten Raume, als ein alter, wackeliger Tisch, ein paar schadhafte Holzschemel und ein alter Wandschrank. Auf diesen ging Martin zu und durchsuchte mit Augen und Händen alle Räume desselben. Vergebens; alte Papiere, ein zerbrochenes Messer, eine kurze Bauernpfeife und andere werthlose Gegenstände fanden sich wohl vor, aber von der fraglichen Quittung keine Spur. Rathlos blickte er seine Frau an.

„Dort steht noch ein Schrank im Winkel," sagte diese und deutete mit der Hand auf ein schwarzes, alterthümliches Möbel, das die Beiden, da es vom großen Kachelofen verdeckt wurde, bisher übersehen hatten.

Hastig stürzte Martin darauf zu und schloß mit zitternder Hand die Thüre auf. Leer! Sein Blick wurde trüb und trostlos.

„Laß uns weiter sehen," sprach Martin, „in der Kammer waren wir noch nicht."

Sie gingen in die Kammer, welche an die Stube stieß. Leer — nichts da als die nackten Wände mit Spinnenweben und Staub überzogen; ein trauriger Anblick.

„Alles verloren!" stieß Martin gepreßt hervor. „Thoring hat Recht: es ist hart, Alles verlieren zu müssen — merk' auf, Marie, wir werden Bettler."

„Nicht so rasch, Mann!" entgegnete Marie. „Erst laß Dir doch die Schuldverschreibung vom Thoring zeigen. Wer weiß, er hat Dich vielleicht nur necken wollen."

Martin schüttelte den Kopf. Thoring hatte am Morgen gar nicht scherzhaft und neckisch ausgesehen, vielmehr sehr ernsthaft und wohl auch schadenfroh.

„Ich werde sehen," erwiederte er, „komm nur mit — wir haben hier ja doch nichts mehr zu suchen."

Schweigsam, Jedes seinen Gedanken hingegeben, kehrten die Beiden nach ihrem Gehöfte zurück.

Martin hatte eine ruhelose, schlimme Nacht. Am andern Morgen, als er in den Hof trat, sah er Thoring bereits seiner harrend am Gatter, breit und behaglich die Arme aufgestemmt, wie gestern. Martin schlug scheu die Augen vor ihm zu Boden.

„Wie steht's mit der Quittung, Nachbar?" rief Thoring ihm zu.

Martin trat zögernden Schrittes näher.

„Wollen nachher davon reden," sagte er beklommen; „erst laßt mich die Schuldverschreibung sehen."

Thoring griff in die Tasche und zog ein altes sporfleckiges Stück Papier heraus.

„Da!" sagte er kurz.

Martin nahm das Papier und las es zwei, drei Mal — Alles war richtig. Das war die Unterschrift seines Vaters, gar nicht zu verkennen an den ungehobelten, großen Kerkelbuchstaben. Mit einem Seufzer gab er das Unglücksblatt zurück.

„Hart für Euch, Nachbar," nahm Thoring das Wort, „sehr hart, Alles zu verlieren — könnt mir aber nicht übel nehmen, wenn ich nach meinem Eigenthum verlange. Habe viele Jahre Geduld gehabt — müßt zahlen!"

„Kann nicht!" erwiederte Martin — „weil die Summe zu groß und kein Geld zu haben ist in Kriegszeiten."

„Wohl, nehme den Hof und das Land — werde mit dem Richter sprechen," entgegnete Thoring.

Kaltblütig drehte er Martin den Rücken und ging davon.

Eine Verwünschung, mit knirschendem Munde gesprochen, folgte ihm.

Half aber die Verwünschung dem Martin nichts. Es kam zum Prozeß. Die Schuldverschreibung war richtig — die ältesten Bauern im Dorfe erinnerten sich wohl des ganzen Handels aus der vergangenen Zeit her — eine Quittung konnte Martin nicht beibringen, und nach Jahr und Tag mußte er von Haus und Hof. Thoring bekam Alles: die Ställe, die vollen Scheuern, die glatten Rinder, die Mecklenburger, die Schafe und Schweine, die Aecker und Wiesen. Martin behielt nichts als den Kälberhof mit Zubehör — eben genug, um vor dem Bettelstabe geschützt zu seyn.

Martin wüthete und grollte, er tobte und schalt Thoring einen niederträchtigen Betrüger. Aber es nützte Alles nichts — fügen mußte er sich doch. Thoring hohnlachte nun über seinen

Digitized by Google

Grimm und machte sich breit in dem neuen Eigenthum. Marie trug mit stiller Geduld das Unvermeidliche.

„Gib Dich drein," sagte sie zu ihrem Manne, wenn dieser seinem Grimme Luft zu machen suchte, „entweder ist die Schuldverschreibung richtig und in Ordnung, und dann darfst Du Dich nicht beklagen; oder sie ist falsch, und dann wird die Wahrheit ans Tageslicht kommen. Der liebe Gott lenkt die Geschicke der Menschen zuweilen wunderbar!"

Martin hörte kaum auf sie. Aber was ihre Worte nicht bewirkten, das thaten endlich Zeit und Gewohnheit. Mit der Zeit gewöhnt sich der Mensch an Alles, selbst an das Elend.

(Fortsetzung folgt.)

Die Katakomben.

(Fortsetzung.)

Der Plan, welchen St. Mar ausführen sollte, war klug entworfen; aber doch konnte dieser seiner innern Aufregung nicht Meister werden. Ein geheimes Grauen erfaßte ihn jedes Mal, so oft er an den verhängnißvollen Gang in die Gaunerhöhle dachte — es war, als ahne er, daß ihn dort etwas Schreckliches erwarte.

Zugleich mischte sich in dieses Gefühl die Besorgniß um Amalien, welcher er sich, bis sein Wagestück vollendet, nicht nahen durfte; weßhalb er auch seinem Diener gebot, ihn vor Jedermann zu verläugnen. Nur Eugen, welcher ihn am zweiten Tage darauf besuchte, ließ sich nicht abweisen, stieß den Diener auf die Seite und drängte sich in St. Mar's Schreibgemach.

„Aber, alle Wetter! Bruder, was beginnst Du denn?" fragte er St. Mar, welcher, bleich und ziemlich verstört über den unerwarteten Besuch des Zudringlichen, diesem entgegen trat. „Warum besuchst Du nicht Amalie? sie schwebt um Dich in der größten Angst."

„Wie?" entgegnete St. Mar — „schrieb ich ihr nicht, daß meine Geschäfte ..."

„Du schriebst wohl; aber glaubst Du denn, daß eine Braut durch ein paar kalte Zeilen beruhigt werden könnte?"

„Aber mein Himmel, Du siehst ja selbst, wie ich mit Geschäften überladen bin! Ich habe eine wichtige Ausarbeitung, welche mich an meinen Schreibtisch fesselt."

Eugen versetzte rasch:

„Ei nicht doch, aus Eifer für Deine Zukunft mußt Du die Gegenwart nicht vergessen und um Deinen Dienst Amalie nicht hintansetzen. Komm, gehen wir sogleich zu ihr, soeben hat unsere Soireestunde geschlagen; nach ein paar fröhlich verplauderten Stunden kannst Du wieder concipiren und schreiben nach Gelüsten."

„Ich kann wirklich nicht!"

„Wirklich nicht?"

„In der That nicht!"

„Und es ist sonst nichts, was Dich abhält, als Deine Geschäfte?"

„Es ist sonst nichts!" sagte St. Mar, indem er Eugen die Hand reichte.

„Nun," erwiederte dieser, „so bin ich damit für den Augenblick zufrieden und will sogleich diese Nachricht Amalien bringen, um einigermaßen die Wolken von ihrer Stirne zu verscheuchen, die sich seit Deinem Ausbleiben auf dieselbe gelagert haben. Wann aber wirst Du Deiner Haft entrinnen?"

„Wenn es des Himmels Wille ist," versetzte St. Mar sehr ernst, „sehen wir uns übermorgen Abend wieder."

„Wenn es des Himmels Wille ist?" wiederholte Eugen — „was soll nun das wieder und mit solchem Ernste?"

„Wäge doch den Ton meiner Stimme nicht und unterlege einer Zufälligkeit keine Bedeutung. Genug, mein Geschäft ist mit der morgigen Nacht beendet und, wie gesagt, übermorgen sehen wir uns wieder."

„Nun, so gehab Dich bis dahin wohl, Du eingefleischter Gerechtigkeitsfreund!" sagte Eugen, umarmte ihn noch einmal und brauste aus dem Gemache hinaus.

Unmuthig warf sich St. Mar auf's Canapee und vertiefte sich wieder, die Hand auf die Stirne gepreßt, in ein Gewirre von Gedanken und Empfindungen, welche durchaus nicht geeignet waren, die Ruhe in seine Brust zurückzurufen und ihn auf den gewagten Schritt, den er vor sich hatte, vorzubereiten.

In der peinlichsten Ungeduld entschwand ihm die Nacht und der nächste Tag.

In der Abenddämmerung hörte er ein lautes Geklirre auf der Straße: er blickte hinaus und gewahrte eine Abtheilung Soldaten, welche an seinem Hause vorüberzogen; er fuhr zusammen, denn er wußte, wohin sie zogen.

In dem gespanntesten Seelenzustande harrte er auf den Schlag der nächsten Stunde, mit welcher er sein Wagestück zu beginnen hatte; ach! er ahnte

Digitized by Google

es nicht, daß in einer ähnlichen Stimmung sich auch noch ein anderes, ihm über Alles theures Wesen in seiner Nähe befand.

Es war Amalie, welche, von namenloser Eifersucht getrieben, in Männerkleidern schon mehrere Abende hindurch um das Haus herumstreifte und eben jetzt wieder diesem gegenüber in einer Mauerecke ihren Posten genommen hatte und das Licht hinter St. Mar's Fenstergardinen mit aufmerksamem Auge beobachtete.

Jetzt verlosch dasselbe und Amalien fuhr es wie ein Dolchstich durch das Herz.

„Jetzt, jetzt wird der Treulose kommen, um zu ihr zu gehen!" murmelte sie zwischen den Zähnen, und ihr Blick war an den Eingang des Hauses gebannt.

Gleich darauf trat eine männliche Gestalt aus demselben.

Amalie erkannte St. Mar sogleich an Gang und Bewegung.

„Es ist so, wie ich dachte!" stöhnte sie, und eine glühende Thräne rollte über ihre gramerbleichten Wangen.

St. Mar ging mit raschen Schritten die Gasse hinab und schwenkte um die Ecke. Amalie folgte ihm wie sein Schatten.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Bei dem immer wachsenden Interesse an dem gegenwärtigen Kampfe zwischen den Westmächten und Rußland ist bisher der Mangel tüchtiger Karten zur Orientirung sehr beklagt worden, indem die Kiepert'sche Karte von der europäischen Türkei blos einen Theil des Kriegsschauplatzes enthält und bei dem Preise von 5 fl. 24 kr. für das größere Publikum zu theuer ist. Um so dankenswerther ist es, daß der Chartograph F. Handtke bei Flemming in Glogau jetzt 3 Karten hat erscheinen lassen, welche nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet sind und ein reiches Detail liefern. Die „Karte vom schwarzen Meer", 2 Fuß hoch, 2¹/₄ Fuß breit, reicht westlich von Widdin bis östlich zu Tiflis und gibt zugleich zwei Spezialkarten der Dardanellenstraße und des Bosporus. Die „Karte vom russisch-türkischen Kriegsschauplatz in Asien" ist nach den russischen Generalstabskarten gearbeitet, äußerst genau und umfassend und ist unstreitig die beste Karte vom ganzen Kaukasus. Sie ist 1¹/₂ Fuß hoch und 2 Fuß breit. Die „Karte von der Ostsee" ist noch größer als die vorgenannten, geht ins genaueste Detail ein, wie denn auch hier alle Leuchtthürme mit Farben ausgezeichnet sind, und ist dadurch noch um so werthvoller, als sie auch ganz genaue Detailkarten vom Kieler Hafen, den Inselgruppen bei Stockholm, Helsingfors und Sweaborg, Reval, der Dünamündung bei Riga, Christiansö bei Bornholm und eine besonders genaue Karte des Kronstadter Busens mit den Plänen von Kronstadt und Petersburg bringt. Da der Preis für jede dieser großen, ausgezeichneten Karten nur ¹/₃ Thlr. (36 Kr.) beträgt, so werden gewiß unsere Leser es nicht versäumen, sie sich anzuschaffen, um den Verlauf der Begebenheiten mit Genauigkeit verfolgen zu können. *)

In J. A. Romberg's Verlagshandlung zu Leipzig erscheint ein Werk, auf das wir seiner Bedeutung wegen schon jetzt aufmerksam machen wollen: eine „Allgemeine Kulturwissenschaft zunächst in der Geschichte der Alterthümer der Menschheit", von Dr. Gustav Klemm, kgl. sächsischem Hofrath und Oberbibliothekar in Dresden. Dieses Werk wird in fünf kleine Bände zerfallen. Der erste Band gibt die Werkzeuge und Waffen und zeigt, wie solche aus den Gegenständen der Natur unmittelbar entnommen oder solchen nachgebildet worden. Der zweite wird die Kleidung, Trachten und Schmuck, der dritte die Wohnstätten, Hausrath und Fahrzeuge, der vierte die Gefäße und der fünfte die Nahrung, Getränke ꝛc. behandeln. Das Ganze soll weit über 600 in den Text eingedruckte Holzschnitte enthalten und in zwei Ausgaben erscheinen: als Prachtausgabe auf Velinpapier und als einfachere Schulausgabe. Unterstützt durch seine berühmte Sammlung, hat der Verfasser den Vorarbeiten zu diesem wichtigen Werke einen Zeitraum von vierzig Jahren gewidmet und schon alles zu demselben Nöthige bereit liegen, so daß der erste Band im Juli, der zweite im November 1854, die zwei folgenden im Jahre 1855 und der letzte im Juli 1856 erscheinen kann.

*) Obige Karten sind in der Ritter'schen Buchhandlung (A. Kranzbühler) zu haben.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 69. Freitag, 9. Juni 1854.

Die Plünderung.

(Fortsetzung.)

Es war im Frühjahr gewesen, als Martin sein Gehöft mit dem Rücken ansehen mußte. Im Herbst, als das braune Laub von den Bäumen fiel und die Drossel ihr Abschiedslied sang, tobte er schon nicht mehr, denn im Grunde war er doch ein verständiger Mann; er fügte sich allmälig in die Umstände. Eine Kuh, ein Kalb, ein paar Schweine und Schafe, sowie Hühner, Gänse und Enten konnte er vom Ertrage des ihm gebliebenen Gütchens erhalten. Zu hungern brauchte er nicht, aber arbeiten mußte er freilich mehr als bisher. Marie stand ihm treulich zur Seite. Sie blieb, wie sie immer gewesen war, geduldig, arbeitsam, freundlich und liebreich. Wenn eine Frau nur der Liebe ihres Mannes sicher ist, so fragt sie nach nichts Weiterem. Und sie wußte, Martin liebte sie. Diese Liebe war ihr schönster Schatz; den konnte Nachbar Thoring ihr nicht rauben.

Thoring aber machte sich breit in seinem neuen Eigenthum, und wenn er Martin zufällig in der Ferne erblickte, so lachte er höhnisch vor sich hin. Nahe kommen ließ er ihn aber nicht, lieber verschwand er im Hause — und in die Gegend des „Kälberhofes" kam er auch nicht, sondern mied ihn mit seltsam wunderlicher Scheu. Die Leute im Dorfe merkten es wohl, und der klugen Marie entging es auch nicht. Das Gewissen schlägt ihn, — sagte sie zu sich selbst — er ist ein Betrüger. Ihrem Manne sagte sie aber nichts von dieser Ueberzeugung; sie fürchtete, es würde sonst der kaum besänftigte Grimm in seinem Herzen von Neuem aufwachen.

So viel war gewiß, die Anwesenheit Martins so ganz in der Nähe des Dorfes ließ Thoring zu keiner rechten Ruhe kommen. Er machte in der Folge mehrere Versuche, ihn fortzuschaffen, indem er zuerst offen und dann unter der Hand den Kälberhof durch Kauf an sich zu bringen suchte. Aber Martin verkaufte nicht, und zwar auf Zureden seiner Frau. Ihm für seine Person wär's ganz recht gewesen, wenn er das Dorf verlassen und sich anderswo hätte ankaufen können. Denn im Grunde war's ihm nicht angenehm, da in Armuth zu leben, wo er früher, von Allen beneidet, so im Vollen gesessen. Allein die verständige Marie wußt' es ihm auszureden. Sie wollte nicht fort aus dem Dorfe — absolut nicht! Sie wußte auch, warum! Sie hoffte auf Gott, der die Wahrheit an den Tag bringen werde, und die Wahrheit, daran zweifelte sie nun einmal durchaus nicht, brachte ihnen das Verlorene wieder. Thoring war ein Betrüger, so viel stand fest; man konnte es ihm ja auf dem Gesichte ansehen.

Thoring grübelte und sann dagegen beständig auf neue Mittel, Martin fortzuschaffen. Der Mann störte ihn, aber er konnte nicht an ihn kommen. Eine zweite Schuldverschreibung fand sich nicht, und verkaufen that Martin nicht. Da fügte sich's, daß er Hoffnung faßte, seinen heimlich gehegten Wunsch doch auch erfüllt zu sehen. Und das kam so.

Bisher war das Dorf von den mannigfachen Greueln des Krieges verschont geblieben, denn es lag einige Meilen abseits von der großen Heerstraße.

Eines Tages aber, im Spätherbst, hatte sich doch ein Trupp leichter ungarischer Reiter auf das Dorf geworfen und Alles, was es enthielt, als gute Beute angesehen. Kühe und Pferde wurden aus den Ställen geholt, und wer nicht gutwillig sein Eigenthum hergab, der wurde mit Hieben und Stößen dazu gezwungen.

Digitized by Google

Thoring wurde ebenfalls ausgeplündert; aber er machte gute Miene zum bösen Spiel und kam mit blauem Auge davon.

Die Husaren wollten schon mit ihrem Raube wieder abziehen — aber das lag nicht in Thoring's Plan. Erst mußte auch Martin noch ausgeplündert werden, Martin, dessen kleines, abgelegenes Gehöft der Feind bis jetzt noch nicht ausgespürt hatte. Thoring berechnete ganz richtig, daß wenn Martin sein bischen Vieh und Geld hergeben müßte, seines Bleibens nicht länger mehr im Dorfe seyn könne. Die Noth würde ihn, so hoffte er, zum Verkauf seines Gütchens zwingen, und dann — nun ja, dann blieb er gewiß nicht länger in einem Orte, wo er nichts mehr sein nennen konnte. Es war freilich ein schändlicher, niederträchtiger Verrath, auf den Thoring sann; aber ... ihm war es eben nur um den Zweck zu thun, und den erreichte er durch dieses Mittel ganz gewiß.

Ein Wink von ihm genügte, den Anführer der Reiter aufmerksam zu machen.

Einen Augenblick später sprengte ein Haufen Husaren dem Kälberhof zu, und ein schadenfrohes Lächeln war es, mit welchem Thoring aus seinem Fenster der unter den Hufen der Pferde aufwirbelnden Staubwolke nachschaute.

„Endlich!“ murmelte er und rieb sich vergnügt die Hände.

Ja, endlich.

Thoring ließ sich nicht träumen, welches endlich er durch seine schnöde Verrätherei auf sein Haupt gelenkt hatte.

Martin und Marie, mit häuslicher Arbeit beschäftigt, hatten indeß keine Ahnung davon, daß ihr Dorf von einer Rotte plündernder Husaren überfallen worden war. Erst als die Hufschläge dröhnend auf dem kleinen Hofe erschallten und die rauhen Kehlen der wilden Soldaten ein Hurrah brüllten, streckte Martin neugierig seinen Kopf aus der Tenne hervor, wo er Korn gedroschen hatte, und machte große Augen, als er die fremden Männer mit den gezogenen Säbeln und den wüsten Gesichtern erblickte.

„Holla, Bauer! heraus da!“ schrie man ihm entgegen — „Kasten und Ställe aufgemacht! Geschwind! wir haben nicht viel Zeit!“

Martin merkte natürlich sogleich, um was es sich handelte. Blässe und Röthe wechselten auf seinem erschrockenen Antlitz und seine Hand, welche noch den Dreschflegel hielt, zitterte — man wußte nicht recht, ob aus Furcht oder Grimm. Aber doch wohl das letztere, denn rasch packte er den Dreschflegel fester, trat entschlossen vor die Thür seiner Hütte und sagte mit fester Stimme:

„Geht, Leute, geht! ich bin ein armer Mann, Geld hab' ich nicht, und mein bischen Vieh, meinen einzigen und letzten Reichthum, werdet Ihr mir nicht nehmen wollen.“

„Unsinn, Bauer!“ schrie Einer der Husaren zurück — „was kümmert's uns, ob Du arm bist oder reich! Wir sind in Feindesland — also aufgemacht die Ställe! Geschwind, oder meine Säbelklinge fährt Dir über den Schädel!“

„Versucht's!“ entgegnete Martin trotzig — „gutwillig laß ich Euch nicht hinein, und eh' Eure Säbel an mich kommen, sollt Ihr meinen Dreschflegel kosten!“

Ein wilder Fluch, ein grimmiges Hohngelächter war die Antwort. Die Reiter spornten ihre Rosse auf Martin — ihre blanken Säbel blitzten über seinem Haupte.

(Schluß folgt.)

Die Katakomben.

(Fortsetzung.)

St. Mar befand sich schon nahe an dem verhängnißvollen Hause, als er bei dem Scheine einer Laterne einen zweiten Schatten hinter sich gewahrte. Er wendete sich rasch um und fragte, einen flüchtigen Blick auf die Gestalt werfend:

„Wohin, Bursche?“

Amalie erschrack, daß sie nicht zu antworten vermochte.

„Gehörst Du in die Garküche?“ fragte St. Mar schnell darauf.

„Allerdings!“ stammelte Amalie, welche über diese eben so unerwartete als seltsame Frage nicht wenig erstaunte.

„So komm!“ sprach St. Mar, schritt voraus und schlug an die Thüre, welche sich sogleich öffnete.

„Cartouche und die Mille!“ flüsterte er und trat auf dieses Wort mit seinem Gefährten, welcher ihm fast willenlos folgte, keck und ungehindert in den Corridor, in welchem wiederum nur eine schon halb verlöschte, übelriechende Talglampe brannte.

Kaum einige Schritte vorgetreten, fühlte sich St. Mar plötzlich von rückwärts ergriffen und gewaltsam zu Boden geworfen, während seinem Gefährten ein Angstschrei entfuhr, der aber zum Glück im Getümmel ungehört verhallte.

„Was soll das?" schrie der Mißhandelte — „kennt Ihr mich nicht? ich bin Chausseevied!"

„Wir kennen Dich besser, Verräther!" erwiederte eine kreischende Stimme, welche dem bereits erwähnten Gauner mit der Habichtsnase angehörte, während St. Mar'n die Arme mit Stricken auf den Rücken gebunden wurden und Andere ihm einen Knebel in den Mund preßten.

Hierauf schleppten ihn die Männer durch den Corridor und die Stiege hinunter, während Amalie mit einer Ohnmacht ringend in der Dunkelheit des ersteren unbemerkt zurückblieb und nicht fähig war, sich weiter zu schleppen.

Bald waren die Gauner mit St. Mar in einem ziemlich geräumigen Erdgewölbe angelangt, welches ganz mit rothen Tüchern behangen war, auf denen schwarzgemalte Todtenköpfe und Gebeine starrten.

Auf einer Estrade saßen bei dreißig schwarzgekleidete Männer mit weißen Larven, und ihrer sieben in demselben Costüme auf einer thronartigen Erhöhung.

Rings um sich aber erblickte St. Mar lange Reihe grobgearbeiteter Bänke, welche von einer zahllosen Menge besetzt waren, die sämmtlich vor den Gesichtern Larven trugen.

Nur eine Person in der ganzen Versammlung war unverlarvt, und diese war jener Gauner mit der Habichtsnase.

Todtenstille herrschte im Gewölbe.

Dann begann jener Gauner:

„Geehrte Herren und Genossen, ich klage den Menschen, welchen Ihr hier gebunden vor Euch erblickt, als der niedern Verrätherei und des Treubruches an unserer ehrenwerthen Gesellschaft an. Er nennt sich St. Mar und begleitet die Stelle eines Advokaten und Generalagenten im Quartier Genievre. Der Beinzichtigte wußte unser Vertrauen zu täuschen und sich unter fremdem Namen und erborgter Gestalt in unsere Versammlung einzuschleichen, in der Absicht, uns alle dem sichern Verderben zu überliefern.

„Indem ich dieses nochmals in Gegenwart aller dieser geschätzten Herren und im Angesichte des Inculpaten wiederhole, überlasse ich es der Einsicht und dem Ermessen der hierzu erwählten Richter, über den Uebelthäter das Urtheil zu fällen."

Einer der Richter, in welchem St. Mar Herrn Fouette zu erkennen glaubte, befahl, diesem den Knebel aus dem Munde zu nehmen, und fragte ihn sodann, was er zu seiner Vertheidigung vorzubringen habe.

„Was soll ich Euch antworten?" erwiederte St. Mar — „ich bin in Euern Händen, und meine Vertheidigung würde fruchtlos zu Euern Ohren schallen. Aber wagt es nicht, mein Leben anzutasten — wenige Schritte von hier stehen die Gendarmen, welche bei meinem längeren Verweilen sogleich das Haus bestürmen und Euch allesammt gefangen nehmen werden. Wollt Ihr Euer Leben sichern, so schenkt mir das meinige und entlaßt mich durch einen Eurer geheimen Ausgänge, und ich will schwören, Euch nicht zu verrathen."

„Wir trauen keinem Verräther Euresgleichen," versetzte der Verlarvte. „Habt Ihr sonst nichts zu Eurer Vertheidigung vorzubringen?"

St. Mar blieb stumm.

Da besprachen sich die Richter auf der Thronerhöhung leise mit einander — ein dumpfes Gemurmel lief unheimlich durch das schwachbeleuchtete Gewölbe.

Mit Einemmale erhoben sich die Richter, entblößten ihre Häupter und einer von ihnen nahm das Wort:

„St. Mar, Advokat und Generalagent des Quartiers Genievre, fälschlich Duprez genannt, ist des Verrathes als schuldig befunden worden und einstimmig verurtheilt, zur Strafe dieses Vergehens lebendig in den Katakomben eingemauert zu werden."

St. Mar rief so laut er konnte:

„Gendarmes! hierher, hierher! zur Hilfe!"

Aber zwanzig Hände waren beschäftigt, ihn sogleich wieder zu knebeln.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Wir entnehmen dem Schreiben eines französ. Sergeanten an einen seiner Freunde folgende charakteristische Ergießungen über die Türkei: „Die Türken haben uns sehr gut aufgenommen und wir haben unsere Bundesgenossen, die Engländer, so wie sie auf diesem Gestade ankamen, ebenfalls sehr gut empfangen. Wir sind durch unsere Lebhaftigkeit, Thätigkeit und Heiterkeit für diese braven Leute, Türken und Engländer, ein Gegenstand der Bewunderung. Wir haben so zu sagen singend ein Lager errichtet, das sie wie ein wahres Wunderwerk betrachten. Unsere Zelte, Straßen, die kleinen Gärten und Blumenbrete, die unsere Wohnplätze zieren, sind das dauernde Ziel der neugierigen Besuche der Muselmänner. Den Kanal,

Digitized by Google

den wir angelegt haben, um eine ausgezeichnete Trinkwasserquelle in unser Lager zu leiten, haben sie für ein römisches Werk gehalten. In einem Tage haben nahezu 3000 französische Soldaten eine aus einem Felsen hervorkommende vortreffliche Quelle, die sich in der Ebene verlor, wo sie nur Schlangen und Frösche nährte, anderthalb Stunden Weges weit geführt. Sie fließt jetzt in unserem Lager, wo sie alle Welt tränkt und alle unsere Gärten wässert. Die türkischen Bürger, die in ihrer Schlafmützigkeit blos daran denken, sich auszuruhen und ihre Pfeifen zu stopfen, sind von dieser Arbeit entzückt, die sie sich zu Nutze machen; sie trinken nicht mehr von dem faulen Wasser ihrer Cisternen, sondern sie kommen zu uns, um Wasser zu holen. Sie sind von unseren Manieren entzückt. Ihre Frauen, die von ihren Männern unaufhörlich unser Lob hören, sind den ganzen Tag damit beschäftigt, das Gesicht an die Gitterfenster ihrer Wohnungen zu legen, um uns vorbeikommen zu sehen."

Folgendes ist die Liste der Speisen, welche am letzten Lordmayors-Diner zu London dem neuen Citykönig und der Corporation aufgetragen wurden und woraus man ersieht, daß die englische Küche auch etwas Anderes zu liefern vermag. als Rostbeef und Plumpudding, obgleich auch diese Gerichte keineswegs zu verachten sind:

Erster Gang:
1250 Pinten Schildkrötensuppe.

Zweiter Gang:
6 Gerichte verschiedener Fischarten;
44 " Austern und 4 Gerichte Krabben.

Dritter Gang:
4 gekochte Kalkutten, 120 gebratene Hühner, 92 Kapaune;
4 Gerichte indianischer Curry.

Vierter Gang:
50 Fleisch- und 60 Taubenpasteten, 53 gekochte Schinken und 43 Ochsenzungen;
20 verschiedene Gerichte Ochsenfleisch, 2 Lammviertel mit 5 Spargel- und 60 Kartoffel-Gerichten.

Fünfter Gang:
80 gebratene Kalkutten, 6 Hasen, 80 Fasanen, 24 Gänse, 160 Rebhühner, 60 wilde Hühner und 2 Pfauhühner.

Sechster Gang:
140 Gelées, 50 Blancmangés und 130 Teller mit verschiedenem Backwerk.

Das Dessert bestand aus: 100 Ananas, jede von 2—3 Pfd. Gewicht, 50 Teller mit Aepfeln, 100 Teller mit Birnen, 200 Teller mit Treibhaustrauben xc. xc.

(Riesen-Auster.) An den Schaufenstern einer Materialhandlung in Cöln versammelt gegenwärtig eine Auster viele Neugierige. In der That verdient dieser Muschelkoloß, dessen ehemaliger Insasse dem unersättlichsten Gourmand zu viel auf einmal gewesen wäre, alle Beachtung. Die beiden Schalen wiegen 406 Pfd.; jede hat eine Länge von 3, eine Breite von 2 und eine Höhe von 1½ Fuß. Naturforscher sollen die Behauptung aufgestellt haben, das Thier müsse ein Alter von 2000 Jahren erreicht haben (!). Die Schale, welche stellenweise 9—10 Zoll dick ist, erscheint außen wie versteinert, und bemerkt man darin kleinere Muscheln, Holztheilchen xc.; innen ist sie glatt und blendend weiß wie Porzellan.

Ein neues Getränk kommt jetzt in Paris sehr in Mode — Choca wird es genannt und besteht aus einer Mischung von halb Milchkaffee und halb Chocolade. Es schmeckt recht gut, ist aber eigentlich nicht neu, denn es war schon das Lieblingsgetränk Voltaire's im Café Procope; dann kam es zum zweiten Male unter dem ersten Kaiser in Aufnahme, doch war es dem kriegerischen Geschmack der damaligen Zeit nicht schwer genug, weßhalb man es mit Burgunder „doublirte", wie der Kunstausdruck hieß.

Sylben-Räthsel.

Holder Mädchen Wangen
Tragen der zwei ersten Spur,
Und im Abendlichte prangen
Beide duftend auf der Flur.
Doch die letzte zeigt,
Daß nicht Jeder leicht
Ihnen nahen darf —
Spitz ist sie und scharf.
Von der letzten siehst du nimmer
Die zwei ersten baar,
D'rum, lockt dich ihr holder Schimmer,
Nimm das Ganze wahr.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 60. Freitag, 19. Mai 1854.

Die beiden Gemsjäger.

Ein schöner Tag ist aufgegangen
Und groß hat sich die Alpenwelt,
Noch eben rings vom Schlaf umfangen,
Zum frühen Leben hingestellt.
Der Hain erklingt, die Bäche rauschen,
Die Wiesen schmückt ein tiefes Grün,
Das Alphorn tönt, die Heerden lauschen,
Die Sonne naht, die Firnen glüh'n.

Und sieh', den niedern Thalrevieren
Entsteigt ein rüstig Jägerpaar,
Der flinken Gemse nachzuspüren,
Die ihnen längst verfallen war.
Vereint in alter Schweizertreue
Ist auf der Berge Zacken schon
Zunächst des Himmels reiner Bläue
Den Beiden mancher Tag entfloh'n.

Gespräch' und Jodelrufe süßen
Den Steig, der sauer sich erklimmt,
Indeß gemach zu ihren Füßen
Das tiefe Thal in Duft verschwimmt.
Doch auf des Tschingels höchster Schräge
Da stehen sie zum Scheiden still,
Weil jeder heut' auf eig'nem Wege
Sein Waidmannsheil versuchen will.

„Mit Glück! Nun geh' ich da hinüber,"
Spricht Hans zum Bläsi wohlbedacht;
„Doch in der Hütte von Valzüber
Da treffen wir uns heute Nacht."
Und Bläsi lacht: „Ich werde kommen,
Zähl' auf mein Wort, wenn etwa nicht
Mein Unstern zu der Gemsen Frommen
Mir irgendwo den Nacken bricht."

Sie drücken sich die Hand, sie steigen,
Der Eine hier, der And're dort,
Auf schmalem Pfad' in tiefem Schweigen
Zu unwirthbaren Höhen fort.
Hans dorthin, wo wie Silber funkelnd
Der Hausstock zu den Wolken strebt,
In dessen Schlünden tief und dunkelnd
Der Sernf sein Felsenbett sich gräbt.

Doch von Sanct Martins Felsenhallen
Klimmt Bläsi keck hinan die Wand,
Bis wo der Dons mit Eiskrystallen
Das königliche Haupt umspannt
Und wo von seiner Krone Zacken
In Fäden, die der Berggeist spinnt,
Die Fluth ihm über Stirn und Nacken
Hellklingend in die Thäler rinnt.

Der Jäger lugt mit scharfen Blicken —
Da plötzlich sieht nach langem Späh'n
Er auf des nächsten Vorsprungs Rücken
Die schönste Gems zur Weide geh'n.
Wie pocht das Herz! er kauert nieder,
Wo sich ein Felsen vor ihm stellt;
Er zielt, die Berge hallen wieder,
Hell pfeift das Wild, schnellt auf und — fällt.

Und jauchzend mit beschwingten Sohlen
Eilt er, von Waidmannslust durchbebt,
Die fette Beute einzuholen,
Eh' sie von Neuem sich belebt.
Zu spät! wie er sich schwingt nach oben,
Hat sich vor seinen Augen schon
Das Wild aus seinem Blut erhoben
Und jagt mit Windeseil' davon.

Der Schütze beißt sich in die Lippe;
„Die Ladung" — brummt er — „war zu schwach!"
Er eilt durch Schlucht und Eis und Klippe
Des Flüchtlings Spuren zürnend nach.
Wohl ist das Thierlein am Verenden
Und dennoch strebt's in raschem Flieh'n
An unwegsamen Felsenwänden
Des Feindes Blick sich zu entzieh'n.

Doch Bläsi folgt ihm sonder Säumen,
Ihn treibt sein böser Stern, er muß!

Und schon in nie betret'nen Räumen
Bewegt sich sein verweg'ner Fuß.
Schon faßt die letzte Zehenspitze
Gewinnt er kümmerliche Bahn;
Dem schmalsten Stein, der engsten Ritze
Vertraut er keck sein Leben an.

Jetzt steht vor ihm auf Klafterweite
Hart an des Felsenthales Schluß,
Kaum eine Hand in Läng' und Breite
Ein Riff, auf das er springen muß.
Er springt — erreicht's, doch mit Entsetzen
Erkennt es der verlor'ne Mann,
Daß er den Fuß nicht fürder setzen,
Nicht wieder rückwärts lenken kann.

Denn vor ihm starrt in schroffer Glätte
Und neben ihm die Felsenwand,
Tief unten ist sein Todesbette
In schwarzem Grausen ausgespannt.
So schwebt er einsam und alleine,
Befiehlt die Seele Gott dem Herrn,
Denn keine Menschenhilfe, keine
Kann er sich denken nah und fern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verlobung.

(Fortsetzung.)

Am Abend nach dem Thee saß Fanny am Pianoforte und spielte eine herrliche Sonate von Beethoven, während Richard hinter ihr stand und ihr die Blätter umkehrte.

Auf einmal fiel die Thüre des Zimmers leise ins Schloß, und Fanny fühlte instinktmäßig an dem bangen, erwartungsvollen Pochen ihres Herzens, daß sie mit ihm allein sey.

Er legte ihr sanft die Hand auf die Schulter und — doch wozu derartige Auftritte in allen Nebenumständen schildern? Der Major machte der Worte nur wenige, aber sein Auge war um so beredter.

Fanny erröthete und lächelte abwechselnd, weinte dann und gestand doch wieder, daß ihre Thränen nur Freudenthränen seyen, und die Seligkeit und Trunkenheit ihres Herzens in diesem Augenblicke war so groß, daß sie ganz vergaß, wie sie noch unter einer falschen Maske vor ihm stand, bis ihr Geliebter sagte:

„Ich habe bereits mit Ihrem Oheim über diesen Gegenstand gesprochen, meine geliebte, theure Fanny!"

Nun muß der Schleier fallen! dachte Fanny. Sie hatte sich bereits eine kleine List ausgedacht, um dies zuwege zu bringen, und sie setzte diese sofort ins Werk.

„Aber, lieber Richard," hob sie endlich an, als die Beiden Hand in Hand auf dem Sopha saßen und in ihrem gegenwärtigen Glück und in den Plänen für die Zukunft schwelgten, „noch ist ein kleiner Umstand vorhanden, der mich beinahe irre gemacht hat und noch quält — denken Sie sich, lieber Richard, man sagte mir, Sie seyen schon verlobt!"

„Wirklich? haben Sie dies gehört, süße Fanny? und von wem?"

„Ich weiß es nicht mehr — ich erinnere mich nur noch mit Bestimmtheit, es gehört zu haben, daß Sie mit einem gewissen Fräulein Seyfried, welche bei Madame Walter in Straßburg wohne, verlobt seyen."

„Kennen Sie sie?" fragte der Major rasch.

„O ja — ein wenig."

„Nur wenig?"

„Jenun, ich dürfte vielleicht sagen, ich kenne sie ziemlich genau, denn ich bin, offen gestanden, sogar mit ihr befreundet!"

„Das trifft sich ausnehmend!" entgegnete der Major lebhaft.

„Sie stellen also nicht in Abrede, daß Sie wirklich verlobt sind?" fragte Fanny.

„Durchaus nicht!" war Richards Antwort. „Oberstlieutenant Seyfried, der Vater jener jungen Dame, war einst meines Vaters Freund und Waffengefährte und auch der meinige. Kurz vor seinem Tode drückte er einmal den Wunsch aus, daß ich später seine Tochter heirathe, vorausgesetzt, daß Keines von Beiden gegen diese Verbindung seye. Sie sehen aber nun, theuerste Fanny, daß dieser Plan von beiden Seiten auf Hindernisse stößt, und so muß er unausgeführt bleiben, wie wohlgemeint er auch gewesen seyn mag."

„Auf beiden Seiten?" fragte Fanny, darüber verwundert.

„Allerdings, auf beiden Seiten!" entgegnete er lachend.

„Aber woher wissen Sie denn das, wenn Sie Fräulein Seyfried noch gar nie gesehen haben? Ich vermuthe nämlich, daß dem so ist," fügte Fanny hinzu.

„Es ist so — ich habe das Fräulein noch nie gesehen," sagte Richard; „allein ich weiß zufällig, daß sie nicht die mindeste Lust hat, mich zum Gatten zu nehmen."

Digitized by Google

„Oh!" rief Fanny und lachte selbst bei der Erinnerung an ihre frühere heftige Abneigung gegen diesen unwiderstehlichen Mann, der hernach ihr Herz mit Sturm genommen — „vermuthlich haben Sie irgendwie in Erfahrung gebracht, daß Fräulein Seyfried der Gedanke lästig war, im Voraus mit einem Manne verlobt worden zu seyn, den sie niemals gesehen und gegen welchen sie von dem Vorurtheil eingenommen war, daß sie ihn niemals lieben könnte. Aber bedenken Sie, Richard, daß das Mädchen Sie nie gesehen hat. Wie können Sie nun wissen, ob Fräulein Seyfried sich nicht auf den ersten Blick in Sie verliebt hätte — wie es einer Andern ergangen ist?" setzte sie schalkhaft hinzu.

„Ich weiß, daß sie bereits verliebt ist, mein Kind! Sie hat mein Erscheinen nicht abgewartet, sondern klugerweise ihr Herz verschenkt, als sie einen Mann traf, welcher ihr gefiel."

„Darin irren Sie gewiß, Richard!" erwiederte Fanny — „Sie sind falsch berichtet. So viel ich weiß, hat Fanny Seyfried kein Liebesverhältniß; ich weiß, daß sie sich vorgenommen, bis sie Sie gesehen, keine Werbung anzunehmen, und ich möchte mich verbürgen, daß sie noch keine Liebelei gehabt hat, vielgeschweige denn ein ernstes Verhältniß!"

„Vielleicht haben Sie nicht ihr ganzes Vertrauen, liebe Fanny!" wandte der Major ein und lächelte bedeutsam. „Glauben Sie mir, ich sage Ihnen die Wahrheit über das Fräulein. Vielleicht haben Sie in der jüngsten Zeit Ihre Freundin nicht gesehen, und daraus erklärt es sich zur Genüge, daß Sie nicht um ihr Herzensgeheimniß wissen. Uebrigens weiß ich auch, daß Fräulein Seyfried sehr hübsch ist, dabei prächtig singen soll."

Fünf Minuten früher würde sich Fanny ob diesem Zeugniß ihrer Vorzüge sehr gefreut und ihren Anbeter geneckt haben über den Verlust eines Mädchens mit so vielen trefflichen Eigenschaften, den er nun um ihretwegen erleide; allein nun wollte ihr vor Bangigkeit beinahe das Herz zerspringen und die Worte erstarben ihr gewissermaßen auf den Lippen. Gedanken aller Art fuhren ihr wirre durch den Kopf — entsetzliche Möglichkeiten, die sie niemals auch nur geahnt oder bedacht hatte.

Nun erst fiel ihr bei, daß der Lieutenant Victor Dommin und Major d'Estève mit einander bekannt seyn könnten, obwohl Beide bei verschiedenen Regimentern standen, denn sie hatten ja zusammen in Algerien gefochten. Wenn dies nun der Fall, wenn Beide sich seit Victors Besuch bei seinen Eltern gesprochen, wenn er dem Major seine Werbung um Fanny's Hand als freudiges Erlebniß mitgetheilt, wenn er von diesem — denn Fanny selbst hatte ihm den Namen ihres Verlobten nicht genannt — erfahren, daß der Major d'Estève der von Fanny's Vater für sie erkorene künftige Gatte gewesen — — sie erbebte unter der Wucht aller dieser Möglichkeiten, denn wie auch der Schleier gelüftet wurde, so viel wenigstens fühlte sie deutlich, daß sie nicht ohne Vorwurf dastand.

Wäre es im Zimmer hell genug gewesen, daß Richard ihre Züge hätte unterscheiden können, so würde er bemerkt haben, daß es mehr als bloße Verlegenheit war, was Fanny wortlos machte; so aber war absichtlich noch kein Licht hereingebracht worden und das liebende Paar saß in der Dämmerung.

„Sie sind wohl sehr neugierig, das Geheimniß Ihrer Freundin zu erfahren, liebe Fanny?" fuhr Richard fort. „Wäre es mein eigenes, so sollten Sie alsbald Alles wissen; da es aber eine junge Dame betrifft, so muß ich es für mich behalten, bis sie selber es bekannt werden lassen will. Doch Ihre Neugier wird hoffentlich nicht lange mehr auf die Folter gespannt werden, denn so viel ich von Verwandten erfahren habe, sollen Herr und Madame Walter schon die Rückreise aus Rußland angetreten haben und demnächst zu Hause erwartet werden. Dann wird die Sache zu allseitiger Zufriedenheit beigelegt werden. Einstweilen aber, meine liebe Fanny —"

Diese konnte jedoch ihre Aufregung nicht länger bewältigen, sondern nahm von einem leichten Geräusch auf der Hausflur Veranlassung, aufzuspringen, unter dem Vorwande, Herr oder Madame Gasqui kämen; und ehe Richard noch ausreden konnte, war Fanny bereits aus dem Zimmer geeilt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bilder.

(Schluß.)

Die Reinigung und Herstellung des Bildes, welche nicht weniger als vier Louisd'or betrug, wurde auf Kosten des Hausherrn vorgenommen. Darüber hätte sich dieser die Haare schier ausraufen mögen und bedauerte jetzt, daß er's nicht beim alten Schaden habe gut seyn und Waller

Digitized by Google

in die weite Welt habe segeln lassen. Er glaubte nämlich schon Alles für verloren, was auch sehr leicht der Fall hätte seyn können; aber siehe da, es stellte sich ein ganz anderes Facit heraus. Der Maler erklärte den Werth des Bildes, das ein Kunstwerk sey, auf dreitausend Thaler, um welchen Preis er es für den fürstlichen Hof selbst nehme.

Dieser Ausspruch änderte die ganze Gestalt der Sache: Waller und Trautmann wurden von der Anschuldigung des Betrugs freigesprochen, dagegen ward der Hausherr in die Kosten der Untersuchung verurtheilt und sollte sogar noch Waller'n Ehrenentschädigung für die ihm zugefügte Unbill leisten.

Der Student aber, vergnügt über die Wendung der Dinge, die er wirklich für eine Schickung Gottes ansah, stand von der Ehrenentschädigungsforderung an den Hausherrn ab, ja er vergütete ihm die Gerichtskosten und bezahlte ihm auch sein Guthaben redlich bis zum letzten Heller, denn er hatte dadurch, daß er Waller's Arretirung veranlaßt, gerade den Grund zu dessen künftigem Glücke gelegt.

Waller blieb noch ein Jahr in seiner alten Wohnung, innerhalb welcher Zeit er die versäumten Collegien nachholte und sich ehrenvoll den Doktorhut erwarb. Daß er auch als ganz veränderter Mensch die Verzeihung seiner Mutter und seines Onkels erhalten hatte und nun versöhnt in deren Arme zurückkehrte, versteht sich von selbst.

Trautmann aber war seit der Zeit ihrer Flucht verschwunden. . . . .

. . . .

Der fürstliche Leibarzt, der geheime Hofrath von Waller, feierte sein silbernes Hochzeitsfest, zugleich das der Anstellung seines Sohnes und der Vermählung seiner Tochter. Es wurde in seinem Palaste ein glänzender Ball gegeben.

Unter den zahlreichen Gästen befand sich auch ein holländischer Offizier, der gerade in der Residenz anwesend war.

Das lustige Treiben der jungen Welt gefiel in die Länge dem Hofrathe nicht mehr, er zog sich von diesem in sein Wohnzimmer zurück, um bei einer Flasche alten Weins noch behaglich seine Abendpfeife zu rauchen. Hiezu lud er auch nebst einigen Bekannten den Offizier ein, dem, da ihm Alter und Wunden Falten im Gesicht gezeichnet hatten, die Tanzunterhaltung gleichfalls nicht mehr behagte. Dieser leistete sogleich Folge und ließ sich's bei dem Hofrathe munden.

Zufällig fiel sein Blick auf drei Bilder, die in goldenen Rahmen im Zimmer aufgehängt waren und wovon eines bekränzt war.

„Wie kommen Sie zu diesen Bildern, die ich kenne, ja die in mein Schicksal eingreifen und für mich von größter Wichtigkeit sind?" fragte er erstaunt den Hofrath.

„Sie können Ihnen nicht wichtiger seyn, als mir," erwiederte der Hofrath; „sie gründeten mein Glück, vielmehr habe ich es einem davon, dem bekränzten, zu danken, welches ich verkaufte, aber von meinem gnädigsten Herrn wieder als Geschenk zurückerhielt. Doch wie steht Ihr Schicksal mit diesem Bilde in Verbindung, wenn es erlaubt ist, zu fragen?"

„Ein Geniestreich, den ich zu Gunsten eines Universitätsfreundes mit dem bekränzten Bilde da machte, das sich nun aber in einem ganz andern, bessern Zustande befindet, so daß ich es kaum mehr erkannte — brachte eben diesen meinen Freund in Untersuchung und mich nach Holland. Nun, mein Unglück war es gerade nicht, wiewohl es mir lange genug hart ergangen ist. Ohne den Geniestreich aber mit diesem Bilde wäre ich vielleicht in meinem Heimathlande ein schlecht bestallter Schulmeister mit vielen Kindern und kein niederländischer Oberst. — Armer Waller," setzte er traurig bei, „wie mag's wohl dir ergangen seyn!"

„Besser noch!" erwiederte der Hofrath — „denn sonst würde er schwerlich einen solchen Ball gegeben haben. — Den Herrn Obrist Trautmann grüßt und küßt hiermit sein Jugendfreund, der jetzige geheime Hofrath von Waller!" sagte er, den erstaunten Offizier umarmend; dann zog er ihn aus dem Zimmer in den Saal und rief mit lauter Stimme: „Musiker! einen Tusch! Hoch lebe der Obrist Trautmann, der das freudige Kleeblatt des heutigen Tages vierblättrig macht, dem ich mein ganzes Lebensglück verdanke, denn ohne seinen Geniestreich wäre das schöne Bild, das mich glücklich machte, um einen Spottpreis in die Hand eines Trödlers spaziert und statt des geheimen Hofraths und fürstlichen Leibarztes höchstens ein Dorfbader aus mir geworden!"

Auflösung des Räthsels in № 59:

Steckbrief.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 61. Sonntag, 21. Mai 1854.

Die beiden Gemsjäger.

(Fortsetzung.)

Es ist der Mensch dem bischen Leben
So unaussprechlich treu und hold,
Daß er sich nimmer will ergeben,
Selbst wenn der letzte Sand entrollt.
Der Kranke glaubt sich stets gesunder,
Und wenn er's nicht mehr glauben mag,
So glaubt er eher an ein Wunder,
Als an den bittern Sterbetag.

So auch der Bläsi. Schau, es klammert
Sich seine Hand am Felsen fest:
Er zürnt und betet, hofft und jammert,
Er blickt und späht nach Ost und West.
Doch keine Zehe darf er rühren,
Fest muß er steh'n und leichenstill,
Wenn er die Wage nicht verlieren,
Nicht in die Tiefe stürzen will.

Die Sonne sengt mit heißen Strahlen
Jetzt in die grause Schlucht hinein:
Sie bringt ihm hundert neue Qualen,
Doch nirgends einen Hoffnungsschein.
Er ruft umsonst. Die Berge klingen
Die laute Stimme höhnend nach,
Er sieht nur ferne Gemsen springen
Und hört den wilden Gletscherbach

„Du grimmer Tod, der schon so lange
Auf jeden Steig mich lockt und neckt
Und jetzt zu meinem Untergange
Die Hand aus seinen Schlünden streckt! —
Noch steh' ich da und will mich halten,
Mich klammern fest, so lang' ich mag;
O, stärkten himmlische Gewalten
Mich nur bis auf den nächsten Tag!

„Ich weiß, daß, wenn ich ausgeblieben,
Mein treuer Hans von Schlucht zu Schlucht
Und endlich auch, von Gott getrieben,
Mich hier an diesen Wänden sucht.
Allein was hoff' ich Thor, den Morgen
Des neuen Tages noch zu seh'n?
Wo möcht' ich Muth und Kräfte borgen,
Die lange Nacht zu übersteh'n?"

Indessen sinkt die Sonne tiefer;
Noch glüht, in Höhenrauch gemischt,
Ihr Gold an Freibergs grauem Schiefer,
Zuletzt am Tödi — und erlischt.
Und trüber, dunkler wird es immer
Und Wolken ziehen schwarz und schwer,
Gesäumt von bleichem Mondesschimmer,
Mit einem Hochgewitter her.

Und sieh', nach langem, düsterm Schweigen
Eröffnet sich des Wetters Mund —
Es thut den schreckenvollen Reigen
Erst durch ein fernes Tosen kund.
Doch immer röther gähnt sein Rachen,
Schon rollt der Donner ernst und groß,
Der Gletscher dröhnt, die Schlüchte krachen
Und jeder Sturm wird fessellos.

„Herr, du bist schwer in deinem Zorne
Und dein Gericht ist schauerlich!
Gibt's denn in deinem Gnadenborne
Kein Tröpflein Vaterhuld für mich? —
Ha, nein! Du flammst in diesen Wettern,
Du schüttelst mich in diesem Sturm;
Du selbst, o Herr, willst mich zerschmettern,
Mich niedertreten wie den Wurm!"

In Nacht und Sturmwind heult der Arme,
Kaum kann er mehr — er hält sich schwach;
Doch sieh', als ob es sich erbarme,
Verrauscht das Wetter allgemach.

Digitized by Google

Die Wolken flieh'n; der dunkeln Bläue
Entstrahlt der Sterne mildes Licht.
Das stärkt und muthigt ihn auf's Neue,
Doch ihn erretten mag es nicht.

Denn wo die Sinne, wo die Sehnen,
Die unerschöpft und unbesiegt
In solchem Kampf das Schicksal höhnen,
Wo Schrecken sich an Schrecken fügt?
Seht dort den Kühnen wanken, beben,
Schaut, wie der Strahl des Auges bricht,
Wie aus dem Antlitz ohne Leben
Der Jammer der Verzweiflung spricht!

(Schluß folgt.)

Die Verlobung.

(Fortsetzung.)

Ueber der Hausflur drüben war Frau Gasqui's Boudoir, wo beide Gatten sich befanden und das Ergebniß des ernsten Zwiegesprächs im Salon abwarteten.

„Nun?“ riefen Beide, als Fanny mit bleichem Gesicht unter der Thüre erschien — „seyd Ihr einig? ist Alles in Ordnung?“

„Fragen Sie mich nur jetzt nicht — ich bitte Sie flehentlich!“ stammelte Fanny. „Ich muß mich nach meinem Zimmer begeben; sagen Sie dem Major, ich sey nicht wohl — entschuldigen Sie mich bei ihm! Sie können ihm sagen, ich sey aufgeregt und ... sagen Sie ihm, was Sie wollen! Nur müssen Sie wissen, daß er mich noch immer für Fanny Gasqui hält.“

„Aber liebes Kind, ich kann nicht zugeben, daß diese Mystifikation noch länger dauere!“ sagte Herr Gasqui — „sie hat schon zu lange gewährt und ist unser Aller unwürdig!“

„Lassen Sie es nur noch diese Nacht dabei!“ bat Fanny.

„Aber es ist nicht recht gehandelt gegen den Major!“ wandte Madame Gasqui ein.

„Nur bis morgen früh!“ bat Fanny wiederholt. „Doch er kommt — ich höre seine Schritte schon auf der Flur — lassen Sie mich hier hinaus!“

Damit verschwand sie durch eine andere Thür und eilte auf ihr Zimmer.

„Ich wette, sie hat ihn ausgeschlagen!“ sagte Madame Gasqui — „ich bin ganz in Verlegenheit.“ Allein der Major trat jetzt mit lächelnder Miene ein und fragte, was aus Fanny geworden sey. „Sie kam vorhin“ — entgegnete Madame Gasqui — „in einem fürchterlich aufgeregten Zustande zu uns herein und bat uns, Sie bei Ihnen zu entschuldigen; sie fühle sich unwohl, sagte sie und wolle sich auf ihr Zimmer begeben. Ich fürchte, das Ergebniß Ihrer Unterredung ist kein erwünschtes gewesen.“

„Doch, doch!“ versetzte Richard — „Sie dürfen mir vielmehr Glück wünschen: ich habe Herz und Hand Ihrer Nichte errungen!“

Herr Gasqui drückte seinem Freunde warm die Hand und sagte dann:

„Das thörichte Kind! ich merke nun, was sie hat. Die kleine Täuschung, die wir uns mit Dir erlaubt haben, macht sie ganz verwirrt.“

„Was für eine Täuschung?“ fragte Richard betroffen.

„Jenun, siehst Du, lieber Freund, als Fanny erfuhr, daß Du zum Besuch hierher kommen würdest, weigerte sie sich anfangs, Dir hier zu begegnen.“

„Und weßhalb denn?“ fragte Richard.

„Weßhalb? Hast Du denn das nie geahnt?“ versetzte Gasqui, indem er kaum das Lachen verbeißen konnte.

„Was sollte ich denn ahnen?“ drängte der Major.

„Nun, daß Fanny nicht meine Nichte, sondern — Deine längst Verlobte, Fanny Seyfried ist!“

Der Major erblaßte unwillkürlich und fragte betroffen:

„Fanny Seyfried — ist das wahr?“

„Buchstäblich wahr, mein Freund!“ erwiederte Gasqui und erklärte seinem Gaste nun ausführlich, wie das Alles gekommen sey. „Ich gab mich nur ungern zu dieser Mystifikation her, denn ich liebe Späße dieser Art nicht,“ schloß er. „Endlich that ich es aber, weil mir meine Frau vorstellte, daß Ihr Euch Beide dann um so unbefangener nähern und Euch weit leichter in einander verlieben würdet, als wenn Ihr Euch mit dem beengenden Bewußtseyn des auf Euch lagernden Zwanges begegnet wäret.“

Major d'Estève hatte mittlerweile Zeit gehabt, sich von seiner Bestürzung zu erholen. Als Mann voll entschlossener Ruhe und großer Selbstbeherrschung — Eigenschaften, die ihn sehr zu seinem Vortheil zierten — verbrachte er den Rest des Abends mit seinen Wirthen auf eine Weise, daß keinerlei Argwohn diese beunruhigen konnte. Doch entging ihnen ein gewisser Ernst in seinem Ton und Betragen nicht, so oft er von Fanny sprach;

Digitized by Google

aber Herr und Madame Gasqui suchten sich dies dadurch zu erklären, daß er die kleine Täuschung übel genommen habe. —

„Wir hätten es ihm gleich sagen sollen, als wir bemerkten, daß er ihr gefiel," sagte Gasqui nachher zu seiner Frau; „aber das närrische Ding wollte es ja nicht zugeben."

„Sie muß ihn morgen wieder versöhnen!" rief Madame.

Allein als man am Morgen zum Frühstück zusammenkam, fand man mit Staunen, daß der Major mit Tagesanbruch abgereist war und nur einige flüchtige Zeilen für seinen Freund hinterlassen hatte, worin er seine plötzliche Abreise entschuldigte; er hätte auf jeden Fall am Nachmittag aufbrechen müssen, sagte er; Verhältnisse aber hätten ihn bestimmt, früher zu scheiden.

Noch am selben Vormittage brachte die Post einen Brief vom Lieutenant Victor Dommin an Fanny Seyfried, folgenden Inhalts:

„Meine theure Fanny!

„Ich hätte Ihnen schon vor vierzehn Tagen schreiben sollen, weil ich Ihnen eine angenehme Nachricht mitzutheilen habe; allein ich verschob es seither, weil ich mich um einen neuen Urlaub in dringenden Privatangelegenheiten beworben hatte, den ich jede Stunde zu erhalten gedachte. Da mir derselbe jedoch abgeschlagen wurde, so melde ich Ihnen denn auf diesem Wege, daß unserer Verbindung nichts mehr im Wege steht. Sie werden nämlich bereits erfahren haben, daß ich zum 34sten Regiment versetzt worden bin, in welchem ich dem Bataillon des wackern Majors d'Estève zugetheilt wurde. Ich stellte mich bei dem Regimente ein, worin mehrere mir befreundete Kameraden dienen, namentlich Despoults, von welchem ich Ihnen so viel erzählt. Damit ein Subaltern-Offizier die Heirathserlaubniß erlange, ist, wie Sie wissen, die Einwilligung seiner Vorgesetzten unumgänglich nothwendig, und da ich nun mir selber keinerlei Geschicklichkeit in Unterhandlungen zutraue, so steckte ich mein Anliegen hinter den Kapitän Despoults, dem ich meine Liebesaffaire anvertraut habe. Er steht auf sehr vertrautem Fuße mit unserm Major und eines Tages, als wir denselben auf Besuch bei dem Vater eines Kameraden in unserer Nähe wußten, besuchten wir diesen ebenfalls, bei welcher Gelegenheit Despoults dem Major mein Anliegen vorbrachte. Herr d'Estève stutzte, als er Ihren Namen hörte, und erkundigte sich nach Ihren Familienverhältnissen. Despoults und ich gaben ihm die erschöpfendste Auskunft und nun mußte ich ihm die ganze Geschichte unserer Bekanntschaft und Liebe erzählen. Natürlich theilte ich ihm wahrheitsgetreu und unumwunden Alles mit, was unser Verhältniß anging, — ich wies ihm sogar Ihre lieben köstlichen Brieschen, die Sie mir von der „Schmelz" aus geschrieben, sowie die Haarlocke, die Sie mir geschenkt. Nun gestand mir Major d'Estève, der durchaus ein Ehrenmann ist, daß er eigentlich durch die Bestimmung Ihres Vaters Ihr Verlobter sey, jedoch nun gern zurückstehen wolle, da Ihr Herz anders entschieden habe, — ja noch mehr, er verhieß mir nach der Rückkehr von einer kleinen Urlaubsreise seinen ganzen Einfluß aufzubieten, um mir die Heirathserlaubniß und die Zustimmung Ihrer lieben Tante zu unserer Verbindung zu verschaffen...."

Fanny entfiel das Papier, als sie so weit gelesen, und sie sank wie vernichtet und einer Ohnmacht nahe zusammen.

(Schluß folgt.)

Die Fahne des Propheten.

Die heilige Fahne, von den Türken Sandschaki Scherif, von den Arabern früherer Zeit Akab (Adler) genannt, ist von den Zeitungscorrespondenten nun schon so oft aus ihrer Truhe hervorgeholt worden und hat nun schon so oft in den Provinzen herumgeweht und von der Kuppel der S. Sophia heruntergeflattert, daß es endlich Noth thut, zu bemerken, daß alle diese Nachrichten voreilig sind. Dieselbe liegt noch ruhig im Palais der Serailspitze im dritten Hofe unter ihren vierzig Verhüllungen von Goldstoff, und mit ihr ruhen in dem mit Silberplatten ausgelegten Gemach die großen Heiligthümer des Reiches: der Mantel, der Bart und die Pantoffeln des Propheten. Zwei goldene und vier silberne Candelaber brennen hier Tag und Nacht und zwei Wächter hüten das Heiligthum. Die Sultane, wenn sie im Serail wohnen, verrichten hier ihr Gebet und besuchen auch außer der offiziellen Gebetszeit incognito dieses Sanctuarium des Reiches. Keines Ungläubigen Auge hat je diese Kleinodien erblickt; die Fahne ruht seit dem letzten Russenkriege im Jahr 1829 und sah zum vorletzten Male das Tageslicht bei der Janitscharen-Vernichtung. Daß sie auch diesmal wiederum dem Zuge des Sultans

Digitized by Google

nach Adrianopel vorangetragen werden wird, ist wohl anzunehmen. Der heilige Mantel ist von schwarzem Camelot. Am 15. des Monats Ramasan jeden Jahres begibt sich der Sultan, umgeben von seinen Großen, oder, um türkisch zu sprechen, von den Säulen des Reiches, zum heiligen Mantel. Derselbe wird dann von Sr. Majestät in ein mit Wasser gefülltes silbernes Becken getaucht und das Wasser vom Kislar Aga theils an die Anwesenden vertheilt, theils in kleinen Flacons an besonders Begünstigte versandt. Dieses Wasser wird viel höher geschätzt, als selbst das des hochheiligen Brunnens Zemzem in Mekka, von welchem einmal im Leben zu trinken jedes frommen Moslims eifrigstes Streben ist. Von den heiligen Pantoffeln wissen wir nichts zu sagen, ebenso vom heiligen Barte nicht. Die Fahne des Propheten ist grün mit eingestickten Koransprüchen und hat ungefähr 12 Fuß im Quadrat; auf der Fahnenstange befindet sich ein silberner Apfel von fast viereckiger Form, welcher einen von der Hand des Kalifen Osman geschriebenen kleinen Koran enthält. Von den vier ersten Kalifen ererbten sie die Ommajaden von Damaskus, und von diesen die Abbassiden in Bagdad. Nach der Zerstörung dieser Stadt wanderte der Adler nach Kairo. Erst unter dem zehnten Osmanensultan, dem großen Soliman, gelangte die Fahne, nach der Eroberung Aegyptens (1537), an das jetzt noch regierende Herrscherhaus, wurde aber nicht nach Constantinopel gebracht, sondern abermals nach Damaskus, wo sie bis zum Jahr 1594 blieb und von wo sie jedes Jahr unter großem Pompe mit der großen Karawane nach Mekka getragen wurde. Zu dieser Zeit waren Murads des Dritten Heerschaaren unter Führung des schlauen Sinan Pascha in Ungarn, wo die Angelegenheiten der Pforte eine ungünstige Wendung nahmen; denn die Fürsten Siebenbürgens, der Moldau und der Walachei, welche sich von der ottomanischen Herrschaft frei machen wollten, waren mit dem deutschen Kaiser in ein Schutz- und Trutzbündniß getreten und hatten bereits ihre Gesandten von Constantinopel abberufen. Sinan Pascha, der sich und sein Heer von allen Seiten bedroht sah und namentlich bemerkte, daß das letztere zu murren anfing, ließ mit des Sultans Bewilligung die heilige Fahne von Damaskus kommen und hoffte, daß der Anblick der erhabenen Reliquie den gesunkenen Muth des Heeres neu beleben werde. Türkische Schriftsteller erzählen, daß sie, als sie ihren Weg über Gallipolis nach Ungarn nahm, gar nicht getragen zu werden brauchte, sondern sich von selbst in die Höhe hob und auch mehrmals entfaltete, und daß sie auch später im Lager dieses Manöver wiederholte, was auf die Soldaten dermaßen wirkte, daß dieser unter so schlechten Auspizien begonnene Feldzug einen glücklichen Ausgang nahm. Als Sinan Pascha mit der Oriflamme nach Constantinopel zurückkehrte, war des Jubels kein Ende; man strömte von allen Seiten herbei, sie zu sehen. Im folgenden Feldzug hatte derselbe Großvezier zum ersten Mal die Ehre, mit der Fahne aus der Residenz auszuziehen; der Hof begleitete ihn, Hymnen wurden gesungen und das Volk schwamm in Thränen. Im Jahr 1596 zog der unterdessen zur Herrschaft gelangte Sultan Muhamed der Dritte ins Feld und ließ sich die Fahne vortragen; es wurden 300 Fahnenträger (Sandschakdar) ernannt, welchen die Hut der Reliquie anvertraut ward. Von dieser Zeit an ward es zum Gesetz, daß der Sandschaki Scherif nur dann entfaltet wird, wenn der Sultan oder der Großvezier in Person den Feldzug commandiren. Es wird für die Fahne alsdann ein besonderes Zelt mit größter Pracht hergerichtet; die Pflöcke sind von Ebenholz, die Ringe, durch welche die Zeltstricke gehen, von Silber und der Stoff des Zeltdaches von grüner Seide. In einigen Feldzügen wurde sie auch in einem eigens dazu erbauten Wagen gefahren. Ist der Krieg zu Ende, so wird sie von der Fahnenstange abgelöst und unter Gebeten, Räucherungen von Aloe und Ambra in ihren Schrein gelegt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die schönste Tauffformel.) Mein Kindlein — spricht der Priester in Indien — weinend kommst du in die Welt, während Alle um dich her lächeln. Strebe so zu leben, daß du mit Lächeln von hinnen scheiden kannst, wenn Alle um dich her weinen.

Ein Blatt von Douai meldet den Tod eines hundertjährigen Greises, der eine Wittwe von 101 Jahren hinterläßt; beide waren 82 Jahre verheirathet.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 62. Dienstag, 23. Mai 1854.

Die beiden Gemsjäger.

(Schluß.)

Allmälig glimmt es auf den Firnen;
In mildem, rosenfarb'nem Schein
Zieht auf erbleichenden Gestirnen
Der junge Tag ins Leben ein.
„Und mocht' ich es bis jetzt bestehen,
Ertrag' ich's wohl auch länger noch;
Gewiß erhört der Herr mein Flehen,
Und endlich findet Hans mich doch!

„Bis Mittag mag er wohl erscheinen;
Doch wenn umsonst die Frist verrinnt —
Dann fahret wohl, ihr lieben Meinen,
Dann ewig wohl, mein Weib und Kind!"
Er seufzt es, drückt von seiner Klippe
Sich fester an den kalten Stein
Und saugt mit trockner, bleicher Lippe
Den bittern Reif des Felsens ein.

Doch wie die Sonne immer höher,
So steigt auch höher seine Qual;
Er lugt umher, allein dem Späher
Verschwimmt allmälig Berg und Thal;
Er fühlt die letzte Kraft verschweben,
Der Athem wird ihm heiß und schwer —
„Jetzt ist es aus," spricht er ergeben,
„O Herr, mein Gott, ich kann nicht mehr!"

Und wie er wankt zum Niederfallen,
Da tönt es plötzlich über ihm,
Und „Bläsi, Bläsi!" hört er's schallen
Mit liebevollem Ungestüm.
Mit matten, zweifelsvollen Blicken
Schaut er empor — er täuscht sich nicht:
Dort ob der Felswand, welch Entzücken!
Erscheint des Freundes Angesicht.

„Hans, Hans! Du bist's! Gottlob, Du Treuer,
Wie sehnlich hab' ich Dein begehrt!
Doch eile, Freund, die Zeit ist theuer,
Ich fühle jede Kraft verzehrt." —
„Da bin ich schon! Sey nur gelassen,
Du stehst in Gottes treuer Hut!
Vermagst Du wohl dies Seil zu fassen?
Schling's um den Leib und schürz' es gut!"

Und endlich — glücklich ist's geschehen,
Mit zitternder, erschöpfter Hand.
Schon siehst du mälig ihn erhöhen —
Schon schwebt er mitten an der Wand —
Jetzt naht er dem ersehnten Ziele —
Er hat's erreicht! In Wonn' und Schmerz,
Voll unaussprechlicher Gefühle
Sinkt er dem Treuen an das Herz.

„Gott half, daß ich Dich noch erreichte,"
Spricht Hans; „mir zeigt Dein weißes Haar,
Das in der einen Nacht erbleichte,
Wie schauerlich Dein Leiden war." —
Und drauf nach langem, stummem Beben
Der Bläsi: „Hans, nimm dies Gewehr
Nebst meinem Dank für's ganze Leben;
Ich, Bruder — jage nimmermehr!"

Er spricht's und streckt sich auf die Erde,
Erschöpft von Allem, was geschah;
Noch liegt die gräßliche Gefährde
Dem tiefgebeugten Muth zu nah.
Allein ein Trunk aus Hansens Flasche,
Ein Trunk von edlem Rebensaft,
Und Weizenbrod aus dessen Tasche
Gibt seinem Leben frische Kraft.

Und wie sie liegen, traulich kosen,
Fährt Bläsi hastig auf: „Ein Thier
Aeßt hinter jenen Alpenrosen —
Ein fetter Gemsbock, sag' ich Dir!

Digitized by Google

Er scheint sich recht in Schuß zu stellen,
Der Wind verheißt uns Waidmannsglück —
Hör', Hans, die Gemse muß ich fällen:
Gib schnell die Büchse mir zurück!" —

(Der eigentliche Name des „Hans" war Manuel Walcher, der während seines Jagdlebens 458 Gemsen geschossen hat. Rudolph Bläsi von Schwanden hat 675 Stück erlegt.)

Die Verlobung.

(Schluß.)

Fanny Seyfried kannte den Charakter des Majors d'Estève zu gut, um nicht einzusehen, daß Alles für sie verloren sey. Ohne die Verlängerung der Mystifikation, ohne ihr eigenes thörichtes Ausweichen hätte nothwendig eine gegenseitige Aufklärung zwischen Beiden in dem Augenblicke erfolgen müssen, wo er Victor Dommin's Namen vor ihr genannt haben würde. Allein die unselige Täuschung und ihr Schweigen hatten ihn von dannen getrieben und das Unglück unheilbar gemacht.

Es war nun zu spät, um ihm zu erklären, daß sie den Lieutenant Dommin nicht liebe; er würde sie entweder für falsch oder wankelmüthig gehalten haben, und sie fühlte überhaupt, daß ein Mädchen, welches so gehandelt, wie sie gethan hatte oder gethan zu haben schien, keine würdige Lebensgefährtin für den streng ehrenhaften Major d'Estève sey.

Vielleicht wäre es noch möglich gewesen, die Sache durch Vermittelung beizulegen und ins Geleise zu bringen, wenn sie sich Herrn Gasqui unumwunden anvertraut hätte; allein dies gewann theils ihr Stolz nicht über sich, theils war sie allzu hartnäckig überzeugt, daß ihre Lage hoffnungslos, ihr Vergehen nicht mehr zu sühnen sey.

Fanny's Freunde sahen, daß etwas Unangenehmes zwischen den beiden Liebenden vorgefallen seyn mußte, und als sie nach einigen Tagen einen Brief von Richard d'Estève erhielten, worin er ihnen meldete, daß er eine längere Urlaubsreise nach Spanien antrete, ward Herrn und Madame Gasqui klar, daß irgend ein seltsames Geheimniß die Liebenden geschieden und die hoffnungsvolle Zukunft derselben bewölkt habe, welche vor wenigen Tagen noch so voll Rosenlicht erschienen war. —

Victor Dommin war nicht der Mann darnach, um über die Vereitelung der Verbindung mit Fanny Seyfried, welche natürlich die nächste Folge dieses Erlebnisses war, am gebrochenen Herzen zu sterben. Er versuchte sein Heil anderwärts, aber mit welchem Erfolge, ist uns unbekannt.

* * *

Zwanzig Jahre später saß General Richard d'Estève, — der inzwischen nicht allein Gatte, sondern auch Vater von einigen schönen Töchtern geworden war, die eben in die große Welt eingeführt wurden, — auf einer Reise nach Deutschland beim Diner im ersten Hotel einer Grenzstadt an der Table-d'hote einer blassen Dame von mittlerem Alter gegenüber, deren noch immer schöne und interessante Züge ebensosehr durch den hohen und doch milden Ernst und die ruhige Resignation, die ihnen aufgeprägt waren, sich auszeichneten, als ihre Toilette durch geschmackvolle Einfachheit und beinahe ascetische Strenge. Diese Dame war der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Wer jedoch nur einige Menschenkenntniß hatte, dem konnte nicht entgehen, daß die vollkommene Resignation dieses Gesichts das Ergebniß eines langen Kummers und Ringens der Seele war.

Der General fühlte sich ungemein von diesen Zügen angesprochen, welche ihm so bekannt vorkamen und über die er sich doch nicht genaue Rechenschaft geben konnte. Er ließ sich mit der Dame in ein Gespräch ein, das sie zwar anfangs mit Befangenheit aufnahm, aber doch erwiederte. Je länger er aber den weichen Ton ihrer Stimme hörte und jenes süße und doch so wehmüthige Lächeln um ihre Lippen spielen sah, desto gewaltiger zog es ihn im Stillen zu der fremden Dame hin.

Plötzlich tauchten ferne, nebelhafte Erinnerungen in ihm auf und er konnte eine Weile nicht reden; dann aber ermannte er sich wieder und erlaubte sich sogar, die Dame leise zu bitten, daß sie mit ihm anstoße. Ihre Hand bebte, als sie ihr Glas erhob; aber nach einer kleinen Weile war Staunen und Beklemmung verschwunden und Beide plauderten wieder so unbefangen über allgemeine Gesprächsgegenstände, wie es nur zwei vom Zufall zusammengeführte sich fremde Personen thun können; nur als die Fremde ihn so zu sagen beiläufig fragte, ob die jungen Damen seine Töchter seyen, zitterte ihre liebliche, sanfte Stimme fast unmerklich.

Die Tafel war noch nicht ganz vorüber, da ward die Dame abgerufen, weil ihr Wagen warte, und sie verabschiedete sich freundlich von der Tisch-

Digitized by Google

gesellschaft, mit einem eigenthümlich vielsagenden Blicke aber von ihrem Gegenüber.

„Wer ist diese Dame?“ fragte der General den Oberkellner, als die Fremde mit ihrer Begleiterin den Saal verlassen hatte.

„Eine gewisse Demoiselle Seyfried, welche hier in der Nähe ein schönes Landgut besitzt und eine wahre Mutter der Armen ist,“ entgegnete dieser; „sie reist eben nach dem südlichen Frankreich ab, wo sie wegen ihrer schwachen Gesundheit stets den Winter verlebt.“

„Arme Fanny!“ murmelte Richard d'Estève beinahe unhörbar.

Die Fahne des Propheten.

(Schluß.)

Da der Sandschak nur in Kriegszeiten den Augen der Gläubigen sichtbar ist, so ist es bei dem sonst indolenten, aber in Glaubenssachen so leicht entzündlichen Charakter der Moslim erklärlich, daß ihr Enthusiasmus bei dessen Anblick sich zum Paroxismus steigert; Emirs (Nachkommen Muhameds, die man in Constantinopel allein nach Tausenden zählt), Derwische und friedliche Bürger, Alle ziehen mit als Freiwillige, wenn der Sandschak entfaltet wird, und die Begeisterung für diese Fahne hat in früheren Feldzügen oft Wunder der Tapferkeit zu Stande gebracht. Nach d'Ohsson's Ansicht, der unter dem Titel: „Tableau général de l'Empire Othomane,“ Paris 1788, das Beste und Gründlichste geschrieben, was je aus der Feder eines Europäers über den Islam geflossen, beten die Muhamedaner ihre Reliquien nicht an, sondern sie verehren sie blos; man schreibt ihnen keine besondere Eigenschaft und wunderthätige Kraft zu; Alles bezieht sich auf Gott, als der Quelle der himmlischen Gnade, den Geber alles Guten. Nach dieser Ansicht, die den wahren Prinzipien des Islam analog ist, gestatten sie keine Anbetung der Reliquien ihrer Heiligen. Dieses Gefühl der Verehrung für Gegenstände, welche ihre Heiligen betreffen, erstreckt sich auch auf Alles, was die alten Patriarchen betrifft, aber namentlich auf Christus; obgleich sie für den Gottmenschen keine äußern Zeichen der Verehrung haben, so erlauben sie sich doch nicht die geringste Unehrerbietigkeit oder ein Deplacement einer christlichen Reliquie; das würde, sagen sie, uns den Zorn und den Fluch dieses großen Propheten zuziehen. Im Jahr 942 nach Christi, unter dem Kalifat Ibrahims des Zweiten, schickte der Porphyrogenitus Constantin der Siebente, damals Kaiser von Byzanz, eine feierliche Gesandtschaft nach Bagdad, um eine Reliquie zu begehren, welche man dort in einer Kirche aufbewahrte. Es war dies ein Tuch, auf welchem sich das Antlitz Christi, als er sich den Schweiß abwischte, abgedruckt hatte. Der Kalif empfand Gewissensbisse, als er dessen Auslieferung verfügen sollte, berief ein Conseil, und nur nach dem einstimmigen Beschluß der Ulemas von Bagdad gab er den Befehl, den Christen das Tuch an den Hof von Constantinopel auszuliefern, welcher dafür eine Anzahl muhamedanischer Gefangenen freigab.

Am 27. März 1769 gab die Fahne des Propheten Anlaß zu einem höchst ärgerlichen Auftritt. Herr v. Hammer sagt darüber: Der Auszug der heiligen Fahne sollte stattfinden. Tags vorher, Nachmittags, begab sich der k. k. Internuntius Brognard mit drei Dolmetschern, drei Sprachknaben, Stallmeister, Sekretär und Laufer, seiner Frau und der des Dolmetschers Testa, vier Töchtern und zwei Zofen nach dem am Quartier des Klosterviertels vor dem Kanonenthor zur Schau des Aufzugs bestellten Hause. Kaum waren sie angelangt, als der Imam des Viertels erschien, sie fortzuschaffen, weil die Einwohner des Viertels nicht gesonnen seyen, Ungläubige in ihrem Bezirk zu leiden. An der Thür empfing sie der versammelte Pöbel mit Schimpfworten und Drohungen, und eine Schaar zügellosen Soldatengesindels verfolgte sie mit blanken Säbeln und ihnen Pistolen auf die Brust haltend den ganzen Weg durch die Begräbnißstätten bis zum Stadtthore, welches endlich der Internuntius mit der Hälfte seines Gefolges erreichte, während die andere Hälfte nach Pera entkommen war. Brognard blieb die Nacht über in einem armenischen Hause nächst dem Thore, durch einen Polizeikommissär, welchen ihm der Generallieutenant der Janitscharen gesendet, beruhigt. Statt aber in der Nacht noch nach Pera zurückzukehren, oder, wenn dies nicht rathsam, sich am folgenden Tage ruhig und versteckt unter dem Schutze der Thorwache zu halten, begab sich (wahrlich unbegreiflich!) die schaulustige Gesellschaft in eine der benachbarten vergitterten Barbierbuden, vor welcher die zwei Janitscharen des Gesandten und einige beigegebene Jamaken Wache hielten. Indessen ward ihr Daseyn bekannt; ein Rudel von Weibern und Gassenbuben schimpfte und schrie laut wider der Ungläubigen Gegenwart, während der Zug schon nahte. Als nun die eigentlichen Zeloten

Digitized by Google

kamen, die fanatischen Emire, das niedrigste Gesindel von Stallknechten und Lastträgern, welche ein grüner Kopfbund zu Verwandten des Propheten und zur Wache seiner Fahne stempelt (?), stieg der Lärm immer höher und höher. Schlagt sie todt, die Giauren, sonst werden eure Gesichter schwarz seyn am Tage des Gerichts! brüllte das Ungethüm des Christenhasses aus zehntausend Kehlen. Die Glaubenswuth gilt nicht dem Hause allein, wo der Gesandte sich befindet, sondern allen christlichen Häusern und Buden der Straße; die Buden werden geplündert, über hundert Personen getödtet, mehrere hundert verwundet. Ruchloses Gesindel stürmt das Haus, schlägt die Fenster ein, zerbricht die Gitter und so groß ist die Wuth, daß die Nichtbewaffneten die Zähne fletschen und die Stäbe des Gitters wie wüthende Hunde zerbeißen. Die Thüren sind eingesprengt, das Gesindel bricht ein und jagt Männer und Frauen mit Faustschlägen und Prügeln hinaus. Auf der Gasse werden den Frauen Schleier und Schmuck vom Leibe gerissen, sie werden niedergeworfen, bei den Haaren gerissen, mit Füßen getreten. Mit tausend Mühen entreißen sie der Polizeikommissär und seine Gehilfen dem wuthschäumenden Fanatismus des Pöbels und retten sie in ein armenisches Haus; erst am folgenden Tage kehrten sie unter sicherem Geleite von Wachen nach Pera zurück.

Unter so unglücklichem, zum größten Aerger vernünftig gesinnter Türken und besonders der Pforte vorgefallenem Ereigniß hatte der Auszug der heiligen Fahne statt, welcher nach der Astrologen und selbst Ahmed Resmi's, des kritischen Geschichtschreibers dieses Krieges, Ausspruch nicht anders als unglücklich seyn konnte, weil derselbe im Verein des Saturnus und Mondes im Zeichen des Krebses stattfand. Solche astrologische Unachtsamkeit ist wirklich unglaublich unter einem so gestirnkundigen Sultan als Mustapha, welcher seinem Gesandten Ahmed Resmi von Berlin drei Astrologen mitzubringen aufgetragen hatte, statt deren ihm Friedrich der Große, angesichts der Wachtparade, die gute Lehre gab, daß seine drei Astrologen in Wissenschaft, einem geübten Heere und gefüllten Staatsschatze beständen. Uebrigens hatte der Hofastrolog Recht, denn bald darauf verbrannte die Flotte bei Tschesme.

Bei Abdul Meschid spielen die Hofastrologen noch heute eine große Rolle, und sie werden gewiß für den Auszug der heiligen Fahne einen besseren Tag herausrechnen, als die des Jahres 1769, und hofft dann der Schreiber dieser Zeilen des Anblicks des Sandschaki Scherif theilhaftig zu werden.

Mannigfaltiges.

(Der Iron-Mountain im Staate Missouri.) Dieser „Eisenberg" ist noch wenig bekannt und zur Zeit noch nicht technisch ausgebeutet, da er ziemlich entfernt vom Missisippi gelegen ist und das Eisen auch anderwärts in reicher Menge vorkommt. Geologisch aber ist sein Vorkommen sehr interessant. Die DD. Engelmann und Scherzer und Prof. Whitney, welche den Iron-Mountain in letzter Zeit besuchten, erstaunten über das Gesehene. Ein Berg von 700 Fuß Meereshöhe und 3—4 engl. Meilen im Umfang ganz von Eisen! Der Unkundige, welcher darüber wandelt und dunkles Felsgestein zu sehen glaubt, erkennt erst, wenn er ein Stück aufzuheben versucht, am Gewichte, daß er auf Metall, nicht auf Felsen steht. Sein Reichthum ist so ungeheuer, daß Hunderte von Generationen vorübergehen werden, ohne seinen Inhalt zu erschöpfen, und daß er für eine Eisenbahn um den ganzen Erdgürtel die Schienen liefern könnte, ohne daß die Verminderung seines Volumens sehr augenfällig seyn würde.

(Befehl eines Generals aus früherer Zeit.) Bei dem Kriegszuge Kaiser Karls des Fünften gegen Tunis kommandirte der Marquis Vasto die spanische Armee. Der Kaiser setzte hier sein Leben zu sehr in Gefahr und sofort befahl ihm der Marquis, zurückzugehen, indem — wie er ihm sagte, ein einziger Mann nicht Alles durch seine Unklugheit zu Grunde richten soll.

(Die beiden Karrenführer.) Ein Kärrner holte einen andern seines Gewerbes auf der Landstraße ein. „Was führst Du auf Deinem Karren?" fragte der letztere. — „Branntwein!" lautete die Antwort. — „So fahr' nur zu!" rief jener — „Du bist mit Recht mein Vormann — ich führe Grabsteine."

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 63. Freitag, 26. Mai 1854.

Der Pirat.

Von K. Gutmann.

Das dichte Gezweige zahlreicher Tropenbäume überwölbte wie dunkle Zelte das Ufer einer kleinen Bucht der Insel Cuba und hüllte einen Theil des weiterhin von Mondglanz übergossenen Gewässers in schwarze Nacht. Verborgen in diesem undurchdringlichen Schatten schaukelte sich, von den zum Strande rollenden Wellen bewegt, ein dunkelgefärbtes Boot, und die zwei in demselben befindlichen Wächter verriethen in ihrer schweigsamen Unbeweglichkeit auch nicht die geringste Spur von Leben, so daß selbst ein Lauschender am Ufer nichts von ihrem Daseyn hätte entdecken können. Ein Geräusch, von der Seeseite herkommend, drang jetzt durch die tiefe Nachtstille; bald vernahm man deutlich den regelmäßigen Takt rascher Ruderschläge, und nicht lange dauerte es, so erschien am äußersten Ende der weit hinausragenden Landzunge eine gutbemannte Schaluppe, die, schnell wendend, in pfeilschnellem Laufe daherschoß und nach wenigen Minuten dem Strande und dem Verstecke des geheimnißvollen Fahrzeuges nahegekommen war.

„Nicht hier," rief eine sonore Stimme den Ruderern zu, „einige Klafter weiter links legt an! Wo die verwünschten Sumpfsbäume so dicht stehen, ist stets ein schlechter Landungsplatz.... So, noch etwas hin gegen jene Stelle, wo das Mondlicht durchdringt und es doch einigermaßen möglich macht, zu sehen, wohin man den Fuß setzt."

Die Schaluppe hatte den bezeichneten Platz erreicht und legte an. Zwei in Mäntel gehüllte Gestalten erhoben sich und stiegen aus. Die vorige Stimme befahl den Matrosen, hier zu warten und sich nicht vom Fahrzeuge zu entfernen. Dann stiegen die Beiden die kleine Anhöhe hinauf und schlugen den Weg nach einem in geringer Entfernung befindlichen klosterartigen Gebäude ein, aus dessen Fenstern heller Kerzenschein strahlte.

Nur der Befehl, eine bessere Landungsstelle zu suchen, hatte die Leute in der Schaluppe abgehalten, so nahe an dem versteckten Boote anzulegen, daß dieses unfehlbar entdeckt worden wäre. Jetzt war dies bei der Entfernung, in der beide Fahrzeuge auseinander lagen, nicht mehr zu besorgen, besonders da Niemand von den Neuangekommenen ein Boot in der Nähe vermuthete. Unbemerkt konnte daher während der Landung der Schaluppe das verborgene Fahrzeug ganz nahe ans Ufer treiben, unbemerkt schwang sich ein Mann heraus, drang vorsichtig durch das verschlungene Geäste hindurch und kroch, behutsam auf dem Bauche sich fortbewegend, einer Schlange gleich, über die vom Mondlicht erhellte Anhöhe hinauf. Im Schatten eines fernstehenden Baumes richtete er sich langsam empor, schaute vorsichtig umher und eilte dann rasch ebenfalls dem hellerleuchteten Hause zu.

Dort hatte sich in einem glänzenden Saale eine Gesellschaft eleganter Herren und Damen versammelt, alle den vornehmsten Familien der Umgegend angehörend. Der Gouverneur von Matanzas feierte das Fest seiner Verlobung mit der schönen Olivia de Yvara, der hinterlassenen Tochter eines altadeligen, aber unbemittelten Spaniers. —

Die reizende Verlobte, die an Schönheit und Lieblichkeit alle anwesenden Frauen überstrahlte, paßte mit ihren sechzehn Jahren eben nicht sonderlich zu dem hageren, sechszigjährigen Bräutigam, dessen glänzende Uniform grell abstach gegen das gelbe, eingefallene Gesicht. Doch fehlte es nicht an Damen, die das arme Kind wegen dieser reichen Partie im Herzen beneideten, und deren Glückwünsche insoweit aufrichtig waren, als sie es selbst für ein großes Glück hielten, einen reichen

Digitized by Google

und hochgestellten Mann zu bekommen, mochten dessen übrige Eigenschaften auch seyn wie sie wollten.

Wie es in dem Herzen des jugendlichen Wesens aussah, dessen Reize der alte Gouverneur mit Blicken voll lüsternen Verlangens schon als sein Eigenthum betrachtete, wußte außer ihr selbst nur Gott. Den schönen, glänzenden Augen sah man es nicht an, daß sie geweint, schmerzlich, verzweiflungsvoll geweint hatten. Niemand konnte die Gefühle errathen, die den schönen Busen durchwogten, daß er so stürmisch gegen die leichte Verhüllung aufwallte. Man sah sie mit froher Miene im Kreis der Tanzenden sich bewegen, hörte sie fröhlich plaudern, und es dachte Niemand daran, sie für unglücklich zu halten. —

Einer der schwarzen Haussklaven meldete jetzt die Ankunft neuer Gäste. Das Erscheinen derselben schien jedoch auf den alten Gouverneur keinen freudigen Eindruck zu machen, denn eine Wolke düstern Unmuthes flog über die verwelkten Züge bei Nennung der Ankommenden und machte erst wieder dem gewöhnlichen glatten Lächeln Platz, als die Gemeldeten in den Saal traten.

Es waren zwei junge Männer, beide mit der glänzenden Offiziers-Uniform der spanischen Marine bekleidet, die den schlanken Gliederbau auf's Vortheilhafteste hervorhob. Der Gouverneur und mehrere der Herren eilten ihnen entgegen und begrüßten dieselben mit der Vertraulichkeit bekannter Freunde.

„Welch glücklicher Zufall verschafft uns diese angenehme Ueberraschung, Dich hier zu sehen, mein lieber Neffe?“ fragte der Gouverneur nach den ersten Begrüßungsformeln den Einen der Seeoffiziere, der einige Jahre älter seyn mochte, als sein Begleiter. „Glaubten wir doch Alle, Du segeltest bereits in der Nähe des europäischen Continents. Wenn ich nicht irre, wurde die Fregatte, auf der Du dienst, vor einigen Wochen zum Schutz der Silberflotte bedient.“

„Und hat auch richtig den Curs nach Spanien genommen,“ entgegnete der junge Seemann, während sein blitzendes Auge den Damenkreis überflog und dort eifrig zu suchen schien; „ich aber habe eine andere Bestimmung erhalten,“ setzte er hinzu und blieb dann mitten in der Rede stocken. Ein flüchtiges Erröthen verrieth, daß seine Augen den gesuchten Gegenstand gefunden.

Der mißtrauische Blick des Alten folgte der Augenrichtung seines Neffen und entdeckte, wie niemand Anderes dessen Aufmerksamkeit so fesselte, als die reizende Olivia, die wie ohnmächtig, bleich und mit niedergeschlagenen Augen zwischen zwei Freundinnen saß, welche im eifrigen Plaudern ihren Zustand nicht zu beachten schienen.

Mit dem Ausdruck giftigen Hasses fixirte der Gouverneur einen Augenblick den jungen Seemann, der nur für die Verlobte seines Oheims Sinne und Augen zu haben schien; dann glättete sich wieder die dräuende Stirn und mit erzwungener Freundlichkeit fragte er:

„Und darf man wissen, welche Bestimmung mein tapferer Neffe jetzt erhalten hat?“

Wie aus einem Traume aufgeschreckt, zuckte der Seeoffizier bei dieser Frage empor, augenscheinlich über seine Zerstreutheit erschreckend.

„Mir ist ein recht ehrenvoller Auftrag geworden, Oheim,“ versetzte er hastig; „der Admiral erhielt den Befehl Sr. Majestät des Königs, unverweilt einige Kriegsschiffe gegen die Piraten kreuzen zu lassen, die schon so lange die Küsten der spanischen Besitzungen beunruhigen, und mir wurde das Commando der Corvette „der Seefalke“ anvertraut, welche in diesen Gewässern auf die Seeräuber Jagd zu machen beordert ist.“

„Und da hielst Du es für rathsam, nachzusehen, ob etwa hier Piraten seyen?“ fragte der Alte ironisch.

„Ich wollte ... ich hörte, Oheim ...“ stieß der verlegene junge Mann heraus — „ein Fischer, dem wir auf der Höhe begegneten, hat mir gesagt, daß Ihr heute ein Fest, Eure Verlobung feiertet, und da hielt ich es für schicklich, einen Augenblick hierherzukommen, um meine Glückwünsche darzubringen.“

„Danke verbindlichst,“ entgegnete der Gouverneur trocken; „dennoch aber thut es mir leid, daß Dich Deine Anhänglichkeit an mich zu einer Pflichtverletzung verleitet hat; denn so muß ich den Schritt eines Capitäns nennen, der, in solch wichtiger Sendung begriffen, Schiff und Mannschaft bei Nachtzeit verläßt. Hast Du auch bedacht, welche unglückliche Folgen dies nach sich ziehen kann? Es wäre nicht das erste Mal, daß tollkühne Freibeuter ein schlechtbewachtes Kriegsschiff überfielen.“

„Da ist Nichts zu besorgen, Oheim,“ entgegnete der junge Capitän sichtlich betroffen; „gegen einen solchen Handstreich ist die Corvette hinlänglich geschützt; die Mannschaft ist wachsam und der Steuermann ein erfahrener Bursche, der es nicht an Vorsicht mangeln läßt. Auch würde die helle Mondnacht einen Ueberfall schlecht begünstigen. Also ohne Sorgen, Oheim. Jetzt bitte ich aber, mich Eurer schönen Braut vorzustellen,

Digitized by Google

damit ich auch ihr mein schuldiges Compliment mache."

Der Alte schien die letzten Worte zu überhören, denn er fuhr fort in ernstem Tone:

„Du nimmst die Sache zu leichtfertig und denkst nicht an die Verantwortlichkeit, die jetzt, wo Du Führer eines Kriegsschiffes bist, auf Dir liegt. Man hat vor Einbruch der Nacht ein verdächtiges Fahrzeug an der Küste hinschleichen sehen, und Sennor Ramiro, der es durch sein Fernrohr beobachtete, will behaupten, es sey ein Pirat, der vielleicht auf einem Punkt der Insel zu landen beabsichtigt."

„Ist Sennor Ramiro etwa auch im Stande, Näheres über das Aussehen des verdächtigen Fahrzeugs mitzutheilen?" fragte der Capitän, dem diese Nachricht bedenklich erschien.

„Du kannst ihn selbst darüber befragen," erwiederte der Gouverneur und ging mit dem jungen Manne zu der Gruppe, wo der erwähnte Sennor sich befand.

Der Seeoffizier erfuhr, daß es eine schlanke Brigg war, schwarz angestrichen und mit vielen Kanonenluken versehen, was auf gute Bewaffnung schließen ließ. Eine Flagge zeigte sich nirgends.

Alles was der Capitän über dieses Schiff hörte, bestätigte den Verdacht, daß es ein Raubschiff sey, und dem Gouverneur entging nicht, wie dies auf den jungen Mann einen lebhaften Eindruck machte. Er beeilte sich daher zu sagen:

„Du wirst nun einsehen, Alfonso, wie unklug Du gehandelt hast und wie nothwendig Deine Gegenwart auf dem Schiffe ist. Gesetzt, Deine Leute entdeckten jetzt dieses Fahrzeug, was wird geschehen? Entweder lassen sie es entwischen, weil sie auf Deine Rückkunft warten, oder sie machen Jagd darauf und es kommt zum Gefechte. Und dann, die Sache mag glücklich oder unglücklich enden, welche Schmach fällt in solchem Falle auf den abwesenden Capitän, der seine Abwesenheit durch keinen triftigen Grund zu entschuldigen vermag!"

„Ihr habt Recht, Oheim," versetzte Alfonso; „ich will auch unverweilt zurückkehren. Zuvor aber erlaubt, daß ich Eurer Braut meine Glückwünsche darbringe."

Der Alte, in dessen Brust eine Hölle der Eifersucht glühte, sah, daß er nicht länger ausweichen konnte, und führte den Capitän nach der Stelle, wo er die Verlobte vorhin sitzen sah. Allein jetzt war sie nicht mehr dort, nirgends im Saale zu erblicken.

Der Gouverneur wollte sich sofort bei den Damen nach Olivia erkundigen; bevor er dies jedoch konnte, wurde seine wie aller Anwesenden Aufmerksamkeit auf eine ungewöhnliche Art in Anspruch genommen.

Von draußen drang plötzlich klägliches Geheul in den Saal, die Thürflügel wurden aufgerissen, und wie von höllischen Geistern verfolgt, stürzten zwei Neger herein, mitten unter die bestürzten Gäste; die Schwarzen zitterten an allen Gliedern und ihre angstrollenden Augen schienen Schutz oder einen sicheren Versteck zu suchen.

Als man sie um die Ursache ihres Schreckens befragte, schrieen sie mit den Tönen der höchsten Angst:

„Mörder vor der Thür! wollen arme Neger todt machen!"

Diese Worte verbreiteten Entsetzen und Verwirrung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Katakomben.

Aus dem Pariser Leben.

„Eugen!"

„St. Max!"

„Bist Du es wirklich?"

„Wie Du siehst!"

„Willkommen denn, willkommen in Paris!"

Dies waren die wechselseitigen Ausrufungen zweier junger Männer, welche in dem hellerleuchteten Hauptsalon des Café de Paris sich begegneten. Das sonnenverbrannte Gesicht und die Uniform des Einen ließ in ihm sogleich den Offizier eines französischen Chasseurregiments erkennen, während die feine, gewählte Civilkleidung des Andern diesen als einen den höheren Ständen Angehörigen bezeichnete.

Beide Freunde suchten hierauf in einem der Nebencabinette ein ruhiges Plätzchen, ließen einige Flaschen Haut-Brion bringen und setzten sich, einander zuvor noch warm die Hände schüttelnd, vertraulich wie ein liebendes Pärchen zusammen.

„Nun, wie ist es Dir in Algier ergangen, theurer Eugen?" fragte der junge Mann in der Civilkleidung den Offizier, nachdem der Marqueur sich wieder entfernt hatte.

„Davon ein andermal," antwortete dieser; „es genüge Dir vorderhand, daß mein Kopf nicht an dem Sattel eines braungelben Beduinen baumelt, und ich könnte Dir auch nur im Detail alles das

wieder auftischen, was Du bereits aus den Journalen erfahren haben wirst. Ich habe den siegreichen aber blutigen Sturm auf Constantine mitgemacht, ohne eine andere Verwundung als einen Säbelhieb am Arme und einen leichten Dolchstich in die Hüfte zu erhalten, wovon mich der erstere jedoch auf einige Zeit für den Kriegerstand untauglich gemacht hat, was mir aber auch das Vergnügen verschafft, Dich, mein lieber St. Mar, von Angesicht wieder in Paris zu erblicken. Aber Du, was machtest Du seit den zwei Jahren, als wir uns nicht sahen, bist Du noch Garçon? Bist Du in einem Bureau placirt?"

„Ich bekleide nunmehr," erwiederte St. Mar, „nach all den Fatiquen, welche ein Candidat zu erleiden hat, das Amt eines Advokaten und Generalagenten vom Quartier Genievre und bin so eben Willens, mich mit einer jungen, gebildeten Wittwe zu verbinden."

„Auf Euer beiderseitiges Wohlergeben!" rief der Offizier, der den Rang eines Hauptmanns bekleidete, und ihre Gläser klangen hell aneinander. „Nun aber sprich, wie nennt sich Deine reizende Braut?"

„Sie nennt sich Amalie Darcot, ist die Tochter eines armen Ouvrier, die, um die mißliche Lage ihrer Eltern zu erleichtern, ihre Hand einem in Jahren ziemlich vorgerückten, aber sehr reichen Banquier reichte, welcher diese liebliche Blume in ihrer stillen Verborgenheit entdeckte und in dessen Herzen ein nicht zu vertilgendes Verlangen nach ihrem Besitze erwachte. Zum großen Glücke für mich segnete er bald das Zeitliche in Folge eines Schlagflusses."

„Bravo! der wackere alte Herr hinterließ Dir also sein junges Weibchen nebst einem schönen Vermögen? Das konnte wahrhaftig nicht besser für Dich kommen!"

„Du hast es errathen, Eugen. Ein Zufall brachte mich bald nach dem Ableben des Banquiers in den Salon der eben nicht sehr betrübten Wittwe. Wir lernten uns kennen und ich bin eben im Begriff, unsere künftige Wohnung in dem Quartier Genievre einzurichten."

„Herrlich, herrlich!" rief Eugen — „ich hoffe, wir werden dort manche vergnügte Stunde zusammen verleben, bevor mich wieder die dunkelgelben Beduinengesichter mit ihren weißen Zähnen angrinsen; ich gedenke eine geraume Zeit in Paris zu verweilen. Du wirst mich doch Deiner Braut vorstellen?"

„Allerdings," erwiederte St. Mar, „obgleich mancher Andere Anstand nehmen würde, den Herrn Capitän —"

„Laß das, laß das!" rief Eugen — „der Braut eines Freundes, eines Jugendgespielen kann ein Ehrenmann nicht gefährlich werden. Also: auf viel Glück in die neue Wirthschaft und auf eine fröhliche Zukunft!" rief er sodann und wiederum klirrten die Gläser der beiden Freunde aneinander und ein heißer Kuß besiegelte den alten Bund auf's Neue. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Vom Land, wo Milch und Honig fließt, hat Jeder in seiner Jugend schon gehört. Das Land ist aber leider bis jetzt noch nicht entdeckt worden. Der englische Reisende Wallace hat dagegen vor nicht langer Zeit in dem herrlichen Amazonenthal in Brasilien, demselben, das Humboldt einst besuchte und so meisterhaft geschildert hat, einen Baum aufgefunden, der so gute Milch gibt, wie die von Thieren gewonnene. Der Baum wird sehr hoch und hat äußerst hartes Holz. Sowie man dasselbe anschneidet, fließt ein Saft heraus, der so dick ist wie Sahne. Diesen läßt man in ein Gefäß laufen und verdünnt ihn mit heißem Wasser. So wird er zum Kaffee oder Thee genossen und Wallace fand ihn so gut wie Kuhmilch. Selbst von abgeschnittenen Zweigen, die schon wochenlang gelegen hatten, konnte man noch Milch gewinnen. Läßt man den Saft an der Luft trocknen, so wird er zu einer zähen, elastischen Substanz, die man als Leim gebrauchen kann und fester kittet als dieser. Der Baum bringt außerdem noch eine eßbare Frucht hervor, welche die Gestalt eines kleinen Apfels und äußerst saftiges Fleisch hat. Das Holz ist so hart, daß es allen Einflüssen des Wetters trotzt und daher ebenfalls zu vielen Zwecken nutzbar ist. — Wenn wir doch den Baum in Europa hätten, wie vielen Leuten wäre damit geholfen, wenn der Milchmann ihnen den Credit kündigt!

Der Congreß von Venezuela (Südamerika) hat im ganzen Bereich der Republik die Sklaverei abgeschafft und eine Entschädigung für die Pflanzer festgesetzt.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 64. Sonntag, 28. Mai 1854.

Der Pirat.

(Fortsetzung.)

Die Saalthüre flog wieder auf und herein trat ein einzelner fremder Mann. Doch bevor die Thürflügel sich hinter ihm schlossen, hatte die Gesellschaft Zeit, mehrere draußenstehende bewaffnete Gestalten zu entdecken.

Der Fremde war ein finsterblickender, nicht allzu großer Mann und, soviel der umhüllende Mantel errathen ließ, eher schlank als kräftig gebaut. Seine bleichgelben Gesichtszüge erhielten durch einen dunkeln, struppigen Bart und durch das wirr um die Schläfe hängende Haupthaar einen wilden Ausdruck.

Einen Augenblick musterte der durchdringende Blick des unheimlichen Gastes die bestürzte Versammlung, dann verbeugte er sich und sprach:

„Sennoras und Sennores werden entschuldigen, daß ich mich ungeladen hier einfinde; doch wird meine Gegenwart Sie nicht länger belästigen, als gerade nöthig ist. Da mich Niemand einführt, muß ich Ihnen selbst meinen Namen nennen, und es soll mich freuen, wenn dieser Ihnen nicht ganz unbekannt klingt, weil die Bekanntschaft damit Sie zum Voraus von der Dringlichkeit meines Anliegens überzeugen wird.... Ich heiße Rackam!" fügte er mit gehobener Stimme hinzu und hielt dann inne, gleichsam als wolle er den Eindruck beobachten, den dieser Name des gefürchtetsten und grausamsten der westindischen Piraten auf die Gesellschaft machte.

„Im Dienste der bedrängten Menschheit erscheine ich hier," fuhr der furchtbare Seeräuber-Häuptling nach einer Pause fort, „um von Ihrem Ueberflusse, edle Donnas und Dons, eine freiwillige Gabe zu verlangen für die vom Glücke minder begünstigten Brüder. Die schönen Donnas ersuche ich um die Ringe und das Geschmeide, das sie belastet und bei so vielen natürlichen Reizen leicht entbehrlich ist, und von den ritterlichen Dons erwarte ich um so bereitwilliger, durch die Kleinigkeit von Börsen und Uhren unterstützt zu werden, da es ihnen gewiß sehr unangenehm seyn würde, wenn ich andere Ueberredungsgründe geltend machen müßte, deren Anwendung die zarten Donnas erschrecken könnte."

Damit warf er wie unwillkürlich den dunkeln Mantel zurück und ließ einen mit Pistolen und Dolchen garnirten Gürtel sehen.

Dieser Anrede folgte aber ein drohendes Gemurmel; verborgen getragene Stilets und Terzerole blitzten augenblicklich in den Händen der Männer und Alles deutete darauf hin, daß man zum Widerstand, wo nicht zum Angriff auf den frechen Räuber entschlossen war.

„Ruhig! Weg mit den Waffen, Sennores!" rief bei dieser Wahrnehmung der Pirat mit einer Stimme, die geeignet war, mitten im Kanonendonner und im Sturme zu befehlen. „Keine Thorheiten, Sennores! sie möchten Euch theuer zu stehen kommen!"

Und zweimal stampfte er nun mit dem Fuße auf den Boden, und augenblicklich klirrten rings die Fenster und überall streckten sich ein paar Flintenläufe durch die zersplitterten Scheiben.

„Ihr seht, ich bin vorbereitet," fuhr der Freibeuter höhnisch lächelnd fort; „macht sich jetzt noch der mindeste Versuch zum Widerstand bemerklich, so wühlen augenblicklich die Ladungen von einigen Dutzend Carabinern in Eurer Mitte."

Diese Worte, verbunden mit den drohenden Mündungen der Gewehre, verfehlten ihre Wirkung nicht; lautlos standen die Männer, denen wohl bekannt war, mit welch unmenschlicher Grausamkeit die Piraten bei ähnlichen Ueberfällen hausten, besonders wo sie auf Widerstand gestoßen waren.

Digitized by Google

Beinahe leblos vor Entsetzen und Todesangst saßen die Frauen, und viele der jüngeren, die von der Ruchlosigkeit der Seeräuber noch mehr als den Tod zu fürchten hatten, lagen wie sterbend in den Armen der Mütter oder Verwandten, bei denen die zitternden Kinder Zuflucht suchten.

Erst als der Freibeuter den angsterfüllten Schönen zurief: „Auf Piratenwort! die reizenden Donnas sind vor jeder Beleidigung sicher, wenn sie willig die verlangten Kleinigkeiten von Schmucksachen hergeben!" da kam wieder Leben in die Erstarrten. Hastig rissen sie die Perlenschnüre aus den nachtschwarzen Haaren und die funkelnden Edelsteine vom blendenden Nacken, um sich schnell loszukaufen aus der Gewalt des furchtbaren Mannes.

Dieser setzte jetzt ein silbernes Pfeifchen, das an seinem Halse hing, an den Mund und ließ einen schrillenden Ton laut werden.

Augenblicklich erschienen zwei andere trotzigwilde Gestalten, um ringsum die Ernte von Schmuck, Börsen und Uhren einzusammeln, wozu Jedermann das Seinige bereitwillig lieferte, obgleich manche Faust sich ballte und manches Zähneknirschen der Wuth deutlich hörbar wurde.

Der Ertrag der Beute schien jedoch dem Chef der Freibeuter nicht zu genügen; er warf einen finstern Blick darauf, wandte sich dann an den alten Gouverneur und lud diesen ein, mit an Bord seines Schiffes zu kommen.

Der Gouverneur, der sehr gut wußte, daß er nur gegen ein großes Lösegeld das Raubschiff wieder verlassen dürfe, suchte diese Ehre abzulehnen, indem er sich mit seiner schwachen Gesundheit entschuldigte.

Doch all sein Protestiren half nichts; Rackam griff wieder zur Pfeife, wieder flog der schrillende Ton derselben durch den Saal, und sogleich traten sechs bewaffnete Seeräuber herein.

„Seine Herrlichkeit der Herr Gouverneur von Matanzas will uns mit einem Gegenbesuch beehren," rief Rackam diesen Leuten zu; „nehmt daher Seine Excellenz in Eure Mitte und habt Sorge, den geehrten Gast schnell und sicher an Bord zu bringen!"

Und augenblicklich umringten die Bewaffneten den alten, zitternden Mann und drängten ihn zur Thüre hinaus.

Jetzt nahm der Piratenchef auf die höflichste Weise Abschied von der Gesellschaft und verließ den Saal. Einige Sekunden später verschwanden die blitzenden Feuerrohre aus den Fensteröffnungen und alle im Saale Anwesenden athmeten wieder freier auf.

Alfonso's erste Sorge war, die verschwundene Braut aufzusuchen. Niemand wußte etwas von ihr. Erst als man später einen Neger, der gebunden und geknebelt in einer Ecke des Vorsaales lag, von seinen Fesseln befreit hatte, sagte dieser, Olivia sey in die Hände der Piraten gefallen.

Sie trat eben aus dem Saale, als die Freibeuter ins Haus drangen. Durch eine ihr rasch übergeworfene Decke wurde ihr Hilferuf erstickt, und auf den Befehl des Hauptmannes schleppten hierauf ein paar der wilden Gesellen das sich sträubende Mädchen hinweg.

Auf diese Unglückskunde eilten Alfonso und sein Schiffslieutenant in athemloser Hast nach dem Landungsplatze, um ohne Verzug das Schiff zu verfolgen. Dort war aber keine Schaluppe mehr zu sehen, und erst auf das Rufen des jungen Capitäns antworteten die Stimmen der zurückgelassenen Matrosen, die sämmtlich in einiger Entfernung vom Ufer gebunden an der Erde lagen.

Nach Aussage der Seeleute war plötzlich eine Schaar Bewaffneter, die wie dem Boden entstiegen hinter ihnen erschienen, über sie hergefallen und hatte sie nach hartnäckiger Gegenwehr übermannt und gefesselt. Kurze Zeit darauf sey dann ein weißgekleidetes Frauenzimmer herbeigebracht und in einem vorher nicht sichtbar gewesenen Boote weggeführt worden; später aber habe sich noch ein ganzer Schwarm in der hinweggenommenen Schaluppe eingeschifft und sey dann gleichfalls davongerudert.

Wie betäubt von diesem neuen Unheil stand einen Augenblick der junge Capitän; dann aber den Leuten befehlend, ihm zu folgen, wandte er sich rasch nach dem nächsten Orte, wo er hoffen durfte, ein Fischerboot zu seiner Verfügung zu erhalten. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Katakomben.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Tage stellte St. Max seinen Freund Eugen seiner Braut vor, in welcher dieser wirklich ein allerliebstes Wesen von leichtem und heiterem Benehmen fand. Sie war eine Brünette von mehr kleiner Statur und nicht geradezu schön zu nennen, hatte aber einen ausnehmend lieblichen Zug um den kleinen Mund und ihr ganzer netter Körper hatte jene Naivetät in der Bewegung,

Digitized by Google

jene fortwährende Rührigkeit und Schmiegsamkeit, welche die Pariserinnen vor allen andern Französinnen, ja vor allen Frauen der Erde auszeichnet. Es herrschte ein gewisses Etwas, das man nicht zu nennen wußte, in dem ganzen Wesen Amaliens, das ihr Alles gewogen machte, was in ihre Nähe kam.

Auch Eugen faßte bald das herzlichste Wohlwollen für dieselbe und fühlte sich behaglicher als lange zuvor in der Gesellschaft des jungen Brautpaares. Mit jedem Abend, wenn es St. Mar's Geschäfte zuließen, kamen die beiden Freunde zu Amalien und brachten mehrere Stunden in ihrer Gesellschaft zu, und nichts trübte den schönen Verein dieses Trifoliums als der Gedanke, daß das Geschick Eugen bald wieder aus ihrer Mitte reißen würde.

Mittlerweile hatte St. Mar seine neue Wohnung auf das Zweckmäßigste möblirt und eingerichtet und bezog dieselbe vorderhand allein, nur noch die Förmlichkeiten abwartend, welche nothwendigerweise jeder Verbindung und folglich auch der seinigen vorauszugehen hatten. —

Es mochten seit Eugens Ankunft in Paris bereits vierzehn Tage verflossen seyn, als St. Mar eines Abends mit diesem wieder Amalien besuchte, aber diesmal sich auffallend zerstreut benahm und trotz aller Mühe, die er sich gab, äußerlich seine gewöhnliche Ruhe zu behaupten, einer inneren Befangenheit und Aufregung nicht Meister werden konnte.

Dem scharfen Auge Amaliens entging diese Veränderung in St. Mar's Betragen nicht, doch wagte sie es nicht, ihn um die Ursache derselben zu befragen; nur Eugen erlaubte sich einige Anspielungen auf Bräutigamsfieber u. dgl., allein als er bemerkte, daß sie seinen Freund unangenehm berührten, suchte auch er das Gespräch auf einen gleichgiltigen Gegenstand zu lenken.

Früher als gewöhnlich und sichtlich unbefriedigt von ihrer Conversation trennten sich diesmal die Freunde von Amalien.

Aber auch die nächsten Abende wollte sich das Benehmen St. Mar's nicht ändern, und nun drang Amalie ernsthaft in ihn, ihr zu sagen, was in seinem Innern vorgehe, da sie die Besorgnisse und die Zweifel, in welchen sie schwebe, nicht länger in ihrer Brust verbergen könne.

St. Mar suchte anfangs auszuweichen und schob am Ende seinen Mißmuth auf ein geringes Unwohlseyn, das ihn befallen, aber sich wohl bald wieder heben würde; welcher Aeußerung indeß Amalie und Eugen wenig Glauben schenkten.

Durch die Ausflucht St. Mar's nur noch mehr beunruhigt, beschwor Erstere den Capitän mit Thränen, ihr beizustehen und ihren gegenseitigen Freund über sein Benehmen auszuforschen; allein auch dieses scheiterte: St. Mar blieb stumm wie zuvor.

Als aber St. Mar nach einigen Tagen gar nicht bei Amalien erschien und ihn auch Eugen mehrere Male vergebens in seiner Wohnung gesucht hatte, erwachten alle Schlangen der Eifersucht in ihrem Herzen.

Ein seltener Zufall sollte diese unheilbringende Flamme noch mehr in ihr anfachen.

Ein Diener Amaliens, Namens Hypolit, ein altes Erbstück des seligen Banquiers, welcher dem Weintrinken ganz absonderlich ergeben war und schon öfters von seiner Gebieterin hierüber Verweise erhalten hatte, kam wieder in einer Nacht ziemlich angestochen nach Hause, wobei er einen solchen Lärm machte, daß seine Herrin darüber erwachte.

„Um des Himmels willen, Chelie, was ist vorgefallen?“ fragte sie ihr Kammermädchen, welches in ihr Schlafgemach trat, um sie über diesen Vorfall zu beruhigen.

„Es ist nichts, Madame; Hypolit ist wieder betrunken heimgekommen und hat mit dem Portier Streit wegen des Aufschließens angefangen.“

„Der Trunkenbold!“ sagte Amalie — „man hat ihn doch zur Ruhe gebracht?“

„Es ist geschehen,“ erwiederte das Mädchen; „ha ha ha! noch muß ich lachen, wenn ich d'ran denke, was der dumme Mensch für albernes Zeug zusammenschwatzte. Er wollte durchaus Madame sprechen und behauptete, mit Herrn St. Mar in einer gemeinen Weinschenke zusammengekommen zu seyn!“

„Wie?“ fragte Amalie betroffen.

„Doch, sagte er, habe Herr St. Mar nicht seine gewöhnlichen Kleider, sondern eine schlechte Blouse angehabt.“

„Der Thor!“ versetzte Amalie mit Unwillen. „Entferne Dich und lege Dich zur Ruhe; morgen soll der Unverbesserliche für immer mein Haus verlassen.“

Kaum aber befand sich Amalie wieder allein, so erwachten in ihr alle die Zweifel wieder, welchen sich ein durch Eifersucht aufgeregtes Gemüth so leicht überläßt.

„Und wenn es doch so wäre, wenn St. Mar sich in diese Verhüllung verkappt hätte, um ein nächtliches Liebesabenteuer desto sicherer bestehen zu können! Wenn er, plötzlich von der Schön-

Digitized by Google

heit irgend eines andern Geschöpfes geblendet, dich aufgeben könnte, da du vielleicht minder schön als dasselbe! — Ich muß der Sache auf den Grund kommen," rief sie, „und komme es, wie es wolle!"

In einem qualvollen Zustande brachte die Aufgeregte die Nacht schlaflos auf ihrem Lager hin, und manche Thräne der Besorgniß netzte ihr Mousselinkissen. Als aber der Tag wieder durch die seidenen Fenstergardinen ihres Schlafgemaches schimmerte, ließ sie sich ankleiden und befahl, sogleich Hypolit zu rufen.

Nach einem scharfen Verweise über seine abermalige Trunkenheit befragte ihn Amalie mit anscheinender Kälte, was er gestern für Albernes von Herrn St. Mar gesprochen habe.

„Verzeihung, Madame!" sagte Hypolit — „ich sehe wohl ein, daß es sehr albern von mir war, was ich sagte, indem es jedenfalls ein Anderer als Herr St. Mar gewesen seyn muß, den ich gesehen habe; aber gestern hätte ich darauf geschworen, daß er es gewesen, zumal der Mann, als er meiner ansichtig wurde, seinen Filz tiefer in das Gesicht drückte und sofort die Schenke verließ."

„Enthaltet Euch in Zukunft solcher Aeußerungen über Personen, die mir nahe stehen," fuhr Amalie um nichts beruhigter fort; „für diesmal sey Euch auch Euer Betragen nochmals vergeben, aber merkt es Euch wohl, noch ein ähnlicher Auftritt, und Ihr seyd Eures Dienstes für immer entlassen.

„Wo ist die elende Taverne, in der Ihr vorgebt, Herrn St. Mar gesehen zu haben?"

„Ach," erwiederte Hypolit, „es ist eine ganz geringe, kleine, wenig besuchte Schenke im Quartier Genievre, gerade dem schwarzen, baufälligen Hause gegenüber."

„Nun geht und laßt nichts Derartiges mehr von Euch hören!" versetzte Amalie und entließ den Diener.

„Gerechter Himmel!" rief sie, als dieser das Gemach verlassen hatte — „es ist nur zu gewiß, daß er sich nicht geirrt! Ich bin betrogen, hintergangen von einem Manne, in dem ich das Glück meines Lebens zu finden glaubte. Aber ich muß Wahrheit haben, ich muß mich überzeugen, ihn seiner Treulosigkeit überführen, und dann werde ich die Welt und ihre heuchlerischen Creaturen, die nur Verrath und Untreue brüten, für immer fliehen."

An demselben Tage erschien St. Mar's Diener mit einem Briefe, in welchem sein Herr sich bei Amalien entschuldigte, wichtiger Geschäfte wegen einige Abende nicht in ihrem Salon erscheinen zu können.

Dies gab der jungen Wittwe die volle Ueberzeugung von St. Mar's Untreue, und nun war ihr Plan gemacht. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine der edelsten Frauen Berlins schied am 11. Mai aus diesem Leben, dem sie segensreich beinahe hundert Jahre angehörte. Frau Sara Levi, geborene Itzig, war eine Dame von vielseitiger Bildung des Geistes, seltenen Vorzügen des Herzens und des geselligen Umganges, und ihre Wohlhabenheit wurde von ihr zur Förderung Anderer, zur Unterstützung des Talentes und zur Linderung der Noth benutzt. Sie war am 19. Juni 1761 in Berlin geboren, also fast 93 Jahre alt geworden, die Tochter des angesehenen Oberältesten Daniel Itzig und Gattin des Banquiers Samuel Levi, nach dessen 1806 erfolgtem Tode sie sich nicht wieder verheirathete, stand mit den höchsten Personen in freundschaftlichem Verkehr und ward von Tausenden geliebt und geehrt. Viele Kunst- und Wissenschafts-Beflissene, sowie öffentliche Anstalten verlieren durch ihren Tod eine liebevolle Beschützerin.

Aus einer parlamentarischen Vorlage geht hervor, daß in den letzten sechs Monaten eilf aus englischen Häfen ausgelaufene Auswandererschiffe Schiffbruch gelitten und daß dabei 755 Menschen das Leben verloren. Eine Untersuchungscommission ist nunmehr eingesetzt, um die nöthigen Maßregeln zur Sicherung des Auswanderer-Transportes zu beantragen.

Der „Nouvelliste" meldet folgenden Unglücksfall: In Jongny (Waadtland) packte ein zum Tränken geführtes Pferd einen dreijährigen Knaben, von dem es mit einer Peitsche berührt worden, mit den Zähnen, warf ihn dann auf das Pflaster und trat ihm mit einem der Vorderhufe den Schädel ein.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 70. Sonntag, 11. Juni 1854.

Die Plünderung.

(Schluß.)

Martin stand fest. Sein Dreschflegel flog sausend durch die Luft — ein getroffenes Pferd bäumte hoch auf und sprengte mit seinem Reiter davon. Die Andern brüllten vor Wuth — im Nu war Martin niedergeritten, und nur sein treues Weib, das sich mit grellem Schreckensschrei plötzlich zwischen ihn und die Reiter warf, rettete ihn von dem augenblicklichen Tode.

Er raffte sich auf, ergriff sein Weib am Arme, zerrte es mit sich fort in die Hütte und schlug dröhnend die Thür hinter sich ins Schloß.

„Verdammter Bauer! Halunke! das sollst Du bezahlen!" schrieen die Reiter hinterher.

Im Nu war die Hälfte von ihnen aus den Sätteln — mit ihren Säbeln und Fußtritten sprengten sie die morsche Thür, die nur geringen Widerstand leisten konnte. Wild, mit zornglühenden Gesichtern drangen sie in die Hütte.

Martin warf sich vergebens ihnen entgegen. Er wurde niedergerissen, mit Füßen getreten, die Säbel zischten auf ihn herab. Ein flacher Hieb über den Kopf betäubte ihn — Marie schrie laut auf, warf sich den wüthenden Soldaten vor die Füße und flehte mit gerungenen Händen um Erbarmen.

„Nehmt Alles! Alles!" rief sie aus — „nur sein Leben schont!"

Selbst die entmenschten Herzen der wilden Krieger wurden gerührt durch den Jammer des armen Weibes. Sie ließen ab von ihrem Opfer und brachen in die Stube ein. Die verschlossenen Schränke wurden mit den Säbeln gesprengt — das morsche Holz flog in tausend Trümmern auseinander — kein Stuhl, kein Tisch, keins von den ärmlichen Möbeln wurde verschont. Aber sie fanden nur wenig, was ihre Habgier befriedigte. Wild fluchend verließen sie die Hütte, die sie in wenigen Minuten in eine wüste Trümmerstätte verwandelt hatten.

Martin war verschwunden. Marie hatte den Ohnmächtigen in einem dunkeln Verschlage vor der Wuth der Plünderer verborgen. Jetzt flog sie, schreiend, weinend, wehklagend, draußen auf dem Hofe hin und her, und mit ihr Wilhelm, ihr kleiner Knabe, der sich voll Angst und Furcht an die Kleider seiner Mutter klammerte und sein Klagegeschrei mit dem ihrigen vermischte. Eine Scene voller Schrecken und Verwirrung. Die Gänse, die Schweine, die Hühner rannten und flatterten kreischend und grunzend über den kleinen Hof und suchten das Weite. Die einzige Kuh mit dem Kälbchen wurde eben von den fluchenden Husaren, die den Stall erbrochen hatten, fortgetrieben. Kläglich brüllend schritt sie dahin. Die Plünderer, wieder hoch zu Pferde, achteten wenig auf ihr Sträuben und jagten sie mit den Säbeln vorwärts. Vergebens bat Marie um Erbarmen. Ihre flehenden Worte verhallten im Winde, wie das zornige Gebell des treuen Phylax, des zottigen Hofhundes, der die stampfenden Pferde in die Beine biß.

„Vorwärts! vorwärts!" schrieen die Husaren, und — da jagten sie hin mit Kuh und Kalb, mit Gänsen und Hühnern, mit Allem, was sie in der Geschwindigkeit hatten aufraffen können. Trostlos weinend schaute die arme Frau hinter den Räubern her.

Ein dumpfer Ruf ihres Mannes aus dem Verschlage im Hause weckte sie aus ihrer Erstarrung. Sie eilte hinein und öffnete die verschlossene Thür. Martin schwankte ihr entgegen, ein wenig bleich noch und betäubt, sonst aber heil an Kopf und Glieder. Marie fiel ihm um den Hals, indem sie ausrief:

Digitized by Google

„Gott sey Dank! Du wenigstens bist gerettet!"

„Sind sie fort, die Schurken, die Räuber?" fragte Martin mit dumpfem Grolle. „Oh! warum konnte ich sie nicht Alle niederschlagen! — Nicht wahr, arme Marie, sie haben uns Alles geraubt?"

„Alles, oder doch fast Alles!" erwiederte die Frau schluchzend — „und was sie nicht mitnehmen konnten, das haben sie zerschlagen und zertrümmert. Komm nur in die Stube und sieh' selbst."

Sie gingen hinein und ihre Augen blickten trostlos auf die Gräuel der Verwüstung. Kein Stück war ganz geblieben, Alles lag wirr durcheinander.

„Traurig! traurig!" murmelte Martin gänzlich niedergeschlagen — „das Unglück verfolgt uns — wir sind verloren! Barmherziger Gott, was haben wir verbrochen, daß deine Hand so schwer auf unserm Haupte lastet?"

„Murre nicht, lieber Mann, murre nicht wider Gott den Herrn!" entgegnete Marie still weinend — „klagen magst Du, nur nicht Dich auflehnen gegen den Höchsten. Ach, wohl ist hart, was uns getroffen; aber nur Muth! Gott hilft Denen, die ein zerschlagenes Gemüth haben — und so wird er auch uns helfen über alles Elend hinaus."

Martin schüttelte den Kopf und blickte düster auf den mit Trümmern besäeten Boden nieder. Aber plötzlich — warum flammte sein Auge so auf? warum entrang sich ein jäher Schrei seiner Brust? warum stürzte er, wie ein Tiger auf seine Beute, auf ein Stück altes, beschriebenes Papier zu, das am Boden lag?

„Herr Jesus!" jauchzte er auf — „Marie, Du hast Recht! Gott hilft Denen, die ein zerschlagenes Gemüth haben! — Sieh' doch, sieh'! die Quittung des alten Thoring! Heiland der Welt! wie kommt sie jetzt auf einmal zum Vorschein?"

Marie schaute, staunte, starrte — dann ein lauter Jubelruf auch aus ihrem Munde; dabei helle Thränen der Freude von ihren Wangen strömend.

„Das ist Gottes Finger!" rief sie laut. „Gewiß war irgend ein verborgenes Schubfach in einem der Schränke, und die Husaren mußten kommen, um es mit ihren Säbeln zu sprengen! Mann, lieber Mann, sieh', sieh'! wie wunderbar Gott die Geschicke der Menschen lenkt! Was ihnen ein großes Unglück dünkt — Er wendet es zum Heile. Freue Dich, Martin! freue Dich! Ach, ich wußt' es ja wohl: Recht mußte Recht bleiben — und siehe, mein Glaube hat mich nicht betrogen!"

Die Freude war groß, und vergessen waren Kuh und Kalb, Gänse und Hühner und alle Verluste.

Martin und seine Frau segneten die Plünderung, die ihnen den alten Wohlstand wieder bescheerte, und nicht lange, nur wenige Wochen dauerte es, so saßen sie wieder in ihrem Erbe und rechtmäßigen Eigenthume.

Nachbar Thoring aber? ... Manchen heimlichen Fluch und manche wilde Verwünschung stieß er aus, daß er die Husaren zur Plünderung nach dem Kälberhofe geschickt und so durch die eigene Hinterlist und Untreue die Wahrheit an den Tag gebracht hatte. Martin sah ihn nicht mehr hohnlächelnd über das Gatter in seinem Hofe lugen. Thoring hielt sich weislich fern und dachte grimmig und grollend über den alten Spruch nach: „Unrecht Gut gedeihet nicht."

Martin lebte noch lange als der reichste Bauer im Dorfe; er und sein Weib erfreuten sich ihres Glückes mit dankerfülltem Herzen gegen den höchsten Lenker aller menschlichen Geschicke.

Die Katakomben.

(Schluß.)

Wie im Triumphe schleppten die Gauner St. Mar, welcher nur noch unartikulirte Töne von sich zu geben vermochte, die Treppe hinauf, den Corridor entlang und sodann wieder eine zweite enge Wendeltreppe hinunter.

Amalie, welche durch das Getümmel wieder zu sich kam und St. Mar in dieser entsetzlichen Lage erblickte, raffte sich mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte auf und wankte mechanisch über die Wendeltreppe der tobenden Rotte nach.

Jetzt hatten die Gauner eine ungeheure Felsenhöhle erreicht, welche die Fackeln, die sie angezündet, nur spärlich und unsicher zu erhellen vermochten.

Mit hastigen Schritten eilten sie mit ihrem Opfer in die Tiefe der Höhle, in welcher bereits ein Raum, eben groß genug, um einen Menschen aufzunehmen, in der Wand ausgehöhlt war, und dabei lag ein Haufen Steine, neben welchen ein Speißkübel stand.

St. Mar wurde in die Blende hineingeschoben. Zwei Männer mit aufgeschürzten Hemdärmeln,

Digitized by Google

jeder eine Maurerkelle in der Hand, machten sich an die Arbeit, und wie durch Zauberkräfte trennte ihn nach wenigen Minuten eine Mauer von den Lebenden.

Amalie sank aufs Neue besinnungslos in einem Winkel der Höhle nieder.

Ein heftiges Geräusch erweckte die Ohnmächtige wieder aus ihrer Betäubung. Sie machte sich auf und blickte um sich, aber dichte Finsterniß umhüllte ihre Augen; nur aus der Ferne, und wie es schien, ober ihr, hörte sie ein gewaltiges Anschlagen.

Unbewußt, was dies bedeute, noch was da kommen würde, schleppte sich Amalie instinktartig auf der Erde nach dem Eingange hin. Jetzt flimmerte Licht durch die Lücken der Wendeltreppe herab. Säbelscheiden klirrten auf den Stufen und kurz darauf drängte sich ein Haufe Bewaffneter in die Höhle.

Einer der Ersten erblickte Amalie, ergriff sie und hob sie von der Erde auf.

„Könnt Ihr keine Auskunft geben über Herrn St. Mar?“ fragte sie der Anführer der Gendarmen.

Da kehrte das volle Bewußtseyn in Amalien zurück, all das Fürchterliche, was sich begeben hatte, zog an ihrer Seele vorüber, und mit wirren, rollenden Augen blickte sie in der Höhle umher, bis ihre Blicke auf jenen Theil der Höhle trafen, in welchem St. Mar eingemauert worden war.

„Dort! dort!“ rief Amalie und sank dann wieder ohnmächtig zusammen. Ein Soldat fing sie auf in den Armen.

Der Capitän der Gendarmen erkannte in der frisch aufgeführten Mauer, die er dort sah, und welche grell gegen die schwarze Felswand abstach, was vorgefallen seyn könne, und er befahl sofort seinen Leuten, die Mauer in Eile, jedoch mit Vorsicht, abzubrechen.

In wenigen Minuten war dies geschehen, und die Soldaten hoben St. Mar, welcher besinnungslos in der Blende lag, aus derselben heraus. Bald jedoch gelang es ihrer Sorgfalt, sowohl ihn als Amalie ins Leben zurückzurufen.

Zu erschöpft, um ihr Entzücken durch Worte ausdrücken zu können, sanken sich die Beiden in die Arme; aber die Thränen, welche ihren Wangen entrollten, zeugten von Dem, was in ihrem Innern vorging.

Nachdem sie sich wieder etwas erholt hatten, wurden sie von ihren Rettern nach St. Mar's Wohnung geleitet.

Vergebens aber durchstöberte die Gendarmerie die ganze Gaunerbehausung nebst allen Kellern, Gewölben, Höhlen und Gängen — nirgends war ein lebendes Wesen aufzufinden.

Alle hatten sich durch die Katakomben, welche mit dem Hause in Verbindung standen und deren Auswege erst nach der Hand entdeckt wurden, geflüchtet.

Jedoch fielen sämmtliche Gauner in kurzer Zeit, da ihr Hauptschlupfwinkel für sie verloren war, der Gerechtigkeit in die Hände. —

St. Mar suchte bei dem Barreau von Paris um seine Versetzung von dort nach Dijon an, welche er auch sogleich erhielt und wohin er sich mit Amalien, die er kurz nach dem geschilderten Ereignisse zum Altar führte, von seinem Freund Eugen begleitet, begab.

Mannigfaltiges.

(Ein Kunstwerk des Obermundkochs Prati.) Nach Careme's Tode, den alle Welt für den letzten vollkommenen Professor der Kochkunst erklärte, erhob sich wie ein neuer Stern Prati, Obermundkoch der Baronin James v. Rothschild, der Grafen Leon Potocki und Pozzo di Borgo, Lord Pembroke's, des Grafen Demidoff und Herrn Williams-Fopp's nach der Reihe. Im Hause der Baronin v. Rothschild hatte er die Idee, einen vierten Tafelgang zu erfinden und in Praxis zu bringen. Es war bei Gelegenheit eines, Lord Palmerston auf dem Rothschild'schen Landgut im Boulogner Holze gegebenen Diners. Man hatte abgegessen — da ward auf einmal ein neues Service angekündigt — die Gäste wurden ersucht, sitzen zu bleiben — dann erschienen in prächtiger Reihenfolge zahlreiche Schüsseln und Teller von dem funkelndsten Krystall in allen Farben, mit den erlesensten Früchten aller Art besetzt, ferner die elegantesten Karaffen und Gläser, mit den ausgesuchtesten Weinen gefüllt. Mit dem Service kam auch die Empfehlung, keine Zeit zu verlieren — Alles sey ja vergänglich! und Alles, was man vor sich sehe, sey — nur Eis! Wirklich fingen in dem mäßig von der Sonne erwärmten Saale Teller, Früchte, Karaffen und Gläser zu schmelzen an. — Bei dem Empfang Ibrahim Pascha's im Boulogner Holze ist das Kunstwerk wiederholt worden, sowie bei einigen andern Gelegenheiten. Prati ist dahin, aber seine Werke leben noch in der Erinnerung seiner Zeit-

Digitized by Google

genossen und in seinen von ihm selbst abgefaßten Vorschriften, die in ihrer Einfachheit und Klarheit das bänderreiche Vermächtniß der Küchenbibliothek seines Lehrers Careme übertreffen.

(Die Ohrfeige.) Die Sprache der Grobheit ist die Ohrfeige. Cormanz ohrfeigt den Vater des Cid; die Königin Elisabeth ohrfeigt ihren geliebten Essex; der Dey von Algier ohrfeigt den französischen Gesandten. Wahrlich, an die Ohrfeige knüpft sich ein Stück Weltgeschichte. Die Ohrfeige ist die eigentliche Manifestation der Grobheit, das Bestreben der absoluten Grobheit, mit einem Objekt in die innigste Berührung zu kommen. Die Ohrfeige ist noch ein Ausdruck jener gemeinsamen Sprache, welche die Menschheit verband, bevor sie im Lande Sinear baulustige Gedanken bekam. Eine Ohrfeige ist noch heute die deutlichste Sprache. Es gibt Personen, die keine andere Sprache reden, und es gibt Menschen, die leider keine andere Sprache verstehen. Die Ohrfeige ist in der Grobheit dasselbe, was der Kuß in der Liebe ist; nur daß man hier mit einem sanften Kuß anfängt und dort mit einer unsanften Ohrfeige aufhört. Um so gewaltiger aber in unserer Welt die Grobheit als die Liebe ist, um so schätzenswerther ist die Ohrfeige als der Kuß, vor dem sie noch die Aufrichtigkeit voraus hat: denn es gibt Judas-Küsse, aber keine ditto Ohrfeigen.

In der Pariser Münze wird im Augenblick eine Medaille auf die englisch-französisch-türkische Allianz geprägt. Der Graveur hat darauf den Kaiser Napoleon III. zwischen der Königin Viktoria und dem Sultan Abdul Medschid dargestellt, mit der Ueberschrift: „Protestantismus. Katholizismus. Islamismus. Gott schütze sie", und der Unterschrift: „Civilisation." Auf der Kehrseite sieht man Datum und Jahrzahl des Bündnisses zur Vertheidigung des osmanischen Reiches.

In Holzgau bei Füssen hat dieser Tage ein Lämmergeier ein 4 Monat altes Kind, das seine 10jährige Wärterin in dem am Hause befindlichen Wurzgärtchen allein liegen ließ, um zu einer andern kleinen Freundin zu gehen, geraubt und ist mit dem Kleinen in das Berggeklüft verschwunden. Bis jetzt hat man noch keine Spur weder von dem gefiederten Menschenräuber noch von dem armen kleinen Wesen gefunden.

(Treffende Antwort.) Kürzlich ging ein Schullehrer nach K. Vor'm Thore begegnet ihm ein Herr, den er, ohne ihn zu kennen, höflich grüßt. Der Herr dankt nicht, sondern bleibt stehen und fragt barsch: „Kennen Sie mich?" „Nein." — „Warum ziehen Sie den Hut vor mir ab?" — „Möglich, wenn ich Sie kennte, daß ich den Hut vor Ihnen nicht abgezogen." — Der Herr ging weiter und sagte kein Wort mehr.

(Militär-Ehe.) Ein Reisender, der mit einer Dame auf der Berlin-Leipziger Eisenbahn im Gespräch war, sagte unter Anderm: „Sie wissen wohl, mein Fräulein, daß man schon mehrmals beabsichtete, bei uns die Civil-Ehe einzuführen; sind Sie damit einverstanden?" — „Keineswegs," war die Antwort; „ich bin für die Militär-Ehe!"

(Selber ist der Mann.) Die Passagiere in einem Coupé unterhielten sich über Musik. Ein Herr fragte einen andern, der etwas simpel aussah: „Kennen Sie den Barbier von Sevilla?" „Nein," antwortete dieser, „ich rasire mich selbst."

Nächtliche Gondelfahrt.

Nach Thomas Moore.

Laß ruhig hier,
Mein Gondolier,
Die Fluth dein Ruder leiten,
Daß niemand sein
Als sie allein
Hör' unser Schifflein gleiten.
Ei! plauderte der Himmel, was
Sein Sternenaug' gewahrt,
Ein lustig Mährchen gäbe das
Von solcher Burschenfahrt!

Jetzt halte hier,
Mein Gondolier!
Husch, husch! verberge dich!
Ich klimm' hinan
Auf den Altan,
Du wart' indeß auf mich.
Ach! setzten wir für's Himmelreich
Halb so viel Sorgen ein
Als für die Lieb', wir könnten gleich,
Ja längst schon Engel seyn!

Auflösung des Sylben-Räthsels in № 69:

Rosenborn.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 71. Dienstag, 13. Juni 1854.

Vor den Assisen.

1.

Wenige Monate nach der ersten Rückkehr der Bourbonen, in jener Zeit, als ganz Frankreich in größter Aufregung sich befand, war die Stadt Aix in der Provence der Schauplatz einer tragischen Begebenheit, welche unter andern Umständen die ganze Bevölkerung lebhaft beschäftigt haben würde, jetzt aber, da ernstere und allgemeinere Interessen zu besprechen waren, kaum über die Grenzen der Stadt und die nächsten Provinzialblätter hinausreichte.

In einer der Straßen, welche in der Nähe des Gerichtshofes liegen, und nicht weit von den warmen Bädern, die an den Erbauer der Stadt, Cnejus Sextius, erinnern, wohnte damals Herr Renaut, Advokat und Wittwer, im kräftigsten Alter und Vater einer berühmten Schönheit, eines jungen, liebenswürdigen Mädchens von neunzehn Jahren.

Gegenüber dem Hause, in welchem Herr Renaut wohnte, lebte ein Advokat Namens des Essarts, welcher sich ungeachtet seiner Jugend durch Talent und einige glücklich geführte Prozesse einen außerordentlichen Ruf erworben hatte. Herr des Essarts sah Fräulein Julie Renaut, und trotz seiner vielen und ernsten Beschäftigungen verliebte er sich in sie. Die Würde seines Berufes machte es ihm zur Pflicht, sich wegen seiner Herzensangelegenheit an den Vater der Geliebten zu wenden. Er hoffte nicht vergebens zu gehen, denn er war reich und gut gewachsen — zwei Eigenschaften, von denen die eine dem Vater, die andere der Tochter gefallen würde. Außerdem hatte er Zutrauen zu seiner Beredsamkeit, und wer hätte besser, als er, von seiner Liebe, wer kräftiger für die eigene Sache sprechen können? Da er keine Eltern hatte, so war er ohnehin gezwungen, seine Bewerbung selbst vorzubringen.

Er ging also eines schönen Morgens zu Herrn Renaut und trug ihm sein Anliegen vor. Der Vater der Geliebten war ein einfacher und gerader Charakter, wenn auch ein wenig schüchtern.

Bei den ersten Worten des Advokaten schlug Herr Renaut die Augen nieder und nach einigem Zögern antwortete er ihm endlich:

„Ihr Antrag ehrt uns, mich sowohl wie meine Tochter, Herr des Essarts, aber ...“

„Aber was?“ versetzte der Advokat, der einen Einwand erwartete, den er leicht zu beseitigen gedachte.

„Ich habe über die Hand meiner Tochter bereits verfügt, und seyen Sie überzeugt, daß ich es herzlich bedaure, Ihren Antrag nicht annehmen zu können.“

„Mein guter Herr Renaut,“ erwiederte Herr des Essarts, „erlauben Sie mir, trotz Ihrer Weigerung zu hoffen. Sie wissen, daß ich wohlhabend bin und mich in einer glücklichen Lage befinde; allein Sie müssen wissen, daß die Liebe zu Ihrer Tochter mein ganzes Herz erfüllt und diese Weigerung mich unglücklich machen würde.... Wer ist denn mein Nebenbuhler? wer der Glückliche? Ist es erlaubt, zu fragen, zu wessen Gunsten Sie meinen Antrag von der Hand weisen?“

„Gewiß, mein Herr. Meine Tochter ist seit zehn Jahren versprochen ... sie war neun Jahre alt, als ihr Verlobter um sie anhielt.“

„Und wer ist derselbe?“

„Mein Freund Mauclair ist ihr Verlobter.“

„Mauclair!“ rief der junge Advokat aus, als er diesen Namen hörte — „dieser alte Lieferant unter dem Direktorium, der noch listiger ist, als ein Prokurator! Und Herr Mauclair ist schon ein Mann bei Jahren, er ist älter als Sie, und Sie wissen, sein Ruf ist nicht der beste!...“

„Halten Sie ein, Herr des Essarts!" rief Herr Renaut aus — „Herr Manclair ist mein Freund, ich verdanke ihm Alles, was ich besitze, und mein Wort ist verpfändet."

„Aber Sie opfern Ihre Tochter!" sagte der junge Mann mit Entrüstung.

„Herr des Essarts," sprach ruhig der Vater, „glauben Sie mir, ich würde meine Tochter nicht weniger opfern, wenn ich sie Ihnen gäbe."

„Wie verstehen Sie das?"

„Julie liebt Sie nicht."

„Ich kenne sie zu wenig," entgegnete der junge Advokat, „um mir schmeicheln zu dürfen, von ihr geliebt zu werden; aber wenn Sie mir gestatteten, mich um ihre Liebe zu bewerben, so wage ich doch zu hoffen . . ."

„Daß Sie von ihr geliebt würden?" versetzte Herr Renaut. „Nein, mein Herr, geben Sie diese Hoffnung auf!"

„Ich soll doch nicht glauben, daß sie Herrn Manclair liebt!"

„Nein, mein Herr, sie liebt ihn nicht. Aber hier lebt ein junger Mann, den Sie gewiß auch kennen; er ist ohne Vermögen, doch von guter Familie; allein ich kann ihn nicht achten . . . Herr von St. Ange nämlich . . ."

„Ich kenne Herrn von St. Ange," sagte der junge Advokat.

„Diesen liebt meine Tochter trotz meines Verbotes und trotz meiner Abneigung. Wenn Sie also glauben, daß meine Tochter geopfert werde, indem ich sie gegen ihre Neigung verheirathe, so werden Sie nicht behaupten wollen, daß sie mit Ihnen glücklich wäre. Wenn ich meine Tochter glücklich machen wollte, so müßte ich sie Herrn von St. Ange geben; Sie sind ganz außer dem Bereich des Kampfes. Glauben Sie mir aber," fügte Herr Renaut mit gesteigerter Innigkeit hinzu, „da ich hier zwischen meinem Worte stehe, das ich Herrn Manclair verpfändet habe, und zwischen der Neigung meiner Tochter, die ich nicht billigen kann, so muß ich es bedauern, nicht eine Antwort geben zu können, die mir die Ehre verschaffte, Sie zum Schwiegersohn zu haben."

Der junge Advokat verließ Herrn Renaut, weniger gereizt über die abschlägige Antwort, als betrübt über die Neigung, welcher Fräulein Julie ihr Herz zugewandt hatte.

„Sie liebt also einen Andern," sprach er zu sich selbst, „und wen? den kleinen St. Ange, der fast noch ein Kind und doch schon ganz abgelebt ist, einen Verschwender, der voller Schulden ist und mit einem schlechten Ruf in die Welt tritt."

Herr des Essarts hätte, wenn er weniger aufgeregt gewesen wäre, seiner Schilderung beifügen können, daß der, welchen man ihm vorzog, ein schöner junger Mann war und ein sehr verführerisches Aeußere hatte.

Das Herz voll Trauer, begab er sich in den Gerichtshof, zog sein Amtskleid an, trat unwillkürlich in das Zimmer, wo die zuchtpolizeilichen Fälle verhandelt wurden, und nahm Platz auf dem Sitze der Advokaten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lerche des Auswanderers.

Manchem hat es wohl schon wie ein Messer durch das Herz geschnitten, wenn er zum letzten Male an den Marken seiner Heimath stand und noch einmal zurückschaute auf das Land seiner Kinderspiele, seines Jugendhoffens, wo eine ganze Welt hinter ihm versank. Wie der Tod, das Verscheiden, nichts anderes als eine weite Reise ist, so ist ein solches Scheiden auch eine Art von Sterben. Das mochten Patterson und sein Weib jetzt fühlen, als sie an Bord eines nach Quebeck segelnden Handelsschiffes traten.

Es war ein armer Schuhmacher im reichen London. Nichts wollte ihm glücken. Kunden mangelten, die Kosten in der großen Stadt für Unterhalt ließen sich nicht mehr erschwingen — es ging immer mehr zurück. Man schrieb damals 1834.

„Elisabeth," sagte der Mann, „willst Du mir folgen, auch über das Meer, auch wenn wir bis in Canada unser Glück suchen müßten?"

Sie nickte mit dem Kopfe und sah ihn lange und fest an aus ihren klaren blauen Augen — darin stand zu lesen:

„Henry, da wo Du bist, bin ich überall daheim."

Die schmale Baarschaft, die gerade ausreichte, um die Ueberfahrt zu zahlen, war schnell zusammengerafft. Leicht geht der Arme auf die Wanderschaft im Leben und aus dem Leben. Er hat nicht Viele, die ihm den Scheidegruß nachrufen. Aber wer es thut, der thut es aus voller Seele.

Der Schuhmacher ließ Einen Freund zurück unter so vielen hunderttausend Menschen, einen trauten Freund, etwas minder arm als der ehrliche Meister, einen Vogelfänger, Charles Nash

Digitized by Google

geheißen, allen Liebhabern von Vögeln in der Themsestadt wohlbekannt.

„Wenn der Henry durchaus fort muß," meinte Freund Nash, „wenn ich nicht mit ihm kann, so soll er doch nicht allein seyn in dem fremden Welttheile, soll Etwas von mir mitnehmen — mein Liebstes, das ich weiß. Die beste Lerche Alt-Englands muß es seyn."

Er mustert sein Vogelhaus. Keine ist ihm gut genug. Da macht er sich auf, um draußen auf dem Lande sein Wundervöglein aufzuspüren. Glückselig kommt er mit der Beute zurück. Er eilt an das Pförtchen des Schuhmachers. Aber da hilft kein Klopfen. Es bleibt verschlossen und stumm. Eben ging das Schiff unter Segel. Nash läßt sich nicht irre machen, steigt in ein Boot und trifft ihn bei Gravesand.

Patterson und seine Elisabeth standen auf dem Verdeck unter vielen Familien von Auswanderern, unter Männern, Frauen, Greisen, Kindern — Kinder, die noch kaum Zeit gehabt hatten, auf dieser Halbkugel die Sonne zu sehen und die Luft einzuathmen; Greise, die kaum noch Zeit haben konnten, auf der andern Halbkugel die Sonne zu sehen und die Luft zu schlürfen. Rings lauter hoffende oder verzweifelnde Gesichter. Henry und sein Weib schauten zum letzten Male hinüber nach der für immer verlassenen Küste, dem grünen Eilande, nach ihrer Wiege, welche die Wellen des Meeres zu schaukeln schienen.

„Fahr' wohl! du heißt doch Vaterland, und hast nicht ein Fleckchen für uns, nicht eine Stelle, wo wir rasten können! Du heißt doch Vaterland, und wir müssen über die See, um die Scholle zu finden, wo wir im Leben und Sterben unser Haupt hinlegen dürfen! Aber die Erde ist ja überall Gottes, also überall Vaterland."

In diesem Augenblick kam das kleine Boot, das Nash gemiethet, an das Schiff heran.

„Henry!" schreit er hinauf und steigt einige Stufen an der Schiffstreppe empor — „Henry! ich bringe Dir einen Vogel, einen rechten Sänger; er wird hoffentlich auf dem Meer' die Stimme nicht verlieren!"

Patterson klettert die Treppe hinab, streckt den Arm aus und nimmt die Lerche. Zwei große Thränen rollen ihm über das bleiche Gesicht und er stammelt:

„Dank, Dank! Fahr' wohl!"

„Fahr' wohl!" sagt der Freund, steigt in das Boot und rudert zurück.

Elisabeth winkt mit ihrem weißen Tuche, bis das Schifflein, das die einzige treue Seele für dieses Leben entführt, verschwunden ist, der letzte schwarze Punkt am Horizont.

„Wir wollen sie „Charlotte" heißen," sagte Patterson, „zu Ehren meines treuen Charles."

Wie ein Kleinod tragen sie das Vögelein über die Fluth. Es ist ihnen die Heimath auf der Wasserwüste, ist ihnen eine Hoffnung — der Vogel des Morgens, der Zukunft, der mit seinen hellen Wirbeln hoch im Himmelblau die Tagwache schlägt. Sonst erhob sie sich mit glänzenden Schwingen in den Aether — jetzt schiffte sie an einem Menschenherzen über das unbekannte, wallende Meer, das in seinem friedlichen Azurspiegel wie ein anderer Himmel sich hinbreitet.

Aber schon hat der Sturm sich aufgemacht. Mit seinen mächtigen schwarzen Riesenflügeln jagt er das arme Schiff, das mit so viel Menschenfreude und Jammer beladen ist. Es strandet im St. Lorenzbusen. Die Schiffbrüchigen müssen sich durch Schwimmen retten. Auch Patterson kam so ans Land, mit allen seinen Lieben, mit seiner Elisabeth, mit der kleinen gefiederten Charlotte — sein Weib trug er im Arme, die Lerche hatte er dadurch am Leben erhalten, daß er sie in einem alten Strumpfe zu bergen gewußt. — Nichts war ihm geblieben von seiner kleinen Habe.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber Schreiner's Erfindung — Vervielfältigung von Oelgemälden —, worüber die „Pfälz. Blätter" bereits berichteten, bringt die „N. M. Z." folgende Nachricht: „Es ist schon früher einer Erfindung unsers rühmlichst bekannten Mitbürgers, des Lithographen Hrn. Schreiner, Erwähnung geschehen, die für die Vervielfältigung kostbarer, nur einzelnen sehr vermöglichen Personen zugänglicher Kunstwerke der Oelmalerei einerseits, und zur Verdrängung schlechter fabrikmäßig gehudelter Bilder, und hiedurch zur Hebung und Veredlung des Geschmackes auch in den niedrigen Volksklassen anderseits, von unberechenbarer Tragweite ist. Wir meinen damit die von Hrn. Schreiner gemachte Erfindung, mittelst der drei einfachen Farben blau, roth und gelb jedes Oelgemälde in größter Treue durch lithographischen Oeldruck wiederzugeben. Drei Jahre anstrengendster Arbeit haben nun diese Erfindung zu einer so vollendeten Ausbildung gebracht, daß Hr. Schreiner in der That Ausge-

Digitized by Google

zeichnetes liefert. Alle Farben erscheinen auf diesen Copien in vollkommener Sättigung und feinster Nuancirung, so daß selbst ein geübtes Auge beim ersten Anblicke ein Originalgemälde vor sich zu haben glaubt, und sich erst überzeugen muß, daß einzelne Partien des Abdruckes nicht mit erst später aufgesetzter Farbe behandelt sind. Wir können auf diese von unserm Landsmanne gemachte Erfindung mit Recht stolz seyn: sie wird sich rasch Bahn brechen, denn durch sie und durch die Wohlfeilheit, mit welcher Hr. Schreiner die einzelnen Abdrücke abzulassen im Stande ist, wird es nun jedem auch nur einigermaßen Bemittelten möglich, seine Wohnung mit wirklich guten Bildern zu schmücken, und namentlich können wir nicht umhin, die Kirchenverwaltungen auf dem Lande aufmerksam zu machen darauf, daß sie für sehr wenig Kosten ihren Kirchen den herrlichsten Schmuck zur Auferbauung ihrer Gemeinden verschaffen können; ein Umstand, der wohl in Betracht zu ziehen ist, wenn man in den meisten Landkirchen die dort vorhandenen Gemälde betrachtet, welche zum großen Theile ihrem eigentlichen Zwecke geradezu widersprechend erscheinen. Wie wir vernehmen, wird Hr. Schreiner einige Proben dieser seiner Erfindung bei der bevorstehenden großen allgemein deutschen Industrieausstellung zur Ausstellung bringen und wir zweifeln nicht daran, daß sie die vollste Anerkennung aller Beschauer finden werden. Es ist schon vor einiger Zeit in den deutschen Blättern ein von Hrn. Schreiner verfertigter Christuskopf als ein Meisterwerk dieser Art besprochen worden; allein wir haben nun Gelegenheit gehabt, auch eine Madonna zu sehen, welche in jüngster Zeit aus dem Atelier des Hrn. Schreiner hervorgegangen ist, und die im Zusammenhalte mit jenem Blatte noch einen weiteren außerordentlichen Fortschritt in der Erfindung des Hrn. Schreiner nach allen Beziehungen aufweist, so daß in diesem Kunstzweige schwerlich etwas Besseres zu Tage gefördert werden dürfte. Letzteres Bild ist aus der Hand des Hrn. Eduard Schreiner, ältesten Sohnes des Erfinders, hervorgegangen."

(Verbesserte Lichtbilder.) Die „Presse" berichtet aus Wien: „Seit der wunderbaren Entdeckung Daguerre's wurden auf dem Gebiete der Daguerreotypie und Photographie mit jedem Jahre mannigfache Fortschritte gemacht. Unter diesen Verbesserungen scheinen uns die nach einem ganz neuen Verfahren von dem hiesigen Photographen Hrn. Bernhard Friedmann im Müller'schen Gebäude in der Adlergasse erzeugten Portraits, welche er Tachytypien nennt und die in der nächsten Zukunft noch einer großen Vervollkommnung fähig seyn dürften, eine besondere Aufmerksamkeit des Publikums zu verdienen. Die bei dieser Methode erreichten Vortheile sind wesentlich. Bisher konnten nämlich Daguerreotypen nur auf Metallplatten dargestellt werden, welche sowohl durch die schwierige Manipulation der Vorbereitung, als durch ihre geringe Haltbarkeit, sowie durch die unangenehme Spiegelung, wobei der Beschauende den günstigen Standpunkt erst mühsam aufsuchen mußte, Vieles zu wünschen übrig ließen. Durch das System des Hrn. Friedmann aber werden jetzt Daguerreotypen auf jedem glatten Materiale und in jeder beliebigen Größe ermöglicht. Sie sind unvertilgbar, können jeden Augenblick vollständig geputzt werden, und die im Nu bewerkstelligte Zeichnung gewährt den überraschend momentanen Ausdruck der unter den Focus gebrachten Persönlichkeit. Ein anderer Vorzug dieser Bilder besteht darin, daß sie nicht wie bisher verkehrt, sondern stets in der naturgetreuen Stellung des portraitirten Kopfes erscheinen. Durch die ungemein schnelle, nur drei bis acht Sekunden währende Sitzungszeit empfiehlt sich diese Methode besonders für nervenschwache Personen oder Kinder, denen es schwer fällt, länger still zu halten. Hr. Friedmann, dessen photographische Portraits sich wegen ihrer geschmackvollen Auffassung und lebendigen Ausführung bereits des allgemeinsten Beifalls erfreuen, gedenkt seine neuen Tachytypien, für deren Patentirung in Oesterreich, Frankreich und dem Zollvereine er vor Kurzem die geeigneten Schritte einleitete, auf der nächstens zu München Platz greifenden Exposition deutscher Nationalindustrie auszustellen."

Gemeinnütziges.

Um Bäume von Insekten zu reinigen, koche man 3 Pfund schlechten Tabak und $^1/_2$ Pfund Ruß in einem Eimer Wasser, das nach dem Erkalten vom Bodensatz abgeschüttet, einen Zusatz von starkem Leimwasser erhält, womit man die Bäume bei trockenen Tagen bestreicht.

Um Maulwürfe aus werthvollen Beeten zu vertreiben, lege man mit Steinöl getränkte Läppchen in die Gänge, sie fliehen dann den Ort weithin.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 72. Freitag, 16. Juni 1854.

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

2.

Im Polizeigerichts-Saale, wohin sich der junge Advokat begeben, saß auf der Bank der Angeklagten ein Mann von mittleren Jahren, kleiner, untersetzter Statur; sein Haar war schwarz und struppig, sein Blick wild und spöttisch — er schien die menschliche Gerechtigkeit mit Hohn herauszufordern.

„Wie heißen Sie?" fragte der Präsident den Angeklagten.

„Gaetano, Gaetano di Torro," antwortete der Angeklagte.

„Ihr Alter?"

„Vierzig Jahre."

„Wo geboren?"

„In Genua — Genova la Superba."

„Wer ist Ihr Vertheidiger?"

„Ich habe keinen."

„Wir werden Ihnen einen von Amtswegen geben. Und Ihr Stand?"

„Matrose auf dem Schiffe Santa Maria Purissima."

Der Präsident bat Herrn des Essarts, dem Angeklagten zur Seite zu stehen, und dieser, der froh war, eine Gelegenheit zu finden, welche ihn veranlaßte, seine Gedanken auf einen andern Gegenstand zu richten, nahm den Antrag mit Vergnügen an und bat nur um die Erlaubniß, sich vorher mit dem Angeklagten eine Viertelstunde zu besprechen. Nachdem ihm dies gewährt worden, trat er mit Gaetano in ein anstoßendes Zimmer.

Er fand in demselben einen äußerst erbitterten Menschen — er knirschte mit den Zähnen und schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn.

„Die Canaillen!" sagte der Genueser — „sie werden mich verdammen! mich, Gaetano!"

„Mein Freund," sagte des Essarts zu ihm, „die Männer, welche Sie richten sollen, sind Ehrenmänner, rechtschaffene, achtungswerthe Leute. Sagen Sie mir, um was es sich handelt, und wenn Sie unschuldig sind, haben Sie nichts zu befürchten."

Einige Tage vorher hatte man im Parterre des Theaters einem Einwohner von Aix eine goldene Uhr gestohlen. Der Bestohlene hatte gleich Lärm gemacht, die Wache eilte herbei und arretirte Gaetano, der ihr verdächtig vorkam.

„Nun, Herr Advokat," sagte der Genueser, nachdem er diese Geschichte ausführlich erzählt hatte, „ich bin ein großer Sünder und man könnte mir mancherlei vorwerfen, aber ich schwöre es bei der Madonna, bei der Santa Maria Purissima, der Beschützerin des Schiffes, auf welchem ich Matrose gewesen, daß ich dieses Mal ganz unschuldig bin!"

„Aber Ihr waret in der Nähe der Person, welcher man die Uhr gestohlen hat?" fragte Herr des Essarts.

„Ja, das war ich, und habe auch den Dieb gesehen."

„Und kennt Ihr ihn?"

Gaetano bejahte dies und blieb darauf stehen, daß er nur zufällig Zeuge des Diebstahls gewesen, also durchaus nicht mitschuldig sey.

„Nun," sagte der Advokat, „so nennt den Schuldigen, und es wird ein Leichtes seyn, Eure Unschuld zu beweisen. Es ist überdies Eure Pflicht, den Schuldigen zu nennen."

Der Genueser knirschte mit den Zähnen, wie es seine Gewohnheit zu seyn schien, ballte die Faust und sprang einen Schritt zurück.

„Ich," rief er, „ich soll mich entehren, ich soll einen armen Kerl in die Gewalt jener Leute

Digitized by Google

werfen . . . niemals! Sie kennen Gaetano nicht, Herr Advokat. Ich mache mir nichts daraus, wenn es seyn muß, mit dem Dolch in der Hand ... Sie verstehen; aber denunziren ... niemals! ich bin ein ehrlicher Mann!"

Des Essarts bewunderte diese eigenthümliche Ehrenhaftigkeit eines Mannes, der wahrscheinlich vor selbst größeren Verbrechen nicht zurückbebte; da er den Angeklagten aber in Hinsicht der gestohlenen Uhr für unschuldig hielt, beruhigte er ihn, indem er ihm versprach, alle seine Kräfte aufzubieten, um seine Unschuld vor den Richtern zu beweisen.

Der Advokat erschien mit seinem Clienten vor dem Tribunal, und da er fühlte, daß Gaetano durch eine Verurtheilung um so unglücklicher werden müsse, als er unschuldig war, und er überdies die Ueberzeugung von seiner Unschuld hatte, sprach er dafür mit hinreißender Begeisterung, und da gegen den Angeklagten kein Beweis vorlag, ward derselbe auch wirklich freigesprochen.

Als Gaetano hörte, daß er unschuldig erklärt ward, als er sich frei sah, da veränderten sich seine Züge und glänzten in wilder Schönheit. Er streckte seine Hände gegen die Richter aus und rief ihnen zu:

„Ja, Ihr seyd Ehrenmänner und brave Richter! Der heilige Geist hat Euch erleuchtet und wird Euch immer beschützen, Euch, Eure Kinder und Kindeskinder!"

Und zum Advokaten sagte er:

„Wir sehen uns wieder, gewiß, wir werden uns sehen!"

Dann zog er einen Rosenkranz aus der Tasche, küßte ihn mit Inbrunst und entfernte sich eiligst.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lerche des Auswanderers.

(Schluß.)

Unser treues Kleeblatt erreichte das Städtlein Toronto. Bald brachte es der fleißige Schuhmacher so weit, daß er an der Ecke der Königsstraße eine Bude miethen konnte, welche zwar nicht groß, aber die erste und besuchteste war. Sie lag gegen Mittag. Patterson schlug einen Nagel in die Vorderseite, und allmorgendlich, bevor er sich auf sein Bänkchen an das Tagewerk setzte, hing er ganz sorgsam an diesen Nagel einen bescheidenen Käfig, mit Eisendrahtgitter und Decke von Eichenholz. So oft der Meister es sich verschaffen konnte, legte er ein Schöllchen Erde mit etwas Gras hinein. Da hatte die Lerche freilich nur kargen Raum, konnte blos von ihrem Stänglein auf den Boden und von da wieder auf jenes hüpfen. Sie that dies auch stundenlang, hüpfte gar fröhlich auf und ab, tauchte zuweilen den Schnabel in das Näpfchen voll frischen Wassers, sprang auf ihren Sitz zurück und streckte den Kopf zu Himmel und Sonne empor, welche durch das Gitter glänzten. Da kam wohl ein Sehnen über sie, ein Heimweh nach den reinen, freien Lüften, in die sich sonst die kleine Sängerin jubelnd schwang, im Frühlichte sich badend, wenn es kaum noch die höchsten Berggipfel röthete. Und nun streckte sie den Hals aus und ließ unter leisem Beben der Schwingen das Lied ertönen, das den jungen Tag begrüßt. Wenn er auch auf einer andern Erdseite erwacht, sie kennt ihn doch, sie liebt ihn doch, die kleine Choristin des Lenzes; streut ihm ihre Melodieen entgegen, von denen die Wälder Canada's nichts wissen, denn es fehlt ihnen an gesangreichen Kehlen. Die dortigen Vögel, in Gefieder von brennender Farbenpracht gekleidet, sind, wie alle sehr geputzten Leute, stumm oder leer plaudernd. Die Natur in Amerika kennt jene Harmonieen nicht; man möchte sagen: es wird ihr nicht wohl oder wehe genug, um singen zu müssen.

Unserer Lerche aber war es wohl und weh, und wohl und weh war auch bei ihrem Sange den Auswanderern. Nur wer fern vom Vaterlande, durch Meer von ihm getrennt, einsam in der Fremde geweint hat, kann fühlen, „wie das Lerchenlied in die Herzen drang, die bei seinem Schmettern wieder auf der heimischen Flur zu seyn glaubten, bei dem väterlichen Kirchthurme, den Gestalten verlassener Jugendgenossen, den trauten Bäumen, den selbstgepflegten Blumen." Wie oft haben Elisabeth und Henry den guten Nash gesegnet! die Lerche war all ihr Trost. Sie war ihnen aber auch ein Schatz an zeitlichem Gute. Jung und Alt, Reich und Arm strömte an die Bude, um dem Wunderdinge zu lauschen. Männer und Frauen, zu Pferde und zu Fuß, Geschäftsleute und Müßiggänger, sogar wer frühstücken gehen oder Geld erheben wollte, blieb, wie von einem geheimen Zauber gefesselt, vor dem unscheinbaren Käfige stehen. Das Vögelein versah dankbar seinen Meister überflüssig mit Kundschaft. — Hat Pathe Nash nun das Rechte getroffen? Der Arme gibt immer hundertfach, weil er mit dem Herzen gibt. Das

Digitized by Google

Liebesgeschenk der Demuth führt vom Himmel ganz besondern Segen mit, denn es ist ein sichtbar gewordenes Gebet.

Selbst der Gouverneur ließ seinen Wagen an der Straßenecke halten, weil Amt und Würde ihm doch nicht recht gestatteten, sich unter die bunten Haufen der Zuhörer zu mischen. Unter ihnen nahte auch der Versucher unserem wackern Schuhmacher. Dreimal bot man ihm glänzende Summen für den Verkauf seiner Kammersängerin Charlotte, und dreimal wies Patterson, während er den Klopfer auf das Oberleder fallen ließ, mit beiden Armen seinen gewichsten Faden kräftig auszog, das lockende Geld zurück, das er gar wohl hätte brauchen können.

Seine Elisabeth sah ihm dafür noch einmal so freundlich ins Gesicht. Sie wollte lieber ihr Vögelein als volle Kisten und Schränke haben. Die Lerche gehörte nun einmal zur Familie. „Sie ist unser Kind," sagte der Mann; „auch haben wir durch sie unsere Heimath wieder." Und die Frau setzte hinzu: „Wer ein Geschenk von treuer Hand freiwillig weggibt, der begibt sich seines Segens."

Aber an einem trüben Oktobertage 1837 sah man die Laden der Bude zu ungewohnter Stunde geschlossen, und die Leute wunderten sich, daß der fleißige Schuster heute so früh Feierabend machte. Ja, der Meister ruhte von seinem Tagewerk. Da lag er bleich und blutig hingestreckt, der sanfte, friedliebende Henry. Ein ungeschickter Jäger hatte mit einem aus Versehen losgegangenen Flintenschusse ihn getödtet. Der arme Auswanderer war nun in sein Vaterhaus heimgekehrt. Der Morgengesang seiner Lerche im letzten Frühlinge war Patterson's Abendlied geworden. Elisabeth faltete die starren Hände und drückte einen letzten Kuß auf die kalte Stirn. Sie war nun nirgend mehr daheim auf dem ganzen großen Erdball, seit ihr Henry fort. Fort ohne sie, und sie ist ihm doch über das Weltmeer gefolgt! Ihr kam es oft vor, als sey er nur nach Europa gegangen, und sie müßte ihm nach, und könne ihn in England wieder finden, in der elenden, schwarzgeräucherten Bude, wo sie doch so glückliche Tage gelebt; denn sie meinte jetzt, es hätte ihr nie etwas gefehlt, so lange Henry nur bei ihr gewesen, und es werde ihr nimmermehr wohl werden, seit er nicht mehr da. — Sie wollte den lieben Schlafenden so gut als möglich in die Erde betten. Das verschlang den letzten Pfenning. So hilflos und schwach blieb die Wittwe zurück, daß sie, um nicht sammt ihrem Vögelein zu verhungern, sich von ihm trennen mußte. Elisabeth hatte jetzt Nichts mehr zu verlieren. Sie war an einem ganz andern Heimweh krank, als früher — ihr Henry hatte das treue Herz bald nachgeholt.

Der Gouverneur Sir Heade kaufte die Lerche. Drei Monate lang war sie bei ihm, ohne daß er auch nur einen Ton von ihr vernahm. Trauerte sie um ihre Herren. „Charlotte ist wohl in Amerika Republikanerin geworden, weil sie bei mir nicht singen will!" scherzte der Gouverneur. — Als er Canada verließ, schenkte er sie einem alten Diener, der ihn begleitet hatte und nicht reicher war als Patterson. Die Lerche schien nun einmal ihre göttliche Mission, die Seelen der Armen zu erquicken und zu erheben, recht eigentlich bethätigen zu wollen. Kaum sah sich das Vögelein wieder in einem bescheidenen Raume, in dem an einem Nagel hängenden Käfig, unter schlichtem Hausgeräthe fleißiger, frommer Menschen, so brach es sein Schweigen. Von Neuem tönte die silberhelle Stimme. Ganz Toronto bewunderte seinen Liebling, dessen Lied noch während der Herrschaft von zwei Nachfolgern des Gouverneurs erklang. Zuletzt schlug aber auch der Lerche das Stündlein. Sie verstummte — ihr trost- und gesangreiches Leben endete. Orris, der letzte Besitzer unserer Charlotte, schickte ihr Schnäblein, dem einst so süße Melodieen entströmten, ihr Gefieder und ihre kleinen Krallen nach England an Sir Heade, der die Reste der Sängerin einem mit dem Ausstopfen der Vögel für das britische Museum beauftragten Künstler vertraute. Die kleine Feldlerche erstand noch einmal. Sie hat wiederholt den Ozean durchschifft. Von dem Kleeblatt, das zusammen das Vaterland verließ, kehrt sie allein dahin zurück. Da habt Ihr sie wieder in ihrer frühesten Heimath, in ihrer gewohnten Stellung: den Hals gewendet, das Auge glänzend, die Schwingen gesenkt, wie das Volk zu Toronto in Neu-England sie einst bewunderte. Hinter ihren Glaskäfig, ihr letztes Haus, schrieb der Gouverneur mit eigener Hand auf einen Papierstreifen:

„Diese Lerche, die ein britischer Auswanderer mit nach Canada nahm, litt Schiffbruch im St. Lorenzbusen, und starb, nachdem sie durch ihr Talent neun Jahre die Wonne von Toronto war, in dieser Stadt, den 14. März 1843, allgemein betrauert." —

Es ist kein Leben so klein, daß es nicht viele Freude und Segen zu streuen vermöchte.

Mannigfaltiges.

Der „Voss. Ztg." wird unterm 24. Mai aus Lyon geschrieben: „Der „Courrier de Lyon" enthält einen Brief aus Constantinopel, woraus folgende Stelle zum mindesten eine artige Erfindung gibt: Es scheint, daß man selbst im Generalstabe der russischen Armeen sich unter Freunden erlaubt, über die siegreichen Bulletins der Generale zu scherzen; besonders ist es der Fürst Menczikoff, welcher seine hohe, ihm Ungestraftheit sichernde Stellung an der Spitze der altrussischen Partei mißbraucht, um sich öffentlich mit unbarmherziger Laune über seinen Collegen Gortschakoff lustig zu machen. Es war zu Sebastopol, wo er die ganze russische Flotte des schwarzen Meeres commandirt — ein Commando, welches die Gegenwart der alliirten Escadres zu einer wahren Sinecure macht. Seine gezwungene Unthätigkeit hat seinen ohnehin gallichten Charakter noch mehr versäuert und die Prahlereien Gortschakoff's steigern seine Erbitterung. Eines Morgens, als die Offiziere die gewöhnliche und pflichtmäßige Aufwartung zu machen kommen, sind sie sehr erstaunt, ihren Groß-Admiral noch im Schlafrock zu finden. Sie erkundigen sich angelegentlichst nach seiner Gesundheit. — Nein, erwiedert Menczikoff, ich bin keineswegs krank; aber mich beschäftigt ein geheimnißvoller Traum, der mich stört und den ich Ihnen durchaus mittheilen muß. Ich träumte, daß ich im Vorzimmer des Paradieses war, als es an die Pforte klopfte. — Wer ist da? fragte Petrus. — Wir sind 600 Franzosen. — Wo kommt Ihr her? — Wir wurden in einem Kampfe in Afrika getödtet. — Wartet einen Augenblick, damit ich mich zuvor von der Wahrheit überzeuge. Der h. Pförtner durchblättert den Moniteur, vergewissert sich, daß die angegebene Zahl richtig ist, zieht den Riegel zurück und meint zu den Troupiers: Ihr seyd zwar keine besonders gute Christen, aber was schadet's! immer herein, weil Ihr nicht gelogen habt. — Abermals pocht man an die Pforte. Wer da? — Wir sind 900 von den Shiks in Ostindien getödtete Engländer. Und Petrus vergleicht die Zahl mit den offiziellen Rapporten der Regierung, öffnet dann den Rothröcken die Thür und ruft: Immer näher! Ihr seyd zwar nicht viel werth, aber die Rechnung stimmt. — Und zum dritten Male klopft es an die Pforte. — Was ist denn das für ein Spektakel? fragte Petrus. — Wir sind 1200 Russen. — Schön, meine Kinder; und welcher Wind hat Euch denn hergeblasen? — Wir kommen von den Ufern der Donau, wo wir für den heiligen orthodoxen Glauben von den Heiden erschlagen wurden. — Das ist ja prächtig! aber einen Augenblick Geduld, ich muß meine Papiere consultiren. — Und alsbald durchstöbert er eifrig die letzten Nummern der offiziellen Petersburger Zeitung, schlägt auf einmal jedoch zornig das Buch zu und schreit durch's Schlüsselloch: Geht zum ...! Ihr abscheulichen Windbeutel! Haltet Ihr mich für einen Dummkopf? Ihr wollt 1200 Mann stark in das Paradies eingehen, und aus dem Bulletin Gortschakoff's ersehe ich, daß Ihr nur zwei Todte gehabt habt. Fort mit Euch, oder ich lasse den Cerberus los."

(Blut als Nahrungsmittel.) Nach den genauesten Zerlegungen der Chemiker, z. B. Bökmann's ist das Fleisch nichts anderes, als fest gewordenes Blut. Getrocknetes Blut und getrocknetes Fleisch haben genau dieselben Bestandtheile. Dies zeigt, daß das Vorurtheil, welches gegen das Blut als Nahrungsmittel herrscht, keinen wissenschaftlichen Grund hat, und die Engländer, welche das Blut im Fleisch lassen, dadurch jedenfalls den Nahrungswerth desselben bedeutend erhöhen. Wo man das Blut nicht als Nahrungsmittel benützt, sollte man es wenigstens sogleich mit Mehl zusammenkneten und zu Kuchen machen, die ein ausgezeichnetes Mästungsmittel für Schweine abgeben könnten. Auch zur Herstellung des in neuerer Zeit so in Aufnahme gekommenen Fleischzwiebacks wird es sich eignen.

(Mittel gegen die Fliegen.) 3 Unzen Lorbeeröl, vermischt mit etwas Bergamottöl, wird in den Gemächern, worin sich diese lästigen Thierchen befinden, aufgestellt.

Die letzte Zählung der Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika gibt den gegenwärtigen Stand auf 25,647,000 Seelen an.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 73 Sonntag, 18. Juni 1854.

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

3.

Der Advokat reiste nach einem Landhaus ab, das er in der Nähe der Stadt besaß. Die Einsamkeit ließ ihm den Stand des Junggesellen noch unleidlicher erscheinen, und er dachte ernstlich daran, sich zu verheirathen. Er war jung und von angenehmem Aeußern, dabei wohlhabend und geachtet, und so konnte es ihm nicht schwer werden, eine passende Ehehälfte zu finden. Er dachte — da er auf den Gegenstand seiner bisherigen Neigung verzichten mußte —. an eine junge Wittwe, mit der er oft in Gesellschaften zusammengetroffen war, und er hatte Gründe, zu glauben, daß er ihr nicht mißfalle. Nachdem er noch einige Tage darüber nachgedacht hatte, entschloß er sich, um die Hand der Wittwe anzuhalten.

Er kam nach Aix zurück, und zwar mit leichterem Herzen, als er die Stadt verlassen hatte, wie ein Mann, der sich kräftig gehoben fühlt, weil er eine gefährliche Leidenschaft bekämpft hat und nun ganz ruhig geworden ist.

Als er in seinem Hause ankam, trat ihm sein Diener ganz bestürzt entgegen und sagte ihm, daß Herr Renaut am letzten Tage wohl zwanzigmal nach ihm gefragt habe.

„Und warum? was will er von mir?"

„Ei wissen Sie denn Nichts?"

„Was denn?"

„Die junge Madame Mauclair hat ihren Gemahl ermordet."

„Julie Renaut?" rief der Advokat aus.

„Ja, sie sitzt im Gefängniß."

Des Essarts begab sich in größter Eile zu seinem Nachbar, Herrn Renaut.

Wenn man mit einem glücklichen Menschen zusammengetroffen ist, wenn man eine fröhliche, ruhige Familie besuchte, und man begegnet dann demselben Manne, tritt in dasselbe Haus, nachdem ein Unglück es plötzlich getroffen, so ist man erstaunt über die Veränderung, welche dieselben Gegenstände erlitten haben. Der Mensch hat nicht mehr dasselbe Gesicht, die Mauern haben nicht mehr denselben Anblick. Und solchen Eindruck erfuhr Herr des Essarts, als er in das Haus seines Nachbars trat.

„Ich habe die Schuld, ich allein!" rief ihm Herr Renaut entgegen — „warum habe ich Ihren Antrag nicht angenommen!... Der Himmel hatte mir eine so gute Gelegenheit geboten, meine Tochter zu verheirathen, und ich habe sie zurückgewiesen. Jetzt erleide ich die Strafe dafür!"

„Es ist also wahr, was ich erfahren habe?" fragte Herr des Essarts den betrübten Vater.

Herr Renaut zögerte einige Augenblicke, dann sprach er mit tiefer Betrübniß:

„Ich habe meine Tochter nicht gesehen."

„Sie ist angeklagt," sagte der junge Advokat, „und wenn ich den Grund Ihrer Besuche errathe, so beauftragen Sie mich mit ihrer Vertheidigung."

„So ist mein Gedanke."

„Meine Hilfe soll Ihnen nicht fehlen. Allein bis jetzt kenne ich die einzelnen Umstände des Ereignisses noch gar nicht. Ich weiß nur, daß Mauclair ermordet ward. Wollen Sie mir das Nähere mittheilen."

Der Vater konnte Herrn des Essarts nur Das sagen, was die ganze Stadt wußte.

Eines Morgens war ein Diener, der Herrn Mauclair ganz ergeben war und der allein den Schlüssel zu seinem Zimmer hatte, zur gewohnten Stunde zu seinem Herrn eingetreten. Er hatte die Thür geöffnet, welche er selbst verschlossen,

Digitized by Google

und hatte sie doppelt verschlossen gefunden, ganz in demselben Zustand, in dem er sie am verflossenen Abend verlassen; folglich war Niemand durch diese Thür eingetreten.

Dieser Diener wollte, seiner Gewohnheit nach, die Gardinen des Bettes, worin sein Herr schlief, aufziehen, da fand er ihn ermordet. Das Werkzeug des Mordes, ein Dolch, lag neben ihm. Dieser Dolch gehörte Herrn Mauclair, der niemals zu Bette ging, ohne ihn unter sein Kopfkissen zu legen; er hatte eine silberne Scheide, welche der Diener neben und in dem Bette suchte, aber nirgends fand.

Das Zimmer hatte keinen andern Ausweg als die Thür, durch welche der Diener eingetreten war, und eine zweite, welche mit dem Schlafzimmer der Madame Mauclair in Verbindung stand. Der Diener bemerkte, daß diese letztere Thür nur angelehnt war, und er trat ein.

Er traf Madame Mauclair auf ihren Arm gestützt und weinend. Da rief der Diener aus:

„Sie haben meinen Herrn ermordet! Sie sind Herrn Mauclair's Mörderin!"

Bei diesem Geschrei eilte das ganze Hauspersonal herbei und Madame Mauclair ward offen des Mordes angeklagt. Die Diener der Gerechtigkeit wurden herbeigerufen. Man erinnerte sich des Widerwillens, den Julie Renaut gegen die Heirath mit Herrn Mauclair gezeigt, der häufigen Drohungen, welche sie ausgestoßen, der Versuche zur Flucht, welche sie gewagt hatte. Und auch ihre Neigung für Herrn von St. Ange war kein Geheimniß.

Man untersuchte die Oertlichkeiten. Es wurde constatirt, daß man nur in Herrn Mauclair's Zimmer dringen konnte, wenn man durch das Schlafzimmer seiner Frau ging — und Madame Mauclair wurde sofort verhaftet und ins Gefängniß abgeführt.

Es schien wahrscheinlich, daß Herr von St. Ange der Anstifter und Mitschuldige des Verbrechens sey, und man begab sich deßhalb zu ihm, um ihn gleichfalls zu verhaften. Aber dieser hatte die Stadt schon vor der Heirath des Herrn Mauclair verlassen und war seitdem nicht wieder zurückgekehrt. —

„Und halten Sie Ihre Tochter für schuldig?" fragte Herr des Essarts nach Anhörung dieses Berichtes.

„Ich?" antwortete der Vater mit Thränen in den Augen — „ich? niemals, mein Herr!"

„Das ist auch meine Meinung," sagte der Advokat; „eine so junge Dame, die kaum das väterliche Haus verlassen hat, soll einen Mord begehen, soll den Dolch in dem Ehebett suchen und ihn in das Herz des Greises stoßen!... Es ist wahr, sie liebte ihn nicht, sie verabscheute ihn sogar, aber immerhin, er war ihr Gatte, und sie hätte nicht die Kraft dazu gehabt; es ist unmöglich!"

„Der Himmel möge Sie belohnen!" rief der betrübte Vater aus und drückte dem jungen Advokaten warm die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Walachen.

Eine geistreiche Französin hat die Lesewelt mit einem interessanten Buche beschenkt: wir meinen die „Denkerbriefe vom walachischen Donauufer" von der Prinzessin Aurelia Ghika. (Deutsch von Paalzow, Berlin 1854, bei Dunker.) Die Verfasserin ist eine Tochter des franz. Obersten Soubiran, ihr Geburtsort liegt in der Gascogne, am Fuße der Pyrenäen. In Paris, wo die eben so schöne und liebenswürdige als hochgebildete Dame eine der Zierden der Salons war, in denen sie erschien, machte sie die Bekanntschaft ihres Gemahls, des Prinzen Gregor Ghika, eines Neffen Alexanders Ghika, welcher bis 1842 die Walachei als Fürst, Hospodar — was das slavische Wort für das rumänische Domnu (Dominus) ist — regierte. Die Ghika sind bekanntlich eines der ersten Bojaren-Geschlechter. Der in Folge der russischen Occupation jetzt aus der Regierung gebrachte Hospodar der Moldau war auch ein Ghika. Prinz Gregor Ghika führte die ausgezeichnete Dame 1850 in ihre neue Heimath. In der vornehmen Gesellschaft des reichen und luxuriösen Bukarest, das seinem Namen, der „Stadt der Freude", alle Ehre macht, so daß die Rumänen sagen, das Wasser der Dembovitza, an der Bukarest liegt, schmecke so süß, daß, wer einmal davon gekostet, für sein Leben danach verlange, ward die neue glänzende Erscheinung auf's Zuvorkommendste aufgenommen. — Ihren Schilderungen ist das Folgende entlehnt.

* * *

Der walachische Volkscharakter hat eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem französischen. Bei beiden derselbe leicht erregbare Enthusiasmus, derselbe vergeßliche Leichtsinn. Lebhaft und von den Aeußerlichkeiten des Lebens hingerissen, hat er ebenso

Digitized by Google

eine außerordentliche Vorliebe für alle Schaustellungen und Schauspiele, nur daß seine Sinnlichkeit, die mit dem südlicheren Klima zusammenhängt, größer ist und ihn viel weniger geneigt macht zu irgend einem ernstlichen Studium. Dies Volk würde ebensogern zehnmal in einem Jahrhundert seine Regierungsform ändern, und es ist ebenfalls revolutionär viel mehr aus Lust an der Opposition, als aus Neigung zum Unruhestiften. Eine Herrscherfamilie gibt es hier nicht. Das Herkommen, vermöge dessen die höchste Gewalt bei zwei oder drei Familien blieb, wie bei den Brankovanos, den Soutzos und den Ghikas, war einigermaßen ein Ersatz für die mangelnde Stetigkeit. Aber die neue Einrichtung, welche die höchste Gewalt immer nur auf sieben Jahre überträgt, hat in die gewissermaßen monarchische Organisation ein ganz republikanisches Prinzip gebracht. In diesem kleinen Lande herrscht beständig politische Bewegung, nicht obwohl, sondern weil es weder Journale noch Kammern hat, die eine freie Erörterung gestatteten. Es ist die unterirdische und unablässige Wühlarbeit des Maulwurfs. Die Jagd nach Aemtern ist eine der Hauptursachen der Schläfrigkeit, welche die gewerbliche und landwirthschaftliche Entwickelung des Landes zurückhält. Die Bureaukratie hat ein Volk von Beamten erschaffen, das die Selbstständigkeit des Privatmannes nicht aufkommen läßt und die Würde zerstört, welche nur aus der Unabhängigkeit hervorgeht. Die großen Herren, darauf bedacht, sich einen Einfluß zu sichern, erheben um sich herum einen kleinen Hofstaat von Dienern. Dieser Schwarm von Angestellten und Verwaltern ist eine wahre Landplage. Mit der brutalen Nichtachtung des Emporkömmlings, welcher sich einbildet, daß Unverschämtheit Adel wäre, wird das wahre Volk, aus dem er selbst hervorgeht, von dem Schwarm belästigt, gedrückt, getreten. Die Bedientenhaftigkeit hat wie gewöhnlich die Grausamkeit im Gefolge; dieselben Menschen, welche man schmiegsamst gebogen vor den Großen sieht, sind ohne Erbarmen für Die, welche der Zufall unter sie stellt. Hierin liegt das Element zu künftigen Revolutionen. Diese Sorte von Freigelassenen, welche die Schwächen ihres Herrn aus nächster Nähe beobachtet, stutzt sich selbst nach den üppigen Gewohnheiten zu, fühlt raffinirte Gelüste in sich erwachen und streckt dann die Hand nach der schwachen Schranke aus, welche zwischen ihr und den ersehnten Genüssen steht; dieser häusliche Communismus wird kommunistische Ideen und Praktiken zur Folge haben. . . . .

Es gibt Nationen, die einmal das ganz besondere Vorrecht haben, malerisch zu seyn. Die Walachen gehören zu dieser Zahl, und es wundert mich sehr, daß das Volk noch nie einen Maler hervorgebracht hat. Alles ist hier Bild. Die Mahallas, die Häuser in den Vorstädten in ihrer Abgeschlossenheit und mit ihrem Grün, bilden eine Reihe von Landschaften, die man nicht beschreiben kann. Man muß das sehen und empfinden; der Geist wird davon ebenso gefesselt, wie der Blick. Hier geht eine Frau vorbei, die für einen Maler ein herrliches Bild abgäbe; dort hat sich ein Mann neben einer Quelle hingekauert und trinkt aus seinem Holzbecher, wieder ein Bild. Der Pope in der strengen Ehrbarkeit seines Costüms und mit seinem langen Bart ist ein neues Bild. Der Händler, der seine Kunden anlockt, der Kürschner, der in ernsthafter Erhabenheit vor dem Laden sitzt und den Kunden ruhig erwartet, ist ein anderes Bild, — immer und überall ein Bild. In gewissen Dispositionen der Gewandung liegen Reminiscenzen der christlichen Kunst, und ich kann mir förmlich einbilden, daß mir ein leiblich daher wandelnder Giotto oder Cimabue entgegen käme. Ich brauche nicht zu sagen, daß das Malerische sich nur bei den niedern Ständen findet, denn das ist allerwärts so. Die höheren Stände haben keine Eigenthümlichkeit und erscheinen dem Künstler wie dem Reisenden ebenso farblos, wie in Paris und London. Eine Art von verschönerndem Rost der Jahrhunderte gibt hier den Gebäuden, trotz der Dürftigkeit der Architektur, ein passendes Colorit. Die engen, gewundenen Straßen sehen aus wie altmodische Behälter, welche die Geschichte der entschwundenen Generationen bewahren. Die unschuldigen Thürmchen der Kirchen haben so gar nichts von der Starrheit des christlichen Fanatismus. Erst wenn man diese Aeußerlichkeit recht erfaßt hat, bekommt man ein Verständniß für die Zänkereien mit Rom und für die ereignißreiche Geschichte der morgenländischen Kirche. Die christliche Aeußerlichkeit herrscht hier vor, und ich betrachte die nationale Eigenthümlichkeit der christlichen Idee mit als das Achtbarste an dem eigentlichen Zuschnitt dieses Volkes. Die Physiognomie der Städte wechselt ihren Ausdruck wie die der Menschen; zu dieser Reflexion kam ich, als ich in einer Mondnacht die Hauptstraße von Bukarest hinabging. Die Alterthümlichkeit der düsteren Häuser, die bei Tage durch die Schaufenster der Läden und die Aushängeschilder verkleidet wird, ward da einmal ganz sichtbar: die Kirchen warfen ihren

Digitized by Google

Schatten auf die Reihen der Häuserfronten; die eisernen Gitter und die eisernen Fensterläden, womit die Erdgeschosse bewehrt sind, erzählten von den Kämpfen der Vergangenheit und der mißtrauischen Vorsicht, die nur allmälig weicht. In dieser stillen Einsamkeit zeigt sich eine Art aufrührerischer Haltung, die mit der fröhlichen Sorglosigkeit der jetzt Lebenden schlecht zusammenpaßt; sie erinnerte mich an Florenz, das auch noch so eisern geharnischt ist und wo einem heute noch die Wunden entgegenklaffen, welche die Bürgerkriege geschlagen haben. Die Phantasie besetzte alle Windungen dieser langen Straßenschlange mit dräuenden Schatten, die mich wie der Alp eines Traumes verfolgten. Da kam ich nach Hause. Die weit offen stehenden Thüren lachten mich förmlich aus, in Bukarest mitten im 19. Jahrhundert von den Straßenkämpfen der Capulets geträumt zu haben.

Mannigfaltiges.

(Das Mattauphon.) In Paris amüsirt man sich an einer neuen Variante der Glasharmonica. Das Instrument ist wie ein Tisch mit 54 Löchern gestaltet, in welchem sich ebensoviel Gläser befinden, die, wenn man ihren Rand leicht mit dem nassen Finger streicht, Töne von sich geben, wie männiglich bekannt. Durch das Hineingießen von Wasser werden die Gläser gestimmt. Es ist mit vielem Geschick in mehreren Concerten gespielt worden. Ein Deutscher würde dasselbe vielleicht „Wasser-Glasharmonica" oder „Waschtisch-Instrument" genannt haben; da aber der Erbauer desselben ein Belgier ist, und die Belgier, wie die Franzosen, gern ihre Namen verewigen, so benutzte er diese Gelegenheit und benannte das Instrument nach seinem Namen (Mattau) — daher Mattauphon.

Ein artiges Geschichtchen ist dieser Tage in Stuttgart vorgefallen. Ein Schultheiß hatte von seiner Gemeinde den Auftrag erhalten, für etwa 60 Gemeindeangehörige einen Accord zur Ueberfahrt nach Nordamerika abzuschließen. Dieser Accord wurde denn auch wirklich zur scheinbaren Zufriedenheit des Schultheißen und zur größten Freude des hiesigen Agenten abgeschlossen. Die Accordssumme betrug beinahe 6000 fl. — Da der Agent ein Kaufmann ist und gute Cigarren führt, so meinte der Schultheiß, es wäre am besten, wenn er für die Auswanderer auch gleich Cigarren bei dem Manne, der einen so vortheilhaften Accord bewilligt hätte, kaufe. Gedacht, gethan. Es wurde ein Handel für etwa 100 fl. Cigarren abgeschlossen und der Schultheiß nahm wohlgemuth die Cigarren für die seiner Fürsorge Anvertrauten mit. Im Besitze dieser Cigarren und auch bereits das Ueberfahrtsgeld in Händen habend, kam ihn aber die Lust an, das schöne Land Amerika selbst zu sehen, und so hat er denn auf dem Wege des Durchbrennens die verhängnißvolle Reise mit Geld und Cigarren angetreten und den Auswanderern und dem Agenten das leere Nachsehen gelassen.

Nach der „Kronstadter Zeitung" soll ein junger Bojar aus Krajowa, den der General Liprandi wegen antirussischer Aeußerungen durch 50 Kosaken aufheben ließ, zu dem General gesagt haben: die Kosaken hätten sich wohl geirrt und, statt Silistria, sein Haus eingenommen — welche bittere Rede ihm jedoch theuer zu stehen gekommen seyn soll.

Der Kölner Männergesangverein, der am 3. d. seine Heimreise von London antrat, hat von der Königin Victoria einen Beitrag von 1200 fl. erhalten, um dadurch den Grund zu einem auch äußerlich gesicherten Bestehen und fortwährenden Gedeihen dieses Kunstinstituts zu legen.

Ein Namen.

Ob Wetter dräu'n, ob brausen starke Winde:
Es wächst der Namen fort, gegraben in die Rinde;
Er dehnt sich aus und wird zu Riesenlettern,
Wie viele Herbste auch den Baum entblättern.
Erst wenn die Krone sich zu Boden neiget,
Der Stamm der schweren Wucht der Aexte weichet,
Die Erde nicht mehr fest die Wurzeln hält,
Dann — mit dem Baume selbst der Namen fällt.

So ist oft tief in uns'res Herzens Gründen
Ein theurer Namen eingeprägt zu finden.
Der Jahre Drang, das Wechselspiel des Lebens
Sucht oft ihn auszulöschen, doch vergebens.
Er leuchtet fort durch schöne, trübe Zeiten,
Ein Schild im Glück, ein heller Stern im Leiden;
Es hält das Herz ihn fest und läßt ihn nicht,
Bis ihm der Tod den starken Willen bricht.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 74. Dienstag, 20. Juni 1854.

Vor den Assisen.

(Fortsetzung.)

4.

Herr des Essarts begab sich ins Gefängniß, um Diejenige zu sprechen, welche er vertheidigen sollte.

Sie saß auf einem armseligen Schemel, stützte beide Ellenbogen auf einen kleinen Tisch und verbarg mit den Händen ihr Gesicht.

Der junge Advokat trat ihr ehrfurchtsvoll näher, ergriff ihre Hände und sagte zu ihr:

„Madame, ich liebe Sie!... Vor drei Wochen hielt ich bei Ihrem Vater um Ihre Hand an: er hat sie mir verweigert. Wenn ich auch seine Einwilligung erhalten hätte, so würde mir doch wahrscheinlich die Ihrige gefehlt haben, denn Sie haben Ihr Herz einem Andern geschenkt.... Sie sind jetzt eines schrecklichen Verbrechens angeklagt; ich halte Sie indeß für unschuldig und will Sie vor Gericht vertheidigen. Wollen Sie mich als Ihren Vertheidiger annehmen?"

Julie war von ihrer Leidenschaft für Herrn von St. Ange so eingenommen, daß sie die Bewerbung des Essarts' mit Gleichgiltigkeit aufgenommen hatte; sie fühlte für ihn weder Liebe noch Haß. Aber in diesem Augenblicke, da sie von all den Ihrigen getrennt war und unter der Last einer fürchterlichen Anklage seufzte, war ihr die Stimme des jungen Mannes eine Freundesstimme, welche sie vernahm. Sie folgte unwillkürlich dem Drange ihres Herzens, stürzte sich in die Arme Herrn des Essarts', weinte an seiner Brust und rief schluchzend aus:

„Nein, nein, mein Herr, nicht ich, ich schwöre es Ihnen — ich habe ihn nicht getödtet!"

Der Advokat zeigte ihr hierauf, wie schwierig ihre Lage sey; er stellte alle Vermuthungen, die sich gegen sie erhoben, zusammen und bat sie, sich vor ihm zu vertheidigen, damit er seinerseits alle die Gründe, welche sie ihm anführen würde, vor ihren Richtern geltend machen könnte. Aber Madame Mauclair konnte ihm nur sagen, daß sie nichts gehört habe und nichts wisse.

„Man fand" — fuhr sie erröthend fort — „die Thür, welche in mein Zimmer führt, deßhalb nur angelehnt und nicht verschlossen, weil Mauclair am Abend zuvor bei mir gewesen. Der Diener, mein Ankläger, hat mich auf meinem Lager weinend gefunden, weil ich seit acht Tagen jeden Morgen bei meinem Erwachen weinte.... Was Herrn von St. Ange anbetrifft, so habe ich ihn seit meiner Verheirathung weder gesehen, noch ihm geschrieben oder Briefe von ihm empfangen. Ich habe früher aus dem väterlichen Hause mit ihm entfliehen wollen; seit meiner Vermählung hatten jedoch meine Gedanken eine ganz andere Richtung genommen: ich fing an, die Heiligkeit meiner Pflichten zu begreifen, und wie schwer es mir auch ward, ich war bemüht, sie zu erfüllen. Der Gedanke an einen Mord" — schloß sie — „ist mir nie vor die Seele gekommen."

Der Prozeß der jungen Wittwe machte die gewöhnlichen Phasen durch und der Tag nahte, an welchem sie vor den Gerichtshof geführt werden sollte.

Wir haben schon anfangs gesagt, daß diese Begebenheit sich in einer Zeit zutrug, in welcher die Zukunft und das Schicksal des ganzen Landes die Gemüther so aufregte, daß man für den Einzelnen nur eine geringe Theilnahme zeigte; man dachte wenig daran, wer einen übel berüchtigten Mann, wie Mauclair war, ermordet haben könne. Doch war die öffentliche Meinung der jungen Wittwe nicht günstig; man wußte, daß sie allein durch den Tod ihres Mannes gewinnen würde, wogegen der Diener, welcher den Mord entdeckt

Digitized by Google

hatte, der Einzige, der verdächtigt werden konnte, durch diesen Mord verloren. Denn Mauclair hatte kein Testament gemacht, was diesem Diener nicht unbekannt war. Ein anderer Umstand erschwerte noch die Lage der Angeklagten, nämlich das Benehmen des Herrn von St. Ange. Dieser junge Mann glaubte dem Urtheil der Leute und hielt Julie für schuldig, rühmte sich dabei mit grenzenloser Unverschämtheit, ihr eine so heftige Leidenschaft eingeflößt zu haben, daß sie eine solche schreckliche That begangen.

Unter so erschwerenden Umständen schickte sich Advokat des Essarts an, die Angeklagte zu vertheidigen.

Wir wollen nicht alle Einzelnheiten des Prozesses erzählen, in welchem des Essarts, belebt von seiner Neigung für die junge Frau, welche in ihrer früheren Stärke erwachte, und in der Ueberzeugung von ihrer Unschuld alle Mittel der Ueberredung in Anwendung brachte und sein Talent sich in vollem Glanze zeigte. Er begann seine Vertheidigung damit, daß er die Richter und die Geschwornen an die einfache, bescheidene Erziehung erinnerte, welche Fräulein Renaut im väterlichen Hause erhalten hatte; er erinnerte an alle ihre guten Eigenschaften, an ihre kindliche Liebe und Ergebenheit, die so tief wurzelnd und so aufrichtig gewesen, daß sie trotz ihrer heftigen Neigung für einen Andern eine ihr verhaßte Verbindung mit einem alten Manne eingegangen. Es war ihm leicht, zu beweisen, daß Madame Mauclair seit ihrer Verheirathung jede Verbindung mit Herrn von St. Ange aufgegeben, sowie sie jede unerlaubte Liebe in ihrem Herzen erstickt hatte.

„Herr Mauclair" — fuhr der Vertheidiger fort — „war ermordet in seinem Bette gefunden worden, und aus diesem Umstande hatte man geschlossen, daß seine Frau ihn getödtet — — konnte ein junges, schwaches Weib eine That begehen, vor welcher die Kühnheit und die Kraft des Mannes zurückbebt? Ein Wesen, dem man bis jetzt nicht den geringsten Vorwurf machen konnte, sollte so plötzlich alle Schranken übersprungen haben, die zwischen der reinsten Unschuld und dem schrecklichsten der Verbrechen liegen! — Konnte Herr Mauclair sich nicht selbst getödtet haben? Und wenn er ermordet ward, konnte es keinen Schlüssel geben, der die Thüre öffnete und wieder schloß?"

Nach der Meinung des Vertheidigers befand sich der Diener, von welchem die Anklage herrührte, in derselben Lage wie die Angeklagte; er konnte ebensogut, wie sie, des Mordes beschuldiget werden.

„Man hat gesagt," sprach des Essarts weiter, „daß der Diener kein Interesse bei dem Morde gehabt habe — dafür fehlen aber die Beweise. Ein Mord läßt Spuren hinter sich, er macht den Mörder blutig; aber die genaueste Nachforschung hat nicht die geringste Spur von Blut weder an der Person, noch an den Kleidern der Madame Mauclair entdecken können. Der Mörder flieht, er will dem Anblicke des Verbrechens entgehen; er verläßt den Ort, der mit Blut befleckt ist — — als Kain seinen Bruder getödtet, entfloh er in die dunkelsten Wälder. Der Mörder würde, wenn es möglich wäre, ins Innere der Erde sich verkriechen, um sich Gottes Auge zu entziehen. Madame Mauclair aber blieb in ihrem Bette."

Der Staatsprokurator entgegnete hierauf, daß er der Beredsamkeit des Vertheidigers vollkommen Gerechtigkeit widerfahren lasse. Das sollte jedoch weniger ein Lob seyn, als ein Wink für die Jury, um sie gegen das überzeugende Talent des Redners einzunehmen. Er erinnerte sodann wiederholt an Das, was er bei der Anklage entwickelt — an die eigenthümlichen Umstände, unter denen die Verbindung mit Herrn Mauclair stattfand; an den Widerwillen des jungen Mädchens, an den Abscheu, den sie an den Tag gelegt, an ihre Versuche zur Flucht, an ihre Neigung für Herrn von St. Ange — was Alles wohl zu einem Mord verleiten konnte.

„Herr Mauclair" — schloß die Staatsbehörde — „hatte keinen Grund, sich das Leben zu nehmen; es ist überdies erwiesen, daß die Thür zu seinem Zimmer nicht geöffnet worden war, man konnte nur durch das Zimmer seiner Frau zu ihm gelangen; es ist aber auch erwiesen, daß Madame Mauclair Niemanden empfing noch gewahrte — weinend wurde sie in ihrem Bette sitzend angetroffen — — nur sie allein kann daher das Verbrechen begangen haben."

Die Geschwornen zogen sich hierauf in ihr Berathungszimmer zurück und die Sitzung wurde einstweilen aufgehoben. Das war für die junge Wittwe und ihren Vertheidiger eine schreckliche, angstvolle Stunde; sie wagten nicht, sich zu sagen, was sie hofften und was sie fürchteten. — Endlich traten die zwölf Männer wieder ein. Die Sitzung wurde wieder aufgenommen. Der Obmann der Geschwornen trat vor und sprach mit lauter Stimme das Verdikt:

„Ja, die Angeklagte ist schuldig."

„Nein, nein, das ist nicht wahr!" rief eine Stimme aus der Mitte der dichtgedrängten Zuhörer. „Bei der Santa Maria Purissima! ich werde eine arme, unschuldige Frau nicht verurtheilen lassen, davor bewahre mich der Himmel! Hier bin ich!"

Diese Stimme war die Gaetano's. Er drängte sich vor, um bis vor die Richter zu gelangen.

„Man nehme diesen Menschen fest!" rief der Präsident.

„Nicht nöthig!" versetzte Gaetano — „durchaus nicht!"

Und sich gegen den Advokaten wendend, sprach er zu diesem:

„Sie haben gut gesprochen, bei der Madonna!"

In dem ganzen Saale herrschte plötzlich eine Todtenstille; Jedermann lauschte auf die Wendung der Sache.

Der Matrose hielt sich neben Herrn des Essarts, faßte dessen Hand, die er mit den Worten drückte:

„Gaetano wird nicht zugeben, daß seinetwegen Jemand unschuldig stirbt."

(Schluß folgt.)

Die Zwillingsbrüder.

In jenen Theilen New-Yorks und New-Jerseys, die in frühern Zeiten zuerst von den Holländern angebaut wurden, herrschte damals ein Aberglauben, der auch jetzt vielleicht noch nicht ganz sich verloren hat — daß nämlich Zwillinge ihr ganzes Leben hindurch Ein Schicksal theilen sollten, das selbst im Tode nicht aufhören würde, seinen Einfluß auf sie auszuüben.

Dominik Dewitt, ein Prediger, war einer von Denen, die fest daran glaubten, und von dem Augenblicke an, als ihn seine Gattin mit Zwillingssöhnen beschenkte, betrachtete er dieselben nur als „Kinder des Schicksals", als Pfänder, die den Eltern blos auf eine Zeitlang geliehen wären, um bald wieder von denselben zurückgefordert zu werden.

Der Tod der Mutter, welcher schnell auf die Geburt der Zwillinge folgte, befestigte ihn nur noch mehr in seinem Wahne, und seit jener Zeit konnte er die beiden Kinder nicht anschauen, ohne daß trübe und schmerzliche Bilder ihm die Brust erfüllten.

Jedoch wußte Dewitt recht gut, was ihm als Vater sowohl als seinem Stande als Prediger zukam, und alle Vorzüge einer guten Erziehung, die seine andern Kinder genossen, wurden auch diesen beiden Jüngstgebornen zu Theil. Zwar hatte der Vater nicht die zärtliche Liebe gegen die Zwillinge, welche er gegen die andern Kinder hegte, das heißt, er war niemals rauh oder lieblos gegen sie, nur gleichgiltig.

Die Folge davon war natürlich: die Knaben, sich selbst größtentheils überlassen, wurden Einer dem Andern unentbehrlich, und ihre Beschäftigungen und Vergnügungen waren in jeder Hinsicht dieselben.

In der Schule, bei irgend einem Streite oder Jugendstreiche wurden die beiden Dewitt, Ernest und Rupert, immer nur als Eine Person betrachtet, und als sie später zu Jünglingen heranwuchsen, blieben sie ebenso unzertrennlich.

Wenn Ernest in den Wald zog, einen Hirsch zu schießen, ging Rupert mit, um den Weg entlang Rebhühner und ein kleines Wild zu erlegen, und wenn Rupert die Büchse nahm, schlenderte Ernest mit dem Schrotgewehr nebenher — aber zusammengehen mußten sie.

Der Wald von Deane, der seinen Namen und auch fast noch seinen Umfang bis auf unsere Zeiten erhalten hat, war der Schauplatz ihrer Jagden und Abenteuer. Hirsche fanden sich zu jener Zeit noch sehr häufig in den bergigen Waldungen, welche die Ufer des Hudson bilden, und die felsigen Wege, die sich die steilen, romantischen Abhänge hinunterziehen und von dem Wilde benutzt wurden, zu dem Rande des Flusses zu kommen, waren oft stumme Zeugen von dem Todeskampfe manch edlen Thiers, das die brennende Wunde in den kühlen Fluthen baden wollte. Sie waren als sichere Schützen und muthige Jäger in der ganzen Umgegend bekannt, und noch jetzt leben Leute in dem gegenüberliegenden Peekskill, die sich erinnern, Fleisch von Bären genossen zu haben, das die Zwillingsjäger des Deaner Waldes erlegt hatten.

Unsere kleine Erzählung hat übrigens wenig mit dem frühern Lebenslaufe der beiden Jäger zu thun, sondern einzig und allein einen kurzen Ueberblick ihres frühern Treibens geben wollen, um damit anzudeuten, wie fest und innig die Brüder seit ihrer frühesten Kindheit aneinander gehangen.

An den Ufern des Ohio war es, wo die zwei Deaner Streifschützen zuerst eine Rolle in dem großen Drama des Lebens spielten. Als das Hochwild an den Ufern des Hudson seltener wurde, zogen sie zu dieser fernen Region und sahen sich

Digitized by Google

hier durch ihre Geschicklichkeit und Ausdauer, mit der sie die marodirenden Indianer oft bis in ihre Schlupfwinkel aufspürten, bald ebenso berühmt, als sie es früher durch Verfolgen weniger gefährlicher Fährten geworden waren.

Der Muth und Unternehmungsgeist der beiden Brüder machte sie bald zu allgemeinen Lieblingen der Jäger, zu denen sie nun gehörten; denn ein Ansiedler an den indianischen Grenzen ist immer mehr auf seine Büchse als das Land, welches er bebaut, angewiesen, und dieses oft wochenlange Leben in den Wäldern bringt ihn stets mit den Indianern in Berührung, was auch von jeher die Ursache aller jener Grenzstreitigkeiten gewesen ist. Die beiden Dewitt nahmen an diesen Abenteuern von Herzen Antheil. Beide zeichneten sich sehr oft durch ihre Unerschrockenheit und Tollkühnheit aus; einmal aber vorzüglich, bei Gelegenheit eines Gemetzels, wobei der Führer dieser wilden Jäger blieb, gab Rupert, um dessen Tod an den rothen Söhnen der Wälder zu rächen, solche Beweise von Tapferkeit, daß er allgemein als Nachfolger des Gebliebenen erwählt und alle Hütten im ganzen Verhau unter seinen besondern Schutz gestellt wurden.

Ernest fühlte bei dem Vorzuge seines Bruders dieselbe Freude, die er, wenn es ihm selbst widerfahren wäre, empfunden haben würde, und wirklich wunderbar innig schienen die beiden Brüder von Einer Seele belebt zu seyn. Der Aberglauben, der ihrem Leben schon von frühester Kindheit an eine bestimmte Richtung gegeben hatte, folgte ihnen selbst in einem gewissen Grade an die Ufer des Ohio, und ihre Gemüther waren so ineinander verflochten, ihr beiderseitiges Geschick so fest aneinander gekettet, daß die Waldbewohner in dem Glauben bestärkt wurden, kein Unglück könne den Einen treffen, welches der Andere nicht theile, und daher mit gleichem Vertrauen dem Einen wie dem Andern folgten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In San Franzisko erscheint seit Kurzem eine chinesische Zeitung: „Die goldenen Berg-Nachrichten.“ Die Lettern des himmlischen Reiches — sagt der „Herald“ — sehen wunderlich aus; man glaubt, eine hundertfüßige Spinne sey aus einem Tintenfaß heraus über einen Bogen unbeschriebenes Papier gelaufen. Merkwürdig ist, daß, trotz der labyrinthischen Verworrenheit des Alphabets, fast alle in Californien angesiedelten Chinesen, etwa 25,000, lesen und schreiben können.

In Nürnberg sind kürzlich die Originalskizzen von Michel Angelo in Terra cotta (gebrannter Erde) zu den Figuren „Tag, Abend, Nacht“ in der Capelle der Medicäer zu Florenz um einen Spottpreis an einen Privatmann in Sachsen verkauft worden. Man kann nicht leicht eine geistvollere Arbeit sehen — schreibt die „Allg. Ztg.“ — als diese Figuren, die mit einem, der vollkommensten griechischen Kunst ebenmäßigen, feinen und lebendigen Formensinn und, bei aller Frische und Kraft, mit einer Zierlichkeit ausgeführt sind, als wären sie nicht das Mittel, sondern der Zweck des Künstlers gewesen.

Einer der Strauße, welche die Renz'sche Kunstreiter-Gesellschaft begleiten, hat zwei Eier gelegt. Mit dem einen wurde der Versuch gemacht, es durch die Brutmaschine ausbrüten zu lassen. Dies Experiment ist auch vollständig gelungen, und das junge Straußchen soll sich ganz wohl befinden. Das andere Ei wurde von einigen Mitgliedern der Renz'schen Gesellschaft verspeist und soll hingereicht haben, sechs Personen zu sättigen.

Siegelwachs mit Docht ist eine neue Erfindung, welche indeß lebhaft an das Ei des Columbus erinnert: man wundert sich nur, daß man bisher noch nicht darauf verfiel; denn so läßt sich das feinste wie das ordinärste Siegelwachs völlig als Kerze beherrschen, tropft nie und wird nie geschwärzt.

Die Produkte des Meeres werden nirgends in so großer Ausdehnung für die Tafel verwendet, als in Japan. Allerlei Gewächse der See kommen auf den Tisch und bilden mit Schal- und Weichthieren, mit Fischen und Krebsen die Leckereien einer japanischen Mahlzeit. Fisch ist ein Hauptnahrungsmittel; nicht nur daß man den Speck des Wallfisches genießt, sogar das Fischbein desselben wird, geraspelt und auf andere Weise zerkleinert, als beliebte Nebenspeise genossen.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 75. Freitag, 23. Juni 1854.

Vor den Assisen.

(Schluß.)

Der Präsident sprach jetzt den Eindringling an: „Wenn Ihr Etwas auszusagen habt in der Sache, die eben verhandelt wurde, so seyd Ihr strafbar, bis jetzt gewartet zu haben. Doch laßt hören, was Ihr wißt. Ihr behauptet, daß die Wittwe Mauclair nicht strafbar sey. Wer hat nun den Mord begangen?"

„Ich!" versetzte Gaetano.

„Ihr?" sagte der Präsident mit Staunen.

„Ja, ich," erwiederte Gaetano, indem er einen Schlüssel und die vermißte silberne Scheide des Dolches produzirte; „ich bin's, und hier sind die Beweise."

Darauf setzte er sich auf die Bank der Angeklagten und betrachtete ruhig die erstaunten Zuhörer.

„Nun, was wißt Ihr von der Sache?" sprach der Präsident ungeduldig.

Gaetano erhob sich und begann:

„Dieser Mauclair war ein schlechter Hund, ohne Treu' und Glauben, dabei ein Feigling, und für ein paar Sous hätte er seinen eigenen Vater angeklagt...."

„Bedenkt," unterbrach ihn der Präsident, „daß Ihr von einem Todten sprecht, den Ihr selbst, nach Eurer eigenen Aussage, ermordet habt; Ihr müßt also besser den Anstand beobachten."

Gaetano fuhr fort, ohne den Ton zu ändern: „Aber wenn er Etwas gegen Jemanden hatte, so sparte er kein Geld, um sich ihn vom Halse zu schaffen.... Vor fünfzehn Jahren, da begegnete er mir in Marseille, und für einige Goldstücke, die er mir damals gab, that ich ... das will ich nun nicht erst erzählen. — Am Tage vor seiner Hochzeit, da kam er wieder zu mir und gab mir fünfhundert Franken, und ich mußte ihm versprechen, nach acht Tagen wieder zu kommen. Ich war pünktlich und begab mich zu ihm. Gaetano, sagte er zu mir, ich habe ein junges Mädchen geheirathet, das mich nicht liebt. Sie liebt einen leichtsinnigen Menschen, einen jungen Fant, der zu mir kam und schimpfte und drohte. Wenn ich da nicht Ordnung hineinbringe, so werde ich hintergangen; die Beiden wären im Stande, mich zu vergiften."

„O Himmel!" rief die junge Wittwe aus bei dieser Aeußerung.

„Er hat es mir gesagt," fuhr Gaetano ganz ruhig fort, „und er setzte hinzu: ich will mich befreien von diesem jungen Manne, und Du sollst den Schlag führen. Kennst Du einen gewissen St. Ange? — Ich antwortete, daß ich ihn kenne. Dann führte er mich an sein Bett, holte unter dem Kopfkissen einen Dolch hervor, den er mir übergab; zugleich zeigte er mir eine Börse, die mit Goldstücken gefüllt war; ich mußte sie in die Hand nehmen, um mich zu überzeugen, wie schwer sie sey; dann steckte er sie unter das Kissen, wo der Dolch gelegen. Diesen Abend, sagte er, wenn das Theater aus ist, wenn der junge Mann nach Hause gehen will, triff ihn ... es ist leicht, er vermuthet nichts, die Straße ist einsam ... Du bringst mir den Dolch zurück und erhältst das Geld.

„Mauclair sah mich an und er konnte merken, daß ich keine rechte Lust hiezu hatte. Ich bin nicht mehr jung, und solche Sachen haben nur Eine Zeit ... ich habe Ihnen gesagt, daß ich vor fünfzehn Jahren einen Streich für ihn geführt. — Er sah mich nun mit einem Blicke an, der mir sagte, daß er mich in seiner Gewalt habe und mich verderben könne, und ich nahm den Vorschlag an. Hier sind zwei Schlüssel, sagte er nun zu mir, einer zum Hause und der andere

Digitized by Google

zu diesem Zimmer. Um Mitternacht thust Du den Streich; zwei Stunden später, wenn Alles im Hause schläft, kommst Du wieder zu mir.

„Ich nahm die beiden Schlüssel und ging fort. Des Abends ging ich ins Theater, aber ich traf da Herrn von St. Ange nicht. Gegen eilf Uhr klopfte ich an seine Thüre, mich zu erkundigen, ob er zu Hause wäre, und da erfuhr ich, daß er sich auf's Land begeben. Ich mußte Mauclair hievon Nachricht geben, und seinem Befehle zufolge wartete ich bis zwei Uhr nach Mitternacht. Meine Schlüssel öffneten ohne Geräusch Haus und Schlafzimmer. Alles im Hause schlief, er selbst ebenfalls; die Nachtlampe brannte auf seinem Tisch. Ich setzte mich zwei Schritte entfernt von seinem Bette nieder und betrachtete ihn.

„Da ist, sagte ich zu mir selbst, ein alter Schuft, der schlechter ist, als ich, und der meine Freiheit und mein Leben in seinen Händen hat; seine Anklagen können mich sogar noch im eigenen Lande treffen. Wenn er befiehlt, muß ich gehorchen; weil er es will, muß ich einen jungen Menschen morden, der mir Nichts gethan, und nachher nimmt er mir den Dolch ab ... dann mag ich ihn anklagen: er läugnet Alles, und ich habe keinen Beweis; darum läßt er mich Nachts zu sich kommen. Wenn ich glücklich davonkomme, kann er mich jeden Augenblick zu sich bescheiden, und ich muß, wenn er befiehlt, einen neuen Streich führen ... und für ein paar Goldstücke ... das ist eine traurige Knechtschaft! ... Wenn dieser Mann todt wäre, dann wäre ich frei. ...

„Kaum hatte ich das gedacht, so hatte ich auch schon den Griff des Dolches in meiner Hand, und wie ein Tiger stürzte ich mich auf Mauclair. Sein Tod war eine Nothwendigkeit für mich ... ich traf ihn so gut, daß er sich nicht bewegte, keinen Laut hören ließ. ... Den Dolch ließ ich stecken und entfernte mich ebenso schnell, als ich gekommen war. Unterwegs verlor ich einen der beiden Schlüssel, Sie haben den andern und die Scheide des Dolches. Ich wollte die Stadt verlassen und nach Marseille auf mein Schiff zurückkehren, da erfuhr ich, daß die junge Frau Mauclair's festgenommen sey, und ich blieb, um die Geschichte abzuwarten. Nie hätte ich gedacht, daß die junge Frau verurtheilt würde; da dies aber doch geschehen, so bin ich hier, um ihre Unschuld zu beweisen." —

Des Essarts nahm in freudiger Rührung das Wort, Gaetano zu vertheidigen. Es war unmöglich, seine Freisprechung zu bewirken, aber man konnte doch sein Verbrechen in einem milderen Lichte darstellen, indem man die Lage hervorhob, in welche ihn Mauclair durch seinen Einfluß auf ihn versetzt hatte, indem man ferner auf die Schlechtigkeit hinwies, welche Mauclair gegenüber dem Matrosen entwickelte, da er ein erstes Verbrechen, das für ihn begangen worden, benutzte, um ein zweites begehen zu lassen. Man mußte auch dafür Gaetano Rechnung tragen, daß er es vorgezogen hatte, sich lieber selbst anzuklagen, als eine unschuldige Person sterben zu lassen. Der junge Advokat ließ keinen Gegenstand unbenutzt, der zu Gunsten Gaetano's dienen konnte.

Das Gericht zog sich zurück, um zu berathen. Der Präsident erschien bald darauf und verkündete, daß Madame Mauclair in Freiheit zu setzen, Gaetano aber ins Gefängniß abzuführen sey; erst in einer spätern Sitzung sollte er sein Urtheil empfangen. —

Einige Tage nach diesem Ereignisse war Paris in den Händen Napoleons, und die Provence war bei den Unruhen, die Frankreich in dieser Zeit bewegten, nicht wenig betheiligt. In solcher Zeit hätten auch weniger geschickte und kühne Leute als Gaetano aus dem Gefängnisse entfliehen können; der Genueser, dem eine Verurtheilung zu lebenslänglichen Galeeren sicher war, brach mit Leichtigkeit seine Fesseln, und ehe er Frankreich verließ, stattete er Herrn des Essarts einen Besuch ab.

Dieser kam ihm freundlich entgegen und sagte zu ihm:

„Es sind zwei verschiedene Menschen in Dir, Gaetano. Den einen will ich nicht näher bezeichnen; der andere aber ist edel und großmüthig ... er bringt sein eigenes Leben zum Opfer, um eine unschuldige Frau zu retten, die mein ohnmächtiges Wort nicht befreien konnte. Diesen zweiten Menschen umarme ich mit Freuden."

„Sprechen wir nicht davon," sagte Gaetano; „ich kam nur, um Ihnen zu sagen, daß ich abreise und daß Sie ein Korallenhalsband von mir zum Andenken haben sollen."

Nachdem er diese Worte gesprochen, war er auch schon verschwunden. —

Madame Mauclair verlebte die Zeit ihrer Trauer in größter Zurückgezogenheit. Ihre Leidenschaft für Herrn von St. Ange war erloschen und nach einem Jahre heirathete sie Herrn des Essarts.

Am Tage der Hochzeit trug sie das Korallenhalsband, welches Gaetano als Andenken hinterlassen hatte.

„Es kommt von einem Mörder, meine liebe Julie," sagte der Advokat zu seiner Frau, „aber

Digitized by Google

vergiß nicht, daß Gaetano mehr für Dich gethan hat, als ich für Dich thun konnte ... daß er Dir das Leben und die Ehre gerettet hat. Dich verdanke ich nur seiner Ergebenheit." —

Einige Zeit nach seiner Heirath erfuhr Herr des Essarts, daß Gaetano Contrebandier geworden war und in einem Zusammentreffen mit sardinischen Douaniers seinen Tod gefunden hatte.

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Um jene Zeit geschah es, daß General Wayne, von der Regierung der Vereinigten Staaten abgeschickt, die verbündeten Stämme der nordwestlichen Indianer zu zerstreuen, sein Lager am Ohio vorzüglich in der Absicht aufschlug, den Winter damit zuzubringen, seine Rekruten zu discipliniren und sich auf den beabsichtigten Feldzug, der später so glorreich beendigt wurde, vorzubereiten. Von Pittsburg nach Biber geht jetzt die Poststraße über das Terrain, wo damals das Lager aufgeschlagen war, und noch sind die schwarzen Stellen der Lagerfeuer in den fruchtbaren Wiesen und Feldern sichtbar.

Die westliche Miliz, welche sehr zahlreich für Wayne's Armee geworben war, hatte sich nie durch militärische Subordination ausgezeichnet, wie auch die verschiedenen Kämpfe mit den Engländern nur zu deutlich bewiesen. Sie waren tapfere und brave Leute, hatten aber einen unüberwindlichen Hang, jeder auf seine eigene Faust Krieg zu führen; überdies schien es, sobald der aktive Dienst vorbei war, eine reine Unmöglichkeit, sie zusammenzuhalten. Das einförmige Treiben der militärischen Exercitien widerte sie an, und obschon stets zur Schlacht bereit, wenn sie dazu kommen konnten, waren sie auch ebenso schnell wieder geneigt, sich zu zerstreuen, sobald ihr Arm nicht mehr unmittelbar gebraucht wurde — mit Einem Worte, sie gingen und kamen, wie es ihnen gerade die Laune eingab.

General Wayne's Lager glich daher eine Zeitlang einem Karavanserai, wo nicht blos einzelne Leute, nein, ganze Compagnien von Freiwilligen fast zu jeder Tageszeit kamen oder gingen.

Das war dem Geiste eines alten Soldaten wie Wayne, der in Washington's Armeen erzogen und gebildet worden, unerträglich; aber da gerade diese unruhigen Geister die Scharfschützen, in denen die Hauptkraft der Armee bestand, ausmachten, duldete es der Veteran, so lange es nur irgend möglich schien, indem er hoffte, sich durch Nachsicht die Söhne des Waldes, die ihm unentbehrlich waren, am besten gewinnen zu können.

Endlich nahm jedoch diese Unordnung so überhand, daß die Armee in Gefahr gerieth, sich gänzlich aufzulösen, und es wurde zur dringenden Nothwendigkeit, ein neues System einzuführen und strengere Maßregeln zu ergreifen.

Der „tolle Anton", wie Wayne von seinen Leuten stets genannt wurde, der, wenn er sich einmal etwas vorgenommen, es nie zur Hälfte that, ernannte ein Kriegsgericht und ließ bekannt machen, daß jeder Soldat, der auf der Liste stand und sich ohne besondere Erlaubniß über die ihm angewiesenen Grenzen hinauswagte, als Deserteur behandelt und als solcher bestraft werden solle. Die angedrohte Strenge schien jedoch nur die Zahl der Ausreißer zu vermehren; aber so schlau bewerkstelligten die Kinder des Waldes ihre Flucht, daß es trotz aller Wachsamkeit nicht gelingen wollte, einen zu erreichen und an ihm ein Exempel zu statuiren.

Andere Freiwillige rückten jedoch immer wieder in die Lücken der Desertirten ein, und eines Tages besonders wurde das Lager durch die Ankunft einer neuen Anzahl freudig überrascht, die, obgleich ihrer nicht gerade sehr viele waren, doch jedem die bestausgerüstete Truppe erschien, die je in Wayne's Armee gestanden hatte.

Es waren berittene Scharfschützen, vollkommen auf die Weise der westlichen Jäger bewaffnet und mit einem gegürteten Jagdhemd angethan. Sowohl die Pferde als die Männer selbst schienen für ganz besondern Dienst ausgesucht zu seyn und ließen jene Harmonie zwischen Mann und Thier ahnen, die schon früher den Alten die Idee von den Centauren gegeben haben muß.

Der Führer dieses Trupps schien werth, das Haupt solch kräftiger Glieder zu seyn. Seine kriegerische Gestalt, das Pferd, welches er ritt, seine Waffen und seine Kleidung — Alles war vollkommen und paßte zu einander.

Die Adlerfeder an der Wolfsfellmütze ließ ein sicheres Auge und eine feste Hand vermuthen. Die mit Stachelschweinborsten verzierte Kugeltasche und der Wampumgürtel, der seinen Tomahawk, sein Messer und seine Pistolen hielt, kündeten den kühnen Geist und den eisernen Arm an, während das Pantherfell, das ihm als Satteldecke diente, das Erlegen eines fast noch furchtbarern Feindes als das des grimmigen Indianers verrieth.

Sein Pferd, eine Mischung des schweren Conestoga mit dem leichten virginischen Renner, hielt Kopf und Schweif so stolz, als ob es wüßte, welch edlen Reiter es trage, und tanzte im tollen Uebermuthe an dem alten General vorbei, welchen der Jüngling ehrerbietig grüßte.

Ein Murmeln der Bewunderung durchlief die Bataillone, als dieser kräftige Reiter langsam an ihren Reihen vorüberritt und sein schäumendes, stampfendes Roß vor seinen Leuten anhielt, die sich angeschlossen hatten. Das Aufsehen, das seine Miene und Gestalt aber machte, wurde fast auf gleiche Weise von einem Zweiten erregt, der bisher vorausgeritten war, sich nun jedoch mit seinem kleinen indianischen Pony von den Uebrigen zurückzog, als habe er keine Gemeinschaft mehr mit ihnen.

Der Mann, den wir zuletzt erwähnten, war ein von der Sonne gebräunter junger Jäger, dessen schöne und regelmäßige Gesichtszüge so genau denen des Führers glichen, daß, wären es nicht ihre verschiedenen Ausschmückungen gewesen, welche sie von einander unterschieden, Beide sehr leicht hätten verwechselt werden können.

Wir haben in diesen Jünglingen die beiden Dewitt, Ernest und Rupert, vor uns und bei einer genauen Untersuchung waren nur die dunkeln Locken und der schwermüthigere Ausdruck in Ernest's Antlitze Das, was ihn etwas von dem braunen Haar und der heitern Stirne Rupert's unterschied. Der Erstere hatte sich, wie gesagt, von der Schaar in dem Augenblicke, wo sie hielt und sich in Reihen formirte, um in die Liste der Wayne'schen Armee eingetragen zu werden, abgesondert, lehnte sich auf seine Büchse, und sein einfaches, ledernes Jagdkleid stach ebenso gegen die bunten Farben derjenigen seiner Kameraden ab, als sein kleines, rauhhaariges Pferd gegen die glatten, schlanken Renner derselben. Auch sein Blick zeigte andere Empfindungen an, als sie in den Zügen seiner sorglosen Gefährten zu finden waren, und Auge und Lippen verriethen ein gemischtes Gefühl von Sorge und Verachtung, als er von der edeln Gestalt seines Bruders zu den steifen Regulären hinübersah, die nahe dabei aufmarschirt waren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Einen Beweis von dem früheren Reichthume Peru's gibt folgende Thatsache. Wenn ein neuer Gouverneur aus Spanien kam und zum ersten Male ausfuhr, liefen die Reichen in Lima aus ihren Häusern und streuten spanische Thaler auf seinen Weg, aber nicht einzelne Thaler, so wie bei uns bisweilen Blumen gestreut werden, sondern dicht — Pferde und Räder liefen auf Silber. Die Armen lasen dann die Thaler auf. War der Gouverneur beliebt, so wurde dieses Streuen nachher öfter wiederholt.

Erzherzog Stephan, der menschenfreundliche Fürst, machte dieser Tage mit einer Anzahl Kinder seiner Standesherrschaft Schaumburg auf eigens zu diesem Zwecke gemietheten kleinen Dampfbootchen die Reise von Coblenz bis Bingen und zurück, um jene Kinder durch eine Rheinreise für den Fleiß zu belohnen, den sie in der Schule ihres hohen Gönners bewiesen hatten.

Nach einem aus London eingegangenen Briefe hat sich ein Tischlermeister, der im Jahr 1849 an der Cholera darniederlag und bereits bis zu den Ellenbogen und Knieen abgestorben, den Tod fühlte, durch Extr. de Genièvre comp. aber gerettet wurde, durch dieses Mittel und Universal-Reinigungssalz auch gegen die Seekrankheit geschützt, so daß, trotzdem die Mitreisenden um ihn her von Erbrechen befallen waren, er nicht einmal Uebelkeit oder anderes Unwohlseyn empfunden hat. Er empfiehlt daher Seereisenden, sich mit diesem Mittel zu versorgen.

Auf der Leipziger Messe kam ein Berliner Stutzer zu dem berühmten Schneidermeister Pankraz Schmidt und wünschte einen Frack. Nach welcher Façon, frug Schmidt, ist er Ihnen gefällig, nach englischer, französischer oder deutscher? Der Berliner, welcher bei keiner der Großmächte anstoßen wollte, versetzte rasch: Machen Sie mir ihn neutral.

Im „Berner Tagblatt" kündigt ein Wirth mit Bezug auf die stattgehabte Versöhnung der Parteien Fusionswein und Fusionswürste an. Die letzteren dürften schmackhafter seyn als der erstere.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 76. Sonntag, 25. Juni 1854.

Die Zwillingsbrüder.

(Fortsetzung.)

Die neuen Rekruten wurden jetzt gemustert, und nachdem die Gesetze und Kriegsartikel verlesen waren, machte man noch mehrere Feldverordnungen bekannt, namentlich auch die Ordre, daß das Hinausgehen der Soldaten über jene Linie von Schildwachen als Desertion betrachtet und bestraft werden solle.

„Nein, beim Himmel!" rief Ernest, als der strenge Disciplinarbefehl verlesen war — „Rupert, mein Bruder, nimmer sollst Du solcher Sklaverei Dich beugen! Fort von diesem dachlosen Gefängnisse! Und wenn es Dein Leben ist, was sie wollen, laß sie es sich in den Wäldern holen, aber verpflichte Dich nicht diesen geschriebenen Gesetzen, die Ketten und Tod in jedem Buchstaben bergen. Fort, Rupert! fort aus dieser Knechtschaft!"

Und in den Sattel springend, noch ehe er diese Worte ganz ausgesprochen, faßte er den Zügel von seines Bruders Roß und suchte ihn fortzuziehen.

„Bei Washington's Seele! welch roher Bursche ist das!" rief der alte Wayne. „Nein, laß Dich nicht fortziehen!" setzte er gutmüthig lächelnd hinzu, da er sah, daß Rupert seines Bruders Leidenschaftlichkeit nicht theilte und der Andere sich besann und beschämt vom Paradeplatze wegwandte, als ein rauhes Lachen, durch sein Betragen hervorgerufen, an sein Ohr schlug. „Bei Washington's Seele!" fuhr der General, seinen Lieblingsschwur wiederholend, fort — „Ihr seyd ein paar prächtige Bursche, und wir brauchen solche zu nöthig, als daß es uns in den Sinn kommen könnte, mehr als Einen von Euch gehen zu lassen," und Rupert zu sich heranrufend, sprach er freundlich und herzlich zu dem Jüngling, in dem sichtlichen Streben, dadurch vielleicht in seinem Bruder einen neuen Rekruten zu werben; dieser hatte sich jedoch schon von dem Platze entfernt.

Die Musterung war vorbei, und sobald Rupert sein Quartier in Besitz genommen und nachgesehen hatte, daß seine Leute ordentlich versorgt waren, verließ er seine Kameraden, um seinem Bruder, der ihn nahe beim Lager unter einer Baumgruppe am Ufer des Flusses erwartete, Lebewohl zu sagen.

Ernest hatte seinen Gleichmuth wieder erlangt, aber obwohl er sich der Heftigkeit, die seinen Bruder vor wenigen Stunden in Verlegenheit brachte, schämte, so blieb doch seine erstgefaßte Meinung dieselbe und er wünschte von ganzem Herzen, daß Rupert keine Dienste unter General Wayne genommen hätte.

„Du wirst doch nicht noch heute nach Hause aufbrechen?" fragte Rupert endlich, um dem Gegenstande des Gespräches, über das sie sich in keinem Falle vereinigen konnten, eine andere Richtung zu geben.

„Noch diese Nacht, Rupert, sogleich!" erwiederte Ernest. „Ich weiß nicht, ob ich recht gethan habe, Euch so weit zu begleiten, aber wahrlich, ich wollte auch gern sehen, wie sich unsere Jäger unter den Regulären, die der „tolle Anton" zusammengebracht, ausnehmen würden."

„Warte nur, bis wir an's Fechten kommen, und der General wird bald sehen, wer seine besten Leute sind. Seine Regulären mögen in offener Feldschlacht wohl ganz vorzüglich seyn, aber ein Mann muß im Walde leben, um auch zu wissen, wie darin zu kämpfen."

„Ja, ja, es ist wohl wahr, ein Hund mag für einen Hirsch vortrefflich geeignet seyn, während er auf einer Pantherfährte keinen Pulver=

Digitized by Google

hornstöpsel werth ist; aber Du mußt bedenken," fuhr Ernest fort, die Augen traurig auf Rupert geheftet, „daß Du gerade so fechten mußt, wie es Dir der General befiehlt, was, wie ich glaube, ungefähr sagen will, daß wahre Männlichkeit hier für nichts gehalten wird."

Ein Ausdruck des Stolzes, vielleicht auch des Schmerzes, durchzuckte das Antlitz seines Bruders, als Ernest diese Worte sprach und, die Hand auf dessen Arm legend, mit dem gereizten Tone eines gefangenen Jägers fortfuhr: „Ja, Rupert, Du darfst als Soldat, was Du jetzt bist, selbst nicht Deiner Neigung folgen, dann und wann einen Hirsch zu erlegen."

„Glaub' es nicht, Ernest, meine Leute würden sich das nie — nicht von allen tollen Antons oder tollen Teufeln der Welt gefallen lassen."

„Du mußt aber, Bruder, Du mußt!" versetzte Ernest, und traurig den Kopf schüttelnd fuhr er fort: „Du fängst nun an einzusehen, warum ich mich nicht zu diesem Dienste verpflichten wollte. Ich bin ruhigeren Gemüthes als Du, und habe daher die Sache besser durchschaut; Du bist jetzt Einer von Wayne's Leuten, und der Himmel weiß, wann er Dich wieder loslassen wird."

Also zusammend sprechend, waren die Brüder eine kurze Strecke miteinander gegangen. Klar schien der Mond über ihnen und ein silberner Lichtstreifen zog sich die stillen Fluthen des Ohio entlang, als ob er sie weiter und weiter mit sich fortlocken wollte.

Endlich hielt es der bedächtige Ernest für nöthig, daß sie schieden, und seinen Pony fangend, der ihnen wie ein Hund den ganzen Weg gefolgt war, saß er auf und machte sich zum Abzuge fertig. Aber Rupert wollte den Bruder noch nicht ziehen lassen, denn es war hart für Die, sich zu trennen, die nie vorher von einander geschieden, im Rathe sowohl wie im Handeln stets Eins gewesen waren, und die nun zum ersten Male sich gerade da Lebewohl sagen sollten, wo ein starkes Herz und kräftige Arme dem Andern so nützlich seyn konnten.

„Ich denke, ich verlasse Dich noch nicht, Ernest, ich werde mit Dir bis zu dem Waldbache gehen; wir sind jetzt kaum außer Schußweite jenes Soldaten, der dort Wache steht.... Was für ein Ziel des Burschen Mütze von jenen Bäumen aus abgeben möchte!"

„Ja," sagte Ernest und hob seine Büchse, als die Muskete der Schildwache im Mondschein funkelte, „es reizt mich ordentlich, ihm das glänzende Gewehr aus den Fingern zu reißen, wenn es auch nur wäre, um ihnen zu zeigen, wie lächerlich es ist, solche Schießeisen in den Wäldern zu tragen.... Doch komm, die Zeit für solche Scherze ist vorbei. Willst Du noch weiter mit mir gehen, so laß uns eilen."

Sie erreichten den Bach, durchschritten ihn und vergrößerten immer mehr die Entfernung zwischen sich und dem Lager.

„Ich muß nun doch Abschied von Dir nehmen," sagte Rupert endlich und erfaßte die Hand seines Bruders; „aber ich wünsche, Ernest, daß Du meinen indianischen Gürtel und diese andern Zierrathen mit nach Hause nimmst, sie werden Dich manchmal an unsere Erlebnisse erinnern."

Als er so sprach, band er den Wampumgürtel um seines Bruders Hüften, und als er ihm die Kugeltasche über die Schultern hing, begegneten sich ihre Arme. Fest an einander gepreßt standen sie einen Augenblick, dann riß sich Rupert los und verschwand durch die Bäume des Waldes.

(Schluß folgt.)

Sebastopol.

Bei der Bedeutung, welche Sebastopol in dem zwischen der Türkei und Rußland entbrannten Kampfe hat, dürfte unsern Lesern eine genauere Schilderung desselben nicht ungelegen kommen. Die „Grenzboten" geben eine solche, indem sie sagen:

Von der südwestlichen Ecke der Krim erstreckt sich nach Westen gerichtet eine Halbinsel in das Meer, die bis zur äußersten Spitze fast drei Meilen lang und an den breitesten Stellen etwa $1^3/_4$ Meilen breit ist. Meeresbuchten, die von Norden und von Süden in das Land einschneiden und den Isthmus bis auf $1^1/_2$ Meilen verengern, und die Thalsenkungen, die als natürliche Verlängerungen derselben sich in das Innere ziehen und sich hier vereinigen, scheiden die Halbinsel, die wir den herakleotischen Chersones nennen wollen, auch von der Landseite scharf ab und geben ihr in physischer Hinsicht eine Sonderstellung, welche nicht ohne Einfluß auf ihre historischen Schicksale geblieben sind. Auf dieser in die Mitte des schwarzen Meeres hineinragenden, abgeschiedenen Landspitze hat schon im grauen Alterthum hellenische Kultur eine Stätte gefunden; hier erhielt sich bis tief in das Mittelalter hinein christlich-byzantinisches Wesen, während im nahen, taurischen Gebirge verrufene Räuber hausten und

Digitized by Google

unbändige Nomaden die krimischen Steppen durchzogen.

Die Halbinsel besteht aus einem nach Norden sich senkenden Plateau. Ihr nördlicher Rand ist von zahlreichen, parallelen, tief einschneidenden Meeresbuchten zerrissen, die, als trockene Klüfte in das Innere fortsetzend, das Felsenterrain tief durchfurchen. Die Landschaft ist steppenartig, eine dünne Schichte Pflanzenerde bedeckt das Gestein; die Vegetation ist ärmlich, nur im östlichen Theile zeigen sich einige Wäldchen, die äußersten Vorposten, welche das taurische Waldgebirge in die Steppe sendet. Weiter westwärts sieht man außer den spärlichen Baumgruppen, welche die vereinzelten Meierhöfe umgeben, nur wildes Gestrüpp in Klüften und an steilen Gehängen. In der traurigen Einöde entspringen nur zwei lebendige Quellen dem unfruchtbaren Gestein; die alten Griechen hatten sie sofort durch künstliche Wasserleitungen, deren Spuren noch heute erkannt werden, mit ihrem großen Emporion in Verbindung gesetzt.

Die Küste, die sich von dem westlichsten Vorgebirge, dem Cap Fanary, nach Südost wendet, ist durchaus unzugänglich und den Schiffen verderblich. Hier fällt das Plateau mit steilen und fürchterlich zerrissenen Wänden, oft 5—700 Fuß tief, in die See ab, gewährt nur hin und wieder einen schmalen, sandigen Strand dem Spiel der Wogen und tritt an andern Stellen, mit wilden Felsmassen gefährliche Vorgebirge bildend, kühn in das Meer hinein. Die beiden hervorragendsten Spitzen, Parthenion und Ajan Burun (das heilige Vorgebirge), deuten schon durch ihre Namen an, daß man hier das unwirthliche Gestade wieder gefunden zu haben glaubte, wo im Alterthum die wilden Taurer zu Ehren ihrer jungfräulichen Göttin erbarmungslos die unglücklichen Schiffbrüchigen vom Felsen stürzten, wo Iphigenia unter Barbaren ihr mildes Priesterthum verwaltete, wo Orest vor den Erinnyen Ruhe fand und wo sich zur Zeit der Blüthe des Hellenenthums ein Tempel erhob, in dem der versöhnende Geist des griechischen Volkes die barbarische Götterjungfrau, die strenge Artemis, und Agamemnon's sanfte Tochter gern vereinigt verehrte. In der That hat man auf der Felsenplatte im Innern der Bucht, welche durch die beiden Vorgebirge gebildet wird, seltsame Reste eines alten Mauerwerks gefunden, die, vereinzelt wie sie in dieser Einöde sind, nicht füglich einer menschlichen Ansiedelung, sondern nur einem Tempel angehört haben können; und zum Zeichen, daß diese schauerliche Felsenwildniß zu allen Zeiten religiöse Gefühle in der Menschenbrust angeregt hat, ruht auch jetzt hier in einer von dunkeln Basaltwänden eingefaßten Senkung, doch noch immer einige hundert Fuß über dem Meeresspiegel, ein griechisches Kloster, dem heiligen Georg gewidmet, eine kleine Kirche mit einer Kuppel und einfache, von Baumgruppen beschattete Häuschen, welche die Mönche sich einrichteten, als sie ihr hartes Troglodytenleben in den Felsenhöhlen der Umgegend aufzugeben sich entschlossen. Hier ist es auch möglich, an dem abschüssigen Gehänge zum Strande hinabzuklettern; doch findet die Neugier des Reisenden für das beschwerliche Unternehmen keinen andern Lohn, als die Erinnerung an die überstandenen Strapazen.

Oestlich vom Aja Burun bildet die Küste eine schroffe Felswand von 6—700 Fuß Höhe. Plötzlich öffnet sie sich. Ein schmales Fahrwasser, das kaum von zwei Schiffen zu gleicher Zeit benutzt werden kann, führt in eine schöne, geräumige Bucht, die durch steile Höhen auf allen Seiten so geschirmt ist, daß sich hier kaum die Welle kräuselt, wenn draußen der wildeste Sturm tobt. Die Bucht, die fast eine Viertelmeile in das Land einschneidet, markirt hier im Süden die östliche Grenze der Halbinsel. Sie ist sehr tief und würde den gesuchtesten Ankerplatz gewähren, wenn die Einfahrt an dieser gefährlichen Küste nicht so schwierig und bei unruhigem Wetter so gefährlich wäre. Gleichwohl ist sie den handeltreibenden Nationen seit uralten Zeiten bekannt gewesen; hier lag zur Griechenzeit Symbolon, ein oft erwähnter Ankerplatz; rechts auf den Höhen sieht man noch jetzt die gewaltigen Trümmer Kambelos, einer der mächtigsten Burgen, welche Genuas ritterliche Kaufleute an der taurischen Küste errichteten und mit heroischem Muthe bis auf den letzten Mann gegen den türkischen Sturm vertheidigten; im Hintergrunde zur Rechten steigen die Gebäude Balaklavas amphitheatralisch an, eines kleinen, von arnautischen Griechen bewohnten Fleckens, die Katharina die Zweite für die Dienste, welche sie ihr im Türkenkriege geleistet hatten, hier ansiedelte. Sie nähren sich von der Fischerei. Die kommerzielle Bedeutung des Platzes ist längst vernichtet; es war sogar eine Zeitlang den Schiffern verboten, in diesen Hafen einzulaufen, angeblich, weil er ein zu geeigneter Schlupfwinkel für Seeräuber wäre; jetzt ist er wenigstens bei Seegefahr den Schiffen geöffnet, die sich in ihn retten können. Wenn das heutige Sebastopol ein so bedeutender Handelsplatz wäre, wie seine Vorgängerinnen, das

Digitized by Google

herakleotische Chersonesos zur Zeit der Griechen und Cherson zur Zeit der Byzantiner, so würde sich die freie Benutzung des Hafens von Balaklava bald als ein dringendes Bedürfniß herausstellen, und da die von Osten kommenden Schiffe zur Umsegelung des Caps Fanary und zur Fahrt nach der Rhede von Sebastopol verschiedener Winde bedürfen, würde ihnen Balaklava, welches auf dem Landwege quer über die Halbinsel nur eine starke Meile von Sebastopol entfernt ist, häufig ein erwünschter Landungsplatz seyn.

Während die steile Südküste der Halbinsel nur von diesem einen Punkte den Schiffen zugänglich ist, hat die Natur an dem terrassenförmig abfallenden Nordrande verschwenderisch eine Reihe der schönsten und sichersten Buchten gebildet, von denen fast jede einmal im Lauf der Zeiten ein reges Leben geschaut hat. Gleich östlich vom Cap Fanary, das sich nur wenig über den Meeresspiegel erhebt, öffnet sich die weite Bucht von Fanary; sie theilt sich im Innern in drei gesonderte Buchten, von denen die westliche so weit in das Land einschreitet, daß sie die Spitze Fanary fast zur Insel macht. Hier lag die älteste griechische Ansiedelung, das alte Chersonesos, das schon im ersten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung ganz verlassen und zerstört war und von dem die Reisenden des vorigen Jahrhunderts nur unbedeutende Spuren entdecken konnten. Obgleich die östlichen Buchten einladender sind, so wählten dennoch die ersten hellenischen Ankömmlinge für ihre Ansiedelung die westlichste Spitze, vermuthlich, weil sie sich hier bei der geringen Breite der Halbinsel am leichtesten gegen die Angriffe der barbarischen Einwohner vertheidigen konnten. Die nächste kleine Bucht führt den Namen der runden; zwischen ihr und der folgenden, der Strelitzkaja (oder Bucht der Schützen), die wiederum tief in das Land einschneidet, lagen die Weinberge der Chersonesiten, denn der felsige, für den Ackerbau meist ungeeignete Boden der Halbinsel hatte die alten Griechen schon früh veranlaßt, an geeigneten Punkten die Kultur der Rebe zu versuchen, und für Chersonesos war der Weinbau von solcher Bedeutung, daß, nach einer alten, in den Trümmern der Stadt gefundenen griechischen Inschrift zu schließen, die Grenzregulirung der hiezu geeigneten Ländereien als ein besonders verdienstlicher Akt der Behörden betrachtet wurde. Den nächsten bedeutenden Busen bildet die Quarantänebucht. An ihrem westlichen Ufer und an der See lag das jüngere Chersonesos, das in den letzten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung und zur Zeit der Römer und Byzantiner blühte. Noch im vorigen Jahrhundert fanden die Reisenden das ganze Terrain mit Trümmern, Mauerresten und Schutthaufen bedeckt; bis tief in das Innere der Halbinsel hinein und nach ihrer westlichen Spitze zu erstreckten sich die Ueberreste der rechtwinkelig sich schneidenden steinernen Mauern, mit denen die Chersonesiten ihre Felder eingefaßt hatten, vermischt mit den Trümmerhaufen der längst zerstörten Villen und Meierhöfe. Jetzt ist namentlich auf dem Boden der eigentlichen Stadt wenig mehr als Schutt zu finden; die Mauerreste und Alles, was als Baumaterial nur brauchbar war, schleppten die Russen fort, als sie weiter östlich ihr Sebastopol und an der Bucht, am südöstlichen Ende der griechischen Stadt, die neue Quarantäne bauten. Seitdem das reine Hellenenthum untergegangen war, hat hier der Vandalismus über die Denkmäler vergangener Jahrhunderte geschaltet — Säulenschäfte, Architrave und Friese schöner griechischer Tempel wurden zu dem Mauerwerk byzantinischer Kirchen verwendet, wie man noch jetzt an den spärlichen Trümmern erkennt, und die hinsinkenden Paläste aus der Byzantinerzeit lieferten den Stoff zu den großartigen Bauten, von denen jetzt die Buchten Sebastopols umgeben sind.

(Fortsetzung folgt.)

Guter Rath.

Willst Du das Leben in Fülle genießen,
Freund, so befolge den einzigen Rath:
Suche mit Liebe und Lust zu ergründen,
Was jede Stunde Entzückendes hat.

Freu' Dich des Stäubchens im sonnigen Strahle,
Hasch' nach dem Glücke zu jeglicher Stund';
Laß Dich nicht schrecken durch's Antlitz des Schmerzes,
Küß auch der Schwermuth die Freude vom Mund.

Sauge am Leben mit Lippen der Biene,
Suche Dir mühsam den Honig hervor; —
Der nur, der unbenützt Alles läßt blühen,
Der ist im Garten des Lebens der Thor.

Freuden, die gibt es in Hülle und Fülle,
Wenn man die Ader nur glücklich entdeckt —
Wie die Metalle im Schooße der Erde,
Sind sie in Mitte der Leiden versteckt.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 77. Dienstag, 27. Juni 1854.

O lieb', so lang' du lieben kannst!

O lieb', so lang' du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst;
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang' ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenschlägt.

Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was du kannst, zu Lieb',
Und mach' ihm jede Stunde froh
Und mach' ihm keine Stunde trüb.

Und hüte deine Zunge wohl,
Bald ist ein herbes Wort gesagt.
„O Gott, es war nicht bös gemeint!"
Der And're aber geht und klagt.

O lieb', so lang' du lieben kannst,
O lieb', so lang' du lieben magst;
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Dann kniest du nieder an der Gruft
Und birgst die Augen trüb und naß
— Sie seh'n den Andern nimmermehr —
Ins lange, feuchte Friedhofgras.

Und sprichst: „O sieh' auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, daß ich gekränkt dich hab' —
O Gott, es war nicht bös gemeint!"

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: „Ich vergab dir längst!"

Er that's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort —
Doch still, er ruht, er ist am Ziel.

O lieb', so lang' du lieben kannst,
O lieb', so lang' du lieben magst;
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

Die Zwillingsbrüder.

(Schluß.)

Eilig seine Schritte dem Lager zuwendend, erreichte Rupert bald den Bach, und der Marsch einer halben Stunde hätte ihn zu den Kameraden zurückbringen können, aber des Schicksals Hand lag auf ihm, und von seiner Pflicht durch die starken Bande der Bruderliebe bereits abgelockt, wurde er noch weiter davon durch ein nicht weniger starkes Gefühl in der Brust eines Streifschützen getrieben.

Als er am Bache anhielt, um seinen Durst zu löschen, und sich niederbeugte, glaubte er die Spuren eines Indianers im feuchten Grunde zu sehen; er bog die Zweige, die den Fleck beschatteten, zurück, und das helle Mondlicht zeigte ihm bald, daß er sich nicht getäuscht.

Ein ordentlicher Soldat würde nun, sobald er die Spuren eines Spions in der Nähe des Lagers erblickt, dem commandirenden Offizier Bericht davon erstattet und es dem Vorgesetzten überlassen haben, die geeigneten Maßregeln zu ergreifen; aber kein solcher Gedanke kam in das Hirn des Jägers. Er hatte die Fährte eines Indianers gefunden und wußte jetzt nur zweierlei zu thun, erstlich ausfindig zu machen, welche Richtung Jener

Digitized by Google

genommen, und ihm dann selbst bis zum Tode zu folgen. Ein Schweißhund auf einer frischen Blutspur konnte derselben mit keinem größern Eifer folgen, als der junge Krieger auf dieser gefährlichen Streife bewies.

Es gehört nicht hierher, zu beschreiben, wie Rupert die Spur hier auf dem Felsen, wo der Indianer keinen Eindruck hinterlassen hatte, verlor, dort wieder in dichten Dornen seine Hände blutig kratzte, die Schlingpflanzen zu beseitigen, um der Spur zu folgen, und wie er endlich an einem Gießbache ankam, wo dieselbe total verschwand und er zum ersten Male seinen Gliedern Ruhe gönnte, sich hinstreckte und einschlief.

Wir wollen jetzt dem Bruder Ernest folgen, der am eigenen Körper die Gaben trug, die seinen Untergang bereiten sollten.

Er hatte kaum eine halbe Stunde von seinem Bruder Abschied genommen, als er sich als Gefangenen der Feldpatrouille sah, die beordert worden, den Deserteur Rupert Dewitt todt oder lebendig einzuliefern.

Nichts Schlimmes ahnend, ließ sich Ernest ruhig ergreifen; die mit Stachelschweinborsten verzierte Kugeltasche, der indianische Gürtel, dann die ungemeine Aehnlichkeit mit dem Bruder dienten den Leuten für die Echtheit ihres Gefangenen. Das Entsetzen aber, welches Ernest ergriff, als er die Ueberzeugung erlangte, daß seines Bruders Leben verpfändet sey, wurde fast wieder durch den freudigen Vorsatz, den der treue Bruder faßte, gehoben, nämlich seine Aehnlichkeit und den Irrthum der Verfolger zu benutzen und Rupert's Leben zu retten, indem er sich selbst an dessen Statt opferte.

Die Kameraden, die den Irrthum wohl hätten entdecken können, waren mit vielen Andern noch in derselben Nacht auf einen Streifzug ausgeschickt, da der General Kunde von umherstreifenden Spionen erlangt hatte. Auch das schnelle Verfahren, das in solchen Fällen galt, begünstigte des treuen Bruders Absicht.

Ein Kriegsgericht trat augenblicklich zusammen, um das Schicksal des Gefangenen zu entscheiden. Der Weg, den er genommen, die Entfernung vom Lager, in der er attrapirt worden, die Zeit der Nacht, die er gewählt, sich so weit von den gesteckten Grenzen zu entfernen, ja selbst die Thatsache, daß er seinen Renner im Stiche gelassen und sich auf einem indianischen Pony davon gemacht — Alles schien den Verdacht der Desertion zu bestätigen. — Doch wir wollen nicht länger bei diesen peinlichen Umständen verweilen, die damals und noch spät nachher durch das ganze westliche Land bald vertheidigt, bald angefochten wurden. Der Leser möge sich mit der nackten Wahrheit begnügen, daß der unter bösem Stern geborene Schütze verurtheilt wurde, erschossen zu werden.

Später als alle Umstände bekannt wurden, erschien es freilich als ein schrecklich übereiltes Gerichtsverfahren; obgleich man aber den General Wayne scharf tadelte, jenes jungen Mannes Todesurtheil unterschrieben zu haben, so wußten doch Soldaten sowohl als Civilisten, die den Zustand seiner Armee kannten, daß es einzig und allein dieses eine Beispiel war, das dieselbe verhindert hatte, sich gänzlich aufzulösen.

Der junge Jäger war so fest entschlossen, sich für seinen Bruder aufzuopfern, daß seine Pulse selbst dann nicht schneller schlugen, als ihm angekündigt wurde, er habe nur noch eine Stunde, sich zum Tode vorzubereiten.

„Je schneller es vorüber ist, desto besser für Rupert!“ rief er aus, als er wieder allein in dem Haftlokale war. Dann aber füllten sich seine Augen mit Thränen, als er an den Schmerz dachte, den sein theurer Bruder empfinden müßte, wenn er sein Schicksal erführe. „Gott!“ rief er aus, seine Hand fest gegen die Stirn gepreßt und in dem engen Raume auf und ab gehend — „wenn sie uns doch mit unsern Büchsen in den Wald ließen, ihre ganze Armee dürften sie abschicken, uns einzufangen!“ ... Die Züge des wilden Sohnes der Wälder durchzuckte eine grimmige Lust, indem er sich den Gedanken ausmalte, einer ganzen Armee in dem grünen Walde Trotz zu bieten und sie mit seinem einzelnen Arme nach und nach aufzureiben.

Dieser kühne Gedanke erweckte wieder einen andern Ideengang in ihm. „Wenn Rupert wüßte,“ sagte er, plötzlich in seinem Gange einhaltend, „wenn er nur ahnen könnte, was hier vorgeht, bald würde er Büchsen genug zusammen haben, mich selbst unter ihren Bajonneten wegzureißen! Doch das ist Wahnsinn!“

„Ja, das ist es, mein braver Bursche!“ antwortete der vor seiner Thür die Wache habende Militiamann, welcher die letzten Worte des Verurtheilten gehört hatte, während Diejenigen, die ihn zum letzten Gange führen sollten, schon nahe kamen.

Ernest preßte die Lippen zusammen und richtete sich, als er sich gegen das draußen aufmarschirte Detachement wandte, stolz in seiner ganzen Höhe auf. — Der Himmel hatte sich indessen umzogen, schwarze Wolkenmassen trieben in schweren Wogen

Digitized by Google

über den westlichen Horizont, fernhin zuckten leuchtende Blitze und dumpf rollender Donner verkündete den nahen Sturm — selbst die Natur schien den Mord eines ihrer treuesten Verehrer zu betrauern.

Der Verurtheilte ward jetzt vor das Lager auf einen steilen Abhang dicht am Rande des Flusses geführt; kaum einen Blick aber warf er, als er vortrat, auf die in Reih' und Glied stehenden Bataillone und nahm den Platz ein, den er lebend nicht wieder verlassen sollte.

Stolz allein schien die edlen Züge des Jünglings zu beseelen und sein trotziges Auge von den Massen abzuhalten, das in der That, von einem edlern Gefühle belebt, sich hinwegwandte, in der Furcht nämlich, von einigen der Kameraden erkannt zu werden und dadurch sein brüderliches Opfer vereitelt zu sehen. Allein Keiner von Denen, die so oft sein Halloh bei der fröhlichen Jagd ihm zurückgerufen, in seinen wilden Schlachtruf bei den indianischen Gemetzeln eingestimmt hatten, war da, das Ende des Freundes mit anzusehen. Achtung vor ihren Gefühlen, oder auch Furcht vielleicht, einen meuterischen Geist in diesen hitzköpfigen Rekruten zu erwecken, hatte den General bewogen, die Kameraden des zum Tode Verurtheilten bei der Exekution entfernt zu halten. Wie bereits erwähnt, waren Alle auf einen Streifzug ausgeschickt und geeignete Maßregeln getroffen worden, ihre baldige Rückkehr zu vereiteln.

Einmal, aber auch nur einmal, wagte Ernest, mit den Augen die langen Reihen der fremden Gesichter zu durchfliegen, und dann, während die Scenen fröhlicher Jugendzeit seinem Geiste vorüberschwebten, fühlte er eine unnennbare Pein im Herzen, zu denken, daß auch nicht Eines Freundes Auge Zeuge seines Todes wäre. Aber es war nur ein Augenblick. Der Gedanke, daß auch nur Ein Freundesauge seinen Tod verhindern und das Leben seines theuern Rupert gefährden könnte, gab ihm wieder die alte Kraft und Ruhe zurück, und er dankte Gott, daß es also war.

Ein Peloton Regulärer marschirte jetzt vor ihm auf und erwartete nur das Commandowort des Offiziers, als plötzlich ein seltsames Gemurmel durch die Reihen lief, die vor dem Lager aufgestellt waren. Es wurde für ein meuterisches Zeichen gehalten und beschleunigte nur den furchtbaren Augenblick. „Achtung!" hatte der Offizier bereits commandirt — jetzt erscholl es: „Feuer!" und in demselben Augenblick, als das Wort kaum seinen Lippen entflohen war, sprang eine Gestalt mit zerrissenem Jagdhemd, geisterhaftem Blick und verwirrtem, im Winde flatterndem Haar vor die tödtlichen Mündungen.

Es war Rupert. Er stieß einen durchdringenden Schrei aus — ob der Freude oder des Schmerzes, war unmöglich zu erkennen — und fiel dann taumelnd über Ernest, der seinen Geist aushauchte, als er zum zweiten Male das brechende Auge auf den Bruder richtete.

Beide hatten ein gleiches Schicksal — von einem und demselben Blei durchbohrt, starben sie zusammen, fest umschlungen, Brust an Brust.

Beide wurden in Ein Grab gelegt, und der Reisende, dessen Boot sich vielleicht dort dem nordwestlichen Ufer des Ohio nähert, wo noch jetzt die Spuren von Wayne's Lager zu erkennen sind, findet den schattigen Platz, unter welchem die Zwillingsbrüder aus dem Deaner Walde auch im Tode ungetrennt ruhen.

Sebastopol.

(Fortsetzung.)

Die bis jetzt erwähnten Buchten, von denen die Quarantänebucht über ein Jahrtausend ein viel besuchter Hafen war, dringen unmittelbar vom Meere südwärts in den herakleotischen Chersones ein. Die Ostküste der Quarantänebucht verlängert sich nordwärts zu einer Spitze, die mit einem ihr entgegenkommenden Vorsprunge der krimischen Halbinsel den Eingang zur größten Bucht bildet, welche sich ostwärts etwa $^{1}/_{4}$ Meilen weit in das Land erstreckt, bei einer durchschnittlichen Breite von 3—4000 Fuß. Dieses ist die große Bai oder die Rhede von Sebastopol. Ihr Eingang wird durch Felsenriffe, die von Nord und Süd vorspringen, verengert, doch ist die Einfahrt bequem und sicher; sie wird bei Nacht durch zwei im Innern der Bai auf Hügeln errichtete Leuchtthürme erleichtert, deren Feuer der Schiffer senkrecht über einander erblicken muß, wenn er das Fahrwasser innehalten will. Die Tiefe der Bai nimmt nach Osten zu allmälig ab und beträgt auf der ersten Hälfte ihrer Längenausdehnung neun bis zehn Faden. Von dieser geräumigen und gegen alle Stürme hinlänglich geschützten Rhede zweigen sich nun südwärts in den herakleotischen Chersones die eigentlichen Häfen von Sebastopol ab, die als Seitenzweige einer schon an sich sehr geschützten Bucht und in Anbetracht ihrer Tiefe und der Beschaffenheit ihres

Digitized by Google

Bodens unstreitig zu den sichersten und schönsten Häfen gehören, welche die Natur gebildet hat. Zunächst die Artilleriebucht, der Handelshafen des jetzigen Sebastopols, dann die Südbucht. Zwischen beiden und auf der östlichen Seite der Südbucht liegt die Stadt, amphitheatralisch auf den Terrassen erbaut, mit denen das Plateau des heraklcotischen Chersones zur Rhede abfällt. In Folge dieser Bauart gewährt Sebastopol von der Rhede aus einen imposanten Anblick, das Auge umfaßt das Ganze der Stadt, kein hervorragendes Bauwerk entzieht sich dem Blick, und die bedeutendsten, Zeughäuser, Kasernen, Gebäude der Admiralität u. s. f., präsentiren sich um so bequemer, als sie unmittelbar am Gestade liegen. Man hält die Stadt, wenn man sich ihr von der Seeseite nähert, für beträchtlicher, als sie ist; sie zählt jetzt etwa 45,000 Einwohner, aber sie occupirt mit ihren weiten Straßen ein ziemlich ausgedehntes Terrain. Bei genauerer Bekanntschaft verliert die kokette Schöne viel von ihren anscheinenden Reizen. Die Wohnhäuser sind nicht ungefällig, doch unbedeutend; — der Staub, der von den Kalkfelsen hergetrieben wird und in den breiten Straßen umher wirbelt, ist wahrhaft unerträglich. Desto entzückender ist die Aussicht, die man von dem höchsten Punkte der Terrasse genießt; wenn man sich hier nordwärts wendet, schweift der Blick über die ganze Stadt und über die stillen Meeresbuchten, auf denen die stolzen Gebäude der russischen Kriegsflotte ruhen.

Die Südbucht bildet den eigentlichen Kriegshafen, in dem die Kriegsschiffe armirt und desarmirt werden. Sie erstreckt sich 3/8 Meilen südwärts in das Land, ist durchschnittlich 1200 Fuß breit, so still wie ein Teich und so tief, daß an einigen Stellen große Dreidecker fast am Lande anlegen können. Hohe Kalksteinfelsen schirmen sie gegen alle Winde. Tiefer im Innern der Bucht liegt eine Reihe alter, seeuntüchtiger Kriegsschiffe, die zum Theil als Magazine benutzt werden, zum Theil einigen tausend Galeerensträflingen, welche man zu den Marinebauten verwendet, als Aufenthaltsort dienen.

An der östlichen Seite der Südbucht zweigt sich von ihr wiederum die sogenannte Schiffsbucht ab, die etwa 2500 Fuß lang ist und in Friedenszeiten einen Theil der desarmirten Kriegschiffe aufnimmt. Im Innern derselben hat man mit ungeheuerem Kostenaufwande zur Reparatur der Schiffe Docks (Werften) angelegt, fünf Reservoirs von verschiedener Größe, eins für Linienschiffe von 120 Kanonen, zwei für Linienschiffe von 80 und zwei für Fregatten von 60 Kanonen. Ein Franzose, Raucourt, hatte den Plan zu dem gewaltigen Unternehmen entworfen und seine Kosten auf sechs Millionen Rubel veranschlagt. Die Höhe der Forderung schreckte ab. Da erbot sich der Engländer Hupton, das Werk in fünf Jahren für dritthalb Millionen zu Stande zu bringen, und am 17. Juni 1832 wurden die Arbeiten begonnen. Bald zeigte sich, daß weder der Zeit- noch der Kostenpunkt hinlänglich veranschlagt war; alljährlich arbeiteten 20—30,000 Mann, theils Soldaten, theils Sträflinge, unter unsäglichen Schwierigkeiten an dem kostspieligen Werk; der feine Staub, der sich von dem bearbeiteten Kalkstein loslöste und mit dichten Wolken die unglücklichen Menschen umhüllte, rief bald eine furchtbare Plage hervor, die ägyptische Augenkrankheit, deren Wirkungen so schnell sind, daß Derjenige, der von ihr befallen wird, oft in 24 Stunden die Augen einbüßt.

So schritt das Werk langsam fort; im Jahre 1841, als der berühmte Geolog Hommaire de Hell Sebastopol besuchte, war noch nicht die Hälfte vollendet und schon hatten die Arbeiten neun Millionen verschlungen. Die Art der Ausführung hat den Beifall des Kaisers gefunden; sachverständige Personen haben indeß manche Bedenken geäußert. Sie tadeln, daß man für ein so bedeutendes Werk kein solideres Material verwendet hat, als den mürben Kalkstein, der sich bequem wie Holz mit Beil und Säge bearbeiten läßt, den Einwirkungen des Wassers und der Temperatur aber so geringen Widerstand leistet, daß die aus einem ganz ähnlichen Material errichteten Häuser Odessa's schon nach 15 oder 20 Jahren den Anblick verwitternder Ruinen gewähren; nur zu den Ecken der Wände hat man Granit oder Porphyr verwendet.

(Schluß folgt.)

Sylben-Räthsel.

Die erste Sylbe fährt herunter,
Die and're selbst bedeutet herunter,
Am letzten Paare geht's hinauf,
Am Ganzen geht herab der Lauf.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 78. Freitag, 30. Juni 1854.

Die Geschwisterkinder.

Von W. O. v. Horn.

1.

„Was doch immer und ewig drüben in des alten Wilken's Hause ein Streit ist!" sagte der Kaufmann Lorenz, ein getreuer Nachbar und guter Freund des alten Kanzelisten Wilken, mit betrübter Miene. „Ich kenne die frommen, guten Alten so genau und weiß, wie schmerzlich ihnen das seyn muß; aber wenn die zwei Burschen nicht getrennt werden, thut's wahrlich nicht gut."

Riekchen, seine Tochter, beugte tiefer das Angesicht zu der kleinen Schwester, die sie ankleidete, und seufzte tief. Sie hätte es jetzt um kein Gut der Erde haben mögen, daß der Vater in ihr glühendes Angesicht schaue. Ach, sie wußte es ja leider, wo der Grund des steten Haders da drüben lag, und konnte ihn doch nicht heben!

Da drüben wohnten nämlich die alten Wilkens, Leute, die im wohlbegründeten Rufe strenger Rechtlichkeit, wahrer Frömmigkeit, aber auch dürftigen Einkommens standen. Der alte Mann war bei dem Gerichte Schreiber und hatte den alten Titel Kanzelist. Sein Einkommen reichte kaum hin, seine Familie zu ernähren, die aus ihm, seiner Frau und zwei Enkeln bestand, welche die Großeltern erzogen hatten.

Nur zwei Kinder hatte ihnen Gott gegeben, die sie mit Treue und großen Opfern erzogen hatten, und beide waren gestorben. Der Sohn war Lehrer an der lateinischen Schule der Stadt gewesen und glücklich mit einer Verwandten des Kaufmannes Lorenz verheirathet, aber eine herrschende Krankheit hatte ihn und seine treffliche Frau in kurzer Zeit dahingerafft. Den Großeltern blieb der kleine Sohn, eine vierjährige Waise, als Erbe ihrer Liebe.

Die Tochter hatte gegen den Willen der Eltern einen Kaufmann geheirathet, der seines windigen und leichtfertigen Wesens wegen nicht geachtet war, aber sich des Mädchens Liebe erschlichen hatte. Er errichtete sein Geschäft; aber bald zeigte er seine wahre Gesinnung, mißhandelte das arme Weib, weil sie ihm keine reiche Mitgift gebracht und seine Spekulationen im Handel schief ausfielen. Den Eltern konnte die Arme ihr Leid nicht klagen, weil sie von der Verbindung abgerathen hatten. Sie trug es stille, bis das Herz brach, als ihr Gatte Bankerott machte. Er ging, da der Bankerott ein spitzbübischer war, heimlich durch nach England und von dort nach Amerika und war gänzlich verschollen; aber die armen Großeltern erbten, außer Scham und schwerem Kummer, den fünfjährigen Sohn der unglücklichen Tochter.

Beide Knaben, der Sohn des Sohnes hieß Fritz, der Sohn der Tochter Franz, erzogen die gebeugten Großeltern mit gleicher Sorgfalt und Liebe; aber bald zeigte sich in beiden Geschwisterkindern eine so grundverschiedene Natur und eine sich gegenseitig abstoßende Widerwilligkeit, daß sie eine Quelle tausendfacher Leiden für die guten alten Leute wurden.

Fritz war ein Knabe von reichen Anlagen und Gaben des Geistes und Herzens, aber hitzköpfig und feurig. Er war schön und sein Aussehen blühend und frisch, kräftig und fest seine Gestalt. Schon in dem Knaben war der sichere Blick zu erkennen und das Vermögen, jede Sache an der rechten Seite anzufassen. Er machte in der lateinischen Schule ebenso schnelle Fortschritte, wie er sie früher in der Elementarschule gemacht hatte, und zeichnete sich besonders in der französischen Sprache aus, die damals die größte Bedeutung hatte, da die Stadt auf dem linken Rheinufer lag und die Franzosen dies schöne

Digitized by Google

deutsche Land vom Herzen des großen Vaterlandes abgerissen und es mit Frankreich verbunden hatten.

Der alte Wilken ging mit seinem lieben Nachbar Lorenz zu Rathe, was er aus Fritz machen solle, an dem besonders der Großeltern Herzen hingen, und der rieth, ihn Kaufmann werden zu lassen, nahm ihn dann in die Lehre, und zwar auch wie man sagt: „um Gottes willen", oder „aus Freundschaft", was gleichbedeutend mit „umsonst" ist. Wohnung und Kost hatte er ohnehin drüben bei den Großeltern.

Franz war ein versteckter, tückischer, boshafter Bube, der seinem Vetter Fritz, wo er konnte, hinterrücks Eins versetzte, weil er ihn überall überflügelte, in der Schule und im Wohlwollen der Menschen. Auf ihm lag ohnehin der Fluch des schlechten Namens seines Vaters, und das ist ein entsetzliches Erbtheil für die Kinder — sie leiden darunter, wenn auch tausendmal unschuldig; es ist so die Art der Welt. Aber Franz that auch Nichts, was dies Erbtheil hätte vergessen machen können.

Alle Tage kamen boshafte Streiche zu Tage. Alle Kinder seines Alters beklagten sich über ihn und über das Nachhalten seines Zorns und seines Hasses bis zur gelegenen Stunde, wo er sich rächen konnte. Auch sein Aeußeres hatte Nichts, was ihn angenehm hätte machen können. Dennoch wußte er, wo es galt, sich durch eine kriechende Schmeichelhaftigkeit beliebt zu machen.

Erst in den letzten Schuljahren arbeitete er aus Ehrgeiz sich Fritz nach. Was aus ihm werden sollte, war des alten Wilken nicht geringe Sorge.

Eines Tages ging Wilken am Hause des Posthalters vorüber, der auch zugleich die Ausgabe der Briefe besorgte.

Der Posthalter hatte seinen Sekretär verloren, der Soldat hatte werden müssen, und war nun in Verlegenheit, weil er eines guten Schreibers und Rechners bedurfte. Der Rektor der lateinischen Schule, den er um Rath gefragt, hatte ihn auf Wilken's beide Enkel, besonders auf Fritz, aufmerksam gemacht.

„Herr Kanzelist," rief der Posthalter aus dem Fenster, „haben Sie nicht einen Augenblick für mich?"

Der alte Wilken entblößte höflich sein schneeweißes Haupt und trat hinein.

Da rückte denn der Posthalter mit der Bitte hervor, ihm den Fritz zum Schreiber zu geben; sagte ihm, daß er sogleich eine anständige Vergütung erhalte, zumal, wenn er im Hause des Großvaters schlafen und essen könne, und zeigte ihm noch größere Vortheile, in der Zukunft selbst ein sicheres Fortkommen im Postfache.

Wilken mußte ihm sagen, daß er in diesen Tagen Fritz in die Lehre zu Kaufmann Lorenz gethan habe; daß aber Franz dazu noch besser zu gebrauchen seyn möchte, weil er eine weit schönere Hand als Fritz schreibe und ein sehr guter Rechner sey.

Wenn auch der Junge dem Posthalter nicht gefiel, so biß er doch in den sauern Apfel, weil er eben keinen süßen hatte, und nahm ihn an. Ausgemacht wurde aber, daß der Lohn in des Großvaters Hand fließe und der Junge gar nichts davon wissen dürfe, weil es sonst Veranlassung zu bösen Wegen werden könne.

Als der Großvater heim kam und die Nachricht dem Franz mittheilte, hüpfte sein Herz vor Freude. Er wurde schon Schreiber, und der verhaßte Fritz war Lehrjunge! Das kitzelte seinen Hochmuth.

Der Großvater empfahl ihm, sich durch Fleiß, Treue und Zuvorkommenheit des Posthalters Zuneigung zu erwerben, und schon am andern Tage ging Franz hin. Nach einem Monat erklärte der Posthalter, er sey mit dem jungen Menschen vollkommen zufrieden.

Durch seine Augendienerei wußte er sich bei dem schwachen Manne so einzuschmeicheln, daß er ihn bei seinen Vorgesetzten auf's Beste empfahl und Franz die schönsten Aussichten für die Zukunft gewann.

Im Hause der Großeltern dauerte aber der Hader beider Enkel fort, selbst als sie zu reiferen Jahren gelangten. Außer der natürlichen Verschiedenheit ihrer Gemüthsart lag noch ein anderer Grund dieses Haders, dieser tiefgewurzelten Abneigung, im Geheimen, und darum wußten nur Drei — Fritz, Franz und Riekchen.

Sie waren von frühester Jugend Gespielen, fast einzige Gespielen, denn sie waren ja Nachbarskinder, und in des Herrn Lorenz Hofe hinter dem Hause, in den Schuppen und Ueberdächern waren Spielplätze, wie sie die Welt nicht schöner hatte.

Aber schon in den Tagen der Kindheit entschied sich die Zukunft. Riekchen und Fritz waren Ein Herz und Eine Seele, und Franz war überall der neidische Spielbrecher, der Störefried und Streithahn; dennoch spielten sie zusammen. Ueber nichts aber ärgerte sich Franz mehr, als über die Vertraulichkeit, Einigkeit und Liebe Riekchens mit Fritz.

Digitized by Google

Was ein Dörnchen werden will, das spitzt sich frühe, sagt ein Sprüchwort, und das fand nun auch hier seine vollste Anwendung, theils auf die Gemüthsart des Franz, theils auf die Verbindung der Herzen Riekchens und Fritzens; aber das war das Sonderbare, daß, je mehr sich Riekchen von Franz abwandte, desto mehr sein Herz sich zu ihr neigte.

Das blühendschöne Kind wurde eine überall bewunderte Jungfrau. Nicht blos ihre Schönheit, ihre Sittsamkeit, Demuth, Häuslichkeit erwarben ihr Liebe und Werthschätzung.

(Fortsetzung folgt.)

Sebastopol.

(Schluß.)

Da Ebbe und Fluth auf dem schwarzen Meere wenig oder gar nicht bemerklich sind, hatte es eine besondere Schwierigkeit, die Reservoirs mit Wasser zu speisen. Die schlimmste Plage der Schiffe in den Gewässern Sebastopols ist der gefährliche Schiffsbohrwurm (teredo navalis), der sich hier in unglaublicher Menge findet und die durchschnittliche Lebensdauer der russischen Kriegsschiffe auf acht Jahre verkürzt, während die englischen und französischen wenigstens doppelt so lange dem Wasser trotzen. Vorzüglich um diesem kleinen, aber verderblichen Feinde zu entgehen, entschloß man sich, die Tschernoi-Retschka, einen ziemlich wasserreichen Bach, der in das Innere der Bai von Sebastopol mündet, hierher zu leiten. Obgleich dieses Werk bei den großen Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, wohl erwogen seyn wollte, überzeugte man sich doch erst, als es bereits halb vollendet war, daß das trübe Wasser des Baches der Lieblingsaufenthalt des gefürchteten Bohrwurms ist. Nach mehrjährigen Anstrengungen wurde das bedeutende Werk vollendet: ein Kanal von dritthalb Meilen Länge, dessen Bett in den Felsen gehauen werden mußte. Dreimal ist man genöthigt gewesen, ihn über Ravins, welche das Plateau durchfurchen, durch Aquädukte zu führen, die auf Bogen ruhen und zusammen eine Längenentwickelung von fast 1000 Fuß besitzen; und zweimal mußte man in vorliegenden Höhlen Tunnel graben, an deren einem man von den entgegengesetzten Seiten aus allein 15 Monate lang gearbeitet hat. Der Punkt, an dem man das Wasser abgeleitet, liegt 62 Fuß über dem Niveau der großen Bucht, die Docks liegen 30 Fuß über der Bai, der Kanal hat demnach auf seine Länge von 18 Wersten ein Gefälle von 32 Fuß. An seinem Rande sind 11 Wachthäuser errichtet, in der geschmackvollen Form achteckiger Pavillons.

Bei einem Blick auf die vielfach sich verzweigenden Buchten überzeugt man sich bald, daß die Natur die Vertheidigung Sebastopols ungemein erleichtert hat. Durch Errichtung von Batterieen, die den Eingang der Buchten beherrschen, war es möglich, diesen Kriegshafen zur See fast unangreifbar zu machen, und wenn Rußland dies Ziel nicht vollständig erreicht haben sollte, kann der Grund nur in der Mangelhaftigkeit liegen, in welcher die Vertheidigungsarbeiten des Hafens ausgeführt sind.

Am Eingange der großen Bai erhebt sich zunächst auf der Nordküste das Fort Konstantin, auf der Südküste zwischen der Quarantäne- und Artilleriebucht das Fort Alexander — jedes mit 250 bis 300 Feuerschlünden bewaffnet, in drei Reihen über einander. Sie bestreichen den Eingang in die Rhede, dessen Fahrwasser überdies durch Ketten gesperrt ist.

Bastionen von gleicher Furchtbarkeit schirmen in zweiter Linie den Eingang in die Südbucht, westlich die Batterieen der Admiralität, östlich auf dem Paulskap das Fort Nikolas mit seinen 260 Geschützen.

Sollte es möglich seyn, dem Feuer der Forts zu entrinnen, welche die Einfahrt in die Rhede bedecken, so scheint doch jedem Versuch, in die Südbucht zu dringen, ein sicheres Verderben zu drohen.

Dennoch ist die Gefährlichkeit dieser Vertheidigungsmittel von sachkundiger Seite aus Gründen bezweifelt worden, die theils aus ihrer Lage, theils aus ihrer Bauart hergeleitet sind.

Sämmtliche Forts liegen ziemlich hoch über dem Wasserspiegel, und Hommaire de Hell bezweifelt, daß namentlich die höher placirten Geschützreihen den Rumpf der Schiffe, welche den Eingang forciren wollen, verwunden können. Es ist jedoch kaum glaublich, daß man bei der Anlage der Forts einen so bösen Fehler begangen haben sollte. Bedenklicher erscheint uns der Umstand, daß die Forts aus dem bereits erwähnten Kalkstein errichtet sind und daß die Stärke der Mauern und Gewölbe durchaus keinen Ersatz für die Unsolidität des Materials liefert. Der berühmte Geolog ist der Ansicht, daß diese stolzen Bauten, wenn alle ihre Geschütze spielten, vom Donner der eigenen Kanonen zusammenstürzen würden, und er

Digitized by Google

beruft sich auf die im Fort Konstantin angestellten Versuche, wo die Mauern schon nach den ersten Schüssen Risse bekamen. Die Geschütze stehen ferner in einer Reihe von Kammern, die unter einander und durch eine Thür im Hintergrunde mit einem Corridor zusammenhängen. Aber damals (1841) war so wenig für Zugluft gesorgt worden, daß sich die Räume und Gänge, sobald einige Kanonen gelöst waren, sogleich mit Pulverdampf anfüllten und die Bedienung der Geschütze ungemein erschwert wurde. Es ist uns nicht bekannt, in wie weit man seitdem diesem Uebelstande abgeholfen hat. Aber bei der großen Gunst der natürlichen Verhältnisse scheint es uns nicht schwer zu seyn, die gewiß an sich furchtbaren Befestigungen durch Anlagen neuer Küstenbatterieen dergestalt zu verstärken, das dies Asyl der russischen Flotte vom Meer aus völlig unangreifbar wird, und es hat der russischen Regierung wenigstens nicht an Zeit gefehlt, die erforderlichen Maßregeln zu treffen. Die Kriegsschiffe „Vauban" und „Retribution", die im verflossenen Monat sich der Rhede Sebastopols näherten, scheinen über Das, was sie gesehen haben, nicht sehr erfreut gewesen zu seyn.

Die Verbündeten werden daher ihr Augenmerk auf einen Angriff von der Landseite richten müssen, wenn sie sich dieses Hafenplatzes bemächtigen wollen. Es ist zwar anzunehmen und einige Zeitungsnotizen sprechen auch davon, daß die Russen die bisher ganz offene Stadt auch nach der Landseite hin mit Vertheidigungsanstalten versehen haben; allein die Natur des Terrains begünstigt einen Angriff der Stadt von der Landseite ungemein, da das Plateau des herakleotischen Chersones, wie schon bemerkt, sich von Süd nach Nord abdacht und Sebastopol selbst auf einer nach der Bai abfallenden Terrasse liegt. Die Stadt und die Südbucht werden überall von Höhen beherrscht, welche einen Angriff sehr erleichtern.

Dagegen ist die Ausschiffung von Truppen auf dem herakleotischen Chersones mit Schwierigkeiten verknüpft. Sie ist auf der Südküste ganz unmöglich. Der Hafen von Balaklava kann leicht vertheidigt werden, und von den zahlreichen Buchten der Nordküste kommt eigentlich nur die westlichste, die Bucht von Fanary, in Betracht, da die Quarantänebucht von den Kanonen des Fort Alexander bestrichen wird und die tiefe, aber schmale Schützenbucht (Strelitzkaja) durch Batterieen hartnäckig vertheidigt werden kann. Die Bucht von Fanary hat, ehe sie sich nach Süden in drei Arme verzweigt, namentlich in ihrem östlichen Theil, in ganz geringer Entfernung von der Küste noch eine Tiefe von 10 Faden, und hier dürfte eine Truppenlandung nach Zerstörung der dort errichteten Strandbatterieen möglich seyn.

Außerhalb des herakleotischen Chersones wäre in der Krim der Hafen Jalta der Landungsplatz, der Sebastopol am nächsten liegt. Aber die von hier über Sympheropol nach dem Kriegshafen führende Straße läuft eine Strecke in einem Engpaß, der das taurische Gebirge durchschneidet. Er ist neuerdings stark befestigt worden und so leicht zu vertheidigen, daß ein Vordringen auf diesem Wege zu den Unmöglichkeiten gehört. Die unsichere Rhede von Koslof und der treffliche, auch für Kriegsschiffe geeignete Hafen Feodosias sind weiter von Sebastopol entfernt; jene auf geradem Wege etwa 10, dieser über 20 Meilen. Beide Punkte bedürften sehr starker Vertheidigungsmittel, um eine Landung feindlicher Truppen erheblich zu erschweren; aber sie besitzen sie nicht und können diesen Mangel im Moment auch nicht ersetzen.

Sebastopol ist mit Nikolajew durch den Telegraphen verbunden. Die Entfernung beider Punkte auf dem Landweg mag etwa 50 Meilen betragen.

Mannigfaltiges.

In der Nähe des Westend bei dem Schlosse Claremont ist unlängst eine schaudervolle That verübt worden. Die Frau eines Gartenbeamten des Schlosses hat nämlich ihren sechs Kindern, wovon das älteste zwölf Jahre und das jüngste kaum fünfzehn Monate alt war, in der Nacht mit einem Rasirmesser den Hals abgeschnitten. Nach dieser schrecklichen That wollte sie sich selbst entleiben, was ihr aber nicht gelang, indem ihre Halswunde nicht tödtlich ist. Sie scheint die That in einem Wuthanfall verübt zu haben, weil ihr Mann, der Beweise ihrer Untreue hatte, vor wenigen Tagen sie verließ und eine andere Wohnung bezogen hatte.

Auflösung des Sylben-Räthsels in № 77:
Blitzableiter.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 79. Sonntag, 2. Juli 1854.

Die Geschwisterkinder.

(Fortsetzung.)

Was im Herzen der Kinder als stiller Keim geschlummert hatte, das bildete sich in reiferen Jahren zu heißer und inniger Liebe aus. Kaufmann Lorenz, Riekchens Vater, hatte nichts dagegen. Zwar sagte er nichts, aber er liebte Fritz wie seinen Sohn, lobte ihn nach Verdienst und stand mit den Großeltern seines zum Gehilfen aufgestiegenen Lehrlings in den vertrautesten Verhältnissen.

„Wenn auch Fritz kein Vermögen hat," sagte er zu sich, „so hat er Kopf und Herz auf dem rechten Flecke, versteht seine Kaufmannschaft wacker, kennt die Buchhaltung und Alles, was darauf einschlägt, und ist kein Spekulant, wie des Franz Vater war, sondern verständig, und wo es gilt, rasch und entschieden. Dabei ist sein Leben ohne Flecken, sein Herz treu und gut, und die jungen Leutchen haben sich von Kindesbeinen an lieb. Was sollt' ich da gegen die Verbindung haben? Wär' er nur aus dem Militärzuge! Liebster Gott, wie schlimm wäre es, wenn er sich festlos'te! Denn da kommt Keiner wieder, er sey denn zum völligen Krüppel gehauen oder geschossen."

Aus diesem Selbstgespräche des Kaufmanns Lorenz konnte man wohl merken, daß das schöne Riekchen nicht weit davon war, des Fritz Wilken Braut zu seyn. Jedermann wußte das auch, freute sich des bildschönen Paares und gönnte dem jungen Manne das Glück einer reichen Partie, wie die Leute sagen.

Nur Einer gönnte ihm das schöne, treffliche Mädchen nicht, weil er sie auch mit einer glühenden Leidenschaft liebte, und dieser Eine war Franz, der sich vom Militär, Gott weiß wie, durch des Posthalters Hilfe frei gemacht, und durch desselben Vermittelung, weil er ihn nicht missen konnte, zum wirklichen Postsekretär ernannt worden war.

Das war in der That für den jungen Mann ein unerwartetes großes Glück; allein das sollte bald noch größer werden. Man fand es für gut, in der Verwaltung die Briefpost von der Fahrpost zu trennen, und da Franz gut empfohlen war und seinen Dienst nicht nur gut verstand, sondern bisher auch treu und gut geführt hatte, so wurde er Expeditor und provisorischer Verwalter der Briefpost, und damit erhielt er eine Stellung, die eine kleine Familie, deren Ansprüche bescheiden waren, ernähren konnte.

Die Großeltern freuten sich darüber, obwohl Franz, seit er Postsekretär geworden, diese selten besuchte und nicht im Mindesten daran dachte, von seinem Gehalte ihre alten Tage zu verschönern. Er wohnte in einer gemietheten Stube und aß im Wirthshause. Obgleich nun das die guten Alten tief kränkte, so konnten sie es doch nicht ändern.

Franzens Anstellung erfolgte in dem Jahre, als Fritz, den er überall mied und, wo er mit ihm zusammentraf, höhnte und neckte, in die Ziehung kam, was so viel heißt, als militärpflichtig wurde.

In den Herzen Derer, die dies näher berührte, war große Bangigkeit vor diesem Zeitpunkt, und nicht umsonst; denn Fritzens unglücklicherweise zitternde Hand zog eine Nummer aus dem ersten Hundert: er mußte also ohne Gnade und Barmherzigkeit marschiren.

Als er mit dieser Kunde bleich und zitternd vom Rathhause heimkam, war der Jammer der Großeltern dem Riekchens und ihres Vaters völlig gleich. Aber Franz hatte Mühe, seine Freude zu verbergen, als er dies erfuhr.

Digitized by Google

Die Tage, die Fritz noch im Kreise der Seinigen verweilte, flossen hin in der Gemeinschaft mit ihnen. Er wollte ja noch die Stunden auskaufen. Endlich schlug die schwere Stunde des Scheidens. Es war — hundert gegen Eins — die Scheidestunde für diese Welt!

O, da mag jedes gefühlvolle Herz unter den Lesern es sich denken, wie es den Großeltern, die am Rande des Grabes standen, wie es Herrn Lorenz war, der so große Hoffnungen auf Fritz gesetzt, wie es endlich um Riekchen stand, die ihn so treu liebte. Alles, was sie sich geträumt hatten von ihrem nahen Glück, es war zertrümmert!

Fritz eilte endlich, sich losreißend, hinweg.

„Schreibe oft," riefen sie Alle noch ihm nach, „und Gott schütze und behüte Dich!"

Wie im Taumel eilte er hinweg. Die Trommel rasselte und die Rekruten marschirten ab. Thränende Augen sahen ihnen nach; Segenswünsche begleiteten sie. Nur Ein Auge sah mit Freude dem Zuge nach und kein Segenswunsch stieg aus dem Herzen auf, zu dem es gehörte.

Das Depot oder der Ort, wo die Rekruten des Regiments, zu dem Fritz bestimmt worden war, ausgebildet und einexercirt wurden, war Straßburg. Das Regiment aber stand in Spanien. Sobald sie eingeübt waren, kannten sie ihre Bestimmung. Es war der mörderische Vertilgungskampf in Spanien, der sie erwartete.

Ueber den beiden Familien lag eine tiefe Trauer. Riekchen ging gar nicht mehr aus. Ihr einziger Gang war zu den betrübten Großeltern, und wenn sie dahin kam, mußte sie trösten, die doch des Trostes ebenso sehr bedurfte, als sie.

Es war recht auffallend: seit Fritz weg war, kam Franz wieder täglich zu den Großeltern, und was ihnen noch mehr auffiel, war das, daß er mit großer Liebe und Theilnahme von ihm redete und meist die Briefe, die er schrieb, selber den guten Alten brachte, auch sich allemal mit großer Theilnahme nach ihm erkundigte.

Traf er Riekchen, so erwies er ihr große Aufmerksamkeit und verhehlte die Liebe gar nicht, die er zu ihr fühlte. Die Großeltern söhnten sich in ihrer Gutmüthigkeit und Arglosigkeit mit ihm aus. Riekchen sah tiefer und ihr Abscheu wuchs mit jedem Augenblick, indem sie seine Absichten mehr und mehr durchschaute.

So lange Fritz in Straßburg war, kamen seine Briefe regelmäßig an, und ihre Ankunft war ein Freudenfest; aber während des Marsches nach Spanien blieben sie aus. Aus letzterem Lande kamen sie nur selten; als aber die Franzosen nach Portugal zogen, um den Engländern zu wehren, da blieben sie ganz aus. Die Nachrichten aus dem Lande des Krieges waren überhaupt in eben dem Maße selten und kümmerlich, in dem die Lage der Franzosen sich verschlimmerte, und die Siege der Spanier und Engländer, welche zusammen gegen die Franzosen stritten, erfolgreicher und häufiger wurden.

Herr Lorenz sah, wie der Schmerz sein schönes, blühendes Kind verzehrte, wie er die alten Großeltern dem Grabe näher brachte; er selbst litt dadurch doppelt.

War er todt oder gefangen? Das war die Frage; aber wer sollte Antwort geben?

Herr Lorenz schrieb nach Paris an das Kriegsministerium. Schnell kam die Antwort: Friedrich Wilken habe tapfer gestritten, habe sich das Kreuz der Ehrenlegion auf dem Schlachtfelde von Ciudad Rodrigo erworben; sey darauf seiner Tapferkeit und Fähigkeiten wegen zum Lieutenant, dann ebenso schnell von Stufe zu Stufe bis zum Kapitän gestiegen, sey aber, nach Aussage seiner Kameraden, in dem ersten Treffen gegen die Engländer gefallen. Ein eigentlicher Todtenschein könne indeß nicht gesendet werden, weil authentische Nachrichten fehlten und es auch noch möglich sey, daß der Schwerverwundete in die Hand des Feindes gefallen sey. Die Nachrichten seyen jedoch der Art, daß auch dann an seiner Lebensrettung gezweifelt werden müsse.

Als diese Nachricht eintraf, war das Maß des Leidens voll. Riekchen wandelte umher wie ein Schatten und die Großeltern wankten sichtlich dem Grabe zu. Selbst Herr Lorenz war tief gebeugt; dennoch sagte er oft: „Warum beweinen wir ihn denn als todt, und es ist doch noch ein Schimmer von Hoffnung vorhanden?" Aber diese Rede wollte nirgends als Samen der Hoffnung auf ein fruchtbares Erdreich fallen.

Auch Franz, der seit einiger Zeit sehr eingezogen und solid lebte und sich schon etwas Hübsches erspart hatte, nahm den, wie es schien, herzlichsten Antheil an dem Leide der beiden vereinigten Familien und trauerte mit ihnen um Fritzens Verlust, mit dem er in Unfrieden gelebt zu haben oft laut und aufrichtig bereuete.

Die Menschenseele hat von dem lieben Gott eine wunderbare Kraft erlangt, zu dulden und zu tragen. Wenn es auch scheint, das Leid und Weh zermalme sie, beuge sie in den Tod: sie trägt, duldet und hält selbst die morscheste Hülle des Leibes noch aufrecht. Auch den tiefsten Schmerz

Digitized by Google

überwanden die Großeltern und Riekchen; allmälig machte er einer stillern Trauer Platz, durch die dann und wann ein Hoffnungsstrahl hindurchblitzte, aber dann auch schnell wieder erlosch.

Franz mußte wirklich ein Hübsches sich erspart haben, denn er kaufte sich ein schön gelegenes Haus am Markte und begann dort ganz unerwartet einen Glas- und Porzellanladen, der so reich ausgestattet war, daß er, bei verhältnißmäßig billigen Preisen, schnell den größten Zuspruch in der Stadt bekam.

Jetzt trat er aber auch mit den lang und mit Mühe verhehlten Absichten hervor. Er warb bei Riekchens Vater um deren Hand.

Lorenz war nicht abgeneigt, in die Verbindung zu willigen, denn er hatte fünf Kinder, und das jüngste, bei dessen Geburt seine Frau gestorben war, zählte erst sieben Jahre. Drei Knaben waren zwischen den Mädchen; sie befanden sich theils in der Lehre, theils hatten sie, wie der älteste, bereits ausgelernt. An jungen Männern, die heirathen und eine Familie gründen konnten, war Mangel, denn die Schlachten Napoleons rafften sie weg wie Schneeflocken. Er redete mit den Großeltern, und auch sie waren seiner Meinung.

Aber als man es Riekchen mittheilte, wies sie mit glühender Entrüstung und mit dem größten Widerwillen den Antrag zurück. Nie, sagte sie, werde sie Fritz untreu werden, und wenn es der Rathschluß Gottes so gefügt, daß er nicht mehr unter den Lebenden sey, so wolle sie ihr Leben unvermählt beschließen.

Keine Bitten, keine Vorstellungen vermochten diesen Entschluß wankend zu machen.

Franz nahm mit einem innern Grimme diese Entscheidung hin, der ihn nur mit Entsetzen ansehen ließ. Seine Liebe zu Riekchen wurde Haß, und er führte seitdem ein wahrhaft einsiedlerisches Leben, während sein Geschäft sich immer mehr erweiterte und einen Glanz entwickelte, der bei seiner ursprünglichen Armuth Manchem räthselhaft erschien.

(Fortsetzung folgt.)

Rußlands Machtentfaltung seit 1682.

In diesen Tagen ist in Paris ein Werk erschienen, betitelt: „**Origine, progrès et état actuel de la puissance russe**", **par *C. H. Barault-Roullon*, sous-intend. milit. en retr., offic. de la lég. d'hon.** Diesem in mehr als einer Hinsicht interessanten Buche ist eine Karte beigegeben, welche den allmäligen Anwachs des russischen Reiches in Europa durch Farben darstellt. Als Ausgangspunkt ist das Jahr 1682 angenommen, als der letzte Augenblick, wo sich Rußland noch als reine Continentalmacht zeigt. Nur im äußersten Norden, am weißen Meere, besaß es den Hafen von Archangel; die hohe geographische Breite, unter der dieser Hafenplatz liegt, sowie die sonstige Abgelegenheit des ganzen Landstriches für den Welthandel ließen die Russen daraus nur einen sehr unbeträchtlichen Nutzen ziehen.

Es war bekanntlich im Jahre 1682, wo der älteste Bruder Peters des Großen, Feodor, mit Tod abging und seine Schwester, die Großfürstin Sophia, durch eine Palastrevolution zur Regentschaft gelangte. Das türkische Reich in Europa hatte damals einen viel ansehnlicheren Umfang als gegenwärtig. Die Grenzlinie, vom adriatischen Meere anfangend, zog sich längs der Grenzen des damaligen venetianischen Dalmatiens in nördlicher Richtung zwischen Ungarn und Steiermark, überschritt bei Raab die Donau, folgte im Norden dieses Stromes dem Zuge der Karpathen bis an die Bukowina, welche selbstverständlich im Besitze der Osmanen war, nahm von da an eine fast rein westliche Richtung, überschritt den Dnieper oberhalb Kiew und traf wenige Meilen westlich von Astrachan auf die kaspische See. Rußland war durch diesen Grenzzug vom schwarzen Meere völlig abgeschlossen. Zwanzig Meilen westlich von Moskau begann das polnische Gebiet; der Lagogasee war schwedisches Wasser und von der Westseite des weißen Meeres stand nur ein schmaler Küstenstreif unter russischem Scepter.

Der Traktat von 1686 mit Polen führte zur ersten westlichen Vergrößerung Rußlands. Er raubte den Polen alles Land am linken Ufer des Dnieper. Die heutigen Gouvernements Smolensk, Tschernigow und selbst Kiew, dann Poltawa fielen erst damals den Russen zu. Derjenige, der dieses diplomatische Kunststück zu Wege brachte, war der Altvater der russischen Diplomatie: Wassili Galitzin.

Die zweite Erwerbung geschah im Jahre 1721 durch den Traktat von Nystadt auf Kosten Schwedens, dessen heldenmüthiger König einige Jahre zuvor auf den Schanzen vor Frederikshall gefallen war und Schwedens Größe mit sich ins Grab genommen hatte. Unter Sanktion aller großen Mächte Europa's erwarb Peter der Große Liefland, Esthland, Ingermannland, einen Theil

Digitized by Google

Kareliens mit der Hauptstadt Wiborg, einen Theil Finnlands und, was das Wichtigste war, einige vortreffliche Häfen am baltischen Meere. Schon während des Kampfes um einen Weg an das Meer hatte er das moderne Palmyra in die finnischen Sümpfe hineingebaut.

Nach dem Frieden zu Abo (17. August 1743) wurden die Grenzpfähle Rußlands gegen das schwedische Finnland neuerdings weiter nach Westen gerückt.

Die erste Theilung Polens vom Jahre 1772 gab Gelegenheit zur Einverleibung seiner östlichen Landestheile ins russische Reich.

Im Traktat von Kutschuk-Kainardschi (10. = 22. Juli 1774) erlangte Rußland gegen die Pforte die entschiedensten Vortheile. Die Resultate dieses für die Türken so verhängnißvollen Aktenstückes waren: Die völlige Unabhängigkeit der krimischen Tartaren oder Kosaken, sowie derjenigen am Budschak und Kuban zwischen dem Pontus und dem kaspischen Meere; Abtretung der Forts von Kinbourn, Jenikale und Kertsch und ihrer Distrikte, sämmtlich in der Krim, der Stadt Azow (des Lieblingskindes Peters des Großen, welches er einst erobert und mit schwerem Herzen nach der bekannten Katastrophe am Pruth wieder heraus gegeben hatte), endlich der beiden Kabardeien oder Cirkassiens.

Im Jahre 1783 bemächtigten sich die Russen der früher von ihnen für unabhängig erklärten Krim, der Insel Taman, sowie des ganzen Landes am Kuban. Im selben Jahre ließen sie sich von den einheimischen Souveränen Heraklius und Salomon gegen Pension die Landstriche Georgien, Kachetien und Imerethi am Kaukasus abtreten.

Der Friede von Jassy (9. Januar 1792) überlieferte den Russen, zum großen Verdrusse der Engländer, die Stadt Oczazow, unweit der Mündungen des Bug und Dniester.

Die zweite Theilung Polens (1793) verlieh der Czarin Katharina eine bedeutend westlichere Grenze; 1795 folgte bei der dritten Theilung der Rest bis an den Niemen mit der wichtigen Hauptstadt Wilna. Gleichzeitig erfolgte die Incorporirung des Herzogthums Kurland. Nebenbei wurde Stadt und Gebiet von Derbent den Persern abgenommen. 1792 und 1794 wurde die gesammte kleine Tartarei im Norden der Krim von Bender bis Tscherkask einverleibt.

Alexander der Erste begann seine Erwerbungen mit Abchasien und Mingrelien, welche 1802 zum russischen Gebiete geschlagen wurden. 1805 und 1806 folgten am Kaukasus Ghely und Schirwan.

Der Friede von Frederiksham überlieferte den Rest von Finnland dem russischen Scepter.

Mitten in einem verzweifelten Kampfe gegen die größte Macht dieses Jahrhunderts gewann Rußland Raum und Zeit, um von der Pforte im Traktate von Bukarest (16. = 28. Mai 1812) die Abtretung von Bessarabien zu erlangen.

Gurien, wo das im vorhergehenden Jahre von den Türken eroberte Fort St. Nikolai liegt, wurde in demselben Jahre von der Türkei, ein nicht unbedeutendes Gebiet (Talisch am Araxes) von den Persern abgetreten.

In Folge der Bestimmungen des Wiener Congresses erwarb Rußland ein mächtiges Kernstück von Polen mit der Hauptstadt Warschau, der westlichste Strich Landes, wohin bisher seine Adler drangen.

Der Friede von Turkmantschai mit den Persern (10. = 22. Februar 1828) gab als erste Erwerbung des Czaren Nikolaus die Provinzen Eriwan und Nachitschewan an Rußland.

Der Friede von Adrianopel (2. = 14. Sept. 1829) fügte die beiden Hafenplätze Anapa und Poti am schwarzen Meere hinzu. Wichtiger war für die Russen das ihnen darin eingeräumte Schutzrecht über die Donaufürstenthümer, welches die Provinzen fast zu Dependenzen des Czarenreiches machte.

Wie wird die Karte von Rußland in zehn Jahren aussehen? Ein Osmane würde antworten: Allah ist groß, und er weiß es!

Mannigfaltiges.

Ein in St. Petersburg gestorbener Hr. Prades hat der Stadt Lausanne ein Legat von 4000 Fr. Renten hinterlassen, um damit arme Mädchen zu erziehen und auszustatten, die dann wie des Stifters vor zehn Jahren verstorbene Tochter den Namen Nadejda tragen sollen. Die Familie Prades kam unter der Regierung der Königin Maria flüchtig aus England in Lausanne an und der Letzte des Stammes dankt nun für das erhaltene Gastrecht.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 80. Dienstag, 4. Juli 1854.

Die Geschwisterkinder.

(Fortsetzung.)

2.

Mit dem Schicksale, das Fritz in Spanien getroffen, muß ich Euch, liebe Leser, jezt auch bekannt machen.

Er war schon in Straßburg von Seiten seiner Fähigkeiten und insbesondere seiner genauen Kenntniß der französischen Sprache den Offizieren seines Regiments bekannt geworden, und da man ein solches Pfund nicht vergraben wollte, dort schon zum Unteroffizier befördert worden.

Kaum in Spanien angelangt, wurde er Lieutenant. Alle die Beschwerden des weiten Marsches von Straßburg durch ganz Frankreich, dann über das hohe Gebirge, welches Spanien von Frankreich trennt, hatte er mit Leichtigkeit ertragen, und ebenso leicht gewöhnte er sich an das Leben im spanischen Kriege. Da war es meist kein Kampf von großen Heeren gegen große Heere, sondern die Brigands, wie die Franzosen die Spanier nannten, fielen ihre Feinde, die Franzosen, bald von vorne, bald von hinten, bald von der Seite, bald bei Tage und bald bei der Nacht, immer in kleinen Trupps an, machten Gefangene und tödteten so viel Feinde, als sie konnten; nahmen ihnen bald die Nahrungsmittel, bald Pulverwagen und andere Kriegsbedürfnisse weg und ließen sie gar nicht zur Ruhe kommen. Die Gebirge des Landes begünstigten diesen Rottenkrieg sehr, da sie den Spaniern bekannt, den Franzosen aber unbekannt waren. Da die Einwohner immer auf der Seite ihrer Guerillas — was im Spanischen soviel als Kriegshaufen bedeutet — waren und ihnen Alles verriethen, was sie wissen mußten, um den Franzosen zu schaden, so war der Krieg dort mit unermeßlichen Schwierigkeiten verknüpft und mit stündlich wechselnden Gefahren, die weniger Kriegskunst im Großen, als Muth und Umsicht, Entschlossenheit und kaltblütige, schnelle Beurtheilung der augenblicklichen Lage erforderten.

Dafür nun war Fritz Wilken der rechte Mann, darum stieg er bald zum ersten Lieutenant und dann zum Hauptmann auf und erwarb sich das Kreuz der Ehrenlegion auf dem Schlachtfelde. Seine Tapferkeit war allgemein bekannt und er, noch so jung, einer der beliebtesten Offiziere.

Aber, möchtet Ihr fragen, warum schrieb er denn nicht heim, wo er doch wußte, wie lieb sie ihn hatten?

Wer aber sagt denn, daß er nicht geschrieben hätte? — O, wie oft schrieb er! wie sorgfältig sandte er seine Briefe nach Paris mit den Courieren, die dahin abgingen! Aber es kam keiner an. — Es kam auch keine Antwort von seinen Lieben.

Was sollte er also anders denken, als sie sind gestorben; denn das lag bei dem Alter seiner Großeltern und dem schweren Leid, das ihnen sein Wegzug bereitet, so nahe. Aber Riekchen, die treue Seele, die ihm noch vor der Abreise ewige Treue vor Gott zugeschworen, sollte sie ihren heiligen Schwur gebrochen haben?

Nein, dachte er, das ist unmöglich! — Was war da anders zu denken?

Einmal in seiner Seelenangst schrieb er an Franz. Und tief trauernd antwortete der ihm, die Großeltern seyen dem Schmerz erlegen und Riekchen sey, weil kein einziger Brief von ihm gekommen, auch über ihr Leid nicht Herr geworden, dieses wohl aber über sie; vor etwa zwei Monaten habe man sie begraben.

Wer nahm nun noch, außer Herrn Lorenz, Theil an ihm? Dem hatte gewiß Franz seinen Brief mitgetheilt, weil er ihn darum gebeten

Digitized by Google

hatte. Aber der ließ auch nichts von sich hören. Wie tief ihn das Alles beugte, läßt sich eher denken, als beschreiben. Nun stand er allein in der weiten Welt, hatte keine Seele mehr, die ihn liebte, als seine Soldaten. Das Leben hatte für ihn keinen Werth mehr und er wünschte oft, daß eine spanische Kugel den Weg zu seinem Herzen finden möge. Blind stürzte er sich in die Gefahren; wo es recht wilden Kampf galt, da war er der Erste im Kugelregen. Aber droben über den Sternen wachte ein heiliges Auge über das unschuldige Opfer von teuflischer Lüge und Bosheit.

Solche Tapferkeit, solche Todesverachtung mußte Anerkennung finden; und als man ihn zu Hause als todt beweinte, war er bereits Oberst geworden, der jüngste zwar, aber auch der hochgeachtetste der französischen Armee in Spanien.

Nach Portugal war er nie gekommen.

Aber, werft Ihr mit Recht ein, das französische Ministerium hatte es ja doch an Herrn Lorenz geschrieben?

- Ja, wenn das nur so wahr wäre!

Des Herrn Lorenz Brief war an das Ministerium nach Paris allerdings abgegangen. Auch kam ein Brief des Ministeriums zurück, der voll Lobes für den tapfern Offizier Wilken war und genau nachwies, wo sein Regiment stehe. Aber der verworfene Mensch, der seinen Haß und sein Bestreben, Riekchen zur Frau zu bekommen, so weit trieb, daß er alle Briefe, die von Fritz kamen, und alle, die an ihn gesandt wurden, verbrannte und die verworfenen Lügen an den Armen in Spanien schrieb, um sein Herz auf den Tod zu treffen; der es schon lange verstand und trieb, das Heiligthum des Briefsiegels nicht mehr zu achten, und daraus einen spitzbübischen Vortheil zog, ohne daß es Jemand ahnte, der löste auch mit seiner erworbenen Kunst das Siegel dieses Schreibens, nahm das ächte heraus und schob, da er fremde Handschriften täuschend ähnlich nachzumachen verstand, ein falsches unter.

Entsetzlich! ruft Ihr aus, und habt Recht.

Wenn Ihr aber fraget: Warum riß nicht Gottes Gerechtigkeit den Schleier vom Angesichte des Betrügers und Lügners, des Fälschers und Schurken? — so kann ich blos antworten: Zeit und Stunde waren noch nicht da. Aber glaubet darum nicht, daß der Arm des Herrn verkürzt sey. — Doch lasset uns zu unserer Geschichte zurückkehren.

Mit wechselndem Glücke wurde der Krieg in Spanien geführt. Die Engländer, die auch hier ihren Todfeind, den Napoleon, aufsuchten, um ihn zu verderben, hatten sich mit den Spaniern vereinigt und schlugen die Franzosen überall, bis sie endlich in der Schlacht von Vittoria ihre Macht völlig brachen.

Napoleons Stern war am Untergehen. Sein Uebermuth hatte ihn dahin geführt, daß der Herr der Heerschaaren in seinem heiligen Rathe sprach: Bis hierher und nicht weiter!

Die Russen hatten seine Macht gebrochen. Auf ihren weiten, schrecklichen Schneefeldern hatte ihn Gott der Herr in ihre Hand gegeben, und was dort noch übrig blieb, das vollendeten unsere deutschen Brüder bei Leipzig.

Am 1. Januar 1814 ging der tapfere Blücher bei Caub über den Rhein und drang in Frankreich ein. Es war mit Napoleon Matthäus am Letzten. Auch die Engländer drängten die Franzosen immer mehr; sie waren zu schwach, Widerstand zu leisten, und Napoleon ließ sie ohne Hilfe. Die Soldaten waren entmuthigt; die Offiziere im höchsten Grade zornig auf Napoleon, der sie in der Patsche ließ. Kein Soldat wurde mehr ausbezahlt; für die Verpflegung wurde schlecht gesorgt; die Kriegskommissäre — Blücher nannte sie Kornwürmer! — steckten das Geld in die Säcke. Für die Verwundeten geschah gleichfalls nichts — kurz, ein offenes Auge konnte es ohne Schwierigkeit erkennen, daß Napoleons Reich in sich uneins war und seiner endlichen Auflösung entgegen ging.

Der brave Oberst Wilken gehörte auch zu Denen, die längst müde waren, dem Ehrgeize Napoleons zu fröhnen, der nur Völker unterdrücken, seine Macht vergrößern und beständig Krieg führen wollte.

Der Frieden, den endlich nothgedrungen Napoleon in Paris mit den Deutschen schloß, nachdem sie ihn bis in seine Hauptstadt und wieder hinaus gedrängt hatten, machten diesem Kriege ein Ende. Napoleon entsagte der Kaiserkrone und ging nach der Insel Elba; der rechtmäßige König, Ludwig der Achtzehnte, der nach England geflüchtet war, kehrte nach Paris zurück, und die leichtfertigen Franzosen, die kaum erst aufgehört hatten zu rufen: Es lebe Napoleon! schrieen sich jetzt heiser: Es lebe Ludwig der Achtzehnte!

Unter diesem Volke, das jeder Wind wie eine Wetterfahne drehet, mochte Fritz nicht bleiben. Nachdem ihm sein rückständiger Sold ausbezahlt worden war, machte er Das, was er sich erspart und bei einem soliden Pariser Handelshause angelegt hatte, flüssig und nahm seine Demission,

Digitized by Google

um nach Deutschland zurückzukehren; da wo die Gräber seiner Lieben waren, wollte er leben und sterben. Vorher aber wollte er, da es nun Friede war, eine Reise nach England und dann nach Italien machen, um diese beiden merkwürdigen Länder zu sehen, seine Erkenntniß zu bereichern und so die schweren Strapatzen des Krieges zu verschmerzen.

Den Plan hatte er sich gemacht, wenn er in seine Vaterstadt zurückgekehrt seyn würde, sich ein kleines Landgut zu kaufen und in der Stille und Zurückgezogenheit von der Welt, in der ja das Glück, das er gehofft, ihm nicht mehr blühen konnte, seine Tage zu beschließen.

Der Mensch denkt's, aber Gott lenkt's. Aus der Reise wurde nichts. Er, der in allen den Kämpfen unversehrt geblieben war, der nicht eine Stunde wußte, von der er sagen konnte, er sey krank in ihr gewesen, erkrankte jetzt in Paris so schwer, daß er glaubte, sein letztes Stündlein wäre da. Allein er sollte genesen, und genas. Aber die Kräfte kehrten nur sehr langsam wieder. Als er nun so allein da lag, nur gepflegt von seinem treuen Bedienten, einem ehrlichen Deutschen, den er aus seinem Regimente sich herausgesucht, da ergriff seine Seele ein so mächtiges Heimweh nach Deutschland, daß er die Stunde der Abreise kaum zu erwarten vermochte. Er ließ England und Italien liegen, und sobald er nur wieder so weit hergestellt war, daß er ohne Gefahr für seine Gesundheit reisen konnte, eilte er heim, obgleich es schon gegen den Herbst ging.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Odessa.) Unter die Merkwürdigkeiten von Odessa, dieser jüngsten Handelsstadt der alten Welt — sie ist erst 60 Jahre alt — gehört ihr Straßenpflaster, das vielleicht das kostspieligste ist. Da nämlich die Steppe, in welcher die Stadt liegt, kein brauchbares Material liefert, so pflastert man die Straßen mit Steinen aus Italien und besonders aus Malta. Theils bringen die Schiffer sie als Ballast mit, theils bestellt man sie dort ausdrücklich und läßt sie als Waare herführen. Einige Straßen sind mit harten maltesischen Quadersteinen gepflastert, die eine wahre Felsenfläche bilden. Die Stadt selbst ist sehr regelmäßig auf einem ungemein großen Terrain gebaut, so daß man in ihr nach mehreren Richtungen hin 4—5 Werste geradeaus fahren kann. Rund um sie her ist Alles frei, so daß man in mehreren Straßen auf der einen Seite unmittelbar auf das Meer, auf der andern nach der Steppe die Aussicht frei behält und also diese beiden Wüsten stets unmittelbar in die Stadt hineinblicken. Die Breite der Straßen und die Größe der Plätze führen mehrere Uebelstände herbei; denn einestheils findet man keinen Schutz gegen die unbarmherzigen Sonnenstrahlen, zweitens haben der Wind und der Staub den freiesten Spielraum. Der Staub namentlich ist im Sommer hier lästiger, als in irgend einer andern Stadt; er ist äußerst fein und schwarz, erhebt sich, wenn der Wind weht, in großen Wolken, die aus allen Straßenöffnungen in das Meer hinausstürmen, schwebt bei Windstille wie Rauch in der Luft und verfolgt die Menschen selbst in die Häuser, da er durch alle Thür- und Fensterfugen eindringt. Dabei ist Odessa ein wahres Babel der Sprachverwirrung nach; es ist schon vorgekommen, daß in einem Winter in einem und demselben Lokale von Dilettanten theatralische Vorstellungen in fünf verschiedenen Sprachen gegeben wurden, und auf den Straßen hört man überall Russisch, Italienisch, Französisch, Deutsch, Englisch, Schwedisch, Spanisch, Portugiesisch, Ungarisch, Polnisch, Serbisch, Dalmatisch, Bulgarisch, Tartarisch, Moldauisch, Walachisch, Türkisch, Griechisch, Armenisch, Jüdisch und andere Sprachen, und zwar nicht von einzelnen vorübergehenden Fremden, sondern von einer Menge angesiedelter Personen. Die vorherrschende Sprache ist indeß neben der russischen die italienische.

(Der Czar Nikolaus I.) Kaiser Nikolaus — erzählt Dr. Michelsen — steht frühzeitig auf und geht, nach einem kurzen Spaziergang, alsbald an's Tagsgeschäft. In seinem Arbeitszimmer herrscht die größte Ordnung. Die Wände sind mit Gemälden von Regimentsuniformen verziert; das Meublement ist elegant, aber nicht überreich; überhaupt sieht man nirgends eine Spur von nutzlosen Ornamenten. Das Mittagsmahl nimmt gewöhnlich nur wenig Zeit weg, denn es wird schnell aufgetragen und der Gerichte sind verhältnißmäßig wenige. Der Czar ißt stark, trinkt aber nur mäßig. Er raucht und schnupft nicht. Abends genießt er zwei oder drei Tassen sehr starken Thee und bringt dann die Zeit bis zum Schlafengehen mit irgend einem Spiel zu. Trotz diesem regelmäßigen Leben, welches natürlich durch Besuche,

Reisen rc. unterbrochen wird, ist der Kaiser kein Sklave der Gewohnheit. Nach Denen, welche die beste Gelegenheit hatten, darüber zu urtheilen, ist sein Verhältniß zur Kaiserin ebenso einfach als edel ... Frauen sind aber nicht ohne Einfluß an seinem Hofe. Im Jahre 1846 tanzte ein junger Gardelieutenant mit Frau v. Daschkoff eine Polka, und zwar so sehr zur Zufriedenheit dieser Dame, daß er bald darauf zu einem der Adjutanten des Kaisers befördert wurde. Seine Freunde componirten eine neue Polka, die sie ihm unter dem ironischen Titel: „Avancements-Polka" dedicirten. In Betreff seiner Aeußerungen väterlichen Gefühls ist nie viel über den Kaiser gesagt worden, wenigstens zeigte er solches nicht auf eine lebhafte Weise, während seine Kinder noch jung waren. Die Großfürstin Olga, die verstorbene Prinzessin Alexandra und der Großfürst Konstantin wurden oft als seine Schooßkinder bezeichnet; darf man jedoch nach dem äußern Schein urtheilen, so herrscht in ihrem Verkehr mit dem Vater viel Ceremoniell. Custine bemerkt in seinem Werke: „Rußland im Jahre 1839": „Nikolaus vergißt seine Majestät blos im häuslichen Leben, wo er sich erinnert, daß des Mannes Glück unabhängig von Staatspflichten ist." Indeß herrscht doch in dem häuslichen Leben des Winterpalastes eine Art von Koketterie. Personen, die mit der kaiserlichen Familie ziemlich bekannt sind, behaupten, daß, wiewohl Nikolaus seine Kinder zärtlich liebe, er doch gegen seine Söhne eine ernste, kalte Haltung zeige, während das Benehmen gegen seine Töchter im höchsten Grade ritterlich sey. Allerdings ist dies ein Verhalten, welches er im Allgemeinen Damen gegenüber behauptet. Die kränkliche, leidende Kaiserin behandelt er mit der zärtlichsten Theilnahme, wir können keinen bessern Ausdruck finden. Wenn sie durch Unpäßlichkeit an ihr Zimmer gefesselt ist, besucht er sie sehr oft daselbst, und die Zeitungen, welche stets voll des Lobes seiner unveränderten Gattenliebe sind, berichteten bei einer Gelegenheit, daß er während des Aufenthaltes Ihrer Majestät in Neapel (1847) sie oft die Treppe hinauf in ihr Zimmer getragen habe. Während des Brandes des Winterpalastes im Jahre 1836 benachrichtigte Graf Orloff seinen Herrn, daß das Feuer bereits das kaiserliche Privatgemach oder Arbeitszimmer zu ergreifen drohe, und fragte ihn, was er daraus gerettet zu wissen wünsche, indem keine Zeit zu verlieren sey. „Blos mein Portefeuille," war die Antwort; „es enthält die Briefe, welche mir die Kaiserin während unserer Verlobung schrieb."

(**Uniform der Hundertgarden.**) Das „Journal Modes Parisiennes" beschreibt die Uniform der neu gebildeten Palastwache, Centgardes genannt, wie folgt: Sie tragen für den gewöhnlichen Dienst einen aprikosenfarbenen Waffenrock, ein schwarzes Kreuz von Sammet auf der Brust und auf dem Rücken. Zur Parade tragen sie über diesem Waffenrock einen schwarzen Brustharnisch mit einem Medusenhaupt; die Augen der Meduse sind Smaragden. Kurze Beinkleider von schwarzem Sammet; Stiefeln à l'écuyère, mit einem rothen Maroquinriemen inwendig befestigt; goldene Sporen mit doppelten Rädern. Stahlhelme mit blanken, dolchartigen Spitzen auf dem Helmkamm; Federbüsche mit sieben Federn in Roth, Schwarz und Aprikosenfarbe, die siebente herabhängend. Stahlepauletten mit goldenen und silbernen Sternen; Armschienen in Stahl, Gold und Silber; Handschuhe à la Crispin, rehfarben bis zur Hand, die Hand schwarz, mit Stahl besetzt. Bordirte Schärpen mit den Chiffern des Kaisers und der Kaiserin, ferner mit Adlern in Gold, Silber und Stahl. Krummer Säbel, vierläufige Pistolen, Streitkolbe, Ringkragen, goldene Sichel à la Velleda, gehalten von goldenen Eicheln. Das Wehrgehäng mit Edelsteinen besetzt. Schabracke von rother Seide; Sattel roth, mit Gold und Silber galonnirt, Zaumzeug rother Maroquin; die Fußmanschetten der Pferde von Roth, Schwarz und Aprikosenfarbe; die Schweifrosetten in denselben Farben.

Die Tanghinia venenifera wird von den Malgaschen, einem in Madagaskar einheimischen Völkerstamme, zu einer Art von Gottesurtheil benutzt, bei welchem, genau genommen, die Kraft des Magens über Schuld und Unschuld entscheidet. Ist Jemand eines Verbrechens angeklagt, so zwingt man ihn, in öffentlicher Versammlung, unter Vorsitz der Priester, eine Tanghinnuß zu verschlucken. Wenn sein Magen im Stande ist, dies furchtbare Gift durch Brechen zu entfernen, so wird er freigesprochen; wenn nicht, so ist die Darlegung seiner Schuld zugleich seine Strafe und der Unglückliche stirbt an den unmittelbaren Folgen des Beweistermins.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 81. Freitag, 7. Juli 1854.

Die Geschwisterkinder.

(Fortsetzung.)

3.

In Fritzens Vaterstadt hatte sich in der letzten Zeit der französischen Herrschaft Vieles geändert. Es waren Ereignisse gekommen, an die kein Mensch gedacht hatte, und die betrafen niemand anders als Franz.

Ich hab' Euch erzählt, liebe Leser, wie es seine schwarze Seele mit Grimm erfüllte, als Rieckchen, in treuer Liebe zu ihrem verlorenen Fritz, seine Hand ausschlug. Um den Grimm zu vergessen, wurde er ein Trinker. So eingezogen er früher gelebt hatte, so ausschweifend wurde er jetzt. Wer weiß, ob er nicht auch so die Vorwürfe seines Gewissens betäuben wollte. Daß er sich so eingezogen gehalten, mochte hauptsächlich deßwegen seyn, daß er dadurch sich einen guten Ruf sichern wollte, um seinem Zwecke, Rieckchen zu bekommen, näher zu rücken.

Sein Handelsgeschäft, seine Briefpostverwaltung hatte er ganz mutterseelenallein versehen. Es schien, als wollte er Niemanden in seine unsauberen Geschichten blicken lassen; und daran that er insofern wohl, als sonst früher seine Verworfenheit an den Tag gekommen wäre.

Sein Geschäft mit feinem Porzellan und geschliffenem Glaswerke ging sehr gut. Er verschickte ganze Kisten in das Land hinein, und das fiel doch den Leuten am Ende auf, es kamen so wenig Waaren für ihn an!

Jeder in der Welt hat seine Feinde, auch der Beste, und der oft am meisten. Wie hätte sie Franz nicht haben sollen, der nicht eben so that, wie es in der Schrift steht: Einer komme dem Andern mit Ehrerbietung zuvor. Je mehr er sich fühlte in seinem Wohlstande, desto unhöflicher, abstoßender wurde er gegen die Leute; er war ganz von seiner frühern Art abgegangen, wodurch er sich das Wohlwollen der Leute, die er brauchen konnte, zu erschmeicheln wußte. Das kam aber Alles daher, daß er mißvergnügt war über Rieckchens Ausschlagung seiner Heirathsanträge, und weil er nachgerade selten nüchtern wurde.

Obiger Umstand mochte einen seiner Feinde veranlaßt haben, die Douaniers, die französischen Zollbeamten und Grenzwächter, darauf aufmerksam zu machen. Diese Leute, die gar feine Nasen hatten, wenn sie einmal auf der Fährte waren, schnupperten nun um sein Haus, das hinten einen ziemlich geräumigen Hof und ein Ausgangsthürchen in ein abgelegenes enges Gäßchen hatte, herum, besonders Nachts.

Da fanden sie denn, daß einmal in einer einzigen Nacht zwölf Kistchen heimlich durch dieses Hinterthürchen in seine Behausung waren gebracht worden.

Ehrlich liebt das Licht, sagt ein Sprüchwort; aber ein anderes sagt auch: Im Dunkeln ist gut munkeln. Dies Munkeln aber nannte man damals Schmuggeln oder Schleichhandel treiben, und darauf standen schwere Strafen.

Die, die ihn so belauscht hatten, zeigten es am gehörigen Orte an, und Morgens frühe, als es Tag geworden war, umstellten auf einmal die Douaniers sein Haus und ihre Oberbeamten begaben sich in dasselbe und verlangten, daß er ihnen sein Magazin öffnen sollte.

Unter solchen Umständen war das Wehren und Ausreden, das Versichern und Sichverheißen am Ende. Franz war vor Schrecken bleich wie ein Todter; aber das verschlimmerte nur den Verdacht der Beamten.

Was war zu thun — er mußte öffnen.

Da standen denn die Kisten und Kasten mit geschmuggeltem böhmischen Glase von der kost-

Digitized by Google

barsten und feinsten Sorte; da fanden sie eine Menge feines englisches Steingut; ja, was kein Mensch vermuthet hatte, sie entdeckten eine Menge von verbotenen Colonialwaaren: Säcke mit Kaffee, Zucker, Thee, feinem amerikanischen Tabak und ganze Vorräthe feiner englischer Waaren.

Nein, daran hatte kein Mensch gedacht, daß er mit solchen Dingen Handel und noch gar Schleichhandel triebe.

Das Nächste war, daß das Haus von unten bis oben durchsucht wurde und alle seine Papiere mit Beschlag belegt, sein Haus und Magazin versiegelt und bewacht und er selbst in Haft genommen wurde.

Den Beamten fiel es sehr auf, daß er mehrmals versuchte, ein Packet Papiere auf die Seite zu schaffen, was ihm jedoch nicht gelang.

Einer der rechtschaffensten Männer des Handelsstandes der Stadt, der auch zugleich im Handelsgerichte saß, wurde zur Beaufsichtigung des Hauses ernannt und drei Zollbeamte wurden ihm zum Schutze und zur Mitaufsicht beigegeben. Und dieser geachtete Mann war niemand anders als Herr Lorenz.

So ungern auch derselbe dies Geschäft übernahm, so konnte und durfte er sich dem in ihn gesetzten Vertrauen nicht entziehen.

Ihr mögt Euch denken, daß das ein großes Aufsehen in der Stadt machte und daß nun Leute genug da waren, die das Alles hatten vorausgesehen. An solchen Hintennachpropheten fehlt's in dergleichen Fällen niemals; — aber das war nicht das Schlimmste.

Seit einigen Jahren war es mehrmals vorgekommen, daß Briefe, mit denen bedeutende Geldsendungen aus der Ferne stattgefunden hatten, entweder in der Stadt nicht angekommen waren, oder daß diese Briefe zwar anlangten, auch die Nachrichten pünktlich enthielten, nur daß von Geld darin kein Wort geschrieben und auch keines dabei war. Die Briefe waren nachgemacht auf eine höchst kunstvolle Art und steckten in dem Umschlag, der genau alle Postzeichen hatte, nur die Bezeichnung des Geldes nicht.

Es waren Untersuchungen eingeleitet worden; allein Franz hatte so geschickt seine Maßregeln genommen, daß an ihn kein Mensch dachte, daß selbst die höheren Postbeamten, die ihn als einen in seinem Amte so sorgfältigen und genauen Mann kannten, auch nicht im Entferntesten einen Verdacht auf ihn warfen.

Jetzt aber, wo der Betrug zu Tage trat, drangen die durch jene unterschlagenen Gelder Betroffenen von Neuem auf eine Untersuchung. Diese wurde sofort auch verfügt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Loos der persischen Frau vor und in dem Ehestand.

Bei den Persern bringt die Frau, den religiösen Satzungen zufolge, ihr ganzes Leben wie in einem Kerker zu: weder im Hause des Vaters noch in dem des Eheherrn genießt sie der Freiheit; da gibt es keine Fenster, an denen sie des Abends sitzen und nach Vorübergehenden blicken könnte; es ist ihr verboten, mit unverhülltem Gesichte das Haus zu verlassen und ihre Schönheit zu zeigen. Es gibt keine öffentlichen Gärten, keine Theater, keine Bälle, keine Gesellschaften, mit einem Worte keine Gelegenheit, die Macht des Geistes oder der Schönheit am Fremden zu erproben. Vor ihrer Verheirathung war die Perserin eingeschlossen. Man lehrt sie lesen; aber sie findet keinen Geschmack am Koran, der alle Segnungen und Genüsse des künftigen Lebens den Männern verheißt und in welchem sie den strengen Befehl findet, sich vor den Blicken Fremder zu verbergen, widrigenfalls ihr die Peitsche angedroht ist. Dann durchfliegt sie mit Gierigkeit die zärtlichen Lieder der persischen Nationaldichter — Hafis und Saadi —, welche zu freier Liebe auffordern; aber sie erblickt diese nur in der Einbildung, denn alle Bedingungen des wirklichen Lebens sind ihr Bürgen dafür, daß sie nie einem wahren Liebhaber begegnen werde, für den es eine Seligkeit wäre, wenn ihm „ein Zephyr den Wohlgeruch ihrer üppigen schwarzen Locken zutrüge", daß ihr nicht vergönnt seyn werde, mit ihm eine idealische Seligkeit zu genießen — im Schatten eines Gartens, wo die „trostlose Nachtigall der duftenden Rose ihre süßen Liebeslieder zuflötet." Die Gärten sind öde, sie schreitet öfters mit stolzer Haltung in denselben herum; allein wer kann sich da in ihre majestätisch-liebreizende Gestalt verlieben? So bleibt die durch's Lesen üppiger Verse entzündete Einbildungskraft unbefriedigt. Sie hat sehr kunstreich sticken gelernt; aber für wen ist ihre Arbeit? Nicht für einen Herzgeliebten, sondern für einen durch die Eltern ihr aufgedrungenen Hausdespoten. Ein verheirathetes Weib hat noch weniger Freuden, als ein Mädchen — dasselbe Einsiedlerleben und als Zugabe einen Mann, der sie wie eine ihm

Digitized by Google

angehörige Sklavin betrachtet, der er nach Gefallen schmeicheln und Putz anlegen oder Lumpen und Prügel zutheilen, von der er sich scheiden lassen kann, wenn es ihn gelüstet und nachdem er ihre geliebten Kinder zurückbehalten hat. Nur zwei Erheiterungen bleiben der morgenländischen Frau: Putz und Bäder; für den ersteren schwärmt sie weniger, um ihrem Manne zu gefallen, als um vor ihren Gefährtinnen damit zu stolziren und deren Neid zu erregen; denn nach der Kostbarkeit des Anzuges ermißt man die Liebe des Mannes zur Frau und des Vaters zur Tochter! Die Bäder, wo das weibliche Geschlecht ganze Tage zubringt, sind für die Frauen des Orients dasselbe, was die Assembleen für europäische Damen; hier gibt es Klatschereien und böse Nachreden; hier kokettirt man mit der Kostbarkeit des Kaljan, das die Perserinnen beständig rauchen, oder mit einem Gefolge schwarzer und weißer Dienerinnen. Auf dem Heimwege freut sich unsere Schöne, wenn es ihr in irgend einem einsamen Gäßchen gelungen ist, ihre verwünschte Tschadra zurückzuschlagen und mit ihrem unwiderstehlichen Blicke das Herz irgend eines Mannes zu durchbohren. Allerdings findet das Weib auch hier Mittel, einem erwählten Herzen Beweise seiner Liebe zu geben, was insonderheit mittelst des Ghel-u-gjul geschieht; dies besteht darin, daß man dem Geliebten Blumen oder Pfefferkuchen zuschickt, und zwar in Begleitung eines künstlich gestickten Käppchens, oder eines Bundes seidener Schnürchen, an denen Siegel befestigt sind, oder eines seidenen Beutelchens, nicht selten auch einer Nachtmütze. Jedes Blümchen, jedes Samenkorn spricht von Gram und Liebe. Auch gibt es verliebte Zusammenkünfte in Gärten und auf den platten Dächern der Häuser, die freilich schreckliche Folgen nach sich ziehen können. An den ersten zehn Tagen des Monats Muharrem, wann in den Moscheen und Klöstern die versammelte Schaar der gläubigen Schiiten (Anhänger des Khalifen Ali, als einzig rechtmäßigen Nachfolgers von Muhammed) das blutige Ende seines Sohnes Hussein beklagt, hat die persische Frau besonders gute Gelegenheit, der Aufmerksamkeit ihres eifersüchtigen Mannes sich zu entziehen und irgend ein Billet oder ein Ghul-u-gjul abzugeben. In der Geschicklichkeit, verliebte Intriguen anzuknüpfen, sind die Frauen von Ispahan, Schiras und Kerman vor Allen ausgezeichnet; auch sollen diese die heitersten, gebildetsten und liebenswürdigsten seyn. Der Perserin warten aber im Ehestande noch tausend andere Unannehmlichkeiten. Oft kommt sie an einen Mann, der allbereits mit Familie sich versorgt hat; alsdann muß sie, den Sitten des Landes gemäß, der ersten Frau gehorchen, die älter ist. Wenn nun gleich der Mann sein junges Weib liebt, so erlangt die alte doch Gelegenheiten, ihre Mitbewerberin zu chikaniren, denn sie hat schon Erfahrung in Ränken, kennt auch die Charaktere der Familienglieder, versteht es daher, Allen gefällig zu seyn. Wird die Jüngere mit Kindern gesegnet, wie viele Nächte verbringt sie dann auf ihrem einsamen Lager mit Verdruß und Verzweiflung darüber, daß das Schicksal ihr nicht vergönnt hat, Gebieterin im Hause zu seyn und ihre Kinder in bessern Kleidern zu sehen, während sie jetzt verurtheilt ist, in der Küche den Anordnungen der strengen Chanum (der ältern Frau) zu gehorchen, welche ihre Schönheit beneidet! — Die größte an dem persischen Weibe begangene Unmenschlichkeit bleibt immer die, daß man sie den Gefährten ihres Lebens nicht frei wählen läßt. Man verheirathet eine Tochter an Denjenigen, dem sie gefällt, sey er nun ein abgelebter Greis oder ein Jüngling in der Fülle der Kraft: die wohlweisen Eltern führen das Mädchen kaltblütig in das Haus des erkorenen Schwiegersohnes und freuen sich ganz besonders, wenn es ihnen gelang, einen ehrwürdigen Mekkapilger zum Eidam zu erhalten, dessen erfinderischer Geist zwei Karawanserais und drei Bäder, dazu ein halbes Dutzend Kaufläden errichtet hat; oder einen in der Gunst seines Gebieters stehenden, beredten und weisen Mustauf (Controleur), in dessen Geldkiste die Einkünfte aus fünf Dörfern zusammenströmen und der Jeden in der Stadt glücklich macht, wenn er dessen Gruß mit einem Gegengruß erwiedert. — Die Weiber auf dem Lande sind viel freier — sie gehen daselbst meist mit unverhülltem Gesichte —, besonders die der Iliat, türkischer, in den Bergen zerstreut lebender Nomadenstämme. Ein Bauer denkt nie daran, drei Weiber zu nehmen; darum kann er sich auch mehr als der Städter auf die Treue seiner Lebensgefährtin verlassen.

Mannigfaltiges.

(Damen haben keine Füße.) Unter der Regierung Philipps des Vierten von Spanien kam der Fall vor, daß seiner Gemahlin das Pferd durchging, sie herabstürzte und im Steigbügel hängen blieb. Der schrecklichste Tod wäre

Digitized by Google

ihr Schicksal gewesen, wenn nicht ein paar Edelleute vom Hofe herbeigesprungen wären, wovon der Eine das Pferd aufhielt und der Andere ihren Fuß frei machte. Diese Geistesgegenwart aber hätte Letzteren beinahe den Kopf gekostet. Er hatte den Fuß der Königin berührt, und die Königinnen Spaniens sollten keine Füße haben! Niemand sollte davon sprechen, am wenigsten, die Kammerfrauen ausgenommen, sie berühren. Himmel und Hölle mußten in Bewegung gesetzt werden, ihm das Leben zu erhalten. Kaum scheint so etwas möglich, aber am spanischen Hofe sind wohl noch andere Dinge vorgekommen. Eine Stelle in dem Lustspiele des spanischen Dichters Moreto: „Donna Diana" macht sich, scheint es, gerade recht über diesen Vorfall lustig. Der Grazioso (die komische Person in den spanischen Stücken) gibt der Donna Diana den Rath, sich gegen Kopfweh ein paar Streifen Tacamacapflaster aufzulegen, dann würden sie die Füße weiter tragen. Stolz und empfindlich erwiederte ihm aber die Donna: „Damen haben keine Füße." — Es muß übrigens diese zur zweiten Natur gewordene Ziererei der spanischen Damen sehr alten Ursprungs seyn, denn als Isabella von Castilien 1504 starb und die letzte Oelung erhalten sollte, ward sie mit größter Mühe beredet, zu diesem Zwecke ihre Füße zu entblößen, was von den spanischen Schriftstellern jener Zeit als Beweis ihres regsamen Zart- und Anstandsgefühls angeführt wird.

Wie die öffentliche Mildthätigkeit des Pariser Publikums ausgebeutet wird, mag man aus folgendem Vorfall schließen. Kürzlich wurde dem Polizeikommissär des Palais Royal eine angebliche Mutter vorgeführt, die ein elend aussehendes Kind trug. Bei genauer Untersuchung stellte sich heraus, daß die Bettlerin das Kind für 50 Centimes den Abend leihweise erhalten, um die Theilnahme des Publikums zu erregen; sie hatte sich dazu verweinte Augen künstlich gemacht, indem sie dieselben mit Senf rieb. Die Polizei hat ausfindig gemacht, daß dies Gewerbe jetzt sogar im Großen getrieben wird und daß Kinder von fünf Monaten bis zu fünf Jahren bis zu 1 Franken per Tag vermiethet werden.

Dieser Tage passirte einem Bauer in Würzburg eine eigene Sache. Als er nämlich eben von dem Wirthshause, in dem er seinen Wagen eingestellt hatte, fortfahren wollte, hängte sich ein ganzer Bienenschwarm an eines der Wagenräder. Ueber eine Stunde lang war der Bauer aufgehalten, da die Bienen nicht fortzubringen waren und er sie doch auch nicht todt fahren wollte. Endlich trieb er einen Bienenkorb auf, in den er sie glücklich faßte.

Chateauneuf, Großsiegelbewahrer Ludwigs des Dreizehnten, wurde als Knabe von 9 Jahren von einem Bischof über mehrere Dinge befragt und gab treffende Antworten. Endlich sagte der Prälat: „Ich will Dir eine Orange geben, wenn Du mir sagst, wo Gott ist." — „Und ich gebe Euch zwei," erwiederte der Knabe, „wenn Ihr mir sagt, wo er nicht ist."

„Sie können sich wohl keinen Begriff von dem Werthe des Reichthums machen," sagte ein reicher Lieferant zu seinem genügsamen Nachbar. — „O ja," erwiederte dieser, „er gibt manchem Taugenichts ein großes Uebergewicht über ehrliche Leute."

Des Lebens höchste Lust ist die Liebe, der größte Schatz die Zufriedenheit, das größte Gut die Gesundheit, der größte Trost der Schlaf, die beste Arznei ein wahrer Freund.

Im „Kladderadatsch" lesen wir folgendes politische Gespräch:

Müller: Ich denke, nach de russische Rechnung kommt Allens dort zwölf Dage später als bei uns?

Schulze: So is es.

Müller: Na aber de Hundsdage scheinen doch dies Jahr dort eher anzufangen, als wie bei uns.

Schulze: Wieso denn?

Müller: Weil bei de russische Flotte die Wasserscheu schonst sehr stark zu grassiren scheint.

Schulze: Det is nich schlimm — se beissen wenigstens doch nich!

Räthselspiel.

Nimm den Kopf von einer Wanze
Und von einem Ei das Ganze,
Dann von einem Hühnchen 's Herz,
Und ein Mittel wird das geben,
Das im trüben Erdenleben
Magisch lindert manchen Schmerz.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 82. Sonntag, 9. Juli 1854.

Die Geschwisterkinder.

(Fortsetzung.)

Herr Lorenz wohnte als Beauftragter des Handelsgerichts der Untersuchung der Papiere des verhafteten Franz bei, und siehe da, es fanden sich falsche Poststempel und ein ganzer Vorrath von Hilfsmitteln, wodurch der Verworfene jene Diebstähle begangen hatte, ja, um seine Schuld außer allen Zweifel zu setzen, so hatte er, in der letzten Zeit nachlässiger geworden, sogar die ächten Briefe nicht einmal vernichtet.

Als Herr Lorenz so Zeuge dieser Verworfenheit war, fuhr es wie ein Blitzstrahl in seine Seele. Sollte dieser Mensch nicht die Briefe von Fritz unterschlagen haben?

Er theilte diese Vermuthung dem untersuchenden Beamten mit. Man durchsuchte die Papiere; allein es fand sich nichts hierauf Bezügliches und der Strahl von Hoffnung erlosch wieder. Als aber der Beamte ein geheimes Fach des Schreibpultes mit Hilfe des Meisters, der dasselbe gemacht hatte, entdeckte, da zog er jenes Schreiben des Ministeriums von Paris hervor, das Franz unterschlagen und verfälscht hatte.

Bei Durchlesung desselben wurde Herr Lorenz schier ohnmächtig. Es dauerte lange, bis er sich erholte. Dann bat er, daß ihn der Beamte, da ohnehin die Geschäftsbücher und andere in das kaufmännische Fach einschlagende Papiere versiegelt worden waren, entlassen möchte.

Er eilte heim. Aber er fand es für nothwendig, dennoch für's Erste zu schweigen. Nach Paris zu schreiben, war unter den obwaltenden Umständen kaum zulässig. Es war kurz vor Neujahr 1813; man wußte schon, daß in der Neujahrsnacht die Deutschen ihren Uebergang über den Rhein bewerkstelligen würden.

Herr Lorenz ging regelmäßig des Abends mit seiner Tochter und seinen noch unerwachsenen Kindern zu den hochbetagten Großeltern des verworfenen Franz. Es läßt sich denken, daß, seit seine schändlichen Handlungen entdeckt waren, von nichts Anderem die Rede war, als von diesen Ereignissen, die die Gemüthsruhe der beiden guten Alten so tief erschütterten.

Jeden Abend berichtete ihnen Herr Lorenz über die Ergebnisse des Tages. Als er nun heute auch der unterschlagenen Briefe gedachte, der nachgemachten Schriftzüge und der entwendeten Gelder durch Franz, da rief plötzlich Riekchen aus:

„Ach, Vater, mich ergreift eine entsetzliche Angst! Wenn der Franz die Briefe des Fritz unterschlagen, die unsrigen nicht an ihn hätte gelangen lassen — wenn er noch lebte?“

Riekchen heftete bei diesem Ausrufe ihre Blicke auf die seinen. Die beiden Alten saßen zitternd und mit gefalteten Händen da und starrten ihn an. Herr Lorenz sagte endlich:

„Was Du aussprichst, hab' ich auch in diesen Tagen wohl gedacht, und ob ich gleich keine Spur eines Briefes von ihm an uns oder von uns an ihn gefunden habe, so ist es doch so, wie Du sagst. Vielleicht lebt er noch und wir können ihn wiederfinden.“

Riekchen stieß einen gellenden Schrei aus und sank ohnmächtig in des Vaters Arme.

Die beiden Alten zitterten am ganzen Leibe und heiße Thränen brachen aus ihren Augen. Herr Lorenz aber betete leise:

„O Herr, laß diesen Kelch der Freude ohne Schaden an ihnen Allen vorübergehen!“

Er legte seine Tochter sanft auf den Sessel, in dem sie gesessen hatte, und eilte hinaus, um frisches Wasser zu holen, damit er sie dadurch wieder belebe. Als er aber hereinkam, war sie bereits wieder zu sich gekommen.

Digitized by Google

Sie saß da und starrte vor sich hin, krampfhaft die Hände vor der bebenden Brust gefaltet. Dann, als sie den Vater sah, brach sie in ein lautes Weinen aus und rief:

„O Fritz, du guter, treuer Mensch, bist du denn ein Opfer der Bosheit geworden!"

Es kostete den Vater viele Mühe, sie zu beruhigen, nur insoweit, daß er das Schreiben des Ministeriums ihnen vorlesen konnte.

„Fluchet dem Verworfenen nicht," sagte der edle Lorenz, „er entgeht der strafenden Hand Gottes nicht, die einem Jeglichen vergilt nach seinem Thun. Aber gebet nun auch nicht überschwänglichen Hoffnungen Raum. Das Schreiben ist nun zwei Jahre alt — was kann nicht Alles im Kriege sich in solcher Zeit ereignen? Lebt er noch, so wird Gott ihn uns zuführen; aber wenn wir das mit einer Gewißheit annähmen, die das Gegentheil, nämlich seinen Tod, ganz zur Seite liegen ließe, so wäre der Schmerz nachher um so größer. Wir wollen Gott es anheimstellen, ihm vertrauen und zu ihm beten. Er wird's gewiß wohlmachen."

Diese weisen Worte des frommen Mannes wirkten wohlthätig und beruhigend in dem Gefühlssturme, der sie alle ergriffen hatte.

Riekchen ruhte nicht: der Vater mußte, mit Darlegung der Schurkerei, an das Ministerium nach Paris schreiben. Er that's endlich, doch ohne alle Hoffnung des Erfolges.

Während der Zeit, wo eine Antwort einlaufen konnte, ging Riekchen wie Eine umher, die mit wachenden Augen träumt. Manchmal lächelte sie wie eine Selige, und dann wieder flossen ihre Thränen stromweise. Des Vaters Herz bebte bei dem Gedanken, daß dieser Zustand nicht mehr lange andauern dürfe, ohne daß er zerrüttend auf Leib und Seele wirken müsse.

Da traf endlich ein Brief von Paris gegen alles Hoffen und Erwarten ein. Herr Lorenz riß ihn auf. Riekchen stand da und bebte dermaßen, daß sie sich anhalten mußte. Aber schon der Ausdruck seines Gesichtes zeigte ihr, daß der Geliebte lebe, und sie sank auf ihre Kniee nieder und senkte das schöne Haupt betend auf ihre Brust, und dies Gebet gab ihr Kraft, nun auch die Freudenbotschaft zu vernehmen.

Das Schreiben sagte einfach, der Oberst Friedrich Wilken lebe noch und stehe mit seinem Regimente noch in Spanien. Das Regiment war genau bezeichnet, nicht aber der Ort, wo es sich befand, ein Beweis, daß man in der Verwirrung des Augenblicks selber es in Paris nicht wissen mochte. Unbeschreiblich war ihre Freude, ihr Glück; denn nun durften sie hoffen, daß Kunde von ihnen zu ihm gelange, daß sie ihn wiedersähen.

Riekchen übernahm es, den Großeltern die frohe Nachricht beizubringen, und Herr Lorenz wollte dann mit dem Briefe selber später nachkommen. Bei den hochbetagten Großeltern war das Gefühl schon stumpfer. Es gelang dem glücklichen Mädchen wider Erwarten leicht, sie ohne tiefe Erschütterung mit dem Inhalte des Briefes bekannt zu machen. Nun saßen sie bei einander und beriethen und beschlossen dann, schon morgen sollte geschrieben werden. Dies geschah denn auch, aber der Brief kam nie in Fritzens Hände.

Bald traten die Ereignisse ein, die Napoleons Herrschaft stürzten. Als es nun Friede wurde, als der Sommer kam und ging und dem kühleren Herbste Raum gab, und keine Nachricht von dem Heißersehnten kam, da erging es Riekchen wie der Blume im Topfe, die des Wassers entbehrt. Sie senkte in stillem Schmerze das Haupt und sagte bei sich: „Er ist dennoch gestorben!"

(Schluß folgt.)

Die Hunde Constantinopels.

Die Hunde Constantinopels — man schlägt ihre Zahl auf mehr denn 10,000 an — bilden einen Staat im Staate, oder vielmehr eine eigene Municipalität, die sich in unzählige Viertel theilt und ihre eigenen Gesetze hat. Ueber Aufrechthaltung dieser Gesetze wachen sie mit grausamer, mittelalterlicher Strenge, wie einst die Zünfte und Viertel unserer europäischen Städte. In derselben Gasse, in welcher der Hund geboren wird, wächst er auf, wirkt er, bekömmt er Junge und stirbt. Wehe dem, der es wagt, die ihm angeborene Gasse zu verlassen und in einer benachbarten sein Glück zu suchen! Derjenige, den Hunger oder anderes Unglück aus dem heimathlichen Viertel in ein anderes treibt, büßt das Wagniß auf das Fürchterlichste. Augenblicklich sammeln sich die Hunde der Fremde um ihn, rufen befreundete heran, und der Eindringling kommt selten mit gesunden Gliedern davon. Auch er ruft in der Noth seine Brüder zu Hilfe; sie kennen seine Stimme und eilen aus weiter Ferne herbei. So entstehen jene Zusammenrottungen, besonders in der Nacht, da der Wanderlustige seine Wanderung nur im Dunkel wagt, und so entstehen und entwickeln sich

Digitized by Google

jene Schlachten, die oft eine ganze Nacht durch heulen. Wie schwere Wunden es da absetzt, zeigen die vielen Invaliden, die krummbeinig oder mit zerrissenem Fell ein elendes Daseyn hinschleppen. Der Kampf gegen einen solchen Eindringling oder Hergelaufenen, oder, für was ihn die andern wahrscheinlich halten, einen Vagabunden, Hungerleider, ein verdächtiges Individuum, entspinnt sich nicht unmittelbar nach seiner Ankunft; man umringt ihn und hält ihn als Gefangenen fest, bis man einen gewissen Senior, einen besonders starken Hund, herbeigerufen, der, wie man bemerken kann, in jedem Viertel eine gewisse Autorität genießt und wahrscheinlich der Viertels-Prevot ist. In Folge dieser Institutionen ist die Furcht vor der Fremde, die meist mit dem nächsten Eckhause beginnt, so groß, daß es schwer wird, einen Hund selbst mit der beliebtesten Lockspeise über dieses Eckhaus hinaus zu locken. Hat man einen guten Bekannten unter den Hunden irgend einer Gasse, so wird er gewiß nicht verfehlen, sobald man in sein Revier kommt, sich auf's Freundschaftlichste zu nähern und den Freund eine Strecke weit zu begleiten; aber an einer gewissen Stelle bleibt er unfehlbar stehen, er sieht dir mit sehnsüchtigem Auge nach, er wagt es wohl, mit eingezogenem Schwanze noch einige Schritte vorwärts zu thun, doch bald wendet er sich und kehrt zu seinem Herde zurück. Des Nachts machen sie, ihrem Instinkte getreu, die Wächter der Gassen, denen sie angehören. Vor den Thüren liegend, bilden sie lange Alleen, durch die der Fremdling mit einigem Grauen wandelt; aber wie die Polizei lassen sie Jeden, der eine Laterne trägt, friedlich seiner Wege ziehen. Nur in Skutari, in Ejub und den entlegenen Winkeln Stambuls zeigen sie sich, an fränkische Tracht nicht gewöhnt, als fanatische Alttürken und verfolgen die Europäer mit Gebell und gefletschten Zähnen. Manchmal flößen sie tiefes Mitleiden ein, im Winter z. B., wenn sie, von Schnee bedeckt, zu Knäueln zusammengerollt daliegen, oder, von Regen durchnäßt, triefend und zitternd einen trockenen Winkel suchen, und zu allen Zeiten durch ihr schlechtes und mageres Aussehen. Man kennt in Constantinopel einen alten Italiener, den sämmtliche Hunde daselbst als aufrichtigen Freund lieben und der in jeder Gasse von sämmtlichen bis an ihre Grenze begleitet wird, wo ihn dann die Hunde des anstoßenden Viertels mit Wedeln und freundlichem Knurren empfangen, so daß der alte Herr nie ohne großes Gefolge gesehen wird. Von einem gewissen Hunde in der Perastraße behaupten sämmtliche Deutsche in Constantinopel steif und fest, daß er Deutsch verstehe; er habe es von deutschen Handwerkern gelernt, vor deren Werkstätten er sein Lager hat und von denen er genährt und gut behandelt worden. Thatsache ist es, daß er jeden Vorübergehenden, der Deutsch spricht, mit freundschaftlichen Gesinnungen begleitet und ihm manche Freundlichkeit erweist. Sein junger Sohn hat diese Eigenthümlichkeit des Vaters angenommen. Zum Lohne dafür ist er vielleicht der einzige unter den constantinopolitanischen Hunden, der einen Namen hat, denn die Deutschen haben ihn nach einem gewissen deutschen Staatsmanne benamset. Die Hunde bilden auch einen Theil der Gassenpolizei, welche ohne sie gar nicht bestehen würde. Aller Schmutz, aller Unrath, alles Aas wird in Constantinopel auf die Gasse geworfen, ohne daß man daran denkt, je die Reinlichkeit herzustellen. Die Stadt mit ihren höchsten Minarets wäre längst unter dem Schmutze verschwunden, wenn sich die Natur ihrer nicht annähme. Im Winter fegen die durch starke Regengüsse entstehenden Wildbäche die abschüssigen Gassen und führen den Unrath dem Meere zu; in der Sonnenhitze des Sommers aber wäre es vor Verwesungsdünsten nicht auszuhalten, wenn die Hunde nicht das Ihrige thäten. Sie werden gewissenhaft von den Aasgeiern und andern Raubvögeln unterstützt, die immer über Constantinopel schweben. Ohne diese wohlthätigen Elemente würde sich gewiß die Pest häufiger und heftiger einstellen; aber einmal da, wird sie durch die Hunde noch gefährlicher, denn diese colportiren sie und tragen zur Verbreitung bei. Zur Zeit Achmet's des Ersten, während der großen Pest, wollten darum die Aerzte, daß die Hunde ausgerottet würden. Aber es entstand darüber eine so gewaltige Aufregung im Volke, und der Mufti nahm sich der Verurtheilten mit so großem Eifer an, daß man sich mit der bloßen Verbannung der Hunde begnügen mußte. Sie wurden auf eine der wilden Prinzeninseln deportirt. Auch unter dem Reformator Mahmud dem Zweiten verbannte man sie nach Galipoli und den Inseln; aber der Schmutz in den Straßen nahm so sehr überhand, daß man sich alsbald gezwungen sah, sie wieder zurückzurufen. Mit Jubel wurden sie dann von den Einwohnern Constantinopels eingeholt.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Admiral Parseval=Deschenes, der Commandant des französischen Ostseegeschwaders, ist 1790 geboren, steht also im 64. Jahre. Er trat unter dem Admiral Larouche=Treville in die Marine und wohnte als Fähndrich der Schlacht von Trafalgar auf dem „Bucentaur" bei. Von jener Schlacht schrieb er damals sehr interessante Details nieder, die man noch jetzt lesen kann, obwohl sie nicht ohne Parteilichkeit abgefaßt sind. Gerade auf dem „Bucentaur" ist hiernach das hitzigste Handgemenge gewesen, nachdem das Schiff vollständig rasirt, ohne Masten und Tauwerk zuerst von 5, später sogar von 7 englischen Fregatten beschossen wurde. Im Jahre 1815 wurde der junge Parseval von der neuen Regierung beauftragt, den Berbereskenstaaten die Rückkehr des Königs anzukündigen. Er nahm bei dieser Gelegenheit heimlich mehrfache Pläne der afrikanischen Küste auf, die später gute Dienste geleistet haben. Hierauf ward er noch zu besonderen Missionen nach Brasilien, den Antillen u. s. w. verwendet und erlitt vor Guyana einen vollständigen Schiffbruch, wo er nur mit sechs Andern von der Besatzung das nackte Leben rettete. Bekannter wird sein Namen erst 1830, wo er als Fregattenkapitän der algierischen Expedition beiwohnte. Ueberall zeichnete sich Parseval durch persönliche Tapferkeit und namentlich durch kaltblütige Unerschrockenheit im Moment der höchsten Gefahr aus. Bei der Belagerung von St. Jean d'Ulloa commandirte er die „Iphigenie". Der Admiral Baudin nennt in seinem Berichte über diese glänzende Waffenthat den Namen Parseval in erster Reihe und erwähnt vorzüglich mit großem Lobe den günstigen Einfluß, den derselbe auf die Soldaten ausübe. 1846 wurde er Viceadmiral und noch in demselben Jahre Marinepräfekt von Toulon; endlich im Mai d. J. Commandant des dritten französischen Geschwaders. Parseval-Deschenes ist ein kräftiger Mann von hoher Statur, seine ganze Erscheinung kündet den Feldherrn an, dabei ist er außerordentlich beliebt und seine Leutseligkeit ist in der Marine sprichwörtlich geworden — „freundlich wie Parseval". Jeder, der ihm nur einmal im Leben nahe getreten ist und mit ihm gesprochen hat, kann sein liebenswürdiges Benehmen nicht vergessen. Noch rühmen ihm die Franzosen eine andere Tugend nach: „Il sait dépenser ses appointements". Der Admiral ist nämlich gastfrei wie Keiner, sein Beutel war von je seinen Kameraden geöffnet; sein Haus in Paris ist eines der heitersten und besuchtesten der Hauptstadt. Er ist ein prächtiger Tischgenosse und stets der Witzigste an jeder Tafel — mit einem Wort, Kriegsheld und Gentleman, wie man nur selten einen findet.

Ein müßiger Zeitungsleser hat berechnet, daß das Wort Silistria in sämmtlichen deutschen Blättern während der Zeit der Belagerung dieser Festung über eine Million Mal gedruckt wurde.

Heirathen.

Hans wollte keine Zeit verlieren,
Ein Weibchen sich nach Haus zu führen;
Doch um dabei Nichts zu riskiren,
Wollt' er noch vor dem Copuliren
Erst einen Weisen consultiren,
Den alle Leute respektiren.

Der fing, nach langem Nachstudiren,
Wie folget, an zu judiciren:

Ein reiches Weib wird dich regieren,
Ein armes wird dich ruiniren,
Ein dummes wird dich ennuyiren,
Ein kluges dich zu Tod seciren,
Ein altes dich nicht divertiren,
Ein junges wird dir nicht pariren,
Ein häßliches dich degoutiren,
Ein schönes dich mit Hörnern zieren — —

Halt! halt! rief Hans — will resigniren,
Ein Weibchen mir nach Haus zu führen.

Das Leben.

Voll ew'gen Sonnenscheins ein Leben
Wird nimmer Erntesegen geben;
Doch wechseln Sonn= mit Regentagen,
Dann wird die Blüthe Früchte tragen.

Erziehungsmißgriff.

Zum Geh'n führt ihr die Kinder an?
Am weit'sten kommt, wer — kriechen kann!

Auflösung des Räthselspiels in № 81:
Wein.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 83. Dienstag, 11. Juli 1854.

Die Geschwisterkinder.

(Schluß.)

4.

Es war schon tief im Oktober des Jahres 1814. Die Weinlese, ohnehin dürftig ausgefallen, war längst vorüber, als eines Tages ein dicht verschlossener Wagen an einem Gasthofe anhielt, der nicht zu den ersten und vornehmsten gehörte.

Es stieg ein Herr heraus, dessen Aussehen, obwohl er bürgerliche Kleidung trug, dennoch etwas Militärisches an sich hatte. Er sah etwas bleich aus, obgleich seine Gesichtsfarbe stark gebräunt war.

Während der Herr in das Zimmer trat, das er gleich beim Aussteigen für sich allein begehrt hatte, bestellte dessen Diener Feuer in den Ofen, weil sein Herr auf seinem Zimmer speisen werde.

Der Wirth vermuthete, der Fremde stehe mit dem Prozesse gegen den noch immer in Kriminalhaft sitzenden Franz in Beziehung und suchte den Bedienten darüber so um die Ecke herum auszuforschen; aber der gab Antworten, die auf alle mögliche Fragen paßten, nur nicht auf die, welche der neugierige Wirth ihm gestellt hatte.

Als der Diener zu seinem Herrn kam, ward ihm der Auftrag ertheilt, in den Laden des Kaufmannes Lorenz zu gehen und Etwas bei ihm zu kaufen. Wenn er sich überzeugt habe, daß es Herr Lorenz sey, mit dem er rede, und derselbe sich allein befinde, so möge er ihm zuflüstern, er könne ihm Nachricht verschaffen von einem alten Bekannten, wenn er ihm folgen wolle. Alsdann solle er ihn so unbemerkt als möglich hierher bringen.

Unterdessen deckte der Wirth den Tisch und erzählte, offenbar, um seine Vermuthung zur Gewißheit zu erheben, dem Gaste die Geschichte von dem ehemaligen Postbeamten Franz; erst nur kurz, dann aber, als der Fremde eine so außerordentliche Theilnahme daran an den Tag legte, ganz und mit jener behaglichen Breite und Ausführlichkeit, wie das redselige Leute gerne zu thun pflegen.

Die Erzählung endete erst, als das Essen schon aufgetragen war, und der Wirth entfernte sich jetzt, nachdem ihm der Herr bedeutet hatte, er pflege sich nur von seinem Bedienten bei Tische bedienen zu lassen.

Endlich kam der. Er war lange herumgelaufen, ehe er das Haus fand; aber, sagte er, es sey doch vergeblich gewesen, denn den Tabak habe ihm ein Frauenzimmer gereicht.

„Herr Oberst," rief er dann aus, „die müßten Sie sehen! Wenn's eine Schönere in der Welt gibt, so dürfen Sie mich auf der Stelle fortjagen!"

Der Löffel in des Obersten Hand drohte zu fallen, so war er von dem, was er bis jetzt gehört hatte, ergriffen. Er genoß nur wenig; dann ließ er den Wirth heraufrufen.

„Sie haben in Ihrer Erzählung des Kaufmannes Lorenz gedacht," redete er den Wirth an, „lebt dieser noch?"

Der Wirth sah ihn etwas verwundert an.

„Wie kommen Sie zu der Frage?" sagte er. „Der war seit Jahren nicht krank und ist heute noch, gesund wie ein Fisch im Wasser, an mir vorübergegangen."

„Nun, wenn Sie sich wundern, daß ich so fragte, so werden Sie sich doch nicht wundern, wenn ich frage, ob des Posterpeditors Großeltern noch leben?"

„Ja, das ist etwas Anderes," versetzte der Wirth, „denn die sind Beide tief in den Achtzigen! Aber sie sind noch munter und keck auf den Beinen; noch am letzten Sonntage gingen sie zur Kirche

Digitized by Google

mit der schönen Mamsell Lorenz. Wenn der alte Freund des Kanzelisten, Pastor Müller, predigt, da fehlen sie nie."

Mit der Nennung dieses Namens fiel ein Stein vom Herzen des Obristen. Jetzt hatte er den Mann gefunden, der die Großeltern und Herrn Lorenz, vor Allem aber Riekchen auf seine Wiederkunft vorbereiten konnte.

Der Bediente mußte ihm seinen weiten Mantel reichen und in diesen eingehüllt verließ der Oberst das Gasthaus, wo der Wirth in großer Spannung zurückbleiben mußte, obwohl er gerne ein bischen spionirt hätte, wo der Fremde eigentlich hingehe.

Fritz Wilken — so will ich den Obristen wieder nennen — ging in die Wohnung des Pastors Müller, den er auch zu Hause traf.

Der alte Mann erkannte ihn nicht, aber wie erschrack er freudig, als Fritz sich nannte! Nun dämmerte ihm auch die Erinnerung wieder und bald fand er sich ganz wieder in seine Gesichtszüge.

Auch der ehrwürdige Pastor wollte ihm jetzt die Geschichte von der Verruchtheit des Franz erzählen, die er bereits kannte. Statt dessen berieth sich denn Fritz mit ihm über die Vorbereitung aller seiner Lieben auf sein unerwartetes Erscheinen, weil er davon die nachtheiligsten Folgen für die beiden alten Leute und Riekchen befürchtete.

„Es macht sich ganz schön," sprach hocherfreut der Pastor, „denn heute ist Ihrer Großmutter dreiundachtzigster Geburtstag. O, der Herr leget dem Alter des Gerechten viele Jahre zu!"

Auch Fritz erinnerte sich jetzt dessen, und nachdem sie Alles verabredet, ging der Pastor zu den Großeltern.

Er fand die guten Alten recht vergnügt, denn Riekchen hatte ihnen eben erzählt, sie habe geträumt, Fritz sey zurückgekommen, und ihre Hoffnung klammerte sich fest an diesen Strohhalm! Auf dem Tische stand ein herrlicher Strauß später Rosen, Nelken und Astern. Mit demselben und einem Kuchen hatte Riekchen die Großmutter angebunden, und bald darauf kam Herr Lorenz mit einigen Flaschen alten Weines.

„Ja," sagte der gute Pastor Müller, „das beste Angebinde wäre freilich Ihr guter Fritz. Nun, wer weiß, vielleicht wird Riekchens Traum noch wahr!"

Das Mädchen zuckte in freudigem Schrecken zusammen; sie blickte forschend in des Pastors Angesicht.

Plötzlich sprang sie auf und rief:

„Sie haben Thränen in den Augen, Herr Pastor, Sie wissen etwas!"

„Wohl weiß ich etwas," erwiederte gerührt der Pastor, „das nämlich, daß Gott oft mehr als wir bitten und verstehen an uns thut."

Jetzt blickte ihn auch Lorenz fragend an.

„Ist es wahr, Herr Pastor," fragte der betroffen, „wissen Sie etwas von Fritz?"

„Ja!" erwiederte kaum selbst seiner mächtig der alte Mann.

Da sprangen Alle von ihren Sitzen auf und riefen:

„O reden Sie! reden Sie!"

„Beruhigen Sie sich erst," sprach er; „was ich weiß, ist eine sichere Nachricht, daß er bald kommt."

„Sie täuschen uns!" rief Riekchen — „er ist hier! — mein Herz sagt mir's. O, mein Traum hat nicht gelogen!"

„Nun ja denn," sagte der Pastor endlich, „ja, er ist da und wartet nur, bis ich ihm hier die Stätte bereitet habe. Aber ich sehe," fuhr er fort, „er hätte einen Andern als mich schicken sollen," und indem er dies sagte, wischte er sich die Thränen ab.

„Wo ist er?" rief Riekchen ganz außer sich.

„Lieber Lorenz," sagte Pastor Müller, „ich sehe wohl, es ist für ihn und für sie keines Wartens mehr. Eilen Sie in den Schwanen; dort ist er!"

Der Pastor hatte kaum ausgeredet, da pochte es leise an der Thüre; und als Lorenz wegeilen wollte, da stand vor ihm die hohe Gestalt eines stattlichen Mannes, dessen Antlitz von der Sonne des Südens stark gebräunt war.

„Fritz, mein Fritz!" rief Riekchen und lag an seiner Brust, und der starke Mann, der so oft dem Tod ins Angesicht geschaut in wilder Feldschlacht, ohne daß er bebte, zitterte jetzt so, daß er fast umgesunken wäre.

Aber das überglückliche Mädchen zog ihn zu den Großeltern, und es war ein ergreifender Anblick, als er seine Kniee beugte und die weinenden Alten ihre zitternden Hände segnend ihm auf's Haupt legten.

Und der Pastor sprach hiezu:

„Siehe, dieser mein Sohn war todt, und ist wieder lebendig geworden."

Was nun folgte, können Worte nicht gut beschreiben; aber Ihr, meine lieben Leser, Ihr fühlet es tief in Euern Herzen.

* * *

Digitized by Google

Die Ankunft des Todtgeglaubten erregte die ganze Stadt. Wer ihn gekannt, eilte herbei, ihn zu begrüßen, und freute sich, wie er so glückselig neben seiner, immer noch blühendschönen Braut saß und ihre Hand in der seinen hielt, als fürchte er, sie nochmals zu verlieren.

Des andern Tages sagte der Bediente zu seinem Herrn:

„Ich denke, mit dem Junggesellenstande, Herr Oberst, wird's bald ein Ende haben. Ich will nur einstweilen Ihre Pistolen zurecht machen, um die Ehrenschüsse zu thun."

„Das kannst Du meinetwegen," erwiederte lachend der Oberst; „aber erschrecke mir meine lieben Großeltern nicht."

Und wirklich, nach etwa vier Wochen, traute der alte Pastor Müller das glückliche, vielgeprüfte und treuerfundene Paar.

Das Landgutkaufen gab Fritz Wilken für's Erste auf, weil er die lieben Großeltern in ihrem häuslichen Wesen lassen wollte. Seines Schwiegervaters Haus war geräumig genug für das neuvermählte Paar, und so konnte die junge Frau auch noch den Vater und die Großeltern pflegen.

Als aber diese endlich ihr Auge sanft, wie der Gerechte stirbt, im Tode geschlossen hatten, als Lorenz sein Geschäft an seine zwei ältesten Söhne abgegeben und dem Gatten seiner jüngsten Tochter, einem braven jungen Manne, das Haus des unglückseligen Franz gekauft hatte, wo er sich ebenfalls ein Geschäft in Glas und Porzellan errichtete: da kaufte der Oberst ein Landgut in der Nähe der Stadt, und sie zogen dahin, um in der Stille ihres Glückes froh zu werden, und Vater Lorenz beschloß seine Tage bei ihnen und wiegte ihre lieblichen Kinder auf seinen Knieen.

Von Franz aber muß ich berichten, daß, nachdem eine Menge Zeugen verhört worden waren, zu denen leider auch Kaufmann Lorenz und der Oberst gehörten, der langwierige Prozeß endlich entschieden wurde: er bekam lebenslängliche Zuchthausstrafe. Stets war er während des Prozesses frech und schamlos gewesen; als er aber unter den Belastungszeugen Friedrich Wilken, den stattlichen Obristen, erblickte, da zuckte er in sich zusammen, und es war von dem Augenblick an sein frecher Uebermuth gebrochen. Nur leise antwortete er auf die an ihn gestellten Fragen, und als nach dem Urtheilsspruche der edle Oberst zu ihm hin trat und ihm die Hand reichte mit den Worten: „Möge Dir Gott vergeben, wie ich Dir vergebe!" da fielen ein paar heiße Thränen aus den Augen des Verurtheilten auf die Hand des Ehrenmannes. Möchten es Thränen aufrichtiger Buße gewesen seyn!

Die Cochenille.

In ähnlicher Weise, wie Gras und Klee nicht sowohl unmittelbar, sondern nur als Nahrungsmittel nützlicher Thiere dem Menschen schätzbar werden, ist es auch eine Anzahl von Cacten, die ein Thier ernähren, welches von außerordentlicher Wichtigkeit ist. Es ist dies das Cochenille-Insekt (Coccus Cacti), ein kleines, höchst unscheinbares Thier, im Aeußern ganz dem kleinen weißen, wolligen Schmarotzer ähnlich, der in unsern Treibhäusern so häufig sich auf den Pflanzen einfindet, und doch durch den unschätzbaren Farbestoff, den es enthält, so unendlich davon verschieden.

Früher war die Cochenillenzucht allein auf Mexico beschränkt und wurde daselbst mit großer Sorgfalt von der Regierung geheim gehalten. Noch im Jahre 1725 wurden heftige Streitigkeiten in Europa darüber geführt, ob die Cochenille überhaupt ein Insekt oder das Samenkorn einer Pflanze sey. Nur mit Lebensgefahr brachte Thierry de Menonville sie im Jahre 1785 nach dem französischen Domingo hinüber. Seit 1827 ist sie auch durch Barthelot auf den Canaren eingeführt. Selbst auf Corsica, in Algerien, sowie in Spanien sind in neuerer Zeit glückliche Versuche mit ihrer Cultur gemacht worden. Zwar auch in Brasilien und Ostindien jetzt häufig gezogen, bleibt doch immer Mexico der Ort der größten Production und der schönsten Cochenille. Nach Alexander v. Humboldt beträgt die Ausfuhr der Cochenille noch jetzt allein aus Oaxaca vierthalb Millionen Thaler, eine ungeheure Sume, wenn man bedenkt, daß das Pfund etwa 10 Thlr. kostet und 70,000 Thierchen zu einem Pfund gehören. Es sind besonders die Provinzen Oaxaca, Thascala und Guanaxuata, welche sich mit der Zucht der Cochenille beschäftigen.

Auf großen Meiereien, Nopaleros genannt, von dem spanischen Namen der Opuntia, Nopal, wird felderweise der Tuna-Cactus (Opuntia Tuna) gezogen. Nur auf den westindischen Inseln und in Brasilien bedient man sich des sogenannten Cochenillen-Cactus (Opuntia coccinellifera). Die Pflanzen müssen oft ersetzt werden, weil das Insekt mit großer Schnelligkeit dieselben solchermaßen aussaugt, daß sie vertrocknen und absterben.

Digitized by Google

Die Kaufleute unterscheiden zwei Sorten von Cochenillen, die gruna fina und gruna sylvestre; die erstere ist reicher an Farbestoff und ihre Farbe feuriger, als bei der letzteren, und der weiße Ueberzug des Insekts mehr staubig, bei der letztern aber flockig. Indeß ist es noch nicht gelungen, auszumachen, ob dieser Verschiedenheit zwei verschiedene Arten des Thieres zum Grunde liegen, oder ob die Verschiedenheit von der Culturweise und der Art der Pflanze abhängt, auf welcher das Thier lebt. Wenn die Thiere völlig ausgebildet sind, werden sie mit Schwänzen von Eichhörnchen von den Cactusblättern abgekehrt und durch Wasserdämpfe getödtet, dann getrocknet und in den Handel gebracht.

Bei uns wird daraus durch Zusatz von Alaun der kostbare Carmin und durch Zusatz von Thonerde der Carminlack (Florentiner Lack) bereitet.

Mannigfalliges.

(Das Woorareegift.) Furchtbar sind die Wirkungen des unter geheimnißvollen Zaubersprüchen von den Anwohnern des Orinoco gebrauten so schrecklichen Woorareegiftes, zu welchem der Saft einer Pflanze (Echites suberecta) und die Rinde einiger anderen, der Familie der Apocyneen zugezählten Bäume (Strychnos gyanensis Mart. und Str. toxifera Schomb.) die Hauptingredienzien liefern. Pöppig hat auf seinen romantischen Wanderungen durch Südamerika oft genug Gelegenheit gehabt, die furchtbaren Wirkungen des Woorarees kennen zu lernen. Ein langes Rohr wird von den Indianern ausgehöhlt und mit vieler Sorgfalt geglättet. Von hartem Holze schnitzen sie dann etwa fußlange Pfeile, deren Spitze in jenes Gift getaucht, deren anderes Ende mit Baumwolle umwickelt wird, so daß es genau jenes Rohr ausfüllt. Mit dieser furchtbaren Waffe versehen, beschleicht der Wilde den arglosen Feind, der vielleicht gerade beschäftigt ist, sich den eben gejagten Hirsch zum leckern Mahle zu bereiten. Kein Geräusch verräth den geübten, leise dahingleitenden Fuß, kein Auge erkennt im dichten Gebüsch das gefährliche Rohr, aus welchem, nur vom kräftigen Hauche getrieben, lautlos und sicher der geflügelte Bote des Todes selbst auf 30 Schritte Entfernung das ungewarnte und wehrlose Opfer erreicht, das bei der kleinsten Wunde schon nach wenigen Minuten unter Convulsionen seine Seele aushaucht.

(Landwirthschaftliches. — Neue Knollenfrucht.) Seit vier Jahren beschäftigt man sich im Pariser Pflanzengarten mit dem Anbau und der Verbreitung einer Knollenfrucht, aus China stammend und Dioscorea Japonica genannt, welche die Kartoffeln ersetzen soll. Die Knolle kann selbst bis 14 Grad Kälte ertragen und wird bis zu 2 Pfund schwer; ihr Geschmack ist feiner als jener der gewöhnlichen Erdäpfel und sie kommt in sandigem, etwas feuchtem Boden am besten fort.

(Das Schießen des Salats zu verhindern.) So mancher Gartenbesitzer hat schon die traurige Erfahrung gemacht, wie durch plötzlich und sehr zur Unzeit eingetretenes Schießen des Salats oft die Arbeit mehrerer Monate in wenigen Tagen fast werthlos und ein bedeutender Ausfall in dem Erträgnisse des Küchengartens verursacht wird. Diesem Uebelstande kann man vorbeugen, wenn man mit einem scharfen Messer den Stengel des Salatkopfes über der Erde bis etwa auf die Hälfte einschneidet. Bei einiger Uebung kann man in einer Viertelstunde leicht hundert Köpfe einschneiden. Durch dieses Einschneiden wird der Zufluß des Saftes verhindert, während die Pflanze noch Kraft genug behält, um fortzuleben.

Sylben = Räthsel.

Vieler Schönen
Heißes Sehnen
Geht nach mir, der Ersten, hin;
Jüngling lebe
Gut und strebe,
Ganz zu werden, was ich bin.

In der Ferne
Wirst du gerne
Wieder nach der Zweiten geh'n;
Und dort freuen
Deine Treuen
Sich auf's frohe Wiederseh'n.

Du kannst sehen
'S Ganze stehen,
Eine schöne Stadt am Rhein;
Und man siehet,
Dort erblühet
Manches Mädchen schön und fein.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 84. Freitag, 14. Juli 1854.

Die wunderbare Orgel.

Aus dem Englischen.

„Glauben Sie mir, Herr, der Platz ist übel verrufen, denn es geht dort um. Ehe nicht die Pflugschar über die Stätte gegangen ist, wird Niemand dort in Frieden wohnen."

Der grauhäuptige Redner wandte sich hinweg und ließ mich allein das Herrenhaus anblicken, welches er auf diese Weise verwünscht hatte. Ich hatte bereits Dasselbe gehört, als ich noch ein Kind war; die Amme hatte einen Verweis bekommen, daß sie in meiner Gegenwart davon gesprochen, und meinen eigenen Fragen über den Gegenstand war man stets aus dem Wege gegangen. Seltsam, daß ich jetzt, nach einem dreißigjährigen Aufenthalte in einem weit entfernten Lande, zurückkehren mußte, um auf dasselbe Geheimniß anspielen, dasselbe Geschick vorhersagen zu hören! Die Eindrücke waren mehr als zur Hälfte verwischt; doch jetzt, gleich den Farben eines Gemäldes, welches nach langer Verborgenheit wieder ans Licht gebracht wird, traten sie mit voller Lebendigkeit vor meine Seele.

Ich betrachtete das Herrenhaus; es war das einzige in dem Dorfe meiner Geburt, was ich bedeutend verändert fand. Aber beim Blick auf dieses einst so stattliche Haus, Briarhurst, ward ich schmerzlich erinnert, wie lange ich entfernt gewesen. Als ich es zuletzt gesehen, beschien die Sonne noch die Giebel und Fensterbrüstungen einer stattlichen Herrenwohnung; jetzt zeigte das Sternenlicht nur eine bemooste Ruine. Die Balustraden und Urnen waren zerbrochen und niedergeworfen; man sah keine Pfauen mehr auf dem abhängigen Rasen, und das einst so saubere Gras war von Nesseln und Disteln überwachsen. Auch die kunstvoll angelegten Gartenbeete hatten ihre Rauten- und Sternenform eingebüßt und schimmerten nicht mehr von Blumen, so daß sie kaum von den Fußsteigen zu unterscheiden waren, nur daß sie noch größeren Ueberfluß von Unkraut darboten. Das Dach der Hauskapelle war unlängst eingestürzt und es war nur noch wenig von dem Gebäude übrig, außer einem Fenster von ausgezeichneter Bildhauerarbeit, zwischen dessen Ornamenten die gelbe Viole und der Epheu längst die Stelle der Wappen eingenommen hatten.

Der Schatten aller dieser zertrümmerten Schönheit lag auf meiner Seele, und da ich nun so gerade in der Stimmung war, eine Geistersage zu vernehmen, so beschloß ich bei meiner Rückkehr, meinen Freund L., bei dem ich einige Tage zubrachte, um eine Erklärung des Geheimnisses zu bitten.

Soviel wurde mir bereitwillig erzählt:

Briarhurst hatte man seit des alten Sir Lambert's Tode ganz verfallen lassen; ein anderer Zweig der Familie war in den Besitz gekommen, und da Niemand dort wohnen wollte, so hatte der gegenwärtige Eigenthümer seit Kurzem den Vorsatz gefaßt, das Haus abbrechen zu lassen.

„Nun, was macht es denn aber so lästig, dort zu wohnen?" fragte ich. „Bei einem jährlichen Ausfluge nach der Stadt zur Saison, wie im Besitze einer ansehnlichen Bibliothek, muß es doch wohl recht gut möglich seyn, selbst in jener einsamen Behausung auszuhalten, ohne sich zu erhängen. Sind da wohl gar Herren aus dem Geisterreiche, die einem die Ruhe stören?"

„Klingle einmal, mein Kind, daß Edward und Hetty kommen," sprach L. zu seiner Frau. Darauf sagte er zu mir gewendet: „Bitte, berühren Sie die Sache nicht vor den Kindern, oder wir machen ihnen beiden so bange, daß sie sich beim Dunkelwerden nicht mehr von der Stelle rühren mögen."

Meine Neugier war wiederum getäuscht worden; so wünschte ich denn nach einem zwangvolleren Abend, als wir je zugebracht hatten, der Familie gute Nacht. Mein Freund folgte mir aus dem Zimmer.

„Sehen Sie sich nur einmal fünf Minuten lang das Bild an, ich will nur etwas holen," sagte er, auf ein Portrait zeigend, das an die Wand gelehnt und augenscheinlich nur so eben vor Feuchtigkeit und Zerstörung gerettet war.

Ich that, wie er geheißen. Es stellte eine Dame vor, im weißen Morgenkleide, wie es vor hundert Jahren Mode gewesen. Sie war jung und schön, mit hellem Haar und blauen Augen von ausnehmendem Glanz und Seelenausdruck. Am Busen trug sie eine Rubinbroche von seltsamer Façon; ein mit denselben Edelsteinen besetztes Bracelet war um den weißen Arm geschlungen, welcher das Haupt stützte; und auf dem Knie hatte sie ein geöffnetes Buch liegen, auf dessen Seite der Name „Cicely Clayton" und die Anfangsbuchstaben „L. E." standen. Sie saß offenbar in einer Kirche oder Kapelle, denn über ihrem Haupte befand sich ein grotesker gothischer Zierrath und im Hintergrunde sah man das polirte Eichenholz einer düster aussehenden Orgel.

Meine Augen hatten sich abgewendet von dem sanften Antlitz und ich brütete über die Bedeutung des Kain und Abel auf dem Schnitzwerk, als L. zurückkam.

„Ich sehe wohl," sagte er, „Sie haben Lust, die Sage zu hören. Von Amtswegen, wie es bei mir der Fall ist, mit den Evrards und ihren Angelegenheiten in Verbindung stehend, ist es nicht meine Sache, solche Mährlein zu befördern; doch möchte ich gern Ihre Ansicht über meinen Styl hören," setzte er lächelnd hinzu, „ich kann nächstens wohl gar noch Schriftsteller werden."

Mit diesen Worten übergab er mir mehrere Blätter Papier, und mir angenehme Träume wünschend, überließ er mich dem Durchlesen der merkwürdigen Geschichte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein warnender Traum.

Mit den besten Lehren seines Vaters begleitet und voll guter Vorsätze kam der junge L. nach Paris. Sein Vater, der früher daselbst gelebt, ein erfahrener Weltmann, konnte sich nur schwer entschließen, seine Einwilligung zu dieser Reise zu geben, weil er die Gefahren aller Art kannte, die besonders einem jungen Menschen daselbst drohen. Als er jedoch den dringenden Bitten seines Sohnes endlich nachgab, suchte er wenigstens durch einige praktische Verhaltungsregeln möglichen Gefahren vorzubeugen, worunter die obenan stand: sich insbesondere bei Nacht in kein unbekanntes Haus zu begeben, am wenigsten aber sich mit den Bewohnern, wenn deren Charakter ihm nicht bekannt sey, in irgend ein Verhältniß einzulassen.

In der ersten Zeit seines Aufenthaltes zu Paris befolgte L. die Rathschläge seines Vaters, später aber besuchte er ohne Ausnahme nicht nur alle öffentlichen Vergnügungsorte, sondern auch Gesellschaften jeder Art, und da ihm hiebei nie ein Abenteuer begegnete, so fing er bereits an, die väterlichen Ermahnungen einer übertriebenen, dem Alter eigenen Aengstlichkeit zuzuschreiben. In dieser Meinung bestärkte ihn Graf G., der schon seit einem Jahre in Paris lebte, ohne viel mehr als die Theater, Restaurationen und Spielhäuser besucht zu haben, und dessen Bekanntschaft L. zufällig gemacht hatte. Gleicher Hang zu Zerstreuungen und Vergnügungen fesselte Beide an einander und bald verging fast keine Nacht, die sie nicht zur Hälfte durchspielt hätten. L. hatte auffallendes Glück und dies fesselte ihn nur noch mehr an den grünen Tisch.

Als er einst nach einer beim Spiel zugebrachten Nacht auch wieder erst gegen Morgen nach Haus kam und müde eingeschlafen war, träumte ihm, er habe mit seinem Freunde G. ein Haus besucht, in welchem er noch nie zuvor gewesen; er habe wie gewöhnlich gespielt und mehr als je gewonnen. Als er aber, seinen Gewinn zusammenraffend, nach Haus habe gehen wollen, sey er gewaltsam zurückgezogen worden, und als er sich widersetzt, hätten mehrere der Verlierenden Dolche auf ihn gezückt und ihm erklärt, daß er sich zum Sterben vorbereiten solle, denn aus diesem Hause sey Keiner, der gewonnen, lebend fortgekommen. L. sah sich nach seinem Freunde um, allein dieser war verschwunden; er versuchte zu schreien — Niemand hörte ihn. In der Todesangst wollte er nun seinen Mördern entfliehen, fand aber die Thüre verriegelt. Jetzt warf er mit einem Schlage die brennenden Lichter vom Tisch und benutzte die eingetretene Finsterniß und die Verwirrung, um in das offene Kamin zu steigen und den Schornstein hinaufzuklettern. Kaum aber hatte er einige Höhe erreicht, als er wieder herabfiel und — erwachte.... Die Lebhaftigkeit dieses Traumes hatte auf L. einen tiefen Eindruck gemacht, allein eine

Digitized by Google

Promenade ins Boulogner Wäldchen, wo sie etliche bekannte Damen antrafen, die ihnen eine durch Schönheit und Geist ausgezeichnete Frau, die Madame Surville, vorstellten, hatten den Eindruck des Traumes wieder verlöscht.

Die beiden Deutschen wurden so sehr von den Reizen der Madame Surville angezogen, daß sie ihr nicht nur ausschließend den Rest des Tages widmeten, sondern auch ihre Einladung, sie recht oft bei ihrer täglichen Gesellschaft mit ihrer Gegenwart zu erfreuen, gleich für diesen Abend freudig annahmen.

L. und G. eilten nach Haus, sich umzukleiden, um dann in die Straße Quai St. Michel zu ihrer neuen Freundin sich zu verfügen, und die Thurmuhr von Notre-Dame hatte noch nicht acht geschlagen, als sie bereits im Salon der Madame Surville sich befanden. Bald füllte sich der Salon mit Herren und Damen und in kurzer Zeit war das Spiel in vollem Gange.

Die beiden Freunde spielten nicht mit gleichem Erfolge; während L. auffallend vom Glück begünstigt wurde, verlor G. fast all sein Geld, so daß ihm kaum noch genug übrig blieb, einen Wagen miethen zu können, um nach Hause zu fahren.

L., ganz ins Spiel vertieft, hatte nicht bemerkt, daß nicht nur G., sondern auch ein großer Theil der Gesellschaft nach und nach sich entfernt hatte. Er spielte mit großem Glücke fort und war bald der Letzte, welcher pointirte.

Er hatte eine bedeutende Summe gewonnen und wußte kaum, wie er sie nach seiner Wohnung bringen solle, denn längst war die Stunde vorüber, zu welcher dienstfertige Fiacres in den Straßen auf Bestellung harren.

Madame Surville wußte jedoch Rath zu schaffen, indem sie ihm mit vieler Anmuth erklärte: der Fall komme öfters vor, daß sich in ihrem Hause Gäste verspäteten; sie habe deßhalb ein Appartement gemiethet, das, obgleich im vierten Stock, doch so bequem und wohnlich sey, daß ein Cavalier, wie er, es vielleicht nicht verschmähen würde, dasselbe eine Nacht lang zu bewohnen.

L. nahm dankbar das gefällige Anerbieten an und war froh, der Sorge enthoben zu seyn, mit einer so bedeutenden Summe so spät in der Nacht durch ein entlegenes Stadtviertel sich heimschleppen zu müssen, was doch nicht ganz gefahrlos gewesen wäre.

Er begab sich also mit dem gewonnenen Gelde in den vierten Stock, wo er ein elegantes Zimmer fand, in welchem zwei Betten standen. Das ihn begleitende Mädchen zeigte ihm das zu seiner Aufnahme bereitete und entfernte sich schnell. Schläfrig und ermüdet warf L. die Kleider ab und wollte sich eben niederlegen, als ihn die Neugier antrieb, von dem andern Bette die fest zugezogenen Vorhänge zu öffnen. Aber wer beschreibt sein Entsetzen, als er in demselben einen Leichnam fand, dessen frische Wunden zeigten, daß er noch kürzlich unter den Lebenden gewandelt hatte. Nun stand der Traum der vergangenen Nacht lebhaft vor seiner Seele; zu spät verwünschte er nun die Unbesonnenheit, welche ihn die Warnung dieses Traumes hatte vergessen lassen. Unbewaffnet, wie er war, konnte er nicht hoffen, seinen Mördern zu entgehen. Er stürzte nach der Thüre, allein sie war von außen fest verschlossen. Einen Versuch, sie mit Gewalt zu öffnen, durfte er nicht wagen, denn vielleicht erwartete ihn auf der Treppe der Tod. Die Fenster gingen in einen abgelegenen Hof — ein Hilferuf hätte also nur seine Feinde herbeigeführt. Nichts hätte ihn retten können, wenn nicht sein Traum ihm das Mittel zu seiner Rettung an die Hand gegeben hätte. Schnell legte er die letzten Kleider ab, schaffte den Todten in das für ihn, L., bestimmte Bett, zog am andern die Vorhänge wieder fest zu, löschte das Licht aus und schlüpfte in das Kamin, wo er sich an einer eisernen Stange, die zum Räuchern des Fleisches bestimmt war, anklammerte. Eine Stunde mochte er ungefähr in dieser Lage zugebracht haben, als er das Oeffnen einer Klappe hörte und ein Lichtschimmer in das Zimmer fiel. Jetzt hörte er leise Tritte, wie ihm schien, von zwei oder drei Männern, die sich dem für ihn bestimmten Bette näherten; dann vernahm er die Worte: „Der hat seinen Theil und wird nichts mehr ausplaudern." Keck gingen sie nun auf den Tisch zu, wo er absichtlich sein Geld hingelegt hatte, nahmen es weg und entfernten sich mit der Aeußerung: „Morgen Nacht wollen wir Beide schwimmen lassen." An ihren Stimmen erkannte er einige Spieler der vergangenen Nacht.

L. erwartete den völligen Anfang des Tages, dann sprang er, wie er war, im Hemde und den Unterhosen die Treppe hinab und begegnete im ersten Stock der Dame des Hauses, welche mit dem Ausrufe: „Himmel, ein Geist!" in Ohnmacht fiel.

Verfolgt von einer Menge Neugieriger, lief L., so schnell er konnte, zum nächsten Wachtposten und erzählte dem Commandanten desselben sein Abenteuer, der sogleich das Haus besetzen ließ

Digitized by Google

und den Polizeicommissär des Quartiers benachrichtigte.

Sämmtliche Hausbewohner wurden verhaftet und man kam nun Verbrechen auf die Spur, die das seitherige unbegreifliche Verschwinden mancher Personen aufklärten. Madame Surville wurde zu lebenslänglicher Einsperrung, die drei Mörder aber zum Tode verurtheilt; alle drei wurden hingerichtet.

Mannigfaltiges.

Fena Kara Degnis, zu Deutsch: das böse schwarze Meer — das ist der Charakter, den dieser stürmische Pontus in der Meinung seiner Nachbarn zu Constantinopel erlangt hat. Von tausend türkischen Fahrzeugen, welche alljährlich über sein Wasser streifen, heißt es, stranden und verunglücken selbstverständlich fünfhundert. Manchmal pflegt der Wind in Zeit von zwei Stunden aus allen Himmelsgegenden zu wehen und die Wassertiefen aufzuwühlen, als wäre das Meer ein siedender Kessel. Dicke Nebel verfinstern die Luft im Winter und als Folge davon halten die türkischen Schiffe unaufhörlich den Einlauf eines Thales, Namens: Falsch Bogaz, für die Einfahrt zum Bosporus und stranden hier beständig. An jenen gefährlichen Seeörtlichkeiten kann man häufig Leichen treiben sehen, und wer es noch nicht weiß — und deren gibt es Viele — kann es hier kennen lernen, daß die weiblichen Leichen auf dem Rücken und die männlichen mit dem Angesicht nach unten treiben. Dies ist immer und überall der Fall. Schreiber dieser Zeilen hat diese Thatsache allenthalben ohne Ausnahme gefunden. So werden auch bei Strandungen die weiblichen Leichen eher als die männlichen an den Strand geworfen. In Constantinopel ist das schwarze Meer zum Sprichwort geworden; man sagt, daß Alles, was böse sey, vom schwarzen Meere komme — Nebel und Kälte, die Pest und die Russen.

Lamartine empfing unlängst in Beiseyn seines Verlegers und Freundes Perrotin seine Briefe. Er durchlief verschiedene derselben und warf einen sorgfältig versiegelten mit den Worten weg: „Wahrscheinlich wieder Verse! man langweilt mich damit jeden Tag, und ich muß, wenn ich sie lese, darauf antworten. Ich habe wirklich den Muth nicht, diesen zu lesen.“ Perrotin, der den Brief näher betrachtete, meinte, der Dichter würde sich geirrt haben, und schickte sich an, als dieser hinwarf: „Nun, so lesen Sie selbst!“ den Brief zu entsiegeln. Er stieß plötzlich einen Schrei der Ueberraschung aus. Der Brief enthielt 25 Bankbillets zu 1000 Franken und ferner 25,000 Franken Inscriptionen Renten auf den Namen des Sängers der „Harmonieen“ und des „Jocelyn.“ Der Brief war ohne alle Unterschrift und hatte auch nicht das geringste Merkmal, das auf seinen Schreiber und Absender hindeuten konnte.

Die bekannte Sängerin Cruvelli schenkte ihrem Dienstmädchen, das eben erst vom Lande nach Paris gekommen war, ein Billet zur Aufführung der „Hugenotten“ von Meyerbeer. Nach der Vorstellung fragte die Künstlerin den dienstbaren Geist: „Nun, wie hab' ich Dir gefallen?“ „Mir ganz gut; aber die andern Leute waren nicht zufrieden, denn Sie mußten ja alle Augenblick Dasselbe zweimal singen.“

(Es fehlt noch etwas.) Bei einer Kirchenvisitation konnte ein Superintendent die ihm richtig dünkende Beantwortung der Frage, wie viel Stücke zur Taufe gehörten, nicht loskriegen und er wiederholte in Einem fort: „Zwei Stücke — Wasser und Wort Gottes.“ Ein Bauer, vor dem er gerade stand, sagte ganz treuherzig: „Na, tauft doch einmal ohne Kind!“

(Wirksame Hilfstruppen.) Als Alfons, König von Arragonien, das maurische Schloß Vicero belagerte, warfen die Vertheidiger desselben Bienenkörbe in die Reihen der anstürmenden Feinde. Die wüthenden Bienen fielen über sie her und jagten sie schneller in die Flucht, als die Belagerten es sonst irgendwie vermocht hätten.

Börne besaß schon als Kind einen gesunden Witz. Als ihm einst die keifende Haushälterin zurief: „Du kommst gewiß dereinst in die Hölle!“ erwiederte der Knabe gelassen: „Schade, so werd' ich Dich auch jenseits nicht los.“

Auflösung des Sylben-Räthsels in № 83:

Mannheim.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 85. Sonntag, 16. Juli 1854.

Die wunderbare Orgel.

(Fortsetzung.)

Folgendes war der Inhalt des Manuscriptes, das mir mein Freund zum Lesen eingehändigt hatte:

Seit der Zeit Heinrichs des Vierten bis zum Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts war Briarhurst im Besitze der Evrard'schen Familie. Der letzte Baronet war Sir Lambert Evrard, zu der Zeit, von der ich rede, ein tapferer und beherzter Gentleman, der, nachdem er seine Jugend unter dem Glanze und der Munterkeit des Hoflebens zugebracht, die Bekanntschaft Walpole's gemacht und ein Verehrer der Lady Montague gewesen, sich am Abend seines Lebens als ruhiger Landedelmann auf seinem Gute Briarhurst niedergelassen hatte. Er war nicht reich, denn seines Vaters Verschwendung hatte alles Nutzbare durchgebracht oder verpfändet. Die Weltklugheit hätte ohne Zweifel Sir Lambert gerathen, eine reiche Erbin zu heirathen, aber höchst verkehrter Weise fiel seine Wahl auf die Daphne seiner Liebessonette aus jugendlichen Jahren, eine Dame, deren liebliche Stimme und funkelnde Augen ihn auf seinen italienischen Reisen gefesselt hatten. Seine Frau hatte kein Vermögen, daher konnte er es nicht erschwingen, ein Haus in der Stadt zu halten, und bald nach der Geburt seines ersten Sohnes nahm er seinen beständigen Aufenthalt zu Briarhurst. Sie hatten zwei Söhne, die der Vater, ehe sie noch drei Jahre alt waren, für den Juristen- und den Militärstand bestimmte und deren Erziehung seine Zeit hauptsächlich in Anspruch nahm. Bei dem damaligen Stande der Dinge mußte er natürlich darauf sehen, daß seine Söhne sich auszeichneten, da dies das einzige Mittel war, seine Familie wieder zu ihrer früheren Stellung emporzubringen. Die Umstände jedoch bezeichneten noch einen andern Weg, den erwünschten Reichthum sich noch leichter zu sichern. Beim Tode eines entfernten Verwandten wurde Sir Lambert Vormund einer elternlosen Erbin, und er hegte nun die ernstliche Hoffnung, daß sein ältester Sohn dieselbe heirathen und so den Wunsch seines Lebens erfüllen werde.

Ganz entgegengesetzt der Gewohnheit der Romanhelden und Heldinnen, welche in Heirathsangelegenheiten stets übermüthig die Wünsche ihrer Eltern und Vormünder durchkreuzen, gelangten der junge Lambert Evrard und seine schöne Cousine, Cicely Clayton, von den niedlichen Spielen ihrer Kindheit, wo sie Mann und Frau vorstellten, ganz unvermerkt zur ernstlicheren Art von Liebesverhältniß, und als sie das Alter von zwanzig und siebenzehn Jahren erreicht hatten, wurde ihre Vereinigung beschlossen. Der junge Mann war von einer eigenthümlich nachdenklichen Geistesrichtung; auch war er wissenschaftlichen Studien sehr ergeben und hatte seiner Geliebten einen gewissen Geschmack für die Grübeleien und tiefsinnigen Bücher beigebracht, die er selbst liebte. Es ist eine Stelle in dem alten Garten — eine Gruppe von Linden, welche eine zertrümmerte Statue der Niobe beschatten —, wo ich mir oftmals gedacht habe, daß diese beiden Liebenden gesessen haben mögen; es scheint mir gerade der rechte Fleck für solche ernste, gedankenvolle Liebe, wie die ihrige war, um dort Zwiesprache zu halten.

Lambert hatte von seiner Mutter ein seltenes musikalisches Talent geerbt und er und Cicely konnten stundenlang in der Kapelle an der Orgel zubringen, wobei es schien, als ob seine Finger ganz unbewußt über die Tasten dahinstreiften und sein Geist im Strome des herrlichen Wechselgesanges und der feierlichen Symphonieen, welche

Google

seine Kunst erweckte, gen Himmel schwebte. Zugleich war er Maler, und manche Stunde saß sie vor ihm, wenn er ihr liebliches Gesicht abnahm, bisweilen in dem einfachen Kleide, welches sie beim Lesen oder bei ihrer Arbeit trug, bisweilen auch als die bekränzte Pastorella oder grün gekleidete Laura ihrer Lieblingsdichter.

Sein Bruder Maurice war nur selten ihr Genosse bei diesen Beschäftigungen. Von Temperament und selbst von Person war er gerade das Gegentheil von Lambert. Als er noch ein Kind war, besaß er eine mürrische und zurückhaltende Gemüthsart, und als er größer wurde, da traten alle die unangenehmen Seiten seines Charakters mehr und mehr hervor. In der That ärgerte er sich beständig über seines Bruders offenbare Ueberlegenheit, über den glücklichen Erfolg in Allem, was derselbe unternahm, über seine Beliebtheit bei den Pächtern, über den Vorzug, welchen Cicely ihm einräumte. Gleichwohl hatte er sein Temperament sehr in seiner Gewalt und wußte alle Ausbrüche der Leidenschaft vor seinem Vater und Cicely zurückzuhalten; aber wenn er mit seinem Bruder allein war, dann ließ er seine üble Laune in Sarkasmen und Sticheleien aus, welche unzählige Zänkereien veranlaßt haben würden, wäre Evrard's Gemüth sich nicht weniger gleich geblieben, als es in der That der Fall war. Aber kein menschliches Wesen ist weniger geneigt, Anstoß zu geben oder Streit zu suchen, als ein sanftmüthiger Gelehrter, dessen poetischer Sinn durch die Liebe geweckt ist; und ein solcher war Lambert Evrard.

Es wurde festgesetzt, daß an Cicely's achtzehntem Geburtstage die Hochzeit stattfinden sollte, und schon längst waren Vorbereitungen zur Trauung und dem darauffolgenden Feste getroffen, als der bestimmte Bräutigam plötzlich erkrankte. Sein Arzt gab der Krankheit desselben niemals einen Namen — ihr Ursprung schien unerklärlich. Er war mehrere Wochen lang in Gefahr, und als er hinlänglich wieder hergestellt war, da wurde ihm sogleich zur Veränderung der Luft eine Reise verordnet. Die Vermählung wurde natürlich aufgeschoben, bis er seine Gesundheit vollständig wieder erlangt haben würde. Maurice, dessen Aufmerksamkeit gegen seinen kranken Bruder so musterhaft als unerwartet war, begleitete ihn nach dem Continent. Noch waren sie nicht drei Monate fort, als schon Briefe Lambert's schnelle Genesung meldeten. Italiens milder Himmel that Wunder an seiner geschwächten Constitution, und so beschlossen sie denn, ihre Abwesenheit zu verlängern und die Gesundheitsreise in eine Vergnügungstour zu verwandeln. Sicherlich kam mit der Ankündigung ihrer Absicht auch so manche Zeile voll dringender Sehnsucht und liebevoller Sorge, so manches Blatt, gepflückt im Garten der Dichtkunst, so mancher klagende Vers, an Cicely gerichtet und bestimmt, allein und wiederholt gelesen zu werden. Es flossen vielleicht Thränen, als die Nachricht von der verlängerten Trennung anlangte; doch tröstete sich das Mädchen mit dem Gedanken, gerade dies trage dazu bei, daß Lambert sie nach der Hochzeit nicht mehr zu verlassen brauche und daß in den sonnigen Tagen der Zukunft ihnen viele Stunden seligen Beisammenwohnens bevorständen.

Jedoch alle Hoffnungen und Verheißungen von zukünftiger Glückseligkeit sollten vereitelt werden. Der nächste Brief meldete eine entsetzliche Botschaft. Lambert Evrard war todt! Die näheren Umstände des Unglücksfalles wurden folgendermaßen in einem Briefe angegeben, der von einem Freunde Maurice's geschrieben war, denn er selbst war zu sehr angegriffen von dem traurigen Vorfalle, um irgend einen genaueren Bericht geben zu können. Es erhellte daraus, daß die Brüder sich aufgemacht hatten, um eine der höchsten Bergspitzen in Tyrol zu ersteigen, und daß sie bei noch völliger Dunkelheit aufgebrochen waren, damit sie rechtzeitig den Gipfel erreichen möchten, um die Herrlichkeit eines Sonnenaufgangs auf den Alpen zu genießen. Der Führer hatte sie auf einen Augenblick verlassen, um zu sehen, ob kein Gewässer zu durchwaten oder ein sonstiges Hemmniß im Wege sey, als Lambert, welcher gegen seines Bruders Rath ein Felsenstück ohne Hilfe des Alpenstockes zu übersteigen suchte, in einen Schlund zwischen den Gletschern hinabstürzte. Der Körper ist niemals aufgefunden worden. Es wurde ferner gemeldet, daß Maurice noch einige Tage in der Nachbarschaft geblieben sey und einem jeden Bauern, der eine Nachsuchung nach den Ueberresten des Bruders vornehmen wolle, große Belohnungen geboten habe. Aber die Leute kannten zu gut die Hoffnungslosigkeit und die Gefahr des Unternehmens, um es zu versuchen. Da er keinen Erfolg sah, verließ er den Platz.

Seine Rückkehr wurde durch eine ernstliche Krankheit verzögert. Endlich jedoch, im grauen Zwielicht eines Herbsttages, kam eine Reisekutsche die schattige Allee von Briarhurst heraufgefahren und Maurice wurde in seines Vaters Hause empfangen — ein Trauernder unter den Trauernden.

Digitized by Google

Er hatte sich in hohem Grade verändert. Die zurückhaltende Strenge seines früheren Wesens hatte sich, wenigstens dem Aeußeren nach, in Offenherzigkeit und Vertrauen verwandelt; der Gram um seinen Bruder schien sein ganzes Wesen gebessert, sein Herz den Einflüssen der Freundlichkeit und Milde geöffnet — schien, mit einem Worte, ihn liebenswerther gemacht zu haben. Dies schien die beste Erklärung des Wechsels zu seyn, der in ihm stattgefunden hatte und der sich in seinem Benehmen gegen die Tiefbetrübten, die ihn umgaben, zeigte. Freundlich und besonnen tröstete er seine Eltern in ihrem bittern Schmerz, und mit unzähligen Dienstleistungen der zartesten Sorgfalt und der überlegtesten Aufmerksamkeit bewies er seine Achtung und Theilnahme für Cicely's schwere Bekümmerniß.

(Schluß folgt.)

Der Henker von Versailles.

Ich kenne einen Mann, der höchst verständig und geistreich ist, aber manche Eigenheit besitzt. Vor seiner Verheirathung speiste er immer bei dem nämlichen Wirthe; aber er konnte nur an einem einzigen Tische essen. Hätte man ihm seinen Teller auf eine andere Tafel gestellt, er hätte eine Unverdaulichkeit davongetragen. Der Wirth sorgte dafür, daß er immer seinen Lieblingsplatz behielt.

Eines Tages indessen, da alle andern Tische schon besetzt waren, wurde über den Platz meines Freundes verfügt. Er kömmt und findet den Platz besetzt und ist untröstlich. Indessen faßt er heldenmüthig seinen Entschluß — es half ja ohnedies keine Klage — er mußte warten, bis der Platz frei würde.

Einstweilen nähert er sich dem Buffet und fängt ein Gespräch mit der Wirthin an. Aber der Fremde, der den Platz des Stammgastes einnahm, war ein Mann von tüchtigem Appetit und hatte nicht sonderlich Lust, sich zu geniren, und schien am Tafeln eine ganz eigene Plaisir zu haben. Mein Freund wurde grimmig, aber lieber wäre er Hungers gestorben, ehe er sich anderswohin gesetzt hätte. Zuletzt, als er sah, wie der Usurpator seines Thrones fest entschlossen schien, sich im Besitze zu behaupten (er hatte wieder eine Flasche Wein gefordert), da hielt er es nicht länger aus. Es kam ihm ein schneller Gedanke, wie er den Fremden wegschaffen könnte.

„Kennen Sie die Person, die dort auf meinem Platze speist?“ fragte er die Wirthin.

„Nein; sie kömmt zum ersten Male hierher.“

„Glaub's wohl; wenn Sie sie kenneten, würden Sie solche Leute nicht aufnehmen.“

„Sie bringen mich in Angst und Zittern; was ist's denn für ein Mensch?“

„Es ist der Henker von Versailles!“

Bei diesem Namen wurde die Frau blaß und heftete auf den Fremden einen Blick des Schreckens und der Neugierde.

„Der Henker von Versailles!“ sagte sie leise. Sie rief ihrem Manne und wiederholte ihm, was sie gehört.

Der Wirth erschrickt nicht minder als seine Frau und erzählt gleich die schauerliche Nachricht einigen seiner alten Gäste, die ihm alle rathen, den schrecklichen Esser zu verabschieden. Der Herr des Hauses waffnet sich mit Muth, nähert sich dem Fremden und beginnt mit der Phrase, die seit alter Zeit zum Gebrauch der Gastwirthe gestempelt ist:

„Nun, Herr Gast, sind Sie mit Ihrem Essen zufrieden?“

„Sehr; nur finde ich, daß man mich etwas lange auf das warten läßt, was ich gefordert habe.“

„Mein Gott, weil man es Ihnen nicht geben kann.“

„Wenn nichts davon da war, hätte man es wenigstens sagen sollen. Ich will etwas Anderes fordern.“

„Oh, nicht so meinte ich's; man wird Ihnen nichts mehr auftragen, und ich bin gezwungen, Sie zu bitten, so schnell wie möglich zu gehen und nicht mehr zu mir zu kommen.“

„Mein Gott, was kann mir eine solche Verbannung zuziehen?“

„Sie müssen es wohl wissen.“

„Ich schwöre Ihnen, ich begreife es nicht.“

„Möge es Ihnen genug seyn, daß man Sie hier kennt.“

„Man kennt mich? es ist möglich; nun, und weiter?“

„Und Sie begreifen wohl, daß ich alle meine Kunden verlieren würde, wenn ich Sie künftig empfänge.“

„So?“ versetzte der Fremde, indem er sich erhob — „ich will doch einmal sehen, für wen Sie mich halten, denn Sie fangen an, mich ungeduldig zu machen.“

„Wahrhaftig, Herr, für das, was Sie sind — für den Henker von Versailles!“

Google

„Ah! und wer hat Ihnen gesagt, ich sey der Henker von Versailles?"

„Der Herr da," sagte der Speisewirth, indem er mit dem Finger auf meinen Freund wies, der allen Ernstes über die Folgen seines Scherzes zu erschrecken anfing.

„Der Herr da!" rief der Fremde mit lauter Stimme — „ich habe nichts zu sagen; allein er muß es besser als irgend Jemand wissen, denn ich habe ihn vor zwei Jahren gebrandmarkt!"

Alsdann bezahlt er seine Rechnung und entfernt sich ruhig.

Mein Freund war wie in Stein verwandelt. Es war ihm nicht schwer, sich zu entschuldigen, gelobte sich's aber, künftig auf seine Späßchen besser Acht zu haben.

Mannigfaltiges.

(Der Thee für den Kaiser von China.) Der Thee, welcher für die kaiserliche Familie in China bestimmt ist, wird stets mit der äußersten Sorgfalt behandelt. Man zieht ihn in einem besondern Garten, der bewacht wird, damit sich kein Mensch und kein Thier demselben nahe. Die Wege in diesem Theegarten werden täglich gekehrt und man sorgt ängstlich dafür, daß ja kein Schmutz auf die Blätter falle. Nahet die Zeit der Ernte, so müssen sich die Arbeiter des Genusses der Fische enthalten, damit ihr Athem die Blätter nicht verderbe, sich dreimal des Tages warm baden und überdies dennoch die Blätter mit Handschuhen abpflücken. Auch bei der späteren Zubereitung verfährt man mit gleich ängstlicher Vorsicht.

(Riesen der Obstbaumwelt.) Die größten Birnbäume findet man zu Mellrose bei Edinburgh, deren Stämme 9—12 Fuß im Umfang haben. Den bis jetzt bekannten größten Nußbaum findet man in der Nähe des Dorfes Kiekneiß in der Krim, welcher in guten Jahren 80—120,000 Nüsse, im Werthe von 480—700 Rubel, liefert. Einen merkwürdig großen Weinstock findet man im Bezirk Sargans im Kanton St. Gallen, denn er trug z. B. im Jahre 1850: 1666 Trauben, aus welchen man 3 Eimer Wein kelterte.

Die Cusçarilla, bekanntlich ein Baum, welcher das Chinin liefert, ist eines der wichtigsten Erzeugnisse Bolivia's. Um zur Fällung dieser Bäume ermächtigt zu werden, mußte man bisher der Regierung pr. Centner eine Steuer von 50 Fr. entrichten. Trotz dieser enormen Gebühr ist die Ausfuhr in den letzten Jahren so stark gewesen, daß der Congreß von Bolivia ein Gesetz genehmigt hat, welcher das Fällen dieser Bäume für die nächsten fünf Jahre gänzlich untersagt.

Monolog eines Mädchens.

— (Sie steht vor dem Spiegel.)

Schon fünfundzwanzig Jahr'!
Doch sieht man mir's nicht an.
Ich bin noch jung, fürwahr —
Bekomm' noch einen Mann!

Ich bin so häßlich nicht,
So viel ich sehen kann;
Schön glatt ist mein Gesicht —
Bekomm' noch einen Mann!

(Blättert in einem Buche.)

Gebildet bin ich doch,
Versteh' auch den Roman;
Französisch lern' ich noch —
Bekomm' noch einen Mann!

Auch bin ich herzensgut,
Hab' Böses nie gethan;
Drum faß' ich neuen Muth —
Bekomm' noch einen Mann!

(Holt einen tiefen Seufzer.)

Ach, hätt' ich ihn doch schon,
Wie glücklich wär' ich dann!
Ich spräch' nicht mehr davon —
Ich hätt' ja einen Mann!

Buchstaben=Räthsel.

Mit Schauder nennt man meinen Namen,
Kein Mensch ist, der mich gerne sieht;
Doch huldigen mir Herr'n und Damen,
Trennt man von mir das letzte Glied.

Geschlechts=Räthsel.

Ist's eine Frucht, so schmeckt es lieblich, gut;
Ist es ein Mann, so fehlt ihm Kraft und Muth.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 86. Dienstag, 18. Juli 1854.

Die wunderbare Orgel.

(Schluß.)

Nicht durch zudringliche Trostversuche, sondern stillschweigend und sanft strebte Maurice, seine Cousine nach und nach von dem Gedanken an ihren Verlust zu entwöhnen. Indem er ihre Gefühle auf jede mögliche Weise schonte und es vermied, Lambert's Namen zu nennen, außer in einer Weise, die berechnet war, jene zarten Erinnerungen zu wecken, welche den Kummer lindern, suchte er Cicely's Geist von dem anhaltenden Gedanken an ihren hingeschiedenen Verlobten abzulenken, — und so wußte er, ohne daß es den Anschein gewann, als wolle er den Eindruck vertreiben, sie allmälig auf andere Gegenstände und Beschäftigungen zu lenken. Wenn auch anfangs ihre Spaziergänge sich stets den Scenen zuwandten, die dem Verstorbenen einst lieb gewesen, und ihre Morgenstunden den Büchern gewidmet waren, die er gelesen hatte, so wurden doch bald deren Schönheiten mit anderem Interesse erforscht, als dasjenige gewesen, welches lediglich aus den Freuden der Erinnerung entsprang. Die Kapelle, welche ihr auf schmerzliche Weise das Andenken an Lambert zurückrief, blieb nunmehr unbetreten; der Lindengrund, woselbst die Liebenden so oft verweilten, wurde nun nicht mehr besucht.

Nicht mit der Gluth der ersten Liebe, sondern mit einer Rücksicht, welche aus ihrem gegenseitigen Antheil an dem nämlichen Kummer entsprang und durch Dankbarkeit für sein tiefes Mitgefühl genährt wurde, nahm Cicely nun Maurice zu ihrem Geliebten an und willigte aus Gehorsam gegen Die, welche sie stets wie Eltern verehrt hatte, ein, sein Weib zu werden.

Es war immer der lebhafteste Wunsch Sir Lambert's gewesen, daß er es noch erleben möge, den Reichthum seiner Familie wieder hergestellt zu sehen. Der Plan zur Erfüllung dieses Lebenswunsches war schon einmal vom Schicksal vereitelt worden; so war es denn natürlich, daß er sich über diese neue Aussicht freuen mußte. Auch Lady Evrard hegte das Verlangen, den Fleck, den der Baronet durch seine Heirath mit ihr auf sein Familienwappen gebracht, hinfort ausgelöscht zu sehen. Sir Lambert war in der Hauptsache ein gütiger Ehemann, aber es konnte dem Scharfblicke seiner Gemahlin nicht entgehen, daß er oftmals innerlich seufzte nach der Gesellschaft seiner aristokratischen Nachbarn, wenn seine Unvermögenheit, ihre Gastfreiheit zu erwiedern, ihn nöthigte, ihre Einladungen abzulehnen. Sie hatte auch noch einen andern Beweggrund. Ihr Mutterauge hatte mit Freuden den, wie es den Anschein hatte, wohlthätigen Einfluß des Unglücks auf den Charakter ihres launischen Sohnes wahrgenommen, und sie hoffte, das liebliche Wesen der Cousine würde ihn stets mehr und mehr veredeln.

Alles schien die Verbindung zu begünstigen. Der Tag wurde festgesetzt, und Cicely Clayton, in einer eigenthümlichen Stimmung von Zweifel und Hoffnung, schmückte sich zu ihrer Hochzeit.

Die Stunde war gekommen — die Hochzeitsgesellschaft war schon in der Kapelle von Briarhurst versammelt. Nur Wenige waren geladen, denn es war der ausdrückliche Wunsch der Braut, daß die Feier so still wie möglich geschehen möge. Zwei Brautjungfern, welche Töchter eines benachbarten Edelmanns waren, und der Advokat der Familie waren die einzigen Gäste, die man gebeten. Sie nahten sich dem Altargitter. Die röthlichen Sonnenstrahlen ergossen sich durch das liebliche Geißblatt auf die weißgekleidete Cicely und auf den zitternden Maurice. Es bedurfte irgend Etwas, um seinem hagern Gesichte einigen

Digitized by Google

Glanz zu leihen, denn er war geisterhaft bleich; aber keines Künstlers Tinten waren auch nur halb so glänzend wie die aufsteigende Röthe auf Cicely's Wange.

Der Geistliche hatte den Gottesdienst begonnen; die Anrede war verlesen; das unwiderrufliche: „Ich will" war mit halb ersticktem Flüstern vom Bräutigam ausgesprochen, im sanftesten Tone von der Braut — da, als Maurice den Ring vom Priester empfing, brachte eine Unterbrechung eigener Art jede Hand zum Stillstehn, jede Stimme zum Schweigen. Von der Orgel, die unberührt geblieben, seit Lambert in seinen glücklichen Jugendtagen ihr seine Melodieen entlockte, ließ sich ein klagender Ton hören, mehr dem Ruf eines ruhelosen Geistes ähnlich, als der Musik eines Sterblichen — so laut, so lang, so wild, so eigenthümlich in überirdischer Weise durch die Kapelle ertönend, daß es schien, als sollte er die Sinne auf die Folter spannen, die er in schrecklicher Ungewißheit erhielt, bis er vorüber war. Solche Töne mochte jener namenlose Sänger wohl angewandt haben, um das Prophetenfeuer in Elisa zu entzünden. Darauf war es still, aber nur für einen Augenblick, und ein Todtenlied, traurig wie das Weinen des Zerknirschten, strömte herab von jener wunderbaren Orgel.

Aber dies Klagelied war furchtbarer, als der erste zerschmetternde Ton, denn es rief eine grauenvolle Erinnerung und einen dunkeln Verdacht hervor. Es war gerade dieselbe Weise, welche Lambert am Abend vor seiner Abreise gespielt hatte. Die Mutter stieß bei Erkennung derselben einen Schrei aus; die Hände gefaltet stand der Vater da und betete mit gebrochener Stimme; Cicely und Maurice dachten nur an jene Töne, wie sie sie zum ersten Male gehört hatten.

Es war der Braut, als ob sie Lambert's Stimme lauschte; drum horchte sie ohne Furcht, in wahrhaftem Geistesentzücken. Aber als das Trauerlied verstummte, wich auch der Einfluß, welcher sie in ihrer Ekstase aufrecht erhalten hatte, und sie sank ohnmächtig auf die Stufen nieder. Der Bräutigam gedachte des Vorsatzes, welchen er an jenem Abend in seinem Herzen gehegt und welcher die Musik zum schreienden Mißton gemacht. In seinen Ohren war der Ton die Stimme der Vergeltung, und in wahrer Todesangst eilte er zur Orgel, um zu sehen, wer eine ihm so schreckliche Weise hervorgebracht. Aber keine menschliche Hand hatte die Tasten berührt.

* * *

Maurice, im Zustande des Wahnsinns zu Bette gebracht, starb am nächsten Morgen. Diejenigen, welche bei ihm gewacht hatten, erinnerten sich noch lange, daß er während der ganzen Nacht von nichts Anderem phantasirt habe, als von einem tiefen Abgrunde, in welchen er hinabstürze, und daß er sie gebeten, eine Hand auszustrecken und ihm zu helfen, denn dort unten modere eine grauenvoll anzusehende Leiche, deren stierer Blick ihm den Tod bringe.

Das Grabgewölbe in der Kirche von Briarhurst öffnete sich darauf zum nächsten Male, um die Hülle der Lady Evrard aufzunehmen.

Cicely überlebte sie noch einige Jahre, als ein guter Genius der Armen des Dorfes, ein dienstbarer Engel für die Bekümmerten und Hilflosen. Darauf ging auch sie, mit der glorreichen Zuversicht erfüllt, welche der Glaube erzeugt, zu ihrer Ruhe ein.

Sir Lambert erreichte noch ein hohes Alter; doch zum Glück war er bereits völlig kindisch geworden, noch ehe Cicely ihm entrissen wurde. Es war ein trauriger Anblick, den verlassenen alten Mann zu beobachten, wie er bald zwischen den vernachlässigten, verwilderten Gesträuchen hinwandelte, bald dumpf brütend vor den Bildnissen seiner Söhne und ihrer Braut stillstand, augenscheinlich ganz ohne Erinnerung an die Gesichtszüge von Lambert und Maurice, häufig jedoch ängstlich fragend, warum die schöne Dame, die einst so freundlich gegen ihn gewesen, jetzt immer so stillschweigend dasitze. —

Das junge Mädchen mit weißen Haaren.

Nach drei Jahren Abwesenheit kehrte ich in meine Vaterstadt zurück und ging zum ersten Male ins Theater. Alle Welt schaute nach einer Loge; ich schaute auch hin.

Gott im Himmel, wie ward es mir! Ich erblickte meine ehemalige Geliebte, die ich treulos verlassen hatte. Sie war noch ebenso jung und schön wie damals, doch ihr bräunliches Haar war aschgrau hell geworden, wie es den Schädel eines alten Mannes zu decken pflegt.

Ich mußte mich an einem Sitze des Parterre festhalten, um nicht umzufallen. Das ist das Werk eines langen Seelenschmerzes — sagte ich zu mir —, der jene braunen Locken bleichte; und du — o Verworfenheit! du schufst diesen Schmerz!

Digitized by Google

„Schade," sagte ein junger Mann, auf dessen Gesichte man las, daß seine Lungen nichts anders als Comptoirluft geathmet hatten und seine Seele allein aus Zahlen und aus credit und debet zusammengeflickt war — „schade," sagte er, „daß das Mädchen von guter Familie ist, sonst könnte man das niedliche Ungeheuer öffentlich sehen lassen und viel Geld damit verdienen."

Hätte ich einen Dolch bei mir gehabt, ich hätte das fahlgelbe Zahlenherz sehen müssen, das über ein solches Unglück spotten konnte.

„Diese Erscheinung ist leicht zu erklären," fing ein junger Arzt hinter mir an; „Schreck, Furcht und niederdrückende Leidenschaften haben das Eigenthümliche, daß sie die Lebenskraft in den Haarwurzeln zerstören, und diese haben dann die Kraft nicht mehr, die Säfte in die feinen Kanäle der Haare zu treiben, und diese sterben ab und entfärben sich."

„Herr Doctor," fragte ein Geck, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß bis jetzt das wichtigste Studium seines Lebens gewesen war, die Vortuchnadel fashionable zu stecken, elegant die Cravatte zu binden, seine Manschetten zierlich zu falzen und sein Stöckchen von Pfefferholz artig zu tragen — „kann es nicht die Sehnsucht der Liebe gewesen seyn, welche den Schnee in jene blühenden Locken warf?"

„Ich will es zugeben," antwortete der Doctor, indem er sein spanisches Rohr mit dem großen elfenbeinernen Knopf gelehrt unter das Kinn hielt, „daß Liebe hiebei im Spiele gewesen seyn mag; aber dann war es gewiß der Gram einer unglücklichen Liebe, eine verzweifelnde Sehnsucht, die mit dem Lebenstrieb in den Haaren auch zugleich das Herz spaltete."

„O ich Unmensch!" rief ich aus und faßte den Doctor beim Arme — „und keine andere Ursache kann es geben, welche die Haare bleicht? Um aller Heiligen willen sagen Sie „ja" und beweisen Sie es mir."

„Keine andere," antwortete ruhig der Doctor.

„O ich Scheusal!" rief ich wiederum aus und stürzte aus dem Parterre.

In den Corridors lief ich gleich einem Unsinnigen herum, alle Furien hinter mir.

Das ist dein Werk! schrieen sie, mich peitschend. Mit unendlicher Liebe hing sie an dir, und wie hast du ihr gelohnt! Statt den Myrthenkranz, sie beglückend, auf die dunkeln Locken zu legen, hast du diese umgewandelt in die abgestorbene, aschgraue Farbe des Kummers, des Grames, des Schmerzes! Du nahmst ihr die halbe Jugend und gabst ihr den Spott der Welt dafür. Niedliches Ungeheuer nennt man sie und will für's Geld sie sehen lassen. Ein Rezeptenmacher demonstrirt an ihr seine medizinisch-naturhistorischen Theorieen, und die plattseligen Dandys der Stadt spähen nach dem glücklichen Manne herum, dem das Wunderbare gelang, ein schönes junges Mädchen so verliebt zu machen, daß es graue Haare bekam. Und du bist dieser Glückliche! Geh' doch zu den Dandys und sag' ihnen: Ihr Pinsel, das Höchste, was ihr bis jetzt konntet, war, daß ihr einem jungen Mädchen etwas Wasser aus den Augen triebt und daß es einige Zeit mehr Eau de Cologne wie sonst verbrauchte. Ihr seyd Stümper, euer Thun ist Pfuschwerk; seht da mein Meisterstück. Sie war schön und rosig und hatte braune Locken. Schön ist sie noch, aber der Duft der Rose ist fort und das junge Haupt beschatten siebzig Jahre. Ich habe sie auf immer für die Liebe getödtet; denn das begreift ihr Stümper doch wohl, daß kein Mann das niedliche Ungeheuer mehr lieben wird....

Diese Gefühle waren zu stark für mich, ich lehnte mich in einem dunkeln Corridor an eine Säule und weinte. Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Zustande gewesen seyn mochte, als ein Freund mich plötzlich beim Arm faßte und mich fragte:

„Was ist Dir denn, Albert? Du schluchzst ja laut?"

„Oh! hast Du sie gesehen?"

„Wen sollte ich gesehen haben?"

„Henriette K."

„Ja, ich habe sie soeben noch beschaut."

„Auch ihre weißen Haare?"

„Auch die; sie machen einen lächerlich wehmüthigen Eindruck auf den Zuschauer."

„Und kennst Du den Unmenschen, der ihr die Locken bleichte?"

„Nein."

„Ich bin's! ich liebte sie vor drei Jahren; sie liebte auch mich, warm, innig vertrauend. Ich ward ihr treulos und ihr Haar —"

„Bleichte — nicht wahr? Ha, ha, ha! Daran bist Du ganz unschuldig, Freund; vor vierzehn Tagen hatte sie noch ihr braunes Haar."

„So? rede!"

„Nun, ihr Haar war ihr nicht dunkel genug; sie wollte schwarzes haben und ging deßhalb zu einem herumreisenden Haardoctor. Der gab ihr ein Wasser, damit wusch sie ihr Haar und es erhielt eine helle Aschfarbe. Und Du glaubtest, Deine Treulosigkeit habe dies veranlaßt?"

Digitized by Google

„Ich war — so ein paar Augenblicke — der Meinung, es möchte wohl so seyn."

„Ei, ei, Freund, Du bist drei Jahre durch die Welt gereist und hast nicht einmal gelernt, daß die Mädchen um solcher Kleinigkeiten kein graues Haar bekommen!" —

Mannigfaltiges.

Man liest in der „Sentinelle Toulonnaise", daß dort am 1. Juli im Beiseyn zahlreicher Zuschauer Experimente mit den neuen congrevischen Raketen gemacht wurden, die auf der Toulonner Marine-Feuerwerkerschule für die Flotte angefertigt worden sind. Das Ergebniß soll Alles, was man seit dreißig Jahren, wo man die Tragweite dieses Brandgeschosses zu vervollkommnen sucht, in Frankreich gesehen, übertroffen haben. Während man früher zu Toulon und anderswo nie über 3000—3500 Meter hinauskam, erreichte man diesmal eine Entfernung von 4000—4300 Meter (mehr als eine Stunde Weges), — ein Umstand, der den in den Häfen von Kronstadt und Sebastopol eingeschlossenen russischen Kriegsschiffen sehr gefährlich werden kann.

Für Manche dürfte die Notiz von Interesse seyn, daß in Folge einer im Fahrplan der Rheinischen Bahn am 1. d. eingetretenen Aenderung sich nunmehr die Strecke von Mainz bis Brüssel ($55^1/_2$ Meile) vom Morgen zum Abend zurücklegen läßt. Wenn man Mainz mit dem Köln-Düsseldorfer Dampfer Morgens 6 Uhr verläßt, trifft man um 2 Uhr Nachm. in Köln ein, und der um 3 Uhr von da abgehende rheinisch-belgische Zug gelangt um 10 Uhr Abends nach Brüssel.

Der Zug deutscher Auswanderer über Antwerpen hat sich in den ersten sechs Monaten d. J. gegen das vorige mehr als verdoppelt. Es liefen aus diesem Hafen bis zum 1. Juli 62 Schiffe mit 15,896 Auswanderern aus.

Nach Berichten von den Shetland-Inseln vom 17. Juni hatten 18 daselbst angesprochene britische Robbenschiffe zusammen 37,800 Seehunde gefangen, also jedes durchschnittlich über 2000.

(Montur im Himmel.) König Friedrich I. von Preußen blieb Soldat bis zum letzten Athemzuge. Als man ihm an seinem Sterbelager ein geistlich Lied vorsang, in welchem die Stelle vorkam: „Nackend werd' ich auch hinziehen," unterbrach er die Sänger mit den Worten: „Das ist erlogen, ich will in der Montur begraben seyn!" Als ihm darauf der Feldprediger bescheiden vorstellte, da oben werde es wohl keine Soldaten geben, rief er zornig aus: „Wie? was Sapperment! wie so?" und ward sehr niedergeschlagen durch die Antwort: weil man doch im Himmel keine Soldaten brauche.

Ein Bischof sagte bei Bereisung seines Sprengels zu einem armen Landgeistlichen: „Sie leben hier in einer sehr gesunden Luft." „Nur schade," erwiederte dieser, „daß ich davon nicht leben kann."

Die berühmte Sängerin Henriette Sonntag, vermählte Gräfin Rossi, ist am 11. Juni zu Mexico an der Cholera gestorben.

Räthselspiele.

So mancher Stutzer prahlt mit mir
Voll Selbstgefälligkeit,
Und dennoch lohnt er Den dafür,
Der ihn von mir befreit.

Gesungen wird das Wort — wenn du es aber bist,
So naht allmälig sich des Lebens letzte Frist.
Setzt man ein Zeichen vor, dann wirst du's plötzlich werden,
Entschwang die Seele sich zum Himmel von der Erden.

Ganz regelmäßig schlag' ich in gesunden Tagen;
Gib nur ein Zeichen mir, werd' ich von ihm geschlagen.

Ob's auch unglaublich scheint, doch ist es wahr,
Daß ich vor meiner Mutter schon vorhanden war.

Auflösung der Räthsel in № 85:

Buchstaben-Räthsel: Moder — Mode.
Geschlechts-Räthsel: die und der Feige.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 87. Freitag, 21. Juli 1854.

Der Sohn der Wittwe.

Von Eduard Ziehen.

1.

„Heda! Musikanten! einen Walzer für mich! aber einen recht lustigen und raschen! Frisch d'rauf los gegeigt! Die Leute glauben sonst, Ihr hättet die Gicht in den Fingern! Aust (Erntefest) gibt's nur einmal im Jahr!"

Mit diesen Worten warf ein hochgewachsener, schöner junger Bursche ein blankes Geldstück auf den Musikantenteller, schlug dreimal kräftig in die Hände und eilte zu einem hübschen, blondhaarigen Mädchen, welches auf einer der Bänke saß, die rings um den Tanzplan standen.

Die Geigen und Clarinetten ertönten und in der nächsten Minute flog er mit seiner flinken Tänzerin rasch dahin. Die übrigen Burschen holten sich einer nach dem andern ebenfalls ihre Mädchen, und bald drehten sich mehr als dreißig Paare auf dem bretternen Tanzplan in toller Lust neben-, hinter- und durcheinander.

Wie wehten und wogten die großen, zierlich gefalteten, bunten Tücher, die weiten, hellfarbigen Röcke und Schürzen der Tänzerinnen! Wie flatterten die grellrothen Bänder und Schleifen! Wie funkelten und blitzten die goldgestickten Mützen, die silbernen Miederspangen und die riesigen goldenen und silbernen Ohrringe! Wie jauchzten und jubelten die lustberauschten Burschen! Wie schwangen die kräftigen, in knappe, dunkle Tracht gekleideten Gestalten die geputzten, schmuckbeladenen Mädchen!

„So ist's recht!" rief der Bursche, welcher den Walzer bestellt hatte, seine Tänzerin fest umschlingend. „Frisch d'rauf los gegeigt und getanzt! Juchhe! Eh's nicht lichter Morgen ist, hören wir nicht auf!"

„Juchhe! Detlev weiß, was sich gebührt!" riefen die andern Burschen und jauchzten und sprangen und stampften mit den Füßen, daß der Tanzplan krachte. „Eh's nicht lichter Morgen ist, hören wir nicht auf!"

Und immer rascher und immer toller wirbelten die tanzenden Paare durcheinander — Detlev und Anna aber waren plötzlich verschwunden. Als die Lust den höchsten Grad erreicht, hatte sich Jener mit seiner Tänzerin nach einer Nebenthür geschlichen und war unbemerkt mit ihr in das kleine Gärtchen geschlüpft, welches zwei Seiten des Hauses umschloß.

Beide saßen Hand in Hand auf der hölzernen Bank, die unter dem hohen Apfelbaum neben der Thür stand, und flüsterten dann und wann leise mit einander. Es war, als ob der junge Bursche plötzlich ein Anderer geworden sey. Eben noch ausgelassen lustig, keck und trotzig, war er nun ernst und still, und seine Gesichtszüge, auf welche der Lichtschein aus dem Fenster der Hausflur fiel, hatten einen fast traurigen Ausdruck angenommen.

Die tiefe Sommernachtstille, die ringsum im kleinen Garten und im Dorf herrschte, bildete einen seltsamen Gegensatz zu der tollen Lust, welche drinnen im Hause tobte. Der Halbmond stand scharf umgrenzt am wolkenlosen, klaren Himmel und warf einen traumhaften Schein auf die weidenbewachsene Wiese, welche den Garten umgab und an deren Saum der dunkelfluthige Fluß leise rauschend vorüberging.

„Warum bist Du denn auf einmal so traurig, Detlev?" fragte das Mädchen. „Du hast Dich so lang' auf heut' gefreut — was ist Dir?"

Jener suchte anfangs einer Antwort auszuweichen und wollte von andern Dingen reden; als Anna aber wiederholt in ihn drang, erwiederte er mit bekümmerter Miene:

Digitized by Google

„Du weißt, liebe Anna, daß ich Deinen Vater schon vor zwei Jahren habe fragen lassen, ob er Dich mir zur Frau geben wolle, und er weder mit Ja noch Nein darauf geantwortet hat; Du weißt aber nicht, weßhalb ich einen so unbestimmten Bescheid von ihm erhalten habe, und das muß ich Dir jetzt sagen. Dein Vater hoffte nämlich dazumal, daß ich einst der Erbe meines früher so wohlhabenden Oheims Christoph Warnow seyn werde. Dieser ist, wie Dir bekannt seyn wird, der ältere Bruder meines verstorbenen Vaters und hat als solcher den schönen Halbhof meines Großvaters erhalten, wogegen mein Vater nichts als ein paar Thaler baares Geld empfing. Da mein Oheim nun seiner hitzigen und zankfüchtigen Gemüthsart wegen keine Frau bekommen konnte, so versprach er meinem sterbenden Vater feierlich, mir gleich nach meinem fünfundzwanzigsten Jahre seinen Halbhof zu übergeben, damit ich, der ich als der Sohn eines armen Anbauers nicht um die Tochter eines Halb- oder Vollhufners hätte freien dürfen, dereinst dreist das Mädchen zur Frau begehren könne, welches mir gefalle. Seit einiger Zeit aber ist mein Oheim mit meiner Mutter verfeindet, weil diese ihm Vorwürfe gemacht hat, daß er seinen schönen Hof so hat herunterkommen lassen, daß dieser jetzt kaum den zehnten Theil von dem werth ist, was er vor zwanzig Jahren galt. Daß meine Mutter Recht hat, wissen alle Leute. Nachdem mein Oheim zuerst ein Stück Land nach dem andern verpachtet hatte, weil er's nicht selbst mehr bestellen konnte und mochte, hat er endlich auch sein Vieh, sein Korn, sowie sein Acker- und Hausgeräth verkauft und ist jetzt so arm geworden, daß er im Taglohn arbeiten muß. Ob er aus Bosheit gegen meine Mutter und mich oder aus Trägheit so arg gewirthschaftet, weiß ich nicht, mir scheint aber das Erstere das Glaublichste; denn als ihn neulich Dein Vater gefragt hat, wann er mir denn seinen Hof übergeben werde, hat er mit höhnischem Lachen gesagt: „„Den Hof — das heißt den Hofraum — kann Detlev jeden Augenblick bekommen; das Haus mit Allem aber, was darinnen ist, bleibt mein, so lang' ich lebe, das hab' ich ihm nicht versprochen."" — Sieh', das ist's, was mich so traurig macht. Könnt' ich vor Deinen Vater hintreten und sagen: „„Heut' über's Jahr bekomm' ich den Halbhof meines Oheims, gebt mir Eure Anna!"" so würd' er mir Deine Hand gewiß nicht verweigern; da mich die Falschheit und Tücke meines Oheims aber nicht allein um Haus und Hof, sondern auch um alles dazu Gehörige gebracht hat, so wird Dein Vater, der so viel auf Geld und Gut hält, Dich gewiß demnächst einem Andern versprechen. Er hat mich heut' stolz über die Achsel angesehen und mir auf meinen höflichen Gruß kaum gedankt."

„Oh, Dein Oheim hat gewiß nicht im Ernste geredet," sprach das Mädchen mit zuversichtlichem Tone; „wenn sein Groll vorüber ist, wird er gewiß das Versprechen halten, welches er einem Sterbenden gegeben."

„Das würde mir am Ende wenig helfen," sagte Detlev; „was soll ich mit dem leeren Haus anfangen? Ich habe kein Geld, um mir alles Das wieder anzuschaffen, was mein Oheim verthan und verkauft hat; wüßt' ich aber —"

„Horch! schleicht da nicht Jemand an der Hecke vorbei?" unterbrach ihn Anna.

„Ich höre und sehe nichts," entgegnete Detlev, nachdem er eine Weile gelauscht und in den Garten hineingespäht hatte; „der Wind spielt in den Blättern des Apfelbaums. — Ich würde dennoch nicht den Muth verlieren, wenn ich wüßte, daß Dein Vater keine andern Absichten mit Dir hätte," fuhr er nach einer Pause fort; „aber es will mir scheinen, als ob Heinrich Riebenow, der Sohn unseres reichen Schulzen, ein Auge auf Dich geworfen hätte und als ob Dein Vater seit einiger Zeit übermäßig freundlich gegen ihn wäre."

„Heinrich Riebenow heirath' ich nicht und wenn es mir an's Leben gehen sollte!" rief Anna.

Während dieses Gesprächs war eine dunkle Gestalt mit unhörbaren Schritten rings um den Garten geschlichen, hatte sich hinter einem dichten Gebüsch unweit des großen Apfelbaums versteckt und lauschte mit verhaltenem Athem auf jedes Wort, das die beiden Liebenden wechselten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Stunde im Leben.

Einer meiner Freunde sagte mir einst, er habe schon manchen Tag in seinem Leben gehabt, wo er fast hätte glauben mögen, irgend ein guter Engel habe sich von seiner Seite entfernt und dem feindlichen Prinzip in uns den Platz gelassen.

„Da fühlte ich," sagte er, „wie ich ganz unbewußt und ganz unwillkürlich zu Dingen getrieben wurde, die ich im gesunden Zustande meines Geistes immer für dumm oder schlecht gehalten.

Digitized by Google

In solchen Augenblicken könnte ich meinem Feinde ein Geheimniß anvertrauen, meinen Freund mit allen Waffen des Geistes verletzen, ja fast noch Aergeres. All dies Thörichte konnte ich mir kaum anders erklären, als daß mein Schutzengel von mir gewichen war."

Ich lächelte.

„Du lächelst und glaubst, ich poetisire. Möglich. Indessen will ich Dir eine Geschichte erzählen, die sich in Ungarn zutrug und deren Zeuge ich gewesen bin. Ich war krank und mußte in einem kleinen Dorfe dieses Landes bleiben. In jener Gegend bestand eine uralte Gewohnheit, zufolge deren der Richter des Kreises alle neunzehn Jahre, bei Erneuerung des Mondcyclus, ein öffentliches Gericht zu P. halten mußte. Der Gerichtsplatz war nichts anders als ein freier Platz an einem alten, schon halb zusammengestürzten Kreuze. Vielleicht war dieser Platz einst in den ersten Zeiten des ungarischen Christenthums mit Märtyrerblut gefärbt worden. Ich habe darüber nichts Näheres erfahren können; so viel ist bestimmt, daß das Volk die abergläubischsten Sagen und eine Art von scheuer Verehrung an diesen Ort knüpft. Am Morgen des feierlichen Gerichtstages geht ein Ausrufer durch's Dorf und ruft alle Einwohner an's Kreuz zusammen. Dort, im Angesicht des Himmels und im Namen Gottes überreicht der Dorfrichter dem Richter des Kreises die Liste der Schuldigen und ruft die Zeugen namentlich auf.

„Freilich war ich damals sehr schlecht auf den Füßen; indessen hatte diese Ceremonie für mich den Reiz des Neuen und trieb mich aus meinem Krankenbette. Der Tag war ein ziemlich schlechter für einen kränklichen Körper; es war ein grauer Himmel, an welchem die Wolken nicht dicht genug waren, daß es regnen konnte, aber dicht genug, den Sonnenstrahl fern zu halten. An solchen Tagen scheint die ganze Natur krank. Ein Tisch und einige hölzerne Bänke standen vor dem Kreuze und im Hintergrunde erhob sich ein liebenswürdiger Galgen, nicht zu weit von der Kirche.

„Bei diesen Gerichtssitzungen ist es eine nicht minder alte Gewohnheit, daß die Namen der Schuldigen nicht vor der Sitzung genannt werden und die Liste der Angeklagten demnach ein Geheimniß zwischen den beiden Richtern ist. Keiner weiß, für wen der Galgen dasteht. Indessen war seit den letzten Jahren in der Gegend durchaus nichts von Raub, Mord und Todtschlag gehört worden — ein seltenes Wunder in Ungarn!

„Während meines gezwungenen Aufenthaltes zu P. hatte ich natürlich nur mit wenigen Leuten Umgang. Es bestand eine kleine Gesellschaft honetter Leute, die sich für's Gewöhnliche bei dem Schultheißen versammelte. Dort kam ich manchmal hin. Der Schultheiß genoß vieler Achtung in der ganzen Gegend. Er war von Haus aus ein armer Teufel; durch seine Sparsamkeit und seinen Fleiß hatte er sich ein ansehnliches Vermögen erworben. Er galt für einen Mann von ausgezeichneter Rechtlichkeit, von sanftem Charakter und von großer Frömmigkeit, obgleich er nicht von Jugend auf so fromm gewesen.

„Es mochten ungefähr neunzehn Jahre seyn, als eine Mordthat geschah. Man hatte keine Spur des Thäters entdecken können. Es war ein Knecht des Schultheißen, ein braver, treuer Kerl. Er that Jedem leid, zumeist aber seinem Herrn. Kein Mensch hatte sich einen Grund denken können, aus dem diese That hervorgegangen seyn sollte; der Mann war arm und hatte sein Leben lang mit Niemanden Händel gehabt. Aber neunzehn Jahre gingen vorüber und Jeder hatte die Sache vergessen, nur der Schultheiß und die Frau des Getödteten nicht. Man zeigte mir das Weib; sie schien närrisch. Mit schlechten, zerrissenen Kleidern bedeckt, stand sie bei dem Kreuze; ihre Augen hatten jenen eigenen, unstäten Ausdruck, den aller Orten die Bewohner der Tollhäuser haben.

„Die Stunde des Gerichtes kam und mehrere Trompetenstöße machten der ganzen Dorfwelt die Ankunft des gestrengen Richters kund. Der Schultheiß, als Ortsrichter, übergab ihm eine Papierrolle. Im selben Augenblick stieß die arme Närrin einen Schrei aus und lief hinzu und setzte sich neben den Schultheißen. Man ließ sie gewähren. Der Richter erhob sich, entfaltete das Papier und sprach mit ernster Stimme:

„„Kein Verbrechen ist begangen worden.""

„„Das Papier lügt!"" schrie das Weib — „„der Tod meines Mannes steht nicht darauf!""

„„Sie hat Recht,"" sagte der Schultheiß; „„viele Zeit ist seitdem vorüber — gerade neunzehn Jahre und auch die unselige Stunde ist es gerade.""

„„Ja,"" schrie die Wittwe, „„es ist gerade die Stunde, wo sein guter Engel von ihm wich, wo er nicht mehr unser Richter war, sondern meines Mannes Mörder! Der Schultheiß ist's, den klag' ich des Mordes an meinem Manne an. Er hat meinem Manne Gutes gethan und mir auch schon; aber er ist der Mörder!""

Digitized by Google

„„Sie ist seitdem närrisch geworden,““ sagte der Schultheiß ganz ruhig; „„führt sie weg.““

„„Ich gehe nicht; ich fordere Gerechtigkeit!““ So heulte das arme Weib und wehrte sich mit aller Macht gegen die Fäuste, die sie anpackten.

„„Gutes Weib,““ sagte der Kreisrichter mit mitleidigem Tone, „„Du hast den Verstand verloren.““

„„Ihr müßt mich hören!““ schrie das Weib.

„„Ja, Ihr müßt sie hören!““ schrieen die Freibauern.

„„Nun, es ist meine Pflicht, die Anklage zu vernehmen,““ sprach der Richter. „„Hast Du Beweise?““ fuhr er zu der Frau fort, worauf sie zu reden anfing und wahrlich nicht wie ein närrisch Weib.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Hotel am schwarzen Meere.) Die Franzosen können es nicht lassen, überall, wo sie auch nur zeitweise sich festsetzen, ihren Witz und die Einfälle ihrer guten Laune an den Mann zu bringen. Seit sie in Varna liegen, sind auch in dieser von Reisenden nicht gerade besonders anmuthig geschilderten Stadt Einrichtungen getroffen worden, ohne welche den Franzosen nun einmal das Leben kein Leben mehr ist. Französische Restaurationen, Wein- und Kaffeehäuser dürfen nicht fehlen. Wie es mit den Zeitungen aussehen mag, ist eine andere Frage; indeß wird man nöthigenfalls auch dafür Rath schaffen und wär's durch transportable Feldpressen. Spaßhaft sind die Firmen der rasch eingerichteten Restaurationen; auf einer derselben steht: Hôtel à l'intégrité de la Turquie.

Als Merkwürdigkeit erzählen englische Blätter, daß bei einer jüngst in London stattgefundenen Versteigerung eine Münze mit 260 Pf. Sterl. (3120 fl.) bezahlt wurde — der höchste Preis, der je in England für ein einziges Stück erlöst worden ist. Es ist dies eine goldene Mustermünze aus der Zeit Karls des Ersten, die, wie man glaubt, als 5 Pf.-Stück ausgegeben werden sollte, von der aber kein zweites Exemplar existirt. Sie zeigt auf der einen Seite eine Büste, Kopf unbedeckt, Brust bewaffnet, Krause um den Hals; auf der Kehrseite einen Schild mit dem königlichen Wappen. Interessant wird dieses Geldstück durch die Sage, daß Karl der Erste dasselbe auf dem Schaffot dem Bischof Juron zum Andenken geschenkt habe.

(Russische Glaubenswerberei.) Nach russischem Rechte gehört zu den Milderungsgründen der Strafe beim Diebstahl (nebst Reue, Selbstanzeige rc.) auch — der Uebertritt zur russisch-griechischen Kirche.

(Uneigennützigkeit.) Pfarrer: Was hast Du mit Deinen Sünden verdient? — Bauernknabe: Ach, ich verlange nischt derfür.

An Köln.

Da auf des teutschen Rheines grünen Wogen
Zu dir, ehrwürd'ges Köln, ich kam einher,
In festlicher Umgebung, froh, gezogen,
Erschienest du ein leuchtend Feuermeer.

Ein Zauber hatte, blendend, sich ergossen,
Ein Mährchen aus eintausend Einer Nacht;
Von seinen Wundern sah ich mich umschlossen,
Das Wunderbarste doch — des Domes Pracht.

Und heiter, wie du selber, war der Himmel
Am Tag, der folgte; herrlich du geschmückt;
In dir ein glänzend, freudiges Gewimmel,
Mein ganzes Wesen fühlte sich entzückt.

Es bleibt mir eine Sonne in dem Leben,
Ihr Wiederschein sein Ende noch erhellt;
In der Erinnerung, die mir gegeben,
Wohlthuend sich's vor meine Seele stellt.

Ich danke dir für deines Dankes Fülle,
Dieselbe hat zum Schuldner mich gemacht;
Der meines Herzens, niemals wird er stille,
Für ewig unverlöschbar angefacht.

Gesegnet sey dein emsiges Bemühen,
Dein Fleiß, der immer sich bethätigt hat;
O, möchtest immer mehr und mehr erblühen,
Du fromme, bied're alte teutsche Stadt!

Ludwigshöhe in der Pfalz,
9. Juli 1854.
Ludwig.

Auflösung der Räthselspiele in № 86:
1. Bart. 2. Alt, kalt. 3. Ader, Bader.
4. Essig.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 88. Sonntag, 23. Juli 1854.

Der Sohn der Wittwe.

(Fortsetzung.)

Detlev fuhr leidenschaftlich fort:

„Ich habe mich stets mit allen Burschen im Dorf gut vertragen; aber den hoffärtigen Schulzensohn, der nicht pflügen, säen und dreschen mag, weil sein Vater drei Knechte hat, und der andere arme, aber fleißige und rechtschaffene Leute verachtet, dem bin ich immer aus dem Wege gegangen, weil ich fürchtete, ich könnte mich bei einem Streit mit ihm einmal vergreifen. Jetzt, wo er Dich mir abspänstig machen will, hass' ich ihn doppelt; er mag sich hüten, daß er mich nicht in Wuth bringt — es könnt' ihm sonst schlecht gehen!"

„Um Gotteswillen, Detlev, halt' Friede mit ihm!" bat das Mädchen, seine Hand umklammernd. „Der Schulze und mein Vater sind die besten Freunde; hast Du den alten Riebenow und seinen Sohn zu Feinden, so hast Du's auch mit meinem Vater verdorben! Sieh', ich verspreche Dir heilig, daß ich keinen Andern heirathen werde, als Dich," fuhr sie fort, indem sie ihn mit dem Ausdruck der innigsten Liebe anblickte; „wenn wir auch noch ein paar Jahre warten müssen, das thut ja nichts. Dein Oheim wird sich mit Dir und Deiner Mutter gewiß wieder vertragen, und dann kann noch Alles sich gut gestalten."

„Aber wenn Dein Vater Dich zwingt —"

„Das thut mein Vater nicht," fiel ihm Anna in die Rede; „und wenn er's auch versuchen sollte, es wird ihm nicht gelingen, das kannst Du mir glauben. Seit seiner letzten schweren Krankheit, wo ich drei Wochen lang Tag und Nacht nicht von seinem Bette gewichen bin und, wie der Doctor sagt, sehr viel zur Erhaltung seines Lebens beigetragen habe, thut er mir in Allem den Willen."

Detlev schien diesen Worten keinen rechten Glauben zu schenken. Er schwieg und schaute mit bekümmerter Miene über die weidenbegrenzte Wiese zum fernen Horizont hinüber, wo die letzten Scheine des Abendrothes verglühten. Eben wollte er Anna fragen, ob ihr Vater in der letzten Zeit den Schulzen öfter besucht habe, da erhob sich das Mädchen hastig und sagte:

„Komm, Detlev, laß uns rasch wieder ins Haus schleichen, damit man uns nicht sucht; der Zug wird gleich weiter gehen."

Und von Jenem gefolgt schlüpfte sie eilig durch die halboffene Nebenthür. Hinter dem dichten Gebüsch aber erhob sich langsam der verborgene Lauscher — es war der Sohn des Schulzen —, schaute dem liebenden Paar grimmig nach und rief, die Faust ballend, mit wutherstickter Stimme aus:

„Ich will lebendig zur Hölle fahren, wenn ich Euch jemals als Mann und Frau sehe!"

Mit diesen Worten eilte er lautlosen Schrittes davon und war bald im Dunkel der Nacht verschwunden.

Da eine uralte Sitte gebietet, daß bei dem Erntefest in jedem Hause des Dorfes einige Tänze getanzt werden müssen, so zog nunmehr die ganze hundertköpfige Schaar, die Musikanten voran, jubelnd zum nächsten Hause. Es war ein seltsamer Anblick, als der lange Zug der festlich geputzten Gestalten in der stillen Sommernacht unter den fröhlichen Klängen der Geigen und Clarinetten und unter dem Jauchzen der ausgelassenen Burschen dahinwallte und die flackernden Lichter, welche in den Händen der Kinder wie Irrwischflämmchen auf- und niederschwebten, 'ungewissen Schein auf die blau und roth angestrichenen Bogenthüren und Pfosten und auf die mit

Digitized by Google

frommen Sprüchen bemalten Balken der Häuser warfen, welche nach uraltem wendischen Brauch hufeisenförmig um einen großen und freien Platz standen.

Auf der Flur des nächsten Hauses angelangt, begannen die jungen Burschen und Mädchen sogleich wieder zu tanzen, während sich die ältern Männer und Frauen an Bier und Branntwein labten, an Kuchen und Paggeleitzen (hufeisenförmige Waizenbrode, welche bei keinem Fest der Wenden fehlen dürfen).

Zum ersten Tanze war Anna von einem Nachbarssohne geholt worden; als aber der zweite begann, kam Detlev wieder zu ihr und freundlich lächelnd hing sie sich an seinen Arm. Die allgemeine Lust hatte seine Traurigkeit verscheucht, seine Augen strahlten von herzlicher Freude und seine Stimme feuerte die andern Burschen jauchzend zu raschem Tanze an.

Als er einige Minuten mit seiner Anna ausruhte, erblickte er plötzlich des Schulzen Sohn unmittelbar neben sich, welcher mit einem Burschen aus dem nächsten Dorfe sprach. Anfangs achtete er nicht auf ihre Unterhaltung; als sich sein Nebenbuhler aber verschiedene höhnische Bemerkungen erlaubte, die sich nur auf ihn und Anna beziehen konnten, und zuletzt von „bettelarmen Anbauerssöhnen" sprach, welche sich erdreisteten, fortwährend mit den Töchtern reicher Halbhufner zu tanzen, fuhr er wild empor und wollte den übermüthigen Schulzensohn zur Rede stellen. Anna wußte jedoch durch ihr inständiges Flehen seinen Zorn zu besänftigen und zog ihn wieder auf den Tanzplan.

Allein der Andere schien es gerade darauf abgesehen zu haben, einen Streit mit Detlev zu beginnen; denn als dieser sich in raschem Tanz der Stelle näherte, wo sein Nebenbuhler stand, trat ihm derselbe absichtlich entgegen, so daß Detlev ihn, ohne es zu wollen, einige Schritte zur Seite warf. Wüthend fuhr der Tückische auf den ihm verhaßten Tänzer los und überschüttete ihn mit den ehrenrührigsten Worten.

Das war Jenem zu viel. Mit einem raschen Griff packte er den giftigen Schwächling so fest, daß er kein Glied zu regen vermochte, und warf ihn wie einen Ball durch die offenstehende große Bogenthür auf einen neben derselben befindlichen Haidhaufen.

Dieser That, welche mit Blitzesschnelle vollführt ward, folgte ein wildes Getümmel. Da der übermüthige Schulzensohn von den meisten Burschen des Dorfes gehaßt wurde, so schlugen sie ein schallendes Gelächter auf und riefen Detlew laut Beifall zu. Die älteren Männer und mehrere Burschen aus benachbarten Dörfern, die es, aus mannigfachen Gründen, nicht mit dem reichen Schulzen und dessen Sohn verderben wollten, nahmen dagegen für den Letztern Partei und drangen auf Detlev ein, um den Hinausgeworfenen zu rächen. Dieser, welcher, außer einem vom Haidgestrüpp etwas zerkratzten Gesicht, keine Beschädigung erlitten hatte, war inzwischen wieder hereingestürzt und hetzte, schäumend vor Wuth, seine Freunde gegen seinen Todfeind auf, welcher stolz dem feigen Schwächling gegenüberstand und ruhig den Angriff erwartete.

„Detlev hat Recht! Detlev hat Recht!" riefen die Burschen des Dorfes von allen Seiten und schaarten sich zu seiner Vertheidigung um ihn. „Heinrich Riebenow hat den ganzen Abend auf ihn gestichelt und ist ihm zuletzt mit Fleiß entgegengetreten."

„Ihr lügt!" schrie dieser. „Detlev ist ein Schurke! Vor einer halben Stunde hat er mich drüben im Garten —"

Mehr konnte er nicht über die Lippen bringen, denn mit einem gewaltigen Satze sprang Detlev auf ihn zu und würde ihn erwürgt haben, wenn nicht Anna sich zwischen Beide geworfen und Freund und Feind die Wüthenden gewaltsam getrennt hätten.

„Was geht Dich der Streit denn an?" schrie Anna's Vater, indem er seine Tochter, die sich an Detlev angeklammert hatte, unsanft von diesem wegriß und dann mit gedämpftem, grimmigem Ton hinzufügte: „Ein Mädchen wie Du sollte sich schämen, einen solchen Menschen, der nichts hat als seine beiden Fäuste, vor allen Leuten so in den Arm zu nehmen!"

Anna folgte leise schluchzend ihrem Vater, der sogleich das Haus verließ. Heinrich Riebenow ward von seinen Freunden besänftigt und Detlev versprach mehreren friedenstiftenden älteren Männern, den Streit ruhen zu lassen, wenn Jener schweige.

Nach Verlauf einer halben Stunde begannen Tanz und Jubel von Neuem, gleich als ob nichts vorgefallen wäre. Da Detlev's scharfes Auge bald entdeckte, daß Anna mit ihrem Vater verschwunden sey, so wandte auch er dem Fest den Rücken; ohne sie erschien ihm der Tanzplan, wo es so lustig herging, eine verödete Stätte.

Der tückische Sohn des Schulzen aber setzte sich mit einigen seiner nichtsnutzigen Genossen an den Schenktisch, um seinen Grimm mit Bier

Digitized by Google

und Branntwein hinunterzuspülen. Er sprach kein Wort mehr von dem Vorgefallenen, allein im Stillen schwur er, nicht eher zu ruhen, als bis er seinen verhaßten Nebenbuhler auf irgend eine Weise beseitigt habe.

Der Ausführung seiner schwarzen Rachepläne kamen jedoch die Zeitereignisse zuvor.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Stunde im Leben.

(Schluß.)

„Ich staunte über die Beredsamkeit, ja über die Schärfe des Verstandes, die sich in des Weibes Worten zeigte. Sie führte unzählige zusammentreffende Umstände an; Thatsachen, die gerade keine Beweise, aber Wahrscheinlichkeiten enthielten. Sonderbar war's: sie konnte nichts, durchaus nichts Ueberzeugendes aufbringen, und doch schien Jeder überzeugt, so lange sie redete.

„Der Richter hatte das Weib aufmerksam angehört; der Angeklagte war ruhig und bewegungslos. Ich, als Fremder, den die Sache nichts anging, war voll Grausens und Schreckens. Das Weib hatte sich in seiner eigenen Heftigkeit erschöpft. Der Richter begann:

„„Bewahre uns der Himmel vor solchen Thaten, wie Du erzählst, gute Frau! Indeß, ich werde die Verhandlung beginnen; man schreibe die Anklage nieder.““

„Ein Gemurmel durchlief das Gedränge der Zuhörer; während eines kurzen Augenblickes erblaßte das Gesicht des Schultheißen.

„Der Schreiber verlas die Vorladung. Der Richter indessen redete freundlich mit der Wittwe und fragte sie über ihren ermordeten Mann aus, über seine Gewohnheiten, seinen Charakter, sein Alter und so fort.

„„Was für Haare hatte Dein Mann?““

„„Schwarze.““

„„Mit welchem Kleide war er angethan?“

„„Blauem Kittel.““

„„Kopfbedeckung?““

„„Hut mit breitem Rande.““

„Die Alte antwortete zuletzt verdrießlich. Ich selbst wunderte mich über diese Fragen.

„Während dieses vorging, hörte man bei den Umstehenden manches Wort, über das der Schultheiß gewiß wieder erblaßt wäre, wenn er's gehört hätte. Er blieb aber ruhig; nur ein paarmal zuckten seine Nerven, als würde er ungeduldig, daß eine solch alberne Anklage so ernst betrieben wurde.

„Jetzt forderte der Richter den Schultheißen im Namen des allmächtigen Gottes auf, zu erklären, ob er sich für schuldig bekenne. Ich weiß nicht, ob das greise Alter des Richters, ob das Ergreifende der Anklage meine Seele blendete, aber es schien mir, als falle ein Sonnenstrahl herab auf dieses graue Haupt und umschimmere es mit heiliger Würde. Alles war ringsum still. Der Angeklagte selbst schien schmerzlich ergriffen, allein er antwortete mit fester Stimme:

„„Ich bin nicht schuldig.““

„„Gib Beweise, Weib!““ sagte der Richter.

„„Beweise!““ schluchzte sie. „„Bin ich nicht eine arme Wittwe und mein Mann ermordet?““

„„Ich muß alle Förmlichkeiten erfüllen,““ sagte der Richter; „„weil denn die Frau keinen Zeugen unter den Menschen hat, so blase, Trompeter, daß der Zeuge Gottes erscheine.““

„Ich war jetzt ganz Aug' und Ohr in Erwartung dessen, was da kommen sollte. Der Trompeter blies. Der Angeklagte blieb ruhig.

„„Macht Platz,““ sagte der Richter mit lauter Stimme, „„macht Platz dem Zeugen!““

„„Welchem Zeugen?““ rief der Schultheiß zitternd.

„„Dem Manne dort im blauen Kittel, breitrandigen Hut und mit den schwarzen Haaren!““

„„Er kommt aus dem Grabe zurück!““ schrie das Weib laut auf.

„Aller Augen schauten hin; aber man sah nichts.

„Der Schultheiß war in Ohnmacht gefallen. Der Richter entblößte sein Haupt, kniete nieder und sprach ein Gebet zu Gott; alles Volk sank mit ihm auf die Kniee. Und als der Angeklagte wieder zu sich gekommen war, bekannte er das Verbrechen.

„„Ich will kein Mitleid,““ sprach er; „„und doch habe ich nur im Zorn gehandelt — nicht mit Absicht, in der Wuth habe ich ihn umgebracht. Genug schon hat mich die Stunde gekostet, die unselige Stunde, wo ich nicht mehr der Richter unsers Ortes war, wo mich mein guter Engel verließ. Es war nur eine einzige Stunde, und sie hat mein ganzes Leben ausgefüllt!““ —

Digitized by Google

Der Münchener Glaspalast.

Im botanischen Garten, einem weiten, mit Bäumen beschatteten Raume, zwischen dem Karlsthore, dem Bahnhofe und der Basilika, erhebt sich der Prachtbau, ein architektonisch herrlich geordnetes Ganzes, von gleicher Einfachheit des Stvls und Schönheit der Ausführung. — Wir müssen einen Augenblick bei der Geschichte des Baues verweilen. Bald nach der im Jahre 1844 veranstalteten ersten Ausstellung für deutsche Erwerbserzeugnisse in Berlin hatte die k. bayerische Regierung sich bereit erklärt, die nächste Ausstellung des Zollvereins in München zu veranstalten. Das Jahr 1848 hinderte die Ausführung dieses Planes zur ursprünglich festgesetzten Zeit; aber der Abschluß des Handels- und Zollvertrags mit Oesterreich ließ die Idee von Neuem in verstärkter Kraft aufleben. Nach dem Vorbilde der großen Ausstellungen von London und New-York faßte man in München den Entschluß zu einem großartigen Neubau für die Ausstellung. Unter mehreren Plätzen, die dazu in Vorschlag kamen, erschien der botanische Garten als der geeignetste. Er ist von allen Seiten mit Straßen umgeben, so daß der Verkehr durch den Bau kein Hinderniß erleidet. Er besitzt einen eisernen Gitterzaun und bietet durch seine Baumgruppen und Anlagen angenehme Erholungsgänge und schattige Ruheplätze. Mit dem Entwurfe des Bauplanes wurde von Seiner Majestät dem Könige Max der Oberbaurath Voith betraut, derselbe, dem die neue Pinakothek ihre Entstehung verdankt. Der Plan erhielt am 2. Sept. 1853 die Genehmigung des Königs und wurde, trotz mannigfacher Störungen, welche der harte Winter bereitete, in der kurzen Zeit von sieben Monaten ausgeführt. Die Ausführung hatte der Fabrikbesitzer Kramer-Klett zu Nürnberg übernommen, der seinerseits wieder mit anderen Unternehmern zahlreiche Lieferungs-Contracte abschloß. Das Gebäude, welches 800 Fuß lang und 160 Fuß breit ist, besitzt einen Querbau von 280 Fuß Länge. Es besteht aus drei Schiffen, von denen das mittlere 80 Fuß breit und ebenso hoch ist. Die beiden 34 Fuß hohen Seitenschiffe von 40 Fuß Breite sind in der Mitte durch Säulenreihen getrennt. Diese beiden mittleren Säulenreihen tragen die erhöhten Außenwände des Mittelschiffs, an welchen sich eine 20 Fuß breite innere Gallerie um das ganze Gebäude hinzieht, zu der man auf zwei großen und vier kleinen Treppen gelangen kann. Der Transsept hat dieselbe architektonische Anordnung, wie das mittlere Schiff, und wie bei diesem die Seitenschiffe, so schließen sich bei jenem die Seitenwände an, worin sich unter Anderm die beiden Hauptstiegen befinden. An der nördlichen Front des Transsepts gegenüber der Arzisstraße sind die beiden Haupteingänge. Außer diesen ist noch nach der Sophienstraße, ebenfalls an der nördlichen Front des Gebäudes, ein Eingang für die höchsten Herrschaften angebracht. Von den Ausgängen befinden sich zwei nach der Sophienstraße, vier nach dem botanischen Garten. Die Sophienstraße umgibt den Palast im Halbkreise von Westen, Norden und Osten, während die hintere Front des Baues sich an den botanischen Garten lehnt, der durch die Elisenstraße begrenzt wird. Das ganze Gebäude hat einen Flächenraum von 134,000 Q.-F., die Gallerie von 38 400 Fuß, zusammen 172,800 Q.-F., mit 80,000 Q.-F. Tischraum. Zur Aufstellung der großen Maschinen hat man sich veranlaßt gesehen, noch einen besondern Bau von 70,000 Q.-F. herzurichten, um theils mehr Raum für die unerwartet ausgedehnte Ausstellung zu gewinnen, theils um die feineren Stoffe nicht den übeln Einwirkungen des Dampfes auszusetzen. Zur Bewegung der Dampfmaschinen hat die Regierung mit Bereitwilligkeit den Ausstellern den Dampf zugesichert, während diese für die nöthige Aufsicht zu sorgen haben. In dem Nebenraum, wo sich die Maschinen befinden, ist ein Raum von 3000 Q.-F. abgesondert, der zur Aufstellung der Glasmalereien dienen soll. Längere Zeit gepflogene Berathungen über die Verbindung einer allgemeinen Kunstausstellung mit der Industrieausstellung führten zu dem Ergebnisse, daß man des Raumes wegen hierauf keine Rücksicht nehmen könne. Trotzdem ward der Plan nicht aufgegeben, und da sich die Regierung der Sache annahm, so wurde das k. Kunstausstellungsgebäude für die Einsendungen der Kunst freigegeben. Für die Kunst- wie für die Industriegegenstände ist von den k. bayer. Eisenbahnen Portofreiheit zugesichert worden; das Gleiche haben fast sämmtliche deutsche Regierungen in Bezug auf die aus ihren Ländern zur Ausstellung gelangenden Gegenstände gewährt. Ein specieller Kostenanschlag des Baues liegt noch nicht vor; man versichert, daß die Kosten für die Errichtung des Haupt- und Nebenbaues 1 Mill. fl. nicht übersteigen werden.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 89. Dienstag, 25. Juli 1854.

Der Sohn der Wittwe.

(Fortsetzung.)

2.

Das verhängnißvolle Jahr 1812 war angebrochen, das Jahr, wo alle Völker Europa's, in zwei große Lager geschieden, zum grausigsten Vernichtungskampf gegen einander geführt wurden. Da seit dem Dekret vom 18. Dezember 1810, welches das französische Reich bis an die Ostsee ausdehnte, Niedersachsen der Botmäßigkeit des Weltbezwingers unterworfen war, so wurden auch hier beim Beginn des Krieges mit Rußland alle waffenfähigen jungen Männer ausgehoben. Wer nicht mit irgend einem körperlichen Fehler behaftet oder so reich war, daß er einen Stellvertreter herbeizuschaffen vermochte, mußte Heimath und Vaterland, Eltern, Verwandte und Freunde verlassen und der Kriegstrommel folgen, welche Tausende und aber Tausende zum Kampf nach den fernen russischen Eis- und Schneefeldern rief.

In Weddin — so wollen wir das Dorf nennen, wo das beschriebene Erntefest gefeiert wurde — verbreitete der unerwartete Aushebungsbefehl namenlose Bestürzung. Bis dahin hatten die Bewohner verhältnißmäßig wenig von den Kriegsdrangsalen gelitten, und jetzt sollten sie urplötzlich das Theuerste opfern, was sie besaßen: ihre kräftige, blühende Jugend, die Stütze und die Hoffnung betagter Eltern!

E i n e Familie im Dorf theilte indessen nicht die allgemeine Bestürzung: es war der Schulze Riebenow mit Frau und Sohn. Obwohl er seit Ernennung eines Maire sein Amt verloren hatte, so ward er dennoch von allen Bewohnern des Dorfes aus alter Gewohnheit im Stillen als Schulze betrachtet und auch so titulirt. Er hatte ja Geld, viel Geld, brauchte die Hand nur auszustrecken und in die wohlgefüllte hölzerne Lade zu langen, welche seine Schätze barg, und sein Sohn war frei.

„Ich kaufe Dich los, Heinrich, und sollt' es mich den letzten Thaler kosten!" sagte er zu seinem Sohn, als dieser mit der Nachricht heim kam, die so viele Herzen in Verzweiflung gesetzt hatte. „So viel ich aber gehört habe, ist die Summe, für welche ein Ersatzmann zu stellen ist, so gar groß nicht; hoffentlich behalten wir noch eine tüchtige Handvoll Goldstücke übrig!" fügte er mit dem ganzen Selbstbewußtseyn eines reichen Mannes hinzu, den fremdes Weh gar wenig kümmert.

„Da könntest Du vielleicht noch einem oder dem andern armen Teufel aus der Noth helfen," warf seine Frau hin, die bei all ihrem Stolz ein gutes Herz besaß.

Vater und Sohn schlugen ob dieser Rede ein lautes Gelächter auf.

„Das wäre Zeit!" rief der Erstere. „Meinst Du, ich hätte mein Geld auf der Straße gefunden, daß ich's dem ersten besten Burschen nur so mir nichts dir nichts an den Hals werfen sollte? Und wenn mir Jemand zwanzig Procent Zinsen verspräche, ich würd' ihm keinen Pfennig leihen. 'S ist besser, man vergräbt sein Geld, als daß man sich in Kriegszeiten auf Verlei einläßt, wodurch man an den Bettelstab kommen könnte."

„Um die andern Burschen des Dorfs könnt's mir leid thun, daß sie dem Kalbfell folgen sollen," sagte Heinrich mit schadenfroher Miene; „aber daß Detlev Warnow Pulver riechen muß, das freut mich mehr, als ich's sagen kann!"

„Ha, ha, ha! der Junge meint, er bekäme dann freies Spiel bei Anna!" lachte der Schulze. „Nun, ich kann Dir's nicht verdenken: die Dirne

Digitized by Google

ist gar hübsch und ihr Vater reicher, als die Leute wissen; ihr Kistenwagen wird vier Pferden genug zu schaffen machen." (So heißt nämlich der Wagen, auf welchem die Mitgift der Braut nach dem Hause des Bräutigams gefahren wird.)

Einige Tage später wurden die jungen Bursche von Weddin nach der Mairie beschieden, wo sich die französische Conscriptions-Commission eingefunden hatte, um nach den vom Maire angefertigten Listen die dienstfähige Mannschaft auszuheben und den verschiedenen Waffengattungen zuzutheilen.

Solch einen traurigen Tag hatte der friedliche Ort noch nicht erlebt. Wo das Auge hinschaute, gewahrte es nur Scenen herzzerreißenden Jammers. Die jungen Männer standen mit bleichem Angesicht finster und schweigend vor der Mairie und starrten in dumpfem Schmerz zu dem Tisch in der geräumigen Hausflur, an welchem die Mitglieder der genannten Commission saßen, während die bangen Eltern voller Verzweiflung hin und her liefen und nicht auf die freundliche Stimme des greisen Pfarrers hörten, welcher Alles aufbot, um sie zu trösten.

Die jungen Bursche wurden nach alphabetischer Reihenfolge aufgerufen und jeder mußte, nebst seinen Eltern, Vormündern oder Verwandten, an den Tisch der Commission treten, weil der Maire erklärt hatte, daß Mehrere dienstunfähig seyen und Andere von den Ihrigen losgekauft werden sollten.

Nachdem der Militärarzt zuerst sein Gutachten abgegeben, ob der Aufgerufene zum Dienst tauglich sey oder nicht, wurden die Eltern befragt, ob ihre Mittel ausreichten, ihrem Sohne einen Stellvertreter zu schaffen; allein unter der ersten Hälfte der Conscribirten war es nur Zweien gelungen, sich auf die eine oder die andere Weise vom Dienste zu befreien.

Schluchzend und klagend ging eine Familie nach der andern davon; die Reihen der Burschen wurden immer lichter und die Gruppen der sie umstehenden Eltern und Anverwandten immer kleiner.

Da erschallte der Ruf: „Heinrich Riebenow, Sohn des vormaligen Schulzen Joachim Riebenow zu Weddin!" Und ruhig schritt der reiche Bursche in Begleitung seines Vaters mit stolzer, lächelnder Miene auf den Tisch zu.

Die Sache war bald erledigt. Als Heinrich für dienstfähig erklärt worden war, fragte sein Vater nach der Summe, welche man für einen Stellvertreter verlange, und nachdem man ihm dieselbe genannt, zog er seinen Beutel und legte fünf Reihen blanker Goldstücke auf den Tisch. Die Commission strich dieselben ein und stellte einen Schein aus, daß Heinrich Riebenow für alle Zeiten vom Waffendienst befreit sey; worauf Vater und Sohn stolz lächelnd wieder heraustraten und sich vor dem Hause hinstellten, um den ferneren Verlauf der Sache mit anzuschauen.

Auch Christoph Warnow, Detlev's Oheim, ein hagerer Mann mit scharf markirten Zügen und stechenden grauen Augen, hatte sich eingefunden, um zu sehen, wie es seinem Neffen ergehen werde. Mit hohnlächelndem Gesicht lehnte er unweit der Thür an einem Baum und blickte dann und wann verstohlen nach Detlev und dessen alter Mutter hinüber, welche in fieberhafter Aufregung mit gefalteten Händen auf einem Stein zu den Füßen ihres Sohnes saß und regungslos die Herren von der Aushebungs-Commission anstarrte, die so ruhig und gelassen Hunderten von Menschen das Herz zerrissen. Ihr bleiches, faltenreiches Antlitz, dem die silberweißen Haare und die hohe schwarze Mütze ein äußerst ehrwürdiges Ansehen verliehen und aus dem sonst fromme Ruhe und stille Zufriedenheit sprachen, zeigte jetzt einen Ausdruck stummer Verzweiflung.

Detlev dagegen verrieth durch keine Miene den Schmerz, der in seiner Brust tobte, daß er die theure Heimath, Mutter und Geliebte verlassen und vielleicht nie wieder sehen solle; er würde sich lieber das Herz herausgerissen haben, als daß er dem schadenfrohen, tückischen Schulzensohn und seinem lauernden Oheim eine Veranlassung zu Spott und Hohn gegeben hätte.

Der Ruf: „Detlev Warnow, Sohn der Wittwe Margarethe Warnow in Weddin!" schreckte Mutter und Sohn endlich aus ihrem starren Schmerz auf.

Detlev schritt groß und stolz auf die Commission zu und gebeugt und zitternd folgte ihm die alte Mutter.

„Bei Gott, ein stattlicher Bursche!" sagte einer der Commissäre, ein aus dem Elsaß gebürtiger Major, zu seinem Nachbar, indem er Detlev von Kopf bis zu Füßen maß.

„Der ist besser als drei von den Uebrigen," versetzte der Andere. „Bei dem wird von Loskaufen wohl keine Rede seyn, wie es scheint," fügte er hinzu, indem er einen halb mitleidigen Blick auf die arme Wittwe warf.

Ohne Weiteres wurde Detlev von dem Arzt für dienstfähig erklärt, und als der Major wie zum Ueberfluß darauf die angsterfüllte Mutter fragte, ob sie so viel besitze, um ihren Sohn

Digitized by Google

loszukaufen, trat der Pfarrer des Ortes herzu und stellte der Commission mit eindringlichen Worten vor, daß die arme alte Frau Hungers sterben werde, wenn man ihr den einzigen Sohn nehme. Ihr Mann sey schon vor achtzehn Jahren gestorben und seit fünf Jahren vermöge sie sich keinen Pfennig mehr zu verdienen. Der Bruder ihres Mannes könne sie nicht ernähren, da er selbst verarmt sey; demnach sey ihr Sohn die einzige Stütze ihres Alters. Der Maire des Ortes, ein wohlhabender Mann, sprach ebenfalls sehr warm zu Gunsten Detlev's und meinte, man könne hier wohl einmal eine Ausnahme machen, da Weddin im Vergleich zu andern Orten fast die doppelte Zahl von Rekruten stelle. Allein der stattliche Wende hatte dem Major zu wohl gefallen und mit kurzem Ton erwiederte dieser auf die langen Reden des Pfarrers und des Maire:

„Dergleichen Gründe genügen nicht, um den Aufgerufenen vom Dienste frei zu geben. Das Dorf ist so reich, daß es ohne Beschwerde eine arme Wittwe ernähren kann. Sorgen Sie dafür, Herr Maire, daß die Bauerschaft die Pflege der Frau übernimmt."

(Fortsetzung folgt)

Besteigung von Monut Popocatapetl um Neujahr 1854.

Folgende anziehende Skizze ist ein Auszug aus einem Schreiben des Hrn. Gerard Noël, Parlamentsmitglied, datirt aus Mexico vom 2. Januar d. J.

Ich kehrte gestern von einer Expedition nach Popocatapetl zurück, dem höchsten Berg in Nord-Amerika, 17.000 Fuß über dem Meeresspiegel. Man hat, glaube ich, keine Nachricht von irgend einer früheren Besteigung zu dieser Jahreszeit, obgleich dies häufig im Mai und Juni geschehen ist. Die erste Nacht schliefen wir in einer Hütte auf der Linie, wo das Wachsthum aufhört und ewiger Schnee beginnt, und um 5 Uhr am folgenden Morgen begaben wir uns auf den Weg nach dem Gipfel, indem einer von den Wegweisern uns führte. Um 8 Uhr war ich der übrigen Gesellschaft, die aus vier Personen bestand, etwa 300 Fuß vorausgekommen, um 9 Uhr ihnen sammt und sonders aus dem Gesicht und um 11 Uhr erreichte ich den Krater. Dieser ist ein ungeheures Becken von 3 engl. Meilen Umfang und 900 Fuß Tiefe, an einigen Stellen senkrecht, während an andern große Massen vorspringenden Gesteins erstaunliche Umrisse bilden, mit ungeheuer wüsten Eiszapfen, die allerwärts herabhangen. Der Vulkan selbst hat schon lange kein Zeichen mehr von Eruption gegeben. Ich fing an, recht sehr die erstarrende Kälte zu fühlen, und meine Augen litten nicht wenig von dem blendenden Schnee. Gar zu gern hätte ich etwas gegessen, da ich nichts als eine Tasse Kaffee und ein Biscuit gehabt, ehe wir die Hütte verließen; allein der Führer, der das Frühstück trug, war bei den Andern geblieben, die noch nicht eingetroffen waren. Nach Untersuchung des Kraters, worüber eine Viertelstunde hinging, sagte ich dem Wegweiser, der es nun so lange mit mir ausgehalten hatte, er sollte mich jetzt nach dem Gipfel führen, doch der Kerl erklärte, es sey unmöglich, und da ich, nachdem ich so weit gekommen, nicht im Sinne hatte, es aufzugeben, ohne das Aeußerste zu versuchen, so klomm ich allein zum Gipfel hinauf. Jetzt war ich blos im Stande, drei Schritte auf einmal zu thun, ohne Halt zu machen, da meine Beine mich nicht mehr tragen wollten und Kopf und Brust mir beengt wurden. Ein wenig nach 1 Uhr Nachmittags erreichte ich den Gipfel und genoß nun einen der schönsten Blicke in das große Thal von Mexico, die man sich denken kann, hinabschauend auf den Zwillingsvulkan (den mexicanischen Namen habe ich vergessen, auf Englisch aber heißt er „die weiße Dame", wegen seines Gipfels, der einem der vollen Länge nach ausgestreckten Frauenzimmer ähnlich sieht), scheinbar meilenweit unter mir, doch in der Wirklichkeit nur etwa 2000 Fuß. Die Kälte war mir zu heftig, um mehr als 10 Minuten auf dem Gipfel zu bleiben. Ich begann also nach dem Krater hinabzusteigen. Um diese Zeit war der Berg in Wolken gehüllt und ich konnte nichts deutlich sehen, weßhalb ich ungesäumt meinen Rückweg fortsetzte. In einigen Minuten gewahrte ich die Stange eines meiner Reisegefährten, des Hrn. S., und bald darauf ihn selbst, der sich niedergelegt hatte, schwarz und blau im Gesicht war und hier allein gelassen zu werden wünschte, um zu sterben. Ein wenig weiter abwärts sah ich Hrn. C. herumrollen wie einen Betrunkenen, doch immer noch mit unbezweifeltem Muth nach dem Gipfel sich hinaufarbeitend und zwar mit einem Fortschritt von 3 Fuß in 3 Minuten. Nach etwas Ruhe und Ermuthigung erholten sich die Beiden und ich kehrte mit ihnen bis zum Krater zurück, keine menschliche Anstrengung konnte sie jedoch höher

Digitized by Google

bringen. Ich schreibe meine Befähigung, den Gipfel zu erreichen, meinem Athem zu: ich hatte nie Mangel an Luft, während die Andern bliesen wie Meerschweine. Beim Herabsteigen vom Krater erfuhren wir die einzige wirkliche Gefahr. Anfangs war auf dem Schnee gut gehen, als wir aber weiter herunter kamen, wo die Sonne einen Eissee aus der Oberfläche des Schnees macht, ward derselbe so schlüpfrig, daß wir häufig unsern Halt verloren. Einmal gab ich mich selbst fast auf; doch kein Unglücksfall ereignete sich, obgleich es mich noch jetzt kriechen macht, wenn ich an meine Gleitbahn denke. Nachmittags um 5 Uhr erreichte ich mit zerfetzten Händen und Nägeln, bis zum rohen Fleische abgeschabt vom Festklammern, die Hütte, wo ich mein Frühstück erhielt, froh, des Ueberstandenen zu gedenken, und so hungrig, als 14stündiges Fasten und der Kampf mit 17,000 Fuß Bergschnee und Eis mich machen konnten. Eins meiner Augen ist ganz verschwollen und das andere befähigt mich, gerade so viel zu sehen, um dies zu schreiben. Mein Gesicht ist eine Masse rohes Fleisch und Blasen, allein ich habe die Genugthuung, mich auf einem höheren Berge niedergesetzt zu haben, als es einen in Europa gibt, und dem Himmel 2500 Fuß näher geklettert zu seyn, als Albert Smith.

Mannigfaltiges.

(Der Tscherkessenhäuptling Schamyl.) Zu den im Auslande lebenden russischen Schriftstellern gehört auch Iwan Golowin, der kürzlich zwei Schriften in englischer Sprache, die eine unter dem Titel: „Der Kaukasus" und die andere: „Die Nationen Rußlands und der Türkei und ihr künftiges Geschick", herausgegeben. Die erstere liefert nach russischen Quellen anziehende Bilder aus dem kaukasischen Völkerleben, wobei wir das Folgende über Schamyl's Persönlichkeit erfahren: Er ist jetzt 56 Jahre alt; er ist ein schöner Mann mit grauen Augen und regelmäßiger Nase, von mittlerer Größe und zarter Leibesconstitution, doch hat er diese durch Uebungen zu kräftigen gesucht. Ebenso wie sein kriegerischer Gegner, Fürst Woronzoff, leidet er viel an Augenbeschwerden. Seine Hände und Füße sind sehr klein und seine Hautfarbe ist weißer, als die seiner Landsleute zu seyn pflegt; sein Bart ist jetzt ganz ergraut. Schamyl ist ein Lesghier von Geburt und ward im Jahre 1797 im Aul (Dorf) Himry geboren. Die arabische Sprache und Literatur, sowie die Philosophie der Araber sind ihm auf das Gründlichste bekannt.

(Landwirthschaftliches.) Der Kunst- und Handelsgärtner Karl Dürr zu schwäbisch Hall hat in diesem Jahre einen Versuch mit der Anpflanzung von „Faust's Sechswochenkartoffel" gemacht, welcher ein sehr befriedigendes Resultat geliefert hat. Derselbe steckte zu Anfang des Mai 10 Stücke dieser Sorte von der Größe einer Haselnuß in gewöhnliches Ackerland und erntete davon zu Ende Juni nicht weniger als 66 Stück völlig reife, schöne Kartoffeln von mittlerer Größe, glatter Haut und gelblich weißer Farbe. Diese neue Kartoffel, die aus Guatemala in Central-Amerika stammt und in Norddeutschland bereits einige Verbreitung gefunden hat, verdient auch bei uns nicht blos wegen ihrer Fruchtbarkeit, sondern hauptsächlich wegen ihrer frühen Reife, in deren Folge sie der Krankheit weniger unterworfen ist, alle Beachtung.

Sylben = Räthsel.

Sehr mißlich ist und bleibt die Erste immer;
Sobald sie sich in ein Verhältniß mischt,
Wird es durch sie in jeder Hinsicht schlimmer
Und jede Spur des Guten ist verwischt.
Doch, ob sie Gutes stets zum Schlimmen kehrt,
Ist, andern Sinns, sie oft sehr liebenswerth.

Wie soll ich euch die Andere nun deuten?
Geholt auf grüner, duft'ger Frühlingsflur,
Läßt sich daraus viel Nützliches bereiten,
Wir seh'n sie drum in mancherlei Figur;
Doch Denen, die sie zu erzeugen streben,
Raubt man, zum Dank für ihr Bemüh'n, das Leben.

Schlimm sind fürwahr des Ganzen Resultate,
Nur Jammer, Elend geht daraus hervor;
Drum sieht in jedem cultivirten Staate
Man sich auf dies Ereigniß weislich vor.
Dadurch veranlaßt fanden Josephs Brüder
Einst den Verfolgten in Aegypten wieder.

Mag auch das düst're Ganze dich beschleichen,
Im Sinn der ersten Sylbe niederbeugen:
So lang' die letzte Sylb' dich nicht verläßt,
Gehst du nicht zaghaft unter, stehst du fest.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 90. Freitag, 28. Juli 1854.

Der Sohn der Wittwe.

(Fortsetzung.)

Der Major wollte eben den Befehl geben, den nächsten der noch nicht geforderten Burschen aufzurufen, als plötzlich Detlev's Mutter, welche bis dahin, keines Wortes mächtig, regungslos dagestanden, unsicheren Schrittes auf den Major zuwankte, mit zitternden Händen zwei Goldstücke aus der unter ihrer Schürze hängenden leinenen Tasche hervorzog, dieselbe dem letztern hinhielt und mit angsterstickter Stimme sagte:

„Ach, lieber Herr! nehmt mir meinen Detlev nicht weg! Hier habt Ihr Alles, was ich besitze: ich hatt' es zu meines Sohnes Hochzeit und zu einem ehrlichen Begräbniß für mich aufgespart — aber Gott wird uns ja wohl nicht verlassen. Nehmt das Geld nur, lieber Herr — gebt mir nur meinen Detlev wieder! Ich habe auch noch ein Stück Leinwand zu Hause, das ich selbst gesponnen und gewebt — wenn Ihr ..."

Sie konnte vor Schmerz nicht weiter reden; ein Strom von Thränen stürzte ihr aus den Augen, die beiden Goldstücke entfielen ihrer zitternden Hand und erschöpft sank sie auf einen Schemel, der neben dem Tische stand.

Draußen erschallte ein höhnisches Lachen. Der Major aber sagte, sichtlich ergriffen, mit theilnehmendem Ton:

„Liebe Frau, um Euern Sohn loszukaufen, müßtet Ihr fünfzig solcher Stücke Goldes haben. Nehmt Euer Geld nur wieder mit und pflegt Euch in Euerm Alter davon — für Euern Sohn braucht Ihr nicht mehr zu sorgen," setzte er halblaut mit schmerzlichem Lächeln hinzu, „für den sorgt der Kaiser!"

„Muß ich denn meinen Detlev wirklich hergeben?" stieß die Greisin mit gebrochener Stimme hervor, indem sie die wirren Blicke von einem der Commissäre zum andern gleiten ließ.

„Ich kann Euch nicht helfen, Mütterchen," erwiederte der Major; „Euer Sohn muß Soldat werden — gegen das Gesetz dürfen wir nicht verstoßen. Morgen Mittag marschiren die Rekruten ab — bis dahin könnt Ihr ihn behalten."

In diesem Augenblick stürzte auf einmal Detlev's Oheim herein, eilte bleich und verstört einige Schritte auf die Aushebungs-Commission zu, blieb dann aber plötzlich stehen, blickte den Offizier und die übrigen Beamten einige Secunden lang starr an und lief darauf hastig davon.

Detlev, welcher während der ganzen Scene finster vor sich hingeschaut hatte, fuhr beim Anblick seines Oheims, wie von einer giftigen Schlange gestochen, wild empor, faßte seine Mutter am Arm und sagte:

„Kommt, Mutter, laßt uns heimgehen; gebt den hartherzigen Menschen keine guten Worte mehr, ich muß ja doch marschiren. Aber alle Kugeln treffen nicht und im Kriege hat schon Mancher sein Glück gemacht. Es wird doch einmal Friede werden und dann kehr' ich mit meinen Kameraden fröhlich heim."

Diese Worte, welche mit einer eigenthümlichen Mischung von Stolz und Rührung gesprochen wurden, brachten eine größere Wirkung hervor, als Detlev erwartet hatte. Die alte Frau blickte ihren Sohn eine Weile starr an, trocknete dann plötzlich ihre Thränen und murmelte leise vor sich hin:

„Ja, Detlev hat Recht: alle Kugeln treffen nicht. Es sind schon Viele aus dem Kriege wiedergekommen — warum sollte gerade mein Sohn in fremdem Lande begraben werden?!"

Der Pfarrer wollte einige tröstende Worte an sie richten, allein sie umfaßte mit der Linken krampfhaft ihres Sohnes Arm, drückte Jenem

Digitized by Google

mit einer abwehrenden Geberde dankbar die Hand und zog Detlev hastig mit sich fort nach ihrem kleinen Häuschen, welches am entgegengesetzten Ende des Dorfes lag.

Die Conscriptions-Commission hatte ihre Arbeit bald beendet. Von den noch übrigen Burschen wurde nur einer wegen eines lahmen Armes frei gegeben, die Namen der andern wurden sämmtlich in die Rekrutenliste eingetragen. —

Im Dorf war längst Alles still geworden; nur der Märznachtwind ging sausend durch die knospenden Zweige der Weiden, welche die weiten Wiesen umhägten, und der dunkelfluthige Fluß rauschte leise an den jungen Frühlingsgräsern hin, welche sich schwellend an das Licht gedrängt hatten. Die schmale Mondsichel war längst hinter den fernen Hügeln der Haide versunken; nur einzelne Sterne, die dann und wann aus den langsam dahinziehenden schwarzen Wolken hervorschauten, warfen einen schwachen Dämmerschein auf die dunkle Erde, die von holdem Frühlingssonnenschein und linden Lüften träumte.

Da schlugen plötzlich die Hunde in den Gehöften unweit des Flusses an. Neben dem kleinen Weidenwald am Ufer erschien eine dunkle Mannsgestalt, schritt, vorsichtig umherspähend, eine Strecke stromaufwärts, stieg in einen kleinen Kahn, der unter einem Gebüsche lag, und fuhr, ohne das mindeste Geräusch zu verursachen, noch einige hundert Schritte den Strom hinauf bis zu einer Gruppe von Erlen und Weiden, deren Zweige auf den Wasserspiegel hernieder hingen. Hier band der Unbekannte den Kahn an den Stamm eines Baumes, ergiff eine kleine Schaufel und arbeitete sich durch das dichte Gesträuch, bis er zu einem großen grauen Stein gelangte. Nachdem er diesen auf die Seite gewälzt hatte, begann er emsig in die Erde zu graben.

Als er eine Tiefe von etwa zwei Fuß erreicht hatte, gab das Schaufeleisen plötzlich einen hellen Klang. Er hielt inne, legte das Werkzeug weg, holte mit der Hand noch etwas Erde heraus und hob endlich einen schweren irdenen Topf heraus, welcher mit einer Platte von Eisen bedeckt und ringum mit starkem Draht bewickelt war. Nachdem er den Deckel etwas gelüftet und in das Gefäß hineingeschaut hatte, warf er das Loch mit zufriedener Miene rasch wieder zu, bedeckte die aufgewühlte Stelle mit dürrem Laub, wälzte den Stein wieder auf die Stelle, wo er gelegen, band den Topf sorgfältig in ein Tuch, trug ihn in den Kahn und fuhr dann geräuschlos stromabwärts.

Einige Minuten später schlugen die Hund noch einmal heftig im Dorfe an — darauf ward Alles wieder still und das Wehen des Märznachtwindes und das Rauschen des Flusses waren die einzigen Laute, welche das Ohr weit und breit zu vernehmen vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hornberger Schießen.

Das Städtlein Hornberg liegt in einem Thal der nordwestlichen Abdachung des Schwarzwaldes gegen das Kinzigthal am Fuße des Horniskopfes an der Gutach, wo auch auf dem Scheitel eines Gugelberges ein alter Thurm als Ruine und zwei wohnbare Häuser von der ehemaligen Veste emporragen. Die Veste oder Burg Althornberg gehörte einem Adelsgeschlecht an, das von ihr den Namen trug und bereits in Urkunden des Jahres 1191 erscheint, im 14ten Jahrhundert als Dienstmannen der Grafen von Würtemberg genannt wird und im 15ten erlosch, wo sodann Hornberg an das Benediktinerkloster St. Georgen bei Villingen gelangte, das als Schirmvögte die Herren von Falkenstein und später die von Landenberg darüber setzte. 1532 kam diese Schirmvogtei an Würtemberg und Herzog Ulrich maßte sich bald die Landeshoheit mit solchem Erfolg an, daß er auch in diesem Gebiet die Reformation einführte und die Bewohner im Jahre 1550 dem Herzog Christoph huldigten. Bis 1810 blieb Hornberg würtembergisch; in diesem Jahre aber ward es, um keine Enclave zu bilden, dem Großherzogthum Baden einverleibt.

Von diesem Hornberg nun läuft überall im südwestlichen Deutschland seit anderthalbhundert Jahren die sprichwörtliche Redensart um: „Es geht aus wie das Hornberger Schießen," oder: „Das wird ein Ende nehmen wie das Hornberger Schießen," — womit man sagen will: die Sache löset sich wider Erwarten in Dunst auf; das Ergebniß aller Bemühung und Absicht wird am Ende eine Windei seyn.

In topographischen Handbüchern gehen die Verfasser mit Verachtung über derlei Bagatellen weg und der Sagensammler des Landes, Bernhard Bader, nahm keine Notiz von dem Sächlein, weil weder Kobold noch Hexe darin spukt.

Ein außer Maßen belesener und kenntnißreicher Cavalier, den ich um seine Meinung über die Abkunft der sprichwörtlichen Redensart befrug, äußerte

Digitized by Google

mir einst: „Bei einem sogenannten Freischießen in Hornberg zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gefiel manchem der fremden Schützen dieses oder jenes nicht, daher einer nach dem andern sich aus dem Staub machte, bis der Markt endlich ganz verlaufen war und das beabsichtigte Schießen in sich selber zerfiel."

Dieser kurze Bescheid kam mir als ein flugs ersonnenes und etwas kahles Mährlein zur Lösung des Räthsels vor, dem ich weiter keinen Denk leihen mochte.

Später führte mich der Eilwagen nach Hornberg, wo man bei dem Curse zu Thal Mittagsmahl hielt. bei welchem Anlaß ich den Sohn der Post, der zur Tafel servirte, nachdrucksam frug, ob er nicht etwa über die dunkle Abkunft des Sprichwortes Aufschluß ertheilen könne? — Er versprach, nach beendigtem Mahl damit dienen zu wollen.

Er hielt in der That nach aufgehobener Tafel sein Wort und begann:

„Sie wissen ohne Zweifel so gut als ich, daß in kleinen Flecken die Spießbürger in Bezug auf ihre eingebildete Ehre oder Schande wenig vertragen können, weßhalb man nirgends ungerner vom Horberger Schießen reden mag, als gerade in diesen Mauern; wie man denn in der weiland freien Reichs- und Gerichtsstadt Rottweil wegen der vielen Müllerthiere keinen Zipfel an seinen Rock stülpen, oder etwa in der einst gleichmäßig freien Reichsstadt Ueberlingen am Bodensee sagen darf: Es läuft einer den Berg hinan, und aber einer, und noch einer! — weil man aus dieser lokalen Redensart gefolgert hatte: sie können nicht drei zählen, geschweige denn fünf. Man hat indessen gar keinen vernünftigen Grund, in diesem Städtlein hier mit dem Aufschluß über das Hornberger Schießen an sich zu halten, weil die Bürger ihre Hand dabei durchaus nicht im Sode hatten.

„Am Ablaufe des siebenzehnten Jahrhunderts nämlich, ohne genau zu wissen, in welchem Jahrgang, war der hohe Besuch des Herzogs von Würtemberg, unseres damaligen Landesfürsten, auf einen bestimmten Tag hier angekündigt, wo man sich dann billig beeiferte, den Empfang sehr feierlich zu machen. Geschütz besaß die Gemeinde keines, mindestens kein grobes, und solches befand sich nur auf der Veste, war Staatseigenthum und lediglich vom Staate überwacht und befehligt. Bei diesem seltenen Anlasse nun sollte, hoher Anordnung zufolge, der Kanonendonner allerdings auch den Einzug des Landesfürsten auf Hornbergs Weichbild verherrlichen und über Thal und Gebirg verkünden; was denn wirklich beim Heranrollen der Wagen und beim Galopp der Trabanten in vollem Maße und Uebermaße geschah. Leider jedoch erfuhr man bei Ankunft des Zuges, daß der Herzog sich darin nicht befinde und es ein Irrthum gewesen sey, die Kanonen zu lösen, da der Landesfürst erst nachfolgen werde.

„Die Veste liegt hoch; die Mannschaft darin bediente das Geschütz im Schweiße ihres Angesichts, ohne umzusehen, und der Bote mit neuen Befehlen kam spät auf dem Berge an. Kaum waren die letzten Knalle der ehernen Schlünde verhallt, als der Herzog leibhaftig einherfuhr, und ein Signal zum abermaligen Gruße mit dem Geschützdonner ward ausgesteckt; da erfand sich aber, daß die allzu diensteifrigen Kanoniere kein Pulver mehr hatten.

„Der Herzog lachte ob des Irrthums und komischen Vorfalls; unsere Nachbarn aber machten sich darüber weit und breit lustig, so daß der Aberwitz und Unschick weniger Amtspersonen ohne weiters, wie solches zu geschehen pflegt, über das Haupt aller Hornberger ausgegossen ward.

„Hier haben Sie nun die Entstehungsart des Sprichwortes vom Hornberger Schießen in einer kurzen und unverhohlenen Darlegung, die unsere Eltern uns nur mit Widerstreben und in Umschweifen gleichsam als eine *Disciplina arcani* mittheilen, wenn wir erst zum Besitz des reifen Verstandes gediehen sind." —

Ich dankte dem jungen Manne sehr verbindlich für die Lauterkeit sowohl als Offenheit, womit er mir diese Mittheilung machte, und schrieb sie von der frischen Tafel meines Gedächtnisses bald in mein Tagebuch, aus dem ich sie wörtlich hier *in rei memoriam* wiedergebe.

Offenbar hat diese Auseinandersetzung und Erklärung vom Ursprunge des Hornberger Schießens im Sprichwort so viel inneres Leben der Wahrhaftigkeit und ein so scharfes Gepräge der äußeren Umrisse, daß man ihr den Beifall nicht versagen kann; dagegen die zuerst angeführte aussieht wie Freund Hein mit der Hippe im Baseler Reihentanz. Auch ohne Teufel, Kobold, Hexe und sonstigen Spuk hätte im Sagenkreis diesem Artikel ein Plätzchen gebührt, weil das Antlitz des Sprichworts hierdurch eigentlich erst Augen empfängt.

Mannigfaltiges.

Ein Bostoner Blatt theilt folgende schöne Geschichte mit: Ein in Californien lebender junger Arzt bewarb sich um ein junges Mädchen aus dem Norden. Als die Verlobung geschah, war der Doctor reich, da er sehr viel Glück zu San Francisco gehabt. Doch keine sechs Monate hatte das Verhältniß gedauert, als er durch eine unglückliche Capitalanlegung seinen ganzen „heap" (Goldhaufen) verlor. Dieser Vorfall traf ihn gerade, als er im Begriff stand, seine Braut heimzuführen. Was thut er? Als ehrenhafter, ritterlicher junger Mann setzt er sich hin und schreibt ihr jeden einzelnen Umstand, betreffend die unglückliche Wendung, die in seinem Schicksale stattgehabt, mit der Versicherung, daß sie, im Fall das Geschehene irgend einen Wechsel in ihren Gefühlen gegen ihn hervorbringen sollte, eines jeglichen ihm gegebenen Gelübdes entbunden sey. Und was thut das liebe gute Mädchen? Sie nimmt einen Klumpen reinen Goldes, den ihr Geliebter ihr in seinen glücklichen Tagen gesandt, läßt einen Ring daraus machen und schickt denselben an ihn ab mit der folgenden, in deutlichen Buchstaben an der Binnenseite eingegrabenen biblischen Inschrift: „Rede mir nicht drein, daß ich dich verlassen sollte, und von dir umkehren. Wo du hingehest, da will ich auch hingehen; wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden. Der Herr thue mir dies und das, der Tod muß mich und dich scheiden." Der Geliebte vergötterte sein Schätzchen mehr als je, als er diesen Beweis ihrer gänzlichen Hingebung an ihn, im Sturm wie im Sonnenschein, empfangen. Das Glück lächelte bald dem jungen Arzte wieder, und er kehrte nachgehends nach dem Norden zurück, um die Treueste der Treuen zu heirathen, die ihn liebte mit solcher unsterblichen Liebe. Noch mehr, das glückliche Paar kam vor Kurzem hier durch auf seinem Wege nach der Heimath des Arztes im Goldstaate. Leser! dies ist alles wahr. Junge Damen, die so vertraut mit der Bibel sind, wie die Heldin dieser Begebenheit zu seyn scheint, werden sicherlich als gute Bräute sich bewähren und als noch bessere Frauen.

Bei einem neulich in Paris stattgehabten furchtbaren Gewittersturme erhielt ein seit mehreren Jahren durch organische Lähmung stummer Mann in Folge eines Blitzschlages, der mitten durch das Zimmer fuhr, in welchem er saß, die Sprache wieder.

Beim Bierbrauen muß doch noch etwas herauskommen, denn die Bräuer von Brünn, Fünfhaus, Gaudenzdorf, Hütteldorf und Liesing haben erklärt, sie wollten zusammen auf das österreichische Anleihen 250.000 fl. subscribiren. Wahrscheinlich ist in jenen Plätzen Hopfen und Malz billiger!

Buchstaben-Räthsel.

Ich diene zur Bequemlichkeit und lind're oft auch Schmerz;
Tilgt meiner Zeichen ersten zwei, dann schände ich das Herz.
Und wird auch mit den ersten zwei das dritte abgetrennt,
So zeigt sich eine Blume, die wohl jeder Rather kennt. —
Doch, laßt das dritte steh'n und streicht dafür die letzten zwei,
Dann ist gewiß kein Mensch davon im Leben gänzlich frei.
Wird endlich auch dem letzten Wort das erste Glied entrückt,
Dann wird's an jedem Kirschenbaum zu jeder Zeit erblickt.

Hat mich Jemand dir gelobt,
Fest entschlossen, mich zu halten,
Und ich wurde nicht erprobt:
Zieht sich deine Stirn in Falten.
Unmuthsvoll ob dem Betrug
Fühlst du, wenn du mich enthauptest,
Mich, weil du an's Erste glaubtest.
Und gewarnt durch falsche Tücke,
Wirst du wohl zu deinem Glücke
Durch das Zweite endlich klug.

Fühlst du den herben Druck des Lebens
Und führst du gleichwohl mich vergebens:
So nimm den Kopf mir ab und schicke dich in mich,
Getröstet bist du dann, mein Freund, ganz sicherlich.

Auflösung der Sylben-Räthsel in № 89:
1. Mißwachs. 2. Schwermuth.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 91. Sonntag, 30. Juli 1854.

Der Sohn der Wittwe.

(Fortsetzung.)

3.

Als die Thurmuhr am folgenden Morgen die elfte Stunde verkündete, wirbelten die Trommeln durch das Dorf: das Signal, daß sich die Rekruten vor dem Hause des Maire, wo der Major von der Conscriptions-Commission sich befand, zum Abmarsch einfinden sollten.

Die rasselnden Töne gingen wie zweischneidige Schwerter durch Anna's Herz. Sie hatte die letzten vierundzwanzig Stunden in namenloser Angst verbracht und während der Nacht kein Auge geschlossen. Ihre schwache Hoffnung, daß Detlev seiner alten armen Mutter wegen vielleicht vom Diensts befreit werden könne, wie sie vom Pfarrer gehörk, war spät am Abend durch die Worte ihres Vaters, welcher ihr den Hergang der Dinge bei der Aushebung kurz erzählte, gänzlich vernichtet worden.

Ihr Vater hatte ihr seit dem Vorfalle beim Erntefest streng verboten, das Haus von Detlev's Mutter zu betreten, und bis dahin war sie diesem Befehl mit schwerem Herzen nachgekommen; als sie aber jetzt die Trommeln rasseln hörte, stürzte sie, kaum ihrer Sinne mächtig, dorthin und langte in demselben Augenblick vor der Hausthür an, wo Detlev marschfertig aus der Stube trat.

„Anna!“ stieß der Letztere mit schmerzerstickter Stimme hervor, indem er mit der Hand über die Augen fuhr — „ich muß Dich und meine Mutter für einige Zeit verlassen,“ fügte er nach einer kleinen Pause hinzu; „aber ich ...“

Er konnte vor Weh nicht weiter reden und wandte sich ab, um die Thränen zu verbergen, welche in seinem Auge zitterten.

Anna aber klammerte sich schluchzend an ihn und rief:

„Wenn Du nicht wieder kommst, so sterb' ich, eh' zwei Jahre vergehen!“

Die greise Wittwe, gestern noch wie gebrochen vor Angst und Verzweiflung, bot jetzt einen wunderbaren Anblick dar. Hochaufgerichtet, mit ruhigem, verklärtem Angesicht stand sie da und schaute die vom Schmerz überwältigten Liebenden ernst und still an. Seit dem verflossenen Abend war das unerschütterliche Vertrauen in ihr Herz eingezogen, daß Gott ihr den einzigen Sohn nicht nehmen werde. Sie hatte, nachdem Detlev längst zur Ruhe gegangen war, noch die uralte Bibel herbeigeholt, um sich Trost aus derselben zu lesen, und das Buch aufschlagend, hatte sie zuerst die Worte des Psalmisten erblickt:

„Ob tausend fallen zu deiner Seite und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen.“

Daß sich ihr Blick zuerst auf diesen Spruch geheftet, war ihr wie eine göttliche Verheißung erschienen, und in der festen Zuversicht, daß ihr Detlev einst unversehrt zu ihr zurückkehren werde, hatte sie sich ruhig schlafen gelegt und die Nacht sanft verschlummert.

„Tröste Dich, liebe Anna,“ sagte sie jetzt mit freundlich-ernstem Tone zu der Schluchzenden, „Detlev kommt wieder.“

„Ja, herzliebe Anna, ich komme wieder!“ rief der Jüngling, indem er das Mädchen zum Abschied küßte. „Halte nur, was Du mir im vorigen Sommer gelobt hast, dann kann noch Alles gut werden.“

Mit diesen Worten machte er sich sanft von Anna los und reichte seiner Mutter zitternd die Hand zum Abschied.

Die alte Frau ergriff diese mit der Linken, legte ihrem Sohn die rechte Hand auf's Haupt

Digitized by Google

und sagte mit einer Stimme, welche wie die einer Prophetin klang:

„Zieh' hin, Detlev, und sey getrost! Ob tausend fallen zu Deiner Seite und zehntausend zu Deiner Rechten, so wird es doch Dich nicht treffen!"

Dann winkte sie ihm, rasch fortzueilen, und indem er sich gewaltsam aufraffte, verließ er festen Schrittes das Haus. An der Pforte des kleinen Gärtchens schaute er sich noch einmal nach seiner Mutter und Anna um — dann stürzte er mit wild tobendem Schmerz dem Sammelplatze der Rekruten zu.

Von einem Gemälde aller der Jammerscenen, welche zwischen den scheidenden jungen Soldaten und deren Eltern und Geschwistern, Bräuten, Verwandten und Freunden vorfielen, würde gewiß jeder fühlende Leser das Auge abwenden — klingt uns doch noch aus den Worten und Weisen der Kriegslieder jener Zeit all das unsägliche Weh von tausend und aber tausend scheidenden Herzen markerschütternd entgegen.

Als der letzte Schlag der Mittagsstunde verhallt war, verließ die kleine Rekrutenschaar, von einer Abtheilung französischer Infanterie eskortirt, das heimathliche Dorf und marschirte dem nächsten Städtchen zu, wo sie eingekleidet, bewaffnet und eingeübt werden sollte.

Das entsetzliche Wirbeln der Trommeln, welches den Abzug der Truppen verkündete, schreckte Anna aus ihrer dumpfen Betäubung auf, in die sie versunken, nachdem Detlev Abschied genommen hatte. Sie fuhr hastig empor, drückte der alten Frau krampfhaft die Hand und eilte nach ihres Vaters Garten, von dessen äußerstem Punkte sie einen Theil des Weges überschauen konnte, der zum Städtchen führte.

Einige Sekunden hatte sie hier gestanden, als die ganze Truppe seitwärts in einiger Entfernung unter Trommelgerassel vorüberzog. Die Rekruten sangen eins der damals überall ertönenden Abschiedslieder, dessen Weise einen scharfen Gegensatz zu dem friedlichen Mittagsgeläute der Dorfglocke bildete, deren Klänge so hell und klar über die Wiesen und Felder schallten, als ob nichts vorgefallen sey.

Das Mädchen starrte athemlos den Abziehenden nach. Die lichte Märzsonne beglänzte die blanken Bajonette der französischen Soldaten, welche die Truppe eröffneten und schlossen — es war der Armen, als ob jeder Blitz, den die Sonne auf den funkelnden Waffen erzeugte, ihr Herz durchbohre. Sie spähte nach Detlev, aber sie vermochte ihn unter all den dunklen und uniformirten Gestalten nicht zu unterscheiden.

Immer dumpfer und dumpfer ertönten die Trommeln und immer weniger ward der Gesang hörbar. Jetzt verschwand der ganze Haufe hinter dem Weidenwalde. Anna klammerte sich, erbleichend, an die knospende Gartenhecke, um nicht umzusinken — ihr Auge aber starrte fort und fort in die Ferne. Da blitzten noch einmal etliche Bajonette durch die Zweige — dort tauchten noch einmal ein paar dunkle Gestalten auf — dann noch ein Blitz und ein halbverwehter Abschiedsruf aus tiefster Brust — — darauf Alles öde und todtenstill.

Ein Schrei der Verzweiflung entfuhr den Lippen des Mädchens und wie vernichtet wankte sie ins Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Münchener Industrieausstellung.

Wenn die Gunst der Witterung als gute Vorbedeutung gilt, so wird die Industrieausstellung den besten Verlauf nehmen. Nach dem etwas bewölkten Himmel vom Sonntag den 16. d. M. ist in München kein Regentropfen mehr gefallen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend lacht die heiterste Julisonne und bringt heiße Tage, die sich der Nähe des Gebirges wegen gegen Abend sehr erquickend, aber auch zur Vorsicht mahnend, abkühlen. Das ständig schöne Wetter begünstigt die aus Anlaß der Ausstellung für Fremde wie Einheimische veranstalteten Unterhaltungen und Festlichkeiten ganz besonders. Jeder Tag bringt etwas Anziehendes und häufig an mehreren Orten zugleich, bald Musikaufführung und Feuerwerk auf der Praterinsel, bald große Gartenfeste mit Illumination und Produktion der Musikgesellschaft à la Gungl mit verstärktem Orchester im Frühlingsgarten, bald Concerte im Maigarten und engl. Café-Garten, bald große Gesangproduktion mit Citherspiel im Glasgarten, ausgeführt von der rühmlichst bekannten Tyrolergesellschaft: Meister & Holaus, bald große vereinigte Orchestermusik von sämmtlichen Hautboistencorps der hiesigen Garnison in Neuberghausen. Aber so lockend das Freie ist und so zahlreichen Zuspruch tagtäglich die jetzt in ihrer Glanzperiode stehenden Genüsse der Felsenkeller auch finden, die Musterdarstellungen des k. Hof- und Nationaltheaters werden darüber ebenso wenig vernachlässigt, als die Aufführungen der beiden

Digitized by Google

Schweiger'schen Volkstheater in der Au und Müllerstraße. Zugleich behauptet auf dem Dultplatze der Glückshafen, eine Art Lotteriespiel zum Besten der Armen, aller ländlichen Ausflüge ungeachtet, seine alte Anziehungskraft. Nicht weit davon wird allabendlich Hrn. Robin's physikalisch-prestodigitatorische Vorstellung à la Houdin mit elektrischer Lichterzeugung von einem zahlreichen Publikum umlagert und am 19. gab Hr. Renz in dem neuen geräumigen Circus vor dem Karlsthor seine erste Vorstellung der höheren Reitkunst, Gymnastik und Pferdedressur.

Von diesem unterhaltenden und zerstreuenden Beiwerke wenden wir uns nun zum Glaspalast. Um aber ein einigermaßen übersichtliches Bild von der Anordnung des massenhaften und auf den ersten Blick anscheinend chaotisch durcheinander geworfenen Ausstellungsstoffes zu geben, müssen wir in Kürze auf die innere Eintheilung des Gebäudes zurückkommen.

Es besteht aus einem 800 F. sich hinstreckenden Langbau, der von einem 280 F. langen Querbau, Transsept, durchschnitten wird. Der Langbau von 160 F. Breite zerfällt in drei Schiffe, in das 80 F. breite Mittelschiff und zwei Seitenschiffe, die durch Säulenreihen ihrer ganzen Länge nach wieder in zwei gleiche Theile getheilt werden. Wir wollen der Deutlichkeit wegen diese Abtheilungen, je nachdem sie an das Mittelschiff oder an die Außenwände des Gebäudes grenzen, als innere und äußere Abtheilung des nach der Hauptfronte oder Hinterfronte liegenden Seitenschiffs bezeichnen und nehmen dabei unsere Stellung stets von dem Haupteingange des Transsepts an der auf die Sophienstraße blickenden Vorderfronte des Glaspalastes. Die Säulenreihen, welche die Seitenschiffe der Länge nach theilen, sind durch Bretterwände verbunden, so daß die inneren und äußeren Abtheilungen der Seitenschiffe ganz gesonderte lange schmale Räume bilden. Während die an den Außenwänden des Gebäudes liegenden Abtheilungen nur ab und an durch Querwände mit Durchgängen unterbrochen werden, sind an den inneren Seiten von jeder der Säulen, welche das Mittelschiff von den Nebenschiffen trennen, Querwände auf die lange Scheidewand geführt, wodurch zahlreiche Nischen oder Fächer von 20 F. Länge und ebensoviel Breite entstehen, in denen, soweit es anging, die gleichartigen Gegenstände zusammengestellt sind; außerdem befinden sich in der Nähe des Eingangs zu beiden Seiten noch zahlreiche Bretterverschläge, welche theils zu Commissionszimmern, theils für das Ueberwachungs-Personal und theils für die Garderobe bestimmt sind. Gerade über dem Eingange, am Ende des Transsepts, ist die Conditorei, während eine wohlversehene Restauration rechts am Ende des Langbaus angelegt wurde.

Die Ausstellung wurde, so weit es die Natur der Gegenstände und die Bedingungen des Raumes verstatteten, auch im Gebäude nach den Gruppen geordnet, in welche sie prinzipiell zusammengefaßt wurden. In den einzelnen Gruppen hat man wieder den verschiedenen Staaten nach Möglichkeit einen besondern Raum angewiesen.

Treten wir durch den Haupteingang, von der Sophienstraße her, ein, so befindet sich links die 1. Gruppe: Mineralien und Brennstoffe. Sie nimmt beinahe die ganze vordere Abtheilung des linken Seitenschiffs ein. An dieselbe schließt sich unmittelbar die 8. Gruppe: Metallwaaren und Waffen. Ihr Raum ist die innere Abtheilung des linken Seitenschiffs und der angrenzende Theil des Mittelschiffs. Neben den Eisen- und Stahlwaaren erblicken wir zunächst Messerschmiedwaaren, Schneidwerkzeuge, Drahtwaaren, Kupfer-, Messing-, Bronce- und Neusilberwaaren, sowie Juwelierarbeiten und Gold- u. Silberwaaren aller Art, die gröberen Gegenstände in den Seitennischen, die feineren im Mittelschiffe geschmackvoll zusammengestellt. Rechts vom Eingang hat die 11. Gruppe, welche das Papier, das Schreib- und Zeichnungsmaterial, sowie die Drucksachen umfaßt, ihren Platz. Neben den herrlichsten Buchbinderarbeiten finden wir Buch- und Kunstdruck, sowie alle Vervielfältigungen von Zeichnung und Bild durch Abdrücke, dann Globen, Reliefs und Landkarten. Dieser Gruppe gegenüber, rechts vom Transsept, in der vordern Abtheilung des andern Seitenschiffs, sowie in den anliegenden Theilen des Mittelschiffs sind die Stein- und Glaswaaren, dann die irdenen Geschirre der 9. Gruppe aufgestellt: Marmor-, Schieferarbeiten, Schleifsteine, irdene Waaren, von der ordinären Töpferarbeit bis zum feinsten Porzellan, Spiegel aller Art. An der entsprechenden linken Seite des Transsepts, in den Nischen des vordern Nebenschiffs, befindet sich die 10. Gruppe: Holzwaaren aller Art, Kurzwaaren, Fischbein-, Bersteinarbeiten, Bürsten, Pinsel, Wachsbilder, Spielwaaren. Die 12. Gruppe, alle Leistungen der bildenden Künste umfassend, ist über den ganzen untern Raum des Gebäudes vertheilt, ihren Hauptplatz hat sie indessen in dem großen Mittelschiff, welches von einer langen Reihe plastischer Kunstwerke durchzogen wird. Am Ende des Transsepts links und

Digitized by Google

in der hintern Abtheilung des linken Seitenschiffs ist die 4. Gruppe mit den Nahrungsmitteln und den Gegenständen des persönlichen Verbrauches ausgestellt. Auch vom Transsept, jenseits der Gruppen 9 und 11, befindet sich über diesen ganzen Theil des Gebäudes bis zur Restauration und darüber hinaus, durch den ganzen Nebenbau zerstreut, die 5. Gruppe mit den Maschinen. Die erste Gallerie wird zunächst von der 2. Gruppe mit den landwirthschaftlichen Produkten, dann von der 3. mit den chemisch-pharmaceutischen Stoffen und Farbwaaren, ferner von der 6. mit den Instrumenten eingenommen. Der noch übrigbleibende Raum ist für die sehr ausgedehnte 7. Gruppe, welche sämmtliche Webe- und Wirkwaaren, sowie die Leder- und Bekleidungsgegenstände umfaßt; sie nimmt noch die ganze, rings um den großen Bau angelegte zweite Gallerie ein.

Wir werden in einem andern Berichte auf die einzelnen Gruppen etwas näher eingehen.

Mannigfaltiges.

(Die drei Mädchen — eine englische Sage aus dem Heidenthum.) Es findet sich an der Landstraße von Winchester nach Andover ein Ort, genannt: „The three Maids". Die Sage lehrt, daß sie ihren Vater vergifteten und dafür lebendig bis zum Halse in stehender Stellung begraben wurden. Reisenden, welche des Weges vorüber kamen, war verboten, ihnen Nahrung zu geben, aber ein mitleidiger Mann zu Pferde warf einem dieser Frauenzimmer im Vorbeireiten einen Pignon (Fichtenapfel od. Tannenzapfen) zu, wovon sie drei Tage lebten. Wunderbarer Weise stiegen aus den Gräbern der drei Mädchen drei Föhrengruppen empor. Auf solche Weise ist ihr Gedächtniß verewigt worden. Das Landvolk von Winchester und der Nachbarschaft hält diese Sage für eine ächte und uralte und zweifelt nicht an ihrer Glaubwürdigkeit. Sie steht unsern Sagen an der Nordsee, besonders den friesischen, außerordentlich ähnlich und kann nur aus demselben Nationalgeiste entsprungen seyn. Eine der nordfriesischen Sagen ähnlicher Natur ist die von den Mädchen, welche auf dem Hochzeitswege von der Erde verschlungen wurden und als Steine aus derselben herauswuchsen, die noch lange hernach bis auf unsere Tage an der grauenhaften Stätte emporragten.

Unter den schrecklichen Verbrechen, die der Hunger veranlaßt hat, ist das schrecklichste, das in einem schlesischen Dorfe sich unlängst ereignet hat. Zwei Waisenkinder, ein Mädchen von 16 und ein Knabe von 14 Jahren, lebten mit ihrer jüngeren Schwester von dem Almosen der Nachbarsleute. Als diese Gaben ausblieben, schlossen sich die drei Kinder in ihrer Hütte ein und die kleinere Schwester kroch in den Backofen und schlief daselbst ein. Kaum bemerkte dies die ältere, so verschloß sie den Ofen und machte unter dem Herd Feuer an. Durch die zunehmende Gluth erweckt, fing das Kind im Ofen an zu schreien: es rief in den kläglichsten Tönen um Hilfe, aber die Geschwister blieben taub. Allmälig erstarben die Schmerzensrufe der Kleinen und jetzt nahm die ältere Schwester ein Stück Holz, öffnete den Verschlag und versetzte dem fast erstickten Kinde einige starke Schläge, worauf sie es herauszog und ihm mit Hilfe ihres Bruders mit einem Messer den Kopf abschnitt. Darauf schälten sie das Fleisch von den Knochen, warfen die Reste in eine Ecke und stellten das Fleisch in einem Topf an das Feuer zum Kochen. Kaum daß es halb gar war, machten sich beide mit Heißhunger über die grause Mahlzeit. Indessen hatte der Gemeinderichter starken Rauch aus der Hütte steigen sehen. Neugierig, da bei dem im Dorfe herrschenden Elend doch die Kinder keine Nahrungsmittel zum Kochen haben konnten, daher wohl einen Diebstahl begangen hätten, begab er sich mit Beiziehung eines Geschworenen nach der Hütte. Auf die Frage, was sie äßen, antworteten sie: Fleisch. Erst bei näherer Untersuchung fand man die verstümmelten Ueberreste eines menschlichen Körpers. — In demselben Distrikte hat eine Frau ihr eigenes Kind gebraten und verzehrt!

Am 10. Juli, Abends gegen 5 Uhr, zog über Bordeaux eine dichte Wolke, welche die Sonne verfinsterte. Plötzlich entlud sich die Wolke in der Umgegend des Hafens. Man glaubte — o Wunder! — ein Schneegestöber zu erblicken; bei näherer Betrachtung aber fand sich, das es weiße geflügelte Ameisen waren, welche den Boden viele Zoll hoch bedeckten.

Auflösung der Buchstaben-Räthsel in № 90:

1. Pflaster, Laster, Aster, Last, Ast.
2. Treue, Reue. 3. Klage, Lage.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 92. Dienstag, 1. August 1854.

Der Sohn der Wittwe.

(Fortsetzung.)

4.

Die Sonne war eben untergegangen, als sich zwei Landleute hastigen Schrittes dem Dorfe näherten. Am Eingang desselben angelangt, sprachen sie eine Weile leise mit einander und eilten dann auf das Haus des Maire zu. Der Jüngere trat hinein und verlangte einen der Conscriptions-Beamten zu sprechen, welche dort anwesend waren. Es schien, als ob der Maire, dem er seine Bitte vorgetragen hatte, einigen Verdacht gegen den ihm gänzlich unbekannten Mann hege, denn er gab ihm den Bescheid, daß die Herren zu einer so späten Stunde Niemanden mehr vor sich ließen. Als der Bauer aber sagte, er komme in der Angelegenheit eines der gestern conscribirten jungen Burschen aus Weddin, so führte er ihn kopfschüttelnd in das Zimmer des Majors, wo sich derselbe noch mit einem Commissäre befand.

Während der Zeit war auch der ältere Bauer unbemerkt ins Haus getreten und seinem jüngeren Begleiter und dem Maire bis vor die Thüre des Zimmers nachgeschlichen, in dessen Nähe er sich hinter einem großen, alterthümlichen Schrank verbarg, von wo aus er jedes Wort zu vernehmen im Stande war, welches in dem nahen Zimmer gesprochen wurde.

Als der Maire den beiden Beamten den Wunsch des Bauern, einige Worte allein mit ihnen zu reden, zu erkennen gegeben hatte, begab er sich wieder hinweg; der Major aber trat auf den Ankömmling zu und fragte:

„Wer seyd Ihr?“

„Ich bin der Halbhufner Heinrich Jevenak aus Belitz und ein Freund Detlev Warnow's, der gestern für dienstfähig erklärt und ausgehoben ward.“

„Was wollt Ihr denn von uns, junger Mann?“ forschte der Major.

„Ich bin gekommen, um Detlev Warnow loszukaufen,“ erwiederte Jener. „Da seine Mutter die große Summe nicht aufbringen kann, so will ich das Geld vorschießen; er soll dafür fünf Jahre als Großknecht bei mir dienen.“

„Ihr kommt zu spät, guter Freund,“ entgegnete der Major; „die Rekruten sind bereits heute Mittag abmarschirt.“

Kaum hatte der Major diese Worte gesagt, als draußen vor der Thür ein gellender Schrei ertönte.

Die beiden Commissäre fuhren auf und gingen hinaus, um zu sehen, ob sich irgend ein Unglück ereignet habe. Allein draußen war Alles todtenstill und auf der dämmernden Hausflur kein menschliches Wesen zu entdecken. Der Bauer war ruhig im Zimmer zurückgeblieben.

„Es wird der muthwillige Sohn des Maire gewesen seyn,“ meinte der Major; „der macht sich mitunter ein Vergnügen daraus, uns auf diese Weise zu erschrecken.“

„Mir klang die Stimme tiefer,“ sagte der Commissär, indem er nebst dem Major wieder ins Zimmer trat; „wir wollen hernach drüben anfragen, ob Niemanden im Hause etwas zugestoßen ist.“

Der Letztere wandte sich darauf wieder zu dem Landmann:

„Ich kann Euch nicht helfen, lieber Freund, die Rekruten sind jetzt längst im Städtchen und werden gewiß schon eingekleidet seyn.“

„Und wenn das auch nicht der Fall wäre,“ sagte der andere Conscriptionsbeamte, „Ihr seyd doch zu spät gekommen. Wer einmal auf der Rekrutenliste steht, wird nicht wieder freigegeben, zumal ein so hübscher Bursche, wie der Warnow einer ist.“

Digitized by Google

„Wenn es nöthig ist," versetzte der Bauer mit zögerndem Tone, „geb' ich auch noch zwanzig — noch fünfzig Thaler mehr, als die Herren gestern gefordert haben."

Ueber die Züge des Majors flog ein eigenthümliches Lächeln; sein College aber rief voll Diensteifer:

„Und wenn Ihr tausend Thaler auf den Tisch legtet, Euern Freund bekämt Ihr nicht wieder; hättet Ihr gestern zu rechter Zeit die gesetzlich bestimmte Summe bezahlt, so würden wir dieselbe haben annehmen und den Conscribirten freigeben müssen — jetzt aber ist es zu spät. Ueberdies findet man einen solch stattlichen Burschen nicht überall; ich glaube, daß wir mit dem noch Ehre einlegen werden."

Der Bauersmann schien noch immer nicht die Ueberzeugung gewinnen zu können, daß er wirklich zu spät gekommen sey, denn er machte keine Miene zu gehen, sondern schaute fort und fort den Major an, gleich als ob er aus dessen Mund noch einen mildern Bescheid erwartete.

Der menschenfreundliche Krieger bemerkte das erwartungsvolle Zögern des jungen Mannes, trat zu ihm hinan, klopfte ihm auf die Schulter und sagte:

„Lieber Freund, wir sind keine Kannibalen. Wenn es von uns abhinge, ob ein Conscribirter Soldat werden sollte oder nicht, so würdet Ihr Euern Freund noch heute Nacht zu seiner alten Mutter zurückführen; da wir aber thun müssen, was Gesetz und Pflicht von uns fordern, so können wir nur sehr selten der Stimme unseres Herzens folgen."

Hierauf bedeutete er ihm, daß er sich entfernen möchte.

Der junge Bauer warf noch einen fragenden Blick auf den andern Commissär, als er aber dessen gleichgiltige Amtsmiene gewahrte, wandte er sich nach einer demüthigen Verbeugung zum Gehen.

Als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, schritt der Major eine Weile im Zimmer auf und nieder, blieb dann plötzlich stehen und sagte, durch das Fenster auf die Dorfflur blickend:

„Ist der kleinere von den beiden Männern, die dort neben einander gehen, nicht derselbe, welcher soeben hier war?"

Der andere Commissär trat an's Fenster und erwiderte, nachdem er den beiden Gestalten etliche Sekunden nachgespäht hatte:

„Es scheint so — doch, lieber Major, weßhalb schauen Sie den Bauern so scharf nach."

„Nun, es fällt mir nur auf, daß der Eine den Andern im Weiterschreiten unterstützt," entgegnete der Major. „Die Bauern pflegen selten auf diese Weise, Arm in Arm, einher zu gehen; wer gelähmt, altersschwach oder kränklich ist, bleibt lieber daheim, als daß er sich führen läßt. Es scheint mir daher, daß der gebückte Mann dort einen eigenen Grund gehabt haben müsse, das Haus zu verlassen — vielleicht ist er gar derjenige gewesen, welcher vorhin den Schrei ausgestoßen hat; wer weiß, welchen Antheil er an dem Schicksal des armen Burschen nimmt!"

Die beiden Bauern schritten langsam einem fernen Gehöfte zu, sprachen noch eine Weile angelegentlich mit einander und verschwanden dann im dichten Märzabenddunkel.

(Fortsetzung folgt.)

Die Münchener Industrieausstellung.

Gruppe I.

Mineralien und Brennstoffe.

Die erste Gruppe befindet sich gleich links vom Eingange des Transsepts in den beiden Abtheilungen des an der Hauptfront des Gebäudes liegenden Nebenschiffs vereinigt und ist in mehreren zusammenhängenden Gemächern nach den ausstellenden Staaten abgetheilt. Den ersten Platz in ihr nehmen die Erze und Metalle ein, welche so geordnet sind, daß jedes Rohmetall zugleich durch die ersten Stadien seiner Zurichtung hindurch verfolgt werden kann. In dieser Weise reihen sich z. B. an die Eisenerde und den Eisenstein das Roheisen und der rohe Guß, das Schmiedeisen und die Schienen, der Stahl, das Blech und die Drähte. Aehnlich ist die Folgeordnung auch bei den übrigen Metallen durchgeführt. Die Mineralien sind, jedes Stück in einem besondern Kästchen und mit einem Nachweiszettel versehen, auf grünen Tischen ausgestellt, während die Produkte der Bearbeitung, je nach der Natur des Gegenstandes, sich entweder ebenfalls auf den Tischen oder an den Wänden oder in freistehenden Gruppen geordnet befinden. Namentlich sind die Wände des Ausstellungsraumes mit ungeheueren Tafeln von Eisen-, Kupfer- und Messingblech geschmückt, während große Bände von Stab- und Schmiedeisen in Pyramidenform sich an besondere Gestelle lehnen und in langer Reihe auf einer Erhöhung zur Seite große Rollen von Drähten und Metallröhren liegen.

Digitized by Google

In der Mineralien-Abtheilung sind besonders Sachsen und Oesterreich stark vertreten, ersteres namentlich in Bezug auf die Erze und letzteres in Bezug auf die aus der Erzbearbeitung hervorgegangenen Gegenstände. Aus der k. sächs. Mineralien-Niederlage in Freiberg sind unter Nr. 5665 zwei Sammlungen von Mineralien, die eine von 192, die andere von 400 Stücken, eingesandt, ebenso noch zwei allgemeinere geognostische Sammlungen von 200 und 260 Stücken. Gleicherweise hat das k. sächs. Bergamt zu Freiberg aus den Gruben des Freiberger Reviers eine Reihe von Erzgangstufen, nämlich Silber- und Kupfererzstufen ausgestellt. Auch aus Baden und zwar vom Heidelberger Mineralien-Comptoir sind unter Nr. 159 eine Sammlung Mineralien von 80 Stücken nebst Katalog eingegangen. Unter Nr. 158 stellen sich kolossale Galmeistücke aus den Gruben der Berg- und Hüttenbesitzer Gebr. Reinhardt zu Wiesloch in Baden dar. Schaustoffe von dem Blei- und Silberbau der Bezirke Klausthal und Zellerfeld, die Produkte der Erzaufbereitung bis zur vollendeten Wascherarbeit, endlich Produkte des Blei- und Silber-Hüttenprozesses hat das k. hannov. Bergamt zu Klausthal unter Nr. 2761 geliefert. Vom deutsch-englischen Bergwerksvereine im Münsterthale im bad. Oberrheinkreise sind Bleiglanzstufen unter Nr. 42 eingesandt worden. Ebenso drei Stufen mit gediegenem Silber und ein Brandstück Feinsilber von 70 Mark. Unter Nr. 5360 befindet sich ein sehr schönes Kupferglas mit buntem Kupfererz, sowie Rosettenkupfer, Phosphorchalzid und gediegenes Kupfer aus den Gruben St. Josephsberg, eingeliefert von der Gesellschaft für rheinischen Bergwerk- und Kupferhüttenbetrieb zur Sternerhütte bei Linz a. Rh. im preuß. Reg.-Bez. Koblenz. Unter Nr. 5672 hat der k. sächs. Kupferhammer Grünthal schöne hartgewalzte, dünne Kupferbleche, Kessel- und Hutschalen ausgestellt.

In der Eisenindustrie ist besonders Oesterreich stark vertreten; namentlich sind es die süddeutschen Landestheile des Kaiserstaats: Steyermark, Kärnthen und Krain, welche zahlreiche Sortimente von Eisen- und Stahlprodukten geliefert haben. Die Firma Roßthorn und Dickmann in Kärnthen hat eine Auswahl von Achsen und Schienen ausgestellt und einen Preis von 1000 fl. auf das Zerbrechen der Achsen gesetzt. Sehr reichhaltig ist auch die Firma Mayer aus Leoben repräsentirt, und zwar mit Lokomotivachsen, Kessel- und gerifften Blechen, Radreifen, Façon- und Nageleisen, sowie Stahl für Spiralfedern und Sägeblätter. Ein reiches Sensenlager hat Christoph Weinmeister in der Wasserleith bei Knittelfeld in Steyermark geliefert.

Von nicht metallischen Mineralien sind die zu Baumaterialien, sowie zu plastischen Arbeiten dienenden reichlich vertreten, namentlich haben die k. Bauinspektionen zu Zweibrücken, Kaiserslautern und Speyer Sammlungen von Steinen für Bildhauer und Steinmetzen geliefert. Kalk- und Sandsteinquadern hat die k. Bauinspektion von Landshut, Granit, Kalk und ähnliche Mineralien haben die von Passau, Straubing und Deggendorf eingesandt; die von München und Weilheim stellten Lehm, Mergel und Gyps aus, die von Reichenhall Marmor und Sandstein. Cementmehl und Cementtafeln sind aus Oesterreich und aus Oberbayern mehrfach vorhanden. Dachschiefer und Schablonen verschiedener Größe hat das k. bayer. Bergamt Steben (im Landgericht Naila) geliefert; die verschiedenen Arten mit Schiefer zu decken, sind vom Schieferdecker Sauer aus München an einem zierlichen Kirchenbaumodell dargestellt. — Salz ist in den verschiedensten Arten ausgestellt, namentlich hat Berchtesgaden zahlreiche Proben von Steinsalz, vom großen $2^1/_2$ F. hohen Würfel bis zum feinsten Kochsalz geliefert.

Die Brennstoffe sind in zahlreichen Sortiments vertreten. Sachsens Bergwerke haben ganze Sammlungen eingesandt, von denen die aus den Zwickauer Kohlenwerken die vollständigste ist. Das Steinkohlenwerk im Plauenschen Grunde (bei Dresden) hat zahlreiche Proben von Cinder, Coaks und Kohlen zusammengestellt. Die vorhandenen Torf- und Torfkohlenproben sind meistens aus Oberbayern.

Von den der ersten Gruppe beigefügten geognostischen und Bergwerkskarten zeichnen sich besonders die beiden Karten aus, welche unter Aufsicht des k. sächs. Oberbergamts von den Professoren Neumann und Cotta bearbeitet und von der Bergakademie zu Freiberg herausgegeben worden sind. Es sind eine geognostische Generalkarte des Königreichs Sachsen und der angrenzenden Länder in einem Blatte und eine geogn. Spezialkarte des nämlichen Ländergebiets in 11 Blättern; beide zeichnen sich auch durch schönen Druck und lebhafte Farben aus. Zu ihnen gesellt sich ein Tableau der Profile des Zwickauer Kohlengebirgs. Von der k. b. General-Bergwerks- und Salinen-Administration in München ist eine schöne Karte des Urgebirges an der bayerisch-böhmischen Grenze und eine geogn. Aufnahmskarte des Erzreviers von Bodenwöhr ausgestellt; beide, ursprünglich

Digitized by Google

aus mehreren Blättern bestehend, stellen sich auf weiter Leinwandfläche als Ganzes dar.

Mannigfaltiges.

Am 15. Juli fand am Fuße der Wartburg ein seltenes Concert statt: die Aufführung von Minneliedern aus dem Ende des 13ten und dem Anfang des 14ten Jahrhunderts. Dieselben hat man in einem prachtvollen Codex der Jenaer Bibliothek aufgefunden und sie dem Könige von Preußen übersendet. Es gelang hierauf, in Verbindung mit dem Professor v. Lilienkron, der die Texte revidirte, dem Universitäts-Musikdirektor Stade in Jena, dieselben so zweckmäßig für die Neuzeit zu bearbeiten, daß sie, ohne ihren ursprünglichen Geist zu verlieren, eine schlagende Wirkung hervorbrachten.

Der schöne, helle Stern, den man jetzt nach der Abenddämmerung ziemlich tief am südöstlichen Himmel und bald nach Mitternacht etwa 17 Grad hoch am südlichen Himmel steht, ist der größte der Planeten, Jupiter. Er kann von Denen, die ihn noch nicht kennen, leicht dadurch aufgefunden werden, daß er am 6. Aug., 3. und 30. Sept., 27. Okt., 24. Nov. und 22. Dez. d. J. in der Nachbarschaft des Mondes stehen wird.

Zu Essingen bei Landau starb in voriger Woche der jüd. Handelsmann Lazarus Dannheißer in dem seltenen Alter von 102½ Jahr. Er lebte mit seiner ihm vor 9 Monaten im 97sten Lebensjahre vorangegangenen Gattin 71 Jahre in friedlicher Ehe, war während seines ganzen Lebens nie von einer Krankheit heimgesucht und behielt bis zu den letzten Augenblicken seine volle Geisteskraft.

Die vereinten Glasperlen-Fabriken in Venedig lassen vier Schiffe bauen, theils um die Schifffahrt zu heben, theils um einen direkten Handel mit entfernten Gegenden einzuleiten. Das erste dieser Schiffe, die „Industria di Venezia", ist bereits vom Stapel gegangen, die andern drei sollen bald folgen.

Am 23. Juli ertranken in der Donau bei Ulm zwei Schuhmacherlehrlinge, indem sie sich zu weit in den Strom wagten.

(Wichtige Nachricht.) Folgende für den Kriegsschauplatz im Norden besonders wichtige Meldung wird soeben aus Havre gemacht: Auf dem Place de Provence werden gegenwärtig unter zwei Zelten 50,000 — Pfund Kaffee für die Ostsee-Armee gebrannt. Dreißig Spezereihändler der Stadt haben das Geschäft zu besorgen.

(Curiosum.) Aus Karlsruhe wird berichtet, daß dort vor einigen Tagen ein 70jähriger Greis allen Ernstes sich zur Aufnahme ins — Waisenhaus meldete, da er elternlos und sehr arm sey.

(Recept zu einem modernen Liebesbrief.) Nimm 500 Betheuerungen, ebensoviel Versprechungen und Lügen, 50 Pfund Betrug, ein gleiches Gewicht Unsinn und versetze Alles dreifach mit Schmeicheleien. Alle diese Ingredienzien mische dann fleißig untereinander, thue noch ½ Skrupel Aufrichtigkeit hinzu und versüße es häufig mit den Phrasen: mein Engel, meine Göttin, holde Zauberin. Behagt es nunmehr dem Geschmacke, so wickele es ein in vergoldetes Papier, siegle es zu mit einem flammenden Herzen und lasse es sorgfältig übergeben. Niemand kann seiner Zauberkraft widerstehen.

Sinnveränderungs-Wortspiele.

Frohsinn verkünd' ich Euch, Laune und Scherz
Und die Sehnsucht glühender Liebe,
Auch frommes Gemüth, das sich himmelwärts
Erhebet vom Erdengetriebe.
Wenn Ihr mir aber das Inn're versetzt,
Verkünde ich Euch keine Freude,
Nicht werden durch mich die Menschen ergötzt,
Nur Gram ist in meinem Geleite.

Wie stark ist nicht mein Zauberton,
Von Nation zu Nation!
Von Herz zu Herz, von Mund zu Mund
Thut meine Macht sich ewig kund.
Versetze nur zwei Zeichen vorn, und sprich,
Wär' ein lebendig Daseyn ohne mich,
Und fändest Du nach abgelauf'ner Kette
Der Lebensuhr ein friedlich Ruhebette?

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 93. Freitag, 4. August 1854.

Der Sohn der Wittwe.

(Fortsetzung.)

5.

Die Felder hatten bereits größtentheils ihren wallenden Schmuck verloren und das fröhliche Erntefest war soeben mit Sang und Klang gefeiert worden: da trat an einem warmen Sonntagnachmittage ein Abgesandter des Schulzen Riebenow bei dem Vater Anna's, dem Halbhufner Debelin, ein. Der Letztere, ein untersetzter Fünfziger mit vollem, frischem Gesicht, hatte eben seine Mittagsruhe gehalten und saß in der großen, kühlen Wohnstube in seinem bequemen Lehnstuhl und rauchte aus seiner Sonntagspfeife. Seine Tochter war zu einer im Nachbarshause wohnenden Freundin gegangen.

Debelin hatte kaum einen Blick auf den Eintretenden geworfen, als er auch sogleich wußte, in welcher Angelegenheit dieser komme. Es war der Schneider des Dorfes, Johann Misenitz mit Namen, eine baumlange, dürre Gestalt mit ewig lächelndem Gesicht, das mehr Sommerflecke aufzuweisen hatte, als sein Schädel Haare, welch letztere überdies von einer so ungewöhnlich lichtblonden Farbe waren, daß man in einiger Entfernung nicht recht wußte, ob der Mann einen kahlen Kopf habe oder nicht. Nach uralter wendischer Sitte lag ihm, als einem Mann von der Nadel, die Verpflichtung ob, an schönen Sonntagnachmittagen als Freiwerber im Lande umher zu wandeln und heirathsfähige Burschen und Mädchen in den heiligen Ehestand zu befördern, wofür er dann bei der Hochzeit den herkömmlichen Lohn empfing, nämlich das einträgliche Amt des Mundschenken, welches ihn berechtigte, nach gethaner Arbeit mit einem Teller von Gast zu Gast zu gehen und die freiwilligen Gaben derselben in Empfang zu nehmen. Mit derselben Geschicklichkeit, womit er ein Kamisol zuschnitt und den rohen Stoffen durch Nadel und Zwirn menschliche Formen verlieh, wußte er auch Elterngemüther zu bearbeiten und zu vereinigen; denn wenn sich zwei wendische Elternpaare über die Verlobungsbedingungen, das heißt über die Mitgift der Braut, verständigt haben, so wird in der Regel wenig darnach gefragt, ob ihre Kinder auch einander lieben — die Vermögensverhältnisse geben stets den Ausschlag bei den Heirathsübereinkünften.

Nachdem Misenitz den begüterten Halbhufner demüthig gegrüßt und einige fabelhafte Redensarten über den Segen Gottes, der rings in Haus und Hof zu spüren sey, mit näselnder Stimme heruntergeleiert hatte — das unerläßliche Vorspiel zu seiner Freiwerberbotschaft —, fragte er schlau lächelnd:

„Euere Anna ist ausgegangen, Gevatter?"

„Ja, sie ist drüben bei ihrer Freundin Elisabeth und wird uns nicht stören," erwiederte Debelin, welcher die langen Umschweife nicht liebte; „laßt uns gleich zur Sache kommen."

Der Schneider suchte seinen Gliedmaßen eine würdige Haltung und seinen Gesichtszügen einen möchlichst ernsthaften Ausdruck zu geben, schritt einigemal vor dem Halbhufner auf und ab, wobei sein glatter Schädel hin und wieder in unangenehme Collision mit der niedrigen Decke des Zimmers gerieth, strich sich mit den spinnenbeinartigen Fingern über die flache Stirn, zog ein zusammengelegtes Papier aus der Tasche und setzte sich mit großer Umständlichkeit an den roth angestrichenen tannenen Tisch, neben welchem Debelin saß.

„Ihr wißt, Gevatter," begann der Ehebundstifter mit salbungsvollem Schulmeisterton, „daß unser Schulze es mit jedem Bauern im ganzen Gau aufnehmen kann und daß er seinem Sohne,

dem Heinrich, demnächst seinen Vollhof übergeben will, weil er sich nicht länger mit den widerspänstigen Knechten und Mägden plagen mag. Sintemalen nun Heinrich eine so große Wirthschaft nicht ohne eine Ehefrau regieren kann, so ist es seines Vaters Meinung, daß er sobald als möglich eine tugendsame Gattin in sein Haus führe. Obwohl nun der Schulze schon vor Jahren vortheilhafte Heirathsverträge für seinen Sohn hätte abschließen können, so hat er es doch nicht gethan, weil er diesem gern in allen Stücken seinen Willen lassen und ihm das Mädchen angetraut sehen möchte, welches ihm gefiele. Nachdem er nun in Erfahrung gebracht, daß Heinrich ein Auge auf Euere Tochter geworfen, läßt er Euch durch mich einen schönen Gruß sagen und fragen, ob Ihr Euere Anna noch keinem Andern versprochen habt."

„Nein, das hab' ich noch nicht gethan," versetzte Debelin mit großer Ruhe.

„Nun, dann soll ich Euch fragen," fuhr der Schneider fort, „ob Heinrich Riebenow Euch als Schwiegersohn gefallen könne."

Der Halbhufner lüftete die Mütze und erwiederte mit verbindlichem Ton:

„Es ist eine große Ehre für mich, daß der reichste Mann des Dorfes mir solch einen Vorschlag macht."

„Da Ihr im Allgemeinen nichts wider die Heirath einzuwenden habt, Gevatter," entgegnete der Mann von der Nadel, „so wollen wir die Sache näher besprechen."

Mit diesen Worten reichte er dem Halbhufner das Papier, worauf genau verzeichnet war, was der Hof des Schulzen mit allen Ländereien, Acker- und Hausgeräthschaften werth sey und über welche Kapitalien der junge Wirth demnächst zu verfügen haben werde.

Debelin las das Verzeichniß aufmerksam durch, ging dann zu einem Schrank, nahm ein Papier aus einem alten Buche und händigte es dem Schneider ein mit den Worten:

„Auf diesem Bogen findet Ihr Alles, was ich meiner Anna als Mitgift zugedacht habe, und ich glaube nicht, daß irgend ein Halbhufner im ganzen Gau seine Tochter besser aussteuern wird. Nehmt das Papier dem Schulzen mit, Gevatter, damit er selbst sieht, wie es um mich steht, und laßt mir das Euerige; wir wollen dann später weiter über die Sache reden. Es wäre mir aber lieb," fuhr er fort, nachdem die Auchwechselung der Papiere erfolgt war, „wenn Heinrich Riebenow sich noch einige Monate geduldete; Ihr wißt ja, daß Detlev Warnow meiner Anna noch immer im Kopf herumspukt. Da ich demselben früher halb und halb Hoffnung auf ihre Hand gemacht habe und da sie noch immer ganz erbärmlich um ihn weint und klagt, so will ich sie vorderhand noch mit Heirathsvorschlägen verschonen. Mir ist's sehr gelegen gekommen, daß die Franzosen ihn zum Soldaten gemacht haben; wäre er hier geblieben, ich hätt's am Ende doch nicht über's Herz bringen können, dem armen Burschen, der so schmählich von seinem Oheim betrogen wurde, meine Anna zu versagen. Jetzt aber ist sie gottlob so gut wie frei — denn, daß Detlev Warnow aus Rußland nicht wieder kommt, ist wohl gewiß. Wenn sie noch eine Zeitlang lamentirt hat, wird sie vernünftigen Vorstellungen Gehör geben, und ehe der Winter da ist, wird sie ihn vergessen haben. Ich werde sie bei Gelegenheit schon vornehmen und sie nach und nach mit unsern Absichten bekannt machen."

Der Mann von der Nadel erklärte dies für ein sehr löbliches, menschenfreundliches Verfahren, erhob sich von seinem Sitz, nahm seine lächelnde Schneidermiene wieder an und ging nach demüthigem Gruße hoffend von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Münchener Industrieausstellung.

Gruppe VIII.

Metallwaaren und Waffen.

An die erste Gruppe schließt sich sowohl dem Stoffe als der räumlichen Anordnung nach die achte am nächsten an. Sie befindet sich in der innern Abtheilung des linken Seitenschiffs, sowie in dem vordern Theile des Hauptschiffs und ist so innig mit der ersten verwachsen, daß manche Gegenstände, z. B. die Sensen, im Kataloge bald zu der einen, bald zu der andern Gruppe gerechnet werden. Ihre Aufstellung gewährt einen prachtvollen Anblick. Im Vordergrunde auf pyramidenförmigen Gestellen prangt der Glanz der silbernen Tafelaufsätze, der Theeservicen und Armleuchter mit kleinen Geschirren und Ziersachen zu geschmackvollen Gruppirungen verbunden; mehr zurück die Erzeugnisse der Neusilberfabrikation, abwechselnd mit den zierlichsten Sortimenten von Kupfer-, Messing-, Tombak- und Zinnwaaren, während die Waffen, Werkzeuge und sonstigen Eisengeräthe zwischen den schönsten Gußsachen theils auf den

Tischen, theils an den Wänden der Seitennischen in anziehenden Gestaltungen sich darbieten.

Die achte Gruppe ist auf der ganzen Ausstellung nach der sehr ausgedehnten siebenten diejenige, in welcher die lebhafteste Betheiligung von Seite der betreffenden Industriezweige sich kund gibt. Sie zählt 1069 Aussteller, von denen auf Oesterreich 300, auf Preußen 137, auf Bayern 383, auf Sachsen 39, auf Würtemberg 64, auf Baden 20, auf Hannover 18, auf Kurhessen 40, auf das Großherzogth. Hessen 12 und auf Hamburg ebenfalls 12 kommen. Unter den in ihr vereinigten Metallwaaren nehmen die Eisen-, Stahl- und Messerschmiedwaaren, sowie die Schneidwerkzeuge und Feilen die erste Stelle ein. Die reichhaltigsten Sortimente hat Preußen und Oesterreich geliefert; in bedeutender Ausdehnung sind auch Bayern und Würtemberg vertreten, namentlich hat das k. würt. Hüttenamt Wasseralfingen schöne Proben von Eisengußwerken, bestehend in architektonischen Gegenständen, Grabmonumenten, zierlich ausgearbeiteten Oefen und Kochherden, sowie Tischen, Stühlen, Bänken und Candelabern eingeliefert. Von der fürstl. Dietrichstein'schen Schichtamts-Direktion zu Ransko in Böhmen sind von Gußsachen besonders geschmackvolle Gascandelaber und Spindeltreppen mit schönem Bronceanstrich ausgestellt. Aus der v. Bleul'schen Fabrik zu Sayn bei Koblenz ist eine äußerst zierlich gearbeitete Vollere von Gußeisen zu erwähnen. Die Firma Gebr. Gienanth zu Eisenberg in der Pfalz hat eine reiche Sammlung von Salonsophas, Stühlen, Gartentischen und kleinerem Geräthe geliefert. — Einen würdigen Platz behaupten die Schlosserarbeiten, und besonders erregen die zahlreichen feuerfesten und gegen Einbruch gesicherten Geld- und Dokumentenspinden, sowie die mit künstlichem Verschlusse versehenen Schränke und Kisten die Aufmerksamkeit des Publikums. Viele Anerkennung finden hier zunächst die von dem Hof-Kunstschlosser Arnheim in Berlin ausgestellten Geldschränke. Ihnen reihen sich die Geld- und Papierespinden von Consentius u. Comp. in Magdeburg an. Erwähnung verdienen außerdem noch die Arbeiten von Schlossermeister Stöckl aus Hof, sowie die von der Firma Wertheim u. Wiese in Wien und endlich ein schöner Schrank von Hofschlosser Lüders in Braunschweig.

Die Abtheilung der Messerschmiedwaaren und der sich ihnen anschließenden Schneidwerkzeuge sowie der Sägen, Feilen, Schrauben und Nadeln ist sehr reich und mannigfaltig ausgestattet. Die hervorragendsten Sortimente von Messerschmiedwaaren und Schneidinstrumenten sind aus Preußen und Oesterreich gekommen. Von den preußischen stehen diejenigen aus der Rheinprovinz als die bedeutendsten obenan, und unter diesen zeichnen sich durch Mannigfaltigkeit der Auswahl wieder die von Elberfeld und Remscheid am meisten aus. Ganz besonders in die Augen fallend sind die Sortimente von Hobeln, Hobeleisen, Sägen und Feilen, welche Arns, sowie die Feilensortimente, welche Manesmann und Korts von Remscheid aufgelegt haben. Die zahlreichen österreichischen Aussteller auf diesem Gebiete gehören größtentheils der Stadt Steyer und ihrer Umgebung an. Von andern bedeutenden Sortimenten ist das von Anton Fischer aus St. Egidi sehr reich an Messern und Feilen, während große Auswahlen von Feilen auch aus Wien und Gratz, Sensen und ähnliche Schneidwerkzeuge aber besonders aus Kärnthen und aus Steyermark eingegangen sind. Auch Würtemberg hat in diesem Industriezweige viel geliefert; besonders sind von Fuchs aus Reutlingen und Holz aus Tuttlingen elegante Tafelbestecke und Tranchirmesser vorhanden; Instrumente zum Zucker- und Tabakschneiden hat Klinger aus Ulm eingesandt, während Sensen, Sicheln, Strohmesser von Hauchеisen aus Stuttgart kamen, von wo außerdem bedeutende Auswahlen von Feilen am Orte sind; sehr umfassend ist das höchst geschmackvoll geordnete Lager von Schneidwerkzeugen aller Art, das die Gebr. Dettmar aus Heilbronn aufgestellt haben. Schraubensortimente sind von Uhlenburg u. Comp. zu Opladen im k. preuß. Reg.-Bezirk Düsseldorf, Metallnägel aller Art von Zusätz in Gotha vorhanden, Nähnadelproben von Prietz in Aachen, wie auch vom Schwabacher Nadlerverein.

Die metallenen Geschirre und Geräthe, welche nun folgen, nehmen einen großen Raum ein. Von den zinnernen oder verzinnten Löffeln bis zur goldblechenen Kaffeemaschine und dem künstlich gearbeiteten Tafelaufsatze finden sich in den verschiedensten Aufstellungen alle Zweige dieser Industrie auf das Reichste vertreten. Zunächst ist von Kupfer- und Kupferbroncegeschirren eine bedeutende Auswahl vorhanden. Vergoldete Bronce-Lüstres hat May in München geliefert, während reiche Nippsachen in Bronce von Glanz in Wien eingesandt wurden. Von dem k. bayer. Bergamt Bodenwöhr ist ein von Kupfer gearbeiteter Altar von bedeutendem Umfange aufgestellt. Ferner bemerkt man schöne, in Kupfer getriebene Reliefs mit bildlichen Darstellungen von Silberarbeiter Förg in Weilheim. Unter Messingsachen sind sehr zahlreich die Leuchter und Lampen vertreten, —

Digitized by Google

unter den Ausstellern finden Morold in München, Kolb in Stuttgart und Bertram in Ulm viele Aufmerksamkeit. In dem Gebiete der Neusilber-Fabrikation steht die Berliner Industrie durch die Reichhaltigkeit ihrer Probearbeiten obenan; Erwähnung verdient namentlich die Firma Fürst; von Möhring in Berlin sind zahlreiche galvanoplastisch versilberte Gegenstände und unter diesen besonders Reliefs und Leuchter eingesandt worden. Die zum Theil sehr prächtigen Gold- und Silbersachen, welche in verschiedenen Gruppen im Mittelschiffe ausgestellt sind, befinden sich theils unter Glasglocken und in Etuis, theils stehen sie frei. Umfangreiche Sammlungen von größeren Arbeiten, wie Crucifixe, Monstranzen, Kelche und Festpokale haben Bachmann aus Wien, Wollenweber aus München, Peters aus Berlin und Klaus aus Neustadt in der Pfalz geliefert. Unter den zahlreichen Sortimenten kleinerer Schmucksachen tritt eine Sammlung goldener Siegelringe von Höfer aus Wien hervor. Bijouteriewaaren hat besonders die würtembergische Handelsgesellschaft und die Firma Weitmann u. Rödiger in Hanau geliefert.

Kehren wir aus dem Hauptschiff in die Seitennischen zurück, so begegnen wir hier glänzenden Sammlungen von Waffen und Gewehren. In erster Reihe ist wegen des Reichthums ihrer Ausstellung die Armatur von Jäger in Elberfeld zu nennen, welche eine große Auswahl von Cuirassen, Helmen und Pickelhauben aufgestellt hat. Von der k. würtemb. Gewehrfabrik in Oberndorf sind Scharfschützenbüchsen, Kolben- und Drehpistolen eingesandt, welche vielfache Anerkennung finden. Ein Sammlung von Gewehrläufen, Flinten und Pistolen gediegener und eleganter Arbeit ist von Roth in Suhl. Auch von Wien sind vielfache Sachen eingesandt. Sehr zierlich ausgestattete Gewehre hat Lebeda Sohn in Prag geliefert.

Werfen wir noch einen Rückblick, sowohl auf die Zahl der an der achten Gruppe betheiligten Aussteller, als auf die Mannigfaltigkeit und Gediegenheit der in ihr enthaltenen Gegenstände, so können wir nicht anders sagen, als daß diese Gruppe mit den ersten Glanzpunkt der ganzen Ausstellung bildet.

Mannigfaltiges.

(Leber- oder Fischthran zum Mästen der Schweine.) Ein englischer Arzt hat zur Geltung gebracht, daß Schweine, die täglich eine Portion Leberthran erhalten, bei der Mästung einen außerordentlichen Erfolg erlangen. Ein Schwein erhält täglich 2 Unzen neben dem übrigen Futter; die Thiere fressen dann weniger als andere, werden aber viel schneller fett, erhalten festeres Fleisch und werden auf dem Londoner Markt zu besseren Preisen verkauft. Für Schweine zum Heranziehen (s. g. Läuflinge) ist 1 Unze pr. Tag die angemessene Gabe. Der Thran wird dem andern Futter beigemischt, das Ganze wohl umgerührt.

(Die Welt eine Apotheke.) Die Welt hat mit Nichts so viel Aehnlichkeit, als mit einer Apotheke. Die Menschen sind die Kunden darin, ihre guten und bösen Tage die wohlschmeckenden und bittern Medikamente. Das Schicksal ist der Arzt, der sie verschreibt; seine Rezepte versteht nur der Apotheker zu lesen. Die Ehe ist in dieser Apotheke eine Latwerge, zusammengesetzt aus süßem Muß und bittern Ingredienzien; die Sanftmuth ein Palliativ, das die Menschen das Leben ertragen lehrt; die Tugend eine heilsame Medizin, die als herbe nicht sehr im Ansehen steht; das Laster aber Arsenik, denn es sieht aus wie Zucker, und tödtet den, der es genießt. Schmeichelei ist ein angenehmes Räucherpulver; Revolution ein Brechmittel; Thränen sind Scheidewasser, die Freuden Räucherkerzchen, welche nicht lange brennen und dann Asche werden; Freundschaft und Liebe sind Bindemittel. Der Provisor in dieser Apotheke pflegt sich häufig zu vergreifen und den Kunden statt verlangter süßer Sachen die allerunschmackhaftesten zu geben. Das ganze Leben ist aber eine Pille, die die Leidenden oft nur ungern einnehmen und Mancher wegen ihrer Bitterkeit thörichter Weise ungenossen wegspuckt.

Der dreißigjährige Krieg.

(Versifizirte Anekdote.)

Ein Mann, der g'rade fünfundzwanzig Jahr'
Mit seiner zänk'schen Frau verbunden war,
Die ihn auch weidlich in der Zeit geplagt,
Der ward an diesem Tag von einem Freund gefragt:
„Willst Du denn nicht, wie's pfleget zu geschehen,
Die silbern' Hochzeit heut' mit Deiner Frau begehen?"
„Nein," sprach er, „denn ich werd' mit meiner Theuern
Den dreißigjähr'gen Krieg erst in fünf Jahren feiern."

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 94. Sonntag, 6. August 1854.

Der Strom.

Umher lag's düster. Denn kein Lufthauch
Und keines erfrischenden Wehes Weh'n
Entschlüpfte des dröhnenden Berges Bauch,
Den Aeolus zügelt auf luftigen Höh'n.
Und keine erquickenden Wasserskräfte
Belebten die weite Wüste umher
Und riefen der Wesen verdorbene Säfte
In ein neues Leben, schmachtend so sehr.

Sieh' da! da der Zeiten Lauf war erfüllet,
Entsprang ganz unscheinbar und klein
An niedlicher Stelle ein Quellchen, das quillet,
Zu stillen für immer der Schmachtenden Pein.
So klar ist der Born und er rieselt und strömet,
Wird immer und immer stärker, kein Feld,
Kein Geklüfte behindert den Weg, nichts hemmet
Den Strom, den letzten Gebieter der Welt.

Und des Ufers liebliches Grün begrasen
Der frömmeren Schäfer Lämmlein fromm,
Und hüpfen herum auf den duftenden Rasen
Und baden sich gern in des Gießbachs Strom.
Nicht lange doch sollte die Freude dauern;
Denn boshafte Hirten erregten den Schlamm
Und hemmten den Strom, trieben ohne Bedauern
Alsdann in den Pfuhl das geduldige Lamm.

Nur ihr habt den Fluch, ihr boshaften Hüter! —
Der frische Trunk, das schneeige Weiß,
Die Unschuld, des Lämmleins köstlichste Güter
Sind weg auf euer böswillig Geheiß.
Warum denn habt ihr, was klar war, getrübet,
Besudelt den Strom, an Leben so reich?
Warum denn an Andern das Böse geübet,
Das heimlich ihr machtet zu Nutz nur für euch?

Ach! lange, lange war getrübet,
Ward immer und immer nur trüber der Fluß.
Doch daß er das Unnatürliche spüret
Und daß er sich sucht einen andern Erguß,
Ist Gesetz der Natur; denn das Maß überfüllet,
Das mußte erzürnen des Duldenden Muth.
Die Wahrheit, wie schwer sie die Fesseln auch fühlet,
Zu Tag muß sie doch und koste es Blut.

Und sieh'! aus der Mutter faulem Schooße
Ringt nun sich ein neues Leben hervor.
Es reißen die Pfeiler des Dammes lose,
Und durch das neue geöffnete Thor
Der Bach sich mit Macht und mit Ungestüm dringet.
Der Schlamm bleibt zurück. Doch schleichet sich, ach!
Indem sich vom Trüben das Helle losringet,
Manch Tröpfchen gar trüb' in den neuen Bach.

In Freiheit nun tritt er einher und wendet
Bedachtsam den Schritt in das alte Geleis'.
Und die Klarheit, gepaart mit Macht, sie sendet
Aus der Ferne gar freundlich der reinste Greis.
So wächst er mit riesiger Schnelle, und Viele
Vertrauen sich seinem erquickenden Schooß:
Drum nahe, wer schmecken will Frische und Kühle,
Zu ihm und mache vom Schlamme sich los.

J.

Der Sohn der Wittwe.

(Fortsetzung.)

6.

In dem kleinen Häuschen, worin Detlev's Mutter wohnte, war es seit dem Tage, an welchem der Letztere Abschied genommen, still wie im Grabe geworden. Der Frühling war gekommen und gegangen, ihm war der Sommer gefolgt und auch dieser war fast dahin — die Greisin hatte es kaum bemerkt: sie dachte bei Tag und bei Nacht nur an den fernen Sohn. Sie saß stundenlang vor der Hausthür in dem kleinen Gärtchen und schaute die blauen und rothen Astern an, welche Detlev sonst immer gepflegt hatte, und

Digitized by Google

wenn die sonnenbeglänzten Blumenkronen sich dann im warmen Sommerwinde zu ihr herüberneigten, da sprach sie leise vor sich hin:

„Detlev denkt gewiß jetzt auch an mich und meine arme Hütte mit dem Blumengärtchen."

Manchmal, wenn sich bereits dunkle Dämmerschatten auf die grünen Wiesen am Fluß herabgesenkt hatten und das Abendroth hinter dem Weidenwald am Dorf verglühte, kam Anna zu ihr geschlichen, und Beide redeten dann bis tief in die Nacht von Detlev und von dem Tage, wo er fröhlich heimkehren werde. Das verlassene Mädchen weinte bei diesen Gesprächen stets heiße Thränen und rief, von banger Ahnung erfüllt:

„Ach, wenn er nur auch gewiß wieder kommt! Die Rekruten sind nun bald ein halbes Jahr fort und Niemand hat etwas von ihnen gehört."

Und dann erzählte sie der Wittwe mit gepreßter Stimme, welch' unheilverkündende Gerüchte in Betreff des russischen Feldzuges im Dorfe umgingen. Bald sollte eine große und blutige Schlacht vorgefallen und bald ein ganzes französisch-deutsches Armeecorps gefangen genommen worden seyn; bald hieß es, die Hälfte des Heeres sey aus Mangel an Lebensmitteln umgekommen und bald flüsterte man sich zu, die französischen Generale hätten beschlossen, daß kein Mann von den deutschen Truppen das Vaterland wieder sehen solle.

Die Greisin aber wußte das bange Mädchen stets zu trösten.

„Im Kriege geht es zwar grausam her," sprach sie, „und die Rosen, auf denen die Soldaten wandeln, sind die blutigen Haiden. Aber wer dem Höchsten vertraut, den wird der Herr mit seinen Fittigen decken, der braucht nicht zu erschrecken vor dem Grauen der Nacht und vor den Pfeilen, die am Tage fliegen."

Das unerschütterliche Vertrauen der greisen Mutter flößte der Verzagenden zwar für eine Weile neue Hoffnung und neuen Lebensmuth ein; saß sie aber wieder einsam in ihres Vaters Hause oder ging sie draußen in Feld und Garten ihren ländlichen Geschäften nach, da überkam sie oft eine so bittere Wehmuth, daß sie sich den Tod wünschte. —

Was das Dahinkommen der verlassenen Wittwe anbelangt, so konnte sie nicht klagen; sie litt durchaus keinen Mangel. Auf Befehl des Maire verabfolgte ihr die Dorfschaft wöchentlich eine bestimmte, zu ihrem Unterhalt hinreichende Geldsumme; außerdem empfing sie zu wiederholten Malen ansehnliche Geschenke von unbekannter Hand.

Eines Abends — es war zu Anfang des September — saß die Greisin einsam in ihrer Stube. Dorf und Wald und Wiesen deckte ein tiefes herbstliches Dunkel. Von den fernen Hügeln der Haide wehte der stärkende Duft der Föhrenwälder herüber und der kühle Nachtwind spielte träumerisch um die schlanken Stockrosenstauden im kleinen Garten, auf deren brennendrothe Blüthen das Licht der Lampe aus dem Stübchen einen seltsamen Schein warf. Am Himmel wanderten die dunkeln Wolkenheere im stillen Zuge gen Osten, kaum daß dann und wann ein bleicher Stern aus den finstern Massen hervorglänzte.

Die Wittwe saß gedankenvoll im hohen Lehnstuhl neben dem weißgescheuerten Tisch von Lindenholz, auf dem die aufgeschlagene Bibel lag, und blickte unverwandt nach der Wand gegenüber, wo ihres Sohnes Sonntagshut hing.

Da öffnete sich leise die Gartenthür und die dunkle Gestalt eines großen, etwas gebeugten Mannes schritt lautlos zwischen den schmalen Blumenbeeten auf das erhellte Fenster zu und schaute in das stille Stübchen. Der Anblick der trauernden Mutter schien den Unbekannten heftig zu bewegen, denn er fuhr sich mit der Hand über die Augen, lehnte die Stirn an die Scheiben und starrte regungslos auf das bleiche Antlitz der Greisin, die wie ein steinernes Bild in ihrem Lehnstuhl saß.

„Gott vergebe mir, was ich gethan habe!" sprach der Mann mit leisem, schmerzlichem Ton. „Ich werd' im Leben und im Tode keine Ruhe davor finden!"

Das Lampenlicht beglänzte bei diesen Worten zwei helle Thränen, die langsam über die hagern, gebräunten Wangen rollten.

Endlich regte sich die Wittwe — der Unbekannte fuhr zusammen, warf noch einen Blick in das stille Gemach und eilte darauf lautlosen Schrittes von dannen.

Fern im Dorf ward noch beim Licht der Laternen gedroschen und aus der benachbarten Schenke schallten noch fröhliche Liederklänge herüber; aber allgemach verhallten auch diese Laute und endlich erstarben sie ganz. Ein Licht nach dem andern erlosch und ein müdes Haupt nach dem andern entschlummerte im kleinen Kämmerlein. — nur die Lampe der einsamen Wittwe warf noch fort und fort ihren Schein auf die brennendrothen Stockrosen am Fenster.

Als nun Alles rings um die Greisin so still geworden war, da wollte eine schwache Reue ihr Herz beschleichen.

Digitized by Google

„Warum hab' ich nicht Alles verkauft, was ich besitze, und von Haus zu Haus und von Dorf zu Dorf gebettelt?" sprach sie, die Hände faltend, mit zitternder Stimme, indem sich ihr Auge mit Thränen füllte — „ich hätte dann vielleicht doch so viel zusammengebracht, daß ich meinen Detlev hätte loskaufen können. Jetzt sitz' ich hier ruhig in meinem Stübchen, mein Sohn aber liegt vielleicht ..."

Sie fuhr sich hastig mit der Hand über die Stirn, richtete sich hoch im Lehnstuhle empor und rief dann mit fester Stimme, während ein leiser Freudenstrahl über ihr bleiches Angesicht flog:

„Nein, nein! er muß wiederkommen! hier steht es ja:

„„Ob tausend fallen zu deiner Seite, und zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen.""

Und heitern Blickes erhob sie sich von ihrem Sitz, ergriff die Lampe, schritt in ihr kleines Kämmerlein und begab sich zur Ruhe.

Die dunkeln Wolkenheere aber wanderten rastlos im stillen Zuge gen Ost. — —

(Fortsetzung folgt.)

Die Münchener Industrieausstellung.

Gruppe X.

Holzwaaren aller Art. Kurz= u. Spielwaaren.

Der achten Gruppe zunächst liegt die zehnte. Sie nimmt die hintere Hälfte des Mittelschiffs links vom Transept, sowie den innern Theil des hintern Nebenschiffs ein. Ihre Aufstellung ist der Art, daß die kleineren und feineren Gegenstände, wie die Spielsachen, die Fischbein=, Elfenbein= und Bernsteinarbeiten, zum großen Theil unter Glaskästen, sich auf langen Tischen im Hauptschiffe befinden, während die Möbel= und sonstigen Holzwaaren in den Seitennischen ihren Platz haben. Die Gesammtzahl der Aussteller in dieser Gruppe beträgt 751; davon kommen auf Oesterreich 102, auf Preußen 50, auf Bayern 396, auf Sachsen 18, auf Würtemberg 55, auf Baden 180, auf Frankfurt 3 und auf Hamburg 17. In der bedeutend überwiegend süddeutschen und namentlich der bayerischen Ausstellerzahl wiederholt sich die, besonders auch in der Maschinenabtheilung mehrfach bestätigte Erfahrung, daß umfangreiche und schwere Gegenstände, der Transportschwierigkeit wegen, meistens nur aus der Nähe zu öffentlichen Ausstellungen gebracht werden. — Was nun die einzelnen Theile der zehnten Gruppe betrifft, so ist zunächst unter den zubereiteten Hölzern eine bedeutende Auswahl von Fournieren aus der Fournierschneideanstalt von Schlobach u. Morgenstern in Böhnitz bei Leipzig vorhanden. Grobe Holzwaaren, wie Mulden, Schaufeln rc., Schuhleisten und Holzschuhe sind vorzugsweise aus Bayern geliefert worden; auch die Böttcher= oder Schäfflerwaaren stammen meist aus Bayern. Aufmerksamkeit erregt eine schöne Arbeit von Oppermann in Würzburg; sie besteht aus einem Trinktische, worauf ein kleines Fäßchen steht, welches von Holzpokalen umgeben ist, die inwendig eine Glaseinlage haben — Alles in massivem Style aus kernigem Eichenholze und unpolirt. Auch in Tischlerarbeiten ist Bayern am stärksten vertreten. Mit großem Geschmacke sind die Möbel meist in wohldecorirten Zimmern eingeordnet, zu denen man die Seitennischen durch schöne Tapezierarbeiten umgeschaffen hat. Mehrere dieser Ameublements ziehen fortdauernd große Massen von Schaulustigen an. So hat Fortner von München ein Möbelsortiment ausgestellt, das zur Ausstattung eines Eisenbahnsalons für höchste Herrschaften gehört. Die Arbeit ist ohne Luxus, aber sie fesselt durch ihre Solidität und ihre harmonische Zusammengehörigkeit. Dicht daneben befinden sich von demselben Meister ein Zitherschrank und ein Zithertisch, sowie ein kunstvoller Pretiosenschrank. Eine andere Nische enthält Möbel für ein Arbeitszimmer und für ein Speisezimmer von Glück in München. Schöne Möbel in altdeutschem Style sind von mehreren Meistern geliefert worden: so von Sperl in Stadt am Hof ein Schreibtisch mit Büchergestell von Eichenholz; von Wild in Regensburg ein Tisch mit 6 Stühlen. Die Sekretäre und Schreibtische sind in großer Zahl vorhanden, darunter sehr in die Augen fallende von Stelzner aus Baireuth, aus Nußbaumholz gearbeitet. Leverenz aus Hannover hat einen in chinesischer Weise lackirten Sekretär ausgestellt, der viel besichtigt wird. Sehr reich ist die Zahl der Arbeitstische wie der Kanapeen, Sophas, Fauteuils und Tabourets, die namentlich auch durch den Glanz ihrer kostbaren Ueberzüge in Seidenstoffen und Stickereien die Aufmerksamkeit der Damen fesseln. Der Tapezier Steinmetz und der Tischlermeister Pössenbacher haben ein äußerst zierlich gearbeitetes Gardinenbett ausgestellt; das Gestell ist im alten Styl von Eichenholz mit Schnitzwerk, die Decke und die

Digitized by Google

äußersten Vorhänge sind von grünem Seidendamast, während zu beiden Seiten an den Oeffnungen weiße Gardinen mit feinen Kanten sich befinden. Drechslerarbeiten aus Holz, Horn, Knochen und Elfenbein sind in der reichsten Mannigfaltigkeit vertreten. Die feinsten und zierlichsten kommen fast durchgängig aus Nürnberg und Fürth. Sehr schön gearbeitete Beinwaaren hat auch die Firma Wittich u. Comp. zu Geislingen in Würtemberg ausgestellt. Geschnitzte Elfenbeinbrochen und ähnliche Gegenstände sind von Stoll in Ulm. Unter den Schnitzarbeiten in Holz und Kork fallen besonders zwei Stücke von dem Hofkoch Cassebohm in Oldenburg ins Auge, die Burg Rheinstein und einen Blumentisch darstellend. Als ein bedeutendes Werk auf dem Gebiete der Korkschnitzarbeit erscheint das Rathhaus und die Peterskirche in Löwen von dem akademischen Künstler Custau in Berlin. Künstlich bearbeitetes Fischbein haben Wölker in Meissen und Döllefant in Augsburg ausgestellt. Bernsteinarbeiten aller Art sind von Betz und Milke in Worms in besonders reicher Auswahl vorhanden. Nürnberg hat wieder große Sortimente von Meerschaum- und andern Pfeifenköpfen geliefert. Unter den lackirten Waaren, die in mannigfachen Prachtexemplaren vertreten sind, zeichnen sich namentlich auch die Arbeiten der Firma Stobwasser in Berlin aus; bereits hat Ihre Maj. die Königin Marie Einiges davon angekauft. Andere schöne Sortimente kommen von Rau u. Comp. von Göppingen, sowie von Deffner in Eßlingen. Unter den Produkten der Wachsbildnerei stehen die Leistungen von März in München obenan, der namentlich Gruppen aus der Heiligengeschichte geliefert hat.

Die Ausstellung der Spielwaaren ist so reichlich assortirt, daß man wohl selten eine größere Auswahl so schöner Gegenstände auf diesem Gebiete beisammen finden wird. Hier Thiere mit natürlichen Fellen bekleidet, dort Jagdstücke in Blei, Puppen in allen Arten und Costümen, Burgen und landwirthschaftliche Gruppen, Bauspiele, Soldaten, humoristische Figuren, vollständige Equipagen — kurz Alles, was auf diesem Gebiete jemals erdacht wurde, ist hier vertreten und Nürnberg, welches auch hier wieder seinen alten Ruhm besonderer Kunstfertigkeit bewährt, steht in erster Linie. Nürnberg zunächst steht Fürth. Ueberhaupt müssen wir bemerken, daß beide Städte sich außerordentlich lebhaft betheiligt haben; wir begegnen ihren Namen fast in allen Gruppen. Unter den Nürnberger Ausstellern von Spielsachen nennen wir nur Ammon, Heß, Kronberger und Rosenbauer, die namentlich sehr gelungene Arbeiten in Blei und Blech eingesandt haben.

Mannigfaltiges.

In Paris ist diesen Sommer die Hitze bis auf 36 Grad gestiegen. Diese für das Land sehr wohlthätige, für die Bewohner der Stadt aber sehr lästige Bescheerung hat eine neue Mode hervorgerufen. Die guten Pariser nämlich, die es bisher verschmäht haben, die bequemen breitrandigen weißen Hüte zu tragen, die im südlichen Frankreich so allgemein sind, haben jetzt die Mode angenommen, sich auf eine andere Weise Kühlung zu verschaffen. Sie spazieren nämlich mit grünen Fächern auf den Boulevards herum und wedeln sich Luft zu, und das mit einer Grazie, welche die geschickteste Spanierin beneiden würde. Natürlich hat man dafür gesorgt, daß dieses Erfrischungsmittel Jedem, auch dem Aermsten zu Gebote steht, indem man in allen Straßen solche Fächer für 4 Sous das Stück anbietet.

Der Mangel an Lumpen zur Papierfabrikation ist in England so fühlbar geworden, daß das Ministerium des Auswärtigen sich veranlaßt sah, alle seine Consuln im Ausland, sowie seine sämmtlichen Agenten in den Colonien mittelst Rundschreiben aufzufordern, daß sie sich erkundigen möchten, ob in den Gegenden, wo sie sich eben befinden, taugliches und wohlfeiles Material zur Papierbereitung vorhanden sey.

Zu Anfang Mai d. J. stand in dem botanischen Garten von Edge Lane in Liverpool ein wunderschönes Exemplar der Wistaria sinensis in Blüthe. Es deckt einen Mauerraum von ungefähr 900 Quadratfuß. Sie trug 6000 Blüthentrauben, wovon jede durchschnittlich wohl 55 Blumen hatte, so daß die Blumen einzeln die Zahl 330,000 ausmachten. Außer den andern Reizen hat die Pflanze bekanntlich einen angenehmen Geruch.

Auflösung der Wortspiele in № 92:
1. Lied, Leid. 2. Rebe, Erde.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 95. Dienstag, 8. August 1854.

Festgruß zum 15. Juli 1854.

Eröffnung der Industrieausstellung.

Während an des Pontus Ufern klingen helle Schlachtgesänge,
Rauschen hier am Isarstrande feierliche Orgelklänge;
Während die Propheten-Fahne blutig weht am Bosporus,
Trägt hier Deutschlands hehres Banner in die Welt den Friedensgruß.

Und in dichten Reihen nahen rings der Völker bunte Schaaren:
Ueber's Weltmeer kommt der Yankee stillbehäbig hergefahren;
Steife Lords und blonde Ladies sendet uns das Inselreich,
Und der Franzmann kommt gezogen stolz und anstandsvoll zugleich.

Doch der Deutsche selbst, bescheiden, wie ihn die Natur geartet,
Wie es seine vielen Lehrer anders nicht von ihm erwartet,
Also tritt er in die Hallen, seiner Stellung sich bewußt —
Doch wie flammt sein Auge plötzlich und wie hebt sich seine Brust!

Demuthreicher Vetter Michel, ja, hier darfst du dich schon strecken,
Jonathan und Bull und Macaire können diesmal dich nicht schrecken;
Denn hier hast du es bewiesen, daß du bist ein ganzer Mann,
Der Europa wohl den Handschuh vor die Füße werfen kann.

Was im tiefen Erdenschooße Kobold schafft und Zwerg und Gnome,
Was die ewigen Gesetze mißt am hohen Sternendome,
Was als blanke treue Waffe eines Mannes Aug' entzückt,
Was als glänzendes Geschmeide einen Frauenbusen schmückt;

Was dem armen Menschenleben Reiz gewährt und Schwung und Weihe:
Schaut der wonnetrunk'ne Blick hier aufgestellt in holder Reihe,
Daß das Auge bleibt geheftet in entzücktem festem Bann,
Daß das Herz von all den Schätzen kaum den höchsten wählen kann.

Nicht das Amt des Liedes ist es, ängstlich hier zu registriren,
Eine and're große Freude muß die Saiten heute rühren —
Jene Freude, daß hier Deutschland als ein einig Volk sich zeigt,
Daß der traurig finst're Hader hämischer Parteiung schweigt.

Deutschland! dieses Haus in München werde endlich dir ein Zeichen,
Was du mit vereinten Kräften groß und herrlich kannst erreichen;
Auf dem Pfade deiner Einheit ist der erste Schritt gethan,
Darum muthig fortgewandelt auf der schönbetret'nen Bahn!

Nicht mehr sollst als „Aschenbrödel" du im dunkeln Winkel wohnen,
Nicht mehr nenne dich der Sänger „Niobe der Nationen";
Als ein Wall der Sitte sollst du mitten in Europa steh'n
Und mit deinem Adlerbanner hoch voran den Völkern geh'n.

Steigt aus euern Kaisergräbern, die ihr ruht im Dom zu Speyer,
Aus dem Vogelweidengrabe komm, o Walther! mit der Leier,

Digitized by Google

Und verkündet in Walhalla, was ihr sah't am Isar-
strand:
Einen Tag der Völkerweihe für das deutsche Vater-
land!

München. Leonhard Wohlmuth.

Der Sohn der Wittwe.

(Fortsetzung.)

Um E. Ziehen's Buche („Wendische Weiden", Frankfurt, bei Meidinger) keinen Abtrag zu thun, können wir nicht den ganzen Inhalt der Erzählung wörtlich mittheilen. Der Sohn des Schulzen Riebenow ward von einer schweren Krankheit heimgesucht, aus Betrübniß, daß ihn Anna Debelin ausschlug; der alte Aberglaube, welcher noch unter den Wendenstämmen im Lüneburgischen und der Altmark herrscht, nämlich daß ihn ein Vampyr plage, gibt dem Erzähler Anlaß, eine grausige Scene auf dem Kirchhofe zu schildern, wo der Aberglauben den Vampyr unschädlich machen will. Des Schulzen Sohn hat eine Unterredung mit Anna, die ihrem Detlev nicht untreu werden will, weßhalb ihr Riebenow droht. Und in der That läßt er durch einen Mann, der vom Heere zurückkehrt, aussprengen, Detlev sey gefallen. Anna ist in Verzweiflung; aber das Gottvertrauen von Detlev's Mutter, daß ihr Sohn wiederkehren werde, hebt ihren Muth wieder. Anna's Vater glaubt jedoch an den Tod Detlev Warnow's und unterzeichnet insgeheim den Heirathsvertrag mit des Schulzen Sohn. Doch gleich darauf wird dieser vom Pferde geworfen und ihm der Kopf zerschmettert. Eine herzzerreißende Scene am Grabe desselben wird dann geschildert. Anna hat somit Ruhe; aber sie ist wegen Detlev ungläubig und erachtet ihn für todt. Nur die alte Wittwe lebt fort in ihrem Gottvertrauen und wird daher für halb wahnsinnig gehalten. So stehen die Sachen, als das hier folgende letzte Kapitel anhebt.

* * *

Die milde Septembersonne war eben hinter goldenen Abendwolken zur Ruhe gegangen, und die hellen Dorfglocken, welche den Tag des Herrn anläuteten, klangen weithin über die stillen Wiesen und Felder, als ein Mann raschen Schrittes auf der Landstraße dahergegangen kam und unweit des Weidenwaldes in einen Fußweg einbog, welcher quer durch das Dorf führte. Am Hause des Schulzen Riebenow blieb er stehen und spähte durch die offene Nebenthür auf die Flur — Alles war still und öde; der Schein des Abendrothes blinkte traurig in den verstaubten Fenstern.

Dann schritt er weiter.

Als er am Gärtchen der Wittwe Warnow änlangte, richtete sich eine hagere Mannsgestalt, die unter einer Weide im Grase gesessen hatte, vor ihm vom Boden empor, starrte ihm einige Augenblicke ins Angesicht und stieß dann plötzlich ein wildes, unartikulirtes Geschrei aus. Hätte der Kommende die verzückten Mienen nicht gesehen, er würde Das, was rasender Jubel war, für einen Ausbruch maßloser Wuth gehalten haben.

„Detlev! Detlev!" schrie der Hagere, umklammerte den Ankömmling krampfhaft mit beiden Armen und schaute ihm fort und fort ins Gesicht, gleich als ob er das Spielwerk eines Traumes zu seyn wähne.

„Oheim, seyd Ihr's?" rief der Ankömmling, der in der That kein Anderer war, als Detlev, mit herzlichem Ton. „Freut Ihr Euch meiner Heimkehr?"

„Ich — ich ..."

Die Freude hatte ihn so überwältigt, daß ihm die Zunge den Dienst versagte. Er ließ Detlev los und stürzte nach dem kleinen Häuschen, worin dessen Mutter wohnte. In demselben Augenblick, wo er die Thür erreichte, trat die Greisin heraus.

„Wer rief da meinen Detlev?" fragte sie mit erhobener Stimme.

Der Mann aber ergriff ihre Hand, zog sie mit sich fort und schrie in toller Freude:

„Euer Detlev ist da, Schwägerin! Dort steht er gesund und frisch vor Euch! Ja, er ist es, Detlev, Detlev!"

Und während dieser mit einem Jubelruf auf seine greise Mutter zueilte und sie stürmisch in seine Arme schloß, rief Jener mit gefalteten Händen:

„Herr Gott, ich danke dir, daß du meine Missethat vertilgt hast, daß du mich von der Angst der Hölle erlöset und mein Wehklagen in Jauchzen verwandelt hast!"

Die Greisin konnte vor übermächtiger Freude anfangs kein Wort hervorbringen, endlich aber rief sie jubelnd aus:

„O, ich wußt' es ja, daß Du wieder kommen würdest! Die Leute sagten, Du seyst todt; aber ich glaubte es nicht. Gott hat mir durch den Mund des Psalmisten verheißen, Dich zu behüten, und in dieser Zuversicht brachte ich meine Tage

Digitized by Google

hin. Wozu hätte der Herr mich denn auch noch das Licht der Sonne schauen lassen, wenn es nicht sein Wille gewesen wäre, daß ich Dich wieder sehen sollte?"

Nach diesen Worten führte sie den heimgekehrten Sohn mit freudiger Hast in das kleine Häuschen. In der Flur aber wandte sie sich plötzlich um und rief mit lauter Stimme nach dem Garten hinaus:

„Schwager Christoph! Schwager Christoph!"

Da keine Antwort erfolgte, trat sie wieder zu Detlev und sagte, indem sie ihn in die Stube geleitete:

„Nun, er wird schon kommen. Es freut mich herzlich, daß er über Deine Rückkehr so gejubelt hat; ich hätt' es ihm kaum zugetraut."

Detlev schaute sich mit leuchtenden Augen in dem stillen Gemach um: Alles war noch so, wie er es verlassen hatte. Hier stand noch der dunkelbraune Schrank, und dort hing noch sein Hut an der Wand und neben demselben der Kalender; hier lag noch die alte Bibel mit den silbernen Spangen nebst dem Gesangbuch auf dem Bord über der Thür, und dort pickerte noch die hölzerne Uhr mit dem blumenverzierten Zifferplatt; hier stand noch der Resedastrauch auf der Fensterbank und draußen wiegten sich wieder die hohen Stockrosenstauden im leisen Abendwinde.

„Vor einem Jahre hätt' ich es nicht gedacht, daß ich das Alles noch einmal wieder sehen sollte!" rief er freudetrunken aus.

„Sieh, Detlev, hier liegen auch noch Deine Sonntagskleider," sagte die Greisin, auf den Lehnstuhl neben der Thür deutend; „ich hab' sie jeden Sonnabend nach dem Geläute aus dem Schrank hervorgeholt — mir war immer so zu Sinn, als ob Du bald heimkommen müßtest."

Als Detlev den wohlbekannten Stuhl mit seinem Sonntagsanzug erblickte, vermochte er die Thränen nicht länger mehr zurückzuhalten; dieser Beweis unerschütterlichen Vertrauens und treuer Liebe ergriff ihn in tiefster Seele.

Da klang plötzlich das Gartenpförtchen, eilige Schritte schallten auf der Flur, die Thür ward aufgerissen und eine Stimme rief:

„Detlev! wo ist mein Detlev?"

Es war Anna, von Christoph Warnow gefolgt, der sie geholt und im ganzen Dorf ausgeschrieen hatte, daß Detlev wieder da sey.

„Anna! meine herzliebe Anna!" jubelte der glückliche junge Mann, das Mädchen umschlingend und an sich ziehend.

„Ja, er ist's! er ist's!" rief sie jauchzend — „Gott vergebe mir's, daß ich Dich als todt betrauert habe!"

„Hab' ich es Dir nicht immer gesagt, Anna, daß Gott mir meinen Detlev nicht nehmen werde?" rief die Greisin triumphirenden Tones.

„Es ist kein Tag im fremden Lande vergangen, wo ich nicht jede Stunde an Dich und meine treue Mutter gedacht habe," sprach Detlev; „und als ich endlich heimwanderte, da fiel es mir oft schwer auf's Herz, ob ich euch Beide — nur Eine — vielleicht keine Einzige wieder antreffen werde. Aber, Gott sey Dank! ich hab' Beide gefunden!" rief er schluchzend, bald seine Mutter, bald die Geliebte umarmend. „Nun ist Alles, Alles gut!"

Christoph Warnow aber lehnte an der Wand und weinte bitter; es schnitt ihm tief ins Herz, daß er wie ein Fremder unter den drei Glücklichen stand und ihm so gar kein Wort der Liebe entgegentönte.

Detlev bemerkte seinen Schmerz, faßte seine Hand und zog ihn in die Mitte des Zimmers.

„Was weint Ihr, Oheim?" fragte er. „Heute müssen Alle fröhlich seyn, welche dieses Haus betreten!"

Auch die Wittwe trat zu ihm, ergriff seine Hand und sagte:

„Komm, Christoph, und freu' Dich mit uns! Denk' nicht mehr an die vergangenen traurigen Zeiten — wir wollen Alles vergessen, was zwischen uns vorgefallen ist! Sind wir auch allesammt arm, so können wir doch ein fröhliches Leben mit einander führen. Verlaß Dein ödes Haus und ziehe zu uns — Du sollst niemals ein böses Wort aus meinem Munde hören."

„Ja, Oheim, kommt zu uns!" bat Detlev. „Wir wollen redlich zusammen arbeiten und als liebe Verwandte bei einander leben."

Aber diese herzlichen Worte vermehrten nur noch Christophs Schmerz. Die Thränen stürzten ihm stromweise aus den Augen und das Gesicht mit den Händen bedeckend, rief er schluchzend:

„O wüßtet Ihr, wie niederträchtig ich an Euch gehandelt habe, Ihr würdet mich verabscheuen!"

„Redet doch nicht so, lieber Oheim!" sagte Detlev in verweisendem Tone — „wir denken ja nicht mehr an die vergangenen Tage, und meine Freude bei der Wiederkehr war um so größer, als ich Euch in der Nähe unserer Hütte traf."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Münchener Industrieausstellung.

Gruppe IV.

Nahrungsmittel und Gegenstände des persönlichen Verbrauchs.

An die zehnte Gruppe grenzt in der hintern Abtheilung des linken Seitenschiffs die vierte, welche die Eßwaaren und Getränke, sowie überhaupt die Gegenstände des persönlichen und häuslichen Verbrauchs enthält. Man hätte gerade keine plastischen Kunstwerke in der Aufstellung von Wachslichtern, Seifenstücken, Cigarrenkästchen und Weinflaschen vermuthen sollen, und doch sind sie vorhanden. Und namentlich hat die Seife das Material zu den geschmackvollsten Gruppirungen sowie zur Nachahmung vollständiger Bildhauerarbeiten liefern müssen. Ein Gegenstand dieser Seifenbildnerei ist sogar für würdig erachtet worden, in der langen Reihe der plastischen Kunstwerke im Hauptschiffe des Glaspalastes eine Stelle einzunehmen. Es ist dies ein Obelisk von mehr als 16 Fuß Höhe und 2 Fuß Durchmesser an der Basis, der ganz aus alabasterweißer Seife aufgebaut und von einer Guirlande umschlungen ist, die in vielfarbigen, sehr schön ausgearbeiteten Blättern, Blüthen und Früchten alle gangbaren Sorten feiner Seife repräsentirt. In großen vergoldeten Buchstaben prangt in der Guirlande die für die Seifensiederei doppelt bedeutsame Schrift: „Der Verbrauch der Seife bildet den Maßstab für die Kultur der Völker" (Liebig). Urheber dieses sinnreichen Kunstwerkes ist Hr. Kron in München. Ein anderes Werk aus Stearin, einen Altar darstellend, stammt aus der chemischen Fabrik von Münzing in Heilbronn. Unter den Seifenfabrikaten zeichnen sich noch zwei Tischplatten aus der Fabrik von Hirmer in München aus, die in ihrer Zusammensetzung aus bunten Toilettenseifen eine täuschende Nachahmung des Marmors bilden. Die vierte Gruppe weist ferner reizende Figuren aus Chokolade auf, von denen namentlich diejenigen von Conditor Mayrhofer in München vielen Beifall finden. Ein großes Jagdstück aus dieser Masse hat Rottenhöfer in München gefertigt; auch die Figuren und Gruppen von Timäus und Jordan in Dresden verdienen Erwähnung. Auf die Einzelnheiten der Material- und Conditorwaaren, der Weine und Delikatessen, der Tabake und Cigarren, sowie der Mahlprodukte, der Sago- und Reisproben rc. können wir um so weniger eingehen, als die Güte dieser Dinge sich nicht mit dem Auge, sondern nur mit der Zunge erforschen läßt, und dafür bietet die Ausstellung nur den Prüfungs-Commissionen Gelegenheit. Beachtenswerth dürfte es seyn, daß in Bezug auf Eßwaaren Oesterreich am stärksten vertreten ist; dann folgt Bayern. Aus Preußen befindet sich auf diesem Gebiete nur ein einziger Aussteller, die Firma Weil aus Berlin, welche mit eingemachtem Obst und Gemüse vertreten ist. In Tabak und Cigarren sind Bayern und Preußen am stärksten, Oesterreich nur unbedeutend, und was die Zahl der Aussteller betrifft, Hamburg und Bremen sehr unbedeutend vertreten. Die Güte der Waare bleibt, wie gesagt, für den Laien ein Geheimniß.

Mannigfaltiges.

Die kaiserlich französische Leibgarde (Hundertgarden) erhält eine neue Art Gewehre: Fusil-lance, deren Erfinder der Commandant Treuille von Beaulieu ist. Die Flinte ist 4½ Fuß lang und hat als Bajonnet einen 3 Fuß langen geraden Säbel, der, vom Gewehre abgeschraubt, sich mit der größten Leichtigkeit handhaben läßt, auf demselben aber eine furchtbare Waffe bildet, denn das Ganze stellt eine mehr als 7 Fuß lange Lanze dar. Das Kaliber der neuen Büchsen ist nur 9 Millimeter, die Kugel wiegt 11 Gramm und bedarf nur 2 Gramm Pulver, so daß der Soldat dreimal mehr Cartouchen tragen kann, als der bisherige. Die Läufe sind gezogen und besteht die ganze Flinte aus drei Theilen, deren Mechanismus äußerst einfach ist. Die Hauptfeder befindet sich äußerlich an der Batterie. Das Gewehr, das mit dem Säbel nur 6 Pfund schwer, wird durch einen einzigen Druck des Daumens geladen, indem die Cartouchen, die mit Zündern versehen sind, unten eingeschoben werden. Die Fusil-lance trägt 3600 Fuß weit und ist der Schuß auf die Hälfte der Distanz ganz sicher. In der Minute kann sechsmal geschossen werden, dabei stößt das Gewehr nicht. Es werden jetzt auch Reiterpistolen nach diesem System gemacht, die 2400 Fuß tragen sollen.

Der engl. Astronom Hind hat in der Nacht des 22. Juli wieder einen neuen Planeten entdeckt.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 96. Freitag, 11. August. 1854.

Der Sohn der Wittwe.

(Schluß.)

Nachdem Christoph Warnow eine Weile mit starrem Blick vor sich hingeschaut hatte, fuhr er plötzlich empor und rief:

„Einmal müßt Ihr's doch wissen, was ich gethan habe! Besser ist's, ich sag's Euch jetzt — vielleicht vergebt Ihr mir's heute eher, als zu jeder andern Zeit.... Ihr habt geglaubt," hob er nach einer Pause wieder an, „daß ich ein armer Mann sey, und alle Leute im Dorf haben dasselbe gemeint. Aber nein — ich bin reich, so reich als der Schulze Niebenow. Höret mich!

„Als die Franzosen ins Land rückten und überall Kriegssteuern erhoben und Proviantlieferungen forderten, so daß die meisten Bauern einen großen Theil von ihrem Vermögen verloren, verkaufte ich, ehe noch der Feind in diese Gegend gekommen war, heimlich ein Stück Vieh und ein Acker- und Hausgeräth nach dem andern, verpachtete meine Ländereien und ging in Taglohn, damit die Leute glauben sollten, ich habe Alles Schulden halber und aus Noth verkauft. Ich hatte mir aber schon mehrere Jahre vorher durch den Pferdehandel ansehnliche Summen erworben, welche mit dem Geld, das ich aus meinem Vieh und meinem Geräthe lößte, einen ziemlichen Haufen bildeten. Da ich mir täglich erwarb, was ich brauchte, so vergrub ich meine Schätze auf der Wiese am Weidenwald, wo sie mir kein Feind und kein Dieb rauben konnte.

„Ich hatte Deinem Vater auf seinem Todesbette versprochen, Dir meinen Hof zu geben, Detlev, sobald Du Dein fünfundzwanzigstes Jahr erreicht hättest; dieses Versprechen nun hätte ich schon vor dieser Zeit erfüllt, wenn ich nicht stets besorgt gewesen wäre, daß der Krieg Dich bald ebenso arm machen würde, wie viele Andere. Ihr warft mir Treulosigkeit und Verschwendung vor, ohne zu wissen, was ich im Stillen für Detlev gethan und noch zu thun beabsichtigte. Das erbitterte mich; ein böses Wort gab das andere, und endlich verfeindeten wir uns so, daß wir uns nicht mehr grüßten, wenn wir einander begegneten. Aus Grimm darüber begann ich ein wüstes Leben und nahm mir vor, Euch meinen ganzen Haß fühlen zu lassen. Eine Gelegenheit bot sich nur zu bald dar. Als die Nachricht kam, daß die Franzosen alle jungen Burschen zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Jahre ausheben wollten und daß Niemand freigegeben werde, der nicht mit einem Fehler behaftet sey oder eine hohe Summe bezahle, frohlockte ich mit dem Schulzen um die Wette. Dieser konnte seinen Sohn loskaufen und ich freute mich heimlich, daß Ihr nicht den zehnten Theil der Summe besaßt, welche für einen Ersatzmann erforderlich war. Aber als ich all die Jammerscenen am Tage der Aushebung anschaute und auch Eure Verzweiflung sah, wandte sich mir das Herz. In der Nacht eilte ich nach der Wiese, wo ich mein Geld vergraben hatte, band einen Topf voll harter Thaler in ein Tuch und machte mich beim ersten Morgengrauen auf den Weg nach Belitz, um meinen Vetter Heinrich Jevenak herüber zu holen. Er sollte sich bei der Aushebungs-Commission für einen Freund von Dir ausgeben, Detlev, und Dich loskaufen; ich selbst wagte dies nicht zu thun, weil sonst mein Reichthum an den Tag gekommen wäre. Ich traf ihn aber nicht zu Hause und mußte bis nach Mittag in Belitz warten, ehe er heim kam. Er ging dann auf der Stelle mit mir. Als wir jedoch gegen Abend hier anlangten und mein Vetter sogleich in das Haus des Maire sich begab, ward ihm von den daselbst noch weilenden Commissären der

Digitized by Google

Bescheid, daß er zu spät gekommen — die Rekruten seyen längst abmarschirt, überhaupt werde Detlev Warnow, da er der schönste Mann des Dorfes sey, nicht losgegeben. Ich stand außen vor der Thür und hörte Alles mit an. Mir war's, als ob der Boden unter meinen Füßen wankte; mein Vetter mußte mich fast nach meiner Wohnung tragen und drei Tage lang saß ich in stummer Verzweiflung daheim in meiner öden Stube und starrte wie ein Irrsinniger hinaus in den Hofraum. Wenn Detlev nicht wiederkehrt, so bist du sein Mörder! schrie es unaufhörlich in mir und jede Nacht sah ich Dich im Traume vor mir stehen, drohend die Hand gegen mich erhoben.

„Um meine Schuld einigermaßen wieder gut zu machen, schickte ich dem Maire von Zeit zu Zeit durch meinen Vetter ein Geschenk für Euch, Schwägerin — es Euch selbst zu bringen, wagte ich nicht, obgleich ich manches Mal in dunkler Nacht um Euer Häuschen geschlichen bin und mit Euch um Euern Sohn gebangt und getrauert habe. Und als ich mir neulich einmal ein Herz faßte und zu Euch kam und Ihr mich so freundlich aufnahmt und mir Detlev's Sonntagskleider zeigtet, ach, da hätt' ich mir in meiner Verzweiflung bald das Leben genommen.... Die Angst und den Kummer der vergangenen Tage kann ich Euch nun zwar nimmer vergüten," fuhr er nach einer Pause tief aufathmend fort, „die Zukunft aber wird, so Gott will, fröhlicher werden."

Er zog ein Papier hervor und reichte es seinem Neffen mit den Worten:

„Hier hast Du die Abschrift meines Testamentes, Detlev. Alles, was ich besitze, gehört von Stund an Dir. Mit dem Gelde kannst Du, wenn der Krieg vorüber, den verkommenen Halbhof binnen wenigen Monaten wieder in den gehörigen Stand setzen und Dir noch manches schöne Stück Land dazu kaufen. Ich denke, wir Drei werden uns in dem großen Hause schon vertragen."

Detlev und seine Mutter hatten dem reuigen Oheim und Schwager kaum ihr Erstaunen und ihre Freude zu erkennen gegeben, als die Thür sich öffnete und Anna's Vater hereintrat. Er schritt mit froher Miene auf den jungen Mann zu, reichte ihm die eine und seiner Mutter die andere Hand und hob an:

„Da sich die ganze Gemeinde über Detlev's Heimkehr freut, so will ich nicht der Letzte seyn, welcher Euch seine Theilnahme bezeugt. Ich habe Dir einst meine Anna versagt, weil Du kein Geld und keine Güter besaßest, aber ich bin für meinen Hochmuth hart gestraft worden. An demselben Tage, wo ich ohne Wissen meiner Tochter den Heirathsvertrag zwischen ihr und Heinrich Riebenow unterzeichnete, ward dieser von einem wilden Pferde gegen einen Stein geschleudert und todt in das Haus seiner Eltern getragen. Dies Unglück erschütterte mich so, daß ich mir gelobte, wenn Detlev Warnow jemals zurückkehre, solle es das Erste seyn, was ich thue, ihm meine Anna zuzuführen. Es freut mich jetzt, daß sie mir zuvorgekommen ist," fuhr er mit einem lächelnden Blick auf diese fort; „ihre Liebe ist schneller gewesen, als meine Reue. Anna ist mein einziges Kind — mit ihr bekommst Du auch meinen Hof, Detlev; ich verlange nichts weiter, als ein kleines Plätzchen für mich, wo ich mein Alter in Ruhe verleben kann."

Der arme Anbauerssohn, welcher noch vor einer Stunde nichts als einen Wanderstab sein genannt hatte, besaß jetzt zwei stattliche Halbhöfe und mehr Geld denn vier andere Bauern des Dorfes zusammengenommen.

Der freundschaftliche Streit zwischen Detlev's Oheim und Anna's Vater, auf welchem Hofe das junge Paar demnächst zuerst wohnen solle, war eben dahin entschieden worden, daß das Loos darüber bestimmen müsse, als die Bewohner des Dorfes schaarenweise hereinströmten, um Detlev zu sehen und zu begrüßen und seiner Mutter zu seiner Heimkehr Glück zu wünschen. Ihre Freude war eine so aufrichtige und herzliche, daß dem Vater Anna's, dessen Gemüth sonst ziemlich hart war, die Augen feucht wurden. Er fühlte in tiefster Seele, daß man Theilnahme und Liebe nicht mit Geld zu erkaufen vermöge.

Von hundert Fragen bestürmt, mußte Detlev sich endlich dazu bequemen, den Neugierigen zu erzählen, auf welche Weise er dem traurigen Geschick entgangen sey, welches so viele Tausende seiner deutschen Kameraden betroffen. Die ganze Geschichte läßt sich in wenige Worte zusammenfassen.

Auf dem Rückzuge der französischen Armee bei Krasnoi verwundet, war er in einem kleinen russischen Dorfe zurückgeblieben, wo sich die Tochter eines armen Bauern seiner erbarmt, ihn in die Hütte ihres Vaters aufgenommen und gepflegt hatte. Zum Dank für die ihm erwiesenen Wohlthaten arbeitete er für den Landmann während des Winters und Frühjahrs und begab sich dann in russischer Bauerntracht nach einer der nächsten größern Städte, wo eine kleine russische Heeresabtheilung lag, die ein aus Deutschland gebürtiger Offizier

befehligte. Diesem erzählte er seine Schicksale und erhielt von ihm einen Geleitsbrief nach Königsberg und ein Empfehlungsschreiben an einen daselbst wohnenden reichen Kaufmann. Nach vielen Mühseligkeiten erreichte er endlich die deutsche Grenze und die preußische Hauptstadt und empfing von dem menschenfreundlichen Kaufmann eine Summe, die ihn in den Stand setzte, auf dem kürzesten Wege nach der Heimath heimzukehren.

Die Glocke hatte soeben Mitternacht verkündet. Im kleinen Stübchen der Wittwe war Alles still geworden; die Nachbarn und Freunde, Christoph Warnow und Anna mit ihrem Vater waren allmälig davon gegangen und auch Detlev schlief bereits sanft im Kämmerlein nebenan. Die Greisin aber konnte vor übergroßer Freude noch keine Ruhe finden. Sie hatte schon manches Dankgebet für ihres Sohnes Heimkehr aus vollem Herzen zum Himmel emporgesandt — aber noch immer saß sie mit gefalteten Händen am Tisch und schaute in stiller Seligkeit auf die vor ihr liegende alterthümliche Bibel, aus welcher sie sich so oft Trost und Muth gelesen hatte. Dann und wann erhob sie ihr ehrwürdiges Haupt, blickte zur Wand empor, wo Detlev's Sonntagshut hing, und sprach wie triumphirend leise vor sich hin:

„Nun ist er wirklich da; morgen werd' ich mit ihm zur Kirche gehen und alle Leute werden sich mit mir freuen!"

Und draußen im kleinen Gärtchen wiegten sich die hohen Stockrosenstauden im leisen Nachthauch vor dem Fenster auf und nieder und schauten flüsternd mit ihren leuchtenden Blüthenaugen in das lampenerhellte, trauliche Stübchen der glücklichen Mutter hinein, gleich als ob sie sich mit ihr freuten. Durch die tiefe, wunderbare Stille der Sommernacht aber klangen schon hin und wieder im schlafenden Dorf, im dunklen Weidenwald und in den Lüften einzelne leise Morgenstimmen, welche den freudigen Sonntag verkündeten. —

Die Münchener Industrieausstellung.

Gruppe IX.

Irden-, Stein- und Glaswaaren.

Wir gehen von der zehnten zur neunten Gruppe über, welche rechts vom Transsept die Hälfte des Mittel- und einen Theil des Seitenschiffs einnimmt. Was zunächst die Irdenwaaren betrifft, so sind dieselben in allen Gattungen von dem rohesten Ziegel und dem gewöhnlichen Kochgeschirr bis zum feinsten Porzellan in der reichlichsten Auswahl vertreten. Ziegel- und Mosaik-Muster von gebrannter Erde hat namentlich die Firma Miesbach aus Wien geliefert. Schöne Figuren, sowie Vasen und Trinkgeschirre aus gebranntem Thon wurden von Prof. Volz in München ausgestellt. Oefen der verschiedensten Formen, zum Theil mit schön gearbeiteten Figuren geziert und häufig sehr kostspielig ausgestattet, finden sich aus verschiedenen Gegenden Deutschlands, zumeist aber aus Bayern hier vereinigt. Hervorstehend sind darunter die weißglacirten, vergoldeten Oefen von Gebr. Spiermann aus Hamburg. Von den Schieferarbeiten ist besonders ein Tisch von Oertl in Ludwigsstadt zu erwähnen. Die Porzellan- wie die feinen Glas- und Krystallwaaren haben ihren Platz in dem Hauptschiffe, dem sie an dieser Stelle einen nicht geringen Glanz verleihen. Porzellan-Servicen, zum großen Theil mit Malereien geziert und meistens stark vergoldet, befinden sich auf langen, parallel neben einander stehenden Tischen, auf deren terrassenförmig aufsteigenden Gestellen nicht selten noch herrliche Vasen und Fensterbilder prangen. Unter den vorhandenen zahlreichen Sortimenten von Porzellan nimmt das von der k. preuß. Porzellanmanufaktur zu Berlin einen hervorragenden Platz ein; namentlich die darunter befindlichen acht Vasen von 2—7 Fuß Höhe, mit schönen Gemälden nach Kaulbach und andern Meistern geschmückt. Sehr brillant ist auch die k. k. Porzellanmanufaktur in Wien vertreten; besonders sind von ihr schöne Porzellangemälde in Rahmen eingesandt worden. Ebenso hat die k. sächs. Porzellanmanufaktur in Meissen viele ausgezeichnete Gegenstände zur Schau ausgestellt, und nicht minder ist die k. bayer. Fabrik in Nymphenburg bemüht gewesen, durch ein Sortiment ausgesuchter Waaren die Tüchtigkeit ihrer Leistungen zu bekunden. An die Porzellansachen schließen sich die Krystallwaaren und buntschimmernden Glasarbeiten in ähnlicher Aufstellung an. Sehr reich und wahrhaft glänzend ist auf diesem Gebiete Böhmen repräsentirt, zu dessen Hauptausstellern der Hofglashändler Hoffmann in Prag und die gräflich Harrach'sche Glasfabrik Neuwelt gehören. Herrliche Transparentbilder in buntem Glas sind von Schmitzberger in München geliefert worden. Spiegel befinden sich in der Ausstellung fast nur aus bayerischen Fabriken. Aus Preußen und Oesterreich haben sich nur je zwei Fabriken daran betheiligt. Die meisten Spiegel stammen aus Nürnberg und Fürth.

Digitized by Google

Gruppe XI.

Papiere, Schreib- und Zeichnungs-Materialien; Globen; Land- &c. Karten; Drucksachen aller Art.

Der neunten Gruppe gegenüber in der Vorderseite des Haupt- und in der innern Abtheilung des Nebenschiffes, rechts vom Eingange, befindet sich die elfte. Eine Anzahl Globen erstreckt sich noch bis in den Transsept hinein. Was letztere anbelangt, so hat die Firma Abel-Klinger in Nürnberg deren von der verschiedensten Größe und Construction, auch in verschiedenen Sprachen, bald auf besondern Gestellen, bald zum Verpacken in Kästchen und Schachteln ausgestellt; aus Hannover ist von Schof, Oberlehrer in Klausthal, ein gläserner Himmelsglobus mit Zubehör geliefert worden; aus Oesterreich hat Schönninger, Buchbinder in Wien, verschiedene Erd- und Himmelsgloben, sowie Annuarsphären ausgestellt, — unter seinen Arbeiten befindet sich auch ein Mondglobus, der schon als Unicus auf der Londoner Industrieausstellung viele Aufmerksamkeit erregte. Aus Preußen haben Raimer und Kratz in Berlin Globen eingesandt. Unter den Kartenwerken rühren die bedeutendsten Arbeiten vom topographischen Bureau des k. b. Gen.-Quartiermeister-Stabes in München her; die größte unter denselben ist der topograph. Atlas von Bayern in 100 Blättern, die zu einer Wandkarte vereinigt sind, sodann eine Terrainkarte von Bayern in 15 Blättern. Unter den zahlreichen andern beachtenswerthen Karten nennen wir nur noch die von Bayern und den angrenzenden Gebieten aus der Kunstanstalt von Piloty und Löhle, Ewalds Erdkarten von Junghaus und Venator in Darmstadt, und die aus der lithograph. Anstalt von J. Perthes in Gotha hervorgegangenen Arbeiten. Forstkarten hat das Forst-Einrichtungs-Bureau im k. b. Finanzministerium geliefert. Von technolog. Karten sind besonders die Leistungen des Dr. Stolle in Berlin hervorzuheben, deren Zweck, die Verbreitung einzelner Zweige der Industrie wie auch der Bodenkultur zu veranschaulichen; von seinen Werken befindet sich auf der Ausstellung eine Uebersichtskarte der Eisenproduction auf der ganzen Erde, sowie Uebersichtskarten der Zucker- und Rübenproduction, des Wein- und Tabaksbaues, erstere auch in französ. Ausgabe. — Unter den andern Gegenständen dieser Gruppe fesseln die Kupferstiche und die Kunstdruck-Arbeiten vielfach die Aufmerksamkeit. Von der kaiserl. Staatsdruckerei in Wien ist in diesem Fache unstreitbar das Reichhaltigste eingesandt worden, nämlich 100 Tafeln in Rahmen, 150 verschiedene Druckgegenstände, 12,000 Stempel und Matrizen, 80 Holzschnitte, 30 galvanoplast. Figuren und Aehnliches. Der Vorsteher der Wiener Staatsdruckerei scheint schon seit Jahren vielseitige Anerkennung gefunden zu haben; wenigstens deuten darauf die 18 Orden hin, mit denen geschmückt er der Eröffnungsfeier beiwohnte, — ordenskundigen Leuten fielen die 18 Kleinkreuze, in drei Reihen geordnet, auf, und eine alsbaldige Erkundigung führte auf die Identität der damit geschmückten Persönlichkeit. Auch von Haase's Söhnen in Prag sind schöne Kunstdruckproben geliefert worden; namentlich ein Christuskopf und außerdem das Portrait des Kaisers Franz Joseph in Farbendruck. Die Buchbinderarbeiten finden sich in großer Mannigfaltigkeit und in sehr glänzenden Proben vertreten. Außer mehreren kostbaren Missalen erfreuen sich besonders auch die Cotta'schen Prachtausgaben von Göthe, Schiller und Humboldt eines vielseitigen Beifalls. Ebenso gewählt und geschmackvoll erscheinen die Galanteriearbeiten und unter diesen namentlich die Sortimente von Kopp in Berlin, Felgiebl aus Schönberg in der Oberlausitz und Kugler in Nürnberg.

Mannigfaltiges.

Havre und seine Umgebung ist von einer furchtbaren Windhose heimgesucht worden in Begleitung eines schrecklichen Gewitters. In der Stadt regnete es Kamine, Fensterblenden und Glasscheiben. Bäume wurden entästet und gebrochen. Die Zelte der Badenden wurden fortgeweht und hätten die Schiffer nicht alle Vorsicht gebraucht, so würde der Schaden im Hafen außerordentlich groß gewesen seyn. Drei Matrosen kamen in einem Boote um, welches vom Sturme umgeworfen wurde.

In Antwerpen wurde dieser Tage von einem preuß. Schiffe ein ungeheurer, über 20,000 Pfd. schwerer Block carrarischen Marmors ausgeschifft, bestimmt für das Denkmal der verstorbenen Königin der Belgier, dessen Modell der Brüsseler Bildhauer Fraikin längst vollendet hat und nun ausführen wird.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 97. Sonntag, 13. August 1854.

Der Arzt der Ehre.

Novelle.

1.

Vor etwa dreißig Jahren stand auf dem Saum einer der schönsten und fruchtbarsten Ebenen unseres Vaterlandes, in der Nähe des schönen Rheins, ein alterthümliches Schloß aus der Zeit Kaiser Karls des Fünften. An einen mäßigen Hügel gelehnt, an welchem sich Rebgelände emporzogen bis an einen Wald stattlicher Ulmen und Kastanien, die seit Jahrhunderten von hier in die Landschaft hinausblickten, imponirte Schloß Rödingen sowohl durch seine herrliche Lage, als durch das stattliche Aeussere, welches auf den einstigen Wohlstand seiner Erbauer, der Grafen von Linnich, deutete. Die breite Fronte des Schlosses war nach Südosten gerichtet und von zwei runden Thürmen flankirt, zwischen welchen in der Höhe des dritten Stockwerks ein breiter Söller sich hinzog und die herrlichste Aussicht über das wechselvolle Gelände der Ebene mit ihren Fruchtfeldern, Wiesen und Wäldern von Obstbäumen bot, aus denen die Schieferdächer der Dörfer auftauchten. In der Mitte des Gebäudes schwang sich ein Staffelgiebel hoch in die Lüfte und spiegelte sich in dem See, welcher, durch künstliche Aufstauung des Flüßchens Röde gebildet, vor dem Hauptthore des Schlosses dessen thalwärts gekehrte Front schützen sollte, während hinten nach dem Berge hohe und starke Mauern und Wallterrassen den Schloßgarten mit seinen uralten Nußbäumen und die Wirthschaftsgebäude des hintern Hofraums deckten und ein tiefer, trockner Graben sie von den Rebgeländen trennte, die sich an dem Hügel hinaufzogen.

Das Schloß bot übrigens schon zu der Zeit, von welcher wir reden, Spuren der Vernachlässigung und des Zerfalls. Das alte, wehrhafte Herrenhaus und Stammschloß der Grafen von Linnich, das auf dem Unterbau der früheren, in den Unruhen des Bauernkriegs zerstörten Burg wie ein Phönix aus der Asche entstanden war, zeigte Risse und Breschen in seinen starken Mauern. Das Kupferdach der Thürme war theilweise schon durch Schiefer ersetzt worden und in vielen Fenstern nach dem innern Hofe und auf den Flanken fehlten die Scheiben, wenn gleich die Fronte noch so stattlich als möglich aussah und geflissentlich unterhalten wurde. Es war dieses Gut nämlich der Gegenstand des Streites zwischen den beiden letzten Linien der Nachkommen der alten Grafen von Linnich geworden, und dieser Streit, welcher schon seit Jahren währte, sollte nun zu Ende gehen. Er lag dem höchsten Gerichte des Landes zur Entscheidung vor, dessen Spruch in Kürze bestimmen mußte, ob die gräfliche Linie der Rödingen oder die Freiherren von Rödingen-Sieldorf fürder das Stammgut behaupten sollten, das Einzige, was im Verlaufe der Zeiten von der ganzen reichen Grafschaft übrig geblieben war. Der ganze Stamm der Rödingen stand, wie man sich auszudrücken pflegt, nur noch auf acht Augen, das heißt, von der gräflichen Linie, welche vorerst noch im Besitze dieses bestrittenen Gutes war, lebten noch Graf Hugo von Rödingen, ein Mann von nahezu sechzig Jahren, sein Sohn Hubert und seine Tochter Theodora; von den Freiherren von Rödingen-Sieldorf lebten nur noch zwei Söhne, Franz und Clemens, und eine Tochter Antonie von demjenigen, welcher nach Beendigung der Franzosenherrschaft in Deutschland jenen Prozeß wieder aufgenommen hatte, der schon in den letzten Zeiten des deutschen Reiches vor dem Reichskammergericht in Wetzlar geschwebt. In dem Augenblicke, wo unsere Erzählung anhebt, wohnten Graf Hugo von Rödingen und seine beiden Kinder sammt einer Cousine des alten Grafen, der verwittweten

Frau von Greiers, auf Schloß Rödingen, wo sie gewöhnlich den Sommer und die herbstliche Jagdzeit zu verleben pflegten. Von den Vettern war der ältere, Baron Franz, Major in französischen Diensten; der jüngere, Clemens, ein Mann von damals etwa dreißig Jahren, lebte als müßiger Cavalier und Vergnügling in den größeren Residenzen Deutschlands und der Ruf gab ihm einen Hang zur Verschwendung, zu Spiel und galanten Abenteuern schuld, der seine Finanzen stets beeinträchtige und ihn in große Schulden gestürzt habe. Die Schwester Beider aber, Antonie, ein kränkliches Mädchen von etwa sechsundzwanzig Jahren, lebte eingezogen und stille von ihrem kleinen Einkommen in Münster und stand im Rufe einer liebenswürdigen, frommen Jungfrau, die ihr geringes Scherflein noch freudig mit den Armen theile. —

Ein düsterer Herbstabend hatte sich über die Gegend gesenkt, ein Nordweststurm heulte um die Giebel und Zinnen des Schlosses und rasselte an den Fenstern und schwere Regentropfen schlugen an die Scheiben. Tiefe Ruhe lag über dem Schlosse, nur unterbrochen vom Knarren der Windfahnen auf den Thürmen oder dem gelegentlichen Ruf einer Eule unter den alten Eichen des nahen Gehölzes. Nur aus einem einzigen Zimmer jenes Geschosses, das auf den Söller mündete, strahlte Lichtschein in die finstere, sternenlose Nacht hinaus. In diesem Gemach, das ein künstlich geschnitztes Holzgetäfel mit verblichener Vergoldung zeigte, war die Familie des Grafen Hugo von Rödingen um das alte französische Kamin versammelt, aus dem eine Gluth von großen Buchenklötzen einen zitternden Glast auf die gebohnten Paneelen des Getäfels warf. Auf dem Tische brannten zwei Wachskerzen in Armleuchtern eben hell genug, um die beiden Damen ihre Näharbeit leidlich erkennen zu lassen. Im Lehnstuhl rechts vom Kamin saß der alte Graf, ein schöner, hochgewachsener Mann mit eisgrauem, spärlichem Bart und Haar, dessen edlen Zügen Leid und Sorgen tiefe Runzeln aufgeprägt hatten, das Haupt gedankenvoll in die Rechte gestützt und horchte sinnend in die Nacht hinaus. Auf seinen Wangen lag noch jugendliche Frische, in seinem Auge ein heller Abglanz der innern Kraft, welche dem Zahn der Zeit trotzt, in seinem ganzen Wesen der Ausdruck einer unerschütterlichen Festigkeit und tiefen Seelenruhe, die jedes Verhältniß beherrscht. Von Zeit zu Zeit begegnete sein Auge dem des wunderlieblichen blonden Mädchens am Tische, das eben jetzt auf der Grenze stand zwischen Kind und Jungfrau und von der letzten die hohe, schlanke und ätherische Gestalt, von dem ersten die heilige Unschuld und Unbefangenheit geborgt hatte. Mit einer unbewußten Angst beobachtete Theodora die gedankenvolle Schweigsamkeit des Vaters, und sein Lächeln konnte doch nicht alle trüben Ahnungen bannen, die dieses junge Gemüth eben bedrückten. Ihr gegenüber saß Hubert, ihr Bruder, anscheinend in ein Buch vertieft, aber offenbar ebenfalls seinen eigenen Gedanken mehr nachhängend, als dem Inhalte des Buches folgend, auf dessen Zeilen seine Blicke mechanisch hin- und herirrten. Hubert war ein bildschöner junger Mann von etwa zweiundzwanzig Jahren; ein kühngeschnittenes, regelmäßiges Gesicht voll Ausdruck und gesunder Frische, dunkle Augen, die von Verstand und Muth blitzten, eine reiche Fülle kurzer Locken, ein hoher, schlanker Wuchs voll Geschmeidigkeit und Kraft und eine gewisse kecke Hast, die in all seinen Bewegungen lag, machten ihn zu einer gewinnenden Erscheinung, die die bequeme und doch kleidsame Jägertracht noch mehr hervorhob. Seinem ganzen Wesen war der Stolz des Geschlechts aufgeprägt, wie bei seinem Vater, nur mit dem Unterschiede, daß des Lebens wechselvolle Erfahrungen die Thatkraft dieses Jünglings noch nicht gezügelt, seine Begeisterung noch nicht abgekühlt, seine Ideale noch nicht zerstört hatten.

Wie Theodora ihren Vater, so beobachtete die andere Dame, Frau von Greiers, den Sohn aufmerksam, als wüßte sie oder versuchte sie zu lesen, was in diesem Augenblick in seiner Seele vorging. Diese Frau hatte in ihrer Erscheinung Etwas, das schon auf den ersten Anblick fesselte. Ein blasses Antlitz voll Anmuth und edlen Ausdrucks ward durch ein großes, dunkles Augenpaar und das glänzend schwarze, glatt gescheitelte Haar noch belebter und ansprechender. Die erste Jugendfrische war jener gereiften Schönheit gewichen, die bei hübschen Frauen nach dem dreißigsten Jahre eintritt; ein leichter Embonpoint schwellte die schönen Formen ihres nicht eben hohen Wuchses und paßte zu dem Anflug von Ruhe und Schwermuth, welcher aus ihrer Miene sprach. Diese weiße, klare Stirn hatte etwas so Gedankenvolles, daß man füglich schließen durfte, es seyen schon viele und herbe Lebenserfahrungen über dieses Haupt hingegangen, aber die Stürme seyen nun längst beschwichtigt, welche einst die Leidenschaften dieser Seele aufgeregt. Auch sie schwieg und es schien fast, als fürchte sich Jedes der Anwesenden, die Stille zu unterbrechen, die im Gemache herrschte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Münchener Industrieausstellung.

Gruppe V.

Maschinen, Apparate, Wagen und Modelle.

Von der elften Gruppe wenden wir uns zu der sehr ausgedehnten fünften, welche die ganze Hälfte des rechten Langbaues, sowie den ganzen Nebenbau einnimmt. Unter den Lösch- und Rettungs-Apparaten, die gleich rechts vom Eingange aufgestellt sind, befinden sich zwei besonders erwähnenswerthe. Der eine stammt von Metz in Heidelberg und besteht in einer Stadtspritze, die mit allem bei Feuersgefahr nöthigen Materiale versehen ist; darunter namentlich ein Apparat, welcher bestimmt ist, einem in Rauch und Flammen hineindringenden Menschen vermittelst eines an seiner Lederkleidung befestigten Schlauches Luft zuzuführen. Der andere, der einen ähnlichen Zweck verfolgt, ist von Engelhardt in Fürth angefertigt. In der Ausstellung der Wagen dürfte kaum ein Exemplar der jetzt gangbaren Arten fehlen. Aufmerksamkeit erregt ein großer Coupé- und Lord-Wagen von Mängelbier in Aachen; mehrere große Galla-Carossen sind von der würtemb. Handelsgesellschaft eingesandt worden; andere große Kutschen haben Plank aus Wien und Siewert aus Berlin ausgestellt; sodann sind mehrere Chaisen von Böhrer in Nürnberg, eine leichte Kalesche von Eckl in München und eine sogenannte Americaine von Schmieder und Maier in Karlsruhe am Orte. Was nun das Gebiet der Maschinen betrifft, so ist hier Bayern stärker vertreten, als Oesterreich und Preußen zusammengenommen. In der fünften Gruppe zählt Bayern 121 Aussteller, Preußen 56, Oesterreich 53, Sachsen 40, Würtemberg 31, Baden 9, Hannover 6, Frankfurt 2 und Hamburg 6. Hervorragend ist unter den sächsischen Ausstellungsorten besonders Chemnitz, von wo zahlreiche Spinn- und Haspelmaschinen geliefert wurden. Unter den Ausstellern dieses Ortes ragt der Maschinenbauer Hartmann durch die Mannigfaltigkeit und Schönheit seiner Arbeiten hervor. Auch von Zimmermann und Böhme aus Chemnitz wurden hübsche Sachen eingesandt. Von preußischen Städten sind Berlin und Aachen am bedeutendsten vertreten; von Berliner Ausstellern erwähnen wir die Firmen Raabe, Franke, Siegel, Thomas und Bonardel; aus Aachen betheiligten sich besonders die Fabriken von Moser, Nolten, Uhle und Verken mit Maschinen für Wollen- und Baumwollenspinnerei. Aus Oesterreich sind vorzugsweise den Landbau angehende Maschinen eingetroffen. Von den fünf Locomotiven, welche sich auf der Ausstellung befinden, ist die eine von Maffei, aus dem Werke Hirschau bei München, eine andere von Eggersdorff aus Linden bei Hannover, zwei aus der Maschinenfabrik zu Eßlingen in Würtemberg und eine aus der Maschinenbau-Anstalt der Wien-Raaber Eisenbahn. Die k. b. Zeughausdirection hat zwei in der k. Gieß- und Bohranstalt zu Augsburg gearbeitete Kanonenröhren — 24-Pfünder — nebst Laffetten ausgestellt. Zu den Maschinen sind auch die Baumodelle gerechnet worden; dieselben haben ihren Platz meistens auf der untern Gallerie. Vielen Beifall findet unter ihnen das Modell des Bamberger Domes von Modelleur und Buchbinder Fuß in Bamberg, welches sogar unter den plastischen Kunstwerken des Hauptschiffes aufgestellt worden ist. Ein anderes bemerkenswerthes ist das Modell der Offenburger Kinzigbrücke von Modelleur Veith in Offenburg und vom Werkführer Uhrmeister in Bruchsal ausgeführt. Sehr groß ist die Zahl der Modelle von Wasserfahrzeugen aller Art, unter denen sich vom Obristlieutenant a. D. Martens in Stuttgart das Modell eines französ. Linienschiffes befindet. Unter den, landwirthschaftlichen Anlagen und Geräthen entlehnten Modellen, welche die k. b. Staatsgutsverwaltung in Schleißheim ausgestellt hat, zeichnen sich ein Drainirsatz mit vollständigem Apparate, sowie das Modell einer Käserei durch Sauberkeit und Schönheit der Arbeit aus; dieselben sind von Jos. Anselm, Lehrer an der Ackerbauschule zu Schleißheim, und von seinen Schülern gearbeitet. Modelle von Bergwerken und Grubenvorrichtungen hat das k. hannov. Bergamt Klausthal geliefert. Viel Interesse erregt ein Fischbrut-Apparat vom Münchener Universitätsprof. Dr. Fraas.

Gruppen II u. III.

Landwirthschaftliche Produkte. Chemisch-pharmaceutische Stoffe und Farbwaaren.

An die Maschinen und Modelle reihen sich auf der untern Gallerie sofort die zweite und dritte Gruppe. Erstere enthält die landwirthschaftlichen Rohprodukte, sowie die Erzeugnisse der ersten Zurichtung, nämlich Halm- und Hülsenfrüchte, Oelfrüchte und sonstige Sämereien; Hanf, Flachs; Rohtabak, Karden; rohe Häute u. s. w. An der Einlieferung derartiger Produkte haben sich aus Bayern 48 Aussteller, aus Preußen und Oester-

Digitized by Google

reich je 22, aus Sachsen 23, aus dem Großherzogth. Hessen 3, aus Kurhessen und Baden je 2 betheiligt. Unter den ausgestellten Gegenständen sind die Sortimente von Wolle und Flachs die umfangreichsten und am meisten in die Augen fallenden. In Bezug auf Wolle ist Preußen am meisten vertreten und seine Produkte nehmen in jeder Hinsicht eine hervorragende Stelle ein; die Aussteller gehören fast sämmtlich der Prov. Schlesien und hier wiederum vorzugsweise dem Reg.-Bez. Oppeln an. Auch Sachsen hat herrliche Wollproben ausgestellt. Unter den Flachsproben sind besonders diejenigen hervorzuheben, welche der k. preuß. geh. Oberfinanzrath v. Bieban im Namen des preuß. Flachsbauvereins eingesandt hat. Bei den Ausstellern von Rohtabak ist in erster Linie der k. sächs. Oberforstmeister v. Manteufel zu Koldig zu nennen. Die verschiedenen Getreidearten sind meist nur aus nächster Nähe vertreten.

Die dritte Gruppe, welche an die zweite grenzt, ist gerade nicht geeignet, das Interesse des Publikums in weiteren Kreisen zu fesseln; fast nur die Fachleute wenden diesen Gegenständen ihre Aufmerksamkeit zu. Einige derselben sprechen durch die gefällige Form ihrer Aufstellung an; so befindet sich namentlich der größte Theil der Farben in langen feinen Glasbüchsen, die nach den verschiedenen Nüancen geordnet pyramidenartig aufgestellt sind; die krystallisirten Salze zeigen sich in der Form von Schalen, Kronen und andern ansprechenden Gestalten. In dieser Gruppe ist Bayern durch 85, Oesterreich durch 66, Preußen durch 46, Würtemberg durch 26, Sachsen durch 11, Hannover und Sachs.-Kob.-Gotha durch je 9 Aussteller vertreten. Unter den Sortimenten chemischer Präparate zeichnet sich durch große Mannigfaltigkeit die Sammlung aus der chemischen Fabrik von Minhaus bei Koblenz aus. Ebenso nimmt das Sortiment der chemischen Fabrik zu Neusalzwerk in Westphalen eine bedeutende Stelle ein. Von den österr. Produkten sind die Chemikalien von Wagemann von Säckel bedeutend. Schöne Farbensortimente sind von Puscher und von Gademann in Nürnberg, schönes Ultramarin von Wolf in Schweinfurt ausgelegt worden. Unter den reichen Siegellackproben verdienen diejenigen von Winter in Wien und Säger in Nürnberg vorzugsweise erwähnt zu werden.

Mannigfaltiges.

Eine auffallende Erscheinung zeigt sich seit etwa acht Tagen auf der Elbe in der Gegend von Wittenberg. Es herrscht ein solches Sterben unter den Fischen, daß man den Fluß mit Tausenden von todten bedeckt sieht; die schönsten und größten Aale z. B. erblickt man auf dem Wasser und am Ufer mit dem Tode kämpfend. Bis jetzt ist der Grund dieses Uebels noch nicht ermittelt, die Anhäufung der todten Fische aber so groß, daß die Luft durch deren Fäulniß im Sonnenbrand förmlich verpestet wird. In Folge dessen haben die Behörden Anstalten treffen müssen, die Fischcadaver zu sammeln und zu vergraben.

Das Kreisgericht in Frankfurt a. d. O. fordert die unbekannten Erben des dort verstorbenen Regierungssekretärs a. D. Friedr. Wilh. Weise auf, ihre Rechte an dessen Nachlaß von 97,279 Thlrn. geltend zu machen.

Buchstaben-Räthsel.

Fünf Laute nennen einen Zustand dir,
Beklagenswerth, wer immer ihn auch leide,
Sey's Einer, sey's ein Haus, ein ganz Revier,
Ein Volk, die Menschheit auf des Erdballs Weite:
Denn unter seinem Druck seufzt Alles schwer,
Was athmet, was sich regt und fühlt im Leben;
Auf plattem Lande wie auf off'nem Meer
Ist Wandelbares stets ihm preisgegeben;
Oftmals verhänget ihn des Schicksals Hand,
Oft Krieg und Pest, oft Wuth der Elemente,
Der Leidenschaften ungezähmter Brand
Zeugt ihn allwärts in jeglichem Momente.

Kennst du das Wort? Du schaffst ein neues d'raus,
Machst du zum letzten nur das erste Zeichen:
Es spricht jetzt einen Theil von deinem Körper aus,
Der ihm zur Stütze dient beim Steh'n und Weichen;
Ist dieser Theil gestört, so hinkt der Gang
Und aus ist es mit Tanzen und mit Springen.
Kopf ab dem Wort: es tönt in seinem Klang
Das Grabgeläut' von allen ird'schen Dingen.
Noch einmal änderst du den Sinn alsbald,
Machst du zum letzten nun das zweite Zeichen:
Es nennt sich dir der Sel'gen Aufenthalt,
Den frommer Glaube hoffend wird erreichen.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 98. Dienstag, 15. August 1854.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

Hubert bewegte jetzt die Hand, auf welche er das Haupt gestützt hatte, und wandte ein Blatt im Buche mechanisch um; da erhob sich ein wunderschöner englischer Hühnerhund, welcher seither auf dem Teppich vor dem Kamin gelegen hatte, und legte neugierig seinen Kopf mit den klugen, fragenden Augen auf seines jungen Herrn Knie, — der aber schob das treue Thier sachte zurück und las weiter.

„Armer Melac!" sagte Frau von Greiers und lockte das Thier an sich — „nicht einmal einen Blick gönnt dir der Undankbare, an welchem du doch mit solcher Treue hängst! Du armes Thier bist das einzige Geschöpf unter uns, das vielleicht seinen eigenen Gedanken nicht nachhängen kann, und darum langweilst du dich."

Hubert blickte auf und in die Augen seiner schönen Nachbarin.

„Sie haben Recht, Cäcilie, unser Schweigen macht dem lieben Thiere bange. Ich weiß nicht, wie wir alle in diese melancholische Stimmung gerathen können. Lassen Sie uns doch plaudern, Papa, oder eine Partie Whist spielen, nur um die Stunden dieses stürmischen Abends hinwegzutäuschen."

„Nicht doch, Hubert, ich bin heute Abend nicht zum Spiel aufgelegt," versetzte der Graf; „ich erwarte noch unsern Anwalt, Herrn Bernhardi. Es ist nahezu neun Uhr — nach seinem Briefe sollte er schon eine Stunde hier seyn."

„Er wird noch kommen, Papa, der Regen hat die Wege aufgeweicht und ihn aufgehalten. Aber Sie sollten sich nicht so ausschließlich mit dem leidigen Prozesse beschäftigen, der Ihnen keinen Augenblick mehr Ruhe gönnt; verbannen Sie doch die Sorge aus Ihrer Seele — ich bin überzeugt, wir werden ihn gewinnen."

„Vielleicht!" erwiederte der Graf dumpf.

„Nein, gewiß! Vor wenigen Tagen waren Sie selber noch so hoffnungsvoll und zuversichtlich, bester Papa!"

„Damals war noch Manches zu hoffen," entgegnete der Graf und seine Stimme ward unwillkürlich unsicher. „Bernhardi schreibt mir, daß der Versuch eines Vergleichs, gegen welchen sich mein Stolz und mein Rechtsgefühl so lange energisch gesträubt, obschon der Anwalt immer hartnäckig darauf drang, gescheitert seye; er verheißt noch weitere wichtige Mittheilungen mündlich — die Stunde der Entscheidung naht heran, der Entscheidung, von welcher das Vermögen, die Zukunft, das Lebensloos meiner theuersten Angehörigen abhängt. Kinder, meine armen Kinder, wir sind wenig mehr als Bettler, wenn wir den Prozeß verlieren! Mein Sohn, Du weißt nicht, was Armuth heißt!"

„Denken Sie nicht an mich, bester Vater!" rief Hubert aufspringend und erfaßte die Hand des Greises — „ich bin noch jung, ich kann arbeiten, das Leben liegt noch offen vor mir und bietet mir gewiß eine Bahn, auf welcher ich meine Zukunft sichere. Aber Sie, bester Vater, Sie wären zu bedauern.... Doch es kann nicht seyn," fuhr er mit leidenschaftlicher Aufwallung fort, „wir können nicht verlieren — auf unserer Seite ist die Billigkeit, das Recht; es gibt keine Vorsehung, keine Gerechtigkeit mehr auf Erden, wenn wir verlieren!"

„Nicht solche Sprache, Hubert, die dem Christen nicht geziemt!" sagte der Graf verweisend. „Nicht das göttliche Gericht, sondern das Gesetz der Menschen entscheidet zunächst über uns, und wer weiß, ob es nicht abermals wider uns ist, wie in der vorigen Instanz. Ich wollte Euch

Digitized by Google

bisher nicht unnöthig ängstigen, meine Kinder; allein nun, wo die schwärzesten Befürchtungen sich haushoch vor meinem innern Blicke aufthürmen, wäre es Frevel, wenn ich Euch nicht auf den wahrscheinlichen Ausgang des Prozesses vorbereiten würde."

„Aber Sie erweckten doch stets die schönsten Hoffnungen in uns, Papa?"

„Leider that ich es, weil ich selber hoffte. Wir hoffen ja so leicht, was wir wünschen, meine Kinder. Allein seit einigen Wochen, seit ich die Ansichten eines berühmten Rechtsgelehrten über diese Streitsache kenne, hat sich meiner eine verzehrende Unruhe bemächtigt, die ich Euch zu Liebe in mir vergrub, ja die ich selbst unserer guten starken Cäcilie verhehlte."

„Die mir aber gleichwohl nicht entging," versetzte die Genannte und Thränen fielen auf ihre Arbeit nieder.

„Es war nicht Mißtrauen in Deine Seelenstärke, Hubert, was mich schweigen ließ," fuhr der Graf fort; „ich weiß, Du bist ein Mann vor den Jahren und bangst nicht vor dem Kampf mit dem Leben. Aber steh' Theodora an, dieses zarte Wesen, diese kaum entfaltete Knospe; sie arm zu sehen, sie in Noth hinterlassen zu müssen — dieser Gedanke drückt mir beinahe das Herz ab."

„Arm, Papa, arm? Bin ich das, so lange ich Sie habe?" rief die Jungfrau und schmiegte sich weinend an den Greis, in dessen Wimpern ebenfalls Thränen hingen. „Kann ich nicht arbeiten für Sie, für uns beide? Und wenn Sie einst — o Gott, ich kann den Gedanken nicht vollenden!... Aber habe ich nicht noch den Vater dort über den Sternen und Hubert und die liebe Cäcilie, die mich nicht verlassen wird?"

„Nein, niemals!" sagte Cäcilie und zog das holde Kind an sich. „Bin ich Dir nicht schon seit acht Jahren Mutter gewesen, Theodora? Nein, so lange Cäcilie noch einen Bissen für sich hat und Kräfte zur Arbeit, sollst auch Du nicht darben, mein Kind. Aber, Graf, ich bitte, ängstigen Sie sich und uns nicht mit diesen vagen Befürchtungen; lassen Sie uns dem Unglück gefaßter entgegensehen, denn es kommt ja Keinem von uns mehr unvermuthet. Schickt der Himmel einen schweren Schicksalsschlag, so gewährt er auch Kraft, denselben zu ertragen; das habe ich in meinem Leben vielfach erfahren!... Theodora, komm, laß uns den Thee bereiten und das Abendbrod auftragen, vielleicht kommt Herr Bernhardi heute nicht mehr."

„Doch, doch, er wird noch kommen — aber um so besser, wenn ihn ein Imbiß erwartet nach einer Fahrt von solchem Wetter!" versetzte Hubert und rollte den Speisetisch heran.

Es war üblich im Schlosse, am Abend die wenigen Dienstboten so wenig als möglich zu belästigen; man wollte nicht gestört seyn, und die beiden Damen unterzogen sich gewöhnlich der Arbeit, die Speisen aufzutragen, welche die Köchin im Vorsaal in das Büffet gesetzt hatte.

Kaum war der Tisch gedeckt, so ertönte die Glocke am Thorwege und gleich darauf rollte ein Wagen in den Hof.

„Es ist Bernhardi! Bleiben Sie, Papa, ich werde ihm entgegengehen und ihn empfangen!" rief Hubert, nahm einen Armleuchter vom Kamin und eilte hinaus.

Bald darauf führte er Herrn Bernhardi herein, der achtungsvoll grüßte und vom Grafen und den Damen mit besonderer Auszeichnung empfangen wurde. Der Graf bat ihn, sich sogleich zum Abendbrode zu setzen, und wies ihm den wärmsten Platz am Kamin an. Der alte Edelmann verleugnete sich nicht in ihm; so sehr er auch vor Begier brannte, über den Stand seiner Angelegenheiten etwas Näheres zu erfahren, so wollte er doch zuerst die Pflichten der Gastfreundschaft gegen einen Mann erfüllen, welcher um seinetwillen bei solchem Wetter einen Weg von acht Meilen zurückgelegt hatte.

Bernhardi war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, kalt, besonnen, ruhig, von klarem Verstande und erprobter Rechtschaffenheit. Die Mehrzahl der reicheren Fabrikanten des Bezirks vertrauten ihm ihre Rechtsgeschäfte an, und dies war in Graf Rödingens Augen das beste Zeugniß für des Mannes Tüchtigkeit und ehrenhaften Charakter. Der Verkehr mit dem Anwalte hatte von Seiten des Grafen fast die Wärme der Freundschaft erreicht und er vertraute ihm die Führung dieses Prozesses blindlings an.

(Fortsetzung folgt.)

Die Münchener Industrieausstellung.

Gruppe VI.

Meßwerkzeuge, Waagen, astronomische und musikalische Instrumente.

Diese Gruppe befindet sich ebenfalls auf der untern Gallerie. Die Gesammtzahl ihrer Aussteller beläuft sich auf 476; davon kommen auf

Digitized by Google

Bayern 172, auf Oesterreich 92, auf Preußen 50, auf Sachsen 34, auf Würtemberg 31, auf Hannover 14, auf Baden 24, auf Frankfurt 7 und auf Hamburg 9. Unter den Meßwerkzeugen sind besonders die Nivellir-Instrumente der astronom. Werkstätte des k. k. österr. polytechn. Instituts in Wien zu nennen. Waagen der mannigfaltigsten Art und zu den verschiedensten Zwecken sind besonders aus Bayern geliefert. Unter den optischen und astronomischen Instrumenten nimmt ein riesiges Fernrohr von März und Sohn in München den ersten Platz ein; es hat 12 Zoll Oeffnung und 18 Fuß Brennweite und ist seiner kolossalen Ausdehnung wie seiner schönen Arbeit wegen unter die großen plastischen Kunstwerke des Mittelschiffes aufgenommen worden. Ein anderes Fernrohr von März mit 72 Zoll Brennweite befindet sich auf der Gallerie. Von Baader in München ist ein ganz in Messing gearbeiteter Tubus ausgestellt, der seiner großen Schärfe und Klarheit wegen gerühmt wird. Unter den Musikinstrumenten verdient zunächst eine große von Zimmermann in München gearbeitete Orgel Erwähnung. Eine kleinere ist von Buttner in Nürnberg aufgestellt; dieselbe hat 10 Register und 2 Cylinder-Blasbälge. Ein Orgelwerk von 7 klingenden Registern ist von Orgelbauer Schäfer in Gmünd verfertigt. In Bezug auf die Einsendung von Fortepianos hat sich namentlich Oesterreich und Würtemberg hervorgethan, besonders ist die würtemberg. Handelsgesellschaft auch auf diesem Gebiete sehr thätig gewesen. Unter den Meistern, welche Harfen eingeliefert, ragt zunächst die Firma Dieudonné und Blädel aus Stuttgart hervor; ihr schließen sich Kühnhäuser und Schiedmayer aus Stuttgart, Hägele und Lutze aus Aalen, Raim und Günther aus Kirchheim an. Von den österreich. Ausstellern sind in erster Reihe Schneider und Seyffert aus Wien zu nennen. Aus Leipzig ist die Firma Breitkopf und Hertel würdig vertreten. Von preuß. Ausstellern nennen wir Adam aus Wesel und Westermann aus Berlin, welch letzterer ein Fortepiano aus Palisander geliefert hat. Aus Hannover ist Rittmüller und aus Frankfurt André besonders durch einen schönen Mozart-Flügel vertreten. Viele dieser Instrumente sind sehr kostbar gearbeitet und mit Schnitzwerk reich geschmückt, — die Preise der einzelnen Flügel steigen von 500 bis zu 2000 Thaler. Unter den Blasinstrumenten nehmen die aus Oesterreich die erste Stelle ein; eine besonders reiche Auswahl hat die Instrumentenfabrik von Cerveny in Königsgrätz, dann Stowasser in Wien und Schamal in Prag geliefert. Ein Sortiment schön gearbeiteter Violinen ist von Baader in Mittenwald ausgestellt. Mehrere Mandolinen und Cithern hat Tiefenbrunner in München geliefert; auch aus der Citherfabrik von Gleitz in Berlin sind Cithern vorhanden, während Uhlig aus Chemnitz sehr schöne Harmonikas eingesandt hat.

Gruppe VII.

Bekleidungsgegenstände. Lederwaaren und Rohleder.

(Untere Gallerie.)

Wir wenden uns jetzt zur siebenten Gruppe, welche die ausgedehnteste von allen ist. Sie nimmt nicht nur einen großen Theil der untern, sondern auch die ganze obere Gallerie ein und umfaßt außer den Wirk- und Webewaaren alle Gegenstände der Bekleidung, sowie die Lederwaaren und das Rohleder. Die Stoffe sind auf der obern Gallerie ausgelegt, während den Kleidungsstücken die untere angewiesen ist. Auch die größte Anzahl von Ausstellern vereinigt sich in der fünften Gruppe. Sie belauft sich im Ganzen auf 2727; davon aus Bayern 588, aus Oesterreich 550, aus Preußen 261, aus Sachsen 239, aus Würtemberg 170, aus Hannover 51, aus Baden 60, aus Kurhessen 31, aus Hamburg 11 und aus Frankfurt 9. Der ordnende Sinn hat auch hier die Aufstellung im Ganzen geschmackvoll durchgeführt. Während die Kleider auf besondern Gestellen oder auf den Formen von Gliederpuppen die Feinheit des Schnittes und die Sauberkeit der Arbeit dem Auge des Beschauers darbieten, finden sich Stiefel und Schuhe in zierlichen Gruppen zusammengestellt und zum Theil gegen Staub geschützt in besonderen Glasschränken vereinigt. — Unter den ausgestellten Kleidungsstücken tritt eine reiche Auswahl von milit. Uniformen, von Gerner aus München geliefert, hervor. Ausgezeichnete Pelzwaaren für Herren und Damen wurden von Wassermann und Jahn in München ausgestellt. Kirchen-Ornate hat Casaretto aus Crefeld und Galgner aus Kempten eingesandt. Unter den Damenstrohhüten findet das Sortiment von Nößl aus Frankf. a. M. vielen Beifall, während unter den Herrenhüten die Sortimente von Hauck aus Leipzig, Reif aus Aachen und Christian aus Wien beliebt werden. Reiche und geschmackvolle Sortimente von Schuhen und Stiefeln hat Demmer in Wien, Mohr und Horn, sowie der Hofschuhmacher Andresen in Berlin geliefert. Außer zahl-

Digitized by Google

reichen bayer. Ausstellern, welche auf dem Gebiete der Stiefelfabrikation ebenfalls Bedeutendes geleistet, sind noch die Lager von Dinges und Lechner in Mainz zu nennen. Unter den Glacéhandschuhlagern ist das von Boulogne und Budan in Prag am reichhaltigsten ausgestattet. Von den Sattler-, Riemen- und Taschenwaaren werden die Sättel von Papperitz in Dresden, die Stahlfedersättel von Tofft in Wien und die Geschirre und Sättel von Mayer in München gelobt. Schöne Reisekoffer sind von Großkopf in Wien, von Kolz in München, zierliche Damenkoffer von Eckstein in Würzburg geliefert worden. Unter den Ausstellern von Posamentierwaaren ragen Ebel in Berlin und Hetzner in Wien hervor. Vielen Beifall ernten die schönen Blumen- und Federarbeiten, die sich in der reichsten Auswahl vorfinden; auch J. M. die Königin Marie hat denselben wiederholt ihre Aufmerksamkeit gewidmet und namentlich aus dem Sortimente von Louis aus Berlin mehrfache Ankäufe gemacht. Mit Auszeichnung wird ferner die Blumenfabrik von Rummel in Ulm genannt. — Unter dem gegerbten Leder verschiedener Art finden die Saffiane und Marokins von Beck in Mühlhausen, von Samson und Fleischl in Wien, sowie von Döninger in Würzburg mehrfache Anerkennung. Stiefelleder, lackirtes Leder und andere lackirte Stoffe sind von Polar und Schön aus Prag in ausgezeichneter Qualität geliefert worden.

Mannigfaltiges.

Ein deutscher Künstler berichtet aus den Vereinigten Staaten: Viel Glück macht der Kupferstich nach Leutze's Gemälde: „Washington's Uebergang über den Delaware." Aber noch mehr Absatz fände er, wäre er — recht bunt illuminirt; Farben thun's. Bildhauer und Bildschnitzer finden hier einen ergiebigen Boden; denn mit jedem Tage steigt der Luxus im Innern der Häuser, in den Möbeln 2c., und zwar in einem Maßstabe, von dem man sich in Europa schwerlich einen Begriff macht. Decorationsmaler werden auch Glück machen, wissen sie nur für's Auge zu arbeiten und sind sie im Stande, die Launen der Yankee-Nabobs zu befriedigen. Höhere Kunstansichten und wie die Dinge heißen, für welche man daheim schwärmt, sind hier Contrebande, bringen keine Dollars ein und die sind doch bis jetzt noch das Endziel des ganzen nordamerikanischen Daseyns. Deutsche Mittelmäßigkeiten — sie müssen jedoch mit der Farbe zu handtieren wissen — können hier Absatz für ihre Arbeiten finden, namentlich in Schweizer-Landschaften und derben Genrebildern, dürfen sich aber keinem amerikanischen Spekulanten anvertrauen; denn der tölpelhafteste Yankee barbirt, wo es um die Dollars geht, den gescheidtesten Deutschen über den Löffel.

In Boston heirathete vor einigen Wochen ein Wittwer ein junges Mädchen und der Sohn des Mannes bot seine Hand der Mutter seiner Stiefmutter, welche den Antrag auch annahm. Durch diese Verbindung entstand nun ein ganz eigenthümliches Familienverhältniß: der Vater ist jetzt Schwiegersohn seines eigenen Sohnes, und seine Frau ist nicht allein Schwiegertochter ihres Stiefsohnes, sondern auch Schwiegermutter ihrer eigenen Mutter, während diese wieder Schwiegertochter ihrer eigenen Tochter ist; ebenso der Letztern Mann Schwiegervater seiner Schwiegermutter und seines eigenen Vaters.

Auf der Feuerwerkerschule zu Metz ist es jetzt gelungen, mit Congreve'schen Raketen von 1 Met. 10 Centimet. Länge und 9 Centimet. Durchmesser auf 5600 Met. (fast 1$^1/_2$ St. weit) zu feuern, wobei das mörderische Geschoß fast 5 Fuß tief in den Boden eindrang. Die mittlere Abweichung vom Zielpunkt betrug nicht mehr als 75 Met. (ca. 250 Fuß). Man glaubt es mit stärkeren Raketen bis auf 2 St. weit zu bringen.

Sylben-Räthsel.

Die ersten beiden meiner drei
Wünscht Mancher gerne wohl vorbei;
Doch freut sich ihrer der Soldat,
Der endlich sie errungen hat.
Die dritt' ist Zeichen heißer Liebe,
Ist Ausdruck wahrer Freundschaftstriebe,
Die wonniglich das Herz berauscht
Und magisch Seel' um Seele tauscht.
Gebt ihr die dritte bei den ersten mir,
So habt das bitt're Ganze ihr.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in № 97:
Elend, Lende, Ende, Eden.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 99. Freitag, 18. August 1854.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

Während des Nachtessens ward der Veranlassung von Bernhardi's Besuch mit keiner Sylbe gedacht; man bemühte sich allseitig, heiter und gefaßt zu erscheinen und die Gottesgaben unvergällt von Gram und Sorgen zu genießen, wie man es dem Gaste schuldig zu seyn glaubte.

Als die Mahlzeit vorüber war und die Unterhaltung etwas stockte, blickten der Graf und der Anwalt sich fragend an.

„Bitte, reden Sie ohne Zwang, bester Herr Bernhardi," sagte endlich Graf Hugo; „es sind ja meine theuersten Angehörigen, und was Sie uns auch zu berichten haben mögen, es wird uns Nichts unvorbereitet treffen. Wie steht es um Ihre Hoffnungen wegen des Ausgangs der Streitsache?"

Bernhardi zuckte die Achseln und erwiederte leise:

„Herr Graf, ich fürchte, wir sind im Nachtheil und werden verlieren."

Der alte Graf barg sein Gesicht in die Hände und lehnte sich in den Stuhl zurück.

„Meine Ahnungen," murmelte er, „sie haben mich nicht betrogen."

Seine Kinder und Cäcilie schmiegten sich an ihn und suchten ihn zu trösten.

„Worauf gründet sich Ihre Befürchtung, Herr Bernhardi?" fragte Graf Rödingen nach einer Weile.

„Auf die jetzige Sachlage, Herr Graf, und auf meine Kenntniß vom Charakter der Personen. Sie wissen noch nicht Alles; ich konnte Ihnen gestern nur in Kürze melden, daß der versuchte Vergleich fehlgeschlagen sey. Wie und warum es so kam, konnte ich Ihnen im Drang des Augenblicks nicht mehr melden. So erfahren Sie denn, daß Ihr Gegner, der Major Franz von Rödingen-Sieldorf, todt ist."

„Todt?" rief Hubert — „das wäre ja am Ende ein Glück!"

„Wenn er keinen Bruder hätte," versetzte der Anwalt achselzuckend, „oder einen Bruder, welcher ihm ähnlicher wäre; so aber hätte er nicht ungelegener sterben können, denn er war im Grunde ein edler Gegner."

„Das war er in der That," sagte Graf Hugo von Rödingen; „er glich mehr seiner sanften Mutter als seinem wilden, trotzigen Vater. Aber so schnell, so in der Blüthe des kräftigsten Alters starb er?"

„Durch einen Unglücksfall, einen Sturz vom Pferde, welcher ihm in Lille, seiner Garnisonsstadt, begegnete; er hatte die Schulter gebrochen, der Brand trat hinzu und er verlor das Leben so jäh, daß er kaum noch für seine Geschwister einige letzte Verfügungen treffen konnte. In Folge derselben hat er seiner Schwester, der Baronin Antonie, sein ganzes Allodialvermögen zugesprochen, seinem Bruder aber die Ansprüche auf den Prozeß, und wir haben nun statt eines edlen und loyalen Gegners einen sehr gefährlichen und verschmitzten, welchem kein Mittel unwillkommen seyn wird, wenn es nur zum Ziele führt."

„Sie haben Recht, Bernhardi; Clemens ist seines Vaters würdiges Ebenbild und von jeher sein Liebling gewesen. Schade um den Todten! Ich glaube ihn nicht höher ehren zu können, als durch das Bekenntniß, daß mir sein früher Heimgang herzlich wehe thut.... Und Baron Clemens? wo hält er sich jetzt auf? was wissen Sie von ihm?"

„Gestern Nachmittag hatte ich eine Conferenz mit ihm. Das Ergebniß derselben ist meine innige Ueberzeugung, daß die Vergleichsvorschläge,

Digitized by Google

welche er machte, nicht angenommen werden können, obschon ich mich nicht für befugt erachtete, ihm diesen bündigen Bescheid schon gestern zu geben. Ich werde morgen früh die Ehre haben, Herr Graf, sie Ihnen mitzutheilen," setzte er mit einem flüchtigen Seitenblicke auf Theodora, des Grafen Tochter, hinzu.

Diese verstand den Wink mit dem scharfen Instinkt der Liebe, stand auf und sagte gute Nacht. Auch Cäcilie erhob sich, um zu gehen, aber ein bedeutsamer Blick des Grafen lud sie zum Bleiben ein. Sie begleitete Theodora nach deren Schlafzimmer und kehrte dann zurück, als Bernhardi eben fortfuhr:

„Sie wissen, Herr Graf, daß der erste Gedanke an einen Vergleich von dem Major herrührte und daß seine Vorschläge ein neues Zeichen für seine Uneigennützigkeit waren. Unter der Bedingung, daß Sie einwilligen würden, Ihre Tochter nach erreichtem neunzehnten Lebensjahre mit Baron Clemens zu vermählen, sollte aller Streit niedergelegt und der Prozeß für immer eingestellt werden. Die Freiin Antonie sollte eine Jahresrente und für den Fall ihrer Verheirathung eine standesgemäße Mitgift erhalten und das Gut sammt dem übrigen Vermögen forthin zu gleichen Theilen zwischen dem Mannsstamme der beiden Linien getheilt bleiben. Für sich beanspruchte Freiherr Franz gar nichts; die Präbende als Malteser, die ihm schon seit der Wiege eigen, würde die Garantie geliefert haben, daß die freiherrliche Linie Ihres Hauses nur durch Baron Clemens fortleben sollte, und so schien wenigstens das Interesse Ihres Sohnes nicht allzu sehr bedroht."

„Genug, lieber Bernhardi! das Alles wissen Cäcilie und Hubert und sie kennen auch die Motive, vermöge deren ich die Vorschläge des Majors nach reiflicher Ueberlegung ablehnte. Das waren die Vorschläge eines Mannes, welchen ich trotz seiner feindlichen Opposition achten mußte; was bietet nun sein feiner Bruder?"

Bernhardi zuckte die Achseln und erwiederte:

„Er bietet nichts, Herr Graf, er fordert nur, aber so viel und so ungestüm, daß ich kaum hoffe, Sie werden Ihre Zustimmung dazu geben."

„Er ist also seines Sieges schon so gewiß, daß er fordert?"

„Das eben nicht, Herr Graf; er zweifelt wohl auch noch an seinem Erfolg, aber er ist kein bescheidener Gegner, wie sein Bruder gewesen, der auf billige Ansprüche abhob. Er ist ein schlauer, berechnender Mann, der da wohl weiß, daß, je höher seine Forderungen sich stellen, desto größer seine Errungenschaften werden — ein gewandter Spieler, der sich begnügt, heute die Bank nur um die Hälfte zu brandschatzen, um morgen pari mit ihr zu stehen, wenn ihm das Glück hold bleibt. Er hat durch des Bruders Testament sich zurückgesetzt gesehen; alle seine Aussichten beschränken sich auf den Ausgang des Prozesses und dessen Gegenstand, darum nimmt er vorerst lieber das Ei sicher, als die Anwartschaft auf die Henne. Auch hat er den Augenblick geschickt gewählt; er weiß, daß sein Gegner in ihm nun ein verzweifelten, gefährlichen Feind fürchten müsse."

„Aber was verlangt er denn?" fragte der Graf ungeduldig.

„Wenn Sie einwilligen, ihm an dem Tage, welcher zur Entscheidung des Prozesses terminirt ist, am nächstkommenden zwölften November, die Hand der Comtesse Theodora vor dem Altar zu geben mit der Hälfte des ganzen Vermögens und den Ansprüchen an das Majorat, falls Graf Hubert keine ebenbürtige Descendenz hinterließe — falls Sie für Lebenszeit mit einer Rente sich begnügen würden und Graf Hubert als volljähriger Agnat —"

„Halten Sie ein, Herr Bernhardi!" fiel ihm Hubert ins Wort — „ich bitte, ersparen Sie meinem Vater die Demüthigung, einen solchen Vorschlag zu Ende zu hören, dem ich niemals beipflichten werde!... Mein Vater! Herr Bernhardi! Cäcilie! Sie kennen mich alle, Sie werden mich nicht mißverstehen, wenn ich erkläre, daß ich niemals einen solchen Vergleich billigen werde. Wie? das Lebensglück Theodora's an einen solchen Mann zu hängen, der im Ruf eines Wüstlings steht, der keine Grundsätze hat? Und das Alles, um mir und dem Vater wenigstens einen Theil des ferneren Besitzes Dessen zu sichern, was uns nach göttlichem und menschlichem Rechte zukommt; um mich auf ein faules Lotterbette zu legen, sollte ich einwilligen, diese zarte Lilie dem Pesthauche dieses Menschen preiszugeben, dem ich niemals ohne Groll und Beschämung nahen, dem ich nie die Rechte eines Bruders einräumen könnte? Nein, beim Himmel, nein! für den Vater und Theodora zu arbeiten, ihnen Kraft und Leben zu widmen, für sie allen Besitzthümern und Freuden zu entsagen, die meine Kindheit und Jugend umgaben: dessen fühle ich mich wohl fähig; aber aus feiger Furcht vor Armuth und dem Verlust äußerer Ehre einen solchen Frevel zu begehen, dessen bin ich, dessen sind auch Sie, bester Vater, nun und nimmer fähig!"

Digitized by Google

Der alte Graf drückte seinem Sohne warm die Hand und blickte ihn feuchten Auges und wohlgefällig an.

„Sie hören, Bernhardi, er ist ganz mein Sohn!" wandte er sich dann an den Advokaten — „er hat mir aus der Seele gesprochen. Lassen Sie uns auf einen solchen Vorschlag Nichts entgegnen, sondern dem Gesetz und Rechte den Verlauf geben und unser Schicksal in die Hand der Vorsehung befehlen. Die Schläge des Schicksals können mein Gemüth beugen, meine Gesundheit untergraben, aber niemals mich vermögen, mit meiner Ehre, meinem Gewissen und meinem Vatergefühl in Conflikt zu treten."

„Ich hoffte keinen andern Bescheid und verwünschte die Nothwendigkeit, die mich zwang, die Entscheidung über diese Vorschläge Ihnen anheimzustellen," erwiederte der Advokat; „doch lieber wollte ich die betreffende Mittheilung mündlich machen, als meine Feder hiezu leihen. Baron Clemens gab mir drei Tage Bedenkzeit für Sie; treffen ihn bis zum Montag die entsprechenden Nachrichten nicht unter der Adresse, die er mir hinterlassen, so betrachtet er sie als abgelehnt."

„Nein, ich will ihm keine Hoffnung lassen, daß er mich durch seine Vorschläge ködere," sagte der Graf; „schon der Schein der Nachgiebigkeit geht mir wider das Selbstgefühl. Morgen wollen wir ihm antworten, für heute sind Sie allzusehr angegriffen und der Ruhe bedürftig. Gute Nacht denn, lieber Bernhardi! gute Nacht, Cäcilie und Hubert!"

Mit diesen Worten entfernte sich der Graf.

(Fortsetzung folgt.)

Die Münchener Industrieausstellung.

Gruppe VII. (Forts.)

Webe- und Wirkwaaren.

(Obere Gallerie.)

Wir begeben uns nun nach der obern Gallerie. Sie wird als der eigentliche Bazar der Ausstellung angesehen und wird namentlich vom weiblichen Publikum stark besucht. Es befinden sich hier außer den Garnen sämmtliche gewebte und gewirkte Stoffe, sowie die Färberei- und Drucksachen. Die Decoration der Gallerie ist je nach der Natur der ausgestellten Gegenstände eine sehr verschiedenartige und bietet durch ihre Abwechslung dem Auge eben so abwechselnde als anziehende Bilder. Die Gallerie ist theils durch Querwände in Nischen, theils durch Längswände in ausgedehnte Gänge getheilt. Von den Wänden der Nischen herab, wie von den langen Zwischenwänden hängen in bunter Farbenabwechslung die Tücher, die Shawls, die Wollen- u. Baumwollengewebe, wie auch zahlreiche Seidenstoffe. Drinnen in den Nischen, sowie unterhalb an den Längswänden sind meistens in Form von Ladentischen Gestelle angebracht, auf denen die kleineren Gegenstände, wie die Knopfwaaren, die Weißstikkereien, die Kanten und Spitzen, die Bänder und Hauben, vielfach unter Glaskästen, in reizender Zusammenstellung geordnet sind, daneben die Behältnisse mit den feinen Seiden- und Wollenstoffen, während die Fadenseide, sowie die Leinen-, Wollen- und Baumwollen-Garne in den mannigfaltigsten Gestaltungen von Pyramiden, Rollen und Säulen aufgeschichtet sind. Was zunächst die Tuchfabrikation betrifft, so ist hierin vorzugsweise Oesterreich vertreten; unter seinen Ausstellern glänzen namentlich die böhmischen und mährischen Fabrikanten, an deren Waare besonders auch die Güte der Färbung gerühmt wird, — Aufmerksamkeit erregen die glänzendweißen, weißgrauen, rothen, orangefarbenen und grünen Tücher, welche die Feintuchfabrik zu Namiest in Mähren geliefert hat; zahlreiche schöne Fabrikate sind aus Brünn gekommen; von böhmischen Tüchern sind diejenigen aus der Stadt Reichenberg ebenso zahlreich als mannigfaltig vertreten. Von Preußen sind Eberfeld und Aachen, sowie noch einige rheinische und schlesische Firmen, endlich die Firma Steinberg in Lockenwalde und die Gebrüder Busse in Potsdam zu nennen, — die Aussteller haben in der Güte der Waare die preußische Tuchfabrikation bewährt, aber sie werden durch den Reichthum der Sortimente von den Oesterreichern bei weitem übertroffen. Von würtemberg. Städten sind besonders Metzlingen, Reutlingen und Göppingen vertreten. Bayern selbst hat sich an der Tuchausstellung nicht so hervorragend betheiligt, als dies in andern Branchen der Fall ist. Von den sächs. Tuchfabriken nennen wir die Sortimente derjenigen von Kamenz, Bischofswerder, Döbeln, Großenhain, Längenfeld und Werdau. Wie an Tüchern, so hat auch in Seidenwaaren aller Art Oesterreich ebenso schöne als massenhafte Proben geliefert. Gesponnene und Rohseide ist besonders aus Roveredo in trefflicher Qualität vorhanden; unter den Einsendern stehen die Firmen Andelperger, Prost, Kobe und Suppatini obenan. Die Seidenstoffe von Schoppen in Wien, wie die von Schick und Lippmann in Prag finden großen Beifall.

Digitized by Google

Hell in Wien hat prachtvolle Seiden-Möbelstoffe in den verschiedenartigsten Mustern eingesandt. Glatte Seide ist von Reichert in Wien in bedeutender Auswahl am Orte. Schöne halbseidene Möbel- und Wagenstoffe, Brokatel-Möbelstoffe, aus Landseide gefertigte Waaren und rohe inländische Seide hat die Firma J. A. Hese in Berlin ausgestellt. In Seidensammt hat Bayern nur eine Probe geliefert; aus Oesterreich sind vier Fabriken vertreten; unter den preußischen Ausstellern befindet sich namentlich der geheime Commerzienrath Dirgarth aus Viersen mit einer herrlichen Auswahl von Stücksammt in allen Breiten bis zu 70 Zoll, sowie mit Sammtbändern, Westen- und Hutplüschen. In Wollenshawls macht Bayern durch die Menge seiner Aussteller mit Oesterreich und Preußen Concurrenz; was aber die Güte der Waaren betrifft, so stehen auch hier wieder einige Wiener Firmen an der Spitze. Vielen Beifall von Seiten der Damenwelt finden die Waaren von Haydler und Kubos in Wien; ebenso wird den Fabrikaten von Opdenhof und Hardung in Berlin Anerkennung gezollt. Prachtvolle Imperial-Damaste und Satin de laine wurden von Pressel in Chemnitz geliefert; auch andere Fabriken in letzterer Stadt, sowie welche in Reichenberg und Frankenberg haben in diesem Artikel die Ausstellung reich bedacht. Große Wollenteppiche sind von den Firmen Lichtenauer in Wien in sehr schöner Auswahl vorhanden. Fadenseide und Klingelgarn hat die badische Spinnerei und Zwirnerei am Hohenstein bei Schiltach eingesandt. Schöne Baumwollenstoffe, gefärbt, gebleicht wie ungebleicht, zu Mannsröcken wie Frauenkleidern sind von Weiß in Nürnberg geliefert. Auch aus Baden kamen mehrere große Lager von Baumwollenstoffen, namentlich gestrickte Baumwollenwaaren in besonders guter Auswahl von Montfort in Emmendingen, Herrmann in Güntherstthal und Köchlin in Zell. Baumwollene Bett- und Beinkleider-Zeuge sind von Baum in Nürnberg, Flanell und Molton von Zeller in München ausgestellt. Durch schöne Färberei in Seide, Wolle und Baumwolle zeichnen sich die Sachen von Prinz in Augsburg und Glimmer in München aus. Unter den Drillwaaren nimmt die Firma Drentl in Kulmbach eine hervorragende Stelle ein. Shirtings sind besonders aus dem Großherzogthum Baden vertreten. Im Gebiete der Leinengarne und Leinengewebe ist es wiederum Oesterreich, welches die reichsten Sortimente darbietet, — leinene Weberwaaren lieferte in schöner Auswahl Putscheck in Brünn, ebenso die gräfl. Harrach'sche Fabrik zu Panowitz in Mähren, ferner Höhnig Söhne in mährisch Schönberg, welch letztere Firma besonders auch durch seine Batistleinwand vertreten ist. Von preußischen Leinwandfabriken sind die westphälischen nur durch einige Herforter und die Bielefelder Firmen Springmann, Piderit, Callbrunn, Pollhof und Westermann vertreten, die zum Theil sehr schöne Waaren eingesandt. Schlesische Leinwand ist von Websky und Hartmann aus Westerwaldsdorf, sowie von Völkl in Langenbielau in schönen Sortimenten ausgestellt. In Bezug auf Weißstickereien nimmt Würtemberg den ersten Platz ein; namentlich haben die Firmen Neuberger Söhne und März in Stuttgart, sowie Neuberger und Mayer in Ulm und Maisch in Ravensburg herrliche Sachen eingesandt.

Mannigfaltiges.

Graf M. Arco-Kaltenhausen in München hat seine großartige Geweihsammlung zum Besten der Armen ausgestellt. Diese Sammlung ist wohl die größte und werthvollste der Welt. Graf Arco, selbst ein kundiger, tüchtiger Waidmann, sammelt seit dem Jahre 1829. Schon im Jahre 1850 suchte — jedoch vergebens — ein Engländer die Geweihsammlung um den Preis von 30,000 Pf. St. zu acquiriren. Ein großer mit Jagdgemälden decorirter Saal enthält in schön geordneter Aufstellung rings an den Wänden beiläufig 3000 Geweihe von Hirschen, Rehböcken, Elennthieren, Gemsen zc., und zwar die kostbarsten, seltensten Normal- und Abnorm-Exemplare, Riesenkronen von Edelhirschen und wunderbare Gestaltungen von Rehgeweihen, so daß ihre Zusammenstellung einen phantastischen Ueberblick der Waffenzier aller flüchtigen Wald- und Bergbewohner darbietet, wie sie nirgends und nimmer gesehen werden. Die Möbel des Saales sind lediglich auch nur aus Geweihen gefertigt und mit dem edelsten Schnitzwerk geziert, ebenso die schmucken Lustres, die an der Decke schweben.

Am 2. August verschied in Berlin im 84sten Lebensjahre der geheime Hofrath Carl Heun, als Schriftsteller unter dem Namen H. Clauren bekannt.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 100. Sonntag, 20. August 1854.

Der Choleraflüchtling.

◡◡—◡◡—◡◡—◡◡—
◡—◡◡—◡—◡◡—◡
◡—◡—◡◡—◡◡—◡

Und sie kommt und sie naht sich im struppigen Haar,
Die Würg'rin mit stierem, gierigem Blicke;
Sie schleicht umher mit dämonischer Tücke
Und erhebet als gräßlichen Opferaltar
Die glühenden Molochsarme mit Schweigen —
Erfüllt sind Schlösser und Hütten mit Leichen.

Und sie schreitet heran auch zum stolzen Palast;
Am Thor ihr begegnet Krösus der Zweite:
Ihn mißt verwunderten Blicks von der Seite
Und gar fürchterlich scharf der entsetzliche Gast;
Doch Krösus enteilt dem Todesverkünder —
Im tiefsten Herzen erbebet der Sünder.

„Ist vorüber die grausige Furiengestalt?
Ha, Luft! Wie beklemmt das Herz war im Busen,
Als hätten schlangenbehaarte Medusen,
Die Megären mich schon in der Schreckensgewalt!
Doch nun? — Ich entschlüpf' ihr listig im Nebel,
Und spotte ihrer! — Erwürg' sie den Pöbel!"

Und noch ehe der Tag in die Nacht sich gesenkt,
Schon hatte der dampfbeflügelte Wagen
Weithin den Choleraflüchtling getragen;
Und in südlicher Stadt er gesichert sich denkt.
Schon schwelgt er beim sinnberauschenden Mahle,
Ahnt nicht, zu schlürfen aus letztem Pokale.

In dem wildesten Taumel bacchantischer Lust
Da öffnet die Thür sich geisterhaft leise:
Es tritt herein in gespenstiger Weise
Die Gesandtin des Tods, die kein Herz in der Brust;
Sie naht sich dem Flüchtling tödtenden Hauches —
Schon krümmt er machtlos sich, brechenden Auges.

„Mein Gebieter, der Tod, dem die Wege bewußt
Der Sterblichen all, hat gestern befohlen,
Aus diesem Saale dich heute zu holen,
Weil du fröhnest allein nur der sinnlichen Lust!
Drum staunt' ich, als gestern sorglos dich schreiten
Ich sah so fern in den nördlichsten Weiten;

„Und drum maß dich so scharf mein verwunderter Blick!
Dem Tod zu entfliehen, warst du gesonnen —
Bist selbst der sicheren Stätte entronnen!
D e n n n o c h N i e m a n d e n t f l o h d e m v e r h ä n g t e n G e s c h i c k.
U n d w e r s i c h v e r m i ß t, e s k l ü g l i c h z u w e n d e n,
D e r m u ß e s s e l b e r e r b a u e n d v o l l e n d e n!" *)

Karl Enslin.

*) Schiller, Braut von Messina, letzte Scene.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

2.

Bernhardi war mit einem Diener weggegangen, um sich schlafen zu legen, und Graf Hubert hatte ihm noch bis zur Thüre des Vorsaals das Geleite gegeben. Als er in das Zimmer zurückkehrte, wo die Familie den Abend verbracht hatte, fand er Cäcilie noch daselbst.

„Cäcilie," sagte Hubert, „Sie sehen mich so fragend an — Sie wollen mit mir reden?"

„Ja, lieber Vetter, ich erwartete Sie; ich sehe, daß Etwas in Ihnen vorgeht, was auf eine neue Katastrophe deutet. Sie brüten über einem Entschluß, Hubert, über einem gewagten, entscheidenden Schritt. O leugnen Sie es nicht, Hubert! ich ahne Alles — Ihr Auge hat noch nicht lügen

Digitized by Google

gelernt. Was haben Sie vor? was wollen Sie thun?"

„Nicht doch, Cäcilie, Sie irren! Ich bin noch nicht zu einem Entschluß gekommen — später, später sollen Sie Alles erfahren!" versetzte Hubert ausweichend.

Die schöne Frau nahm seine beiden Hände, blickte ihm gerührt und bittend ins Gesicht und sagte:

„Nein, nicht so, Hubert; so entkommen Sie mir nicht! Sie müssen sich mir mittheilen; ich heische es im Namen unserer Freundschaft, unserer Blutsverwandtschaft, im Namen der Liebe, die Sie für die arme Theodora haben — reden Sie, theilen Sie sich mit!"

Sie bat so rührend, sie schmiegte sich so freundlich an ihn, daß er nicht widerstehen konnte.

„Nun ja, Cäcilie!" rief er mit gepreßter Stimme und seine Augen füllten sich unwillkürlich mit Thränen — „so erfahren Sie es denn: ich gehe fort von hier, in die Fremde, weit in die Welt hinaus, wo Niemand mich kennt, um mir eine Bahn zu brechen oder — zu sterben.... Nein, unterbrechen Sie mich nicht; das Unglück lastet zu schwer auf unserem Haupte, als daß ich des Vaters Seelenpein und die zertrümmerte Zukunft der Schwester länger mit ansehen könnte. O, nicht für mich ist mir bange, nicht um meinetwillen gräme ich mich; aber den edlen, gütigen Vater leiden zu sehen, die Schwester bald als hilflose Waise zu erblicken — o Cäcilie, das drückt mir beinahe das Herz ab, um so mehr, als ich den Schmerz noch in der tiefsten Seele verschließen muß. Die Zweifel am Siege unserer gerechten Sache, welche der Anwalt heute Abend ausgesprochen, das Gelingen der tückischen List, mit welcher Vetter Clemens uns zu umstricken sucht, haben alle meine Hoffnungen niedergeschmettert, und ich sehe nur noch einen tiefen Abgrund voll dichter, rabenschwarzer Finsterniß vor mir, in welchen ich mich ja freudig hinunterstürzen wollte, könnte dadurch nur dem Vater, Theodoren und Ihnen geholfen werden!"

„Fassen Sie sich, Hubert! Sie gehen zu weit in Ihren Befürchtungen wie in Ihrem Schmerze!" entgegnete Frau von Greiers. „Ich habe schon schwerere Schicksalsschläge überstanden und bin doch nur eine schwache Frau. Wer im Bewußtseyn seines Rechts und mit gutem Gewissen das Haupt noch muthig erheben darf, der ist niemals ganz unglücklich; ich habe Unrecht erfahren, aber deßhalb bin ich doch nie an der Vorsehung und an meiner eigenen Kraft verzweifelt — ich habe aber auch niemals blindlings an mein Glück und an die allgemeine Bestimmung der Menschen zum Glücke geglaubt, sondern im Zweifel daran mich stets geprüft und meine eigene Kraft gestählt und dadurch alles Ungemach überwunden."

„Ich weiß es, Cäcilie, Sie sind muthiger und stärker als ich und erfassen mit klarerem Blicke die Verhältnisse. Auch ich wähnte mich stark, aber als ich den Vater heute so gebeugt sah, da war ich meiner selbst kaum mehr mächtig."

„Und doch sprachen Sie ihm noch Muth ein, Hubert, und sprachen so schön, so mannhaft und edel, daß ich ganz stolz auf Sie ward. Aber ich ahne, was Sie entmuthigt; Ihr Vorhaben, ein verzweifelter Entschluß, zersplittert Ihre Kräfte, und deßhalb wanken Sie. Was wollen Sie beginnen, Hubert? wohin wollen Sie gehen?"

„Ich gehe nach Griechenland, um als Philhellene der Sache der Menschheit und des Christenthums zu dienen!" erwiederte Hubert mit einem gewissen stolzen, begeisterten Selbstgefühl. „Die ganze Jugend von Hellas ist wie Ein Mann aufgestanden gegen die türkische Tyrannei, und wenn es sich irgendwo schön und groß stirbt, so ist es auf jenem Boden und für jene Sache!"

Cäcilie sah ihm ernst ins Auge und erfaßte seine Hand.

„Dieses Vorhaben werden Sie nicht ausführen, lieber Hubert!" sagte sie. „Ich ehre den ritterlichen Sinn und Enthusiasmus, welcher dieser Idee zu Grunde liegen mag; aber ein solches Unterfangen ist Ausfluß einer falschen Thatkraft, einer unmännlichen, thörichten, der Verzweiflung nahen Bitterkeit. Wie? sterben wollen Sie, der Sie kaum erst zu leben begonnen? und sterben für eine Sache, die, wie schön und erhaben sie auch immer seyn mag, doch keinerlei Ansprüche an Ihre Aufopferung hat, während hier die heiligsten Pflichten des Sohnes und Bruders Sie auffordern, für die Ihrigen zu leben und zu wirken?... Nein, Hubert, Sie wären nicht der Sohn Ihres Vaters, wenn Sie so weit sich vergessen könnten, diesem Phantom nachzujagen und ein kostbares, theueres Leben muthwillig hinzuwerfen!"

„Kostbar? theuer?" entgegnete Hubert bitter und wandte sich mit gerungenen Händen ab — „wer wird mich vermissen, wenn ich nicht mehr bin?... Wem bin ich kostbar? Cäcilie, wie können gerade Sie so reden?"

„Freveln Sie nicht, Hubert!" rief Frau von Greiers lebhaft — „stoßen Sie sich nicht selbst mit blindem Aberwitz den Pfahl ins Fleisch!

Digitized by Google

Sind nicht Sie und Theodora dem Grafen ein unbezahlbarer Schatz? Würde nicht Theodora mit Freuden nicht nur ihre Zukunft, sondern auch ihr Leben jenem Baron Clemens opfern, könnte sie Ihnen nur die Hälfte des jetzigen Besitzes sichern?"

„Ja, sie liebt mich wohl, Cäcilie; aber ich rede von einer andern Liebe, die Sie verschmäht haben."

„Armer Hubert! ich hätte Sie nicht für so schwach gehalten!" entgegnete Frau von Greiers, unwillkürlich selbst weinend. „Sie erliegen dem ersten Schmerz und peinigen in Ihrer Bitterkeit mit Wollust Diejenigen, denen Sie so theuer sind! Rühren Sie die alten Erinnerungen nicht auf, Hubert, ich bitte Sie; denn das Andenken an jene Thorheit schmerzt mich!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Münchener Industrieausstellung.

Gruppe XII.

Plastische Kunstwerke.

Wir kommen nun zu den Gegenständen der zwölften und letzten Gruppe. Wir haben es hier mit künstlerischen Arbeiten zu thun, welche theils durch das Material und seine Behandlung der Industrie nahe stehen, theils aus ornamentalen Rücksichten einen Platz im Glaspalaste erhalten haben. Bei der Ausstellung dieser Werke war das Hauptaugenmerk darauf gerichtet, die hervorragenden großen Figuren und Gruppen gleichsam als Mittelpunkt der Gesammtausstellung in die Mitte des Hauptschiffes zu bringen, so daß dieselben dort in langer Reihe sich aneinander schließen, während die kleineren Sachen durch den ganzen untern Raum des Palastes zerstreut sind. Von den 141 Ausstellern dieser Gruppe gehören 77 Bayern an, aus Preußen haben sich 20, aus Oesterreich 11, aus Hannover 6, aus Baden 2 und aus Frankfurt 1 betheiligt.

Wir wenden uns unter den kleineren Gegenständen zu den schönen Schnitzarbeiten und treffen hier sogleich auf ein vielbewundertes Kunstwerk des verstorbenen Korkschnitzers Franz Anselm aus Aschaffenburg, das Amphitheater in Nismes darstellend. Das äußerst zierlich ausgeführte Modell, welches getreu den heutigen Zustand dieses geschätzten Ueberrestes römischer Baukunst wiedergibt, ist von den Angehörigen des Künstlers eingesandt worden. Unter den Holzschnitzarbeiten finden sich namentlich zwei schöngearbeitete Hausaltäre in Cedernholz von Bildhauer Halbig in Würzburg und Werndel in München. Vorzügliche Photographieen, sowohl Portraits als Gebäude und Landschaften, hat der Photograph Hanfstängl von München geliefert; andere sind von Locherer, Christfeld und Frölich in München, während der Glasermeister Hildebrand und der Glasmaler Böhm schöne Glasmalereien ausstellten. Von Frhrn. v. Minutoli in Liegnitz wurden 95 Daguerreotypen aus den Sammlungen des Minutoli'schen Instituts zur Veredlung der Gewerbe und ebenso eine Sammlung von Photographieen eingesandt. — Die meisten vorhandenen Statuen und Büsten sind von Zinkguß, nur wenige von Erzguß oder Marmor. Unter den Zinkgußsachen sind zuvörderst die ciselirten und galvanisirten Arbeiten hervorzuheben, zu denen namentlich auch eine Nachbildung der Kiß'schen Amazone im verkleinerten Maßstabe gehört. Sehr Vollkommenes hat auf diesem Gebiete Geiß aus Berlin geliefert, auch von Poll aus Berlin sind gute Sachen vorhanden. Sodann hat Widumann in München eine Jägergruppe gearbeitet, welche von Fr. Müller in Zink gegossen ist. Von den Erzgüssen sind vor Allem die von H. v. Müller, Vorstand der k. Erzgießerei in München, gegossenen kolossalen 13 Fuß hohen Statuen der Amerikaner Henry und Jefferson zu nennen. Der Bildhauer Loeb von München hat auf dem Gebiete der Gypsbildnerei schöngearbeitete Brunnenmodelle geliefert, namentlich Danaiden-, Wallroß- und Schwanenbrunnen. Von Hönig in München wurde eine Gruppe, Amor und Psyche, und eine andere, Bachus und Ariadne, geliefert. Unter den Marmorwerken ragt die von Xaver Schwanthaler gearbeitete große Gruppe: „König Otto in Mitte des wieder beruhigten Hellas" hervor; sie ist zur Giebelgruppe für die Propyläen bestimmt. Derselbe hat auch einen „Erlöser der Welt", sowie größere und kleinere Gypsstatuen ausgestellt. Ein schönes Relief in carrarischem Marmor, die drei Frauen am Grabe darstellend, ist von Lossow in München gearbeitet. Die Stuttgarter Künstler Pelargus und Güllenstein haben mehrere größere Thiergruppen und Jagdscenen in bronzefarbiger Gypsbildung ausgestellt. Noch andere Thiergruppen stammen aus Würtemberg und sie gehören sicherlich zu den anziehendsten und amüsantesten Gegenständen der ganzen Ausstellung; es sind die in London so beifällig aufgenommenen Arbeiten des in seiner Kunst, ausgestopfte Thiere in entsprechenden Situationen und Gruppen zu verbinden, augenblicklich vielleicht einzig dastehenden

Digitized by Google

Herrn Plouquet aus Stuttgart. Wir finden hier in überraschender Naturtreue sowohl Scenen aus dem Thierleben selbst, als Parodieen auf die Seltsamkeiten und Schwächen menschlichen Thuns und Treibens, indem die Thiere als Träger des spottenden Humors erscheinen. Leider können wir auf die Einzelheiten hier ebensowenig eingehen, als bei andern Gruppen. Wir haben uns überhaupt darauf beschränken müssen, beim Gesammtüberblicke nur die Hauptsachen hervorzuheben und sind dabei bestrebt gewesen, aus jedem Gebiete das Hervorstehende nicht blos wie es dem Laien, sondern wie es auch zahlreichen Fachmännern als gediegenes Werk in die Augen fiel, nach Gebühr zu würdigen.

In den nächstfolgenden Blättern werden wir nun auch über die mit der Industrieausstellung verbundene Kunstausstellung berichten.

Mannigfaltiges.

Shakespeare soll, wie das „Athenäum" meldet, ein kolossales Denkmal errichtet werden. Dasselbe würde eine gegossene Bildsäule des Dichters von hundert Fuß Höhe enthalten. Das Innere soll hohl und in drei Stockwerke getheilt seyn, deren jedes einen runden Saal von 15 Fuß Höhe und 80 Fuß Umfang bildete. Diese drei Säle sollen mit Basreliefs aus Shakespeare'schen Stücken geschmückt und in dem ersten Saal außerdem noch Bildsäulen der Königin Victoria und des Prinzen Albert aufgestellt werden. Eine Wendeltreppe würde zu allen Stockwerken führen. Von dem höchsten würde man durch die Augen der Bildsäule, welche im Verhältniß zur ganzen Größe 2 Fuß hoch werden sollen, einen Ueberblick über London erhalten. Das Innere des Denkmals würde durch den obern Theil des aus Krystall zu bildenden Kopfes und durch eine große Menge unten nicht sichtbarer Oeffnungen erhellt. Das Fußgestell dieses Kolosses soll von Stein und das Denkmal auf Primrose Hill errichtet werden.

Für die Architekten aller Länder ist in Lille ein Concurs zum Entwurf eines Kirchenplanes im Spitzbogenstyle des 13. Jahrhunderts eröffnet. Die der heiligen Jungfrau, Notre-Dame de la Traille, geweihte Kirche soll eine Länge von 360 Fuß haben und ist für den möglichst einfach gehaltenen Rohbau, ohne alle innere Ausstattung, auf 3 Mill. Fr. veranschlagt. Die Projekte müssen am 1. April 1855 eingereicht seyn und werden die drei besten mit Prämien von 6000, 3000 und 1000 Fr. honorirt.

Alle englischen Auswandererschiffe sollen, nach einer Bestimmung des Hauses der Gemeinen, von nun an das Paratt'sche Rettungsfloß führen. Es besteht aus Röhren von Kautschuk, die von Leinwand und Netzwerk dergestalt umgeben sind, daß mittelst Querbarren, woran das Netzwerk befestigt ist, das Ganze in sehr kurzer Zeit zu einem platten Fahrzeuge entfaltet werden kann, welches fähig ist, im Falle eines Schiffsbruchs hundert Personen und darüber sicher mitten durch Wogen und Brandung zu retten.

In Eisenach hat unlängst eine eigenthümliche Versteigerung stattgehabt. Dieselbe betraf die gefertigten Arbeiten für die von der verwittweten Großherzogin behufs Unterweisung unbemittelter Kinder in weiblichen Arbeiten gestiftete Industrieschule. Die schönsten und kostbarsten Arbeiten waren von der Herzogin von Orleans und ihren beiden Prinzen gefertigt. Die Herzogin hatte schon seit Monaten jede freie Stunde benutzt, um zwei prachtvolle Kissen und einen ebenso prachtvollen Musikstuhl zu sticken; der Graf von Paris fertigte einen sehr schön geschnitzten Blumentisch und der Herzog von Chartres eine Etagere und einen Hühnerkorb, in welchem sich zwei von ihm selbst großgezogene Hühner befanden. Der Erlös war ein sehr namhafter.

Für die Bierproduzenten und Biertrinker scheint sich dieses Jahr als ein äußerst ergiebiges anstellen zu wollen. Während nämlich noch vor wenigen Wochen in Baden und der Pfalz der Durchschnittspreis der Gerste auf der enormen Höhe von 17 fl. pr. Malter gestanden hat, ist derselbe jetzt auf die Summe von 7 fl. 30 kr. gefallen, für welchen Preis eine Neuwieder Bierbrauerei eine ziemliche Quantität von daher erstanden hat. Auch erwartet man ein bedeutendes Fallen des Hopfenpreises, da die diesjährige Ernte eine günstige zu werden verspricht.

Auflösung des Sylben-Räthsels in № 98:

Abschiedskuß.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 101. Dienstag, 22. August 1854.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

Frau von Greiers fuhr in etwas weniger verweisendem Tone fort:

„Wohl liebe ich Sie nicht mit jener Liebe, die Sie von mir begehrten, Hubert; aber sehen Sie nicht gerade in dem Schmerze, der mich erfaßt über Ihrem Entschlusse, Ihr Leben für eine fremde Sache auf's Spiel zu setzen, daß Sie mich verkennen?"

„Wirklich, Cäcilie?" rief der junge Mann mit Leidenschaft — „ich bin, ich war Ihnen werth? Allein warum wiesen Sie mich denn damals so schnöde ab, als ich drunten in der Geisblattlaube Ihnen gestand, daß Sie mir so unendlich theuer sind, daß ich ohne Sie nicht leben könne? O Cäcilie, darf ich noch hoffen?"

Sie konnte es nicht wehren, daß er ihre Hand mit stürmischen Küssen bedeckte; aber seinem fragenden Blicke fast zürnend, erwiederte sie:

„Hubert, nichts mehr von jenen Täuschungen des Herzens!" und mild aber ernst fuhr sie dann fort: „Vertreiben Sie mich nicht aus dem Asyle, welches Ihr Vater mir einst angeboten, als er noch in besseren Umständen war; seyen Sie nicht so grausam, uns Alle unter einem solchen leidenschaftlichen Egoismus leiden zu lassen! Nein, seyen Sie ein Mann, wie Sie es heute Abend waren, als Sie mich stolz auf Ihre Freundschaft machten. Werfen Sie hinter sich, was Sie einst für mich gefühlt, Hubert, denn es war ein Mißgriff, eine Täuschung der Jugend, wenn auch eine schöne, reizende. Ich bin zwölf Jahre älter als Sie und werde nie wieder jene Liebe bergen, die Sie heischen. Von Ihnen aber wäre es grausam, wollten Sie verlangen, daß ich Ihnen Gefühle heucheln solle, die mir fremd sind, damit Sie mich um so sicherer verlassen und — verachten, wenn der Wahn zerstob, der sie bethörte, wenn die Vernunft Ihnen gezeigt, daß Sie eine welke Blume in unsinniger Verblendung für eine duftige Knospe hielten.... Ach, mein Freund! noch wissen Sie nicht, was Liebe heißt. Es wird einmal ein Tag kommen, wo Sie erfahren werden, was eigentlich Liebe ist, und wo Sie im Gefühl einer unnennbaren Seligkeit sich einer Thorheit anklagen werden, daß Sie jemals Ihre kindische Neigung für mich Liebe nannten. Eine andere, bessere Frau wird Sie lieben und die Ihrige werden!"

„Nicht doch, Cäcilie; wer sollte mich lieben, den Armgewordenen? Sie kennen mich auch in diesem Stücke nicht. Würde mich jemals eine heftige Leidenschaft für eine junge Dame erfassen, die schön, reich und von guter Familie wäre, so würde ich dieses Gefühl auf ewig in mir vergraben, damit man nicht hinter meiner Werbung Eigennutz argwöhne."

„Seyen Sie ohne Sorgen deßhalb, Hubert! ich kenne Ihren Edelmuth und Stolz in diesem Stücke und achte Sie darum höher. Allein glauben Sie mir, eine junge Dame, welche Sie liebt, wie Sie geliebt zu werden verdienen, und der Sie selbst wahre Liebe entgegentragen, wird Sie niemals einer solchen niedrigen Berechnung fähig halten und Ihnen auch den Muth geben, frei und unbekümmert um das Urtheil der Neidischen um sie zu werben O mein Freund! Sie dürfen noch nicht verzagen; vor Ihnen liegt noch eine reiche, weite Zukunft. Aber das Leben will zunächst Proben von Ihrem Muth, Ihrer Ausdauer und Standhaftigkeit, von Ihrer Entsagung und Thatkraft, und wenn Sie diese Probe bestehen, lacht Ihnen auch das Glück wieder."

So fuhr Cäcilie fort ihm zuzusprechen. Niemand kannte alle geheimen Fibern seines Charak-

Digitized by Google

ters und Gemüthes so genau als sie; keine Frau vermochte so zu trösten wie Frau von Greiers, die so viel erlebt und so manchem Ungemach eine kühne Stirn geboten. Sie zeigte ihm, daß sein Entschluß, nach Griechenland zu gehen und für dessen Freiheit zu kämpfen, ein allzu romantischer sey, um seine eigene Thatkraft auf die Dauer zu befriedigen; daß er sich von jenem Modedrang und jener negativen Energie habe hinreißen lassen, die gerade in diesem Augenblick in der deutschen Jugend gähre und in den Zeitungen genährt werde. Sie führte ihm noch ernster als vorher zu Gemüthe, daß es die Pflichten gegen seine Lieben mit Füßen getreten heiße, wenn er dort für eine fremde Sache Gesundheit und Leben auf das Spiel setze, während seine höhere Bestimmung ihm klar bewußt seyn sollte — die Bestimmung, durch eigenes Verdienst und Bemühen sich wieder auf jene Stufe emporzuschwingen, die seine Ahnen einst innegehabt, durch eigenen Werth den überkommenen Ruhm des ererbten Namens fortzupflanzen.

Lange, lange hatte sie so gesprochen, er ihr mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Es ging in ihm eine Umwandlung vor, die sogar auf seine Züge einen Reflex warf; er fühlte die Wahrheit in Cäciliens Worten und sie wirkte um so tiefer, gerade weil sie von ihr kam.

Hubert stand endlich auf, erfaßte beide Hände der hübschen Frau und sagte mit thränenfeuchten Augen:

„Genug, Cäcilie, ich gebe mich besiegt! Sie sollen nicht umsonst an mein besseres Selbst appellirt haben. Ja, ich gestehe, ich war kindisch; aber es soll nun anders werden mit mir. Doch was soll ich beginnen? welchem Berufe soll ich mich widmen?"

„Davon später, lieber Vetter!" entgegnete sie. „Versprechen Sie mir, keinen Schritt in nächster Zeit ohne mein Vorwissen zu thun und an meine treue, uneigennützige Freundschaft zu glauben, so wollen wir schon eine Laufbahn für Sie finden!"

„Nun denn, ich verspreche es, wenn gleich Freundschaft ein kaltes Wort ist für das, was ich jetzt für Sie fühle, Cäcilie!" rief er und umschlang sie heftig mit beiden Armen. „Sie sind mein guter Genius — Sie haben mich gerettet! O, warum sind Sie nicht um ein halbes Menschenalter jünger, herrliche Frau?"

„Gottlob, daß ich's nicht mehr bin, Hubert, sonst wäre ich eine Thörin, die Ihre Verblendung theilen würde, und könnte Ihnen nicht mit Rath und That helfen! — So aber," setzte sie hinzu und entwand sich ihm mit einem flüchtigen Kuß, den sie ihm mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit auf die Stirn gehaucht — „so aber hat es die Vorsehung besser gemacht. Und nun gute Nacht, mein Freund!"

Sie verschwand durch eine Seitenthür und Hubert suchte ebenfalls sein Zimmer, jedoch noch nicht die Ruhe. Es wirkte in ihm nach, was Frau von Greiers in seine Seele gelegt, und ihm bedünkte, er schaue nun mit anderem, schärferem Blicke und gereifterem Urtheil in die Zukunft.

(Fortsetzung folgt.)

Erste allgemeine deutsche Kunstausstellung in München.

Der süddeutschen Metropole des Kunstlebens ward die Auszeichnung zu Theil, mit einer Ausstellung von Werken der Kunst aus allen Theilen und von den ersten Künstlern Deutschlands beschickt zu werden und so eine neue Zierde in ihrem Innern erstehen zu sehen, die als rühmendes Zeugniß von dem regen Streben des kunstsinnigen und gleicherweise gewerbfreundlichen Königs Max und seiner Umgebung nach Vereinigung des Besten, was der nationale deutsche Fleiß der Gegenwart erzeugte, zu den Augen der Beschauer spricht. — Zum ersten Male vereinigten sich die Künstler des gesammten Deutschlands zur Schaustellung ihrer Werke zu gleicher Zeit in Einer Stadt und in Einem Raume, unter rühmlichstem Wetteifer bei der Wahl ihrer vollendetsten Arbeiten, und staunend durchschreiten wir die Säle, die der Hauch reinster Kunstbegeisterung durchweht. Angeregt von den Künstlern Münchens, auf's Eifrigste von der Einwohnerschaft und den Gemeindebehörden bevorwortet, allerhöchsten Orts lebhaft unterstützt, trat der Plan ins Leben, dessen Realisirung uns jetzt mit den Werken deutschen Kunstfleißes und bedeutungsvoller Kunstvollkommenheit der Gegenwart in 376 Oelgemälden, 35 Aquarellen und Porzellangemälden, 41 Kupferstichen und Radirungen und 6 Lithographieen bekannt macht, Alles Arbeiten, von denen auch nicht Eine ein geringeres Prädikat als „gut" verdient, deren größter Theil dagegen Ausgezeichnetes bietet und eines Näheren besprochen werden soll. Wohl nie war eine Ausstellung von Arbeiten lebender deutscher Künstler in so vollendeter Vereinigung zu sehen, so vielfachen Stoff zu Vergleichungen und Höhemessungen bietend. In reichster Fülle und

Digitized by Google

mannigfachen Abstufungen tritt dem Besucher der schöpferische Genius entgegen, und es bedarf eines zwei- bis dreimaligen Besuches der Ausstellung, ehe sich nur das Auge bei all dem vielen Herrlichen die nöthigen Anhaltspunkte verschafft, welche zu einem Urtheile nöthig sind.

Das Gebäude selbst, in dem sich die Ausstellung findet, der Glyptothek gegenüber, mit der Rückseite an die Basilika lehnend, wurde von König Ludwig zu Zwecken alljährlicher Industrie- und Gewerbe-, auch Kunstausstellungen des engeren Vaterlandes erbaut. Eine nach drei Seiten auslaufende Treppenreihe führt zu dem von mächtigen Säulen getragenen Porticus, durch welchen man in die Vorhalle und von da nach rechts und links in die Ausstellungsräume gelangt, welche ihr Licht von oben erhalten. Der Eintrittspreis beträgt 30 Kr., für das hier Gebotene eine Kleinigkeit; mit jeder Eintrittskarte ist eine Loosnummer verknüpft, die bei einer am Schlusse der Ausstellung stattfindenden Gewinnziehung Theil nimmt, wobei die aus dem Erlös der Eintrittskarten angekauften Gemälde ausgespielt werden. An Sonntagen tritt der geringere Preis von 12 Kr. ein, mit welchem jedoch die Berechtigung zur Theilnahme an der Verloosung nicht verknüpft ist.

Wollen wir unsere Berichte in einige abgrenzende Rahmen bringen, so dürfte wohl die Eintheilung nach den verschiedenen Branchen der Malerei übersichtlicher und für Den, der sich daraus orientiren will, vortheilhafter seyn, als die Eintheilung nach Schulen oder nach der Reihenfolge der Bilder, die nicht nach den Nummern geordnet hängen. Wir wollen sohin mit der

Historienmalerei,

die Mythe und religiöse Historie mit inbegriffen, beginnen.

Sie ist in den größten Dimensionen und den vollendetsten Arbeiten vertreten; das trunkene Auge schwelgt in den Genüssen, die sich ihm bieten, kann sich von einzelnen Gemälden kaum trennen, findet sich aber mit dem Verlassen eines Gegenstandes auch gleich wieder an einen andern, gleich vortrefflichen, festgebannt. Treten wir aus der Vorhalle in das erste Zimmer links, so begegnen wir gleich einem der besten Gemälde der Ausstellung, Nr. 240: **Herzog Maximilian von Bayern erklärt in München im Jahre 1609 seinen Beitritt zur katholischen Liga, welche ihn zu ihrem Oberhaupte erwählt**, von Karl Piloty in München, einem Bilde von 16—18 F. Höhe und wohl 24 F. Breite. Das Gemälde ist in drei Gruppen abgetheilt: im Hintergrund der Mitte auf dem Thronsessel der Herzog, dessen Figur und nächste Umgebung die Perspective bildet, rechts vom Beschauer eine Gruppe Krieger, links Priester und Fürsten. Im Augenblicke erscheint die Figur des Herzogs, aber scheint auch nur, etwas zu klein und zu sehr in den Hintergrund gedrängt; bei näherem Beschauen jedoch ergibt sich die Nothwendigkeit der Verkleinerung aus den Regeln der Perspective. Um so kräftiger treten die Seitengruppen hervor, besonders die Gruppe der Priester links, die in den Formen mächtig und edel gehalten ist; die Charakteristik einzelner Köpfe ist vortrefflich, besonders springt im Vordergrunde rechts der Kopf eines alten Kriegers in die Augen, auf dessen Gesicht mit der leserlichsten Schrift die Vorliebe für den Genuß geistiger Getränke geschrieben steht. Das Ganze ist klar in der Farbe und kräftig in der Wirkung, besonders in den Lichteffekten. — Unweit davon erblicken wir Nr. 303: **Heldentod Magdeburger Frauen und Jungfrauen bei der Zerstörung der Stadt am 10. Mai 1631**, von E. Steinbrück in Berlin. Eine Gruppe von Frauen im Vordergrunde, von den wilden Kriegern Tilly's verfolgt, Verzweiflung, panischen Schrecken, stumme Resignation und Todesmuth auf den bleichen Gesichtern, drängen sich gegen den Rand einer hohen, steilen Mauerwand, an deren Fuß sich das unten dahinrauschende Wasser, das schon einige Opfer auf seinen Wellen trägt, bricht. Rechts die brennende Stadt, die mit den Reflexen des grauenden Tages und der fliehenden Nachtwolken gegen die Linke eine kolossale Lichtwirkung hervorbringt; im Hintergrunde links einzelne Gruppen von Kriegern, welche Frauen mit ihren Kindern dahinschleppen, die Figur eines Reisigen, der eben ein nacktes Würmchen in gewaltigem Wurfe über die Brücke schleudert, — man kann sich lange nicht von dem Bilde trennen, das immer und immer wieder neue Schönheiten finden läßt, das bei seiner unheimlichen und doch so wunderbaren Wirkung die größte Lebendigkeit an sich trägt. In der ausdrucksvollen Zeichnung der Köpfe sind die Gegensätze der Wildheit der Soldaten zur Verzweiflung und dem Schmerze der fliehenden Frauen vortrefflich ausgedrückt, besonders aber der technischen Vertheilung der Licht- und Nachteffekte bis zur äußersten Vollendung Augenmerk geschenkt. — Edle Zeichnung mit schöner Wirkung vereinigt sich bei Nr. 28: **Christus am Oelberge**, von L. Blaas in Berlin; besonders gut ausgedrückt sind die

Digitized by Google

Motive in der Gewandung, während bei Nr. 134: **Grablegung Christi**, von J. H. Hofmann in Darmstadt, zu vielerlei Farbe auf den engen Raum gedrängt und der Ausdruck in den Köpfen mehr profan als kirchlich-historisch erscheint, die Maria ausgenommen, welche der Künstler zu einer tiefgefühlten Figur verarbeitete. — Ein in der Wirkung imposantes Bild ist Nr. 372: **Die Kaiserin Maria Theresia am Grabmale ihres Gemahls Franz I. betend**, von Th. v. Oer in Dresden. Die Figur der Kaiserin nimmt in einem Halbdunkel die Mitte des Vordergrundes ein; links oben brennt das Licht der ewigen Lampe; im Hintergrunde rechts lehnt ein Mönch mit einem flackernden Oellicht unter der Thüre, — in diesen Motiven sind die Gegensätze des kalten und warmen Helldunkels überraschend schön angebracht; vortrefflich erscheint auch die Technik an dem Schreinwerk. — Sehr fleißig gearbeitet und prachtvoll in den landschaftlichen Theilen ist Nr. 126: **Der schwedische Marschall Wrangel wird auf der Jagd bei Dachau von dem bayerischen Feldherrn Johann von Werth überfallen**, von E. Heß in München. Zum Motiv wählte der Künstler, wie ein gehetzter Hirsch dem Marschall eine Furth durch den Bach zeigt, wodurch es ihm und seinen Begleitern mit Mühe gelingt, zu entkommen, während sein Fußvolk, das den Wald umstellt hatte, zersprengt und größtentheils gefangen genommen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Gegen die Cholera wird im Allgemeinen folgendes Verhalten als bestes Verwahrungsmittel empfohlen:

Mäßigkeit im Essen und Trinken, (auch im Aerger), aber gesunde und kräftige Kost, mit Vermeidung blähender und schwer verdaulicher Speisen, z. B. Kohl, Gurken, zähes oder fettes Fleisch, Fische, unreifes Obst, zähe Klöße, warmes Brod u. s. w.

Dann und wann ein Glas guten Wein; nicht zu viel kaltes Wasser.

Reinlichkeit des Körpers und der Wäsche; öfteres Baden; dabei reine Luft in den Wohnungen und gute Ventilation.

Viel Beschäftigung und guter Humor.

Vermeidung von Erkältungen, namentlich des Unterleibs und der Füße; man schlafe nicht bei offenen Fenstern.

Wenn man sich um Cholerakranke beschäftigen muß, gehe man nicht nüchtern zu ihnen, sondern nehme erst einen Schluck eines guten geistigen Getränks.

Im Jahre 1836 wurde vielfach ein Präservativ angewandt, das sich insofern als wirksam erwiesen hat, daß keine jener Personen, die es gebrauchten, von der Krankheit ergriffen worden ist. Es wurde nämlich ein Plättchen von Kupfer in der Größe eines Zweithaler- oder Zweiguldenstückes an einer seidenen Schnur über dem Nabel hängend getragen, welches einfache Schutzmittel auf so lange als empfehlungswürdig zu erachten seyn dürfte, bis nicht etwa durch gemachte Erfahrungen der Beweis geliefert wird, daß ungeachtet der rechtzeitigen Anwendung desselben der Krankheit nicht vorgebeugt werden konnte.

Aus Basel wird berichtet, daß der dortige Rabbiner den Israeliten erlaubt habe, auch Christenwürste zu genießen, in Anbetracht, daß ohnehin jetzt wenig Schweinefleisch in den Würsten mehr vorkomme.

Sonett.

An die Königin der Nacht (Cactus grandiflor.).

Geschrieben am 9. August im Lommel'schen Garten.

Wie stolze Sonnen lichtumflossen sprühen,
So prangest du in gold'nem Strahlen Kranz;
In deine Zauberpracht versunken ganz,
Dir huld'gend, rings die zarten Schwestern blühen.

Und träumend auch, wie Silberschwäne ziehen,
Wenn Spätroth golden malt der Wellen Tanz,
So scheint, umwebt von Edens Duft und Glanz,
Dein Haupt in sel'gen Träumen hold zu glühen.

O, daß so rasch enteilt dein glorreich Leben,
Daß kaum der erste Morgenstrahl dich grüßet,
Du strahlend stolze Königin der Nacht!

O, daß so schnell die duft'gen Träum' entschweben,
Dein sanfter Farbenschmelz so bald verfließet,
Du sinnend stille Königin der Nacht!

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 102. Freitag, 25. August 1854.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

3.

Etliche Wochen nach jenem Abend rollte eines Mittags abermals ein Reisewagen in den Hof des Schlosses Rödingen und brachte den Grafen Hugo und Herrn Bernhardi. Cäcilie, Theodora und Hubert waren unten an der Treppe, um die Ankommenden zu empfangen, und ihre Blicke hingen fragend an den Augen der beiden Ankömmlinge, denn sie kamen von der Residenz zurück, wo das oberste Gericht sein Urtheil gesprochen hatte.

Graf Rödingen war ruhig wie gewöhnlich; allein als ihm Theodora um den Hals flog, überquollen ihm unwillkürlich die Augen. Cäcilie und Hubert tauschten einen bedeutsamen Blick aus — sie wußten nun Alles: der Prozeß war verloren!

Der große Salon war zum Empfange geheizt, wie der Graf es befohlen hatte. Festen, männlichen Schrittes betrat er ihn, seine Tochter am Arme führend. In der Mitte des Saales angekommen, nahm er feierlich den Hut ab, schaute die Ahnenbilder an den Wänden ernst und gedankenvoll der Reihe nach an, bis er zu seinem eigenen und dem Bildnisse seiner Gemahlin kam, und sagte endlich:

„Meine lieben Kinder und Du, Cäcilie, Ihr werdet schon errathen haben, daß ich nur hierher kam, um Abschied zu nehmen. Die Vorsehung hat es gewollt, daß der Prozeß gegen uns entschieden werde. Wir haben verloren. Ich fürchtete mich vor diesem Schicksalsschlage und noch mehr vor dem Eindrucke, welchen er auf mich machen würde; allein nun ich Euch gefaßt sehe, ist mir unbeschreiblich wohl und ich ergebe mich mit Fassung in unser Loos. Kommt, meine Lieben, wir sind einander nun um so werther, denn wir haben nur noch uns selbst zu verlieren!"

Die beiden Kinder und Frau von Greiers warfen sich ihm um den Hals und ihre mitfühlenden Blicke trösteten den schwergeprüften Mann.

„Und nun, meine Kinder," fuhr er nach einer Weile fort, „nun rüstet Euch zur Abreise! Wir haben kein Recht mehr, länger hier zu verweilen, und ich möchte mich nicht hier treffen lassen, wann die Gerichtspersonen kommen. Nehmt nur das Nöthigste mit, denn Herr Bernhardi bleibt hier, um alles Weitere mit den Gerichtsbeamten zu schlichten."

Dabei reichte er dem Anwalte die Hand, der tief ergriffen dastand.

„Wir sind schon reisefertig, lieber Vater," sagte Hubert, „Cäcilie und ich ahnten, daß es so kommen würde, und wir hatten unsere Maßregeln schon im Voraus getroffen. Nach dem Mittagsmahle können wir gehen."

„So kommt zu Tische!" versetzte der Graf — „es drängt mich, wieder fortzukommen."

Bei Tische war er heiter und ruhig. Er erzählte seinen Kindern und Cäcilien, daß ihm noch ein Allodialvermögen von etwa zwanzigtausend Thalern verbleibe, dessen Interessen wenigstens den Mangel von seiner Schwelle fern hielten und dessen Belassung er dem obersten Gerichtshofe verdanke; daß er in einem kleinen Provinzialstädtchen durch Herrn Bernhardi's Vermittelung ein kleines Haus mit Garten gekauft habe und nun dort in möglichster Zurückgezogenheit zu leben gedenke, und daß er Cäcilie bitte, auch dieses bescheidene Asyl mit ihnen zu theilen, was Frau von Greiers gerne versprach.

Er wollte nur das Nöthigste, was zu einer anständigen und anspruchslosen häuslichen Einrichtung gehöre, mitnehmen, sowie seine Bibliothek; alles Andere: Wagen, Pferde, Möbel und aller

Luxus früherer Tage solle veräußert werden, um das nutzbringende Vermögen zu vermehren. Von seinen Dienern und Beamten wolle er sich nicht verabschieden, noch auch Schloß und Garten noch einmal besuchen; alles Geschäftliche solle Herr Bernhardi abmachen.

Als das Mittagsmahl vorüber war, stieg er wirklich mit Theodora in den Wagen. Cäcilie und Hubert wollten in dem Wagen der Ersteren ihm folgen, sobald sie die nöthigsten Gegenstände noch ausgelesen. Im Gasthofe einer benachbarten Stadt wollte man zusammentreffen, um dann erst am andern Vormittage in dem künftigen Wohnorte einzutreffen.

Es war beinahe schon Abend, als Cäcilie und Hubert Herrn Bernhardi ein Verzeichniß der ausgewählten Möbel und Geräthschaften einhändigten und den Packwagen mit den Koffern voll Weißzeug und Hausgeräthe fortfahren sahen, während Cäciliens eigener Reisewagen, mit zwei derben Ackergäulen aus dem Dorfe bespannt, schon an der Vortreppe hielt. Die Schneeflocken wirbelten vom Himmel, breiteten eine Art Leichentuch über das Schloß und das Gefilde und machten den trüben Tag noch trüber. Frau von Greiers kam im Reisemantel die Treppe herab, als Hubert sie anredete:

„Wollen Sie noch einen Augenblick verweilen, Cousine — ich kann nicht so gehen. Es soll ein Scheiden seyn, keine Flucht. Ich muß noch einmal einen Gang durch den Schloßgarten und durch die Zimmer thun, ehe ich gehe; ich kann auch die Dienerschaft nicht ohne ein Abschiedswort verlassen."

„Lassen Sie uns in den Schloßgarten gehen, wenn Ihnen meine Begleitung angenehm ist," sagte Frau von Greiers und reichte ihm sofort den Arm.

Sie besuchten noch einmal mit einander all die trauten Stätten, an welche sie so viele theure Erinnerungen knüpften, wandelten noch einmal durch die Gänge und Zimmer des Schlosses bis in den Saal, wo Hubert eigenhändig die Bildnisse seiner Eltern aus den Fächern nahm und sie Herrn Bernhardi übergab mit der Bitte, sie ihm nachzusenden. Beide hatten auf diesem Gange nur wenig gesprochen, aber um so mehr gefühlt, und Frau von Greiers verwunderte sich im Stillen über die Resignation, welche Hubert an den Tag legte.

Als er endlich sein eigenes Zimmer verließ, noch geschmückt mit Hirschgeweihen, deren Träger er selbst erlegt, und mit andern Jagdtrophäen, als er selbst da noch fest und stark bleiben konnte, drückte ihm Cäcilie leise den Arm mit dem ihrigen, und er verstand sie.

Der letzte Gang galt dem Stalle. Hubert ließ sich den Grauschimmel herausführen, den er seit fünf Jahren geritten, und das Thier schien von einer ahnungsvollen Traurigkeit erfüllt, als es in gewohnter Weise den feingeschnittenen Kopf auf die Schultern seines Gebieters legte und aufwieherte.

„Arme Diana! wir sehen uns wohl niemals wieder!" murmelte Hubert und schob dem treuen Thiere das letzte Stück Zucker ins Maul, den er ihm gebracht; dann gab er ihm einen Klapps auf die Croupe und hieß es wieder hineinführen. Aber Diana lief Hubert wiehernd und pustend noch einige Schritte nach. Noch einmal drehte er sich nach dem Thiere um, aber diesmal drangen ihm die heißen Thränen aus den Augen und er winkte dem Stallknecht, das Pferd hinwegzubringen. Das war der bitterste Moment in dieser Abschiedsscene.

Als er von den Dienern und Hausgenossen und den paar Beamten Abschied genommen, wobei nur wenige Augen trocken geblieben waren, hob er Cäcilie in den Wagen, worin bereits deren Zofe saß, und stieg gleich hinter ihr ein.

Da sprang Melac, der schöne englische Hühnerhund, ebenfalls hinein, schmiegte sich an Huberts Kniee und blickte wie bittend und mit schüchternem Schweifwedeln zu seinem Herrn und Cäcilien auf.

„Nehmt den Hund hinaus, Joseph!" sagte der junge Mann zu dem am Schlage stehenden Diener — „ich muß ihn ja hier lassen!"

„Nein, Hubert, er soll Ihnen bleiben!" versetzte Frau von Greiers unter Thränen — „Sie werden niemals so arm seyn, daß Sie nicht einen solchen treuen Freund ernähren könnten!... Und nun fort, Joseph! Lebt wohl!" —

(Fortsetzung folgt.)

Erste allgemeine deutsche Kunstausstellung in München.

Historienmalerei. (Forts.)

Wir gelangen in das zweite Zimmer und es tritt uns sogleich des alten Meisters Adam in München Nr. 1: **Rückzug der französischen Armee aus Rußland im November 1812**, entgegen, worin uns der Künstler mit bekannter Meister-

schaft die furchbare Trostlosigkeit voll drastischer Wahrheit zeichnet — ein wehmüthig ergreifender Anblick, von dem ab das Auge etwas Tröstendes sucht und auch sogleich in Nr. 233: **Jesus ruft die Mühseligen und Beladenen zu sich**, von K. Peschel in Dresden, einem tiefempfundenen Bilde, findet; von L. Blaas in Wien schmückt dieses Zimmer auch eine sehr schön gezeichnete **Heilige Katharina**, Nr. 30. — Wir befinden uns im dritten Zimmer und stehen wie gebannt vor dem mächtigsten Bilde der Ausstellung, Nr. 277: **Tod des Leonardo da Vinci**, von Jul. Schrader in Berlin, das bei seinen gewaltigen Dimensionen — es bedeckt beinahe die ganze Seite der Wand — sogleich in die Augen fällt. Die majestätische Hauptfigur des sterbenden Meisters, im Armstuhle liegend, bildet den Mittelpunkt, um den sich die einzelnen Figuren gruppiren. Man sieht aus jedem Pinselstriche des Gemäldes, daß der Künstler von der Erhabenheit seines Gegenstandes vollkommen durchdrungen war; es konnte somit von einem solchen Meister in jeder Hinsicht nur Vollendetes erwartet werden. Wie aus Fleisch geformt, treten die Figuren ordentlich aus dem Rahmen hervor; man befindet sich nicht mehr todter Leinwand gegenüber — nein, das ist naturgewordene Kunst! Besonders kräftig hebt sich die Hauptfigur hervor und gewährt, von den Schauern des Todes umspielt und dennoch so erhaben, einen wahrhaft ergreifenden Anblick; denn noch scheint der blasse Pförtner der Ewigkeit selbst mit den Schrecken seiner unmittelbaren Nähe den Ausdruck des mächtigen Geistes auf dem Antlitze des greisen Meisters nicht verwischen zu können, und gerade diese Erhabenheit auf dem Antlitze Leonardo's übergießt das ganze Werk mit heiliger Ruhe und versöhnt mit dem vom Schmerz gefolterten Mienenspiel auf den Gesichtern der Umgebenden. Das ganze Gemälde ist in Zeichnung und Farbe monumental und bekundet bis ins kleinste Detail die Meisterhand, welche es schuf. — Durchschreiten wir den kleinen Corridor, mit Cartons, Kupferstichen und Handzeichnungen geschmückt, so stehen wir im vierten Ausstellungszimmer drei Bildern gegenüber, welche in verschiedenen kleinen Feldern, die sich auf Rahmentafeln von reicher Vergoldung je um ein etwas größeres Mittelfeld gruppiren, Nr. 283 — 285, **Scenen aus dem Nibelungenliede** darstellen. Diese Bilder, von H. Schwemminger in Wien gemalt, lassen, obwohl schön gedacht, mehr Kraft wünschen — das Beste bietet Nr. 285. Ein schönes Bild ist Nr. 280: **Faust von den Elfen umschwebt**, von C. Schuback in Hamburg. — Nr. 375: **Kampf des Markgrafen Albrecht von Brandenburg mit den Nürnbergern**, von K. Steffeck in Berlin, im fünften Zimmer, trägt einen wohlthuenden Rhythmus des Ganzen an sich; auch zeichnet sich dieses Bild durch großartige Conception aus und macht einen gewaltigen Eindruck. Von ergreifender Wirkung ist Nr. 151: **Die Freisprechung der Susanna durch Daniel**, von A. Kaselowsky in Berlin. Rechts im Vordergrunde zwischen zwei Schergen steht die Angeklagte; mit unendlicher Wahrheit steht der Ausdruck weiblicher Erhabenheit und das Bewußtseyn der Unschuld auf ihrem Gesichte geschrieben, zu dessen Gegensatze links die beiden Alten mit trefflich charakterisirter Schlechtigkeit stark hervortreten, während, wie eine Krone des Ganzen, der göttliche Prophet den Hintergrund der Mitte behauptet und mit dem Ausdruck der tiefgefühlten Würde seiner Mission den Schlußstein des Gemäldes bildet. — Vollendete Technik und klare Lichtwirkung spricht uns in dem schönen Bilde Nr. 33: **Die drei Kurfürsten vor dem verwundeten Franz von Sickingen**, von W. Boshardt in München, an. Besonders schön ist die Gruppe der Kurfürsten im Vordergrunde links und sehr gelungen der Ausdruck trotzigen Selbstbewußtseyns des auf's Feldbett dahingestreckten, von wenigen Treuen umgebenen Ritters. In einem zweiten Bilde von J. H. Hofmann in Darmstadt, Nr. 133: **Der gefangene König Enzio, dem Gesange seiner Geliebten Viadacola lauschend**, brachte der junge Künstler besonders erhabene Wirkungen in der Farbe hervor; sehr gut ist die Lichtvertheilung und insbesondere das Helldunkel meisterhaft dargestellt. Den Gegenstand möchte man eine lyrisch-historische Episode nennen. Der König kniet in leicht hingeworfener Stellung über die Mandoline gebeugt zu Viadacola's Füßen und schaut ihr schwärmerisch ins Auge, während sie, wie vom eigenen Gesange gehoben, gleichsam verklärt scheint. In dem Kopfe des Königs findet man die Familienzüge Barbarossa's. — Nr. 64: **Gefangennehmung der Familie König Manfred's des Hohenstaufen nach der Schlacht bei Benevento**, von E. Engerth in Wien, ein sehr großes Bild, zeigt vollendete Technik und ist auch in der Farbe gut; allein der Gegenstand ist nicht gewaltig genug im Vergleich zu andern Gemälden der Ausstellung. Nicht natürlich und wenig motivirt erscheint uns die Bewegung zum Schwertziehen an dem kaum zehnjährigen Knaben; es wollte uns dies wie Ironie dünken, daß der kleine Knirps

vielleicht seinen Heldenmuth an den Waden der bärtigen kolossalen Figuren ihm gegenüber zu erproben versuchen will. — Besser, wenn auch kleiner, ist Nr. 260: **Leonardo da Vinci in den Armen Franz I. von Frankreich sterbend**, von Rustige in Stuttgart. Ist der gewaltige Stoff auch nicht in so gewaltige Dimensionen gebracht, wie bei dem schon besprochenen Gemälde Nr. 277, das den gleichen Gegenstand behandelt, so zeugt doch das Werk von des Künstlers tiefem Verständniß seines Gegenstandes; sehr gelungen ist der Ausdruck auf dem Gesichte des Fürsten. — Ein tiefem Gemüthe entsprungenes Bild ist Nr. 123: **Die heil. Ludmilla mit ihrem Enkel, dem heil. Wenzeslaus von Böhmen, Brod unter die Armen austheilend**, von J. Hellich in Prag; doch scheinen die Gestalten etwas zu eng auf den nicht gerade großen Raum zusammengedrängt, so daß die einzelnen Figuren nicht zur Geltung kommen können, da auch noch auf der rechten Seite des Bildes der Erzieher des jungen Wenzel, die Kinder im Christenthum unterrichtend, angebracht ist. In vortheilhafterem Lichte zeigt derselbe Künstler seine Meisterschaft, wenn wir das sechste Zimmer betreten, an Nr. 122: **Herzog Rudolph IV. mit seiner Gemahlin Katharina im Atelier des Baumeisters Wenzla**, der dem Herzoge das Modell des Stephansdomes zu Wien zeigt; die Figuren sind charakteristisch und es scheint dieses Genre der Malerei auch des Künstlers eigentliches Feld zu seyn. — Nr. 224: **Albrecht Dürer in Venedig von Giovanni Bellini besucht**, von Th. v. Oer in Dresden, ist vortrefflich verstanden und gemalt; neben Bellini erblickt man die Künstler Giorgione, Palma, Garofalo, Tician und Violanta. — Bei Nr. 76: **Die heilige Familie**, von J. Frank in München, spricht besonders die schöne Figur der Mutter an; während an Nr. 266: **Aufforderung zum Kreuzzuge**, von F. Schams in Wien, die schöne Beleuchtung und die besonders gut zur Geltung gebrachten Lichtgegensätze hervorzuheben sind. — In dem Corridor, der nun zum siebenten Zimmer führt, fühlen wir uns mächtig hingezogen zu dem Glasgemälde Nr. 413: **Madonna mit dem Kinde**, von J. Scherer in München. Hier findet unser Auge einen Ruhepunkt, wo es sich erholen kann von all den mächtigen Eindrücken des bis jetzt Gesehenen und vorbereiten für das noch zu Sehende an dem keusch empfundenen, so innigen als sinnigen Bilde, aus dem ein reines Gemüth und eine fromme Seele uns anspricht und mit wohlthätiger Ruhe übergießt; im Gewande der edelsten Einfachheit spricht dieses Gemälde ächte religiöse Poesie zu uns; wieder und immer wieder erholt sich das Auge an dieser wohlthuenden Farbenmischung, und wir verlassen es endlich ungerne mit tiefer Bewunderung vor dem Künstler, der mit so wenigen Mitteln solch erhabene Wirkung hervorzubringen wußte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der französische Minister des Ackerbaues, des Handels und der öffentlichen Arbeiten hat bekannt machen lassen, daß, nach unumstößlichen Erfahrungen, frisches und gut trockenes Heu, sowie Zwiebeln die Kornböden vor den sogenannten Kornwürmern schützen, wenn man, so wie das Korn aufgeschüttet wird, auf die Speicher frisches Heu und Zwiebeln legt, oder auch den Boden mit Zwiebeln einreibt.

Einige Locomotivführer österreichischer Bahnen haben auf ihren Maschinen einen sehr einfachen Apparat in Anwendung gebracht, um den ganzen Zug und die von demselben berührten Schienen beobachten zu können. Derselbe besteht in zwei beweglichen Seitenspiegeln, welche den Zug, die Schienen und die Bahnstrecke genau reflektiren.

Durch das Gesammtgastspiel an der Münchener Hofbühne soll der Hoftheaterkasse ein reiner Gewinn von 18,000 fl. erwachsen seyn. Die Gäste hatten sich bekanntlich durchgehends mit einem Honorar von nur 100 fl. pr. Rolle begnügt.

Sylben = Räthsel.

Die Erste ist so lieblich, wer's leiden mag, im Munde
Die Zweite mildert gerne des Winters trübe Stunde.
Und wer am Husten leidet, der wird sich wohl bequemen,
Als Thee und Saft das Ganze zu seinem Heil zu nehmen.

Wenn Jemand Schmerz von Zweiter fühlet,
So klag' er nur die Erste an.
Wer mit dem Ganzen Scherz gespielet,
Der hat nicht Mannes Pflicht gethan.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 103. Sonntag, 27. August 1854.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Tagen hatte die Familie des Grafen von Rödingen ihre hübsche kleine Wohnung in dem Städtchen Eschborn bezogen, ein bescheidenes Landhäuschen in einem kleinen Garten am Saum des Städtchens, abgelegen genug, um nicht allzusehr Gegenstand müßiger Neugier zu seyn. Cäcilie hatte Sorge getragen, die Wohnung möglichst behaglich und einfach einzurichten. In seinem eigenen Zimmer vermißte der Graf nichts, was ihm lieb und vertraut war; in den andern Gelassen gemahnte ihn gleichfalls nichts an das, was er hinter sich gelassen hatte, und der feine Takt und die Sinnigkeit der jungen Wittwe hatte Alles so heimisch und traulich-wohnlich zu machen gewußt, daß man sich allerseits bald hier eingewöhnte. Den kleinen Salon zierten von allen Dingen, die aus der früheren Zeit herüberkamen, nur Theodora's Piano sowie die Bildnisse des Grafen und seiner verstorbenen Gemahlin.

Die beiden ersten Wochen, welche Hubert in seinem neuen Aufenthalt verlebte, ließen ihn den stattgehabten Wechsel nicht sehr fühlen. Morgens schlenderte er in Begleitung seines Hundes in den Umgebungen umher, Nachmittags las oder schrieb er, Abends ward musicirt mit Theodoren und Cäcilien, oder ein Spielchen Schach oder Ecarté mit dem Vater gemacht. Cäcilien aber entging es nicht, daß ein ungewöhnlicher Ernst auf ihm lag und er noch immer über wichtigen Entschlüssen brütete.

Endlich langte Bernhardi an, welcher die Uebergabe des Guts und die Veräußerung des entbehrlichen Besitzthums des Grafen besorgt hatte, und Hubert nahm ihm im Auftrag des Vaters die Rechenschaft ab, auf welche Bernhardi drang. Der alte Graf war zwar stets anscheinend sehr ruhig und gelassen; aber sein Widerwille gegen alle Geschäfte und Geldverhältnisse deutete sattsam darauf hin, daß seine Resignation nicht so fest und der Schmerz über den Schicksalswechsel eine noch unverharschte Wunde sey.

Der Verkauf der Equipagen, Möbel, Vorräthe und anderer Gegenstände hatte eine nicht unbedeutende Summe ergeben, welche Bernhardi sogleich nutzbar in Staatspapieren angelegt hatte. Mit Hubert hatte er noch eine besondere Abrechnung zu erledigen, als deren Ergebniß er diesem eine Summe von etwa sechzig Friedrichsd'or einhändigte. Außerdem brachte er mancherlei Nachrichten mit, welche Hubert interessirten. Baron Clemens war nach Berlin abgereist, nachdem er Schloß Rödingen nur wenige Wochen bewohnt hatte. Der Adel der Umgegend hatte ihn gewissermaßen desavouirt; es lag eine Art Verruf auf ihm, als Sühne für die Art und Weise, wie er zu seinem neuen Besitzthum gekommen war. Wo ihm das Gesetz hold gewesen, da zog die Gesellschaft vor ihm die Zugbrücken auf und verbannte ihn aus ihren Schranken. Ferner hatte Bernhardi in Erfahrung gebracht, daß der Baron sogleich nach Antritt seines Besitzes eine bedeutende Summe auf Hypotheken hatte aufnehmen müssen, um sich seiner Gläubiger zu erwehren und die nöthigen Betriebsmittel für die Oekonomie zu erhalten. Er hatte sich daher auf Schloß Rödingen in jeder Hinsicht unbehaglich gefühlt und sollte nach Berlin abgereist seyn in der Absicht, sich nach einer guten Partie umzusehen. Zur bessern Beseitigung des auf ihm lastenden Vorurtheils seiner Standesgenossen hatte er eigenmächtig seinen Namen geändert und nannte sich nun schlechtweg Freiherr von Sieldorf.

„Ich danke es ihm, daß er dies gethan!“ versetzte Hubert nach dieser Mittheilung — „er scheint

Digitized by Google

instinktmäßig zu ahnen, daß er unseres Namens nicht würdig ist. Aber wenn es der Himmel jemals fügte, daß ich ihm begegnete —" er vollendete nicht, denn er sah Cäciliens Blick mit namenloser Angst auf sich geheftet. Schnell verließ er unter einem Vorwand das Zimmer, denn seitdem er wußte, daß sein Haß gegen den Baron Clemens durch die Handlungsweise der Standesgenossen und Bekannten seines Vaters eine Stütze erhielt, fühlte er sich darin ungemein bestärkt und eben hierdurch gewaltig aufgeregt.

„Um's Himmels willen, mein Herr, verhüten Sie wie immer möglich, daß Graf Hubert seinem Vetter begegne!" bat Cäcilie. „Ueberhaupt sagen Sie mir, was Graf Hubert vor hat; er hat unverkennbar einen Entschluß in sich herangebildet, dessen Mitwisser Sie sind. O, ich bitte, sagen Sie mir, was gedenkt er zu thun?"

„Beruhigen Sie sich, Frau von Greiers!" erwiederte Bernhardi. „Was Graf Hubert beabsichtigt, ist so vernünftig und ehrenhaft, daß es Ihren Beifall nicht minder erhalten wird, wie den meinigen. Er wird seinen Lebensplan wohl selbst in diesen Tagen Ihnen mittheilen."

„Seinen Lebensplan? Ist er also wirklich im Klaren hierüber? Und welches Fach hat er gewählt? Er wird doch nicht Soldat —"

„Verzeihen Sie, meine Gnädige," unterbrach Bernhardi, „wenn ich hierüber Diskretion beobachte; ich habe mein Wort verpfändet."

Am Abend, als nach dem Thee die ganze Familie im Wohnzimmer beisammen war, erhob sich Hubert, welcher schon seit Bernhardi's Weggehen eine eigenthümliche Unruhe gezeigt hatte, setzte sich neben den alten Grafen, ergriff dessen Hand und begann:

„Mein theurer Vater, ich wünschte Ihren Rath und Segen zu einem Vorhaben, das ich schon in diesen Tagen auszuführen gedenke: ich möchte von hier weggehen, die Universität Berlin beziehen und mich dem Studium der Rechte widmen."

„Du willst mich verlassen, Hubert?" rief der Graf erschrocken.

„Ja, Vater, wehren Sie mir es nicht; es ist ein gereifter Entschluß. Ich bin jung, voll Thatkraft, und dieses müßige Leben, wozu ich mich hier verdammt sehe, ist mir eine tödtliche Qual, die mich aufreiben wird. Lassen Sie mich meinem innern Drange folgen!"

„Aber, mein Sohn, bedenke, daß Du Gesetzen dienen wirst, die Dich arm gemacht haben und die Du für ungerecht erkennen mußt," entgegnete Graf Hugo.

„Ich habe bedacht, daß dieselben Gesetze, welche uns diesmal ungünstig waren, mir bei genauerer Kenntniß vielleicht ein Mittel werden können, unsern Gegner wieder aus dem ungerechten Besitz unserer Güter zu verdrängen und der Rächer unserer Familie zu werden!" rief Hubert. „Ich werde Tag und Nacht alle Kräfte meines Geistes darauf verwenden, ein gründlicher Rechtskenner zu werden, und meine Rache soll wie ein Damokles-Schwert über dem Haupte unseres Feindes und Gegners hängen! Schon aus dem Grunde, bester Papa, lassen Sie mich gewähren. Der Gedanke an die Sühne des stattgehabten Frevels wird ein Sporn für mich seyn, Ungewöhnliches zu leisten. Auch bitte ich ja nur um Ihren Segen zu meinem Vorhaben, Papa."

(Fortsetzung folgt.)

Erste allgemeine deutsche Kunstausstellung in München.

Historienmalerei. (Forts.)

Erholung ist sicher auch nothwendig, um uns für die Eindrücke empfänglich zu machen, mit denen wir jetzt vor Nr. 75: **Die Macht des deutschen Vasallenthums gegenüber dem Kaiser und Reich im 12ten Jahrhundert**, von **Ph. Folz**, überwältigt werden. Dieses Gemälde ist einem Cyclus historischer Bilder entnommen, welche der geniale Künstler im Auftrage des Königs malt, und stellt den Moment dar, wie sich im Jahre 1176 Herzog Heinrich der Löwe weigert, dem kniefällig bittenden Kaiser Barbarossa die schuldige Hilfe gegen die aufrühreriscben Mailänder zu leisten. Ein peinliches Gefühl überschleicht uns beim Anblick dieser Scene, die einen ewigen Rostfleck in der deutschen Fürstengeschichte bilden wird. Im Mittelgrunde vorn sehen wir en profil den knieenden Kaiser — man fühlt es der erhabenen Gestalt ordentlich ab, daß nur der Augenblick unabwendbarer Nothwendigkeit ihn zwingt, sein Knie dem Vasallen zu beugen; wir sehen und fühlen, wie er sich im nächsten Momente wieder erheben wird, größer denn er zuvor war. Ueber ihm erhebt sich, gegen die linke Seite des Bildes, die Figur des übermüthigen Vasallen, auf dessen harten Zügen und verächtlichen Mienen all die Bitterkeit des Trotzes, der ihn in diesem Augenblick erfüllt, mit Meisterhand geschrieben steht, während die dämonische Gestalt des finstern Rathgebers in seinem Rücken ihm Worte des verletzenden Hohnes ein-

Digitized by Google

zuflüstern scheint, und aus dem rauhen Wesen der Kriegergruppen links der maßloseste Uebermuth zu lesen ist. Wie sinnig wußte dagegen der Künstler das mildernde Moment durch die erhabene Figur der Kaiserin anzubringen, welche rechts in der Mitte hochaufgerichtet dasteht, das Antlitz gegen die Gruppen links gewendet, die linke Hand wie beruhigend auf die krampfhaft an der Stuhllehne haftende Rechte des Kaisers legt und mit der emporgestreckten eigenen Rechten die Vergeltung des Himmels anzurufen scheint. Es liegt in diesem Momente ein prophetisches Etwas, das die spätere Demüthigung des trozzigen Vasallen auf dem Reichstage zu Erfurt andeutet. Besonders schön und richtig ist in der Figur der Kaiserin die Erhabenheit der weiblichen Seelenstärke ausgesprochen, welche in solchen Augenblicken häufig energischer hervortritt, als die Stärke des Mannes, die ein Orkan der Eiche gleich bricht. Noch finden wir viel Milderndes für den gleichen Gegenstand in der Gruppe der stillweinenden Prinzessinnen im Hintergrunde rechts, in der feinen Figur des Edelknaben, der, mit Schmerz und Verachtung in den Zügen, die Hauptstaffage des Vordergrundes rechts bildet, und endlich in jener des Bischofs, der im hintern Mittelgrunde mit weitausgestreckten, abwehrenden Armen durch seinen Bannfluch dem Grausamen zu drohen scheint. So schön der Gegenstand gedacht ist, so schön und mit so unübertrefflicher Technik ist er auch ausgeführt. — Sehr hübsch gezeichnet und gemalt ist Nr. 62: **Franz I. im Atelier des Benvenuto Cellini**, von E. Ender in Wien; namentlich ist die Gruppe links, der Fürst und seine Begleiter, in Farbe und Zeichnung vortrefflich und die Wirkung des architektonischen Theils, in magischem Halbdunkel gehalten, imposant; nur die Figur Benvenuto's selbst, des naturwüchsigen Meisters, scheint etwas zu theatralisch, was den Eindruck stört. — In Nr. 15: **Hero und Leander**, von X. Barth in München, finden wir den Schmerz der Alles vergessenden Verzweiflung Hero's, welcher die Fluth den Leichnam des Geliebten vor die Füße spült, ausgezeichnet ausgedrückt. Weniger wird man sich mit dem Haschen nach alt-italienischer Manier einverstanden erklären können, das sich in Nr. 21: **Christus wird vor Pilatus geführt**, von Bendella in München, kundgibt; wogegen Nr. 298: **Fiesole**, von H. Stanley in München, ein äußerst fein gedachtes Bild, sich durch die schönsten Lichteffekte auszeichnet; die enge Zelle, in welcher Fiesole, mit der Mönchskutte angethan, eben in schön ausgedrückter Begeisterung an der Ausarbeitung seines Bildes beschäftigt ist, übergießt ein prächtiges kaltes Helldunkel, während die Partie links im Hintergrunde, durch das Zellenfenster erhellt, wunderbar davon absticht. — Im achten Zimmer finden wir nur zwei beachtenswerthe historische Bilder, Nr. 255: **Columbus vor der Universität zu Salamanca**, von J. Röting in Düsseldorf, das, an Zeichnung und Technik gelungen, besonders die Gegensätze der Beschränktheit der Gelehrten und Priester zu dem großen Geiste des Columbus durch den Gesichtsausdruck sehr gut aufgefaßt zeigt, und Nr. 222: **Die Braut von Corinth**, nach Göthe, von Nonnenkamp in Stuttgart, an welchem Bilde die fleißige Zeichnung und gute Auffassung des großen Gegenstandes zu loben ist. — Wir treten in das neunte und letzte Zimmer und stehen erschüttert vor einem Bilde, das weniger durch gewaltige Dimensionen, als durch tiefe Naturwahrheit und warme, lebendige Schilderung uns anzieht. Es ist dies Nr. 232: **Episode aus dem Einzug der österreichischen Truppen in Venedig im Jahre 1849**, nach einer wahren Begebenheit, von F. Pecht in München. Erschüttert, sagen wir, denn wir erblicken an einer jener Säulenhallen Venedigs, an deren Fuße eben eine Abtheilung österreichischer Soldaten landet, ein Bild des herzzerreißendsten Elends, ein trostloses Bild des Hungers, der nackten Verzweiflung, der bittersten Noth, und wir möchten den sonnverbrannten Soldaten mit seinen schwieligen Händen umarmen, der, einer der ersten am Lande, im Vordergrunde stehend, ob dem entsetzlichen Anblick eine Thräne des Mitleids in den treuherzigen Augen zerdrückt und mechanisch nach dem Brodsacke an seiner Seite langt, während ein anderer, der mit einer mit Wein gefüllten blechernen Kochschüssel von der Seite rechts heraufgerennt kommt, um zu helfen, so weit es möglich ist, unsere gleiche Bewunderung in Anspruch nimmt. Aber können sie denn anders? Aus den hungerbleichen Gesichtern der Gruppen links auf dem Bilde spricht zu deutlich theils die Hoffnung, die Gier nach dem Labsal, theils der stiere, erlöschende Blick des grassen Todes, als daß nicht Mitleid selbst das rauheste Gemüth bewegen müßte! Die Mitte dieser Gruppen behauptet ein auf faules Stroh und Lumpen dahingestreckter sterbender Mann, mit dem unbeschreiblichen Ausdruck der Todesnähe auf dem Gesicht; aus den Zügen der über ihn hingebeugten Matrone spricht uns eine Vergangenheit an, in welcher alles Gegenwärtige erlischt; daneben, gegen die Mitte hin, starrt eine Mutter,

Digitized by Google

den Säugling an der leeren Brust, in verzweiflungsvoller Resignation ins Nichts, auf ihrem bleichen, entstellten Gesichte thront bereits der Tod, doch langt sie noch, mehr mechanisch als gierig, nach dem sich bietenden Labsal; an sie lehnt sich mit dem Ausdruck des verkörperten Hungers, als wüßte es nicht, was um es her vorgeht, ein vielleicht 12jähriges Mädchen; drei Buben, unfähig, sich zu erheben, kriechen auf dem schmutzigen Boden umher und strecken die Hand nach dem Brod des Soldaten aus. Im Hintergrunde links ähnliche Gruppen, Männer, Frauen, Kinder, Alles bunt durcheinander, ein grauenhaftes Bild des Hungers. Dann rechts der Kanal, auf welchem die Boote mit den österreichischen Soldaten, mit grünen Zweigen auf der Kopfbedeckung, lustig dahergeschwommen kommen; und endlich als grellster Gegensatz zu dem Mitleiden des Soldaten, der die Hauptfigur bildet, in seinem Rücken an einer Säule mit rother Schrift geschrieben, das morte ai tedeschi, als jammervolles Zeugniß dessen, was diese Scene herdorrief. Das ganze Bild ist tief aufgefaßt, in allen Nuancen zum Herzen sprechend, erschütternd, ohne ekelhaft zu seyn, in der Technik bis zum Kleinsten genau behandelt und von einem Eindruck begleitet, der sich nur schwer beschreiben läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein Berliner Handlungshaus ist vor Kurzem das Opfer eines großartigen Betrugs geworden. Eines Tages erschien ein Fremder, der 100,000 Thaler einzahlte und dafür einen Dispositionsschein von gleichem Werth auf ein Haus in Paris verlangte. Dieses wird zugleich durch den Telegraphen davon benachrichtigt. Nach einigen Tagen erscheint der Fremde wieder, gibt vor, daß er seinen Reiseplan geändert, und verlangt gegen Rückgabe des Dispositionsscheins seine 100,000 Thaler, die ihm natürlich nicht verweigert werden können. Wie erstaunt aber das Berliner Haus, als ihm kurz darauf von Paris die Anzeige gemacht wird, daß (auch dort) gegen den Dispositionsschein die 100,000 Thaler gezahlt worden sind. Man läßt vor allen Dingen den Schein von dort kommen und vergleicht ihn mit dem zurückgegebenen. Beide sehen einander so ähnlich, daß selbst der Buchhalter, der ihn geschrieben, den wahren von dem falschen nicht zu unterscheiden vermag. Dieser kühne Betrug läßt auf eine Gaunergesellschaft schließen, die mit Vermögen ausgestattet, mithin um so gefährlicher ist.

Ein englisches Blatt erzählt, daß mehrere Bewohner von Dimmow übereinkamen, eine alte Sitte neuerdings ins Leben zu rufen. Sie wollen einen Ausschuß bilden, der beauftragt wird, mit jedem Jahre solchen Eheleuten, den Mittelklassen von Essex angehörend, die in Gegenwart einiger tausend Personen auf ihr Gewissen zu schwören vermögen, daß sie Jahr und Tag in ihrem häuslichen Zusammenleben jeden Zank und Streit vermieden und niemals noch ihre Verbindung bereueten, eine große Speckseite als Tugendgeschenk zu geben.

Anekdoten.

„Wenn Sie meine Ausforderung nicht annehmen, so bringe ich Sie in die Zeitungen!" — „Immer zu, ich will lieber in ein Dutzend Zeitungen gebracht werden, als in einen Sarg!"

Eine Frau mit einer scharfen Zunge wurde von ihrem Manne gebeten, diese doch im Munde zu behalten. „Weißt Du nicht," entgegnete sie, „daß es verboten ist, verborgene Waffen zu tragen?"

Buchstaben-Räthsel.

Wenn du unversehrt mich siehst, mach' ich Graues glänzend weiß.
Schneid' vom Rumpfe mir das Haupt, bin ich todt und kalt wie Eis.
Noch ein Stückchen losgetrennt, und du wirst mich, jung und alt,
Nützlich auf verschied'ne Art sehen in dem großen Wald.

Es schimmert dir im Diamantenglanze
Entgegen oft das segenvolle Ganze
An jenem freien, angenehmen Ort,
Der sich gibt klar und deutlich zu erkennen,
Wirst du die beiden ersten Zeichen trennen
Von dem bereits erklärten ersten Wort.

Auflösung der Sylben-Räthsel in № 102:
1. Süßholz. 2. Handschlag.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 104. Dienstag, 29. August 1854.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

In gewandter Redeweise und flehenden Tones fuhr Hubert zu seinem Vater fort, dessen Hand immer fester haltend:

„Billigen Sie meinen Entschluß, bester Papa! Bedenken Sie, daß dereinst, wenn ich mir durch Fleiß und Kenntnisse eine Stellung im Leben errungen habe, ich ein sicherer Schutz für die Meinigen und ein furchtbarer Gegner für Diejenigen seyn werde, die ich zur Rechenschaft ziehen und ihres Raubes entsetzen will!"

„O, billigen Sie sein Begehren!" rief Frau von Greiers mit feuchten Augen, indem sie bittend die Rechte auf den Arm des Grafen legte. „Haben Sie nicht bemerkt, wie Huberts Gesundheit unter dieser gezwungenen Unthätigkeit hier litt, wie ihn seine Muße beinahe aufrieb und wie er sich nach einer Beschäftigung sehnt, die einem ernsteren Zweck als bloßem Zeitvertreibe dient? O, gönnen Sie ihm jenen Sporn einer Thatkraft, die ich nicht mißbilligen kann, wenn ich auch das Motiv nicht christlich finde; gönnen Sie seinem Stolze die Genugthuung, sich durch Talent und Fleiß eine Stellung erworben zu haben, um Ihren Lebensabend noch mit Rosen der Freude schmücken zu können. Tragen Sie um seinetwillen mit Ergebung den Schmerz der Trennung!"

„Es sey denn, in Gottes Namen!" versetzte der Graf und drückte Hubert an seine Brust — „Du hast mir noch keinen Schmerz bereitet, mein Sohn; Du wirst mir auch ferner nur Freude machen. Ich habe Freunde in Berlin, die sich Deiner annehmen werden, und die Mittel zu einer anständigen Existenz sollen Dir auch nicht fehlen; denn noch sind wir vermögend genug, um Alle versorgt zu sehen."

„Ich nehme dankbar an, was ich unumgänglich bedürfen werde," sprach Hubert; „allein lassen Sie mich vorerst nicht mit den Prätensionen unseres Standes auftreten, lieber Papa, und auch vorerst Ihre Freunde nicht sehen. Ich wünschte eher, mir selbst allein anzugehören, meine Zeit nur meinen Studien zu widmen, ohne sie von geselligen Ansprüchen beeinträchtigt zu sehen, und möchte namentlich das drückende Gefühl vermeiden, als schutzbedürftig vor Denen zu stehen, die uns früher in besserer Lage gekannt haben. Ich will leben wie ein armer Student, und hierzu bedarf ich der Zurückgezogenheit."

„Nein, Hubert, Sie sollen sich keine allzugroßen Opfer auferlegen," sagte Cäcilie; „Sie sollen sich nicht um Ihre schöne Jugend betrügen. Ich trete Ihnen die Hälfte meiner Einkünfte ab, denn ich kann sie entbehren."

Hubert wollte sich dieser Anerbietungen erwehren, aber Cäcilie meinte, hierüber werde man seiner Zeit schon Rath schaffen.

Die Abreise sollte in möglichster Kürze stattfinden, jedenfalls noch vor Weihnachten, da Hubert noch einen Theil der Wintervorlesungen hören wollte. Am Vorabend derselben händigte ihm Cäcilie einen Brief ein mit den Worten:

„Ein Haus müssen Sie besuchen; Sie müssen hie und da in Damengesellschaft kommen — das erfrischt den Geist, schleift die Manieren ab und spannt die durch Anstrengung erschlafften Nerven wieder. Ich habe Sie hier einer Freundin empfohlen, welche Sie zuvor nicht gekannt hat — einer Dame, welche die Wechselfälle des Lebens kennt und Ihnen eine mütterliche Freundin seyn wird."

„Gräfin Ravinski?" frägte Hubert, auf die Adresse blickend.

„Ja, eine Verwandte meines verstorbenen Gemahls, mit welcher ich mehrere Jahre in freund-

Digitized by Google

schaftlicher Weise verlebt habe. Obschon seit langer Zeit getrennt, haben wir einander doch nicht vergessen und uns hie und da geschrieben. Ich bin überzeugt, daß Sie sich von dieser Frau angezogen fühlen werden, sobald Sie sie nur erst näher kennen; sie ist zwar etwas stolz und exclusiv, aber vom herrlichsten Gemüth, obwohl sie schon seit einer Reihe von Jahren auf der ganzen linken Seite gelähmt ist. Nicht wahr, Hubert, mit ihr machen Sie eine Ausnahme? Sie versprechen mir, sie zu besuchen?"

„Da Sie es wünschen, so will ich's thun, zumal wenn sie kein Haus macht und ich sie allein treffen kann."

„Sie lebt sehr eingezogen, denn sie ist eine kinderlose Wittwe," erwiederte Frau von Greiers; „aber sie hat eine Halbschwester aus einer zweiten Ehe ihres Vaters bei sich, die sie erzogen hat. Pauline war noch ein Kind, als ich sie gekannt, ein wahres Engelsköpfchen, voll Munterkeit und Schelmerei; aber inzwischen muß sie etwa achtzehn Jahre alt und sicher ein schönes Mädchen geworden seyn."

„Wie? und Sie fürchten nichts für meine Ruhe von der gefährlichen Nähe eines solchen Engels?" fragte Hubert lächelnd — „wie, wenn ich mich nun in Gräfin Pauline verliebte?"

„O, das werden Sie nicht, Hubert!" versetzte die schöne Wittwe mit einem flüchtigen Erglühen — „Gräfin Pauline besitzt ein Vermögen von einer halben Million, und so wäre es ja gegen Ihre Grundsätze, sich um die Liebe derselben zu bewerben."

Hubert nahm die Sache scherzhaft und steckte den Brief in sein Taschenbuch. Am folgenden Morgen entführte ihn die Post, aber er hatte es sich nicht versagen können, wenigstens den armen Melac mitzunehmen. Der Abschied war so kurz wie möglich gewesen, weil man sich gegenseitig den Schmerz der Trennung erleichtern wollte. Die Winterreise war langweilig und nicht geeignet, die Gedanken unseres jungen Freundes von den Erinnerungen an Diejenigen abzulenken, welche er daheim zurückließ. Aber die Einsamkeit des Postwagens diente dazu, in ihm die ernsten Entschlüsse zu kräftigen und zu reifen, welche er für das neue Lebensstadium gefaßt hatte.

Einige Tage vor seiner Abreise hatte er noch Abschiedsbesuche bei Bekannten aus früherer Zeit in der Nachbarschaft vom Schlosse Rödingen gemacht, wobei ihn Frau von Greiers begleitete; er hatte sie ganz ins Vertrauen gezogen und ihr in die Hand gelobt, aus allen Kräften und unablässig nach dem Ziele zu ringen, das er sich vorgesteckt. Sie hatte ihm ihren Rath und ihre unfehlbare Hilfe anvertraut und ihre aufrichtige Freundschaft erleichterte ihm den Abschied wesentlich, denn er wußte nicht nur Vater und Schwester in guter Hand und Pflege, sondern Cäcilie hatte auch mit ihm abgemacht, daß sie sich mindestens einmal in jedem Monat schreiben und daß das unbedingteste, rückhaltloseste Vertraum zwischen ihnen herrschen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Erste allgemeine deutsche Kunstausstellung in München.

Historienmalerei. (Schl.)

Mit Gemüth und höchstem Leben gezeichnet ist Nr. 6: **Skizze aus der Schlacht bei Znaim**, von l'Allemand in Wien und ähnelt Arbeiten von Adam und Heß. Von Letzterm, P. v. Heß in München, begegnen wir hier auch einem mit bekannter Meisterschaft und merkwürdigem Leben gearbeiteten Gemälde, Nr. 127: **Die Schlacht bei Leipzig**. — Bei nochmaliger Durchgehung der Säle stoßen wir auch wieder auf einige Sachen, die wir neben den bisher genannten übersehen. Da ist Nr. 319: **Scene aus dem Bauernkriege nach der Erstürmung von Weinsberg**, von W. Volkhardt in Düsseldorf, das zwar in der Farbe gut, in der Conception jedoch nicht genügend ist; der Gegenstand handelt von der Gräfin von Helfenstein, welche um das Leben ihres Gemahls bei den aufrührerischen Bauern fleht, — Nr. 317: **Die Märtyrerin Perpetua aus dem 2ten Jahrhundert**, von K. Vogel v. Vogelstein in München, in Farbe und Zeichnung meisterhaft, — Nr. 287: **Mephistopheles läßt dem Faust die schöne Helena erscheinen**, von E. Seibertz in München, ein Bild von schöner Wirkung, — Nr. 256: **Die Hermannsschlacht**, von A. Romako in Wien, ein groß gedachtes Bild, bei dem nur die Hauptfigur etwas im Nachtheile gegen das Uebrige erscheint, — sehr schöne religiöse Bilder sind Nr. 152 — 156 von J. Kaspar in Obergünzburg, und 177—180, wobei zwei profan-historische, von R. v. Langer in München; deßgleichen auch von 104 — 107, von U. Halbreiter in München, schön empfundene Gemälde. — Ein Bild voll Adel und elegant gemalt ist Nr. 66: **Elisabeth von England übergibt Pawison das Todesurtheil der**

Maria Stuart, von A. F. Ewald in Berlin, bei welchem besonders der finstere Gesichtsausdruck an der Königin äußerst gelungen ist, — Nr. 51: Avantgardegefecht bei Gjat, von H. Diehl in München, ist schön gemalt und durchsichtig in der Farbe.

So schließen wir denn mit den historischen Gemälden ab, deren ausgezeichnetste Ph. Foltz, F. Pecht und K. Piloty in München, J. Schrader und E. Steinbrück in Berlin und Th. v. Oer in Dresden lieferten.

Allzu weit würde es führen, wollten wir über die Genrebilder, Landschaften, Portraits, Thierstücke u. s. w. in gleicher Weise ausführlich berichten, wie über die Historienmalerei, und wir wenden uns daher der

Genremalerei

zu, in welcher unstreitig Danhauser in Wien den Preis erhalten muß, der in seiner Nr. 48: Die Klostersuppe, das charakteristisch und technisch bestbehandelte Bild der Ausstellung lieferte, ein in allen seinen Theilen vollendetes Werk; unmittelbar daran reiht sich Nr. 74: Eine Auspfändung, von G. Flüggen in München, ein Bild von drastischer Wirkung, des Lebens innersten Fasern entnommen. Perlen in diesem Fach lieferten R. Seb. Zimmermann in München, Nr. 353: Dorfkirchenmusik, voll Ausdruck und Wahrheit, K. v. Enhuber daselbst, Nr. 65: Jahrmarkt im bayerischen Gebirge, ein Bild, wie man wenige sieht, und wieder Danhauser in Wien, Nr. 356: Die Testamentseröffnung. Haben wir hiermit die hervorragendsten unter den Genrebildern bezeichnet, so finden wir immerhin noch viele mit großem Talent, tiefer Empfindung, trefflichem Humor, Charakteristik und Verständniß ausgeführte Bilder dieser Branche. Da ist von M. Müller in München Nr. 213: Kirchweihscene bei Nachtbeleuchtung; von K. Hohebaum daselbst Nr. 138: Kinder aus der Schule kommend; von Hasenklever in Düsseldorf Nr. 112: Hieronimus Jobs im Examen; von M. v. Menz in München Nr. 195: Claude Lorrain's Aufenthalt auf seiner Villa in Harlaching bei München; zwei Bilder von F. G. Waldmüller in Wien: 1) Nr. 334: Die Gratulation, 2) Nr. 335: Am Christmorgen; von F. Gonne in Dresden ein Bajazzo, Nr. 91, der sich dem Besten in dieser Manier an die Seite stellen darf; von H. Romberg in München Nr. 251: Ein Bauer, welcher sein Messer schleift, ein Gegenstand, der unwillkürlich die Lachmuskeln in Bewegung setzt, wenn man die verlegenen Manipulationen des Buben sieht, der „gern aussi möcht'“ und doch das Rad treiben soll; von W. Koller in Düsseldorf Nr. 167: Die Auswanderer, ein so recht aus der Zeit gegriffenes Motiv; von J. Mogel in München Nr. 370: Ein Mönch, einer Trauung zusehend, worin äußerst sinnige Ideen auf die einfachste Art ausgedrückt sind; von A. Riedmann in München Nr. 221: Die frohe Nachricht; von W. Lichtenheldt daselbst Nr. 182: Fischerwohnung bei Mondbeleuchtung, das gleich sehr gut als landschaftliches wie als Genrebild ist. — Edel in Zeichnung und Farbe ist Nr. 11: Rosenmädchen, von F. Ammerling in Wien, welcher Künstler auch den Triumph der Portraitmalerei in seinem eigenen Bilde, Nr. 9, errang. — Nennenswerthe Genrebilder lieferten noch Eybl in Wien, wie auch Hausmann in Rom und Spangenberg in Paris.

Gehen wir über zur

Landschaftmalerei,

so sind als deren erste Vertreter zu nennen: H. Heinlein und Ch. Morgenstern in München, K. Marco aus Wien, zur Zeit in Florenz, W. Portmann in Düsseldorf und L. Richter in Dresden. Zeichnen sich Portmann's Nr. 244 u. 45: Gletscher im Berner Oberland und Gewitter im Niederland durch imposante Wirkung aus, so setzt uns das vortreffliche Erfassen der gewaltigen Gebirgsnatur in Heinlein's Nr. 120 u. 21: das Calandagebirge und der Gemundener See, in Erstaunen, während Morgenstern's prachtvolles Bild: Buchengruppe mit der Fernsicht auf den Starnberger See, Nr. 205, mit Wehmuth an das Gewesene erinnert, denn diese herrliche Partie ist nun — ausgehauen; Dank sey dem Künstler, der sie verewigte. Ueberhaucht uns K. Marco's Nr. 187: Italienische Landschaft, eine Landschaftsperle, wie sie selten gefunden werden, mit südlicher Gluth, und scheint die Hand desselben Künstlers in Nr. 189, einer idealen Landschaft mit mythologischer Staffage, einem zwar kleinen aber äußerst werthvollen Bilde, von der Zartheit selbst geführt worden zu seyn — das Bildchen ist ein von tiefster Poesie durchströmtes Gedicht zu nennen —, so führt uns Richter's Nr. 253: Landschaft mit Hochzeitszug, in die liebe Heimath zurück, frohe Gesichter lachen, bekannte Weisen tönen, stille Buchen lispeln — wir fühlen uns vor dem Bilde so recht heimisch und zu Hause und werden unstreitig dasselbe um seiner Lieblichkeit willen allen anderen vorziehen,

Digitized by Google

wie es auch wohl das hervorragendste, für frische Gemüther ansprechendste der Ausstellung ist.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

In London wird das Gesetz gegen den Rauch und Dampf mit aller Strenge durchgeführt. Es müssen alle Kamine, selbst die Schlote der Dampfer auf der Themse, ihren Rauch selbst verzehren. Seit der Einführung der Steinkohlen in London um das Jahr 1400 und besonders in den letzten vierzig Jahren hatte die Stadt keinen recht heitern Himmel mehr gesehen. In den wenigen Tagen seit der Einführung des Gesetzes (1. August) soll dieselbe schon ein heiteres Ansehen gewonnen haben und jetzt bald die düstere Monotonie ihrer meisten Straßen verlieren. Doch gibt es Engländer, denen dieser Rauch ein Bedürfniß, nach dem sie sich ebensosehr sehnen, wie der Südländer nach der Sonne. Viele Industrielle und andere Bürger wollen sich von dem altherkömmlichen Qualme nicht trennen und haben ihren ganzen Zorn gegen Lord Palmerston, den Urheber des Gesetzes, gerichtet. Die Bäcker haben dieser Tage geradezu erklärt, nicht mehr backen zu wollen, wenn der Lord auf seinem Gesetze bestände. Nach allen Protestationen wird indeß nicht gefragt. Doch wird es noch manchen harten Strauß kosten, ehe der Dampf ganz aus der englischen Hauptstadt verbannt ist, trotz der Strafe von 40 Shill. und 5 bis 10 L. bei wiederholter Zuwiderhandlung gegen das Gesetz.

(Justiz in Bukarest.) Als ich gestern früh — meldet unter Anderm ein Brief vom 3. Aug. aus obiger Stadt — ganz gemüthlich in einem Café saß, entstand plötzlich ein Höllenlärm auf der Straße. Ich, sowie alle andern Gäste ließen Tschibuk, Mokka und Zeitungen im Stiche und stürzten hinaus, um zu sehen, was es gäbe. Was sah ich? In der Mitte des Gewirres einer dichten Menschenmenge, deren Hauptrepräsentanz die liebe Straßenjugend bildete, ritten zwei Polizeioffiziale, diesen folgte ein Trommler und ein öffentlicher Ausrufer. Hinter diesen ging mit jämmerlich saurer Miene ein Bäckermeister, einen Strick um den Hals, an welchem zwei Brode befestigt waren, die ihm an der Brust herabhingen. Zur Rechten und Linken des Bäckers schritten zwei Polizeidiener einher, jeder mit einem Ruthenbündel unter dem Arme. Den offiziellen Zug schloß eine kleine Wache und dieser folgte die dichte, immer mehr zunehmende Menschenmenge, deren Lachen, Höhnen, Händeklatschen die Töne der nimmer ruhenden Trommel überstimmte. An jeder Straßenecke hielt der Zug stille: der Ausrufer stellte den Delinquenten der versammelten Menge vor, deutete auf sein an der Brust herabhängendes Corpus delicti und verkündete mit kräftiger Stimme, daß, nachdem der Delinquent sich eine Vergessenheit des satzungsmäßigen Gewichtes habe zu Schulden kommen lassen, der löbliche Magistrat im Einvernehmen mit der löblichen Polizei beschlossen habe, dem satzungsgewichtvergessenen Bäcker sowohl zur Strafe für ihn, als auch zur Warnung für Andere seines Gewerbes das vorhandene Brod zu confisziren und unter die Armen zu vertheilen und ihm gleichzeitig hundert wohlgemessene Striche auf dem Marktplatze aufzählen zu lassen.

„Mein Glück ist gemacht! Es lebe der Krieg im Orient!" rief jüngst einer der berühmtesten Pariser Zahnärzte triumphirend aus. „Ich habe aus Constantinopel vier Kisten mit russischen Zähnen erhalten. Herrliche Zähne!"

Sylben-Räthsel.

* In Italiens nördlichen Gefilden dort,
Wo ein großer Kaiser einst sein mächtig Wort
Zu würdiger Geltung zu bringen suchte,
Weßhalb man seinem Namen fluchte
Und Zuflucht nahm zur Empörung,
Sowie zu gräßlicher Zerstörung:
Da kannst du meine Erste finden,
Bei Städten, Wald- und Wiesengründen.
Die Zweite mit der Dritt' im Bunde
Zeigt dir im ganzen Erdenrunde
Ein häßlich, ungestaltetes Wesen,
Das du erblickest, wo Dinge verwesen.
Das Ganze gebraucht man zum Putzen und Zieren
Und wird bereitet von Pflanzen und Thieren.

Auflösung der Buchstaben-Räthsel in № 103:
1. Bleiche, Leiche, Eiche. 2. Thau, Au.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 105. Freitag, 1. September 1854.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

4.

Ein einfaches Stübchen mit einem Alkoven in einer stillen Straße unweit der Kurfürstenbrücke nahm Hubert in Berlin auf — eine Wohnung, die schon seit mehreren Menschenaltern Studenten beherbergt hatte. Die alten und starkgebrauchten Möbel, das harte Sopha mit dem verblichenen Ueberzug, das schwarze Pult mit den Dutzenden von eingekritzelten und eingeschnittenen Namen und Wahlsprüchen bekundeten das. Es war ein Quartier, das er früher auf seinem väterlichen Schlosse keinem Pferdejungen angeboten haben würde; aber hier und in seiner jetzigen Lage wußte er sich damit zu begnügen. Es entsprach zweierlei Anforderungen, die er an eine Wohnung machte: es bot stille Abgeschiedenheit und eine Aussicht auf den Fluß. Indessen gewann die Stube unter seinen Händen rasch ein anderes Aussehen. Einige Oelgemälde von seiner Hand, mit welcher Beschäftigung er früher manch' müßige Stunde weggetäuscht und die ihm Cäcilie mitgegeben hatte, zierten die Wände, dazu einige Jagdtrophäen und sein Waidgeräthe, eine schöne französische Doppelflinte, die er noch zurückbehalten, weil es ein Erbstück der Familie war. Einige Blumentöpfe mit Hyacinthen verdeckten die erblindeten Fensterscheiben und erquickten die Sinne, wenn das Studium sie etwas abgespannt hatte, und an der Wand lehnten Violine und Guitarre, um auch die Phantasie zu erquicken, wenn der Geist sich eine Mußestunde erlauben durfte.

Hubert fühlte sich hier bald heimisch; mit Resignation schickte er sich in die neue Lage, und weder der Verlust des früheren Wohlstandes und Behagens, noch die ungewohnte Beschränkung in den Genüssen des Lebens beeinträchtigte die männliche Fassung seines Gemüths. Sein Leben hatte nun einen ernsten Zweck, die innere Thatkraft einen Wirkungskreis gefunden, und dieser Sporn für sein Streben vereinigte alle seine geistigen Kräfte.

Den Professoren, die ihm Bernhardi bezeichnet, hatte Hubert bald nach seiner Ankunft seine Aufwartung gemacht, um sich ihren Rath zu erbitten, wie er Manches einholen könne, das er früher versäumt hatte, und er fand freundliche Unterstützung. Man fühlte sich zu dem jungen Manne hingezogen, in dessen Wesen sich so viel Ernst mit der einnehmenden äußern Erscheinung verband; man lud ihn ein, und er wich auf eine so feine Weise aus, daß man ihm nicht darob zürnen konnte.

Von seiner früheren ländlichen Lebensweise an wenig Schlaf gewöhnt, war er früh Morgens an seinen Büchern und Heften, gönnte sich nur Mittags, wenn er in einer anständigen Restauration ein bescheidenes Mahl eingenommen hatte, ein Stündchen Muße und schlenderte dann mit Melac durch die Straßen der Stadt oder wohl auch vor eines der Thore, um nach der Heimkehr wieder bis zum Abend zu studiren; erst die späteren Stunden verbrachte er mit Musik, Lectüre oder Briefschreiben. Durch diese geregelte Beschäftigung stählte er sich gegen die vielen sinnlichen Verlockungen der großen Hauptstadt und er tröstete sich mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft, auf einen, wenn auch noch fernen Wendepunkt seines Schicksals. Das Bewußtseyn seiner Aufopferung versöhnte ihn mit der Gegenwart und verlieh ihm jenes Gefühl, welches jeden Ehrenhaften und Gerechten bei Erfüllung seiner Pflichten durchglüht.

Trotz seiner stillen, zurückgezogenen Lebensweise blieb aber Hubert doch nicht ganz unbemerkt.

Digitized by Google

Die reiche und schöne Garderobe, welche er noch aus besseren Tagen besaß und die auf lange Zeit seinen Bedürfnissen genügte, der Anstand, womit er dieselbe trug, seine vortheilhafte Persönlichkeit und der wunderschöne Hund, welcher ihn begleitete, machten den armen Studenten gar bald den Nachbarsleuten bemerklich und erweckten deren Interesse für ihn. Hätte Hubert Augen haben wollen, um zu sehen, so würde es ihm leicht geworden seyn, manch' kleine Liebelei oder ernstere Intrigue anzuknüpfen. Allein er galt bald für ebenso stolz als schön, Manche hielten ihn sogar für einen Sonderling, weil man ihn stets allein, nur von seinem Hunde begleitet, umherwandeln sah. Melac war der einzige Gefährte und Freund seines Herrn, der bisher noch keinerlei Umgang gesucht hatte; traurig kroch das treue Thier in seinen Korb, wenn Hubert zu den Vorlesungen ging, und sprang ihm froh entgegen, wenn er zurückkehrte. Melac verstand seinen Herrn ganz, er störte ihn weder in seinen Gedanken auf den Spaziergängen, noch in seinen Studien zu Hause. Nur wenn Hubert müde die Feder hinwarf oder das Buch zuklappte und im Zimmer auf und nieder ging, kam der schöne Hund heran, als wollte er seinen Herrn erinnern, daß er nicht allein seye, und Hubert vergaß sich dann oft so weit, daß er mit ihm, dem geduldigen Zuhörer, von der Heimath plauderte, und das Thier wedelte jedesmal fröhlich, wenn es seines Herrn Stimme weich und freundlich erklingen hörte. Auf größeren Spaziergängen zerstreuten ihn oft die Sprünge des Hundes, und es war für den jungen Mann ein wohlthuendes Gefühl, wenn Vorübergehende das schöne Thier von so unverkennbar edler Race belobten und bewunderten. Er war also noch nicht so arm, als er glaubte; er besaß noch etwas, um das Andere ihn beneideten.

Der Hund ward Anlaß zu einigen seltsamen Begegnungen. Hubert hatte den ganzen Winter sein einsiedlerisches Leben fortgesetzt. Anfänglich war die Nothwendigkeit, seine früheren klassischen Studien zu repetiren, um die künftigen zu befruchten, das Motiv zu seiner Zurückgezogenheit gewesen; später war es freie Wahl. Selbst einigen seiner Studiengenossen, die seine Bekanntschaft gesucht hatten, war er mit guter Manier ausgewichen. Er hatte sogar Cäciliens Empfehlungsschreiben an Gräfin Ravinska nicht abgegeben, weil er sie bei seinem ersten Besuche nicht angetroffen hatte; sie war damals von Berlin abwesend. Mittlerweile war die Frühlingszeit herangekommen.

Die milden Abende zogen ihn, der an den Genuß der Natur gewöhnt war, aus der dumpfen Stube, und einstmals schlenderte er sogar zum Brandenburger Thore hinaus, als eben eine Menge schöner Equipagen voll geputzter Damen und viele Reiter auf herrlichen Thieren wie zum Corso nach dem Thiergarten zogen. Hubert hätte kein so tüchtiger Reiter und Pferdekenner seyn müssen, wenn er den Thieren der Wagen und der Cavaliere nicht einige Aufmerksamkeit geschenkt hätte, und an edlen Pferden hat es in Berlin bekanntlich noch nie gefehlt.

Auf einmal fuhr eine glänzende Equipage rasch vorüber, in welcher Damen saßen, und zur Seite sprengte ein hochgewachsener Herr auf einem Grauschimmel. Schon der Hufschlag des Pferdes dünkte Hubert bekannt; ein forschender Blick auf dasselbe, und er erkannte es für das ehemals seine: es war sein einstiges Lieblingspferd. „Diana!" murmelte er unwillkürlich, und Melac, welcher Roß und Reiter ebenfalls aufmerksam betrachtet, hatte nicht sobald diesen Namen vernommen, als er mit freudigem Bellen pfeilschnell davonjagte und an dem Thiere mit fröhlichem Gekläffe emporsprang. Auch Diana schien den Hund wieder zu erkennen, denn es neigte schnaubend den Kopf zu demselben herab. Der Reiter aber schien dies übel zu vermerken, denn nachdem er mehrere vergebliche Versuche gemacht, den Hund durch Zuruf und Geberden abzuwehren, schlug er mit der Reitpeitsche nach demselben hinab, daß er heulend davonlief.

Hatte es dem jungen Manne schon einen Stich durch das Herz gegeben, daß er seinem ehemaligen Reitpferde unter solchen Umständen wieder begegnete, so zuckte er bei dem Hiebe, den der Reiter führte, ordentlich vor Empörung zusammen und alles Blut trat ihm zu Kopfe, als er den armen Melac mit blutender Schnauze zu seinen Füßen sich niederkauern sah. Die zähe Reitgerte hatte dem Thiere die Oberlippe wund geschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Erste allgemeine deutsche Kunstausstellung in München.

Landschaftmalerei. (Schl.)

Besonders hervorzuheben sind noch Nr. 14: Umgebung von Algesiras im südlichen Spanien, von F. Bamberger in München, eine prachtvolle Landschaft; Nr. 246: Seestück, und 242:

Digitized by Google

Waldlandschaft, von Fr. Preller in Weimar; eine hervorragende Landschaft lieferte K. Stefan in München in Nr. 301: **Der Partenachsturz bei Partenkirchen**; so auch Nr. 270: **Geiereck am Untersberge**, von E. Schleich daselbst; von großer Wirkung und sehr charakteristisch ist ferner Nr. 157: **Landschaft mit Thierstaffage**, von H. Kaufmann in Hamburg, und äußerst gedacht Nr. 160: **Der Dom in Trient**, von E. Kirchner in München. Einige vortreffliche Bilder der ältern Schule sind von dem in Rom verstorbenen J. Koch in der Ausstellung, Nr. 163 u. 64; so auch die Cartons Nr. 343 bis 46 von dem in Stuttgart verstorbenen E. Wächter. Ein Meisterstück von Landschaft mit Architektur lieferte M. Neher in München, Nr. 215. In gleicher Weise erwähnen wir noch rühmend der Künstler H. Bürkel, H. v. Pechmann, H. Dyk, A., R. und M. Zimmermann, F. und A. Seidel, D. Langko, W. Scheuchzer, J. Mali, sämmtlich in München, dann J. W. Schirmer in Düsseldorf, C. A. Pettenkofen und A. Hausch in Wien, M. Haushofer in Prag, B. Peters in Stuttgart und Hummel in Weimar, welche alle vortreffliche Landschaften lieferten, auf die näher einzugehen uns aber der Raum verbietet.

Unter den Vertretern der

Thiermalerei

steht Fr. Volz in München obenan, sein Nr. 320: **Eine Heerde vor dem herannahenden Gewitter flüchtend**, zeigt ungeheures Leben und vollendete Technik; gleich gut sind Nr. 321 u. 22. Ihm zunächst steht R. Eberle in München, dessen Nr. 59: **Ein Schäfer mit seiner Heerde am Abend**, die Meisterhand und das tiefe Studium des Thierlebens sogleich erkennen läßt; doch dürfen wir B. Adam in München nicht vergessen, der in Nr. 2: **Ziegen**, uns so unwillkürlich in das Familienleben dieser Thiere einführt, daß wir beinahe übersehen, daß sie nur gemalt sind; vortrefflich ist auch Nr. 3: **Ein Fuchs**, und 4: **Zwei Hunde**, von demselben Künstler. Nach ihm lieferte das Beste R. Koller in Zürich, dem sich H. Deicker in Braunfels, J. Neigebauer in Wien und A. Wagner in Stuttgart würdig anreihen. Dem Besten, was die Branche der humoristischen Thiermalerei je aufzuweisen hatte, stellt sich K. Steffek's in Berlin Nr. 302: **Zwei spielende Hunde**, würdig zur Seite.

Von den vielen **Portraits**, welche die Ausstellung aufweist, wüßten wir neben dem früher erwähnten Ammerling's nur noch ein weibliches Portrait von F. Gonne in Dresden, Nr. 92, und ein ditto zweites, 279, von Schrotzberg in Wien, als durch besonders duftige Frische sich auszeichnend, zu nennen, ohne Kaulbach's lebensgroßem Bilde des Königs Maximilian, das wir eigentlich nicht in diese Kategorie der Portraits zählen, zu nahe zu treten. — Erwähnen wir nun noch der **Cartons** Nr. 422—24 von B. Genelli in München, die von mächtigem Gedankenreichthum und trefflicher Technik zeugen, 419—21 von J. Führig in Wien und 442 von Trenkwald in München, sowie der trefflichen **Kupferstiche** und **Handzeichnungen** von Stöber in Wien und Schäffer in München, so sind wir zu Ende. Die Ausstellung macht im Ganzen nicht den Eindruck einer solchen, sondern eher einer Gallerie; sämmtliche Bilder sind sehr hübsch und verständig geordnet, so daß die Wirkung der kleineren durch die großen nicht verliert, was sehr anzuerkennen ist. Hauptsächlich vertreten ist die Münchener, nach ihr besonders die Wiener Künstlercorporation; auffallend ist es, daß so wenige Düsseldorfer Künstler sich betheiligten. Nichtsdestoweniger aber ist das Werk angebahnt; wünschen wir ihm zu Nutz und Frommen der Kunst, der Künstler und des Publikums ein fröhliches Gedeihen.

Mannigfaltiges.

(Schutzmaßregeln gegen die Cholera.) Eine Hauptsache ist Mäßigkeit im Essen wie im Trinken. Eine gute Sache ist die Suppe und besonders eingebrennte Mehlsuppe. Von Fleischspeisen sind zu empfehlen: Ochsen-, Kalb- und Hammelfleisch (letzteres jedoch ohne Fett), Hühner, Reh-, Hirsch- und Hasenbraten, aber kein fettes Schweinefleisch. Vor Würsten ist zu warnen; Nieren und Leber sind auch keine rathsamen Speisen; Gänse und Enten soll man laufen lassen, bis die Seuche von dannen ist. Eier, besonders die Dotter, schaden nicht; Mehlspeisen sind auch gut, dürfen aber nicht sehr fett seyn. Vor Gemüsen soll man sich besonders in Obacht nehmen, je weniger davon, je besser; Schwarzwurzeln und Gelberüben kann man essen; Spinat und Kohl ist nicht zu empfehlen; Sauerkraut ist geradezu gefährlich und Gurken sind das rechte Cholerafutter. Salat und die erst halb zeitigen Kartoffeln soll man bei Seite lassen. Dagegen sind Reis, Gerste, grüne Kerne, Hirse und Grütze

Digitized by Google

gut zum Genießen. Brod soll wenigstens einen Tag alt seyn. Senf und Meerrettig sind gut. Mit Butter und gar mit Käse soll man sparsam seyn. Unreifes Obst ist das wahre Gift, Pflaumen, Zwetschen, Pfirschen, Aprikosen sind schlimme Kost; Heidelbeeren sind ganz unschädlich, wenige gut reife Birnen thun auch nichts. Ein gutes Bier ist schon zu rathen, aber schlechtes, saures oder abgestandenes Bier sollte ausgeschüttet werden. Wer ihn haben kann, der trinke zur Cholerazeit einen guten Wein, aber nicht flaschenweis. Branntwein ist verderbliche Kost und in den Schnappshäusern gibt's die meiste Cholerabeute. Kaffee und Chocolade sind gut, süße Milch auch, aber saure Milch ist zu meiden. Schwelgerische Mahlzeiten und besonders Unmäßigkeit im Trinken sind die wahren Bundesgenossen der Cholera. Vor Erkältung muß man sich wohl hüten; besonders ist die Einwirkung von feuchter Kälte gefährlich, weßhalb das Sitzen im Freien bis in die Nacht und ebenso das Liegen auf feuchtem Boden zu meiden ist. Fortgesetztes Nachtwachen ist während der Zeit der Seuche gefährlich. Was den Geist, der mit dem Körper gar viel zu schaffen hat, betrifft, so ist's durchaus nothwendig, Zorn und heftige Gemüthsbewegungen zu vermeiden; ein Mann und seine Frau sind nach heftigem Streit unmittelbar der Cholera verfallen. Die Angst vor der Seuche ist eine Helfershelferin derselben; doch Angst und gute Vorsicht sind zweierlei und letztere soll man verständiger Weise gebrauchen. Bekommt Jemand während der Cholerazeit Durchfall, so soll er sich ins Bette legen, durchaus nichts Kaltes und keine festen Speisen genießen, sondern Gerstenschleim, Reisschleim oder dergleichen. Für den Durst soll er einen ganz dünnen Reisschleim (3—4 Löffel voll Reis in einem Schoppen Wasser verkocht) zu sich nehmen. Außerdem aber soll er heißen Kamillenthee trinken und den ausbrechenden Schweiß unterhalten, welcher sehr wohlthätig ist; dann aber muß er auch zum Arzt schicken und dessen Ankunft ruhig abwarten. Vor allen Dingen möge man sich vor Quacksalbereien in Obacht nehmen und sich nicht dies oder das von dem ersten besten Marktschreier oder von der Frau Base aufschwatzen lassen; aber ein großer Senfteig auf den Leib gelegt, bis er tüchtig brennt, ist zu empfehlen. — Ob Einer blos Durchfall (Diarrhöe) oder wirklich schon Cholera hat, kann er selber leicht erkennen; denn bei der Seuche selber kommt Erbrechen und Stuhlausleeren mit großer Heftigkeit, das Ausgeleerte ist weiß wie Reiswasser, die Wärme an Händen, Füßen und Gesicht nimmt ab und es treten Krämpfe, besonders in den Waden, ein.

Ueber die **Wirkung des Kupfers**, am bloßen Leibe getragen, (siehe Präservativ gegen die Cholera in Nro. 101 der Pfälz. Blätter) läßt sich — sagt Arago in einem seiner Briefe — kein bestimmtes Urtheil fällen, da die nöthigen Beobachtungen und Erfahrungen noch fehlen. Wird aber die Thatsache berücksichtiget — fährt der Genannte fort —, daß in verschiedenen Orten Italiens das Sumpf-Miasma durch Aufstellung von Metallstangen abgeleitet wurde; daß ferner alle Miasmen und Contagien als bestimmte Electricitäts-Modificationen wirksam sind und namentlich Kupfer bei der galvanischen Säule den Zersetzungsprozeß ausübt, so ist allerdings die Möglichkeit gegeben, daß eine Kupferplatte, durch Anziehung eines bereits im Körper circulirenden Miasma, prophilaktisch zur Abhaltung der Entwickelung einer lebensgefährlichen Krankheit wirksam seyn kann, wobei noch der Umstand zu berücksichtigen ist, daß das Mittel an sich unschädlich ist, und wenn es auch physikalisch ohne Wirkung wäre, doch durch den Glauben daran eine beruhigende Stimmung des Nervensystems resp. des Gemüthes hervorgebracht werden kann.

Die Bestrebungen der unbedingten Mäßigkeits- und Nüchternheitsfreunde werden an dem physiologischen Drang nach Reizmitteln einen um so größeren Gegner haben, je weiter sie in den Kreis der verbotenen Genüsse ziehen. In Nordamerika geht ein Theil von ihnen so ausschließlich zu Werke, daß außer Bier, Wein und Branntwein auch der Tabak völlig untersagt wird. Nun will sich aber jener Drang zum Recht verhelfen; viele Mäßigkeitsmänner kauen daher von früh bis spät Gewürznäglein, die bekanntlich adstringirend und erhitzend wirken. Jüngst war in einer amerikanischen Zeitung zu lesen, daß ein solcher Temperanznägleinkauer in Nordkarolina in Folge übermäßigen Genusses an Krämpfen gestorben sey.

Auflösung des Sylben-Räthsels in No. 104:

Pomade.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 106. Sonntag, 3. September 1854.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

Noch beschäftigte sich Hubert mit dem zitternden, winselnden Hunde, als eine Stimme ihn anrief:

„Mein Herr, sind Sie der Eigenthümer dieses Hühnerhundes?"

Hubert blickte auf und sah wenige Schritte vor sich einen Reitknecht in Livree zu Pferde halten, der diese Frage an ihn gethan hatte.

„Ja, der Hund ist mein," entgegnete er; „doch wen kümmert das etwas?"

„Ist Ihnen das Thier etwa feil?"

„Ich bin kein Hundehändler!"

„Jenun, das sehe ich wohl; aber mein Herr möchte ihn gerne kaufen und würde ihn gut bezahlen."

„Wer ist denn Euer Herr?"

„Jener Cavalier dort auf dem Grauschimmel, welchen der Hund zu kennen schien — der reiche Baron Sieldorf auf Rödingen!"

„Ha!" rief Hubert aus und stierte nach dem Reiter, der noch in geringer Entfernung einige Volten ritt; es war der Reiter Diana's, derselbe, welcher Melac soeben verwundet hatte — „der ist's? Baron Clemens?... Sagen Sie diesem Menschen, daß mir der Hund nicht feil und daß er zu gut sey für einen solchen Barbaren!"

„Mein Herr!"

„Fort, Bursche, oder ich lass' es Euch entgelten, was Euer nobler Herr dem armen Hunde gethan hat!" rief Hubert und sein Auge flammte vor Grimm und Entrüstung.

Zum ersten Male erwachte wieder alle Bitterkeit über das, was er und die Seinigen verloren, in seiner Seele, da er sein Lieblingspferd unter dem Gegner und seinen treuen Hund von diesem mißhandelt bluten sah. Baron Clemens war vorhin zu rasch an ihm vorübergeritten, als daß er ihn hätte erkennen können. Jetzt war ihm der Abendspaziergang vergällt und er kehrte verbittert nach Hause zurück. Noch hatte er aber die Linden nicht zurückgelegt, als der Hund auf's Neue bellte und winselte. Melac hatte Diana und ihren Reiter abermals erblickt, welche in diesem Moment sammt jener Equipage in der Mitte der Straße sich befanden. Baron Clemens ritt hart neben dem Schlage und unterhielt sich angelegentlich mit einer reizenden Blondine, die zur Linken im Fond des Wagens saß. Sein Anblick jagte Hubert wiederum das Blut heftiger durch die Pulse. Jetzt hörte er, wie ein Offizier, welcher die Damen im Wagen gegrüßt hatte, zu dem neben ihm gehenden Kameraden sagte: „Der Emporkömmling hat es auf die schöne Comtesse abgesehen; schade, wenn er reüssirte!" — „Wer sind die Damen?" fragte der Andere. — „Gräfin Ravinska mit ihrer schönen Schwester, die eine der reichsten Erbinnen des Großherzogthums Posen ist," war die Antwort.

„Ravinska?... Also auch er dort?" murmelte Hubert vor sich hin und kam verdüstert und mißmuthig nach Hause.

Seit diesem Abende ging er nur selten mehr aus. Jede Liebkosung Melac's erinnerte ihn an den siegreichen Vetter und dessen Bewerbung um die Hand des schönen Mädchens, für welches ihm Frau von Greiers so viel Interesse eingeflößt hatte. Er war mit sich selber uneins, ob er Cäciliens Brief abgeben solle oder nicht. Ein ahnungsvoller Drang zog ihn nach dem Hause der Gräfin, allein er fühlte, daß er noch unmuthiger seyn würde, wenn er daselbst die Bewerbungen seines Vetters mit Erfolg gekrönt sähe. Er theilte Cäcilien den ganzen Vorfall mit und klagte sich des Ungehorsams an, daß er ihren Wunsch noch nicht erfüllt und sich der Gräfin noch nicht vorgestellt

Digitized by Google

habe. Aber das Harren auf ihre Antwort bedünkte ihn unerträglich; ein bitterer Unmuth war über ihn gekommen und störte ihn in seinen Arbeiten.

So saß er eines Abends bei Einbruch der Dämmerung in Gedanken verloren an seinem Fenster, als ihn ein Pochen an der Thüre aus seinem Sinnen jäh aufschreckte. Als er öffnete, stürzte Melac herein und verkroch sich grollend in seinem Korbe. Hinter dem Hunde trat aber auch ein hochgewachsener junger Mann ins Zimmer, der sich Hubert unter dem Namen Morstein zu erkennen gab. Dieser wohnte auf demselben Stockwerke nach dem Hofraum hinaus, war Studio, wie er, und also gleichfalls „Hausbursche".

„Ich will nicht stören, noch mich Ihnen aufdringen," sagte der Eintretende, der Hubert's verschlossenes Wesen kannte, nach der ersten Begrüßung; „ich komme nur, um Sie zu warnen, daß Sie Ihren Hund, welcher Ihnen sehr werth scheint, nicht mehr allein laufen lassen. Um ein Haar wäre er Ihnen ausgeführt worden. Als ich vor einer Viertelstunde durch die Beerenstraße ging, sah ich einen Kerl in Livree, welcher eine sehr schöne englische Halbblutstute an der Trense führte, bemüht, Ihren Hund anzulocken, um ihm einen Strick anzulegen, den er in der Hand hielt. Der Hund hatte eine merkwürdige Freundlichkeit gegen den Grauschimmel und dieser schien auch mit dem Hunde vertraut. Hätt' ich mich nicht ernstlich ins Mittel gelegt und den Hund zurückgerufen, so wäre er Ihnen verloren."

„Ich danke Ihnen herzlich," entgegnete Hubert; „wahrlich, Sie haben mich zum größten Danke verpflichtet: der Verlust meines guten Melac wäre mir sehr nahe gegangen."

„Ich glaube es, denn ich habe mit Vergnügen bemerkt, wie viel Sie auf das schöne Thier halten; Sie dürfen indeß auf der Hut seyn, ein so schönes Exemplar von der ächten Race haben selbst die Prinzen nicht. Aber finden Sie es nicht seltsam, daß der Hund und das Pferd einander zu kennen schienen?"

„O nein — ich habe jenes Pferd manchmal geritten, als es noch in andern Händen war, und daher mag die Anhänglichkeit der beiden Thiere an einander kommen. Aber daß der jetzige Besitzer des Pferdes gemein genug denken kann, mir gar den Hund stehlen zu wollen, ist sehr charakteristisch!" — Er sagte dies mit einer gewissen Bitterkeit.

„Sie kennen ihn also?" rief Morstein — „wer ist er denn? und wollen Sie ihn nicht dafür belangen? ich versichere Sie, die Polizei versteht in derlei Dingen hier zu Lande keinen Spaß."

„Ich beauftrage nicht gern die Polizei mit solchen Dingen," versetzte Hubert; „es gibt eine andere Art von Retorsion, auf die ich eben stark sinne," setzte er mit einem bedeutsamen Blick auf die Pistolen über dem Sopha hinzu.

„Sie wollen sich mit ihm schlagen?" fragte Morstein lebhaft — „das freut mich zwar von Ihnen, allein ich muß Ihnen bemerken, daß *ein* Kerl, der Hunde stehlen lassen will, nicht mehr satisfactionsfähig ist, auch wenn er ein Studio wäre, und daß ein solches Subject nach dem „Comment" in Verruf gehört."

„Ich kenne die Gesetze der Ehre unter den Studenten nicht," erwiederte Hubert, „habe es auch im vorliegenden Falle mit keinem Studenten zu thun; allein so viel weiß ich, daß bei dem ersten Anlasse, wo wir irgendwo zusammengerathen, dieser Zusammenstoß einem von uns beiden den Hals brechen wird!"

„Ah! ein Duell mit Malice? Jenun, lieber Hausbursche, es ist gerade meine Sache nicht, mich Jemanden aufzudringen, allein Sie scheinen nicht viel Umgang hier zu haben, und wenn Sie irgendwie in den Fall kommen sollten, in einer Ehrensache meine Dienste gebrauchen zu können, so bin ich gern Ihr Cartelträger, Secundant oder Zeuge; ich kann mir schmeicheln, etwas Erfahrung auf der Mensur zu haben, denn ich bin seit acht Jahren Bürger der renommirtesten Universitäten Deutschlands."

Damit wollte er sich entfernen, aber Hubert glaubte nach dem Dienste, welchen Morstein ihm geleistet, diesem ein freundlicheres Entgegenkommen schuldig zu seyn, und lud ihn daher ein, noch ein Stündchen mit ihm zu verplaudern.

Von diesem Abende an besuchten sich die beiden Nachbarn je zuweilen und machten auch manchmal einen Spaziergang zusammen; allein Beide fühlten selbst, daß der gegenseitige Umgang sich wohl nie über das Niveau gewöhnlicher Kameradschaft erheben werde — Beider Naturell und Erziehung waren allzu verschieden. Morstein war mit Leib und Seele Student und flotter Corpsbursche, trotz seiner wohlgezählten siebenundzwanzig Jahre. Seine Kleidung war die eines ächten Renommisten jener Zeit, wo der Studio noch ein von der heutigen Kultur und Zierbengelei unbelecktes, halbwildes Menschenkind war. Der gewaltige Schnurrbart und Henri-Quatre in dem blühenden, narbenvollen Gesicht, das lange Haar, der bloße Hals, der breite Hemdkragen, der bis auf die Schulter

Digitized by Google

über den Kragen der Pikesche herausgelegt war, die Lederhosen und Kanonenstiefeln verriethen, daß Camill Morstein nur als Studio imponiren wollte, wozu freilich die unverkennbare Gemüthlichkeit in seinen Zügen wenig paßte. Er war ein guter Kerl, ehrlich, bieder, offen und lebensfroh, kein sonderlich feiner Kopf und in seinen Manieren gutmüthig derb, wie die meisten Süddeutschen. Seit zwei Jahren hielt er sich in Berlin auf, um sich zu einem Examen vorzubereiten und einige Privatissima zu hören; aber er kam nicht dazu. Wenn er gleich dem Studentenleben nicht mehr so viel Aufmerksamkeit widmete wie ehedem, so bot die große Stadt dem jungen Manne, der ein mäßiges Einkommen hatte, andererseits Mittel genug zur Zerstreuung und zum Zeitvertreib und lenkte ihn von seinem Vorhaben ab, um so mehr, als ihm der Sporn des Ehrgeizes oder ein äußerer Stachel für seine Thatkraft abging. So verbrachte er seine Tage damit, daß er Morgens bis eilf Uhr im Bette lag, rauchte und Romane las, dann eine kleine Promenade machte, um den Appetit zu reizen, nach dem Mittagbrod einige Stunden in Kaffeehäusern und Bierstuben vertändelte, um sodann wieder spazieren zu gehen, bis die Theater begannen, und dann sein mühseliges Tagewerk in irgend einem Studentenklub bei Bier, Tabak und Renommage beschloß, um am folgenden Tage just wieder von Neuem ebenso zu beginnen. Trotz dieses verfehlten Lebenszwecks aber war Morstein doch ein Mensch, dem man darob nicht zürnen konnte, sondern den alle seine Bekannten liebgewonnen hatten, weil man fühlte, daß er einer uneigennützigen Freundschaft und rückhaltslosen Aufopferung fähig war. Schon längst hatte er sich dem Zimmernachbar nähern wollen, dessen elegante Tournüre und vornehmes, würdiges Wesen ihm unwillkürlich imponirten; aber Hubert's ernste, schwermüthige Weise hatte ihn abgeschreckt. Morstein erkannte in Hubert eine überlegene Natur; er versuchte nicht, ihn für die wilde Freiheit des Studentenlebens zu gewinnen, wie er es bei allen jüngeren Leuten that, die ihm aufstießen, weil es in seinen Augen auf Erden nichts Erhabeneres und Schöneres gab, als einen flotten Studio. Die Charakterfestigkeit und der sittliche Ernst, welche sich in Hubert's Haltung und Mienen kundgaben, zeigten ihm, daß dieser über jenes Stadium negativer Thatkraft hinaus sey, in welchem diese Spiele reizen. Die aristokratischen Manieren Hubert's, der keinen Tabak rauchte, keine Kneipen und Cafés besuchte und sich selbst so genügte, daß er allen fremden Umgangs entbehren konnte, flößten ihm ein besonderes Interesse für den schweigsamen Nachbar ein und ließen ihn ahnen, daß etwas mehr hinter ihm stecke, als die Karte an seiner Zimmerthür besagte mit der einfachen Aufschrift: H. Rödingen, stud. jur.

Hubert dagegen fand oft Unterhaltung in dem Geplauder des alten Studenten. Er fand in ihm mehr, als er erwartet hatte; denn wenn derselbe auch nicht gerade einen großen Geist besaß, so hatte er doch Weltkenntniß und Zartgefühl und verhältnißmäßig wenig Eigenliebe. Von sich selbst sprach derselbe nur wenig und über eine gewisse Lebensperiode, welche in ihm unangenehme Erinnerungen zurückgelassen zu haben schien, schwieg er gänzlich, obwohl es Hubert oft bedünken wollte, als erwarte Morstein von ihm, daß er sich nach denselben erkundige. Der alte Student verhöhnte auch niemals den regen Fleiß Hubert's, sondern kam oftmals sogar, sich Bücher und Hefte von ihm zu borgen, gewöhnlich in Stimmungen, die ihn selbst seiner gewohnten vegetativen Lebensweise entfremdeten und manchmal bis zum Trübsinn steigerten. Diese Stimmungen waren in der That bei Morstein nicht selten und wurden von Hubert der Reue über eine versäumte Jugend und der Ahnung eines verfehlten Lebensziels zugeschrieben, und es drängte ihn in solchen Momenten unwillkürlich, dem Stubennachbar sich mehr zu widmen. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Chinesische Tapferkeit.) Daß ein gut organisirtes Heer von 10,000 Mann im Stande sey, die 300 Millionen Bewohner des himmlischen Reiches zu Paaren zu treiben, haben die Engländer 1841 u. 42 bewiesen; daß aber die Chinesen, auch nach Empfang einer Lection, ihrem Charakter getreu sich als Eisenfresser gebahren, darüber berichtet Robert Fortune in seinen „Wanderungen in China während der Jahre 1843—45." Daselbst wird erzählt: „Einige Male wurde ein seiner Tapferkeit wegen berühmter chinesischer Admiral mit einer Anzahl Kriegsjunken nach einer oder der andern Station geschickt, wo Opiumschiffe ankerten, um diese zu zwingen, die chinesische Küste zu verlassen. Es wurden Trommeln geschlagen, Kanonen abgefeuert, jedoch in rücksichtsvoller Entfernung, und die Junken kamen an mit allem

Digitized by Google

Pomp und aller Pracht, die einen Haupttheil der kriegerischen Operationen der Chinesen bilden. Inzwischen blieben die kleinen Opiumschiffe so ruhig, als ob sie alle diese drohenden Demonstrationen nicht beachteten. Jetzt wurde von dem Admiral eine Botschaft geschickt, mit dem Befehl, man solle augenblicklich sich entfernen und nicht wagen, sich jemals wieder in den Seiner himmlischen Majestät unterworfenen Meeren blicken zu lassen, oder die Schiffe würden vernichtet werden. Die Abgesandten erhielten die Antwort, die fremden Schiffe seyen gut bewaffnet und hätten keine Lust, ihren Ankerplatz zu verlassen. Dies genügte, den Muth des Admirals abzukühlen. Die „Barbaren" anzugreifen, wagt er nicht, und gelingt es ihm nicht, dieselben fortzubringen, so steht sein Ruf auf dem Spiele, wenn die Sache an höherer Stelle bekannt wird. Er ändert daher den Ton und ersucht die Kapitäne um die große Gefälligkeit, sich nur für einen oder zwei Tage zu entfernen, worauf sie ungehindert wieder an ihren Platz zurückkehren könnten. Die Kapitäne gehen darauf ein und segeln am nächsten Morgen ab. Die Chinesen, welche auf Wache stehen, machen einen gewaltigen Lärm mit ihren Gongs (beckenähnliche Instrumente von Glockenmetall), feuern Kanonen und Musketen ab und folgen den Opiumschiffen ein gutes Stück in die See hinein. Jetzt sendet der Admiral einen Bericht an seine Regierung, daß er den „Barbaren" eine Schlacht geliefert und sie weit von den Küsten weg getrieben habe; hat auch vielleicht hinzugesetzt, er habe eins ihrer Schiffe in den Grund gebohrt, die übrigen ins Meer versenkt. Mittlerweile, ehe noch der Bericht den halben Weg nach Peking zurückgelegt hat, befinden sich die Opiumschiffe ruhig wieder an ihren alten Ankerplätzen und die Dinge gehen ihren gewöhnlichen Gang."

Dr. Liebig theilt der „Darmst. Ztg." den nachstehenden Brief aus Indien, dem Vaterlande der Cholera, mit dem Wunsche mit, daß das Mittel, welches Dr. Maxwell empfiehlt, von den Aerzten mit aller Sorgfalt geprüft werde und daß man in Europa dieselben glücklichen Erfolge damit erzielen möchte. — „Hrn. Justus Liebig, Prof. der Chemie in Gießen. Ich mache mir das Vergnügen, Ihnen eine wichtige Thatsache mitzutheilen, die ich eben hier in Bezug auf die Behandlung der Cholera festgestellt habe, nämlich, daß das kohlensaure Natron ein rasches und wirksames Mittel gegen diese Krankheit ist. Ich gebe es sogleich, wie ein Cholerafall mir vorkömmt — einen Theelöffel voll in einer Tasse Haferschleim, so heiß, als ihn der Kranke nur trinken kann. Sollte das Mittel herausgebrochen werden, so wiederhole ich es mit etwas Laudanum (Opiumtinktur) und einer vollen Dosis Oel (Ricinusöl oder einem andern eröffnenden Mittel), um dasselbe nach dem Sitz des Giftes in den dünnen Gedärmen hinabzuführen. So wie etwas von dem Oel in den Stuhlentleerungen erscheint, wird man finden, daß die Genesung bereits begonnen hat, und der Patient wird bald Urin lassen, wo man ihn dann als außer aller Gefahr betrachten kann. Wenn nöthig, wiederhole ich die Medizin Morgens und Abends in etwas kleinerer Dosis. Wenn zu gleicher Zeit viele Menschen befallen werden, gebe ich Bissen (boli) von folgender Zusammensetzung: Kohlens. Natr. 20 Gr., Opium 3 Gr., Gummigutt 5—10 Gr., Crotonöl 2—3 Gr. oder mehr, Seife 20 Gr., die mit einem Schluck kohlens. Natr. hinabgeschwemmt werden. Auf diese Weise kann man Boli und kohlens. Natr., hinreichend für Hunderte, in der Tasche bei sich führen. Mit weitern Details will ich Sie nicht bemühen; überdies werden ohne Zweifel später von den Aerzten noch manche andere Weisen, das Mittel zu verschreiben, bekannt gemacht werden. Hyderabad — Dekan, 23/8. Hochachtungsvoll Dr. W. G. Maxwell. P. S. Ich vergaß zu bemerken: das kohlens. Natr. erleichtert den Schmerz und Brand im Unterleib, macht Schlaf und stellt den Puls und die Körperwärme in sehr kurzer Zeit wieder her."

Von Mannheim wird unterm 26. August geschrieben: Vorgestern fuhr der Knecht des Bürgermeisters von Sandhausen einen Wagen Steine zum Waldhof. Hart am Rheine ließ er, ohne die Stränge auszuhängen oder zu spannen, den Wagen und die Pferde stehen und begab sich zum Frühstück. Die Pferde mochten Durst bekommen haben und liefen an den Rhein hinab — der Wagen rollte nach und Alles verschwand in den Fluthen des an dieser Stelle etwa 30 Fuß tiefen Stromes.

Laut einer amtlichen Bekanntmachung ist im südwestlichen Theile Oberbayerns der Milzbrand unter dem Hornvieh und den Pferden ausgebrochen.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 107. Dienstag, 5. September 1854.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

Die Osterferien waren herumgegangen und Hubert, vielleicht in Folge der neuen Bekanntschaft, nicht dazu gekommen, der Gräfin Ravinska seine Aufwartung zu machen, bis ihn ein neuer Brief der Frau von Greiers daran erinnerte.

„Säumen Sie nicht, meine Freundin zu besuchen," schrieb sie ihm. „Es war nicht brav gehandelt, Hubert, daß Sie Ihrer Zusage nicht früher nachkamen. Wenn Ihre Wahrnehmung gegründet ist, daß Baron Clemens sich um die Hand der reichen Comtesse Pauline bewirbt, so könnte vielleicht Ihr Erscheinen im Hause meiner Freundin Unglück verhüten. Die verwittwete Gräfin, welche an Paulinen Mutterstelle vertritt, muß es erfahren, was für ein Mensch dieser Clemens ist. Sie glauben gar nicht, was für schlimme Nachrichten wir über ihn erfahren, namentlich durch Herrn Bernhardi, welcher verschiedene Prozesse gegen ihn zu führen hat. Er soll aller Grundsätze baar, ein total verdorbener Wüstling seyn. Die Besitzungen sind schon zu drei Viertheilen ihres Werthes mit Schulden belastet. Fräulein Antonie, seine Schwester, soll in ein Kloster getreten seyn, nachdem sie ihm durch eine Schenkung ihr Vermögen abgetreten, und Bernhardi vermuthet, ihr Bruder sey nicht ohne Einfluß auf diesen Entschluß gewesen. Herr von Sieldorf vermißt sich aber, gegen seinen Geschäftsmann zu behaupten, eine reiche Heirath werde ihn bald aus allen seinen Bedrängnissen reißen. Ich ermahne Sie daher recht ernstlich, endlich der Gräfin sich vorzustellen."

Hubert ging abermals nach dem palastähnlichen Hause, welches die Gräfin in einer der neuen Vorstädte bewohnte, allein die Dame war wiederum abwesend, für einige Tage auf's Land gereist; doch ließ er diesmal sein Empfehlungsschreiben zurück. Es war ihm beinahe lieb, daß er die Dame nicht getroffen hatte, denn der gediegene Luxus jenes reichen Hauses hatte ihn unwillkürlich Vergleichungen mit seiner öden, armseligen Stube anstellen lassen und er fühlte sich beengt, verlegen; er bereuete es beinahe, Cäcilien jene Zusage gemacht zu haben. Den Wurm zu vernichten, den er trotz aller Resignation doch zuweilen im Herzen nagen fühlte, warf er sich noch emsiger und ungetheilter auf seine Studien. Der erste Frühstrahl sah ihn bei seinen Pandekten und nur am Abend gönnte er sich einen längern Spaziergang. Aber verhielt sich dabei der Wurm ruhig?

Als er einige Tage nach jenem Besuche Abends von einem Ausflug nach dem Kreuzberge heimkehrte, kam Morstein zu ihm herüber und überreichte ihm ein zierliches Billet, welches ein halb Stündchen vorher von einem Livreediener hier abgegeben worden war.

„Ich weiß nicht, ob es Ihnen gehört, und der Lakai zweifelte auch und machte Umstände, es mir zu geben; aber ich gab ihm mein Wort, daß er es morgen unerbrochen zurückerhalten sollte, wenn Sie es nicht annehmen würden," sagte Morstein mit eigenthümlicher Betonung und forschendem Blicke.

Hubert schaute auf die Adresse; sie lautete:

„Herrn Grafen Hubert von Rödingen,
stud. jur."

Er ärgerte sich, sein Incognito von dem Zimmernachbar zerstört zu sehen, und er zauderte, ob er den Brief annehmen solle oder nicht, obschon er ahnte, woher er kommen müsse.

„Keine Umstände, Herr Graf," sagte Morstein freundlich; „ich ahnte, daß der Brief Sie angehe, und merkte längst, daß mehr hinter Ihnen stecke, als Sie merken lassen wollten. Doch ver-

Digitized by Google

lassen Sie sich auf meine Discretion; ich werde Ihr Incognito jederzeit ehren."

„Ich bitte Sie darum, lieber Morstein, und werde es Ihnen aufrichtig danken," versetzte Hubert. „Wenn ich hier als armer Student auftrete, auftreten muß, so werden Sie es begreiflich finden, warum ich einen Stand verläugne, auf welchen ich nichtsdestoweniger einen gegründeten Stolz habe. Ich betheuere Ihnen übrigens, daß keine unehrenhaften Gründe mich veranlassen, meinen Rang zu verbergen, sondern nur der Wunsch, hier ungekannt und stille meinen Studien zu leben und eine bescheidene Unabhängigkeit zu behaupten."

„Lassen wir das," sagte Morstein und drückte ihm treuherzig die Hand; „mein Wort darauf, daß ich Sie für den bravsten Burschen halte, den ich jemals kennen gelernt habe. — Aber lesen Sie den Brief, der wohl wichtig seyn muß, weil ihn der Diener nicht in meine Hand geben wollte. Er wird morgen vor Mittag wieder kommen, um Ihre Antwort abzuholen."

Hubert erbrach ihn; er kam von der Gräfin Ravinska und lautete folgendermaßen:

„Mein Herr! Ich beklage es sehr, daß ich bei Ihren jedesmaligen Besuchen abwesend war und freue mich um so mehr auf Ihre Bekanntschaft, als Sie mir kein Fremdling sind. Meine liebe Freundin Cäcilie hat mir mehrfach von Ihnen geschrieben und ich erwartete Sie längst. Betrachten Sie mein Haus als das Ihrige, schenken Sie mir oft das Vergnügen Ihrer Besuche. Ein kleiner Kreis von anspruchslosen Menschen, den Sie bei mir, der gebrechlichen Frau, finden werden, soll Ihnen die Trennung von Ihren Lieben vergessen machen und die Mußestunden Ihrer Studien traulich kürzen helfen. Frau von Greiers schreibt mir, daß Sie die Einsamkeit lieben. Jenun, in meinem Hause werden Sie nicht die Zerstreuungen der großen Welt finden, noch großen Geistern und berühmten Persönlichkeiten begegnen; aber wir werden Alles aufbieten, Sie hier heimisch zu machen. Mein körperlicher Zustand entfremdet mich der Welt, aber ich erkenne es als wohlwollendes, humanes Werk, wenn Sie mir hin und wieder eine Stunde schenken wollen. Erfreuen Sie mich bald mit Ihrem Besuche, denn Ende dieser Woche gedenke ich schon auf's Land zu ziehen."

Die gemüthliche Wärme, welche in dieser Einladung lag, berührte Hubert wohlthuend. Offenbar kannte die Gräfin seine Lage und er verzieh es ihr, daß sie ihm auf der Adresse des Billets jenen Titel gegeben, da der Lakai wohl nur den Auftrag hatte, es ihm persönlich einzuhändigen. Es zog ihn jetzt zu jener Frau, denn er hatte sich längst gestehen müssen, daß er sich seither eine der schmerzlichsten Entbehrungen auferlegt, keinen Umgang mit Frauen mehr zu haben. Nur die eine Bedenklichkeit schwebte ihm vor, ob er wohl später nicht seine Wohnung noch finsterer und kümmerlicher finden würde. Er schwankte noch und theilte sich Morstein mit.

„Nehmen Sie die Einladung an, beuten Sie sie aus, mein Lieber!" erwiederte dieser — „an Ihrer Stelle hätte ich mich der Dame längst vorgestellt."

„Aber bedenken Sie, ein armer Student in einem solchen Hause — welcher Contrast!" wandte Hubert ein.

„Dort sind Sie nicht der arme Student," versetzte Morstein; „dort sind Sie ein Ebenbürtiger, der Ansprüche auf Gleichstellung hat; dort sind Sie ein liebenswürdiger Cavalier, der trefflich singt und musizirt, ein Mann von Geist, Wissen und Weltgewandtheit, welcher seinem Stande auch durch seinen Charakter Ehre macht. Der Umgang mit gebildeten Damen wird Sie aufheitern und anregen, wenn Ihr Geist durch die Arbeit des Studiums abgespannt ist. Sie leben überhaupt zu unzweckmäßig, Sie arbeiten zu viel und zu anhaltend und ich prophezeie Ihnen, daß Sie sich eine ernste Krankheit auf den Hals laden werden, wenn Sie so fortfahren. Sehen Sie, Freund, man ist niemals in schlechterer Gesellschaft, als wenn man auf die Dauer allein ist; der Mensch ist einmal zum Umgang mit seines Gleichen geboren, und namentlich Sie dürfen sich bei Ihrem vorhandenen Ernst und Ihrer Anlage zur Schwermuth nicht allzu sehr absondern, sonst werden Sie mit der Zeit ein Griesgram, der bei allem Verstand und allen Kenntnissen doch kein Vertrauen erweckt, wohl aber durch sein finsteres Wesen abstößt."

„Aber die Ansprüche jenes geselligen Kreises werden mich viel Zeit kosten, ohne vielleicht gerade meinen Anforderungen zu genügen," entgegnete Hubert.

„Im Gegentheil — Sie werden desto frischer seyn, wenn Sie sich Zeit zur Erholung gönnen, und bei heiterer Stimmung wird Ihnen auch das Arbeiten leichter werden. Seyen Sie kein Thor — besuchen Sie jene Kreise!"

„Nun, es sey denn!" sagte endlich Hubert. „Ich läugne es nicht, es drückte mich schon oft,

Digitized by Google

daß mein Ohr keine weiche Frauenstimme mehr vernahm; ich war so gewöhnt, alle Ideen und Erscheinungen, die mich interessirten, mit Frauen zu besprechen."

„Das ahnte ich schon längst — Sie sind einer von denen, die bei Frauen enormes Glück machen!" rief Morstein lebhaft — „Sie haben so etwas Sicheres, Resolutes in Ihrem Wesen, daß Sie bei Ihrer physischen Kraftfülle auch der gescheidtsten oder launigsten Frau imponiren müssen. Sie werden noch mancher Schönen den Kopf verdrehen und höllisch Erfolg haben — na, nehmen Sie das nicht übel; es war nicht bös gemeint! — Nun ich aber Ihr Incognito unwillkürlich aufgedeckt," fuhr er ernster werdend fort, „müssen Sie mir noch eine Frage zu gut halten: haben Sie noch einen ältern Bruder Ihres Namens?"

„Nein, ich bin der einzige Sohn des Hauses; aber eine jüngere Schwester habe ich noch."

„Existirt vielleicht eine Seitenlinie Ihrer Familie, die blos den Freiherrntitel zu führen berechtigt ist?" fuhr Morstein forschend fort.

Hubert stutzte und erwiederte zögernd:

„Jene Linie besteht, doch nur in einem einzigen Repräsentanten; allein wir stehen mit diesem übrigens sehr entfernten Anverwandten auf gespanntem Fuße. — Aber warum fragen Sie?"

„O, es ist nichts — gar nichts — blos Neugier!" versetzte Morstein zerstreut und murmelte dann in den Bart: „Dacht' ich's doch, sie könnten einander nichts angeben; sie sind einander zu unähnlich." Dann verabschiedete er sich und ging auf sein Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Indische Vogelnester.) Unweit des Forts Karrong-bollong auf Java, wo ich als Commandant stationirt war — berichtet ein deutscher Offizier — habe ich Gelegenheit gehabt, die Produzenten der eßbaren, unter dem Namen ostindische Schwalbennester im Handel vorkommenden Vogelnester vielfach zu beobachten. Die Südseite eines hier am Meere gelegenen Berges ist durch ewig tosende Brandung schluchtenartig ausgespült. Hier, wo selbst bei sonst stiller See die Meereswogen lautdröhnend toben und sich brechend ihren silberfarbigen Schaum mehr als 100 Fuß hoch aufspritzen, hier, wo weder Schlangen noch Iltisse dem brütenden Vogel nachzustellen vermögen, an diesem schauerlichen Orte, wohin höchstens der Mensch in seiner Verwegenheit zu dringen wagt, baut die Calangane oder Lawet ihr Nest. Sie hat große Aehnlichkeit mit der europäischen Hausschwalbe, nur ist sie größer als diese. Sie nistet an den unwirthbarsten Stellen der Meeresküste. Den Tag über schweben diese Vögel zu Tausenden über dem Meeresspiegel, um Fischlaich zur Nahrung zu suchen. Der Genuß dieses Laiches soll eine große Geneigtheit zur Bildung von Schleim hervorrufen, der zur Erbauung ihrer Nester erforderlich ist. Sey dem wie ihm wolle, so viel steht fest, daß der Schleim eine zähe, leimartige Masse bildet, welche an der Luft leicht trocknet, hart und spröde wird. Da die Brandung den Zugang vom Wasser aus zu den Nestern nicht gestattet, muß man zum Einsammeln derselben von der Höhe des Berges Menschen hinablassen; man gewöhnt die Knaben vom achten Jahre an an dieses schauerliche Geschäft. Der Sammler sitzt auf einem aus Bambus gefertigten Stuhl, welcher aus einem gleichfalls aus Bambus gefertigten Seil hinabgelassen und heraufgezogen wird. In der einen Hand eine brennende Fackel, in der andern eine Bambusstange mit eisernem Haken, über den Schultern einen Korb, fährt er in die Tiefe hinab. Durch Rütteln am Seil gibt er denen, die ihn von oben hinunterlassen, ein Zeichen zum Anhalten, wenn er ein Nest entdeckt hat, zieht sich selbst vermittelst des Hakens an die Klippen, löst mit einem Messer das Nest vom Felsen und gibt dann weitere Zeichen zum ferneren Hinablassen oder Wiederaufziehen. Die Nester werden gereinigt, im Schatten an der Luft getrocknet, sortirt und verpackt; sie gelangen in drei Sorten in den Handel. Die besten, reinsten, mehr blaßgelben, welche von den Schwalben noch nicht zur Brut benützt worden, sind ein bei den reichen Chinesen sehr beliebter Artikel und werden buchstäblich mit Gold aufgewogen. Ueberhaupt kommen die meisten dieser Nester nach China, wo sie bei einer flotten Mahlzeit nicht fehlen dürfen. In der Regel werden sie als Suppe, in kleinen Stücken zerschnitten einer Hühnersuppe beigemischt, verzehrt; der Genuß gilt für sehr nahrhaft und bei Brustkrankheiten für äußerst heilsam.

(Verkehrswesen in Nord-Amerika.) Folgende, amerikanischen Blättern entnommene Nachricht über die Eröffnungsfeier einer neuen Eisenbahn im Westen der Vereinigten Staaten ist geeignet, von der Großartigkeit der nord-

Digitized by Google

amerikanischen Communicationsmittel einen Begriff zu geben. Fragliche Eisenbahn erstreckt sich von Chicago am Michigansee bis Rock-Island am Mississippi, 250 engl. Meilen oberhalb St. Louis, und ergänzt die Eisenbahnverbindung zwischen dem atlantischen Meer und dem Mississippi. Von New-York bis Rock-Island beträgt die Entfernung in der Richtung der ununterbrochenen Bahnlinie 1500 engl. (= 325 deutsche) Meilen. Zur Feier der Vollendung dieser wichtigen Verbindung wurden über 1000 Personen aus den atlantischen Städten, insbesondere New-York, eingeladen und mit Freikarten für die ganze Tour versehen. Die Gäste trafen in Chicago zusammen, wurden von da in etwa 30 großen Eisenbahnwagen 180 engl. Meilen weit bis zum Mississippi und dann in 5 großen Dampfern 500 engl. Meilen weit den Strom aufwärts bis zu den Fällen desselben, da wo er aufhört, für Dampfboote schiffbar zu seyn, gleichsam bis zur Grenze der civilisirten Welt, befördert. Die Lustreise von 4000 engl. (= 865 deutschen) Meilen wurde von den atlantischen Gästen in unglaublich kurzer Zeit und ohne auch nur den mindesten Unfall erlitten zu haben, vollbracht.

In Lüttich hat man bekanntlich vor Kurzem eine Höllenmaschine entdeckt, die, wie man behauptet, gegen das Leben des Kaisers der Franzosen gerichtet werden sollte. Die „N. Pr. Ztg." beschreibt die Maschine, welche gegenwärtig den belgischen Gerichten vorliegt, wie folgt: Denken Sie sich eine hohle Kugel, aus welcher 6 Pistolenläufe hervorgehen. Man ladet dieselben vermittelst einer sehr geschickt angebrachten Vorrichtung. So sollte sie alsdann in den Wagen Desjenigen geworfen werden, dem der rothe Haß unverdrossen folgt. Bei ihrer eigenthümlichen Composition ist es nun aber nothwendig, daß, sobald sie anstößt oder niederfällt, durch innere Reibung eine Entzündung entsteht, welche zunächst die Pistolen abfeuert, dann aber die ganze Kugel zersprengt. Es ist deßhalb kaum anders möglich, als daß Derjenige, auf den diese Kugel geschleudert wird, getroffen und getödtet wird. Die ganze Sache war wohl überdacht und die technische Herstellung soll eine ganz ungewöhnliche Begabung des Verfertigers verrathen.

König Maximilian der Zweite, dem es ernstlich darum zu thun ist, sein schönes Vaterland genau kennen zu lernen und diese Kenntniß auch seinem Volke zu vermitteln, hatte schon als Kronprinz einzelne Gelehrte beauftragt, sorgfältige Forschungen über die geologischen und oryktognostischen (die Unterscheidungskunde der einfachen oder ungemengten Berggüter betreffenden) Verhältnisse der verschiedensten Landestheile anzustellen. Statistik, Geschichte, Sagenkunde haben an ihm einen sehr eifrigen Beförderer gefunden und es ist unter seinen Auspizien bereits sehr viel für die verschiedenen Zweige der Vaterlandskunde geschehen. Zu seinen Lieblingsideen gehört die Herstellung eines umfassenden ethnographischen (völkergeschichtlichen) Werkes über Bayern, und seit Jahren läßt er die einzelnen, nach Abstammung, Charakter, Bildung, Sitten und Gebräuchen wesentlich verschiedenen Provinzen und Stämme des Landes von kundigen Männern durchforschen, um ein möglichst getreues und vollständiges Bild derselben hergestellt zu sehen. Diese Forschungen in der Pfalz anzustellen, dazu hat der König einen der tüchtigsten Köpfe ersehen, die er in jüngerer Zeit nach München gezogen. Es ist dies der bekannte Kulturhistoriker Professor Riehl, der in seinen weitverbreiteten Werken: „Die Gesellschaft" und „Land und Leute" bewiesen, daß er das gefeite Auge besitzt, um tief und scharf zu beobachten, und zugleich die Hand, um seine feinen Beobachtungen mit meisterlicher Gewandtheit darzustellen. Auf so manchem Gebiete der Wissenschaft und des Lebens gründlich heimisch, wie das so viele seiner Abhandlungen, unter andern auch seine „musikalischen Charakterköpfe" beweisen, ist Professor Riehl so recht der Mann dazu, mit scharfem, unbestochenem Blick zu beobachten und mit geübter Hand zu zeichnen, so daß wir ein getreues Bild vom Leben und Wesen in unserer Provinz erwarten dürfen. Derselbe bereist jetzt die Pfalz und dürfte wohl manchen Schatz heben, an dem wir bisher gleichgiltig vorübergegangen sind, vielleicht auch manche Seite entdecken, die wir mit unsern Augen für schöner angesehen haben, als sie in Wirklichkeit ist oder in einem geübteren Auge sich spiegelt.

Unterm 16. August ist T. P. Schafner die Concession zur Anlegung eines elektr. Telegraphen von Nordamerika über Grönland, Island, die Faröer nach Norwegen und Kopenhagen ertheilt worden.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 108. Freitag, 8. September 1854.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage ließ Hubert sich bei der Gräfin Ravinska melden und ward sogleich vorgelassen. Die Dame saß im Salon in einem Krankenstuhle und ließ sich eben von ihrer Gesellschafterin vorlesen. Sie mochte einst schön gewesen seyn, denn noch jetzt zeigte die Regelmäßigkeit ihrer Züge die edelsten Formen; was aber schon auf den ersten Anblick für sie einnahm, das war ein herrliches dunkles Auge voll Geist und Wohlwollen, einem tiefen, stillen See zu vergleichen, und eine weiche, sanfte Stimme, die so recht zur Seele sprach. Sie empfing den jungen Mann so wohlwollend, daß er sich fast beschämt fühlte, diesen Besuch so lange verschoben zu haben; sie sprach so unbefangen mit ihm, mit keiner Sylbe auf den Unglücksfall anspielend, der seine Familie betroffen; sie ließ sich so viel über Frau von Greiers erzählen, daß er ganz vergaß, wie er zum ersten Male dieser Frau gegenüber stehe, und mit einiger Verlegenheit wahrnahm, wie er den Besuch schon weit über diejenige Zeit ausgedehnt hatte, welche die Etikette für eine derartige erste Visite vorschreibt.

Als er sich aber erheben wollte, um zu gehen, bat ihn die Gräfin freundlich, nur noch eine Weile zu verziehen, wenn ihn kein dringendes Geschäft abrufe.

„Ich möchte Sie nicht ziehen lassen, ohne Ihnen meine Schwester vorgestellt zu haben," sagte sie; „Pauline ist mit einer Freundin ausgefahren und muß jeden Augenblick zurückkehren, und da Sie uns hoffentlich schon heute Abend im engen Zirkel meiner Hausfreunde begegnen werden, so möchte ich haben, daß Sie alsdann den Meinigen schon bekannt sind."

Hubert blieb und unterhielt sich noch eine Weile mit der Gräfin, bis ein Wagen vor das Haus rollte und darauf zwei Damen in den Salon traten, von denen die Jüngere die Gräfin mit einem Kuß begrüßte. Es war Gräfin Pauline, eine frische, zarte Blondine, mehr anmuthig als schön, deren holder Erscheinung eine einfache Toilette und mädchenhafte Scheu einen unbeschreiblichen Reiz verliehen. Ihr ganzes Wesen erinnerte Hubert an seine Schwester Theodora; doch war sie um einige Jahre älter und in ihren Zügen lag etwas mehr Willensstärke als in denen Theodora's. Sie erwiederte züchtig und unbefangen die Anrede Hubert's, der durch sie von einem angenehmen Eindruck berührt wurde, ohne daß sie ihn gerade sehr begeistert hätte. Die andere Dame, welche mit Paulinen gekommen, war eine Frau von Birchow, eine lebhafte, muntere Dame von etwa fünfzig Jahren, mit offenen, scharfmarkirten Zügen und großer Zungenfertigkeit, vor deren prüfendem Auge Hubert's Erscheinung unverkennbar großen Beifall gefunden hatte.

„Pauline ist die einzige nähere Verwandte, die mir geblieben ist," sagte die Gräfin zu Hubert, als die beiden andern Damen weggegangen waren; „sie ist die einzige Freude und Hoffnung meines Lebens und sie glücklich zu machen, mein ganzes Dichten und Trachten. Die Vorsehung hat mir Kinder versagt, damit ich desto treuer an ihr hänge, die das theure Vermächtniß meines Vaters ist. O, daß ich sie glücklich sähe!" fügte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Wer könnte zweifeln, daß das Fräulein nicht glücklich werde?" versetzte Hubert. „Wer, wie die junge Comtesse, alle Glücksgüter der Erde besitzt, der hat die Wahl unter den Edelsten und Besten, und Sie werden ihre Hand keinem Unwürdigen geben."

„Ich werde ihre Wahl niemals beschränken,"

sagte die Gräfin, „aber Gott gebe, daß sie richtig wähle!" Dabei flog etwas wie ein Schatten über ihre sanften, leidenden Züge.

Ein paar Minuten später verabschiedete sich Hubert mit dem Versprechen, noch vor der Abreise der Gräfin deren Abendzirkel zu besuchen und sich aller Rechte eines Hausfreundes zu bedienen. —

Einige Tage darauf schrieb Hubert an Frau von Greiers:

„Theuere Cäcilie! Ich bin nun meinem Versprechen nachgekommen: ich habe mich der Gräfin vorgestellt und einen über Erwarten wohlwollenden Empfang gefunden. Thor, der ich war, daß ich so lange gesäumt, Ihrem Rathe zu folgen — wie manche schöne, angenehme Stunde hätte ich inzwischen im Hause dieser trefflichen Frau verbringen können! — Aber Sie haben mich eigentlich beschämt, Cäcilie; Sie haben mich Ihrer Freundin in Ihren Briefen auf eine Weise geschildert, daß der Eindruck meiner Erscheinung sicher weit hinter den Erwartungen Ihrer Freundin zurückbleiben wird. — Die Damen sind nun fort, auf's Land, auf ein Gut in der Nähe von Magdeburg, wohin mich die Gräfin auf das Dringendste eingeladen hat. Und nun erst fühle ich ganz, was ich wieder verloren habe. Der Umgang mit Damen, das Verweilen in einem Familienkreise war mir nach meiner langen Isolirtheit so wohlthuend.

„Heute sind es gerade acht Tage, daß ich mich der Gräfin vorstellte, die mich empfing wie eine mütterliche Freundin. In der ersten Stunde war sie mir keine Fremde mehr, sondern eine Frau, von deren Wohlwollen und Theilnahme ich überzeugt war. Sie stellte mich ihrer Schwester vor, welche nicht so schön ist, als die Gräfin einst gewesen seyn muß, aber etwas unsäglich Holdes, Zartes, Aetherisches hat. Das muntere Wesen, welches Sie an ihr rühmten, zeichnet sie noch aus und belebt und erfrischt Alle, die ihr nahe sind, wenn sie sich in ihrem naiven Frohsinn gehen läßt. Ueber ihrem ganzen Wesen liegt noch der Duft jener arglosen, glücklichen Unbefangenheit, welche nur aus einem ungetrübt heiteren, von keinerlei Schmerz und Sorge verdüsterten Lebensloose entspringt. Ich wünsche diesem Mädchen gewiß von Herzen alles Gute, schon um der Gräfin willen, deren Augapfel sie ist; allein merkwürdiger Weise überkam mich beim Anblick der Comtesse ein banges, ahnungsvolles Grauen, als ob ihr harmloses Glück zu schön sey, um lange unvergält zu bleiben. Was mich aber am meisten zu ihr hinzieht und mich mit einem besonderen Interesse erwärmt, das ist die große geistige und äußere Aehnlichkeit, welche Pauline mit unserer theuern Theodora hat.

„Ich habe drei Abende in dem Zirkel der Gräfin verbracht, der mich ungemein ansprach. Es waren nur wenige Herren anwesend — ein pensionirter höherer Offizier, der ein entfernter Verwandter des Hauses zu seyn scheint, und ein junger pommerscher Gutsbesitzer, der um der jungen Comtesse willen hier zu seyn scheint, ein fader, dünkelhafter Mensch, der den Stutzer spielt und das Unglück hat, von Paulinen nicht bemerkt zu werden. Von den Damen ebenfalls nur eine kleine Auswahl. Zunächst eine Frau von Virchow, eine lebhafte und geistreiche Frau, Wittwe von anständigem Vermögen, die Sie zu kennen vorgibt und bei der ich einen besondern Stein im Brett habe, obschon sie um meine Familienverhältnisse offenbar nicht weiß. Sie lud mich dringend ein, auch ihr Haus zu besuchen, und erbot sich, mir noch andere Kreise zu öffnen; mit besonderem Nachdruck rühmte sie sich dabei ihrer Bekanntschaft mit den Verhältnissen unzähliger Familien, — offenbar hielt sie mich für einen Vermögensjäger, dem sie ihre guten Dienste anzubieten geneigt schien, was ich jedoch nicht verstehen wollte. Dann die Gesellschaftsdame der Gräfin, Fräulein von Grieben, ein hochbegabtes, überaus gelehrtes Mädchen, das aber dabei sehr anspruchslos und sich bewußt ist, daß die schönsten Tage ihres Lebens bereits hinter ihr liegen. Endlich noch einige Wittwen und Mütter aus den besten Familien, die übrigens wenig mehr als bloße Figurantinnen in diesen Zirkeln sind, weil die beiden Gräfinnen und Frau von Virchow nebst Fräulein von Grieben die Hauptpersonen und Mittelpunkte bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Californien.

Abenteuer zweier Deutschen.

Der Morgen begann zu grauen, als eine flinke Brigg, kokett zur Seite geneigt, über die blanke Saisonbai daher glitt. In der gemeinschaftlichen Mündung des Sacramento und San Joaquin

Digitized by Google

rollte der Taganker auf den Grund und weckte dadurch ein paar junge Männer auf, die behaglich in den Hängenmatten der Cajüte geschlafen hatten.

„Der Anker fiel," begann ein schlanker Bursche von etwa fünfundzwanzig Jahren, „der Tag naht, komm, Hammer, wir müssen sehen, wo wir uns befinden."

„Ach was," dehnte phlegmatisch der Angeredete, „die geräucherten Spitzbuben werden schon Wache halten. Ich möchte noch schlafen; wer weiß, wann ich's wieder so bequem kann."

„Mit der Bequemlichkeit hat's für jetzt ein Ende!" lachte der Erste. „Willst Du Dir wirklich ein Rittergut zusammensuchen, so mußt Du jetzt keine Anstrengung scheuen. Heraus aus der Decke!"

Mürrisch richtete Hammer sich auf.

„Aber ich sage Dir," brummte er, „wenn ich mein Rittergut bei einander habe und die Reisekosten, so gehe ich heim — das ist kein Land für mich; da verliert ja das Geld allen Werth! Ein Glas Sodawasser einen Gulden — hilf Poggendorf und Liebig! das ist bei Gott über die Taxe."

„Narr," entgegnete der Andere, Namens Schmidt, „darum sind wir ja hergekommen. Hier wächst das Geld wie am Neckar das Katzenkraut. D'rum viel gearbeitet und wenig ausgegeben — dann wird's schon gehen!"

Damit sprang er behend auf's Deck, tauchte den Kopf tief in einen Eimer mit kühlem Wasser und richtete dann erst, sich abtrocknend, die klugen Augen auf die Gegend umher. Von rechts und links kamen die herrlichen Ströme, fast gerade einander entgegenfließend, hier an der Mündung zusammen und gerade vor ihm hob, das Ziel der Reise, die gewaltige Sierra Nevada die stolzen Kuppen.

Noch musterte er die steilen Hänge, die schroffen Einschnitte dazwischen; eben wollte der Gedanke: „Wo in diesen Schluchten wirst du Glück oder Elend finden?" zum Bewußtseyn aufsteigen, als Hammer, sein schwerfälligerer Gefährte, neben ihm erschien.

„Sieh' nur um Gottes willen den Felsthurm dort rechts, der mit den zwei spitzigen Hörnern gegen den Mond spießt!" schrie er. „Steuermann, wie heißt der?"

„Il Diablo!" murrte der Gefragte.

„Der Teufel?" staunte Hammer.

„Ja, und drüben steht Punta Castello," versetzte der Steuermann.

Die Reisenden wandten sich. Aus dunklem Wald von Lebenseichen hob sich, steil wie das Aarhorn, ein Granitkegel mit leuchtender Schneekuppe, von der das Morgenroth rosig wiederstrahlte. Selbst Hammer verstummte vor der hehren Majestät dieses Anblicks. Sein Gefährte legte still die Hand auf's Herz.

Auch eine Anzahl weiterer Passagiere war heraufgekommen; Alle schauten mit ernstem Ausdruck auf das Land, von dem sie ein schnelles Glück — wenn Gold es geben kann — hofften. Vor ihnen — wie prangte Alles so hoffnungsgrün; und mahnend, wie die kummerbleiche Erfahrung, blickten die schneebedeckten Häupter der Bergriesen, aus deren Rippen sie das weltbeherrschende Metall wühlen wollten, zu den Ankömmlingen herüber. Nur Einer, ein Mensch mit plattem, nichtssagendem Gesichte, spielte apathisch mit seinem großen Hunde.

Mehrere Einwanderer, die beabsichtigten, den San Joaquin hinaufzugehen, luden jetzt mit treibender Hast ihre geringe Habe in ein paar Rindenkähne. Hölzerne und blecherne Mulden zum Goldwaschen waren bei Allen das Hauptmobiliar. Feste, eisenbeschlagene Kisten mit mehrfachen, oft gar künstlich zu öffnenden Schlössern fehlten selten, doppelte, gewaltige Lederbeutel aber nie und zeigten in ihren weiten Räumen die kolossalen Hoffnungen, welche ihre Besitzer hegten.

Die beiden Deutschen — Hammer, ein Apotheker aus dem schönen Neckarthal, und Schmidt, ein Bergmann vom Abhang des Hohenstaufen — lehnten, dem Ausschiffen still zusehend, an der Gallerie des Hinterdecks, als der Eigner des Fahrzeugs zu ihnen trat.

„Die Gentlemen gehen mit mir bis Sinklair hinauf," redete er sie artig an, „und werden dann wohl den American River bis zu seiner Gabel hinanrudern?"

„So ist es für's Erste wenigstens unser Plan," erwiederte Schmidt. „Ich meine, es wäre vortheilhaft, in kleinen Gesellschaften von sechs bis acht Köpfen ins Gebirge zu dringen und dann gemeinschaftlich die Arbeit zu beginnen."

„Mit Leuten von rechtlichem, friedlichem Charakter möchte dies allerdings von wesentlichem Nutzen seyn," sagte der Schiffseigner. „Es sind da ein paar Bursche unten, die wohl gern sich an Sie anschlössen. Dabei ist ein Chinese aus Quan-ton; was sagen Sie dazu?"

„Ist das der Kamerad mit dem großen Packer, den er beständig auf den Strohmann hetzt?" frug Hammer.

Digitized by Google

„Ja, Master, er hat mir hier seine Papiere zur Durchsicht gegeben und erbittet sich dagegen die Ihrigen."

„Ist ganz überflüssig," entschied der Pharmazeut kurz; „der Mensch riecht wie Extractum cicutæ. Ich gehe nicht mit ihm und bleibe überhaupt nur drei bis vier Wochen da — bis ich ein Rittergut zusammen habe."

Der Schiffer nickte schweigend und verbarg ein feines Lächeln im Rauche der Cigarre.

„Und der Chinese?" frug er.

„Chinesen" — fuhr Hammer fort — „sollen nicht übertrieben ehrlich seyn, aber sehr klug und praktisch; und da es ja Gold genug gibt, so kommt es auf's Erste gerade nicht an — aber wir verstehen kein Chinesisch und der Kamerad schwerlich Deutsch."

„Das nicht; aber Herr Yang-tse spricht fertig das Englische. Darf ich ihn vorstellen? — Doch eben stößt das letzte Kanot ab — Anker auf, Jungens da vorn!"

Die beiden hier sich vereinigenden Ströme bilden in dem Winkel, den sie umgrenzen, ehe sie in die Saisonbai fallen, ein weites, sumpfiges Delta, durch welches die Brigg sich hinaufarbeitete. Gewaltige Cypressen überragten zu beiden Seiten die stämmigen Weißeichen, deren Blätter, auf der untern Seite schneeweiß, im Hauch des Windes einen äußerst lieblichen Anblick gewährten. Der Strom war ziemlich belebt; manches kleine Fahrzeug mit Einwanderern ward von der Brigg überholt, manches trug der Strom ihr entgegen, mit wetterbraunen, bärtigen Gesichtern, mit bleichen, hohläugigen Fieberkranken. An die festgeschlossenen Fenster der Cajüte gelehnt, überlegte der Bergmann, wie diesen „bösen Wettern" auszuweichen seyn möchte, indeß der Chemiker schweigend eine Dosis Chinin in Wasser löste, einige Tropfen Schwefelsäure hinzugoß und sich des violetten Schimmers erfreute, der nun im hellen Glase sich zeigte.

Der Abend sank. Durch die dunkeln Zweige der Cypressen blitzten noch der Sonne Strahlen und schon lag auf den silbernen Kulmen der Sierra breit und groß, tief orangeroth, der Mond. Die Sonne war verschwunden, alle Passagiere hatten die Cajüten gesucht, denn diese Abendzeit sey die fieberdrohendste, war ihnen in San Franzisco gesagt worden; doch konnte der deutsche Bergmann sich nicht losreißen von dem bezaubernden Anblick der im Scheidegruß des Abends tiefrosa erglühenden Schneeberge. In dichten Schwärmen erhoben sich aus dem Sumpfufer die peinigenden Mosquiten, des Ochsenfrosches dumpfes, wechselndes Quaken hallte durch die Nacht, vermischt mit der Rohrdommel tiefen, abgesetzten Lauten; des Schwans eigenthümlicher Schrei ward vernehmbar, wie der hohle, schnarchende Paarungsruf des Alligators, der gellende Pfiff der Otter und das brausende Schnauben der Süßwasserdelphine, die in langen Zügen den Strom hinaufziehen. Er hob den Blick zu den ewigen Sternen: in schier erschrekkender Größe stand der Bär am Horizont, hinter ihm hetzte Arctur den Asterion, die lechzende Chara. Höher am Zenith schirmte Orion sich mit leuchtendem Schildrand gegen den anstürmenden Aldebaran und verschwammen die räthselschweren Plejaden. Merope, Tagete und Maya waren dem bloßen Auge erkennbar, die ahnungweckende Alcyone sammt Steropa und Electra waren unklar, nur dem innern Blick deutlich. Trüber und trüber schienen die Sterne zu leuchten, ein betäubender Geruch, däuchte ihn, umflore die Sinne — er sank an die Ankerwinde zurück: in ihm ward's düstere Nacht! —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Frankreich will man im schwefelsauren Strychnin das Mittel gefunden haben, welches gegen die Cholera dasselbe leiste, wie das schwefelsaure Chinin gegen das Wechselfieber. Ein Stück Eis in den Mund soll das Ausbrechen des Mittels verhüten, das man in sehr kleinen Dosen in passender Einhüllung gibt. Bekanntlich nehmen einige Pathologen eine Verwandtschaft zwischen Cholera und Wechselfieber an.

Bei einem Pariser Wagenfabrikanten werden jetzt Wagen für reiche Einwohner von Montevideo gebaut, die mit kleinen Kanonen ausgerüstet sind, um den Angriffen der Räuber, welche die nächsten Umgebungen der Stadt unsicher machen, widerstehen zu können.

Der Montblanc ist am 21. Aug. zum dritten Male in diesem Sommer durch Herrn und Frau Hamilton erstiegen worden.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 109. Sonntag, 10. September 1854.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

Nachdem sich Hubert in seinem Schreiben an Cäcilie des Breiteren über die Personen in den Abendkränzchen bei der Gräfin Ravinska ergangen, fährt er fort:

„Die Abendstunden flogen rasch und angenehm dahin. Man musizirte, las, plauderte — plauderte, wie man nur in einem solchen Kreise zu plaudern vermag, wo jeder Gegenstand, jede neue Idee einem Lichte gleicht, das in den Brennpunkt einer vielspiegelnden Reverbère gebracht wird, um in allen Graden von Nähe, Ferne und Lichtstärke reflektirt zu werden. Die Gräfin scheint nichts Alltägliches in ihrer Nähe dulden zu können; Alles, was man bei ihr sieht und hört, ist ungewöhnlich und interessant und für mich Neuling in der großen Welt eine neue Welt. Mit leichterem Herzen und freierem Gemüthe kehrte ich jedesmal aus jenem Hause in meine abgelegene Stube zurück; ich arbeitete leichter, frischer, als wollt' ich ein tüchtiges Tagewerk hinter mich legen, um desto froher mich am Abend bewegen zu können. Die Gräfin nimmt Antheil an meinen Studien und ermuntert mich darein; stets hatte sie ein freundliches Wort für mich, wenn ich in die Nähe ihres Stuhles kam, an welchen eine Lähmung die edle Frau fast immer bannt; sie nannte mich nur Hubert, auf welche Auszeichnung ich stolz bin und wodurch mir sogleich ein wahrhaft kindliches Vertrauen zu ihr eingeflößt ward; oftmals verwickelte sie Pauline ins Gespräch, wenn sie mit mir über Gegenstände der Kunst oder Literatur sich unterhielt, und schon am ersten Abend, als Pauline eine Arie sang, forderte sie mich auf, dieselbe zu begleiten. Ich dagegen bin aus mancherlei Gründen außerdem Paulinen noch nicht näher gekommen. Wir sind Beide etwas befangen, wenn wir einander gegenüberstehen, und beschränken uns auf den Austausch einiger verbindlichen Alltagsworte. Nur am letzten Abende vor der Abreise, wo einige weitere Herren im Zirkel waren und ein paar Touren nur scherzeshalber getanzt wurden, sagte sie zu mir, während wir in einer Tour etwas rasteten:

„„Die Schwester erwartet Sie mit Bestimmtheit auf unserem Gute, und Sie kommen wohl auch? Sie lieben gewiß das Landleben?"

„„In hohem Grade," entgegnete ich; „es ist mir zur lieben, unentbehrlichen Gewohnheit geworden, denn ich habe den größten Theil meines Lebens auf dem Lande verlebt — die Natur ist mir die liebste Freundin."

„Pauline schien sich plötzlich zu erinnern, daß sie mit dieser Anspielung auf meine Vergangenheit vielleicht schmerzliche Empfindungen in mir erregt habe, und sagte:

„„Auch ich bin gern auf dem Lande; ich möchte immer draußen seyn in einer recht schönen, malerischen Gegend und unbeschränkt durch Wald und Thäler streifen. Ach, wir armen Mädchen kennen ja die Natur fast nur aus Büchern!"

„„Aber im Winter, Comtesse, würden Sie doch vielleicht Sehnsucht nach der Stadt empfinden," erwiederte ich. „Zwar ist die Natur alsdann auch schön, wenn sie unter Eis und Schnee ihre Ruhe hält und Kräfte sammelt zu neuer Schöpferlust; allein es erfordert dann eine stärkere Constitution und Abhärtung gegen das Ungemach der Witterung, um ihre Reize aufzusuchen und zu genießen, und Sie würden dann gewiß, eingeschneit in einem Landhause

Digitized by Google

oder durch garstiges Wetter von Bekannten abgeschnitten, doch manchmal nach den Vergnügungen einer großen Stadt, nach Bällen und geselligen Berührungen sich zurücksehnen."

„„O, ich bin keine solche Verehrerin von Bällen," versetzte sie. „Allerdings üben die Musik, der Glanz der Lichter und Toiletten, die Wohlgerüche und der ganze frohe Taumel einen großen Reiz auch auf mich aus; aber ich fühle mich immer bang und unbefriedigt nach einer solchen Berauschung und liebe darum die großen Bälle nicht. Sie sind keine guten Schulen für junge Mädchen." — Die letzteren Worte sprach sie mit einem leisen Anflug von Wehmuth, der mir unerklärlich war, aber von ihrer Seite etwas Unabsichtliches hatte. Dann veränderte sie den Standpunkt des Gespräches; auch bemerkte ich, daß sie von da an etwas schweigsam blieb. —

„Nun bin ich wieder allein, theure Cäcilie, und erwarte mit Sehnsucht die Pfingstferien, um die Gräfin auf ihrem Gute zu besuchen. Frau von Virchow hat sich ausbedungen, daß ich sie dorthin begleite und inzwischen meine Abende möglichst oft bei ihr verbringe. Ihre Befürchtungen, Cäcilie, wegen der Bewerbungen des Baron Clemens um die Hand der Comtesse scheinen ungegründet; ich habe ihn wenigstens nicht im Salon des Hauses Navinski getroffen und auch niemals seinen Namen nennen hören. Morgen, wo ich bei Frau von Virchow speisen soll, werde ich übrigens diese befragen; denn sie nimmt den innigsten Antheil an Paulinen und als wir gestern Abend von der reichen Erbin sprachen, äußerte sie:

„„Das gute Kind! ich fürchte immer, sie wird nicht glücklich werden!"

„„Wie so? was sollte denn das Glück des Fräuleins beeinträchtigen?" fragte ich, überrascht, hier ein Echo meiner eigenen Ahnungen zu finden.

„„Jenun, Paulinens Erziehung war nicht die richtige," meinte Frau von Virchow, die bei aller Herzensgüte doch einigen Hang zur Medisance hat. „Ihre Schwester liebt sie allzu sehr, um einen vernünftigen Einfluß auf sie auszuüben. Pauline ist zu frühe selbstständig geworden. Man hat ihr gesagt, die Wahl ihres künftigen Gatten solle eine ganz freie und unumschränkte seyn, und ich für meinen Theil bin fest überzeugt, daß Pauline keine glückliche Wahl trifft. Denken Sie sich dieses arglose, lebhafte, gutmüthige Wesen mit seiner Unerfahrenheit und Leichtgläubigkeit auf dem glatten Boden der Gesellschaft, wo so viele Netze des Eigennutzes und der Habsucht gestellt werden und oft von kundigen Verführern und geübten Heuchlern! Glauben Sie mir, eine solche Erbin ist ein armes, bedauernswerthes Wesen!" — Leider konnte ich Frau von Virchow nicht ganz Unrecht geben; aber ich wollte es ihr ausreden, um mich selbst zu beruhigen, denn das Loos dieses holden Wesens geht mir nahe. Ich glaube zwar, daß sie bis jetzt noch nicht liebt — sie ist noch zu heiter und harmlos dazu.

„Aber wähnen Sie darum nicht, Cäcilie, daß ich die Comtesse liebe — fürwahr nicht! Mein Interesse für sie ist ein rein menschliches, eingegeben von Dankbarkeit für ihre Schwester, frei von aller Eigensucht. Ich fühle mich nicht aufgeregt in ihrer Nähe und keinen Schmerz über die Trennung von ihr. Mein ganzes Streben gehört meinem Beruf, mein Gefühl Ihnen, Theodoren, dem Vater. Ich arbeite emsiger und leichter als zuvor, und wenn ich mich nicht täusche, wenn mir meine Lehrer keine Illusionen vorspiegeln, so dürfte ich kaum drei Jahre zur Vollendung meiner Studien bedürfen — dann, Cäcilie, welche Befriedigung für mich, mir sagen zu können: von heute an bin ich im Stande, selbst für mich zu sorgen und meinen theuern Vater, meine geliebte Schwester zu unterstützen! — Adieu, Cäcilie! Küssen Sie Theodora in meinem Namen.

Hubert von Rödingen."

(Fortsetzung folgt.)

Aus Californien.

(Fortsetzung.)

Es war Mitternacht vorüber, als ein markerkältender Schauer den Bergmann weckte — ein bewältigendes Ziehen und Drehen reckte ihm alle Gelenke, indeß ein leises Zittern jede Muskel erschlaffte. Im Gehirn tief drückte ein betäubender Schmerz und kalter Schweiß troff von der Stirn. Das war das Fieber, das ihn mit eisigen Krallen packte! Nur mit Hilfe der Wache erreichte er die Cajüte, wo er den Freund mit Anstrengung weckte und um Chinin bat, welches rund abgeschlagen ward.

„Hättest Du Dir doch lieber ein Loch in den Kopf gefallen," wünschte dieser, „damit könntest

Digitized by Google

Du doch allenfalls reisen. Jetzt leg' Dich nieder und trink' Thee; morgen, in der fieberlosen Zeit, will ich Dir Chinin geben; jetzt wäre es nur hinausgeworfen. Nun gute Nacht, morgen will ich mich mehr ärgern!" Er drehte sich herum und schnarchte bald sehr vernehmlich.

Am andern Morgen hatte das flinke Schiff die Sümpfe verlassen und lag an der Mündung des American River, eines raschen, klaren Bergwassers, das nur mühsam mit Booten befahren werden kann. Der Rest der Passagiere verließ das Schiff, und auch unsere Freunde eilten, das Städtchen Sinklair zu erreichen, wo Hammer mit einer derben Gabe Chinasalz, der er noch etwas Cayennepfeffer zusetzte, den Nagel auf den Kopf traf, weil sie der Sumpfluft entflohen waren. In zwei Tagen war Schmidt geheilt und half, wenigstens leitend und ordnend, die Weiterreise in die Berge betreiben. Ein Zelt von getheerter Leinwand, zwei leichte Feldbetten, dann Schaufeln Haken, kleine blecherne Mulden zum Waschen des goldhaltigen Sandes, sowie bergmännisches Gezäh waren auf ein Saumroß gepackt; ein zweites trug Mundvorrath, Kleider, Munition und kleinere Utensilien. Jeder führte noch eine kurze Büchse, einen Hirschfänger und im Gürtel ein Dolchmesser. Wohl hatten sie diese Ausrüstung bis zum Kleinsten aus New-Orleans mitgebracht, aber die theure Reise über den Isthmus, besonders den Chagre hinauf, hatte auch, bei dieser größeren Fracht, fast ihre Baarmittel erschöpft. Um so freudiger begrüßten sie deßhalb das Ziel der weiten Reise, wo sie nach so mühevoller Saat zu ernten hoffen durften. — Yang-tse, der Chinese, hielt sich mit einem tüchtig bepackten Maulthier und einem Diener stets in ihrer Nähe, und sie wurden nun auch gewahr, daß der Fanghund nicht dem Chinesen, sondern einem andern Passagier gehörte, einem Dänen, der sich absichtlich, wie es schien, an der Seite des Chinesen aufhielt und es gerne sah, wenn dieser mit seinem Packer sich abgab und ihn aus Scherz auf einen Strohmann hetzte. Da der Däne durch den Schiffseigner wußte, daß die beiden Deutschen von dem Passagier mit dem Fanghund nichts wissen wollten, so war er, durch diese Zurückweisung gekränkt, seines Weges gezogen.

Die „unteren Goldminen" im American Fork, wo der Schweizer Sutter zuerst das edle Metall entdeckte, sind begreiflich durch eine Menge Abenteurer sehr gründlich durchwühlt. Die Reisenden zogen es daher vor, auf der gewöhnlichen, nach Nord führenden Straße zu bleiben, bis ein vorspringender Ausläufer der Bergkette umgangen war. Dann wandten sie sich ostwärts und bogen in einen Hohlweg ein.

„Das Gold" — explicirte unser Bergmann — „ist gediegen im Gestein der Sierra eingesprengt. Wind und Wetter zerstörten im Lauf der Jahrtausende, der Wechsel der Temperatur zersprengte, strömende Wasser zernagten die Felswände, und das unzerstörbare Metall liegt nun, mit dem Grus des Muttergesteins gemengt, dort, wohin die Fluth der Wasser und das Gesetz der Schwere es betteten. Am reichlichsten muß es also da sich finden, wo zwei Bergwände ihre Schätze in einen Thalwinkel herabschwemmen; dort müssen wir in den Rinnsalen der Bäche es suchen und finden."

„Das heißt, wenn nicht Andere vor uns auch so klug waren," setzte Hammer hinzu.

Die Gesellschaft näherte sich jetzt mehr und mehr der prallig ansteigenden Bergkette. Stets kühner, wilder, grauenhafter thürmten sich die Felsen zu 10—12,000 Fuß Höhe über einander. Die breitastige Lebenseiche, der Oelnußbaum, die dunkle Schierlingstanne, die freundliche, helle Lärche, die Weimuthskiefer mit den weichen Nadeln bekleideten die milderen Hänge, wenn kaum der Rosmarin, genügsame Saxifragen und einige dornige Akazien sich in das rauhe, unwirthliche Geröll, in die Risse der herabgestürzten Felsblöcke klammerten. Sie trafen eine Truppe von sechs Negern, die, von einem Weißen überwacht, in dessen Sold sie standen, Gold wuschen. Die Annäherung des Zuges ward mit neidisch düsterm Blick von dem Spekulanten beobachtet und sogleich die Drohung entgegen gerufen, sich den Arbeitern nicht zu nähern, da er seine Büchse nicht umsonst führe. Sie zogen ruhig weiter. Doch wollte Schmidt durch sein Fernrohr einige Handgriffe des Verfahrens profitiren; aber eine Kugel, die dicht neben ihm in eine Eiche schlug, belehrte ihn, daß auch dies nicht gern gesehen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Aus Pater Abraham a Santa Clara's Sonntagsepisteln.) Ich lasse die Fechter gute Leut seyn; aber die seynd nichts nutz, die über die Schnur hauen. Ich lasse die Fischer gute Leut seyn; aber die seynd nichts nutz, die mit faulen Fischen umgehen. Ich lasse die Dreher gute Leut seyn; aber die seynd nichts nutz, die einem suchen eine lange Nase zu drehen. Ich lasse

die Hutmacher gute Leut seyn; aber die seynd nichts nutz, die einem unterm Hütl spielen. Ich lasse die Musikanten gute Leut seyn; aber die seynd nichts nutz, die einen nur wollen stimmen. Ich lasse die Köch' gute Leut seyn; aber die seynd nichts nutz, die einem bei andern die Suppen versalzen. Ich lasse die Schlosser gute Leut seyn; aber die seynd nichts nutz, die einem bei allem Guten einen Riegel vorschieben. Ich lasse die Maler gute Leut seyn; aber die seynd nichts nutz, die einem ein Blaues vor die Augen machen. Ich lasse die Gärtner gute Leut seyn; aber die seynd nichts nutz, die alle Schelmenstück' wissen zu verblümeln. Ich lasse die Fuhrleut gute Leut seyn; aber die seynd nichts nutz, die einen hinter das Licht führen. Endlich lass' ich die Schneider gar gute Leut seyn, gut von Nadel; aber die seynd in Boden hinein nichts nutz, welche Ehrabschneider abgeben. Leichter kann einer das Ohrabschneiden verschmerzen, als das Ehrabschneiden; denn jenes kann man noch mit einer Perücke vertuschen.

(Rezept, sich die Liebe der Menschen zu erwerben.) Nimm als Grundbestand so viel Moralität, als du nur haben kannst, säubere sie von der ihr anklebenden Pedanterie. Dazu thue: ein gut Theil Leutseligkeit gegen Jedermann, ein ziemlich Quantum Herzlichkeit, eine starke Dosis Geduld und Nachsicht gegen Schwächen und Fehler Anderer und eine gute Handvoll Freigebigkeit. Hiezu schütte eine angemessene Menge Verschwiegenheit, thue es in eine Flasche und lasse es in den Sonnenstrahlen der Wahrheitsliebe digeriren. Dann gieße es durch ein feines Sieb, damit die gröberen Bestandtheile, welche in lächerlichen und schädlichen Angewöhnungen bestehen, zurückbleiben. Thue noch Bildung, heitere Laune und Witz hinzu, schüttle Alles tüchtig durcheinander, damit die schwere Moral nicht als Bodensatz zurückbleibt; nimm davon täglich einige Mal einen guten Schluck und — probatum est.

(Der ganze Name.) „Wie ist denn Ihr ganzer Name?" fragte Friedrich der Zweite einst den Gesandten von Portugal, den General Zaremba. „Mit meinem ganzen Namen" — antwortete dieser — „heiße ich Zirrizarricorumbarrizizaremba." „So heißt ja der Teufel nicht!" sagte der König. „Ew. Majestät, der ist auch nicht von meiner Familie."

(Amourschaften.) Berliner: Mein Jott! schweige du doch man stille! Du, mit deinen Amourschaften solltest man jar nich sprechen. Du hast wohl zehn Mädchens und eijentlich doch keene nich. Oesterreicher (lacht): Dos is eben g'scheidt! Schau, i hob koani zehn, i hob jetzt groad dreizehn, damit, wenn de Deiwel 's Dutzend holt, mir doch oani bleiben thut. Ower schau, i hob doch wos von meini Madels: d'Hälften geben mir z'essen, do hob i alli Tog des Oabends bei 'ner Andern meine Kost uf der Gossen draußen, derweil Alli dienen in großen Häusern; von der andern Hälften muß i än Geld b'kommen, und davor führ' i sie an Sonntoagen 'nausen z'r Musik.

Gold und Eisen.

Mein, mein ist Alles! spricht das Gold;
Ich kauf' und wende, was ihr wollt. —
Mein, mein ist Alles! fällt das Eisen ein;
Ich nehm' es und dich obendrein!

Dank-Nachruf

am Grabe unseres unvergeßlichen Lehrers,
des im Herrn selig entschlafenen
Herrn Christian Velten.

Was uns're Brust bewegt? — Daß Du versenkt in Grabesnacht,
Geduld'ger Träger einer schweren Bürde!
Du hast es herrlich, hast es treu vollbracht,
Das hohe Werk, des Lebens edle Zierde.

Im Herzen tief und treu ruht unseres Dankes Fülle;
Wie ungeheuchelt verkünden ihn die Thränen,
Die jetzt in Deines Grabes heil'ge Hülle
Hinunterdringen, unter Schmerz, in Strömen!

Das Wort der Lieb' und Treu', aus unserm Mund besiegelt,
Zu Deinem Sarge dringt's mit Wiederhall;
Die Liebe ist's, die Alles beugt und zügelt,
Aufrichtet, was gestürzt in gottverhängtem Fall.

Und ziehen wir von hinnen, es bleibt uns unvergessen
Die Huld, die die Erinn'rung noch uns oft verheißt:
Bei jenem Wiederseh'n, da magst Du's selbst ermessen,
Daß treuergeb'nes Blut in unsern Adern fleußt.

Homburg, den 6. Sept. 1854.

Die Schülerinnen des Verblichenen.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 110. Dienstag, 12. September 1854.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

5.

Der Lenz hatte eine ungewöhnliche Wärme gebracht und schon das fünfte Element der preußischen Hauptstadt, den berüchtigten Staub Berlins, in reichem Maße erzeugt, als am Vorabend des Himmelfahrtstages Hubert sich zur Abreise nach Bornau, dem Gute der Gräfin Ravinska, rüstete. Er schmachtete ordentlich nach dem Anblick der freien Natur, der stattlichen Buchenwälder und grünen Wiesen, die sein Blick so lange entbehrt hatte. Nach einem herzlichen Abschiede von Morstein, der den Stubennachbar ungern ziehen sah, stieg Hubert mit Melac in einen Miethwagen und fuhr nach Potsdam, wo er Frau von Virchow abholen sollte. Im bequemen Reisewagen mit Postpferden ward der Ausflug rasch zurückgelegt und schon der zweite Abend sah die beiden erwarteten Ankömmlinge durch die Lindenallee des Gutes fahren.

Das Gut war nicht eben groß und von der Gräfin auch nicht des Nutzens wegen erworben worden, sondern nur weil sich für sie eine Jugend erinnerung an dasselbe knüpfte. Es hatte ein schönes Herrenhaus aus der Zeit, als der französische und italienische Baustyl sich auch in Deutschland eingebürgert hatten, mit einem Parke dahinter, in welchem die herrlichsten Eichen und Buchen standen und den eine hohe Lärchenpflanzung von einem Nachbargute trennte. Das Herrenhaus bestand aus zwei Gebäuden, die im rechten Winkel an einander grenzten, allein nicht zusammenstießen, sondern durch einen Graben geschieden waren, über welchen in der Höhe des zweiten Stockwerks ein bedeckter Verbindungsgang führte. In dem nach Südosten gelegenen Flügel, dem sogenannten Neubau, befanden sich die Wohngelasse der Gräfin, das Gebäude mit der Fronte nach Südwest beherbergte gewöhnlich die Gäste und war auf seinem westlichen Ende durch eine Terrasse begrenzt, welche die Aussicht nach dem fernen Elbthale bot. Am Fuße der Terrasse, in einer Tiefe von mindestens dreißig Fuß, rauschte ein aus den nahen Bergen kommendes Flüßchen in einem felsigen Bette hin, das ihm einst Menschenhände angewiesen hatten, um das „alte Schloß" zu schützen, dessen Unterbau aus grauer Feudalzeit die Stelle der alten Burg Bornau bezeichnete. Auf einem, durch dieses künstliche Felsenbett vereinzelten Felsenkegel stand auf dem Grundwerk einer früheren Warte nun ein achteckiger Pavillon von mehreren Stockwerken, dessen unterstes zu Vorrathsgelassen diente, während die darüberliegenden andere Bestimmungen hatten. Auch dieser Pavillon war mit dem alten Schlosse durch einen bedeckten Gang verbunden, welcher von der Belletage des Herrenhauses in das mittlere Stockwerk dieses thurmartigen Vorbaues hinüberführte.

Die Unregelmäßigkeit im Plane, die das auf die Kuppe eines mäßig hohen, felsigen Hügels gebaute Herrenhaus auszeichnete, verlieh ihm aber gerade etwas Malerisches, besonders da hinter den Gebäuden noch breite Terrassen mit Gartenanlagen und stattlichen Nußbäumen sich bis an den Rand der ziemlich steil abfallenden Felsenwände des Hügels hindehnten.

Hubert erhielt Zimmer im alten Schlosse mit der Aussicht nach Westen, dem vorgenannten Pavillon gerade gegenüber. Aus seinen Fenstern schweifte der Blick weithin über ein fruchtbares Gelände, dessen ferne Grenzen die Vorberge des Harzes in duftiger Bläue bezeichneten. Es gemahnte ihn diese Aussicht in mancher Beziehung an das Stammschloß seiner Ahnen und weckte daher wehmüthige Empfindungen in ihm.

Digitized by Google

Vorerst waren außer einigen älteren Damen und einem invaliden Major keine Gäste weiter auf Bornau. Man verkehrte zwanglos im engen Kreise. Die Gräfin Ravinska bat Hubert, während seines Aufenthalts auf ihrem Gute seine Studien nicht zu vernachlässigen, und der früheste Morgen fand ihn auch in gewohnter Weise an seinen Büchern; nach dem Frühstück begleitete er die Damen auf einem Spaziergang oder ritt mit Comtesse Pauline, die ihr Pferd mit Grazie und Geschicklichkeit lenkte, durch den Park und das reiche, gesegnete Gefilde. Pauline bewies ihm eine beinahe schwesterliche Vertraulichkeit, denn sie schätzte den jungen Mann um so höher, je mehr ihn die Gräfin auszeichnete. Er dagegen sah in ihr das Ebenbild Theodora's, seiner eigenen Schwester, und überließ sich dadurch unbewußt einem stillen Herzenszug, der ihn veranlaßte, Alles, was er las, sann und schuf, Paulinen arglos mitzutheilen, wie er es mit Theodoren getheilt haben würde. Merkwürdigerweise schien Melac dieselbe Zutraulichkeit gegen Pauline zu hegen, wie er sie stets gegen Theodora gezeigt hatte, und die Comtesse fand nicht minder Gefallen an dem schönen und klugen Geschöpf. Die graziösen Sprünge des Hundes lieferten den jungen Leutchen oft den Stoff zu ihren Unterhaltungen auf solchen einsamen Ritten, bei welchen Fräulein von Grieben immer eine sehr passive Rolle spielte. Kam man denn von dem Spaziergang oder Ritt oder einer Fahrt nach Hause, so waren inzwischen Briefe und Zeitungen von der Post angekommen und man zog sich mit ersteren auf sein Zimmer zurück oder durchflog die andern gemeinschaftlich in dem Gartensalon. Um zwei Uhr versammelte das Mittagsmahl die sämmtliche Gesellschaft und man verbrachte einige frohe Stunden, worauf denn Hubert noch einige Zeit der Arbeit zu widmen pflegte, wenn nicht abermals ein Ausflug seine Ritterdienste bei den Damen in Anspruch nahm. Von sieben bis zehn Uhr des Abends versammelte man sich abermals, um sich mit Conversation, Musik, Lectüre oder einem Spiel zu unterhalten, wozu sich häufig Gäste aus der Nachbarschaft einfanden. Dann löste sich der Kreis auf, da der Arzt der Gräfin möglichste Schonung und frühzeitiges Schlafengehen anempfohlen hatte, und wenn nicht Frau von Virchow und die eine oder die andere Dame noch ein Stündchen länger im Salon weilte, so fand Hubert wiederum Muße, um noch einige Zeit der Lectüre zu widmen.

Es gibt auch in der Zeit unserer heißen, begehrlichen, stürmischen Jugend Augenblicke, wo ein derartiges Stillleben ansprechend auf uns einwirkt. Dieser trauliche, familiäre Kreis mit seinen wenigen aber angenehm contrastirenden Bestandtheilen übten einen wohlthuenden Einfluß auf Hubert aus — er genoß nach längerem Alleinstehen wieder die Reize des Familienlebens und die einer reichen Natur; er ward wieder der poetische Jüngling und das ehrgeizige Streben trat in den Hintergrund. Ohne gerade seinen Studien untreu zu werden, gönnte er sich doch das Vergnügen, zuweilen mit Stift und Zeichenbuch in die Umgebung hinauszueilen und einzelne schöne Punkte mit gewandter Hand auf dem Papier zu fixiren. Auf solchen einsamen Gängen fühlte er sich besonders weich und fast wehmüthig gestimmt. Seine Gedanken kehrten zur Heimath zurück, zu Cäcilien, mit welcher er manche schöne Stunde auf derartigen Gängen verbracht hatte. Er gestand sich, daß er sich noch besser auf Bornau gefallen würde, wenn Cäcilie hier wäre, und daß sie, wenn dies der Fall, dann gewiß der Mittelpunkt des ganzen Kreises seyn würde; er war fest überzeugt, daß sie auch auf Gräfin Pauline jenen Eindruck des Ueberlegenen und dennoch Anziehenden ausüben müßte, den sie seither unwillkürlich auf alle Frauen ausgeübt hatte, die er neben ihr gesehen, und es verlangte ihn, einmal Frau von Greiers und Pauline neben einander sehen und beurtheilen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Californien.

(Fortsetzung.)

In düsterer Felsschlucht, neben einem eiligen, hellen Wässerchen, finden wir die beiden Freunde im aufgespannten Zelte rastend, schmausend und plaudernd.

„Es war ein guter Schuß von Dir," lobte Hammer den Gefährten, „und ich wünschte, daß wenigstens alle Woche einmal solch ein wildes Schaf sich zu uns bemühte, denn den Pemmikan habe ich schon ziemlich satt; ich lasse keinen bereiten, wenn ich einmal mein Rittergut am Neckar bewirthschafte."

„Schon recht," entgegnete Schmidt; „doch wirst Du indeß noch hin und wieder ein Stückchen zu Dir nehmen."

„Es ist wahr," murrte der Geneckte, „es geht heillos langsam mit dem Golde; in neun Tagen haben wir zusammen kaum ein Dutzend Unzen."

Digitized by Google

„Aber doch also ein Pfund Apothekergewicht!" lachte der Bergmann. „Wenn ich nur einen Gang erschroten könnte!"

„Ich denke, Du ließest Dein Schroten ganz und hülfest mir waschen," meinte Hammer. „Wo die rostgelbe Schicht liegt, da finde ich immer Gold, aber gar keine großen Stücke und stets mit dem schweren, schwarzen, so fatalen Sand gemengt."

„Ist Titaneisen, der stete Begleiter des Waschgoldes im Rhein, in der Theiß, der Schwarza, im Cascalhao Brasiliens."

„Was geht das mich an — wenn er mich nur nicht genirte! Es bleiben so viele Goldstäubchen in dem Zeuge stecken, unter der Lupe schimmern sie hell, die gehen alle verloren. Wenn wir nur Quecksilber hätten; es lohnte der Mühe, die Geschichte zu amalgamiren."

„So könnten wir auf den alten Mann bauen *), Halden genug gäbe es ringsum."

„Wird sicher mit der Zeit noch geschehen, auch ohne uns; wir haben indeß die Vorhand."

„Es wäre gar keine üble Spekulation," nahm Schmidt nach längerem Sinnen wieder das Wort, „wenn man dort, am Ursprung des Coyate, die völlig vernachlässigten Quecksilberminen gründlich abbauete. Es muß später ein ungeheueres Bedürfniß darnach entstehen; dann hätte man den Markt allein."

„Wie Rothschild in Europa, meinst Du? — Wohl wahr, aber ich muß heim, meine geknechteten, mißhandelten Landsleute zu befreien."

„Du?" frug verwundert der Gefährte — „ich dachte, Du wolltest ein Rittergut kaufen und es ruhig bewirthschaften?"

„Allerdings, und dadurch will ich das Grab meiner Mutter, den freundlichen Fleck, auf dem sie waltete, die biedern Leute, unter denen ich aufwuchs, von schmählicher feudaler Tyrannei erlösen."

„Du bist aus dem Neckarthale bei Eßlingen, glaub' ich, gebürtig — dahin passen aber Deine Bezeichnungen nicht."

„Weil Deine schwärmende Oberflächlichkeit das Einzelne nicht erfaßt — —"

Ein durchdringendes Angstgeschrei unterbrach das Gespräch; es kam aus dem, nicht weit von dem ihrigen aufgespannten Zelte der beiden Chinesen.

*) Bergmännischer Ausdruck für das abermalige Durchsuchen alter Halden, in denen sich oft eine verlohnende Menge früher verschleuderter Erze findet.

Die Freunde sprangen kampfbereit hinüber und fanden den Diener Yang-tse's mit der Dogge des Dänen im Kampf, schier unterliegend. Hammer rannte der wüthenden Bestie den Hirschfänger durch den Leib und befreite so den Mann, in dessen Arm das Thier sich verbissen hatte. Kaum jedoch war der Hund mit Todesheulen zurückgesunken, als sein Herr ins Zelt stürmte und, das Geschehene überblickend, sogleich die Büchse auf Hammer losdrückte. Beim unsichern Flackern des leuchtenden Feuers hatte die Kugel gefehlt und Yang-tse den Schützen zugleich durch einen derben Schlag mit einem Holzstück auf den Kopf niedergestreckt. Bedächtig zog der Chinese hierauf ein breites Messer, dem Gefallenen mit Ruhe die Kehle abzuschneiden, doch Schmidt fiel ihm in den Arm und Hammer mahnte sehr ernst, derlei Possen wegzulassen, da es doch auf der Hand liege, daß ein Einzelner solchen Ueberfall nicht unternehme. Die Freunde eilten auch sogleich zum eigenen Zelte zurück, wo sie zwei Galgengesichter eifrig beschäftigt fanden, ihre Habseligkeiten einzupacken — eine Arbeit, welcher Schmidt's Kugel, die dem Ersten, der mit gezücktem Messer auf ihn eindrang, durch den Schädel schlug, ein schnelles Ende machte; der Andere floh ohne Beute. Auf den Knall des Schusses waren auch die beiden Chinesen erschienen; diese Zeit aber hatte sich der wahrscheinliche Anstifter des ganzen Unheils zu Nutz gemacht und war, aus seiner Betäubung erwacht, ins Dickicht entflohen. Der gefallene Mann wie auch der Hund wurden im Gebüsch verscharrt.

Nicht ohne ein banges, gedrücktes Gefühl übernahmen am andern Morgen die Freunde wieder ihre Arbeiten. Sie räumten das gröbere Geröll zur Seite, bis sie auf eine rostgelbe, oft kaum fingerdicke Strate kamen, welche sorgfältig zusammengeschaufelt wurde. Eine Handvoll davon ward dann in der kleinen, länglichen Mulde mit dem Wasser des Baches leicht geschaukelt, damit das schwerere Gold auf den Boden der Mulde falle. Mit behutsamer Hand ward nun stets das Obere des Kieses weggenommen, bis endlich nur eine dünne Schicht schwarzen und schweren Sandes übrig war, worin größere und kleinere Goldkörnchen blinkten. Stückchen von Erbsengröße zeigten sich vielleicht eins oder zwei im Tage, dagegen war es dem Finger nicht möglich, alle die Stäubchen zu sondern, die im schwarzen Titaneisensand flimmerten und die Idee des Uebergießens mit Quecksilber, welches das Gold in sich aufnimmt und leicht wieder davon getrennt werden kann, ziemlich nahe legten.

Digitized by Google

Ob der Fleck, den sie nach Schmidt's Ansicht gewählt, ein reicherer oder ärmerer war — sie wußten es nicht und konnten auch Niemanden darüber befragen, da Jeder der aus allen Ländern herbeigeströmten Abenteurer im Andern einen Feind sah und argwöhnisch ihn mied. Ihr Verfahren war so, wie man es ihnen in San Franzisco beschrieben hatte, wie die Klugheit und die Nothwendigkeit es modifizirten und Erfahrung es vervollkommnete. Doch hatten sie, mit vernünftigen Ansprüchen gemessen, alle Ursache, zufrieden zu seyn, da Jeder von ihnen täglich acht bis zehn Loth Gold sich erwusch. Nur die faust- und kopfgroßen Stücke, die Hammer's Erwerb des Rittergutes so wesentlich gefördert hätten, wollten eben sich nicht finden. Auch brachte er einmal, trotz Liebig und Poggendorf, ein mächtiges Stück Schwefelkies für Gold daher und ward sehr verdrießlich, als sein bergmännischer Kamerad ihm zeigte, wie es am Stahl Funken sprühte und in den Kohlen des rohen Herdes einen infernalen Dampf aushauchte. — Die Ergänzung ihrer Lebensmittel u. dgl., welche durch herumziehende Händler vermittelt wurde, kostete indeß wirklich fabelhafte Preise; z. B. ein Pfund geräuchertes Fleisch 2 Dollars (5 fl.), ein Paar Schuhe an 30 fl., eine Flasche Branntwein 50 bis 60 fl.; auch Arbeiter boten sich zuweilen den Tag zu 25 bis 30 fl. an, obgleich Hammer laut erklärte, das sey über die Apothekertaxe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Wenn, nach Jean Paul's Ausdruck, der Mensch der größte Gedankenstrich im Buche der Natur ist, so möchten wir das Uebrige, was den Menschen angeht, in die andern Interpunktionen eintheilen, und es wäre demnach: die Religion der Punkt, die Freundschaft der Doppelpunkt, das eheliche Leben der Beistrich, das bürgerliche Leben der Strichpunkt, die Liebe das Ausrufungszeichen, das jenseitige Leben endlich das Fragezeichen.

(Eheliche Zärtlichkeit.) Die Frau eines Bauern, welche des Nachts plötzlich von einem Unwohlseyn befallen wurde, weckte ihren Mann und sagte: „Mach' doch geschwind Licht, ich sterbe!" „Na!" erwiederte er — „mer meent, du kennst nit dunkel sterwe!"

Zu einem Hagestolz, der aus besonderer Liebhaberei mehrere Spinnen in seinem Zimmer hegte und pflegte, sagte einer seiner Freunde scherzend: „An Dir geht wahrlich der beste Ehemann verloren, da Du sogar Kreuzspinnen dulden und mit ihnen im besten Einverständnisse leben kannst."

Sylben = Räthsel.

Die Erste.

In den Zeiten der Gefahren
Gab es mächt'gen Schutz der Stadt,
Aber in den Friedensjahren
Ist es unnütz in der That;
Und wie Nichts sich kann erhalten,
Sieht man jetzt, wo kurz zuvor
Mörser und Kanonen schallten,
Wandeln manchen muntern Chor.

Die Zweite.

Es entströmt der trauten Laube,
Die zwei Liebende verdeckt;
Du vernimmst's, wo mild der Glaube
Sich in Klostermauern steckt.
Wo verlor'n in seinem Gotte
Kein Gelärm die Andacht stört,
Und im Beichtstuhl, am Schaffote,
Im Gefängniß wird's gehört.

Die Dritte.

Urstoff ist es alles Lebens,
Dieses Wörtchen winzig klein;
Und du nimmst's und stellst's vergebens
Auf den Tisch, stets wird's so seyn.
Bist ein Sänger du, mein Lieber:
Du es aus früh Morgens stichst,
Und du wunderst dich darüber,
Wenn du dieses Wörtchen sprichst.

Das Ganze.

Wie der Zeitgeist unaufhaltsam
Immer weiter vorwärts dringt,
Bahn gewinnend, oft gewaltsam,
Oft auch mild sein Ziel erringt:
So im Ganzen schon zum Zeichen
Seiner Macht rührt er sich sehr;
Wahn und Willkür, wenn sie weichen,
Gibt's ein glücklich Ländchen mehr.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 111. Freitag, 15. September 1854.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens hatte Hubert, von der freundlichsten Sonne gelockt, das Skizzenbuch unter dem Arme, mit Melac ein kleines Wäldchen aufgesucht, das in geringer Entfernung vom Schlosse lag. Eine Gruppe von drei prächtigen Eichen mitten in einem jungen Schlage hatte seine Aufmerksamkeit erregt und diese wollte er zeichnen. Jenseits des Gehölzes lagen einige zum Gute der Gräfin gehörige Oekonomiegebäude, woselbst sich eine Schweizerei befand und wohin Pauline zuweilen Morgens ging, um Molken zu trinken. Er gedachte sie dann mit seiner Zeichnung zu überraschen.

Von Haselnußstauden verdeckt, war er schon eine Weile auf dem Saum der kleinen Lichtung gesessen und hatte gezeichnet, als Melac, der zu seinen Füßen lag, plötzlich auffuhr, die Ohren spitzte und aufmerksam in den Wind schnoberte.

„Leg' dich, Melac, leg' dich!" flüsterte Hubert, welcher glaubte, der Hund wittere ein Wild in der Nähe. Plötzlich aber hörte er in einiger Entfernung Schritte im Gehölz. Melac schlug an und blickte fragend auf seinen Herrn. Neugierig, zu erfahren, was den Hund beunruhige, stand er auf und sah sich in der angegebenen Richtung um, allein die junge, kräftige Belaubung des Gehölzes hinderte ihn, den Fremdling zu sehen, dessen Schritte er in ziemlicher Nähe gehört hatte, und erst nach einer Weile sah er in mäßiger Ferne einen hochgewachsenen Mann, dessen Züge er vor dem breiten Schirm seiner Jagdmütze nicht bemerken konnte, raschen Schrittes über die Wiesen eilen, einem Nachbargute zu.

„Hm, ein Wilddieb!" dachte Hubert — „ein Herr, der vielleicht ein paar Feldhühner erbeuten wollte und den das Anschlagen Melac's gestört hat."

Diese Vermuthung bestätigte sich ihm einigermaßen dadurch, daß er bald darauf den Lockruf eines Feldhuhns aus einem Busch Farnkraut vernahm, worauf Melac sogleich dorthin eilte und mauerfest bei dem entdeckten Wild stehen blieb, bis sein Herr an der Stelle erschien, welcher nun einige Feldhühner in angepflöckten Haarschlingen theils erwürgt, theils an den „Ständern" angefesselt fand.

Empört über diese Art der Wilddieberei, zerstörte er die Schlingen, nahm die erlegten Hühner und ließ die andern frei.

Dies Intermezzo hatte seine stille Beschäftigung unterbrochen und seinen Gedanken eine andere Richtung gegeben. Der Waidmann erwachte in ihm — er mußte den Wilddieb „ausmachen", dessen Schlingen er zerstört hatte. Er folgte daher dessen Spur, die im frisch bethauten Grase leicht erkennbar war. Die Fährte rührte jedoch von keinem plumpen, nägelbeschlagenen Bauernschuh, sondern von einem sehr modischen Stiefel her; die Schritte waren ziemlich weit, ließen also auf einen hochgewachsenen Mann schließen, wie der Fremde in der grünen Schirmmütze gewesen war. Die Stiefel waren sogar mit Sporen versehen gewesen, indem man an einer etwas sumpfigen Stelle den Abdruck derselben deutlich sehen konnte. Hier lief auch dieselbe Spur aus dem Walde heraus, kam aber aus einer andern Richtung und sie führte ihn im Verfolgen auf den kleinen Pfad, welcher quer durch das Gehölz nach der Schweizerei ging. Er glaubte, die Fährte höre jetzt auf — doch nein, dort im moosigen Boden unter einer Buche hatte der Fremde offenbar eine Weile gewartet, denn hier waren seine Fußspuren in Menge eingedrückt. „Aha! hier hat er vermuthlich ein Volk Hühner „verhört!"

Digitized by Google

sprach Hubert vor sich hin, obwohl ihm das Ganze etwas ungewöhnlich und räthselhaft vorkam.

In diesem Augenblick schlug Melac fröhlich an, denn soeben bog Comtesse Pauline, auf dem Pfade von der Schweizerei herkommend, um ein Gebüsch und stand ihm auf wenige Schritte gegenüber. Sie war blaß, aufgeregt, hatte einen Brief in der Hand und erschrack unverkennbar bei seinem unerwarteten Anblick.

„Wie, Comtesse? Sie haben geweint?“ fragte Hubert nach der ersten Begrüßung.

„O — nichts — ein kleiner Kummer!“ erwiederte Pauline und versuchte zu lächeln. „Ein jeder Mensch hat seine kleinen Leiden und auch ich bin davon nicht verschont. Allein Sie versprechen mir, Hubert, daß Sie Niemanden sagen wollen, wie Sie mich eben in Thränen gesehen haben, nicht wahr? Am allerwenigsten aber darf meine Schwester es erfahren — nicht wahr, Sie werden diskret seyn?“

Damit reichte sie ihm die Hand, in welche er einschlug. Sodann fragte sie ihn:

„Wie kommen Sie zu dieser ungewohnten Zeit hierher?“

Hubert gab ihr hierüber Auskunft und erzählte den Zwischenfall mit dem Wilddiebe und der Verfolgung von dessen Fährte. Er faßte sie dabei nicht scharf ins Auge, sonst würde er trotz dem breiten Rande ihres Strohhutes doch einen neuen jähen Schreck in ihren Zügen gelesen haben.

Als er mit seiner Schilderung zu Ende war, hatte sich Pauline wieder gefaßt und meinte, dergleichen Schlingen würden oft von Schuljungen gelegt und der Fremde im Walde sey vielleicht der Förster gewesen. Einsylbig wandelte sie an Hubert's Seite nach dem Schlosse zurück. —

Unsern jungen Freund hatte das Ereigniß dieses Morgens ungewöhnlich aufgeregt. Es machte ihn unruhig, daß er die Comtesse hatte weinen sehen. War sie unglücklich und durch wen war sie es? Besaß sie nicht Alles, was sich ein Mädchen nur wünschen kann — hohe Geburt, eine sehr angesehene Familie, Reichthum, Schönheit, freie Wahl eines Gatten? Warum konnte sie also weinen? Was hatte der Brief zu bedeuten, den sie so in der Einsamkeit gelesen, der sie bis zu Thränen erschüttert hatte? Thränen, welche sie sogar vor ihrer Schwester zu verhehlen wünschte! Liebte sie etwa unglücklich — unter ihrem Stande? Unmöglich! ihr Auge war noch so rein und ungetrübt von Leidenschaften, der süße Rausch der Liebe war noch nicht über sie gekommen.

Hubert quälte sich mit Gedanken und Vermuthungen aller Art, die ihm ganz und gar die Ruhe zum Arbeiten raubten, und konnte am Ende wider Willen einen Argwohn nicht unterdrücken, der Fremde in der Jagdmütze könnte irgendwie mit der ungewöhnlichen Stimmung Paulinens in Verbindung stehen. Der junge Mann bedauerte sie auf das Lebhafteste und um so inniger, je mysteriöser der Grund dieser Betrübniß war; es drängte ihn ordentlich, sich ihr Vertrauen zu erwerben und ihr seine Hilfe und seinen Trost anzubieten. Aber obwohl er ihr bei Tische und im Salon mehrmals im Verlaufe des Tages begegnete, war es ihm nicht möglich, ein Wort mit ihr auszutauschen. Pauline war wieder ruhig und heiter; nicht die leiseste Spur deutete auf den Schmerz vom Morgen. Trotzdem schien sie Hubert zu vermeiden und tauschte nur bittende Blicke um Stillschweigen mit ihm, wenn Beider Augen sich begegneten.

Am Nachmittage besorgte Hubert einen Auftrag für Frau von Virchow in einem nahen Städtchen und kehrte erst spät von diesem Ritt zurück. Ein heftiges Gewitter hatte ihn über Gebühr aufgehalten. Als er nach der Heimkehr seine Toilette geordnet hatte und im Salon erschien, fand er zwei neue Gäste: Frau von Möllendorf, eine Matrone von etwa sechzig Jahren, und ihren Sohn Edmund, einen hübschen, ungefähr fünfundzwanzig Jahre alten Cavalier von feinen Manieren und einnehmendem Wesen. Herr von Möllendorf war im Gespräche mit Paulinen und Fräulein von Grieben, als die Gräfin Ravinska Hubert ihm und seiner Mutter vorstellte. Diese schien in der Nähe des jungen Mannes befangen und benützte die Gelegenheit, wo die beiden jungen Männer einige nichtssagende Artigkeiten austauschten, mit Frau von Virchow sich in ein Nebenkabinet zu flüchten, von wo sie erst später und nur auf kurze Zeit wieder zum Vorschein kam. Mittlerweile hatten sich sämmtliche Gäste um die Gräfin versammelt und lauschten den Schilderungen des jungen Barons, welcher vor Kurzem von einer Reise nach Frankreich, Italien, Spanien und Portugal zurückgekehrt war; er hatte Vieles gesehen und gut beobachtet und verstand es vortrefflich, seine Wahrnehmungen mit Art vorzutragen. Hubert wollte es bedünken, als böten Baron Edmund und seine Mutter Alles auf, um den möglichst günstigen Eindruck auf die Gräfin zu machen. „Das läuft wohl auf eine Heirath hinaus!“ dachte Hubert bei sich und von diesem Augenblick an hegte er ein Vor-

Digitized by Google

urtheil gegen Mutter und Sohn. Doch tröstete ihn einigermaßen das zwar sehr verbindliche, aber nicht eben herzliche Benehmen der Gräfin gegen die beiden neuangekommenen Gäste; er gestand sich mit großer Befriedigung, daß die Dame des Hauses ihm stets vertraulicher und herzlicher begegne. Namentlich die Baronin Möllendorf gefiel ihm nicht; sie war groß und hager, ihre Züge waren regelmäßig, aber scharf geschnitten, ihr Auge hatte etwas Lauerndes und Herrisches und ihr ganzes Dichten und Trachten concentrirte sich nur auf ihren Sohn, den sie mit mehr Selbstsucht als Innigkeit zu lieben schien. Der junge Baron schien selber wenig erbaut von dieser Art mütterlicher Zärtlichkeit, die ihm oft sogar lästig werden mochte. Er war ein vollendeter Großstädter, fein und gewandt, mehr vielseitig und oberflächlich als gründlich gebildet, geistreich aber kalt und ein Weltmann von den besten Manieren, der sich etwas darauf zu gute that, daß er bei Damen Glück zu machen pflegte. Unverkennbar galten der Besuch wie die Bemühungen von Mutter und Sohn einem Anschlage auf die Hand der Comtesse Pauline.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Californien.

(Fortsetzung.)

Die beiden Chinesen hatten ihr Zelt ungefähr zwanzig Schritt von dem der Freunde aufgerichtet und arbeiteten etwas weiter entfernt, fleißig, still und geheimnißvoll. So freundlich, ja unterwürfig, und nach dem Ueberfall so ängstlich dankbar ihr Benehmen auch war, so konnte doch weder Schmidt's Herzlichkeit noch Hammer's kategorisches Fragen das Mindeste über den Erfolg ihres Thuns ermitteln. Bei jeder versuchten Näherung bargen Herr und Knecht die Hände in die weiten, langen Aermel des Oberkleides, schlossen die schiefgeschlitzten Augen zur Hälfte, neigten sich unaufhörlich und antworteten mit superlativen Höflichkeiten. Sobald aber nur ein Specht im Walde hämmerte, ein Hirsch oder Mufflon durch's Gebüsch rauschte, oder gar Menschenstimmen vom Thal herauf schallten, so kamen Beide in dem originellen Waffenschmuck ihrer Heimath mit weiten, eiligen Schritten zu den Nachbarn, denen ihre Furcht jede Wachsamkeit ersparte.

Die Tage kamen und gingen. Schon über neun Wochen waren die Freunde in der öden Wildniß beschäftigt, ohne daß Hammer sich getraute, mit der Hälfte ihres Ertrags an Gold, obwohl er eine hübsche Summe ergeben mochte, sein Rittergut zu acquiriren; doch sprach er täglich davon. Obwohl unter gleicher Breite mit Lissabon, konnte der Winter hier doch kaum im Gebirge durchzumachen seyn und der Juli war bereits zu Ende. Beide Freunde wünschten daher sehnlich, daß das Glück in der noch nutzbaren Zeit ihnen günstig seyn möge. Es war der Abend eines Sonntags, den sie auch hier in der Wildniß stets nach Kräften zu heiligen beschlossen hatten. Sie hatten die Zwiebelknollen der Ferraria pavonia in der Asche geröstet und den Bug eines Wildschweins so saftig dazu gebraten, daß nach Hammer's Meinung im Badgarten zu Cannstadt nicht besser gespeist werde, wenn man den Wein sich hinzudenke.

„Und sollte der Wein hier nicht gedeihen, wenn er angebaut würde?“ fuhr er fort. „Sieh, diese fußlangen, lederartigen Blätter gehören der Sarsaparille an, in Europa eine begehrte, offizinelle Pflanze, für die man schon allerlei Surrogate suchte, wie Sandriedgras u. s. w., da sie theuer ist; jene Senecio mit dem silbergrauen Blätterschmuck — wie zeugen sie von der Ueppigkeit des Bodens und der Wärme des Klima's. Wenn man hier passende Rebsorten legte, der Wein würde den Uhlbacher erreichen.“

Der Gefährte schwieg; träumend sah er hinab in die weite Ebene des Sacramento, die sich in den scheidenden Sonnenstrahlen einzig ausnahm. Der Strom warf blitzende Lichter zum Gebirge hinauf und die Gipfel grüßten in röthlichem Schimmer zurück. Ernst rauschte die stolze Abies religiosa, bis zum Boden in den düstern Schmuck ihrer Aeste gekleidet, im leisen Windhauch, der von der See heraufstieß. Die malerische Montezuma-Fichte scheint mit den lang herabhängenden schwarzgrünen Nadeln noch immer um das Volk von Tenochtitlan, die kühnen Azteken, zu trauern und von ihren Aesten herab fällt der weiße Haarschopf der Tillandsia, aus welchem das Girren eines Nest voll junger Tanagras tönt, die von den Eltern emsig gefüttert werden. Der blutrothe Tijé zankt mit den andern Vögeln am Ufer des rieselnden Baches, und unter den Hunderten von weißen, duftigen Glocken, mit denen der Daturabaum sich schmückt, singt der Spottvogel seine ewig wechselnden Weisen, indeß der schwarze Incongo mit dem Metallschimmer nur einzelne Strophen dazwischen schmettert. Plötzlich wird er still und schießt wie ein Pfeil dahin: er hat, unter das Gebüsch geduckt, einen Caracara

gesehen und greift den zehnfach größeren Feind mit muthigen Schnabelhieben und zornigem Geschrei an. Der Abend sinkt, das duftige Gestrum haucht sein Arom in die milde Luft, wenn die gewaltigen Kugeln der Melocacten ihre schönen gelben Atlasblüthen schließen. Ueber Wald und Berg lagert sich tiefe, heilige Stille; nur ein Käfer schwirrt zuweilen vorüber und der eulenartige Guacharo schwebt auf leisem, flaumigem Fittig durch die Nacht.

Da erglüht nordwärts plötzlich der Himmel hoch hinauf, dumpfer Donner grollt fernher, dazwischen dröhnendes Krachen, mächtiger, voller wie der Hall der schwersten Batterie. Es ist einer der fünf nie rastenden Vulkane Californiens, der in unbekannter Schneeregion seinen flammenden Krater öffnete. Das Grauenhafte, Unheildrohende, welches eine solche Erscheinung, selbst aus weiter Ferne, hat, hielt die Freunde munter, und auch die chinesischen Nachbarn erschienen vor ihrem Zelte. Die Thiere des Waldes sogar erwachten, und das Umherstreifen des flüchtigen Hirsches, das tiefe Stöhnen des Bisons, die klagenden Laute der großen Bergkatze, des Margay, die verschiedenen Stimmen der Affen zeigten, wie unheimlich dieses schaurige Licht, diese überwältigenden Töne ihnen däuchten. Eine furchtbare Detonation schien jetzt die Sierra in ihren Grundvesten zu erschüttern, und dumpf schaurig hallte die Bergkette der Gegenküste den schmetternden Donner zurück. Leise anschwellend brauste ein hohler Windstoß durch die Gipfel der dunkeln Schierlingstannen; ein Stern nach dem andern verglomm und massenhaftes Gewölk schien, wie eine Schaar finstrer Dämone, freudig dem Schauplatz des Verderbens zuzustürmen. Blitze zucken, gellende Donner hallen durch die grause Nacht, und der Regen rauscht in Strömen herab. Das Zelt der beiden Deutschen, auf vorspringender Felsplatte errichtet, glich in wenig Augenblicken einer Insel, die mitten aus schäumendem Katarakt hervorragt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Wie Unverschämtheit kurirt werden kann, weiß die „Bündtner Ztg." zu erzählen: Letzten Samstag Abend bemächtigten sich zwei Engländer in Wallenstadt, als die Züricher Post dort anhielt, der Imperiale, während die Inhaber derselben abgestiegen waren. Als diese ihre Sitze wieder einnehmen wollten, blieben jene unbeweglich sitzen und weigerten sich hartnäckig, Platz zu machen. Man machte ihnen Vorstellungen — half nichts. Die Postbeamten suchten ihnen begreiflich zu machen, daß jene Reisenden den Vorrang hätten, weil sie die Plätze schon vom Züricher See her eingenommen hätten — half nichts. Man ließ einen Landjäger vor dem Wagen aufmarschiren — half nichts. Da sagt einer der ihrer Plätze Beraubten (Schützenmeister Rüedi von Chur), wenn die Post die Verantwortlichkeit auf sich nehme, so wolle er schnell Hilfe schaffen, und mit erhaltener Erlaubniß stieg er hinauf, faßte einen der „Inglischmän" vor die Brust und warf ihn unter großem Applaus der versammelten Menge vom Wagen. Unterdessen war der zweite „Inglischmän" auf der andern Seite des Wagens in hohem Bogen zur Erde gesprungen. Das hatte geholfen, und dem Herrn Schützenmeister war nur eine Handvoll Seidenhaar in den Fingern geblieben.

(Amerikanisches.) Richter Pepper aus Tenessee, seines Zeichens ein Schmied, verehrte dem Gouverneur Johnson eine mit eigener Hand gefertigte Feuerschippe. Zum Gegengeschenk machte Gouverneur Johnson, seines Zeichens ein Schneider, dem Richter einen mit eigener Hand zugeschnittenen und genähten Ausgehrock.

Nach einer Denkschrift, welche die französischen Akademiker Preney und Vauquelin dem Minister des Innern überreichten, enthalten 100 Pfund Weißbrod im Durchschnitt 80 Pfd. Nahrungsstoff, 100 Pfd. Fleisch im Durchschnitt nach den verschiedenen Sorten nur 31 Pfd. (?), französische Bohnen 80, Erbsen 23, Linsen aber 94 Pfd., Rüben, Kohl und grüne Gemüse nur 8 Pfd., gelbe Rüben 14, Kartoffeln 25 Pfd. Demnach wäre 1 Pfd. Weißbrod = $2^1/_2$ bis 3 Pfd. Kartoffeln und 75 Pfd. Brod und 30 Pfd. Fleisch = 300 Pfd. Kartoffeln, oder 1 Pfd. Bohnen = 3 Pfd. Kartoffeln und 1 Pfd. Kartoffeln = 4 Pfd. Kohl und 3 Pfd. Rüben.

In Spins (bei Aarberg im Kanton Bern) hat eine Kuh des dortigen Landwirthes Tüscher vier Kälber zur Welt gebracht; sie sind von der Größe eines Pudels und leben alle.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 112. Sonntag, 17. September 1854.

Das Habermuß.

Von J. P. Hebel. Aus dem Alemannischen ins Hochdeutsche übertragen von R. Reinick.

'S Habermuß ist fertig, so kommt ihr Kinder und esset,
Betet: „Aller Augen“ — und gebt mir ordentlich Achtung,
Daß nicht einem am rußigen Topf das Aermelchen schwarz wird.

Esset denn, Gott segn' es Euch, und wachs't und gedeihet,
Sehet, die Haberkörnchen, die hat der Vater gesäet
Zwischen die Furchen mit fleißiger Hand und geegget im Frühjahr. —
Aber, daß es da wuchs und reif geworden, dafür kann
Euer Vater nicht, das thut der Vater im Himmel.
Denkt euch nur, ihr Kinder, es schläft im mehligen Körnchen
Klein und zart ein Keimchen, das rührt und regt sich nicht drinnen.
Nein, es schläft und sagt kein Wort und ißt nicht und trinkt nicht
Bis in den Furchen es liegt da draußen im lockeren Boden.
Aber dort in den Furchen — es ist so feucht und so warm drin —
Wacht es heimlich auf aus seinem verschwiegenen Schlafe,
Streckt die Gliederchen aus und saugt am saftigen Körnchen
Just wie ein Mutterkind, es fehlt nur, daß es nicht weinet.
Mit der Zeit wird's größer und heimlich schöner und stärker,
Schlüpft aus seinen Windeln und streckt sein Wurzelchen nieder
Tief hinab in den Grund, sucht seine Nahrung und find't sie.
Ja, und die Neugier kitzelt's, es möcht' so gerne doch wissen,
Wie's denn weiter da oben wohl ist. Ganz heimlich und furchtsam
Guckt es zum Boden heraus — der Tausend! das will ihm gefallen! —
Und unser lieber Herrgott, der schickt ein Engelchen nieder:
„Bring' ihm ein Tröpfelchen Thau und sag' ihm freundlich: „Gott grüß dich!“
Und es trinkt und es schmeckt ihm so wohl und es streckt sich behaglich.
Und derweilen kämmt sich die Sonn'. Und hat sie gekämmt sich,
Geht sie hinter den Bergen hervor und hat auch ihr Strickzeug,
Wandelt dort ihren Weg hoch auf der himmlischen Landstraß,
Strickt und sieht herab, grad wie 'ne freundliche Mutter
Nach den Kindern sieht. Sie lacht dem Keimchen entgegen,
Und das thut ihm so wohl bis tief an die Wurzeln herunter.
„Solche schöne Frau und doch so gütig und freundlich!“
Aber was strickt sie denn da? Gewölk aus himmlischen Düften —
Da! schon tröpfelt's, ein Spritzerchen kommt, drauf regnet es tüchtig.
Und mein Keimchen, es trinkt. Drauf weht ein Lüftchen und trocknet's
Und es sagt: „Jetzt kriech' ich auch nie mehr unter den Boden,
Nein, um keinen Preis! Da bleib' ich, geh's, wie es geh'n mag!“

Esset, Kinder, gesegn' es Gott und wachs't und gedeihet!
'S wartet herbe Zeit auf's Keimchen, Wolken an Wolken
Steh'n am Himmel Tag und Nacht und die Sonne versteckt sich.
Und auf den Bergen da schneit es und weiter nach unten da hagelt's —
Hu! huhu! wie klappert doch jetzt und wimmert mein Keimchen,
Und der Boden ist zu und es hat gar kümmerlich Nahrung.
„Ist denn die Sonne todt,“ so klagt es, „daß sie nicht da ist?

Digitized by Google

Oder hat sie auch Furcht vor der Kälte hier? Wär' ich doch blieben
Wo ich gewesen, still und klein im mehligen Körnchen,
Und daheim im Boden, wo's so gemächlich und warm war."

Seht, ihr Kinder, so geht's! Ihr werdet auch noch so sprechen,
Wenn aus dem Haus' ihr kommt und unter die fremden Gesichter,
Wann ihr plagen euch müßt und Zeug und Brod euch verdienen:
Wär' ich daheim beim Mütterchen doch! und hinter dem Ofen!"
Tröst' euch Gott! Auch das hat ein End', allmälig wird's besser,
Wie's dem Keimchen allmälig erging. Am heiteren Maitag
Weht es so lau und die Sonne sie steigt so kräftig vom Berg auf,
Und sie sieht, was das Keimchen macht und gibt ihm ein Schmätzchen;
Ja, da ist ihm wohl und es weiß nicht vor Lust sich zu lassen.

(Schluß folgt.)

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

Als die Gesellschaft sich trennte, nahm Frau von Virchow Hubert's Arm und ließ sich von ihm auf ihr Zimmer führen.

„Bleiben Sie noch ein halbes Stündchen und lassen Sie uns plaudern!" sagte sie. „Wie gefielen Ihnen diese Möllendorfs?" fragte sie dann lauernd.

Hubert gab eine ziemlich ausweichende Antwort.

„Haben Sie keine Ahnung, daß der junge Baron Absichten auf Pauline hat?" fuhr Frau von Virchow fort. „Die Einladung hierher ist offenbar eine abgemachte Sache. Herr von Möllendorf ist eine sehr gute Parthie, denn er hat ein großes Vermögen und genießt den Ruf eines besonnenen jungen Mannes, und wenn er das Glück hat, der Comtesse zu gefallen, so wird die Einwilligung ihrer Schwester gar nicht fehlen."

Hubert sagte mit anscheinend gleichgiltigem Tone:

„Ja, ja, so scheint es!"

Dabei gab er sich Mühe zu lächeln.

„Herr von Möllendorf ist liebenswürdig, fein gebildet, er weiß trefflich zu plaudern und seine Reisen machen ihn interessant," sagte die Dame; „er wäre in Hunderten der besten Familien ein willkommener Freier, und ich möchte ihm Pauline eher gönnen als manchem Andern!"

„Und die Comtesse liebt ihn, meinen Sie?" fragte Hubert mit reger Neugier.

„Möglich, doch ich weiß es nicht. Pauline ist ein seltsames Geschöpf, in diesem Punkte unergründlich und verschlossen. Und doch behaupte ich, daß sie nicht unempfindlich ist. Jedenfalls ist der Plan zu dieser Verbindung nichts Neues. Schon vorigen Winter war davon die Rede und Frau von Möllendorf betrieb diese Angelegenheit noch während ihr Sohn auf Reisen war. Sie sprach in den Zirkeln der Gräfin Ravinska von nichts Anderem als von ihrem Sohne; wir mußten seine Reiseschilderungen in ganzen Briefen anhören und mich dünkte, es gelang ihr, ein leidliches Interesse für ihren Sohn in Paulinen und der Gräfin zu erwecken. Allein ein Zwischenfall, welcher eine andere Verbindung der Comtesse befürchten ließ, durchkreuzte damals plötzlich die Pläne der Baronin."

„Wie so?" unterbrach Hubert lebhaft — „eine Verbindung, welche zu Befürchtungen Raum gab — wie soll ich das verstehen? Ist diese Verbindung inzwischen wieder gelöst worden?"

„O nein, man ließ es nicht so weit kommen!"

„Aha! ich verstehe — eine kleine Liebschaft, eine Jugendliebe!"

„Sagen Sie lieber: eine kleine Täuschung, eine Laune, wie sie jedes unerfahrene Mädchen von lebhaftem Temperament erfährt!" versetzte Frau von Virchow. „Pauline war noch zu naiv und unbefangen, als sie in die Welt eingeführt wurde. Auf einem Balle bei einer Freundin ihrer Schwester lernte sie ein sehr schöner Mann kennen, dem alle Mittel zu Gebote stehen, einem jungen Mädchen zu imponiren — liebenswürdige Manieren, Welterfahrung, Geist und Verstand. Dieser Cavalier verliebte sich in unser holdes Kind und bezeugte ihr seine Theilnahme auf eine ziemlich unverhohlene Weise. Er war der erste Mann, der diese Saite in Paulinens Wesen berührte, und Sie dürfen mir glauben, ein junges Mädchen ist hiefür niemals unempfänglich. Dennoch wußte er alles Aufsehen zu vermeiden und die Sache blieb eine Weile ein süßes Geheimniß zwischen beiden Liebesleutchen. Eben darum vielleicht gefiel er Paulinen um so mehr. Endlich ließ er sich der Gräfin Ravinska vorstellen, die ihm auf den ersten Blick auch nicht abhold zu seyn schien, und da sie es sich zum unverbrüchlichen Grundsatz gemacht, Paulinens Neigung keinen Zwang anzu-

Digitized by Google

thun, so standen die Sachen sehr günstig für Herrn von Sieldorf —"

„Sieldorf? derselbe, der in Westphalen begütert ist?" fragte Hubert rasch.

„Ich glaube, ja — kennen Sie ihn?"

„Oberflächlich!" versetzte Hubert kalt, aber das Herz pochte ihm in der Brust.

„Herr von Sieldorf galt für sehr reich," fuhr Frau von Virchow fort, „und er wußte, wie gesagt, auf den ersten Anblick zu gefallen; allein seine Vorzüge scheinen nicht sehr probehaltig gewesen zu seyn. Anfangs erschien er ziemlich oft im Hause der Gräfin, obwohl noch nichts auf eine endliche Heirath mit Paulinen deutete; dann zeigte sich Gräfin Ravinska etwas kälter gegen ihn, und um die Zeit, wo Sie ins Haus kamen, sah man ihn nur noch sehr selten. Möglich, daß die Gräfin einige Winke über seine Persönlichkeit erhalten hatte, denn er soll früher sehr locker gelebt haben; auch gilt er für einen Spieler — genug indeß, die Sache war so ziemlich verrauscht, als die Gräfin hierher zog. Sie wissen, daß ich sie begleitete und die ersten acht Tage hier verbrachte. Die Gräfin gab dem Adel der Nachbarschaft ein Fest, und siehe da! bei demselben tauchte auch Herr Baron Sieldorf wieder auf, gleichzeitig mit Frau von Möllendorf und ihrem Sohne. Es war Alles wie zufälliges Zusammentreffen, wiewohl ich es nicht glaube. Baron Sieldorf hält sich drüben in Buchshagen bei den Glattaus auf, über die Schnepfenzeit, wie er sagt, und Frau von Möllendorf war auf der Reise zu ihrer Schwester in Thüringen hier eingekehrt. Doch gleichviel, so viel ist wenigstens gewiß, daß seit jenem Feste von Herrn von Sieldorf nicht mehr die Rede ist und daß Herr von Möllendorf seither Alles aufbietet, um seinen Nebenbuhler zu verdunkeln."

„Und seither ist Sieldorf nicht wieder erschienen?" fragte Hubert.

„Ich weiß es nicht; daß er beim Baron Glattau sich aufhält, dessen Gut dort nordöstlich hinter dem Lärchenwäldchen an den Park stößt, mag ihm in den Augen der Gräfin nicht eben zu gar großer Empfehlung dienen, denn Herr von Glattau ist eine reine Null und seine Frau sucht sich sehr ungenirt mit andern jungen Männern zu amüsiren."

„Kennen Sie die Familienverhältnisse des Barons Sieldorf näher, gnädige Frau?"

„Ich nicht, mein Lieber, aber die Gräfin scheint hierüber Erkundigungen eingezogen zu haben. Mir war Sieldorf immer etwas fatal, ein gewisses, unerklärliches Etwas stieß mich immer von ihm zurück; ich weiß nicht, mir kam er stets vor, als ob er auf unedle Weise emporgekommen, und ich habe in meiner Offenheit sogar vor Paulinen niemals ein Hehl daraus gemacht."

„Und die Comtesse — sie hegt wohl noch immer einige Anhänglichkeit für ihn?"

„Das bezweifle ich; sie findet ihn nun sehr gewöhnlich und kann eine gewisse Verlegenheit nicht verbergen, wenn sie seiner Erwähnung thun hört."

„Desto besser für Baron Möllendorf — dann wird er um so eher zum Ziele kommen!" sagte Hubert gedankenvoll.

Frau von Virchow sah ihn forschend an.

„Wünschen Sie dies aufrichtig?" fragte sie ihn dann und lehnte ihre Hand auf seinen Arm.

„Allerdings, wenn Pauline dadurch glücklich wird, von Herzen!" gab er zur Antwort.

„Sie interessiren sich also für Pauline?"

„Ich? Jenun — allerdings!" stammelte Hubert wie betreten. „Gräfin Ravinska hat mich so sehr zu Dank verpflichtet, daß ich ihr von Herzen wünsche, sie möchte ihre geliebte Schwester gut versorgt sehen."

„Ah so!" versetzte Frau von Virchow. „Nun, in diesem Stücke bin ich ebenfalls Ihrer Meinung; allein um Paulinen willen wünschte ich ihr noch einen bessern Gemahl, als den Herrn von Möllendorf. Für diesen ist sie doch zu gut und ich möchte mein Kind nicht zur Schwiegertochter seiner Mutter machen. Ich wüßte für sie einen Mann, der ihr in jeder Hinsicht würdiger wäre."

„Und der wäre?" fragte Hubert mechanisch.

„Sie selbst, Hubert!"

„Ich, gnädige Frau? Wo denken Sie hin?" rief Hubert und sprang erglühend auf.

„Ja, Sie, mein Freund! und wenn mich meine Kenntniß des menschlichen Herzens nicht täuscht, so sind Sie auch wirklich derjenige, welcher bei der Comtesse und ihrer Schwester auf warme Aufnahme seiner Werbung hoffen darf."

„Halten Sie ein, Madame! Kein Wort mehr, wenn ich bitten darf — Sie würden mir sonst wehe thun! Aus dieser Verbindung kann niemals etwas werden!"

„Bah! ich kenne Ihre Gründe schon; aber Ihr Zartgefühl und Edelmuth gehen zu weit, lieber Freund! Wenn nun Pauline Ihnen wirklich gut wäre —"

„Lassen Sie uns abbrechen!" bat Hubert ängstlich. „Wenn Sie mich achten, gnädige Frau, so

Digitized by Google

reden wir niemals mehr hiervon. Zudem ist es spät — gute Nacht, Madame!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus Californien.

(Fortsetzung.)

„Der seltsame Guß" — begann Schmidt vor der freundlichen Flamme eines knisternden Feuers von harzigem Holz — „stürmt in tausend Rinnen den Berghang hinab, und morgen können wir vielleicht, wie Meister Sutter an seinem Sägmühlenkanal, nicht fleißig genug auflesen."

„Wäre schon recht," nickte Hammer; „mich drängt es im Herzen, endlich meine Landsleute zu befreien."

„Laß die Hirngespinnste," warnte Schmidt; „ehe nicht der Einzelne im Innern frei ist, wird kein Volk frei. Wir Würtemberger haben es noch nicht am schlimmsten."

„Würtemberger?" frug Hammer befremdet — „was gehen die mich an?"

„Nun, gehen Deine Freiheitsträume Würtemberg nicht an? Willst Du nicht dort ein Rittergut kaufen?"

„Poggendorf, hilf! Ich meinte stets nur den freundlichen, unglücklichen Ort im Neckarthal, wo mein Vater Pfarrer war, welcher unter üppigen Reben seufzt und darbt. — Oh!"

„Mein Gott, was fehlt denn den Leuten? Wenn der Wein halbwegs geräth, so sind die stets geborgen."

„Du kennst mich: Poesie, Empfindelei, romantischer Kindsbrei sind mir von jeher verhaßt gewesen; doch auch das Herz, das Gemüth hat seine unveräußerlichen Rechte. Erinnerst Du Dich der Zeit, wo hoffend, harrend, trippelnd vor Ungeduld das Häuflein Kinder im Stübchen eingesperrt lauscht, bis der Osterhase gelegt hat? Jetzt hat die Mutter gesehen, wie er mit weitem Sprung über das dornige Gartengehäge setzte. Vielleicht finden wir seine Eier — Kinder, sucht einmal genau! — Wie stürmt da Alles hinab! Der vergilbte Buchs um die Beete wird zerzaust, unter der eben sprossenden Stachelbeerhecke emsig geforscht, die Strohdecken über dem Frühbeet scharf durchsucht. Da und dort erhebt sich lauter Jubel: ein ganzes Nest voll rother, gelber, violetter und scheckiger Eier ist Jedem bestimmt, mit süßem Naschwerk garnirt! — Weißt Du noch die innige Freude des Kinderherzens, Freund! und bedauerst Du nicht die harmlose Schaar der Kleinen meines Heimathortes, die gesetzlich sie nicht genießen dürfen?"

„Du faselst, Schatz!" kopfschüttelte der Bergmann — „derlei Unschuldiges verbietet Niemand in Würtemberg!"

„Niemand, als die erquisiteste, einschneidendste Polizeityrannei! Ja, noch mehr: kein Kranker darf dort ein weiches Ei essen, weder Spinat noch Salat mit harten belegt werden!"

Schmidt blickte besorgt zu dem in Eckstase aufgesprungenen Freunde hinüber. Der Donner des fernen Vulkans brüllte durch die schwarze Nacht, der Regen prasselte auf die Theerleinwand des in Pausen wie krampfig vom Winde bewegten Zeltdaches.

Hatte der sonst so ruhige, nüchterne Mensch vielleicht lockende, giftige Beeren im Walde gekostet, als er am Nachmittage botanisiren ging? Was sollte er mit dem Unglücklichen beginnen, wie ihm beispringen, der, sichtlich gewaltig aufgeregt, die Schläfe in die geballten Fäuste drückte. Dem Toben der Elemente hielt sein Gottvertrauen, sein Mannesmuth Stand; dem Irrsinn des so lieben Kameraden gegenüber beschlich ihn unendliches Grauen, athemraubende Angst. Er schürte, eingedenk des englischen Sprichworts, die Flamme des Herdes, daß das Auge wenigstens Licht habe — — da stürmten eilige schwere Tritte daher. Hammer blickte wild dem Kommenden entgegen, Schmidt faßte krampfhaft ein schweres Beil. Die schließende Leinwand flog zurück — — das helle Nankinkleid mit Blut überströmt, starr und weit die schiefgeschlitzten Augen aufgerissen, Verzweiflung in jeder Muskel zuckend, trat der Diener des Chinesen vor die Freunde. Die Rechte schwang ein blutiges Messer, die Linke hielt, in dichten Haarbusch gehüllt, ein frisch abgeschnittenes Ohr, an dem noch ein Theil der bärtigen Wange hing.

Eisiges Entsetzen im starren Blick, standen die drei Männer sich gegenüber. Endlich neigte sich der Chinese einigemal wie eine Porzellanpuppe und rief dann mit schrillen Lauten:

„Yang-tse, mein Herr, ist todt und Liu-fu-tsi stirbt!"

(Schluß folgt.)

Auflösung des Sylben-Räthsels in № 110:

Wallachel.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 113. Dienstag, 19. September 1854.

Das Habermuß.

Von J. P. Hebel. Aus dem Alemannischen ins Hochdeutsche übertragen von R. Reinick.

(Schluß.)

Wieder prangen die Wiesen mit Gras und farbigen Blumen,
Wieder duftet die Kirschblüth' und es grünt schon der Pflaumbaum,
Wieder wird der Roggen schon buschig und Weizen und Gerste,
Und mein Haberchen sagt: „Da bleib' ich gewiß nicht dahinten!"
Nein, es spreitet die Blätterchen aus — wer hat sie gewoben?
Und jetzt schießt auch der Halm — wer treibt drin Röhren an Röhren
Und aus den Wurzeln das Wasser bis in die saftige Spitze?
Endlich da schlüpft ein Aehrchen heraus und schwankt in den Lüften —
Sag' mir doch irgend ein Mensch, wer hat an seidenen Fäden
Hier ein Knöspchen gehenkt und dort mit künstlichen Händen?
Nun, die Engel, wer sonst? Sie wandeln zwischen den Furchen
Auf und ab von Halm zu Halm und schaffen so emsig.
Jetzt hängt Blüth' an Blüth' am zarten, schwankenden Aehrchen,
Und mein Haber, er steht grad wie ein Bräutchen im Kirchstuhl.
Jetzt sind auch zarte Körnchen darin und wachsen im Stillen,
Und mein Haber, er merkt allmälig, was er will werden.
Käfer kommen und Fliegen — sie machen ihm ihre Visiten,
Sehen zu, was er macht und singen: Eia popeia!
Und 's Leuchtkäferchen kommt, der Tausend! mit dem Laternchen
Nachts um Neun auf Abendbesuch, wenn die Fliegen schon schlafen.
Eßt, ihr Kinder, gesegn' es Gott und wachs't und gedeihet!
Seitdem hat man geheu't nach Pfingsten und Kirschen gepflücket,
Seitdem hat man Pflaumen gelesen hinter dem Garten,
Seitdem haben sie Roggen geschnitten und Weizen und Gerste,
Und die armen Kinder, die haben Aehren gelesen
Barfuß zwischen den Stoppeln und 's Mäuschen hat noch geholfen;
Drauf ist auch der Haber gebleicht. Voll mehliger Körner
Hat er geschwankt und gesagt: „Jetzt wird mir's allmälig verleidet,
Um ist meine Zeit, ich merk's; was thu' ich allein da
Zwischen den Stoppelrüben und mitten unter Kartoffeln?"
Drauf ist die Mutter heraus und Euphrosinchen und Evchen,
Und es froren einem die Finger schon Morgens und Abends.
Endlich da brachten wir ihn denn herein in die staubige Scheuer
Und da ward er gedroschen von früh bis Abends um Viere.
Drauf ist des Müllers Esel gekommen und hat ihn zur Mühle
Abgeholt und wieder gebracht in Körnchen zermahlen,
Und mit fetter Milch von jungen fleckigen Kühchen
Hat in dem Topf ihn die Mutter gekocht. — Gelt, Kinder, das schmeckt euch!
Wischet die Löffel auch ab und betet eins: „Danket dem Herren!"
Und jetzt geht in die Schule, da hängt die Tasch' am Gesimse.
Fall' mir Keins, gebt Acht, und lernt hübsch, was man euch aufgibt!
Wenn aus der Schule ihr kommt, da gibt es gebackene Pflaumen!

Digitized by Google

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

6.

Nach einer beinahe schlaflosen Nacht erschien Hubert etwas verstört beim Frühstück. Die Wendung, welche das Gespräch vom vorigen Abende mit Frau von Birchow genommen, hatte doch insofern einige Folgen gehabt, als Hubert, obschon er fast geflissentlich in den nächsten Tagen alle Annäherung an Pauline möglichst vermied, die junge Gräfin aufmerksam beobachtete. Er glaubte zu bemerken, daß ihr Auge oft auf ihm ruhte, daß es unwillkürlich an seinem Munde hing, wenn er sprach, und daß sie meist seinen Ansichten beipflichtete. Sein Gewissen und sein Zartgefühl kämpften gegen den Gedanken an, daß sie ihm gewogen seyn könnte, und dennoch konnte er sich einer wohlthuenden Empfindung bei diesem Gedanken nicht erwehren. Gar oft begegneten sich Beider Blicke ungesucht und er wollte sich überreden, daß der unbewußte Drang, welcher Pauline zu ihm hinzog, ein instinktiver, magischer sey, denn er war so arglos und ohne alle Absicht.

Die Sympathieen, welche die Menschen unter einander verknüpfen, geben sich oft in allerlei Kleinigkeiten kund. So ging es auch bei Paulinen. Ihr gefiel geständigermaßen Hubert's Hund weit besser, als der ebenso schöne, welchen Herr von Möllendorf mitgebracht hatte; sie gestand Frau von Birchow, daß der gehaltvolle Ernst Hubert's sie mehr anspreche, als die schimmernde Glätte Möllendorfs; sie bemerkte, daß Hubert ein besserer Reiter, ein geübterer Schütze war, ja, sie wußte sogar einigemal mit der feinen Art der Frauen Gegenständen des Gespräches eine Wendung zu geben, wobei die Erörterung streitiger Punkte oder Fragen den beiden jungen Herren zufiel und wo Hubert fast genöthigt ward, ein gründlicheres Wissen zu entfalten, als sein Widerpart, den er dadurch besiegte.

Mittlerweile hatten Hubert und Edmund sich näher kennen gelernt und viele Eigenschaften an einander entdeckt, welche gegenseitige Achtung heischten und den Umgang zu einem beinahe freundschaftlichen gestalteten. Hubert mußte sich gestehen, daß Edmund nach Charakter und Gesinnung Paulinen würdig sey; er sah, daß auch Andere diese Ueberzeugung von dem jungen Baron gewonnen hatten — die Heirath Möllendorf's mit Paulinen mußte binnen Kurzem zu Stand kommen. Diese Ueberzeugung indeß drückte ihn fast nieder; er büßte mit derselben unbewußt und unwillkürlich seine Heiterkeit und Unbefangenheit ein, und diese Verstimmung entging weder Frau von Birchow noch der Gräfin Ravinska. Beide erkundigten sich oft nach dem Grund derselben — Erstere mit kleinen Neckereien, die Andere mit wahrem Mitgefühl. Aber das Interesse der Frau von Birchow für Hubert war darum nicht minder ernst, als das der Gräfin — es war nun einmal ihre Weise, keinerlei weiche Gefühle gerne kund werden zu lassen.

Eines Morgens bemerkte Frau von Birchow Hubert im Park, als er eben in der Nähe des Lärchengehölzes langsam auf und ab ging, den Blick an den Boden geheftet. Er hatte schon seit zwei Tagen hier Fußtritte im Sande der Wege und im weichen Waldrasen entdeckt, welche ihm das Abenteuer jenes Morgens wieder in Erinnerung gebracht hatten. Er konnte die Ahnung noch immer nicht verwinden, daß jene Fußspuren in irgend welcher geheimnißvollen Beziehung zu Paulinen stehen müßten. An diesem Morgen hatte er sie abermals bemerkt, ganz wachsfrisch, wie der Jäger sagen würde — wiederum den vollen Abdruck der Sohle eines eleganten Stiefels mit dem Sporn. Der Mann, von welchem sie herrührten, mußte hier herumgegangen seyn und Hubert ging nun dieser Spur nach, indem er sie austrat. Er folgte dabei demselben Instinkt oder Triebe, der den Waidmann veranlaßt, die Fährte eines Wildes auszutreten, damit sie von keinem Andern, Unberufenen, wahrgenommen werde. Hubert hatte sich nämlich fest vorgenommen, dieses Geheimniß zu ergründen, welches bei ihm sicherer aufgehoben war, als bei jedem Andern. Frau von Birchow erschreckte ihn ordentlich, als sie ihn bei Namen rief.

„Kommen Sie," sagte sie, „wir wollen mit einander spazieren gehen!"

Hubert reichte ihr den Arm und folgte noch immer den Fußspuren im feuchten Boden, die in einer Curve unter den Bäumen hin und durch abgelegene Gänge nach der Westseite des Schlosses führten.

„Und nun ohne Verstellung, mein lieber junger Freund," hub Frau von Birchow an, als sie so an Hubert's Arme durch den Park schlenderte, „gestehen Sie mir endlich offen, was Sie seit einigen Tagen so sehr darnieder drückt."

„Mein Gott, Madame, ich habe nichts!" versetzte Hubert, schrack aber doch unwillkürlich zusammen. „Ich dachte an meine Lieben in der

Digitized by Google

Heimath, ich sehnte mich, sie wieder zu sehen; denn ich gestehe Ihnen, die Trennung von meinem Vater, meiner Schwester und meiner Cousine gehen mir sehr nahe. Ich vergegenwärtige mir oft, um wie viel reiner meine Freude wäre, wenn ich diese mir so theuern Personen hier in unserem geselligen Kreise sehen könnte."

„Armer junger Mann!" versetzte Frau von Virchow — „nun ja, ich begreife diese Stimmung; aber lassen Sie sich nicht von ihr beherrschen. Sie sind leidenschaftlich, erregbar; hängen Sie solchen Gedanken allzu sehr nach, so werden Sie sich einer beklemmenden Melancholie überantworten. Sehen Sie, mein Lieber, solche Leiden kommen beinahe über alle Menschen; je früher im Leben sie über uns hereinbrechen, desto besser ist es: so lange wir noch die Kraft der Jugend besitzen, können wir diese Heimsuchungen ertragen und haben jene geistige Beweglichkeit, die uns überall Mittel zur Zerstreuung bietet. Aber Sie arbeiten viel zu viel, mein Kind!"

„Sie irren, Madame! Niemals in meinem Leben war ich träger als in diesen Tagen! Ich bin allzu abgespannt, physisch und geistig; die Bücher widern mich an — es lastet auf mir wie ein Alp!"

„Und dennoch suchen Sie immer die Einsamkeit! Was in aller Welt treiben Sie denn, wenn Sie sich vom frühen Morgen bis zum Abend in Ihr Zimmer einschließen?"

„Meiner Treu! ich weiß es, meine Gnädige! Ich versuche zu arbeiten und doch gelingt mir nichts. Ich fühle mich so abgespannt, so schlaff; ich grüble fortwährend — mir ist's, als schlummere der Keim einer ernsten Krankheit in mir, und es drängt mich gewaltig wieder nach Berlin zurück in meine stille Studirstube — dort wäre mir wohler. Ich werde bald abreisen."

„Und nur darum allein? Treibt nichts Anderes Sie von hier hinweg?"

„Was meinen Sie damit?" fragte Hubert erröthend.

„Jenun, ich meine die bevorstehende Verheirathung der Comtesse Pauline!" erwiederte Frau von Virchow und sah Hubert fest an.

„Paulinens Verheirathung? Ist es schon so weit?"

„Nahezu! Ich weiß, Sie können schweigen; darum will ich Ihnen unter dem Siegel der tiefsten Discretion mittheilen, was ich von der Sache weiß. Gestern Nachmittag hatte Frau von Möllendorf eine Unterredung mit der Gräfin Ravinska, und diese ließ am späten Abend noch Pauline rufen und bereitete sie darauf vor, daß Baron Edmund offenbar in kürzester Frist um ihre Hand anhalten werde. Die Gräfin wünschte wenigstens zu erfahren, wie sich Pauline für Möllendorf gestimmt fühle und ob sie demselben Hoffnung auf Erfolg machen dürfe. Pauline war sehr betreten und gestand ihrer Schwester, sie wisse, daß der Baron sie liebe; sie selber sey ihm durchaus nicht abgeneigt, allein sie fordere Zeit zur Ueberlegung."

„Nicht abgeneigt?" fragte Hubert lebhaft.

„So ist es. Die Gräfin drang darauf, Herrn von Möllendorf sogleich einen bestimmten Bescheid zu geben, allein Pauline bat um Aufschub von nur ein paar Tagen und entfernte sich dann hastig aus dem Zimmer ihrer Schwester. — Die Gräfin theilte das Ergebniß ihrer Unterredung der Frau von Möllendorf mit, die hierüber ungemein entzückt war, und Sie werden sehen, in einigen Tagen feiern wir hier eine Verlobung."

„Ich werde sie nicht abwarten. Schon morgen oder übermorgen werde ich nach Berlin zurückkehren, um meine Studien nicht allzu sehr zu unterbrechen. — Ha! da sind sie wieder!" entfuhr ihm plötzlich, denn sein Auge fand soeben wieder die Spur, die er eine Weile aus dem Gesicht verloren hatte. Er stand jetzt mit Frau von Virchow am Fuß des Felshügels, auf dem der früher erwähnte Pavillon des Schlosses sich erhob, und die Fußspur des Fremden erschien gerade wieder am untern Ende des Pfades, der vom Park aus nach dem Pavillon hinaufführte.

„Wer ist wieder da? Was haben Sie denn?" fragte Frau von Virchow.

„Wer? Nun, haben Sie sie nicht bemerkt?" versetzte Hubert, sich rasch besinnend — „zwei Hamster, die ich hier schon mehrmals bemerkte? Allons, Melac! such', such'!"

„Hamster? Kommen Sie, ich habe eine Antipathie gegen dieses Ungeziefer; lassen Sie uns nach dem Schlosse zurückkehren!"

(Fortsetzung folgt.)

Aus Californien.

(Schluß.)

Der Diener war, wie er endlich erzählte, vom monotonen Plätschern des Regens eingeschlafen. Er erwachte plötzlich und hörte seinen Herrn tief und bang stöhnen. Er richtete sich auf — da

schwirrte eine lederne Schlinge ihm über den Kopf, an der er schnell niedergezerrt wurde und unfehlbar erwürgt worden wäre, wenn nicht das Messer, welches er stets in der Hand hielt, wenn er schlief, ihn schnell befreit hätte. Rasch aufgesprungen, habe er dann im Dunkel den Eingeschlichenen ergriffen und als er bemerkt, daß er ihm nicht gewachsen sey, ihn so gezeichnet, daß er ihn überall erkennen werde.

„Yang-tse liegt erwürgt auf seiner Matte," schloß er, „und Liu-fu-tsl's letzte Pflicht ist — blutige Rache!"

Es war so, wie er sagte. Dem Chinesen lag eine Schlinge um den Hals, mit welcher er erdrosselt war. Der Beutel mit dem ausgewaschenen Golde unter seinem Kopf war verschwunden. — Jeder Versuch, den treuen Knecht zu bewegen, von seiner Rache abzulassen, war vergeblich.

„Meine Mutter säugte die Waise Yang-tse mit mir," sprach er; „sein Vater war Mandarin des Krieges und fand im Kampf mit den rothen Barbaren Ruhm und Tod. Zurückkehren ohne ihn mag ich nimmer. So begrabet Ihr, die treuen Nachbarn, seinen Leib mit mir, und nehmt dafür sein Gut, das keinen Herrn mehr hat. Denn der Verfluchte hat nur das geraubt, was wir in den letzten zwei Tagen gesammelt."

Alles Zureden der Freunde half nichts. Am andern Morgen, nachdem sie noch am Abend die Leiche des unglücklichen Yang-tse gemeinschaftlich zur Erde bestattet, war Liu-fu-tsl verschwunden. Auf der Schwelle ihres Zeltes fanden die Freunde eine überraschende Menge Goldes, wohl das Dreifache ihres eigenen Schatzes. —

Den beiden Deutschen war die Bergschlucht verleidet. Dennoch währte es noch bis Ende des Augustmonats, ehe sie San Franzisco wieder erreichten. In der Hafenstadt, wo der verschwenderische Luxus auf schier wahnsinnige Weise das frisch und leicht gewonnene Gold verschleuderte, hielt sie die ruhige Vernunft von den ekelhaften Orgien fern, bis sie gezwungen waren, den Kapitän des Dampfbootes, an dessen Bord sich ihr Gepäcke bereits befand, in einem Spielhause aufzusuchen.

Der Spieltisch rastete gerade ein Stündchen, und der Bankhalter wollte unserm Apotheker fast bekannt vorkommen; doch störte ein breites, schwarzes Tuch, welches seitlich am Kopf hinaufgebunden war, jede Erinnerung. Schmidt dagegen konnte den Blick nicht von einem schwarzbärtigen, langhaarigen Burschen abwenden, der, in eine abgeschabte Uniform eingezwängt, in einer Ecke gewaltig rauchte.

„Immer noch Zahnschmerz, Herr Bankhalter?" redete der Kapitän diesen an.

„Es geht leidlich; nur darf ich mein Tuch keine Minute ablegen, sonst wird's zum Rasen."

Hammer konnte, wie die meisten Apotheker, das Rathgeben bei kranken Zuständen nicht gut lassen.

„Legen Sie hinter jedes Ihrer zwei Ohren ein Emplastrum vesicans perpetuum, auch Kreosot oder Chloroformyl nützt viel," sagte er.

„Was kostet Ihr Gewäsch?" frug der Bankhalter mit Hohn, indem er eine schwere Börse zog.

Hammer erglühte vor Scham, doch schwieg er. Dies schien der Glücksritter für Feigheit zu nehmen und ließ sich zu weiterem Spott hinreißen. Da traf eine vollwichtige Ohrfeige den Beleidiger. Das Tuch fiel herab — —

Mit dem wilden Sprung des Raubthiers war der bärtige Bursche im Soldatenrock dem Bankhalter zur Seite.

„Ich irrte nicht, Du bist's!" schrie er gellend, ein krummes Messer blitzte und riß mit Gedankenschnelle dem Erschrockenen den Unterleib querüber auf, so daß die Eingeweide hervorquollen. Der Verwundete sank zusammen: er hatte nur Ein Ohr, die andere Seite zeigte eine große Narbe. Der künstliche Schnurrbart fiel von der zitternden Lippe — es war der Däne mit dem Fanghund!

In der Ecke, aus der er hervorgesprungen, lehnte der Thäter, welches kein Anderer als der verkleidete Liu-fu-tsl war. Er hatte sich mit sicherer Hand die große Halsader abgestochen und war bereits verschieden, als die Zeugen von seinem Racheopfer sich zu ihm wendeten.

„Meine Herren," drängte der Kapitän, „die Polizei dahier hat unangenehme Formen — ich dächte, wir gingen an Bord." —

Am andern Morgen lehnten beide Freunde an der Gallerie des „Albatros" und blickten abschiednehmend hinüber nach der Küste.

„Jetzt, glaube ich," sprach leise Schmidt, „dürfen wir uns mit Ruhe die Erben Yang-tse's nennen."

„Allerdings," bestätigte Hammer, „und ich danke Gott, besonders meiner Landsleute wegen!"

Schmidt sah ihn scheu von der Seite an.

„Erkläre mir endlich diese Monomanie," bat er.

„Nun denn! Ich bin in einem Dorfe geboren, welches rings von Weinbergen umgeben ist. Die will ich sämmtlich kaufen und den Einwohnern dann das Recht, Hühner zu halten, freigeben!" —

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 114. Freitag, 22. September 1854.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

Hubert brachte die alte Dame nach dem Salon im Garten und kehrte dann rasch wieder zu der Stelle zurück, wo er die Fußspur zuletzt bemerkt hatte.

Dießmal hatte er zum Vorwand seine Doppelflinte mitgenommen.

Die Spur führte einen Theil des gewundenen Pfades empor, brach jedoch da ab, wo derselbe von den Fenstern und dem Söller des Herrenhauses aus gesehen werden konnte, erschien weiter oben wieder und hielt dann unter den Fenstern des untern Stockwerks in jenem Pavillon, welches als Vorrathskammer diente, während im mittlern Stockwerk ein großes achteckiges Zimmer mit zwei Cabinetten die Bibliothek enthielt und im obersten ein Billard eingerichtet war. In jenes Billardzimmer mündete der Gang vom Schlosse her und aus diesem Zimmer führte eine Wendeltreppe in die Bibliothek und die untersten Gelasse herab, die übrigens auch von außen eine kleine Thür hatten.

Vor dieser Thür nun, die wohl verschlossen und fest mit Eisen beschlagen war, endete jene Fußspur und führte von hier aus wieder zurück, jedoch auf einem andern Wege. Sie folgte vom Fuße des Felshügels an eine Strecke dem Pfade durch ein kleines Lustgehölz, das die Böschungen des Baches maskirte, bog von hier ab nach dem nächsten Punkte des Gehäges, das den Park umfriedigte, und führte außerhalb desselben bis zu einem abgelegenen, tiefliegenden Thälchen, wo etliche Rüstern ihre breiten Kronen ausbreiteten. Hier war der Wiesenboden durch Pferdehufe zertreten und Hubert unterschied deutlich die Hufe von zwei Pferden und die Fußspuren eines andern Mannes mit größeren, plumperen Stiefeln, der offenbar ein Reitknecht war und die Pferde hier gehalten hatte. Drüben mündeten die Fußspuren beider Pferde auf die Landstraße ein, wo sie bald nicht weiter zu erkennen waren.

Eigenthümlich aufgeregt kehrte Hubert auf sein Zimmer zurück und stellte seine Betrachtungen über diese räthselhaften Wahrnehmungen an.

Wer konnte der Fremde seyn, von dem jene Spuren herrührten? Was suchte er in diesem Pavillon? Warum schlich er so heimlich und verstohlen wie ein Dieb in den Park herein? Hatte er irgend ein Einverständniß, eine kleine Intrigue im Schlosse angeknüpft und mit wem? Fräulein von Grieben war offenbar über die Jahre hinaus, wo solche Abenteuer einen Reiz für ein Mädchen haben. Die übrigen Damen, welche in Bornau als Gäste weilten, waren verheirathet oder ebenfalls in reiferen Jahren. Und Pauline? Nein, ihr konnte der heimliche Besuch nicht gelten!

Hubert stieß den letztern Gedanken mit Entrüstung zurück und doch trat er ihm immer wieder auf's Neue vor die Seele.

Die Mittheilungen der Frau von Virchow, die eigenen Wahrnehmungen von heute Morgen hatten Hubert noch ungeselliger gemacht, als er es in den letzten Tagen gewesen. Fast den ganzen Tag blieb er auf seinem Zimmer, schrieb an seinen Vater und Cäcilie, packte in aller Stille seine Siebensachen und rüstete sich zur Abreise. Von Zeit zu Zeit eilte er unwillkürlich an die Fenster, die die Aussicht nach dem Pavillon boten, und seine Gedanken kehrten immer wieder zu dem Geheimniß jener Fußspuren zurück.

Als er am Abend aus dem Salon auf sein Zimmer zurückkam, nachdem er Pauline genau beobachtet, sie unter seinem forschenden Blicke erbeben gesehen und auch bemerkt hatte, daß sie

Digitized by Google

heute sich angelegentlicher als jemals mit Herrn von Möllendorf unterhalten, als wollte sie einer Unterhaltung mit **ihm** ausweichen — da warf er sich im Schlafrock in einen Stuhl am Fenster, löschte sein Licht und schaute sinnend in die Nacht hinaus, den Blick unverwandt auf das Gebäude drüben geheftet, welchem jene mysteriösen Besuche des Unbekannten galten.

Wie lange er so gesessen, er wußte es nicht. Die Gestirne hatten ihre Stellung am Himmel ganz verändert, der Mond war hinunter, die Nacht dunkler geworden — da wähnte er plötzlich ein Geräusch zu vernehmen, als ob Steine oder Erdklumpen von jenem Felsen, auf dem der Pavillon stand, hinunter kollerten in die Schlucht und drunten mit Plätschern in den Bach fielen. Im Nu war er aufgesprungen und bog sich horchend aus dem Fenster. Er strengte die Augen an, um durch die Dunkelheit hinüber zu blicken nach dem kaum dreißig Schritte entfernten Gebäude, und es war ihm, als sehe er einen Schatten um die Grundmauern des Pavillons huschen.

Er riß die Doppelflinte von der Wand und machte sie schußfertig; allein schon war der Schatten verschwunden und Hubert bedachte nun, daß es thöricht wäre, durch einen Schuß die sämmtlichen Bewohner des Schlosses aus der Ruhe aufzuscheuchen. Er lauerte am Fenster, er horchte gespannt, aber Alles war stille.

Wohl eine Stunde blieb er so, ohne etwas zu vernehmen außer dem Rieseln des Baches, dem Rauschen des Laubwerks. Auch in den Gelassen jenes Gebäudes regte sich nichts. Endlich, nach stundenlangem Harren, schloß Hubert unmuthig das Fenster, schalt sich einen Thoren, daß er sich von Gebilden seiner Phantasie habe necken lassen, und warf sich auf sein Bett.

Der junge Tag fand aber Hubert nicht ruhiger und gleichgiltiger über diese Sache. Sein erster Gang galt dem Thurme. Allein weder in der Bibliothek noch im Billardzimmer war auch nicht das Mindeste von einem nächtlichen Besuch oder Einbruch zu sehen. Als er aber vom Park aus jenen Pfad hinanstieg, bemerkte er wieder neue Fußspuren bis hinauf vor jene Außenthüre.

„Ich muß es ergründen, was hier vorgeht," sagte er zu sich selbst; „ich bin überzeugt, daß ich mich nicht getäuscht habe!"

Der Pfad war mit weißem Sand bestreut; Hubert brach einen Ast von einer jungen Föhre und fegte ihn glatt. Aus der Mauer brach er zwei Stücke Ziegelsteine und rieb mit denselben den rothen Lehmstaub auf die bethaute Schwelle der Thür, löste das Netz einer großen Gartenspinne von einem Strauch, hing es gerade vor das Schlüsselloch der Thür und sprang dann mit einigen Sätzen über die Felsen hinab.

„Diesmal werde ich den nächtlichen Gast gewiß abspüren," sprach er zu sich; „ich muß wenigstens erfahren, ob er in den Pavillon hineingeht — dann werde ich ihn von ferne zu belauschen und zu ertappen wissen." —

(Fortsetzung folgt.)

Der Rothmantel.

Aus den Kriegen der ersten franz. Revolution.

In der Gegend von Germersheim in der Rheinpfalz liegt ein Marktflecken, welcher Kandel heißt. An einem Abende, im Juli 1793, war in diesem Orte eine sehr lebhafte und unruhige Bewegung unter den Bewohnern zu bemerken. Sie standen haufenweise beisammen auf der Straße und ihre Unterhaltung war derart lebhaft, daß man wohl sah, es müsse etwas sehr Wichtiges vorgefallen seyn.

„Was gibt's denn Neues?" fragte ein vom Felde heimkehrender Bauer einen Bekannten.

„Morgen kommen die Rothmäntel; die blutigen, raubgierigen Rothmäntel werden bei uns einquartiert!" erwiederte dieser.

Schrecken und Bestürzung war auf allen Gesichtern zu lesen, denn das Corps der Rothmäntel war sehr übel berüchtigt.

Erkunden wir jedoch nun zuerst die Ursache der Ankunft der Rothmäntel und ihre Herkunft.

Die französische Revolution hatte ganz Europa in seinen Grundfesten erschüttert. Ein furchtbarer Krieg war entbrannt, namentlich war Deutschland gegen Frankreich in die Waffen getreten. Oesterreicher und Preußen, Bayern und Schwaben, Sachsen, Braunschweiger und Hessen fochten gegen die republikanischen Armeen. Dennoch war es dem General Cüstine gelungen, Speyer, Worms, Oppenheim, endlich selbst das feste Mainz zu nehmen, und ein panischer Schrecken verbreitete sich durch das deutsche Reich. Cüstine donnerte in den beschimpfendsten Ausdrücken persönliche Rache gegen diejenigen deutschen Fürsten, die sich durch ihren Eifer gegen die französische Revolution ausgezeichnet hatten, und was ebenso gefährlich war, er predigte dem Volke die schmeichelndsten Lehren und reizte es gegen seine rechtmäßigen Obrigkeiten auf.

Digitized by Google

Eine solche Sprache beunruhigte nicht nur die deutschen Fürsten, sondern auch die Mehrzahl der ruhigen, den Frieden liebenden Bewohner der deutschen Lande auf's Stärkste, und es wurde beschlossen, die Armeen am Rhein zu verstärken und den Krieg gegen die Franzosen mit allem Nachdruck zu führen.

Namentlich war es Oesterreich, das zu jener Zeit bedeutende Verstärkungen an den Rhein sandte. Während der Belagerung von Mainz ließ das Wiener Cabinet ein Corps von fünf- bis sechstausend Mann von den Grenzen der Türkei, der Wallachei, von Croatien, Siebenbürgen und den Karpathen gegen den Rhein marschiren. Diese Truppen, welche wegen der Farbe ihres Oberkleides Rothmäntel genannt wurden, waren auf türkische Weise bewaffnet und gekleidet. Sie trugen im Gürtel ein Paar Pistolen, einen Dolch und einen breiten, kurzen, messerartigen Säbel; ihre Flinten hatten die Länge von sechs Fuß. Im Allgemeinen von ungewöhnlicher Muskelkraft und großer Gestalt, erhöheten sie letztere noch durch einen in der Form eines Zuckerhuts ausgehenden Tschako. Ein langer, gewichster Schnurr- und Knebelbart, bloßer Hals, eine türkische Weste, weite, auf den Hüften gefaltete Pantalons und Halbstiefel, die bis an die Waden geschnürt wurden, darüber ein kurzer rother Tuchmantel mit weiten und kurzen Aermeln — dies Alles verlieh ihnen nicht das Aussehen europäischer Truppen. In Temeswar, im Innern von Ungarn, organisirt, hatte dieses Corps die Erblande des Kaisers [illegible] von Deutschland durchzogen, um zur Operationslinie der Armee des Feldmarschalls Wurmser zu gelangen.

So langten sie im Mai 1793 bei den Linien von Germersheim an.

Ihr Anblick war in der That schrecklich. Auf dem Marsche sowohl wie im Bivouak flößten sie eine Art von Entsetzen ein, dessen sich die Muthigsten nicht erwehren konnten. Jedem menschlichen Gefühle fremd, gaben sie niemals Pardon und schnitten den Feinden, die in ihre Hände fielen, die Köpfe ab, welche sie stückweise von ihren Chefs mit einem Dukaten bezahlt bekamen. Hierin bestand ihr ganzer Sold. Man sah oft, wie sie einen Gefangenen die blutigen Häupter seiner Kameraden tragen ließen bis zum Lager, wo sie ihm dann auch den Kopf abschnitten, um ihren Lohn zu erhöhen.

Groß war daher auch die Furcht der Bewohner der Rheinpfalz vor diesen Truppen. Die Kinder flüchteten in panischem Schrecken, wenn sie einen Rothmantel von weitem sahen, und selbst furchtlose und muthige Männer gingen ihnen, wenn es nur möglich war, aus dem Wege. Daher auch der Schrecken der Einwohner Kandels, als sie die Nachricht erhalten hatten, daß einige Fähnlein dieses Corps bei ihnen würden einquartiert werden; daher ihre Furcht, als am andern Tage etwa fünfhundert Rothmäntel in ihren Ort einzogen. Beinahe kein Haus blieb von Einquartierung befreit.

In diesem Orte lebte ein Bauer mit Namen Johannes Weinmann. Er war Wittwer, Vater eines erwachsenen Sohnes, reich, aber sehr geizig. Auch ihm war zu seinem größten Entsetzen ein Rothmantel ins Haus gegeben worden. Leider war es einer der schlimmsten und raubgierigsten im ganzen Corps. Seine Taschen, das sah man auf den ersten Anblick, waren bereits reich gespickt und strotzten von Beute. Bald bemerkte Weinmann, wie der Rothmantel Alles im Hause genau ausspähte, wahrscheinlich um zu erfahren, wo er das Geld und andere Habseligkeiten von Werth aufbewahrt habe. Doch Weinmann war listig; er stellte sich arm. Sein Geld hatte er im Holzstalle verborgen, und in seinem Beutel, den er manchmal vor den Augen des Rothmantels herauszuziehen genöthigt war, waren kaum einige kleine Münzen zu erschauen. Aber der Rothmantel ließ sich nicht so leicht betrügen — er mochte erfahren haben, daß der [illegible] sey und [illegible] zwei schöne Pferde um eine bedeutende Summe verkauft habe; auch merkte er an Scheune und Stall und so manchem Andern, daß der Bauer Geld haben müsse.

Bereits hatte er einmal früh Morgens, da Weinmann im Stalle war, Kasten und Truhe, selbst das Bettstroh visitirt, aber nichts von Werth gefunden. Sogar auf dem Speicher und im Keller hatte er schon im Geheimen Visitationen angestellt, ohne etwas Erhebliches gefunden zu haben. Dennoch war er fest überzeugt, daß Geld in diesem Hause vorhanden seyn müsse, und Tag und Nacht studirte der raubgierige Rothmantel darauf, wie er dasselbe entdecken könne.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Die Cigarren sind nichts Neues.) Nach Oviedo fanden die Spanier die Cigarren schon in Nicaragua. Die Nachricht darüber lautet:

Digitized by Google

„Am Sonnabend den 19. August 1526 war zwei Stunden vor Einbruch der Nacht Don Alonzo, Kazike von Nicoya, auf dem großen Platze seines Dorfes angelangt. Der Name dieses Kaziken war eigentlich Nambi, was in der Chorotega-Sprache Hund bedeutet. In einer Ecke des Platzes versammelten sich 80 bis 100 Indianer und feierten unter Gesang und Tanz ein Fest. Es waren Leute aus dem gemeinen Volke, denn der Kazike kam feierlich herangeschritten und setzte sich in einer andern Ecke des Platzes auf eine Art Bank. Um ihn herum nahmen seine angesehensten Offiziere und etwa 60 bis 80 Andere Platz. Ein junges Mädchen brachte in kleinen Kürbißschalen, etwa von der Größe einer Tasse, zu trinken, und zwar eine Art starken, etwas säuerlich schmeckenden Weins, den sie aus Mais bereiten und Chicha nennen. Dieses Getränk hat eine Farbe wie Hühnerbrühe, in die man Eigelb geschlagen hat. Nachdem sie zu trinken angefangen hatten, nahm der Kazike ein Päckchen mit Tabaksstücken, etwa 6 Zoll lang und einen Finger dick; sie waren aus einer Art zusammengerollter Blätter gemacht und mit einem Faden befestigt. Sie bauen diese Pflanze sehr sorgfältig an und machen Rollen daraus, welche sie an einem Ende anzünden; diese brennen langsam einen halben Tag fort. Das andere Ende stecken sie in den Mund, ziehen von Zeit zu Zeit Rauch ein, behalten ihn im Mund und stoßen ihn dann aus seinem Mund hervor. Jeder Indianer hatte dergleichen gerollte Blätter, welche Pflanze man in ihrer Sprache Ynpoquete und auf der Insel Hispaniola oder Hayti Tabaco nennt."

(Merkwürdige Erscheinung auf dem Ontario-See.) Diese fand im Anfange des gegenwärtigen Sommers auf genanntem See in der Nähe des Niagara-Falles statt und man erfährt darüber durch die „Niagara Mail" Folgendes: „Bei vollkommen ruhigem Wetter stieg plötzlich ein Gewitter von Nordwesten auf und unmittelbar darauf wälzte sich eine ungeheure Woge von etwa 8 Fuß Höhe aus derselben Richtung über den glatten See; eine zweite, dritte Woge folgte und der See war wieder ruhig wie zuvor. Die Fischer, welche beim Aufsteigen des Gewitters sich zu verbergen versuchten, wurden von der daher rollenden Woge überrascht und weit fortgetrieben, die Boote wurden theilweise an den Ufern zerschellt, wobei mehrere Personen ihr Leben einbüßten. Eine Menge versunkenes Treibholz, das ersichtlich lange auf dem Grunde gelegen hatte, wurde aufgeworfen und zeigte, daß die Bewegung des Wassers vom Boden des Sees ausgegangen war. Wenn auch schon auf andern Seen Nord-Amerika's, so soll doch nie zuvor ein ähnliches Phänomen auf dem Ontario-See beobachtet worden seyn. Die nächstliegende Erklärung der Erscheinung besteht wohl darin, daß das Beet des Sees von Erdstößen erschüttert ward, welche sich nicht bis zu den Ufern erstreckten; wenigstens ist von den Uferbewohnern eine Erschütterung nicht verspürt worden."

(Amerikanisches Geschütz in der Schweiz.) In der Nähe von Zürich, am rechten Ufer der Limat, wurde auf dem Landgut Eckbühl ein Achtpfündermörser ausgegraben. Laut der Inschrift ist derselbe von General Washington dem Regiment Auvergne (Lafayette) für die Einnahme von Yorktown in Virginien im Okt. 1781 geschenkt worden. Wie der Mörser nach Zürich kam, ist unbekannt, vielleicht mit den Franzosen 1799, als sie die Schlacht bei Zürich schlugen; gewiß ist aber, daß in jenem Regiment Schweizer standen.

(Eine Gesellschaft alter Leutchen.) Der „Boston Traveller" meldet: „Eine 93 Jahre alte ehrwürdige Matrone aus North Adams gab vor ein paar Tagen einer Anzahl alter Leute eine Theegesellschaft. Unter den Anwesenden befanden sich vier Damen von 86, 82, 80 und 70 Jahren und drei Herren von 85, 80 und 73 Jahren, so daß diese acht Personen, mit Einschluß der Wirthin, zusammen ein Alter von 649 und einzeln ein Durchschnittsalter von 81 Jahren hatten."

(Ein Riesenkürbiß.) Dieser Tage wurde in einer Pariser Gemüsehalle ein Kürbiß, sogenannter Potiron, zu 62 Franken verkauft. Er hatte den Umfang eines gewöhnlichen Cabriolet-Rades, fast 10 Fuß, und war über 4 Centner schwer. Eine Person hätte sich drei Monate davon ernähren können und er hätte 60 Pfund Zucker gegeben. Er war im Loirethal gewachsen, welches im Monat Juli auch so riesige Artischoken lieferte.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 115. Sonntag, 24. September 1854.

Wächterruf.

Von J. P. Hebel. Aus dem Alemannischen ins Hochdeutsche übertragen von R. Reinick.

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Zehn geschlagen.
Jetzt bet' und schlaf, das ist mein Rath,
Und wer ein gut Gewissen hat,
Schlaf' sanft und wohl! Im Himmel wacht
Ein heiter Aug' die ganze Nacht.

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Elf geschlagen.
Und wer noch an der Arbeit schwitzt
Und wer noch bei den Karten sitzt,
Zum letztenmal ruf' ich euch zu:
'S ist hohe Zeit — und schlaft in Ruh'!

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Zwölf geschlagen.
Und wo noch in der Mitternacht
Ein Herz in Schmerz und Kummer wacht,
Gott geb' ihm Ruh' zu dieser Stund'
Und mach' es fröhlich und gesund!

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Eins geschlagen.
Und wo mit Satans Rath und List
Ein Dieb auf dunkeln Wegen ist,
— Ich will's nicht hoffen, doch geschieht's —
Geh' heim! der Richter droben sieht's.

Höret! was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Zwei geschlagen.
Und wem schon wieder, eh's noch tagt,
Die schwere Sorg' am Herzen nagt:
Du armer Tropf! so quäl' dich nicht,
Gott sorgt; er weiß, was dir gebricht.

Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat Drei geschlagen.
Die Morgenstund' am Himmel schwebt,
Und wer den Tag in Freud' erlebt,
Dank' Gott und fasse frohen Muth!
Geh' an's Geschäft und halt' dich gut!

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

Am Nachmittag war die ganze Gesellschaft im Salon versammelt. Ein leichter Regenschauer hatte einen beabsichtigten Spaziergang vereitelt. Man saß in Gruppen beisammen, spielte und plauderte. Hubert hatte an einem Spieltische Platz genommen und sich mit Frau von Virchow einer Whistpartie angeschlossen. Ihm gegenüber, in einer Fensternische, saß Pauline mit einer Stickerei beschäftigt; bei ihr war Edmund von Möllendorf, in angelegentliches Gespräch vertieft, das so leise geführt wurde, daß man nichts davon vernahm, als hie und da Seufzer, Lachen, kurze Ausrufe. Pauline schien heiter und mit Interesse den Worten ihres jungen Cavaliers zu folgen. Ihre Schwester beobachtete sie von ferne. Auch Hubert war mit seinen Gedanken unwillkürlich mehr bei der jungen Comtesse, als bei seinem Spiele.

Auf einmal meldete der alte Diener den Baron Sieldorf. Aller Augen richteten sich verwundert nach der Thüre, durch welche Baron Clemens stolz, voll Zuversicht und mit einer beinahe trozzigen Unbefangenheit eintrat. Er grüßte die Gräfin Ravinska sehr vertraulich, die ihn dagegen mit der gemessensten Höflichkeit und mit unverhohlenem Erstaunen empfing. Hubert stieg das Blut in den Kopf und seine Nerven zuckten bis in die

Digitized by Google

Fingerspitzen hinaus; er stierte den Ankömmling an, als müsse er diesem Basiliskenauge folgen, das er doch haßte, dessen Anblick ihn empörte. Unbewußt glitt aber sein Auge auch auf Pauline hinüber, als er die Blicke des Barons Clemens dorthin gerichtet sah. Er bemerkte, daß sie erblaßt war und geflissentlich das Auge nicht von ihrer Arbeit erhob, die in ihren Händen zitterte. Die Blicke der beiden Vettern begegneten sich und eine leichte Röthe, verbunden mit dem Ausdruck einer Art Schreck und Unbehaglichkeit, zog wie ein Schatten rasch über Sieldorf's Züge.

„Ich verweile schon seit einigen Tagen in der Gegend, meine Gnädige!" sagte Sieldorf zur Dame vom Hause. „Ich hege die Absicht, mich ganz in Ihrer Nachbarschaft anzukaufen, und ich konnte mir es nicht versagen, mich Ihnen hier vorzustellen und mich Ihrem freundnachbarlichen Wohlwollen zu empfehlen."

„Wirklich? Stehen Sie etwa in Unterhandlung wegen Alfeld, Herr Baron?"

„Nein, ich habe Ihrem nächsten Nachbar, dem Baron Glattau, sein Gut Buchshagen feil gemacht; es hat eine treffliche Jagd, und dies zieht mich besonders an. Das Waidwerk ist meine höchste Passion! Es scheint in der Familie zu liegen; die Rödingen waren von jeher gewaltige Jäger!" setzte er mit einem Blick auf seinen Vetter hinzu.

Hubert, dessen Spielpartbie soeben zu Ende ging, stand auf und trat auf den Balkon; Frau von Virchow, welcher seine Aufregung nicht entgangen war, folgte ihm. Durch das geöffnete Fenster hörten und sahen sie Alles, was im Salon vorging, und so bemerkten sie denn auch, wie Sieldorf sich nach einer Weile Paulinen näherte und mit ihr einige Worte wechselte.

„Ah," hörte ihn Hubert unter Anderm sagen, „welch' herrliche Stickerei! wie geschmackvoll gewählt! Man möchte glauben, es sey zum Geschenk für eine recht werthe Person bestimmt! Welcher Fleiß, welche Ausdauer hiezu gehört!"

„Wie sollten wir hier in unserer ländlichen Abgeschiedenheit die Zeit anders ausfüllen, als mit Arbeit?" versetzte Pauline.

„Jenun, die Einsamkeit ist hier nicht eben drückend," sagte Sieldorf. „Sie sind ja hier von so trefflicher Gesellschaft und so aufmerksamen Anbetern umgeben, daß Sie wohl nur selten allein seyn werden!" setzte er dreist hinzu und fixirte die Comtesse mit einer gewissen Ironie.

„Impertinent!" flüsterte Frau von Virchow Hubert ins Ohr — „Sie hören, er will sich an dem armen Kinde rächen, denn ohne eine bestimmte Absicht kam er nicht hierher!"

Sieldorf hatte sich auf Möllendorf's Stuhllehne gestützt und stand neben ihm, als wolle er ordentlich der jungen Gräfin Gelegenheit geben, Vergleichungen zwischen ihm und Möllendorf anzustellen. Er war allerdings ein schöner Mann, aber ihm fehlte die Anmuth, der Anstand; sein Blick hatte etwas Boshaftes, in seinen Zügen lag etwas Unheimliches, Kaltes, Trotziges; er schien eher roh und derb neben dem geschmeidigen, feinen, eleganten Möllendorf, der den Vergleich mit diesem Don Juan zweiten Ranges erst gelassen aushielt, dann aber mit dem Takte eines gebildeten Mannes dem Eindringling den Rücken wandte und zu seiner Mutter trat.

Dies schien Sieldorf beabsichtigt zu haben; denn kaum war er mit Paulinen allein, so flüsterte er ihr einige Worte zu, so leise, daß weder Frau von Virchow noch Hubert sie zu verstehen im Stande waren. Eine Bewegung Sieldorf's ließ die Sporen klirren, welche er trug. Dieser Laut durchzuckte jählings Hubert. Wenn er es wäre, von dem jene Fußspur käme! — dachte er und verließ rasch den Balkon, um in den Garten hinunter zu gehen.

„Sie wollen mir also nicht antworten, Pauline?" fragte Sieldorf leise.

„Schriftlich niemals — Sie sind grausam, Baron!" versetzte diese wehmüthig.

„Sie zwangen mich, Sie mündlich zu mahnen! Gewähren Sie mir ein Stelldichein und ich gehe wieder!"

„Nun denn, heute Abend an dem bezeichneten Orte," entgegnete Pauline fast tonlos. „Gehen Sie jetzt — ich werde kommen."

Sieldorf wandte sich von ihr zu einigen Andern der Anwesenden, plauderte noch eine Weile und verabschiedete sich dann von der Gräfin.

Als er die Treppe hinunter kam unter die Arkaden des Gartens, begegnete er Hubert.

„Guten Tag, Vetter! was thun denn Sie hier?" fragte er ihn.

Hubert richtete sich stolz auf und maß ihn mit einem so festen Blick, daß er sogar diesen Menschen einigermaßen außer Fassung brachte.

„Nun, nun, Graf," fuhr Sieldorf fort, „ich kann mir denken, daß Sie mich hassen — allein wer trägt die Schuld? Ohne Ihres Vaters Eigensinn wären Sie jetzt mein Schwager, Vetter!"

„Mein Herr!" fuhr Hubert auf — „wir sind nicht verwandt, wir haben nichts mit einander gemein!"

Digitized by Google

„Oho! nur gelassen, mein junger Herr! ich bin nicht gesonnen, Ihnen hier Gelegenheit zu einer Scene zu geben, wie Sie sie zu wünschen scheinen. Was kümmert mich überhaupt Ihr ohnmächtiger Grimm! Das Gesetz hat zwischen uns entschieden und Sie haben verloren. Zu was also mir grollen?"

„Ich verabscheue Sie und wir werden einander später noch treffen!" rief Hubert, dessen Augen von Wuth funkelten.

„Graf Rödingen!" rief Clemens drohend und drehte sich nach seinem Vetter um. Allein zu diesem trat in demselben Augenblick Frau von Virchow, die soeben die Treppe herabgekommen war und Alles gehört hatte.

Baron Clemens rückte den Hut und schritt nach dem Hofe, wo sein Reitknecht mit den Pferden hielt, schwang sich in den Sattel, zündete sich eine Cigarre an und ritt gemächlich davon; der Reitknecht folgte ihm auf dem wohlbekannten Grauschimmel. Der Anblick seines ehemaligen Lieblingspferdes machte vollends alle Galle in Hubert rege und er ballte zähneknirschend die Fäuste.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rothmantel.

(Fortsetzung.)

Bereits hatte der Bauer seinen Mann vier Tage im Hause, als gegen Abend der Befehl kam, daß die Truppe am andern Morgen in aller Frühe abzumarschiren und sich mit einem größeren Corps zu vereinigen hätte. Das war ein Donnerschlag für unsern Rothmantel; doch er wurde bald mit sich einig, in der kommenden Nacht einen entscheidenden Schritt zu thun. Mit großem Vergnügen hatte er bereits wahrgenommen, daß die Thür in der Stube, in welcher Weinmann schlief, nicht geschlossen werden könne. Letzterer war zu geizig gewesen, um das längst beschädigte Schloß wieder repariren zu lassen.

Frühzeitig ging der Rothmantel zu Bette; auch Weinmann legte sich nieder und lag bald in festem Schlafe. Es mochte etwa zwölf Uhr seyn, als Weinmann durch ein Geräusch erwachte. Aber wie ward ihm zu Muthe, als er den Rothmantel mit seinem breiten, kurzen Säbel vor dem Bette stehen sah und die schrecklichen Worte hörte: „Dein Geld oder Kopf ab!" Weinmann richtete sich in Todesangst in die Höhe und betheuerte, daß er kein Geld habe; aber der Rothmantel wiederholte mit schrecklichem Blick sein Drohwort.

So geizig auch Weinmann war, so siegte doch die Liebe zum Leben über die Liebe zum Gelde und er versprach, sein Geld zu holen. Schnell sprang er, nachdem er sich nothdürftig bekleidet hatte, aus der Stube, die hintere Stiege hinab, dem Holzstalle zu, um von dem dort verborgenen Schatze einen Theil zu holen und dem Rothmantel zu übergeben. Aber kaum war er über den Hof bis an die Thür des Holzstalles gekommen, als er hörte, daß der Rothmantel, der wahrscheinlich den Verdacht gefaßt hatte, als wolle der Bauer ihm entwischen, sich ebenfalls im Finstern die Stiege herab arbeitete und ihm nachkomme.

Jetzt erwachte auf's Neue eine furchtbare Angst in ihm, denn er bedachte, daß wenn der Rothmantel zugegen sey, wenn er seinen Schatz aus der verborgenen Ecke hervorziehe, all sein Geld verloren sey. Ein teuflischer Gedanke bemächtigte sich in diesem Augenblick seiner Seele. Er bückte sich schnell auf die Erde, zog einige Bretter, die von der Holzstallthüre quer über einen alten, tiefen, noch 10 bis 12 Fuß mit Wasser angefüllten Brunnen, der unbrauchbar geworden, gelegt waren, um einige Zoll zurück, öffnete dann schnell die Holzstallthüre und schlüpfte in dem Augenblick in den Holzstall hinein, in welchem der Rothmantel zur hintern Hausthüre heraustrat. Dieser hatte den Bauer noch erblickt, sprang über den Hof ihm nach, trat arglos vor der Holzstallthüre auf die Bretter; diese aber, da sie auf der einen Seite keine Unterlage mehr hatten, gaben nach und der Rothmantel stürzte in den Brunnen. Weinmann hörte einen dumpfen Fall, einen furchtbaren Schrei, ein Geplätscher — aber gleich darauf ward es still in der Tiefe. Er nahm aus dem Holzstall einige alte Bretter, die er statt den mit dem Rothmantel hinuntergestürzten über den Brunnen legte, ging wieder in sein Haus und schloß die Thüre, einerseits beruhigt durch den Gedanken: „Jetzt hab' ich Ruhe vor dem Rothmantel und nun ist mein Geld geborgen," — andererseits aber doch beängstigt durch die Sorge, wie es morgen früh gehen werde, wenn sein Mann beim Abmarsche dessen Kameraden fehle. Er begab sich zuerst in die Kammer des Rothmantels; dort stand dessen Flinte und in der Ecke lag sein Ranzen. Er öffnete den letztern, in der Hoffnung, Geld darin zu finden — allein es fanden sich nur wenige alte Kleidungsstücke vor. Sofort nahm er Flinte und Ranzen, ging damit nach der Scheuer und versteckte diese Gegenstände,

Digitized by Google

die für ihn gefährlich werden konnten, sorgfältig im Stroh; dann legte er sich wieder zu Bette und sann auf Ausreden wegen des verschwundenen Rothmantels.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Aus Pater Abraham a Santa Clara's Sonntagsepisteln.) Das Wörtlein närrisch stehet in der heiligen Schrift geschrieben 7mal; das Wort Narrheit 47mal; das Wort Narr 143mal. Unter andern stehen Eccles. Kap. 1 diese Worte: Stultorum infinitus est numerus, d. h. der Narren ist eine unendliche Zahl. Es gibt Weinnarren, und ein solcher ist gewesen der reiche Prasser; es gibt Weibernarren, und ein solcher ist gewesen Herodes; es gibt Stolznarren, und ein solcher ist gewesen Nebucadnezar; es gibt grobe Narren, und ein solcher ist gewesen Nabal; es gibt Freßnarren, und ein solcher ist gewesen Esau; es gibt Geldnarren, und ein solcher ist gewesen Balam; es gibt Raufnarren, und ein solcher ist gewesen Goliath; es gibt Schönheitsnarren, und ein solcher ist gewesen Absalon; es gibt verliebte Narren, und ein solcher ist gewesen Ammon; es gibt seltsame Narren, und ein solcher ist gewesen Abimalech. Wer will endlich alle Narren zählen? Jetzt entsteht allein die Frag: Welches seynd die verdrießlichsten Narren — die großen oder die kleinen? Meinerseits verdrießen mich die kleinen Narren am mehrsten; verstehe, die kleinmüthigen Narren, die in übeln Zuständen gleich hinter den Ohren kratzen; die wollen verzweifeln, trauen so gar nicht, schauen so gar nicht, bauen so gar nicht auf die göttliche Hülf. O ihr kleinmüthigen Tropfe! Wenn ihr täglich das Vaterunser betet, glaubt ihr denn, daß der Vater seine Kinder verlassen werde? — Niemalen, niemalen, niemalen! wenn ihr nur ein festes Vertrauen auf Ihn, den Vater im Himmel, setzet.

Vor vierzehn Tagen quartierte sich ein aus Amerika heimkehrender Solothurner, mit Namen Joseph Hammer aus Ballstal, Besitzer der „Drei Eidgenossen" in New-York, im Rößli des basellandschaftlichen Dorfes Prattelen ein und blieb da einige Tage. Samstags schickte er einen Boten mit einem Brief an Verwandte in Ballstal, wie man sagt, des Inhalts: sie möchten kommen und seine Habe in Besitz nehmen. Es kam auch Jemand am darauffolgenden Sonntag. Der Amerikaner war noch nicht aufgestanden, obgleich die Sonne schon hoch am Himmel stand. Man wundert sich und denkt, daß etwas dabei nicht richtig sey, stellt eine Leiter an und sieht sofort den Mann — im Blut am Boden liegen. Die Thür wird geöffnet und die Sache näher untersucht: der Fremde hatte sich die Pulsader am Arm durchschnitten und sich auf diese Weise verblutet. Man fand in seinen Effekten eine beträchtliche Anzahl französischer und amerikanischer Goldstücke, Ringe mit kostbaren Steinen, endlich goldene Uhren. Man will an dem Unglücklichen Schwermuth bemerkt haben.

Charade.

(Viersylbig.)

Wonne spendet, Lust und Freude
Dir mein erstes Sylbenpaar,
Wenn im süßen Liebesstreite
Dir der Sieg gelungen war,
Wenn es, als des Herzens Bote,
Dir, mein Freund, Erhörung sagt,
Und im gold'nen Morgenrothe
Dir ein neues Leben tagt.

Aber seine Zauber schwinden,
Wenn die Holde dich verschmäht,
Schmerzlich läßt es dich empfinden,
Daß dein süßer Traum verweht;
Nicht bedarf's der letzten beiden,
Dir ist's Urtheil schon gebracht,
Jede Hoffnung siehst du scheiden
Durch des ersten Paares Macht.

Doch wenn beide sich vereinen,
Dir Erhörung zu gesteh'n,
Wirst du nicht mehr einsam weinen,
Nicht mehr still um Liebe fleh'n.
Was das Ganze vorbereitet,
Auf der Wünsche stillem Grund,
Ist zu seinem Ziel geleitet,
Zu der Herzen festem Bund.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 116. Dienstag, 26. September 1854.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

Frau von Birchow fragte den jungen Mann erschrocken:

„Was hatten Sie mit Baron Sieldorf? Sie kennen ihn also?"

„Erinnern Sie sich, Madame, daß meine Familie ihr ganzes Vermögen durch einen Prozeß verloren hat, den einer unserer Verwandten gewann?" entgegnete Hubert. „Nun, jener Verwandte ist Sieldorf, der eigentlich auch ein Rödingen ist. Er hat den Prozeß gewonnen, der uns unseres Vermögens beraubte!"

„Ach, nun begreife ich Alles! — Du lieber Himmel, wie launisch spielt doch oft das Geschick mit uns!"

„Ja fürwahr, sehr launisch," bestätigte Hubert und blickte seinem edlen Pferde nach; „es geschehen Dinge unter dieser Sonne, die einen manchmal beinahe an einer göttlichen Vorsehung zweifeln lassen."

„Nein, mein Freund, nicht diese bittere Sprache, die wie Gotteslästerung klingt!" bat Frau von Birchow — „geben Sie sich zufrieden, immer bricht das Licht durch Wolken. Regen Sie sich nicht auf, indem Sie wegen des Zusammentreffens mit jenem Manne weiter nachgrübeln. Er kam ungeladen und — offenbar ungelegen hierher; sahen Sie nicht, wie sein Erscheinen auch die Gräfin und Pauline verstimmte?"

„Das war es ja eben, was mich so sehr empörte!" versetzte Hubert mit unwillkürlicher Lebhaftigkeit. Dann fuhr er gelassener fort: „Ich hasse Sieldorf allerdings, oder vielmehr, ich verachte und verabscheue ihn noch mehr, als ich ihn hasse. Allein ich weiß, daß er nun einmal das Gesetz für sich hat, und daß ich mich dabei begnügen muß, wenn ich nicht als ein schwachköpfiger Thor und unbotmäßiger Trotzkopf erscheinen will. Was mich jedoch im innersten Wesen empört, das ist sein Betragen gegen die Gräfin und ihre Schwester. Die Zuversicht, mit welcher er hier auftrat, hatte etwas Trotzig-Ironisches. Bemerkten Sie nicht, mit welcher gemeinen, frechen Familiarität er die Comtesse anredete, welche Basiliskenblicke er auf sie heftete? Und sie? sie vermochte sich diesen Blicken nicht zu entziehen! Schaute sie auch nicht zu ihm empor, so schien sie doch zu fühlen, daß sein Auge auf ihr haftete, wie das der Klapperschlange auf dem Vogel, und sie konnte sich seinem mesmerischen Einflusse nicht entziehen. — Das ist's, gnädige Frau, was mich in eine wahre Fieberhitze versetzt. Pauline, das edle, reine, herrliche, jungfräuliche Wesen, und jener Wüstling — woher der Einfluß, den er über das arme Kind erlangt hat, das ihn doch offenbar haßt? Das plagt, das quält, das erfaßt mich wider Willen. Ich muß von hier fort, ich muß!"

Frau von Birchow blickte Hubert überrascht an und schien über seine Wahrnehmungen nachdenklich zu werden.

„Er benahm sich allerdings mit einer beleidigend-frechen Vertraulichkeit gegen Pauline," sagte sie nach einer Weile, „allein das scheint seine Art zu seyn; jedenfalls ist er aber wohl zum letzten Male hier vorgelassen worden, denn ich bin überzeugt, daß es nur eines Winkes von mir bei der Gräfin bedarf, um Ihnen den Anblick dieses fatalen Menschen zu ersparen."

„Mißverstehen wir uns nicht," versetzte Hubert; „nicht um meinetwillen möchte ich ihn nicht wieder hier sehen, sondern lediglich nur um Paulinens willen. Wenn Sie also der Gräfin Radinska einen Wink geben wollen, so thun Sie

Digitized by Google

dies erst morgen, nach meiner Abreise. Darum bitte ich Sie."

„Wie? Sie wollten wirklich — nein, nein, Sie müssen noch länger bleiben! Ich nehme in diesem Augenblick eine solche Erklärung gar nicht von Ihnen an; Sie sind jetzt zu aufgeregt, um zurechnungsfähig zu seyn. Uebrigens wird die Gräfin Sie schon zu halten wissen."

Hubert verabschiedete sich rasch von Frau von Virchow und eilte auf sein Zimmer, um allein zu seyn. —

Der Abend vereinigte die ganze Gesellschaft im Salon. Der Regen hatte nicht nachgelassen und trotz aller Bemühungen, welche sich einzelne Glieder des Kreises gaben, wollte die Unterhaltung doch nicht recht gedeihen. Man musizirte, sang, las, die Damen arbeiteten, Hubert und Möllendorf machten die Vorleser. Die Gräfin folgte aber nur mit halber Aufmerksamkeit der Lektüre; es war, als beschäftigten sie Gedanken der Besorgniß — der Besorgniß um Pauline, welche neben ihr saß und, ohne die Augen aufzuschlagen, an ihrer Stickerei arbeitete. Möllendorf saß ihr zur Seite und plauderte mit ihr, ohne sie jedoch vermögen zu können, daß sie ihr schönes Auge auch nur ein einziges Mal zu ihm aufschlug. Ihre Emsigkeit bei der Arbeit hatte etwas Hastiges, Krampfhaftes; die Nadel zitterte in ihrer unsichern Hand. Sie versuchte offenbar, ruhig zu erscheinen, aber ihre innere Unruhe schien zu wachsen, je weiter der Abend vorrückte. Endlich nahm ihr die Gräfin mit freundlichem Verweis die Arbeit aus der Hand und bat sie, sich an der Unterhaltung zu betheiligen.

„Bitte, erzählen Sie uns, Herr von Möllendorf," wandte sie sich zugleich an diesen — „erzählen Sie uns von Calabrien, dem Schauplatz der Geschichte, die wir gestern zu Ende hörten. Erzählen Sie der ganzen Gesellschaft Ihre Abenteuer in Apulien und Ihre Begegnung mit den Räubern, welche Sie mir jüngst mitgetheilt haben. Unsere Gäste werden nicht weniger Interesse daran nehmen, als ich."

Edmund von Möllendorf war diese Aufforderung ein Befehl; er mochte selbst fühlen, daß in den letzten Tagen eine gewisse Stagnation sich dieses geselligen Kreises bemächtigt hatte, wie das wohl zu geschehen pflegt, wenn sich die verschiedenen Glieder allmälig genauer kennen gelernt haben.

Er erzählte nun mit Klarheit und Umständlichkeit einige seiner Reiseabenteuer im südlichen Italien und seine Gefangenschaft unter Räubern, in deren Hände er einst in Calabrien gefallen war.

Der invalide Major Berghausen, welcher seiner Zeit unter Murat's Truppen in jenen Gegenden gegen die Briganden gefochten hatte und sich vieler Einzelnheiten erinnerte, mengte sich in das Gespräch. Man sprach von Fra Diavolo, wie von andern Bandenführern jener Zeit, welche die Sache der Bourbonen verfochten.

Der alte Major war in seinen Behauptungen einseitig und absprechend; er interpellirte mehrfach den jungen Möllendorf und suchte ihn zu corrigiren, was dieser anfänglich bescheiden und mit der Zurückhaltung eines anspruchslosen, feingebildeten jungen Mannes gegenüber von einem älteren Herrn sich gefallen ließ, bis eine unbedachte und hartnäckig behauptete Aeußerung des Majors ihn etwas aus der seitherigen Gelassenheit brachte. Er wollte einer Discussion mit dem alten Soldaten dadurch ausweichen, indem er einfach erwiederte:

„Sie irren sich vermuthlich, Herr Major; wenn ich eine Spezialkarte von Unteritalien zur Hand hätte, wollte ich Ihnen beweisen, daß ich Recht habe."

„Ich bedarf dessen nicht, ich habe die Karte im Kopfe!" rief der Major mit seiner entschiedenen Weise. „Ich sage, es ist nicht wahr, Herr von Möllendorf, Sie sind im Irrthum oder nicht dort gewesen!"

Edmund wechselte die Farbe und der Streit drohte ernster zu werden, in jenes Stadium überzugehen, das für die Zuhörer stets peinlich wird. Die beiden Gegner ereiferten sich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit — da trat Hubert hinzu, welcher bisher abseits in einer Fensternische gesessen hatte, und sagte:

„Wenn es nur gilt, mittelst einer guten Landkarte eine Thatsache zu erheben, meine Herren, worüber Sie verschiedener Meinung sind, so finden Sie solche in der Bibliothek; ich habe sie erst gestern aus Anlaß der hier vorgelesenen Geschichte consultirt."

Er äußerte dies, theils um dem Wortstreite ein Ende zu machen, theils um den Salon verlassen zu können, denn Pauline hatte sich eine Viertelstunde zuvor unbemerkt entfernt und es erfüllte ihn eine seltsame, bange Ahnung.

„Allons!" rief der Major — „lassen Sie uns sogleich hinüber gehen, Herr von Möllendorf! Und Sie begleiten uns, Herr von Rödingen, Sie sollen den Schiedsrichter dabei abgeben — nicht wahr?"

Digitized by Google

Edmund war damit einverstanden und alle Drei folgten dem Diener, der mit einem Armleuchter voranschritt.

Zu diesem Behufe mußte man über den Corridor durch die ganze Länge des Herrenhauses, dann über den Gang, der nach dem Thurm-Pavillon führte, und seltsamer Weise waren die Thüren, welche aus den Gebäuden auf diesen Gang mündeten, offen.

„I der Tausend! was ist denn das?" rief der Lakai. „Ist denn Jemand hier gewesen? — Ich habe doch heute Abend, wie immer, die Thüren selbst abgesperrt!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Rothmantel.

(Fortsetzung.)

Noch ehe die Sonne am Horizonte sich erhoben hatte, war Weinmann schon von seinem Lager aufgestanden und bald darauf wurde das Zeichen zum Abmarsche der Truppe gegeben. Diese hatte sich in kurzer Zeit in der Nähe von Weinmann's Hause in Reih' und Glied aufgestellt. Der Anführer kam und fing an zu inspiziren; dann ließ er sie verlesen, ob Keiner fehle.

Weinmann stand angstvoll am Fenster und wartete der Dinge, die da kommen sollten. — Bald kam einer der Rothmäntel herbei und rief zum Fenster herauf und fragte nach seinem Kameraden. Weinmann, der sich indessen gefaßt hatte, erzählte, daß er in der letzten Nacht, etwa um zwölf Uhr, ein Geräusch gehört habe in der Kammer des Rothmantels; bald sey dieser die Stiege hinab und zum Hause hinaus gegangen. Er, Weinmann, sey aufgestanden, um zu beobachten, wo er hingehe, und da habe er gesehen, wie der Mann mit Flinte und Ranzen unten zum Dorf hinaus gegangen sey; zurück sey er aber bis jetzt noch nicht gekommen.

Der Rothmantel überbrachte diese Antwort dem Anführer. Sogleich erschien dieser mit mehreren Andern im Hause Weinmann's, hörte das Nämliche, ließ sich die Kammer zeigen, in der sich aber lediglich nichts mehr von dem darin Gelegenen vorfand. Man untersuchte noch weiter im Hause, fand aber auch nichts. Endlich sagte der Anführer: „Der Bursche wird wieder auf den Raub aus seyn und unterwegs schon zu uns stoßen." — Sofort verließen die Rothmäntel das Haus und zogen mit der Truppe ab.

Weinmann erholte sich jetzt schnell von seiner Angst und setzte seinen Sohn von dem ganzen Vorfall in Kenntniß, welcher dem raubgierigen Rothmantel nicht nur sein Schicksal gönnte, sondern seinem Vater auch entdeckte, daß derselbe auch eine bedeutende Summe Geldes bei sich getragen habe, was er ganz gewiß wisse, da er ihn mehrmals in der Kammer habe Geld zählen hören. Diese Nachricht war dem habgierigen Weinmann nicht unerwünscht, und Vater und Sohn wurden darüber einig, in der kommenden Nacht den Rothmantel aus dem Brunnen zu ziehen und ihm das Geld abzunehmen.

* * *

Neben dem Hause des Weinmann, nur durch einen schmalen Hof getrennt, war die kleine und baufällige Wohnung eines armen Schneiders, der eine ziemlich große Familie hatte. So fleißig auch der Hausvater war, so war es ihm doch unmöglich, durch seiner Hände Arbeit die starke Familie, die meist aus kleinen Kindern bestand, hinreichend zu ernähren, es herrschte vielmehr von Zeit zu Zeit der größte Mangel in diesem Hause. Manchmal schweifte das Auge des armen Schneiders hilfesuchend zu den Fenstern des reichen Nachbars, in dessen Hause Ueberfluß herrschte. Aber dieser hatte kein Herz für die Armen, und als einmal der Schneider, nachdem seine Kinder einen ganzen Tag ohne Brod gewesen waren, den Nachbar flehentlich gebeten, ihm doch einige Simri Frucht zukommen zu lassen und auf kurze Zeit zu borgen, so wurde er stolz abgewiesen und Weinmann erklärte rücksichtslos, daß er sich mit solchem Pack nicht einlasse. Von dort an verzichtete der Schneider auf jede nachbarliche Hilfe von Seite des Weinmann, und die ganze Familie betrachtete ihn als einen hartherzigen Geizhalz. Nun kam die Zeit der Einquartierung der Rothmäntel. Der Schneider, der nicht einmal die Seinen ernähren konnte, blieb von der Einquartierung verschont. Desto mehr interessirte er sich aber für den im Nachbarhause befindlichen Rothmantel. Von einer Speicherkammer aus konnte man in die Kammer sehen, welche der Letztere bewohnte. Vater und Kinder schlichen gar oft hinauf, um den gefürchteten Gast zu belauschen.

Eines Abends rief ein kleines Büblein dem Vater zu: „Komm herauf und sieh, was für Geld der Rothmantel hat!"

Der Schneider begab sich auf den Speicher und sah, wie der Rothmantel Geld zählte. Goldstücke und Kaiserthaler lagen in Menge auf dem Tische

herum und das Auge des Schneiders ruhte wohlgefällig auf dem reichen Schatz. Endlich strich der Rothmantel das Geld zusammen, füllte einen, zwei, drei Beutel, schob den einen in die rechte, den zweiten in die linke Hosentasche, den dritten in eine der Manteltaschen.

„Ach, hätte ich dieses Geld, oder auch nur einen Theil davon," sagte der Schneider bei sich, „wie glücklich könnte ich meine Familie machen!"

Indessen kam die verhängnißvolle letzte Nacht des Rothmantels herbei. Der Schneider arbeitete bis gegen Mitternacht, ging dann zu Bette, konnte aber nicht schlafen, denn die Noth war wieder groß in seinem Hause.

Horch! da hört er die hintere Thüre des Nachbarhauses öffnen. Er steht auf, geht ans Fenster und bemerkt, wie Weinmann sich schnell bückt und die Bretter über dem alten Brunnen verrückt. Nun sieht er auch den Rothmantel zur Hinterthüre herauskommen und dem Holzstalle zulaufen. Dieser betritt die erwähnten Bretter, plumps geht's hinunter — der Mann ist in den Brunnen gestürzt.

„So — so!" — dachte der Schneider — „so steht's da aus!" — Doch er ist stille und schaut unverwandten Blickes in der sternhellen Nacht auf den Brunnen. Weinmann bringt andere Bretter, deckt den Brunnen wieder zu und geht zurück in sein Haus. — Zuerst denkt nun der Schneider: „Wart', Weinmann, jetzt hab' ich dich! Du hast mich immer als einen Lump behandelt, während ich ein ehrlicher Mann war; jetzt will ich dir zeigen, wer der Ehrlichere ist, du oder ich."

Dann aber kommt ihm ein anderer Gedanke. Er sieht im Geiste die vielen Goldstücke und Kaiserthaler, die der Rothmantel gezählt, und denkt, die hat derselbe in den Taschen — wär' es nicht möglich, sie zu bekommen? Und der Gedanke zündet den Willen an, wie der Funke das dürre Reis, und der Vater ruft das älteste seiner Kinder, ein fünfzehnjähriges Söhnlein, und sagt ihm, was vorgegangen. Sie kleiden sich an, verlassen nach einer halben Stunde in größter Stille das Haus und kommen an den Brunnen. An des Nachbars Scheuer hängt unter dem Dache eine Leiter und ein Feuerhaken, welche sie beide sachte herabnehmen. Nun beseitigen sie die Bretter über dem Brunnen, lassen die Leiter hinab und Vater und Sohn steigen mit dem Feuerhaken in die Tiefe.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Turin wird der „Allg. Ztg." Folgendes geschrieben: „Ein furchtbares Verbrechen ist in Sassari verübt worden. Ein sardinischer Offizier (D...) vom 6. Infanterieregiment verliebte sich leidenschaftlich in ein schönes junges Mädchen der Stadt und hat in Folge dessen die Eltern um die Hand der Tochter. Da diese aber beharrlich den Antrag ablehnte, so war die Einwilligung nicht zu erlangen. Die Leidenschaft des Offiziers steigerte sich nun zu solchem Grade, daß er die Geliebte, deren Familie und sich selbst zu vernichten beschloß. Mit vier Doppelpistolen bewaffnet begab er sich in die Wohnung derselben, erschoß die Mutter, die Tochter, den Oheim, den Vater, die Dienerin und endlich sich selbst. Man nimmt allgemein an, daß der Mörder im Zustand des Wahnsinns gewesen ist."

Am 15. d., Nachmittags, gerieth ein mit 13 Personen besetzter Nachen beim Ueberfahren von Bonn nach Breuel so stark in den Wellenschlag eines gerade vorbeifahrenden Schleppbootes, daß derselbe umschlug und zehn Personen in den Wellen ihren Tod fanden. Drei wurden mit der größten Anstrengung gerettet.

(Literarische Notiz.) Wie von christlicher — katholischer und protestantischer — Seite für die Jugend Sammlungen belehrender und unterhaltender Schriften zu erscheinen pflegen, welche die Confession und deren hervorragende Mitglieder zu verherrlichen streben, so hat der unermüdliche K. Klein ein Museum für die israelitische Jugend begonnen, das, bei einem mäßigen Preise in mehreren Heften erscheinend, von vielen, zum Theil renommirten Verfassern Parabeln und Legenden, Erzählungen aus dem israelitischen Leben, poetische Erzählungen, religiöse Dichtungen, Erbauungen, Biographieen ꝛc. enthält und so eine recht freundliche, dem Zweck entsprechende Gabe bietet, worüber sich die Kritik bereits sehr günstig ausgesprochen hat, weßhalb wir ebenfalls darauf aufmersam machen wollen.

Auflösung der viersylbigen Charade in № 115:

Augensprache.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 117. Freitag, 29. September 1854.

Der Bettler.

Von J. P. Hebel. Aus dem Alemannischen ins Hochdeutsche übertragen von R. Reinick.

„Ein alter Mann, ein armer Mann
Spricht Euch um eine Wohlthat an:
Von Eurem Tisch ein Stücklein Brod!
Erbarmt Euch mein in meiner Noth,
Thut es um Gottes Willen!

„In Sturm und Wetter, arm und blaß,
Geboren bin ich auf der Straß';
Und auf der Straß' in Sturm und Wind
Erzogen, arm, ein Bettelkind.
Drauf, wie ich kräftig worden bin,
Da starben mir die Eltern hin.
Da dacht' ich denn: Soldatentod
Ist besser doch wie Bettelbrod.

„Ich hab' in schwarzer Wetternacht
Vor Zelt und Fahnen oft gewacht.
Gefochten hab' ich wie ein Mann,
Manch feindlich Blut vom Säbel rann.
Vor mancher Batterie ich stritt,
Wohl zwanzig Schlachten macht' ich mit,
Und treu und tapfer, sicherlich,
Schlug ich durch Schwert und Kugeln mich,
Bis sie zuletzt mit lahmem Arm
Mich heimgeschickt, daß Gott erbarm!
Ach ja, durch Gottes Willen!"

„„Komm, armer Mann!
Ich geb' Dir, was ich geben kann.
Und weiter helf' der liebe Gott
Und geb' Dir Trost in Deiner Noth.""

„Vergelt's der Herr und dank' Dir Gott!
Du zarter Engel weiß und roth.
Er geb' Dir einen braven Mann. —
Was siehst mich so beweglich an?
Hast auch wohl einen Schatz im Zelt,
Mit Schwert und Roß im weiten Feld?
Erspar' der Herr Dir Weh und Leid,
Geb' Deinem Schatz ein gut Geleit
Und bring' gesund ihn wieder her:
Es geht jetzt scharf im Felde her.
Vielleicht daß ich Dir sagen kann — —
Du wirst ja blaß! Was siehst mich an?
Ich denk', den Bart werf' ich zur Seit'
Und auch das falsche Bettelkleid!
Und jetzt schau' her und kennst mich noch?
Gott geb', ich bin willkommen doch!"

„„Herr Jesus, der Friedel, mein Friedel ist da!
Willkommen, willkommen! da hab' ich Dich ja!
Wo immer ich ging, im Feld und im Wald,
Da war mir, als säh' ich auch Deine Gestalt.
Wie ist Dir gefolgt mein bekümmertes Herz
Durch Schwerter und Kugeln, in Hoffnung und Schmerz,
Mit Beten und Weinen! Gott hat mir willfahrt
Und hat meinen Friedel vor Unglück bewahrt.
Wie klopft's mir im Busen, ich bin ja bei Dir!
Ach Mutter! so komm doch! mein Friedel ist hier!""

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

Des Dieners Worte mehrten unwillkürlich Huberts Betroffenheit und Unruhe. Man trat in das Billardzimmer und von diesem über die Wendeltreppe hinunter in den Büchersaal, ein sechseckiges, hohes Gemach, mit Schränken bis an die Decke hinaus worin die trefflich gewählte Bibliothek aufgestellt war. Auf zwei Seiten stießen an denselben kleine Alkoven oder Arbeitskabinette mit je einem Sopha, Schreibtisch und Fauteuil, welche mit grünseidenen Gardinen verhangen waren.

Als die drei Herren in das Bibliothekzimmer traten, stutzte der Lakai wiederum.

„Hm," versetzte er, „das ist doch wahrlich seltsam! Es riecht ja hier nach Tabak! Wer mag denn hier geraucht haben?"

„Fürwahr, es riecht, als wenn Herr von Sieldorf hier gewesen wäre," sagte der alte Major; „er allein kann diese verdammt starken Manilla-Cigarren rauchen!"

„Sieldorf?" entfuhr Hubert und er sah sich hastig um.

Es war thatsächlich wahr, man roch hier frischen Tabaksrauch.

„Ich wollte, ich träfe diesen Herrn hier," meinte der junge Möllendorf; „ohne ein Raufer zu seyn, möchte ich demselben einmal eine Lektion geben. Sein unmanierliches Betragen von heute Nachmittag hat mich ordentlich empört und ich konnte mich kaum vor den Damen halten."

„Wenn Sie dazu meiner bedürfen, Baron," sprach Hubert mit bitterem Ingrimm, „so zählen Sie auf mich; auch ich wünsche diesem Herrn noch anderswo zu begegnen, als im Salon der Gräfin! — Aber hier, meine Herren, ist der Kartenschrank; hier finden Sie das, was Sie suchen."

„Heda, Franz! hierher mit dem Lichte!" rief der Major. „Und dort steht ja noch ein Leuchter mit einer Wachskerze auf dem Tische, die man anzünden kann. Meine Augen sind sehr blöde," setzte er hinzu.

„Ne, das ist ja weiß Gott wie verhert!" sagte der Lakai, als er den Leuchter von der runden Tafel im Bibliothekzimmer nahm. „Diesen silbernen Leuchter hab' ich heute Abend selber auf den Tisch im Vorzimmer gesetzt — wie mag er hierher kommen?"

Hubert durchsuchte das ganze Zimmer mit dem Auge eines Luchses und bemerkte etwas Weißes auf dem Boden, das er hastig aufhob und einsteckte; es war ein batistenes Taschentuch, welches er sogleich am Parfüm erkannte — noch war es feucht von Thränen. Wie ein elektrischer Schlag fuhr es ihm durch die Glieder. Pauline war also hier! tönte es in ihm wieder. Gab sie hier Sieldorf ein Stelldichein? oder wollte sie sich hier nur ausweinen? War er wirklich hier und waren es seine Fußspuren?

Er hatte übrigens nicht lange Zeit, sich umzusehen, denn mittelst der Landkarte war der bewußte Streit zwischen Edmund und dem invaliden Major sogleich entschieden; der Letztere hatte Unrecht gehabt und bat um Verzeihung. Möllendorf drang nun darauf, zu den Damen zurückzukehren.

Als die drei Herren wieder im Salon ankamen, war Pauline noch nicht dort; auch schien Niemand ihre Abwesenheit zu bemerken. Dagegen mochte Frau von Birchow die ungewöhnliche Blässe und Aufregung wahrgenommen haben, welche sich an Hubert wider seinen Willen kundgab. Sie näherte sich und flüsterte ihm zu:

„Was ist Ihnen, lieber Freund? Sie sehen ganz verstört aus! Es ist Ihnen offenbar etwas Ungewöhnliches begegnet — ich muß es erfahren! Eine Frau in meinen Jahren darf ohne bösen Schein zu jeder Stunde Besuche annehmen, und ich erwarte Sie bestimmt noch vor Schlafengehen auf meinem Zimmer."

Die Unterhaltung ward wieder aufgenommen, ohne jedoch recht in Fluß zu kommen. Der Major erzählte von seinen Kriegserlebnissen in Spanien, um den üblen Eindruck zu verwischen, den er durch sein Betragen an diesem Abend verursacht hatte.

Mitten unter seinen Schilderungen der Greuel in Saragossa kehrte Pauline in den Salon zurück und setzte sich hinter den Stuhl ihrer Schwester, deren Schatten ihre Gesichtszüge verdeckte. Allein kaum war sie fünf Minuten gesessen, so erhob sie sich plötzlich rasch und wollte nach der Thüre eilen; jedoch ihr Schritt war unsicher und schwankend und ehe sie noch das Nebenzimmer erreicht hatte, brachen ihr die Kniee ein und sie sank ohnmächtig nieder. Man eilte herzu, Hubert hob sie auf und legte sie Frau von Birchow in die Arme. Sie war todtenbleich, bewußtlos, in Krämpfen. Gräfin Ravinska schrie auf vor Entsetzen — eine Scene allgemeiner Bestürzung folgte. Man lief durch einander, während die Gesellschafterin der Gräfin und Frau von Birchow die Diener begleiteten, welche die Ohnmächtige auf ihr Zimmer trugen.

Nach etwa einer Viertelstunde kehrte Frau von Birchow zurück.

„Es war ein Nervenanfall, der nun glücklicherweise vorüber ist," sagte sie; „es geht nun wieder besser. Die Frau Gräfin und auch Ihre Frau Mutter, Herr von Möllendorf," sprach sie gegen diesen gewandt, der eine fiberische Spannung zeigte, „wollen heute Nacht bei ihr wachen. Beunruhigen Sie sich nicht; das arme Kind hat schwache Nerven und diese blutigen Geschichten haben Sie erschreckt. Wir haben übrigens nach dem Arzte geschickt und die Kraft der Jugend wird ihr leicht wieder aufhelfen. — Aber" —

Digitized by Google

fragte Frau von Virchow sich umsehend — „wo ist Herr von Rödingen?"

Niemand wußte es zu sagen. Er hatte den Salon verlassen, als man die Comtesse ohnmächtig weggetragen. Auch die Diener hatten ihn nicht bemerkt. — Erst nach einer Stunde fand er sich bei Frau von Virchow ein. Auf seinen Zügen lag ein düsterer Groll, eine wilde Schwermuth; seine Locken, seine Kleider waren feucht vom Regen — er mußte im Freien gewesen seyn.

„Wie steht es um die Comtesse?" fragte er angelegentlich; aber der günstige Bescheid heiterte ihn nicht auf und er schwieg.

Die alte Dame glaubte sein Schweigen zu verstehen; sie drückte ihm die Hand und sagte:

„Armer Freund, Sie liebten Pauline und schwiegen aus Zartgefühl und Stolz. Ich begreife nun Alles. Aber es ist jetzt zu spät — Pauline ist Möllendorf's Verlobte. Sie müssen nun abreisen."

„Morgen mit Tagesanbruch," sagte er einsylbig. „Ueberbringen Sie der Gräfin Ravinska meine dankbaren Grüße und entschuldigen Sie meine Abreise mit irgend einem plausiblen Vorwande."

„Verlassen Sie sich darauf," erwiederte sie gerührt. „Wie sehr bemitleide ich Sie! Niemanden hätte ich lieber als Paulinens Gemahl gesehen, und ich hasse nun mit Ihnen diesen Möllendorf ordentlich. — Aber Vertrauen um Vertrauen! Warum waren Sie denn auf einmal so verstört, als Sie aus der Bibliothek zurückkamen? Was haben Sie gesehen?"

Allein er schwieg beharrlich und sagte ihr Lebewohl, nachdem er mit ihr noch das Versprechen ausgetauscht, einen lebhaften Briefwechsel zu unterhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rothmantel.

(Schluß.)

Es herrschte eine schauerliche Stille in dem Brunnen — der wilde Rothmantel schlief sanft. Bald haben ihn die Hinabgestiegenen mit dem Haken entdeckt, fassen ihn und ziehen ihn über das Wasser herauf. Schrecklich war es anzusehen, als das gespensterhafte Gesicht des Ertrunkenen sichtbar wurde; aber der Schneider und sein Sohn ermannen sich — sie denken an die freundlichen Goldstücke und Kaiserthaler. Der Vater hält den Todten mit fester Hand, das Söhnlein greift zuerst in die Hosentasche zur Rechten und zieht — o welche Freude! — einen schweren Beutel heraus. Nun langt er in die linke, und der zweite Beutel ist in ihren Händen. Endlich sucht er im Mantel und findet glücklich auch noch den dritten. Nun lassen sie den Rothmantel wieder in sein nasses Bette hinabsinken, steigen herauf, ziehen Leiter und Haken nach, bedecken den Brunnen wieder mit den Brettern und die Feuergeräthschaften hängen sie wieder still unter des Nachbars Dach. In einer Viertelstunde war Alles vorüber gewesen. Still, wie sie gekommen, schleichen sie in ihr Haus zurück, verriegeln die Thür und gehen in die Küche, wo sie beim trüben Licht einer Lampe ihren Schatz mustern.

„Nun sind wir reich!" spricht der Schneider, und wirklich war die Summe auch so bedeutend, daß sie nahe an tausend Gulden betrug. „Der Herr hat uns geholfen; das Blut des Rothmantels komme über unsern hartherzigen Nachbar, wir sind unschuldig."

Vergnügt legt sich der Schneider zu Bette, und erst als die Rothmäntel am Morgen ihre Untersuchung im Nachbarhause beginnen, erwacht er vom sanften Schlaf. Er hörte die Erzählung Weinmann's, und als der Anführer zuletzt äußerte, daß der Vermißte wahrscheinlich auf Raub aus sey und unterwegs zu der Truppe stoßen würde, da dacht' er: „Der raubt nichts mehr, und ihr könnt lange warten, der kommt nimmer wieder!" — Doch war der Schneider still zu der ganzen Geschichte; er dachte, es dürfte auch für ihn das Klügste seyn, die Sache zu verschweigen.

Der Tag ging vorüber und die Nacht kam wieder herbei. Diesmal konnte der Schneider vor Freude nicht schlafen; noch um zwölf Uhr machte er Pläne in seinem Bette, wie er sein Geld verwenden wolle. Nach Mitternacht hört er wieder die hintere Thüre im Nachbarhause öffnen. Er steht auf, schaut nach, was es gebe, und sieht den Nachbar und seinen Sohn dem Brunnen zugehen. Sie nehmen die Leiter nebst dem Feuerhaken von der Scheuer weg und steigen in den Brunnen. „Ei," denkt der Schneider, „die wollen nun den Schatz heben — prosit! ihr kommt zu spät." — Er zieht sich an, geht still hinunter und schleicht sich bis zum Brunnen hin. In diesem Augenblick haben sie den Rothmantel aufgefischt und fangen an, seine Taschen zu durchsuchen. „Was ist aber das?" sagt der Sohn — „er hat ja keinen Kreuzer in den Taschen, und

Digitized by Google

ich weiß gewiß, daß er Geld in Menge hatte." „Das ist mir unbegreiflich," spricht der Vater unten, der Schneider oben aber denkt: „Mir nicht." — Sie lassen endlich im Aerger den Leichnam fallen und steigen verdrießlich in die Höhe.

Da empfängt sie der verhaßte Schneider und fragt: „Was habt Ihr denn da unten in dem Brunnen zu thun gehabt, Nachbar?" — Vater und Sohn schrecken zusammen; der Erstere aber faßt sich und sagt, es sey ihm gestern sein Geldbeutel in den Brunnen gefallen, und sie hätten ihn nun gesucht. — Der Schneider entgegnet: „Habt Ihr vielleicht geglaubt, der Rothmantel habe ihn in der Tasche?" Da wird der Schrecken Weinmann's und seines Sohnes noch größer. Der Andere aber erklärt ihnen, wie er gestern schon Alles mit angesehen habe, und wie er sich verpflichtet fühle, die Sache dem Gericht anzuzeigen. Da wird der hartherzige Nachbar weich und spricht ganz freundlich: „Das thut Ihr nicht; ich geb' Euch fünfzig Gulden, wenn Ihr schweigt, und die werden Euch wohl thun." Indeß der Schneider spricht von seinem Gewissen und macht dem Nachbar immer banger. Endlich werden sie doch des Handels eins. Am andern Morgen in aller Frühe bringt der reiche Weinmann dem armen Nachbar zweihundert Gulden, und dieser schwört ihm feierlich, daß er ihn nie verrathen wolle. In der folgenden Nacht ziehen sie den Rothmantel gemeinschaftlich aus dem Brunnen und begraben ihn auf einem benachbarten Acker.

Der Schneider kaufte ein Stück Gut um das andere und wurde ein vermöglicher Mann. Jedermann im Orte wunderte sich darüber, nur Weinmann und sein Sohn nicht, denn sie waren mit einander darüber im Reinen, daß der Schneider den Rothmantel im Brunnen ausgeplündert habe, und der Sohn sagte oft vorwurfsvoll zu seinem Vater: „Hättet Ihr dem Rothmantel die zweihundert Gulden gegeben, so wäre er zufrieden gewesen, und Ihr hättet seinen Tod nicht auf dem Gewissen."

Weinmann zog sich wirklich auch die Geschichte sehr zu Herzen, er wurde immer stiller und stiller, und als er einst, nachdem gerade Kinder an dem Brunnen gespielt und die Bretter etwas verrückt hatten, in den Holzstall gehen wollte, ereilte auch ihn das Schicksal des Rothmantels: er stürzte in den Brunnen und fand dadurch seinen Tod. Mit dem Maß, mit dem er gemessen, ward ihm wieder gemessen. Aber auch der Schneider starb nicht reich; er ergab sich später dem Trunk, kam in seinem Vermögen wieder zurück und es wurde an ihm das Sprichwort wahr: Wie gewonnen, so zerronnen.

Mannigfaltiges.

Wer sollte es glauben, daß die Fabrikation der Streichzündhölzchen in Paris fortwährend zehntausend Arbeiter beschäftigt! Ein einziges Haus liefert täglich 4,840,000 Zündhölzchen und verbraucht jährlich 1200 Kilogr. Phosphor, was übrigens kaum der zwanzigste Theil des in Frankreich produzirten Phosphors ist. Man kann annehmen, daß in Frankreich täglich im Innern verbraucht und ausgeführt werden 76,800,000 Zündhölzchen.

In der Carwe'schen Torfgräberei zwischen Ruppin, Fehrbellin und Kremmen fiel am Morgen des 5. Sept. ein Meteorstein von der Größe eines Kindskopfes. Die durch das Brausen in der Luft entsetzten Arbeiter zogen, als sie sich vom Schrecken erholt, die 4 Fuß im Torfgrund hineingeschlagene Masse heraus.

Damengeheimniß.

Nur ein Geheimniß gibt es, das in reifern Jahren
Die Damen all' am unverbrüchlichsten bewahren.
Du wünschest es zu wissen, schönes Kind? —
Hier ist's: sie sagen nie — wie alt sie sind.

Sylben = Räthsel.

Wenn der Wonnestrahl
Des Lenzes uns entzücket,
So werden Fluren, Berg und Thal
Mit Erster ausgeschmücket.

Die Zweite schätzt man oft gering,
Doch nur aus leeren Gründen,
Denn Mancher braucht dies einfach Ding
Zum Leuchten und zum Zünden.

Wenn gleich das Ganze sicherlich
Verschied'nen Vortheil bringet,
Hüt' doch vor ihm ein Jeder sich:
Es tödtet, der's verschlinget.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 118. Sonntag, 1. Oktober 1854.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

7.

Die Heimkehr in seine ärmliche Studentenwohnung schien Hubert noch unglücklicher gemacht zu haben, und Morstein erschrack ordentlich beim ersten Wiedersehen.

„Mensch! Hausbursche!" rief er — „was in aller Götter Namen ist Ihnen denn? Sie sehen ja um zehn Jahre älter aus und blicken drein, als hätten Sie den Spleen! Haben Sie sich denn über irgend Etwas gegrämt?"

„Ach, lassen wir das!" versetzte Hubert ausweichend — „ich bin angegriffen von der Reise, habe fürchterlich Kopfschmerz! — Wohl ward ich in meinen Erwartungen etwas getäuscht und bereue beinahe, nicht hier geblieben zu seyn, wo ich meine Zeit besser angewandt hätte!"

„Sie haben Fieber und doch eiskalte Hände!" rief Morstein — „gewiß eine Erkältung? Ich werde Ihnen Glühwein bereiten, dann legen Sie sich zu Bette und transpiriren tüchtig, und morgen, wenn Sie wieder ganz auf dem Strumpfe sind, frühstücken wir zusammen und Sie erzählen mir dann!"

Diese Abrede ging aber nicht in Erfüllung. Hubert mied mehrere Tage lang alle Gesellschaft und den Besuch der Vorlesungen; er schweifte mit seinem Hunde in der Umgebung umher und suchte sich zu zerstreuen, denn seine Schwermuth und Dumpfheit wuchs und er fühlte neben geistiger und körperlicher Abspannung einen Widerwillen gegen Alles, was ihn umgab.

Eines Morgens, als das Mädchen seiner Wirthsleute ihm das Frühstück bringen wollte, fand es Hubert im heftigsten Fieber daliegen, bewußtlos, einem Delirium nahe. Das Mädchen schreckte Morstein mit dieser Nachricht ungewöhnlich frühe aus dem Bette. Dieser eilte hinüber und fand seinen Freund gefährlich erkrankt. Alsbald sandte er nach einem befreundeten jungen Mediziner und quartierte sich einstweilen bei dem Kranken ein, um diesem abzuwarten. Der Mediziner erklärte den Anfall für einen typhösen und empfahl die größte Sorgfalt. Allein bei Camill Morstein bedurfte es dieser Ermahnung kaum; mit der ihm eigenen herzlichen Gutmüthigkeit und Aufopferung pflegte er den Patienten und wich täglich kaum auf ein Stündchen von seinem Bette, um mit Melac ein wenig in die frische Luft zu gehen. Das treue Thier schien die Anhänglichkeit und das Wohlwollen des Hausgenossen für seinen Herrn zu verstehen und durch Liebkosungen erwiedern zu wollen. Oft hockte er vor dem Bette seines Herrn, neben welchem Morstein saß und seine lange Pfeife rauchte, beleckte die schlaffe Hand des matten, größtentheils in bewußtlosem Zustande daliegenden Kranken und schmiegte dann den feinen Kopf an Morsteins Knie.

„Ja, wenn du reden könntest, wackeres Thier!" sagte er eines Abends zu dem Hunde, als er wieder neben Hubert's Lager saß — „du weißt vielleicht, was deinem armen Herrn fehlt — du warst vielleicht der Zeuge seines Kummers. Gewiß haben ihn die Menschen betrogen und sein Leiden ist nicht ein körperliches allein. Ja, fürwahr! nur ihr vernunftlosen Thiere seyd treu und die liebe Menschheit ist eine Race von falschen Katzenthieren und reißenden Wölfen! Das Menschenleben ist eine Kette von Täuschungen für die Guten, von Glücksbescheerungen für die Dummköpfe, ein Erntefeld für die Schurken!" Er betrachtete mit bitterm Lächeln seinen großen Pfeifenkopf von Porzellan, worauf ein Jägersmann abgebildet war, der in sein Horn stieß, in dessen Mündung einige Verse so eingeschrieben

Digitized by Google

waren, als ob sie daraus herausflögen, und fuhr fort: „Der Pinsel, der diesen Meißner Kopf bemalte, hatte wohl Recht, als er hierher schrieb:

„Als einst die Treue ward gebor'n,
Da schluf sie in ein Jägerhorn;
Der Jäger blus sie in den Wind —
Daher man keine Treu' mehr find't."

In diesem Augenblicke rührte sich der Kranke, schlug dann die Augen auf und stierte seinen Wärter an.

„Sie hier, Morstein?" fragte er staunend.

Pst, pst! ja doch, ja! schon seit einigen Tagen bin ich hier und warte Ihnen ab. Sie waren recht krank; das Uebel hatte Sie teufelmäßig gepackt und Sie hatten mir bange gemacht, daß man Ihnen den hölzernen Frack anziehen werde, und ich war höllisch in Sorge wegen der Ihrigen. Aber nun ist, wie mein Freund sagt, die Krise überstanden und Ihre kräftige Natur wird bald den Feind aus dem Felde schlagen. Jetzt aber Ruhe, Freundchen! Sie dürfen nicht viel reden. Wollen Sie indeß ein wenig plaudern, so stehe ich zu Diensten; wo nicht — lese ich in irgend einem Buche. Wenn Sie etwas haben wollen, nur rund heraus gesagt; ich habe mich einmal zu Ihrem Pflegwärter bestellt."

„Ich danke Ihnen, wackerer Freund," erwiederte Hubert bis zu Thränen gerührt und reichte ihm die Hand; „ich habe das wahrlich nicht um Sie verdient."

„Bah! das ist ein Hausbursche dem andern schuldig, lieber Rödingen; machen Sie davon nicht viel Aufhebens. Ich weiß, was es ist, einsam und verlassen unter fremden Leuten krank zu liegen; das ist schon ein halber Tod. Und gar noch von Miethlingen verpflegt zu werden, zumal in einer Stadt wie Berlin — da hätten Sie Gefahr laufen müssen, daß man Ihnen das Bett unter dem Leibe hinweg gestohlen hätte! Darum habe ich — doch genug davon! — wollen Sie nicht jetzt Etwas genießen? Sie müssen wieder zu Kräften kommen, und dann schlafen Sie in Gottes Namen, und morgen früh gebe ich Ihnen dann eine Handvoll Briefe, die für Sie eingetroffen sind."

„Briefe für mich?" fragte Hubert — „lag ich denn lange krank?"

„Fünfzehn Tage bewußtlos, Freundchen! Ich und einige Bekannte von meiner Landsmannschaft — brave Burschen — haben Ihnen abgewartet. Einer davon war Ihr Arzt, aber der Fall ging doch etwas über seine Gelehrsamkeit hinaus — da holte er den alten Heim, und der hat Sie mit seiner gewohnten Geschicklichkeit dem Tod aus den Klauen gerissen. Meiner Treu! es hatte Sie höllisch gepackt, und in Ihrem Delirium waren Sie oft so aufgeregt, daß wir Sie zu Zweien halten mußten, sonst wären Sie aus dem Bette gestürzt. Trotz Ihrer sonstigen Ruhe müssen Sie doch ein Teufelskerl an Courage seyn, Rödingen, denn Sie sprachen von nichts als von Schießen und Schlagen und wollten in mir immer Ihren Gegner sehen. Zwei Namen waren immer in Ihrem Munde: Pauline und Sielsdorf; in dem einen schienen sich alle zärtlichen Empfindungen Ihres Herzens zu concentriren, und auf den andern hegten Sie einen unsäglich wilden, unversöhnlichen Groll, ja einen Haß, wie ihn nur eine ernste, ächte Kernnatur hegen kann. Doch davon ein andermal! Ich merkte wohl, daß diese Fiebergebilde sich an eine Thatsache, an Erlebnisse knüpften, und davon müssen Sie mir erzählen, wenn Sie mich etwa Ihres Vertrauens werth halten."

„Sie sollen Alles erfahren, mein Freund; Niemand ist meines Vertrauens würdiger als Sie und ich fühle, daß ich eines Freundes bedarf, dem ich mich anvertrauen kann. Aber zuvor muß ich mich sammeln; mir ist noch so wüst, so wirr im Kopfe."

„Ja, ja, ich will schweigen — verdammter Schwätzer, der ich bin! der alte Heim hatte ja die größte Ruhe empfohlen. Kommen Sie! hier die Medizin und dort die Limonade — die nehmen Sie und dann marsch auf's Ohr gelegt und geschlafen, morgen früh werden Sie sich dann bedeutend besser fühlen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Scheintodte.

Ein Geheimniß des Herzens.

Vor Kurzem in die Heimath zurückgekehrt, such' ich eines Tages die Spielplätze der Kindheit auf, die so recht im Freien, fern der Stadt, bekundeten, wie halb unbewußt das Kind in die offenen Arme der Natur entläuft. Die Welt unserer Erinnerungen wird farbiger, mannigfacher; es blühte darin so Vieles auf, ging so Vieles unter, aber an diesen Stellen liegt doch ein eigener Zauber, uns dünkt, als hätte damals uns das reinste Glück umfangen. Besonders lieb war mir und meinen Spielgenossen ein Graben, der die Frühjahrgewässer der umliegenden Felder in

den nahen Fluß leitete. Dorthin lenkte ich die Schritte.

Der Graben zieht sich an einem waldbewachsenen Berge hin. Damals — ich will nicht zurückreflektiren und frühere Tage mit angedichteten Empfindungen vergolden — ergriff uns nicht die romantische Lage des Berges, von dem aus die ganze Stadt sich wie ein Panorama ausbreitet und gewiß einen freundlichen Anblick bietet, auch nicht das Säuseln und Rauschen des Waldes, der Eichendorff'sche stille Wiesengrund; er war uns damals nur deßhalb lieb und werth, weil er uns das Holz zu unsern Mühlen lieferte, die wir stets mit emsiger Geschäftigkeit in unserem Graben anlegten.

Ein stämmiger, robuster Knabe, mit Namen Lillge, that sich darin besonders hervor, machte die gangbarsten Mühlen und beanspruchte daher auch das Recht, die Obermühle allein zu haben, was oft zu argem Conflikt führte, wenn er uns durch „Schützen" das untere Mahlwasser abzuschneiden suchte. An ihn mußt' ich denken und in die Sehnsucht nach der Kinderzeit mischte sich noch ein anderes Gefühl: die Wehmuth um den fehlenden Freund. Wir konnten traulich Hand in Hand diese goldenen Tage nicht mehr zurückträumen. Er war todt.

Ein Jugendfreund ist ein unendlicher Schatz; finden wir ihn nach langem Lebensirren wieder, dann quillt doppelt frisch und melodisch die Erinnerung früherer Tage aus den Herzen. Das Wiederfinden eines Jugendfreundes ist ein lieblicher Schluß des Lebensmährchens; es dünkt uns dann Alles, was da kam, so harmonisch und so ineinanderschließend, weil wir an einem Herzen ruhen, das uns das reinste Verständniß unseres vergangenen Lebens gewähren kann.

Mein Genuß der Erinnerungen hatte eine Lücke durch das Hinscheiden des Freundes. Aus der Schule war er durch unseres Rektors Empfehlung, weil er ein offener Kopf war, zu einem Apotheker in die Lehre gekommen. Er hatte bereits ausgelernt, da erhielt ich plötzlich die Nachricht, daß er, wahrscheinlich an unvorsichtigem Einathmen von Gift, gestorben sey. Ich sah damals die Mutter wankend-gebrochen zum Begräbniß ihres Sohnes reisen, weiter erfuhr ich nichts mehr.

So in Gedanken versunken wanderte ich der Stadt zu. Da kommt mir ein einsamer Waller entgegen. Ich blickte auf, und, waren es die Gedanken an den gestorbenen Freund, die mich allzu lebhaft beschäftigt, oder war es ein Spiel der Natur, ich mußte, von der Aehnlichkeit des Fremden mit dem Gestorbenen frappirt, einen Augenblick stehen bleiben — dieselben dunkelblitzenden Augen, die breite Stirn und römische Nase, ja selbst der Gang erinnerte mich an meinen Freund. Nur das Haar des Fremden hing schlohweiß um die Stirn, während sonst das braune Gesicht des Freundes ein glänzend schwarzes Haar umrahmte.

Der Fremde blickte gleichfalls auf und lag plötzlich mit einem Ausruf der Freude mir in den Armen.

„Rudolph, Rudolph! erkennst Du mich denn nicht oder willst Du mich nicht erkennen? Ich bin ja Lillge — Heinrich Lillge!"

Ich wich unwillkürlich, von dem Spotte oder dem Blödsinn des Fremden peinlich berührt, zurück und erwiederte:

„Lillge ist todt — mein Herr! — Aber wer sind Sie? — Ich finde —"

Er strich die Haare von seiner Stirn zurück und sagte:

„Kennst Du die Schmarre nicht, die ich von unseran Mühlenbau da erhielt? — Auch Du willst mich nicht kennen? Ich fühl' es wohl, wer einmal eingesargt, der darf nicht leben!"

„Freund, ist es möglich — Du lebst?"

Jetzt war es an mir, ihm meine Arme zu öffnen.

„So schauderst Du nicht vor mir zurück," sagte er weich und rührend, „Du alter Getreuer, und ich kann meinen Schmerz endlich an einer empfindenden Brust ausweinen!"

„Aber sage mir, wie bist Du vom Tode erstanden?" rief ich aus, nachdem ich mich von meinem Erstaunen erholt.

„Alles sollst Du wissen," versetzte der Freund, „laß uns wieder ins Freie wandern — nur nicht in die Stadt — dort fühl' ich mich wie noch einmal begraben! Ich bin dem Tode entronnen und nur an diesem weißen Haar hat er mich gezeichnet."

„Du weißt," so erzählte nun der Freund, „daß ich von der Schule sofort in jene Apotheke kam. Ich lernte und gewann mir das Vertrauen des Prinzipals und, was mich noch unendlich mehr beseligte, die Liebe seiner Tochter, auf die der Vater mit bewilligenden Augen blickte. Was soll ich von diesen Tagen erzählen — ich darf nicht an das Glück jener Stunden denken, denn es liegt zertrümmert.... Eines Abends saß ich an der Seite meiner jungen Braut — wir malten uns ein zauberisches Stillleben; sie sang

Digitized by Google

mir mit ihrer schmelzenden Stimme eines ihrer hübschen Lieder zum nahestehenden Klavier. Da traf es plötzlich meine Brust wie ein vernichtender kalter Schlag, der sich in starken Wellen über den übrigen Körper breitete und ihn gänzlich lähmte. Die Sprache versagte mir, eine Todeserstarrung folgte. Nur verworren sind die Bilder, die mir aus diesem Zustande geblieben. Ich fühlte nur noch die warme, helfenwollende Hand meiner Geliebten, die übrige Welt war mir verschleiert. Ich hatte nur ein halbes Bewußtseyn. Man hielt mich für todt.... Meine Braut wich nicht von meinem Lager. Ich sah wie aus weiter Ferne ihr in Thränen gebadetes Antlitz, fühlte ihren brennenden Kuß, ihre Thränen auf meinen Lippen. Ich hätte aufschreien mögen, und doch lag ich in Todesbanden gefesselt und mein Wollen machte die wie mit Blei ausgegossenen Adern nicht flüssig. Glaube mir, Freund, das Leben ist kein Traum, denn der Tod, der Schlußstein desselben, ist fürchterliche Wirklichkeit! Es heißt den Tod leben, dies bewußte Gelähmtseyn des Körpers, dies vergebliche Ringen aus den eisernen Armen der Erstarrung. Ich fühlte, ein einziges Zucken der Lippe lös'te den Zauber, ließe mich wieder den lichten Tag des Lebens, den blauenden Himmel in den Augen meiner Geliebten finden, und doch vermochte ich nichts über meinen Körper. Und sollte nun meine Braut sich nicht völlig aufreiben, dann mußte man mich schleunigst aus dem Hause und in eine Todtenstube auf dem Kirchhofe schaffen. Dank dieser Einrichtung, ward ich nicht lebendig begraben, wenn auch meine Hoffnungen, mein reichstes Lebensglück seit diesem Augenblick für immer eingesargt waren. Noch jetzt erbebt mein Inneres, wenn ich denke, daß mein Schicksal, lebendig begraben zu werden, an einem Haare hing; denn wir kennen noch nicht genau genug die Scheidelinie zwischen Tod und Leben — es ist ein eigenthümliches Spiel beider dunklen Mächte. Schon die Farben des Regenbogens, die nach und nach den Körper des Todten wie ein Gruß aus fernen Welten überziehen, geben Zeugniß, daß im Reiche des Todes das Leben noch einmal alle seine Zauber und Geheimnisse vor uns aufzurollen sucht.... Wie lange ich so gelegen, weiß ich nicht. Für mich gab es keine Zeit — jede Minute dehnte sich zu Ewigkeiten aus. Mir war's, als ob meine Seele bereits vom Körper getrennt sey und nur allein noch mittelbar die Eindrücke der äußern Welt empfinge. Endlich, endlich fühlte ich ein schwaches Rieseln durch meinen Körper, wie das eines Herbstnebels, der geräuschlos zur Erde fällt. Die Fessel sprang, eine leise zuckende Bewegung führte den Wärter herbei — ich war gerettet. Damals wurde mir zwar die Seligkeit des neukommenden Lebens nicht vollbewußt, aber jetzt, wenn ich wieder die warme, linde Luft athme, wenn mein Auge das Sonnenlicht schaut, wenn ich das Blut in mir wogen fühle, da tritt mir erst das ganze Glück des Lebens, des irdischen Seyns vor die Seele. Wir müssen krank gewesen — gestorben seyn, um das Glück zu fühlen, das mit jedem Athemzug unser Wesen umspielt. Und für das Leben, für den Genuß des irdischen Seyns bin ich ein Millionär geworden, denn ich habe den Werth jener kostbaren Perlen, die aus dem tiefen Meere der Zeit heraustauchen und die man Stunden nennt, als göttliches Geschenk kennen gelernt; aber ich bin doch ein Bettler, denn ich verlor — ein Herz."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

In London sind, den neuesten Berichten zufolge, solch große Quantitäten Hopfen, alter und neuer, aus Amerika, Belgien und Deutschland eingetroffen, daß die ungeheuer gesteigerten Preise bereits zu wanken beginnen. Es möge dies für die Spekulanten in diesem gefährlichen Handelsartikel ein Wink zur Vorsicht, für die Produzenten aber in ihren Forderungen zur Mäßigkeit seyn, zumal auch die überspannten Gerstenpreise manchen Brauer vom Sieden abhalten werden.

In Lyon ist ein Prachtshawl für die Kaiserin der Franzosen gewoben worden, welcher die Fabrik 40,000 Franken kostet. Das Hauptdessin sind die künstlich mit einander vereinigten Wappen von Frankreich und England. Den Rand bildet eine Guirlande von Rosen und Lilien.

Räthsel.

Vom Tischler wird viel Artiges damit gemacht;
Machst du es aber, Freund, so wirst du ausgelacht.

Auflösung des Sylben-Räthsels in № 117:
Grünspan.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 119. Dienstag, 3. Oktober 1854.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

Am andern Tage befand sich der Kranke weit besser und nach dem Ausspruche des Arztes war die größte Gefahr vorüber.

„O mein Freund," sagte Hubert zu Morstein, „wie soll ich Ihnen danken? Wie viel haben Sie an mir gethan! — Nein, fürwahr! wenn uns Etwas wieder einigermaßen mit dem Leben aussöhnen kann, so ist es eine solche aufopfernde Theilnahme, wie die Ihrige, Camill, und wir müssen nun Freunde werden."

„Wir sind's schon — aber mit dem ersten Getränke, das Sie genießen dürfen, müssen wir Smollis trinken!"

„Es sey so!" versetzte Hubert. „Ach, mein Freund! Du glaubst nicht, was während meiner Abwesenheit Alles über mich ergangen ist! Ich habe Vieles erfahren. Ich habe Leiden ausgestanden, die Einem bald das Herz brechen.... Aber es geschah mir recht, denn ich suchte sie eigentlich auf."

„In Bornau? Ich dachte, Du wolltest Dich dort erholen?"

„Allerdings, und ich war dort auch vergnügt, bis — bis ein Vetter von mir, der Baron Clemens von Sieldorf —"

„Clemens? Sieldorf?" fiel ihm Morstein ins Wort — „wahrscheinlich derselbe, von dem Du im Delirium immer sprachst."

„Derselbe!"

„Aber wie konnte er Dir denn Deine Freude stören?"

„Ach, ich vergaß ganz, daß Du das Frühere noch nicht weißt — mein armer Kopf ist noch so schwach. Ich muß Dir erst unsere Familiengeschichte erzählen."

Und Hubert erzählte nun in Kürze die Sache von dem Prozeß, welche Morstein aufmerksam anhörte.

„Nun begreife ich wohl," sprach dieser, „daß die Begegnung mit einem solchen Manne fatal werden kann."

„Aber das war noch nicht Alles," sagte Hubert. „In Bornau führte mich das Zusammenleben in dem kleinen Familienkreise in die Nähe eines Mädchens, das die Unschuld und Tugend selber ist — ein wahrer Engel an Anmuth und Herzensgüte —"

„Aha, das ist die Pauline, welche in Deinen Fieberträumen Dich stets beschäftigt hat!" rief Morstein — „ich will doch nicht hoffen, daß jener Vetter Dein Nebenbuhler ist?"

„Gemach, gemach! Du ahnst, Camill, daß ich Pauline liebe. Ich war, bei meinem Wort! stets auf der Hut, dieses Gefühl von mir fern zu halten — ich glaubte mich fest davor; allein ich muß mich selber getäuscht haben — seit ich sie verloren, ist mir, als wäre meinem Geiste das Licht, meinem Herzen die Freude geraubt — ich fühle mich namenlos elend!"

„Also unglücklich liebend — oder gar hintergangen? Und jener Sieldorf hat den Sieg davon getragen?"

„Nein, nicht er; Pauline ist verlobt mit einem braven jungen Manne von guter Familie. Die Verwandten haben beiderseits diese Heirath gebilligt und die Zeit der Vermählung ist vielleicht schon festgesetzt."

„Hm, das ist zwar Pech," sagte der Student gedankenvoll, „allein alle Hoffnung brauchst Du darum noch nicht aufzugeben. So lange ein Mädchen noch nicht vor dem Altare steht, ist sie für ihren Anbeter noch nicht verloren.... Du bist ein schmucker und wackerer junger Mann, ganz von demjenigen Schrot und Korn, das den

Digitized by Google

Weibern die Köpfe verrückt, dazu Graf aus altem, angesehenem Hause, und da die Zukünftige tüchtig Geld hat, so kann es ihren Angehörigen wenig darauf ankommen, daß Du nicht stark mit Glücksgütern gesegnet bist. An Deiner Stelle würde ich mir in einer, der Geliebten befreundeten älteren Dame eine beredte Sachwalterin gesucht und meinen Nebenbuhler sofort ausgestochen haben, anstatt demselben das Feld zu räumen."

Hubert schüttelte traurig den Kopf und murmelte dumpf:

„Pauline ist für mich verloren!... Auch wenn die Verbindung mit dem Baron Möllendorf nicht zu Stande käme, so könnte sie nicht die Meinige werden!"

„Und warum nicht?"

„Das kann ich nicht sagen," erwiederte Hubert; „ein Geheimniß trennt uns — ein Geheimniß, zu welchem ich vergebens den Schlüssel suche, den nur Sielsdorf hat.... O dieser Mensch! das ganze Glück meines Lebens hat er zertreten! meinen ehrwürdigen Vater in Armuth und Sorge gestürzt, meine Schwester ins Kloster getrieben, mich selber um die süßeste Hoffnung meines Lebens betrogen!"

„Deine Schwester ins Kloster? Vielleicht jene Theodora, die ebenfalls in Deinen Fieberträumen eine so bedeutende Rolle spielte?... O, erzähle, Freund, was hatte er mit ihr?" Und indem plötzlich ein düsterer Schmerz in Camill's Auge sich kundgab, fuhr er in heftiger Aufregung fort: „Auch ich hatte einst eine Schwester, welche ich liebte mit der wärmsten brüderlichen Treue — bitte, sprich, hat er der Deinigen das Herz gebrochen?"

„Nein, nicht ihr, sondern mir!" entgegnete Hubert. „Theodora hatte trotz ihrer Jugend bemerkt, wie schwer die Verarmung meinen Vater drückte; sie hatte wahrgenommen, wie er gerade um seiner Kinder willen grämte, deren Fortkommen in der Welt er gefährdet sah durch den Contrast zwischen dem vornehmen Stande und der Mittellosigkeit — da gab ihr Grübeln und Nachdenken und ein Uebermaß von schwesterlicher Zärtlichkeit ihr den Einfall ein, ins Kloster zu treten, damit ihres Bruders Zukunft desto sicherer und er der einzige Erbe sey, und mein Vater in seinem Vorurtheil hat sie vielleicht in diesem Entschluß, der bei Theodoren unerschütterlich geworden und den sie für eine heilige Pflicht zu halten scheint, noch bestärkt. Und diese Nachricht kam mir gerade in dem Augenblicke zu, wo ich die Gewißheit bekam, daß Pauline den Bewerbungen Möllendorf's nicht abhold sey. — Mußte mich das nicht in den feinsten Fasern meines Gemüthes erschüttern?"

„Hm, das waren allerdings zwei harte Schläge auf einmal," sagte Morstein; „allein mich hätten sie nur noch mehr angefeuert, die Verbindung mit der reichen Erbin durchzusetzen und dadurch die Nothwendigkeit des Opfers zu beseitigen, das mir die Schwester bringen wollte. — Aber horch! da pocht es an die Thüre — herein!"

Eine ältliche Dame in eleganter Toilette trat ins Zimmer und sah sich Morstein gegenüber, der hemdärmelig aus dem Alkoven getreten war.

„Ich fürchte mich geirrt zu haben, mein Herr!" sagte sie — „die Karte an der Thüre lautet auf Herrn Rödingen."

„Dann sind Sie nicht im Irrthum — hier wohnt der Studiosus Rödingen. Aber er ist krank."

„Krank? Doch nicht bedeutend?" fragte die Dame erschrocken.

„Nicht ernst genug, gute Frau von Virchow, um Ihren Besuch entbehren zu müssen, wenn Sie sich nicht vor meinem Krankenbette fürchten!" sagte Hubert mit Anstrengung.

Frau von Virchow eilte zu ihm, reichte ihm die Hand und erschrack heftig bei seinem Anblick.

„Du lieber Himmel! wie verstört sehen Sie aus! So matt, so erschöpft, und vor Kurzem noch so voll Leben und Gesundheit! Also deßhalb erhielt ich keine Antwort auf meine Briefe von Bornau und von hier, so daß ich mich entschloß, Sie heute in aller Frühe selbst aufzusuchen, weil ich eine düstere Ahnung nicht los werden konnte."

„Sie sind also hier, meine Gnädige?"

„Ei freilich! haben Sie denn meine Briefe nicht gelesen?"

„Um Vergebung, Madame!" sagte Morstein vortretend — „Herr Rödingen ist fünfzehn volle Tage in Fieberhitze und größtentheils bewußtlos darniedergelegen und erst seit gestern Abend wieder ordentlich bei sich. Ihre Briefe werden hier bei den übrigen seyn. Vielleicht werden Sie meinem Freunde den Inhalt mündlich mittheilen wollen, und wenn Sie die Freundlichkeit haben würden, ein Viertelstündchen an seinem Bette zu bleiben, so könnte ich einstweilen einen nothwendigen Ausgang machen."

„Mit Vergnügen bleibe ich hier, mein Herr!" versetzte Frau von Virchow freundlich, denn ihr entging nicht, daß der Student sich aus Zart=

Digitized by Google

gefühl entfernte. — „Wer ist der junge Mann?“ fragte sie Hubert, als Morstein fort war.

„Ein wackerer, guter Mensch, der mich verpflegt hat, als ob ich sein Bruder wäre. Wer weiß, ob ich ohne seine Pflege noch am Leben wäre!“

„Armer Hubert! Hab' ich es Ihnen nicht gesagt, daß Sie noch krank werden würden? Ich sah es, Sie litten auch geistig!“

Hubert nickte bejahend.

(Fortsetzung folgt.)

Der Scheintodte.

(Schluß.)

Mein Freund bebte — ich mußte ihm Ruhe gönnen, bis er die Kraft besaß, fortzufahren:

„Ich genas langsam. Mein erster Ausgang, Monate nach meinem Unfall, war zu meiner Braut. Ich fand sie allein, das Klavier vor ihr aufgeschlagen. Ihren Liedern hatte ich oft und gern gelauscht; unsere reinsten, glücklich-schönsten Stunden waren die, in denen die Musik auf ihrem Melodieenmeer uns zu fernen Zielen trug. Mein Bild mochte ihr an der Seele vorüberziehen, die Musik hatte sie in ihre Sphären-Geisterwelt aufgenommen, und als sie aufblickte und mich sah, fuhr sie, wie von unsichtbaren Mächten geschüttelt, zusammen. Sie konnte sich kaum erheben.

„„Wanda!““ sagte ich mit zitternder Stimme zu ihr — „„Wanda, ich lebe! ich war nicht todt!““

„Sie ging auf mich zu, erfaßte meine Hand und sprach:

„„Ich habe mich in eine andere, überirdische Welt gelebt und jede Faser meines Herzens hat sich losgerissen von dem Leben, um ganz Dein zu seyn, und meine Seele findet den Weg zum alten Glücke nicht mehr zurück.““

„„Geliebte,““ entgegnete ich erschreckend, „„wir wollen leben, ich will das neue Geschenk mit neuem Muthe genießen, sey wieder mein, mein Alles!““

„Ich wollte liebevoll auf's Neue auf sie zueilen — sie wandte sich schaudernd von dem aus dem Grabe Erstandenen ab, sie fiel fast in Ohnmacht.

„Als sie sich erholt, sah ich wohl, das geheime Grauen vor Einem, der für immer von der Welt geschieden, konnte sie nicht überwinden. Ich fühlte, das Band war zerrissen. O mein Gott, wie hab' ich gelitten!

„Mein Erscheinen unter den Lebenden war selbst dem Wesen, das mich geliebt, grauenhaft, eine Scheidewand unnennbarer Stimmungen hatte sich zwischen uns gelegt. Ich reiste ab mit einem Herzen, das trotz aller neugewonnenen Lebenskraft sich nun erst recht nach dem Tode sehnte, der kalt und furchtbar schon mich angeweht. Das Leben, die Liebe, selbst ich bin mir wie eine fürchterliche Lüge.“ . . .

Der Freund weinte in meinen Armen wie ein Kind.

„Wie lange irrst Du seitdem in der Fremde?“ fragte ich.

„Beinahe ein Jahr.“

„So laß uns noch einmal hin zu Wanda, noch einmal die Frage an ihr Herz richten.“

Er schüttelte wehmüthig verneinend das Haupt.

„Du kennst noch nicht diesen Wunderbalsam der Zeit, wenn Du nicht fühlst, daß sich auch die aufgeregten Wellen des Gemüths Deiner Braut legen können! Laß uns hinpilgern, lauschen auf den ersten Sonnenstrahl, der nach dieser Grabesnacht von Neuem heraufflammt! Und er kommt sicher, wie die Sonne wandellos ihre Bahn geht. Komm, komm, mein Freund!“

Nach manchem Hin- und Widerreden willigte Lillge in meinen Vorschlag. Wir reisten in einigen Tagen ab nach dem Wohnorte seiner Braut. Wir fanden sie gefährlich erkrankt. Dem Freunde ihres einst so theuern Heinrich öffnete sich die Thür. Ich fand eine zarte, gebeugte Frauengestalt; auf ihrem Antlitz lag ein tiefer Hauch der Schwermuth. Sie streckte mir ihre feine Hand entgegen und sprach:

„Bringen Sie Heinrich mit? Ich sehne mich, ihm noch einmal ins Auge zu schauen; ich habe viel gegen ihn verschuldet.“

Ich eilte, den Freund zu holen.

Welch ein Wiedersehen! Wanda's Seele schien sich neu zu beleben. Sie richtete sich rasch im Bette auf. Ein warmer Händedruck versöhnte, was ein unnennbares Etwas der menschlichen Seele verbrochen.

„Ich habe Dir wehe gethan,“ sprach sie mit erhöhter Stimme, „als ich vor Dir zurückschreckte; das Schicksal hat sich an mir gerächt. Der Tod, der mir in seinem Schein so fürchterlich gewesen, spann leise sich in mein Herz. Er ist nicht so schauerig, ich sehe ihm ruhig jetzt ins Auge. Es ist ein Genius mit gesenkter Fackel. Weil ich ihn so verabscheut, den himmlischen Tod,

Digitized by Google

mußte ich ihn lieben lernen. Ach, Heinrich, unser Leben ist das Blühen zum Tode! Langsam keimt die Blume aus uns empor, aber immer höher, immer mächtiger entfaltet sie sich, und wenn sie eben ihren Kelch erschließt und ihren ganzen Duft und Schmelz darbietet, dann entrücken uns unsichtbare Hände dieser Welt.... Heinrich! Du fandest den Weg zum Leben wieder; ich hätte Dich als Gottesoffenbarung bewundern, Dich verehren sollen, und schreckte vor Dir — vergib, vergib! Dir küßte er nur leise die Lippen, der freundliche Genius, und Deine Liebe für mich entwand sich ihm; mir aber legte er die Hand auf's Herz — ich muß ihm folgen auf immer!"

Wir widersprachen. Der Vater tröstete.

„Nein, nein! Du darfst nicht sterben!" rief der Freund mit thränenerstickter Stimme.

„Doch, doch!" sagte sie mit Anstrengung.

Sie sank vor Schwäche und Erschöpfung nach einigen Augenblicken zurück und gleich darauf war sie sanft entschlummert. —

Erst nach längerer Trauer kehrte der Scheintodtgewesene ins volle Leben zurück. Er blickt zwar mit Wehmuth auf die Vergangenheit, mit Schmerz auf die dahingeschiedene Geliebte, doch tröstete ihn der Gedanke an das Wunder seiner Rettung, welches von der Hand eines gütigen, in unerforschliche Räthsel sich hüllenden Geschicks ganz jetzt erst vollzogen war.

Wanda's Unvermögen aber, den vom Tode erstandenen Freund wieder mit alter Liebe umfangen zu können, ist ein seltsames Geheimniß der Natur des Herzens.

Mannigfaltiges.

Am 27. August wurde die Stadt Louisville in Kentucky von einer furchtbaren Windhose heimgesucht. Die dritte Kirche der Presbyterianer, in der gerade die Gemeinde zum Gottesdienst versammelt war, wurde aus ihren Fundamenten gehoben und stürzte zusammen; ein Wunder ist es, daß nur 25 Menschen bei dieser furchtbaren Katastrophe umkamen. Der Pfarrer Morrison, der eben auf der Kanzel war, entkam dem Unglück und konnte am folgenden Tage die Leichenrede der Opfer halten. Außer der Kirche wurden in einem Umfange von 3500 Fuß noch verschiedene Häuser zertrümmert. Der Windstoß kam von Nord-Nord-Ost. Von 21 Häusern in der Kentucky-Straße wurde die ganze Bedachung fortgerissen und über 300 Yards weit weggetrieben. Viele Menschen fanden bei dem schrecklichen Ereigniß den Tod; mehrere Personen wurden von dem Windstoße fortgeschleudert. Die katholische Kathedrale wurde auch in ihren Fundamenten erschüttert, aber ohne weiteres Unglück. Dieser Sturm wüthete auch in Shippingsort, Portland, jedoch ohne bedeutenden Schaden anzurichten; in New-Albany und Jeffersonville warf er verschiedene Häuser um, wobei viele Menschen erschlagen wurden.

Nach der „Boston-Post" beläuft sich die gegenwärtige Zahl der Juden in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wie veranschlagt worden, auf 50,000.

Nachruf

am 30. Sept.

Die Thräne rinnt; verstummt sind jetzt die Glocken,
Das Grab verschließt auf ewig seinen Raub. —
Dich kränzten noch der Jugend üpp'ge Locken,
Nun welkst Du hin zu Moder nur und Staub.
Warst Du zu viel für diese arme Erde,
Daß Dir so bald das Land des Friedens werde?

Zu früh entriß der Tod Dich unserm Kreise,
Zu früh, ach! gingst Du ein ins ew'ge Land;
Zu früh standst Du am Ziel der Pilgerreise,
Zu früh für Alle, die Dich je gekannt. —
So leg' denn ab des ird'schen Glückes Krone,
Die Himmelspalme wartet Dein zum Lohne.

Auf Wiederseh'n! im ew'gen Friedensreiche;
Nur wen'ge Tage sind es, die uns scheiden.
Geh' ein zur Ruh'; auf Seraphsflügeln steige
Empor zum Herrn, empor zu Himmelsfreuden! —
Laßt ab vom Weinen! Schweigt, ihr Klagelieder!
Am ew'gen Morgen sehen wir uns wieder!

Räthsel.

Es ist ein kleines Ding, kein großes Ungeheuer,
Und stehet dennoch mitten stets im Feuer.

Auflösung des Räthsels in № 118:
Schnitzer.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 120. Freitag, 6. Oktober 1854.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

Der junge Mann sammelte sich schnell etwas und fragte dann mit halb zitternder Stimme und einer Miene, als ob er sich vor der Antwort fürchtete:

„Wie geht es in Bornau? Ist Pauline schon vermählt?"

„Wie, Sie wissen noch nicht?... Ach ja, Sie haben ja meine Briefe nicht gelesen!" versetzte Frau von Birchow. „Die arme Pauline! Erinnern Sie sich noch des Abends vor Ihrer Abreise, lieber Graf, der plötzlichen Nervenanfälle, welche Pauline heimsuchten und die uns Alle so sehr erschreckten? Von jenem Abend an war Pauline krank, lag mehrere Tage lang bewußtlos in wildem Fieber, so daß der Arzt gar nicht klug daraus werden konnte. In ihren Fieberphantasieen nannte sie oft Ihren Namen, Hubert, bat Sie um eine Zusammenkunft, schrie oft plötzlich auf und rief um Hilfe. Es brach der guten Gräfin beinahe das Herz, das arme Kind so leiden zu sehen. Endlich aber ward Pauline ruhiger, kam wieder zur Besinnung und erholte sich rasch; nur war ihr Frohsinn dahin und eine unheilbare Schwermuth schien sich ihrer bemächtigt zu haben. Als sie nach acht Tagen zum ersten Mal wieder in den Salon trat, flog ihr Blick suchend über die Gesellschaft hin ... sie schrie beinahe laut auf, als Baron Edmund ihr mit zärtlicher Besorgniß entgegentrat und sie ob ihrer Wiedergenesung beglückwünschte. Fast ohnmächtig ward sie wieder auf ihr Zimmer gebracht, und Niemand wußte sich das zu erklären. Dort angelangt, fragte Pauline nach Ihnen ... man sagte ihr, daß und wie Sie abgereist seyen. Darauf ließ sie ihre Schwester zu sich bitten und erklärte ihr, daß sie Herrn von Möllendorf nicht heirathen werde —"

„Ist es möglich?" unterbrach Hubert, mehr überrascht als erfreut. „Und die Gründe dieser Weigerung?"

„Hat sie nicht angegeben. Man bestürmte sie vergebens darum und Niemand konnte sich die Ursache einer so plötzlich entstandenen Abneigung erklären. Herr von Möllendorf und seine Mutter reisten schnell ab, Beide natürlich sehr betrübt über die Vereitelung ihrer schönsten Hoffnungen; selbst ein Versuch Edmunds, Pauline mündlich und persönlich um Widerruf dieser Erklärung zu bestürmen, war vergebens gewesen. Sie hatte unter Thränen auf der Weigerung beharrt und den Baron um Verzeihung gebeten, daß sie ihm diese Kränkung angethan; allein sie könne nicht anders.... Unmittelbar nach der Abreise der Frau von Möllendorf und ihres Sohnes verlangte auch Pauline von Bornau hinweg und dieses Verlangen unterstützte der Arzt mit dem Vorschlag einer Luftveränderung. Die Gräfin stimmte bei, die Gäste zerstoben, das Gut ward wieder einsam und stille und ich kehrte hierher zurück, nicht wenig überrascht, daß Sie, dem ich all diese Ereignisse bis in die kleinsten Details berichtet hatte, mir auch nicht mit einer einzigen Sylbe geantwortet."

„Ich bin hoffentlich nun in Ihren Augen gerechtfertigt, gnädige Frau!" sagte Hubert. „Und die Verbindung ist also wirklich gelöst?"

„Für immer und unwiderruflich!" versetzte Frau von Birchow. „Ich war mit der Gräfin zugegen, als Pauline dem Baron Möllendorf die erbetene Zusammenkunft bewilligte. Würdig und ernst erklärte sie ihm, daß nicht persönliche Gründe seinerseits, noch Abneigung, sondern innere Gründe, die in ihr selbst lägen, ihr diesen Entschluß abgenöthigt; daß unter allen Männern

Digitized by Google

er derjenige gewesen, dem sie vorzugsweise Neigung und Vertrauen geschenkt habe; daß sie aber fest entschlossen sey, unvermählt zu bleiben."

„Unvermählt?... Arme Pauline!" sagte Hubert seufzend — „was mag sie zu diesem Entschluß bewogen haben?"

„Ich weiß es nicht; er kam so unvermuthet, daß weder die Gräfin, noch Fräulein von Grieben, noch ich den Schlüssel dazu finden konnten. Sie wissen ja, was für ein seltsames, ja räthselhaftes Wesen Pauline ist; und doch liegt ihren Entschlüssen und Handlungen, wie bizarr sie auch erscheinen mögen, stets ein edles, vernünftiges Motiv zu Grunde. Ihre Schwester ließ sie daher gewähren. So viel ist gewiß, eine tiefe Schwermuth hat das arme Kind erfaßt; so oft sie einen Augenblick allein ist, weint sie, und dennoch vermag Nichts sie zu bewegen, die Ursache dieses Schmerzes zu offenbaren. Wir erschöpften uns in Vermuthungen über den Grund derselben, ohne auch nur entfernt auf eine greifbare Wahrscheinlichkeit zu kommen. Die Gräfin besonders ist ganz irre an der armen Schwester und kann den Gedanken nicht los werden, Pauline habe vielleicht eine Wahl getroffen, die sie nicht einzugestehen wage."

„Nicht möglich! wer sollte denn dies seyn?" sagte Hubert.

„Die Gräfin Ravinska dachte an Baron Sielsdorf."

„Siel—dorf?" stammelte der junge Mann und sank mit einem Seufzer zurück. „Welcher Irrthum!" fuhr er nach kleiner Pause des Wiedersammelns fort — „wie könnte ein Wesen wie Pauline Gefallen an einem Manne finden, der so niedrigdenkend, frech und lasterhaft ist, wie Sielsdorf!"

„Nicht wahr?" rief Frau von Virchow — „das war auch meine Meinung. Aber trotzdem ist die Sache nicht unmöglich und ließe sich aus dem seltsamen Charakter Paulinens erklären, der so ganz und gar abnorm ist. Sehen Sie, lieber Rödingen, der Fragliche war vielleicht der Erste, der das einschmeichelnde Gift zärtlicher Liebesworte in Paulinens Herz eingeblasen; wer weiß, ob nicht eine verhängnißvolle Neigung, wie sie bei solch tief innerlichen Charakteren nichts weniger als selten ist, sich des arglosen Herzens des armen Mädchens bemächtigt hat; ob diese Neigung nicht stärker ist, als die Vernunft, und ob — kurz, die Sache gewinnt einigen Schein von Wahrscheinlichkeit, und gewiß ist, daß Pauline, da die Gräfin und ich uns so stark über jenen Herrn geäußert haben, ihre Neigung für ihn unmöglich gestehen würde, wenn sie wirklich so unglücklich wäre, ihn zu lieben."

„Würde sie sogar ihrer Schwester ein solches Geständniß vorenthalten?" fragte traurig der Patient.

„Allerdings; die Gräfin war nie im Stande, Paulinen ein unbedingtes Vertrauen abzugewinnen. Das gehört gerade auch zu den Seltsamkeiten ihres Charakters, daß sie Freude und Leid so wenig zur Oberfläche dringen läßt und mit ihrem Vertrauen gerade gegen Diejenigen am meisten kargt, welche ihr am zärtlichsten begegnen!"

„Nein, meine Gnädige! Sie irren!" entgegnete Hubert. „Wenn Sielsdorf's unverkennbarer Einfluß wirklich an ihrer Verstimmung oder Schwermuth schuld ist, so entspringt derselbe nicht aus der Liebe der Comtesse für ihn, sondern eher aus der Furcht vor ihm — aus einem Grauen, das an jenem Abend so unzweideutig sich bei ihr kundgab, als der Freche sich flüsternd mit ihr unterhalten wollte. Sein Einfluß auf das Kind ist vielmehr ein mysteriöser, mesmerischer, und ich vermesse mich, zu behaupten, daß ich ihn vernichtet hätte, wenn ich länger um sie gewesen wäre."

So plauderten Beide noch, als der alte Doctor Heim kam, um seinen Patienten zu besuchen, dessen Puls ihm die Aufregung verrieth, in welche ihn der Gegenstand des Gesprächs versetzt hatte.

„Ich sag' Ihnen, Madame," wandte er sich zu Frau von Virchow, die er persönlich kannte, „Sie haben da was Dummes gemacht! Sie haben dem armen Patienten hart zugesetzt und ihn wieder beinahe recitiv gemacht. Was für verteufelten Schnack mögen Sie ihm vorgeschwatzt haben, daß es ihm sein bischen Blut all in den Kopf getrieben!... Jetzt marsch! fort, Frauchen! und kommen Sie mir vor vier Wochen nicht wieder! Kochen Sie dem Kranken da lieber kräftige Brühen, als daß Sie ihn mit dem schofeln Klatsch Euerer Theevisiten aufregen!... Und Sie, mein Junge, schlagen Sie sich jetzt alle dummen Gedanken aus dem Kopf! Leben Sie eine rein vegetative Existenz; wenig reden, nicht viel denken, gut essen und viel schlafen — das ist jetzt Ihre Aufgabe, sonst geht's schief mit Ihnen!"

Dann schärfte er die Verhaltungsmaßregeln noch besonders Morstein ein, welcher mittlerweile zurückgekehrt war, und ging weg, indem er Frau von Virchow bis an ihren Wagen begleitete.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Städte in Californien.

(Nach der „Alta California" vom 15. Juli d. J.)

Das gegenwärtige San Franzisco kann sein Entstehen von Juli 1846 datiren, als die Amerikaner der Union von Californien Besitz ergriffen. Früher waren ein paar Häuser da und der erste Stein war 1835 gelegt worden, etwa 10 Fuß nördlich von dem Fleck, wo jetzt das Adelphi-Theater steht. San Franzisco ward am 15. April 1850 zuerst incorporirt. Die Bevölkerung schätzt man auf 55,000 Köpfe. Es hat 9 tägliche Zeitungen, 2 zweimal, 7 einmal die Woche erscheinende und 1 monatliches Magazin. Der Name San Franzisco ward im Jahre 1769 durch Junipero Serra, Präsident der Franziskaner-Missionäre, bei seiner Missionengründung in Ober-Californien gemäß der Instruktionen des General-Visitators der Gesellschaft gegeben. Dieser Name ward nur der Mission und dem Präsidio beigelegt. Der Theil der Bai zwischen Clarks Point und Rincon Point ward Yerba Buena Cove (Bucht) genannt und das Dorf an dieser Bucht hieß Yerba Buena bis zum Jahre 1847, als der Name des Orts durch einen Beschluß des Stadtraths von San Franzisco in diesen Namen umgetauscht wurde.

Sacramento. Das erste Haus in der jetzigen Oertlichkeit dieser Stadt ward im Januar 1849 zu bauen begonnen. Der Ort erhielt seinen Freibrief am 27. Februar 1850, war also die erste incorporirte City (Stadt) Californiens. Sie hat 12,000 Einwohner und 2 tägliche Zeitungen.

Stockton begann früh im Jahre 1849. Die Stadt hat 9000 Einwohner und 2 tägliche Zeitungen.

Marysville ward spät im Jahre 1849 gegründet; hat einen Freibrief vom 5. Februar 1851, eine Bevölkerung von 9000 Seelen und 1 tägliche Zeitung.

San Diego ward im Jahre 1769 durch den Pater Junipero Serra colonisirt. Im nächsten Jahre gründete er hier die Mission von San Diego. Der Freibrief ist vom 27. März 1850. San Diego hat 2000 Einwohner und 1 tägliche Zeitung.

Los Angelos. Die Niederlassung auf dem Grunde, wo die Stadt steht, begann im Jahre 1780. Der Freibrief der City ward am 4. April 1850 bewilligt. Sie hat 2500 Einwohner und eine Zeitung, die einmal in der Woche erscheint.

Santa Barbara. Die erste Niederlassung hier geschah 1780, die Incorporirung am 9. April 1851. Die Volkszahl beträgt 1000. Hat bis jetzt noch keine Zeitung.

San Jose. Hier fand die erste Niederlassung früh in unserm Jahrhundert statt. Der City Freibrief ist vom 27. März 1850. Hat 2000 Einwohner, 1 wöchentliche und 1 halbwöchentliche Zeitung.

Sonoma. Hier ward 1824 eine Mission errichtet und 1835 ein Städtchen. Die City-Urkunde ist vom 4. April 1850. Die Zahl der Einwohner beträgt 400; das Städtchen besitzt 1 Zeitung.

Bonicia ward 1846 angelegt und am 27. März 1850 incorporirt. Hat 300 Einwohner, aber noch keine Zeitung.

Sonora nahm 1849 seinen Anfang und erhielt seine City-Urkunde am 1. Mai 1851. Die Stadt hängt in Betreff ihres Bestehens ganz und gar von den Minen in der Nachbarschaft ab. Sie hat 2500 Einwohner und 2 wöchentliche Blätter.

Monterey. Pater Junipero Serra gründete hier 1776 eine Mission. Der Ort ward nachgehends die Hauptstadt Californiens, welchen Rang er im Jahre 1847 verlor. Der Freibrief ist vom 30. April 1851. Die Stadt, deren Bevölkerung 2000 beträgt, hat bis 1847 keine Zeitung gehabt, zu welcher Zeit der „Californian" hier herausgegeben ward.

Oakland City besteht seit 1850, ist am 25. März 1854 incorporirt worden, enthält eine Bevölkerung von 2500 Seelen und hat 1 wöchentliche Zeitung.

San Bernardino. Bis zum Herbst 1850 stand, wo jetzt die Stadt sich befindet, ein einzelnes Häuschen. In dem genannten Jahre ward es von Mormonen gekauft und am 13. April 1853 incorporirt. Hat 1500 Einwohner und verspricht die schönste Stadt in Californien zu werden; ist bis jetzt noch ohne Zeitungsblatt.

Crescenz City ward 1853 angelegt und am 13. April 1854 incorporirt. Sie hat 400 Einwohner und 1 wöchentliche Zeitung.

Die 15 Cities Californiens haben zusammen 102,100 Einwohner.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Bei dem jüngsten Eisenbahn-Unfalle auf der Bahn von Brighton nach London fand ein sehr reicher Rentner, Hr. Railing aus Hampshire, seinen Tod. Er hinterließ folgendes wunderliche Testament: „Ich vermache alle meine Güter, Mobilien und Immobilien, in England und auf dem Continent, derjenigen Eisenbahn-Verwaltung, auf deren Bahn ich so glücklich bin, das Leben zu verlieren und so aus meinem irdischen Gefängniß befreit zu werden." Als Motiv seines Testaments scheint bei ihm die fixe Idee vorgeherrscht zu haben, daß er einmal eines gewaltsamen Todes, und zwar auf einer Eisenbahn, sterben würde. Seit Jahren reiste er von einer Bahn zur andern und alle Bahnbeamten in England, Frankreich und Belgien kannten den seltsamen Kauz, der mit breitrandigem Hut und Karrikmantel auf- und abfuhr. Bei der bekannten Katastrophe auf der Versailler Bahn war er gegenwärtig und er war fast der Einzige, der unversehrt davonkam; zu Fampour befand er sich in einem Waggon, der im Wasser versunken, doch wurde er noch gerettet; auf der Bahn von Poitiers war er auch auf dem Zuge, den so schweres Unglück betroffen, ohne daß er das gewünschte Ende gefunden. Auf den nordamerikanischen Seen und Flüssen fuhr er Jahre lang umher, in der Hoffnung, einmal bei einer Dampfkessel-Explosion seinen Tod zu finden, bis er endlich seinen Wunsch erfüllt sah und in seiner Heimath starb. Seine Erben haben auf Annullirung des Testaments auf den Grund hin angetragen, daß der Testator seinen Verstand verloren gehabt.

Aus London schreibt man unterm 26. Sept. Folgendes: Die Musikbande des kaiserlich französischen Guidencorps soll in den nächsten Wochen herüber kommen, um zum Besten der Wittwen und Waisen jener Soldaten, die im Kampfe gegen Rußland gefallen, einige Conzerte zu geben. Das wird eine Art Todten- und Verbrüderungs-Fest der verbündeten Nationen, dem es sicherlich nicht an großartiger Theilnahme fehlen wird. Als Conzertlokal ist der Glaspalast von Sydenham auserkoren.

Auf einem Dorfe bei Berlin ist kürzlich ein Fall empörender Brutalität vorgekommen. Ein aus der Strafanstalt Entlassener war krank und hilflos in das Dorf gekommen; aber statt sich des Unglücklichen anzunehmen, lud ihn ein dortiger Einwohner auf einen Wagen, fuhr ihn zum Dorfe hinaus auf die Landstraße, legte ihn dort nieder und überließ ihn seinem Schicksal. Der Kranke ist in der Charité gestorben, der Unmensch aber, der ihn so herzlos ausgesetzt hat, verhaftet worden, um nach dem Gesetze bestraft zu werden.

Die bekannte Fabrik von Evans und Arrowsmith in Bristol hat kürzlich einen Bogen Papier geliefert, der 3 Centner wog und 2784 Fuß (über $^1/_2$ Meile) lang war. — Nach einem Blatte von Long-Island hat ein Dr. Antisel das lange gesuchte Surrogat für Lumpen gefunden; es wird auf einer Pflanze gewonnen, die in jedem gemäßigten Klima wild fortkommt und nur den sechsten Theil so theuer wie Lumpen ist.

(Epitaphische Kabinetsstücke) Taubmann führt bei Gelegenheit, wo er über frühere deutsche Poesie und dann über die seines eigenen Zeitalters spricht, verschiedene Grabschriften an, von denen wir folgende zwei mittheilen:

Hie liegt begrab'n Hans Haschebrod:
Ich bitte dich, du lieber Gott,
Das ewig Leb'n wolst geb'n mir,
Gleich wie ich wolte geb'n dir,
Wann ich were der liebe Gott
Und du werest Hans Haschebrod.

Hie ligt Meister Pitt im grünen Gras,
Der so gern sawer Kraut aß
Und trank gern guten rhein'schen Wein,
Gott seiner Seel woll gnädig seyn.

Nuß zum Knacken.

Dreisylbiges Räthsel.

Wir sind's gewiß in vielen Dingen,
Im Tode sind wir's nimmermehr;
Die sind's, die wir zu Grabe bringen,
Und grade diese sind's nicht mehr.
Und wie wir's waren in dem Leben,
Sind wir's nun auch im Tode eben.

Auflösung des Räthsels in № 119:
Der Buchstabe u.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 121. Sonntag, 8. Oktober 1854.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

8.

Die Genesung Hubert's erfolgte langsamer, als sich bei seiner so frischen, kräftigen Natur hätte erwarten lassen. Der Anfall war sehr hart gewesen und hatte die durch Sorgen und Gram aller Art erschütterten Nerven bedeutend herabgestimmt. Endlich aber — der Sommer war schon weit vorgeschritten — konnte er Bett und Zimmer verlassen, konnte in Begleitung Camill's ins Freie fahren, wozu Frau von Virchow ihre Equipage zur Verfügung stellte; und endlich mit der wiedergewonnenen Kraft fand er auch den Gebrauch seiner Füße wieder.

Da überraschte ihn eines Tages ein Besuch.

Herr Bernhardi trat unversehens eines Abends in die dämmernde Stube des Studenten, brachte Grüße und Briefe aus der Heimath und Nachrichten, die wenigstens einigen Trost enthielten. Seine Verwendungen bei der Priorin des Klosters in Münster, in welches Theodora getreten war, hatten die Bedingung erzielt, daß man das Fräulein erst nach zweijährigem Noviziat wolle Profeß thun lassen, und bis dahin, meinte Bernhardi, dürfte das liebeschwärmerische Wesen entweder in ihrem Entschlusse wankelmüthig oder dessen Ausführung durch anderweitige äußere Einflüsse verändert worden seyn.

Auch in anderer Beziehung schienen sich die Verhältnisse der gräflichen Familie etwas freundlicher gestalten zu wollen.

„Sie brauchen nicht mehr ängstlich zu knausern und zu kargen," sprach der Advokat, „wir haben nachträglich noch eine ziemlich bedeutende Summe zu retten vermocht, die von dem Vermögen Ihrer gnädigen Frau Mutter herrührte; der Herr Graf will Ihnen jeden Monat hundert Thaler senden, und er vermag dies nun, ohne sich wehe zu thun. Wenn es so fortgeht mit Ihrem lieben Vetter Clemens," fuhr Herr Bernhardi zu erzählen fort, „so wird es mit seiner Herrlichkeit bald aus seyn; er hat das Gut mit ungeheuern Hypotheken belastet und contrahirt täglich noch mehr Schulden. Seine Gläubiger schweigen nur, weil sie mit ihm hoffen und seiner bestimmten Versicherung glauben, daß er binnen Kurzem durch eine reiche Heirath sich wieder flott machen werde. Seine Schwester hat nun wirklich den Schleier genommen und sich aller und jeder eigenen Ansprüche an das durch den Prozeß errungene Vermögen begeben und Fräulein Theodora kann nicht genug rühmen, welch ein edles Geschöpf die Schwester Antonia ist, mit welcher sie sich in einem und demselben Kloster befindet."

Diese Nachrichten richteten Hubert ein wenig auf.

„Sagen Sie dem Papa, daß ich seines Zuschusses nicht bedarf, lieber Herr Bernhardi," sprach er dann; „meinen bescheidenen Bedürfnissen genügt vorerst noch mein eigenes kleines Vermögen. Später werde ich ohnedies noch lange der Unterstützung Papa's bedürfen, denn in Folge meiner Erkrankung habe ich ja ein ganzes Semester verloren."

„Lassen Sie sich das eine Warnung seyn, Herr Graf, nicht zu viel zu arbeiten, sich nicht in einsamer und einseitiger Beschäftigung aufzureiben!" versetzte Bernhardi. „Ein tüchtiges theoretisches Wissen frommt zwar auch dem Juristen, aber die Hauptsache bleibt doch immer die Praxis. Sterben Sie nicht der Gesellschaft, dem Menschlich-Schönen ab; das würde sich bitter rächen! Suchen Sie Verbindungen unter Standesgenossen aufrecht zu erhalten und zu erweitern; sonst verbrennen Sie Ihre Schiffe hinter sich und brechen

Digitized by Google

die Brücken vor sich ab. Frau von Greiers hat mir noch besonders aufgetragen, Sie daran zu erinnern und es Ihnen recht an's Herz zu legen. Ihre Krankheit hat die gute Frau sehr beunruhigt und die Briefe Ihres Freundes vermochten kaum, sie zu Hause zu halten, wo sie doch selbst so nothwendig gewesen, da der Herr Graf ebenfalls krank war."

„Mein Vater krank? und man hat es mir verhehlt?" rief Hubert.

„Beruhigen Sie sich, es ist nun Alles wieder in Ordnung!" entgegnete Bernhardi. „Erlebnisse, wie sie Ihre Familie betroffen, ziehen nicht spurlos an einem bejahrten Manne vorüber. Die Aerzte haben ihm den Besuch eines Bades empfohlen und da Ihr Zustand eine weitere Versäumniß Ihrer Studien doch mit sich führt, so wünschten Ihr Herr Vater und Frau von Greiers, Sie möchten Ihre Ferien früher antreten und nach dem Badeorte kommen, welchen er wählen wird, vermuthlich nach Aachen." —

Dies theilte Hubert Frau von Virchow mit, die er am folgenden Tage besuchte.

„Mein Gott, welch ein glücklicher Zufall!" rief diese überrascht — „dorthin reise ich ebenfalls in den nächsten Tagen!... Gräfin Ravinska bestürmt mich mit Briefen, das neue Gut zu sehen, das sie in der Nähe von Aachen erworben hat und wo sie gegenwärtig mit Paulinen in aller Stille lebt. Sie drängt mich, Sie nur ja mitzubringen."

„Mich?" fragte Hubert — unmöglich!"

„Wie? Sie werden doch diese Ihre beste Freundin nicht kränken wollen?... Der Arzt räth ja auch Ihnen Landluft und Stille."

„Wohl wahr, aber bedenken Sie, meine Gnädige, daß ich Pauline wiedersehen, daß der ganze Schmerz einer innigen aber vergeblichen Liebe wieder in meiner Seele geweckt werden würde?... Ahnen Sie denn nicht, daß gerade dieser Kampf in meinem Innern gegen eine Neigung, die meine Vernunft mir als hoffnungslos, mein Stolz als unzart und gefährlich bezeichnete, nebst andern Erlebnissen vorzugsweise dazu beigetragen hat, mich auf das Krankenlager zu werfen und mich noch immer unglücklich zu machen?... Werde ich mir diese Neigung aus dem Sinne schlagen können, wenn ich Pauline wieder täglich vor mir sehe?"

„Sie haben nicht Unrecht, es scheint geeignet, Sie auf eine harte Probe zu setzen," sagte Frau von Virchow gedankenvoll; „indessen ist das Herz und namentlich das eines Mädchens ein wandelbares Ding, und die Gräfin, welche wohl nicht minder scharf blicken wird als ich, dürfte nicht leicht ihre Einladung an Sie so dringend gemacht haben, wenn sie Gefahr für Sie oder für ihre Schwester darin ahnte. Vielmehr spricht ja die Letztere stets mit der größten Achtung von Ihnen und äußert häufig den Wunsch, Sie wieder zu sehen. Auch werden wir ein sehr kleiner Kreis seyn, der aller Etikette und allen Zwangs baar seyn will; denn Paulinens gedrückte Stimmung entfernt jede Regung von Fröhlichkeit aus der Seele der Gräfin. Ich verkenne nicht, es wird eine Art Opfer seyn, welches Sie den Damen bringen."

„Wenn es ein solches wäre, sollte mich keine andere Rücksicht abhalten, die Gräfin von meiner Dankbarkeit zu überzeugen!" versetzte der junge Mann.

„Nun denn, so vertrauen Sie mir! Sie kennen mich als Ihre treue Freundin; überlassen Sie es mir, erst Paulinens Herz und die Zustände überhaupt zu sondiren, und versprechen Sie mir, alsdann meinem Rath und Winke zu folgen, wenn ich Sie berufe, der Einladung der Gräfin Ravinska nachzukommen. Wollen Sie so?"

„Gewiß; verfügen Sie über mich!" erwiederte Hubert und küßte die Hand seiner Freundin. —

Daß Pauline seiner noch mit Achtung gedenke und selbst den Wunsch äußere, ihm wieder zu begegnen, erweckte in Hubert einige leise Hoffnungen und hatte ihn schnell umgestimmt. Er wünschte jetzt beinahe eine förmliche Einladung von Frau von Virchow zu erhalten. Inzwischen rüstete er sich zur Abreise in die Heimath, beschenkte und bewirthete die Studirenden, welche ihn in seiner Krankheit hatten verpflegen helfen, und schnürte seinen Ranzen, um die Ferien noch vor deren gesetzlichem Beginn anzutreten. Nur Eines peinigte ihn noch: die Art und Weise, wie er Camill Morstein seine Dankbarkeit beweisen sollte. Seit er ihn näher kennen gelernt hatte, war er von hoher Achtung für ihn erfüllt. Hinter dem burschikosen Wesen, hinter dem Air von Gleichgiltigkeit und Indolenz steckte doch etwas mehr, als die derbe, ungraziöse Schale versprach: ein uneigennütziger, gerader, aufopferungsfähiger, streng rechtlicher Charakter. Der rauhe Studententon und jene derbe Jovialität, die Hubert an dem Hausgenossen anfangs unangenehm berührt hatten, bargen einen gewissen Kummer, einen düstern Zug, welcher wie der Nachhall eines unangenehmen Erlebnisses in Morstein wohnte und unter vier Augen oft zu Tage trat, wenn er gleich der Welt lieber das Silenslächeln zeigte. Eine wahre, aufrichtige

Digitized by Google

Freundschaft verband nunmehr die beiden Hausgenossen; die bevorstehende Trennung von dem Freunde ging Hubert nahe, wenn er sich gleich mit dem Gedanken trösten konnte, daß sie nur eine kurze seyn werde. Er hätte gar zu gerne Morstein seinen Dank auf eine recht verbindliche, ungewöhnliche Weise zu erkennen gegeben, ihn in Gegenwart seines Vaters und Cäciliens mit Auszeichnung bedacht, aber er zweifelte, ob Morstein es annehmen würde, ihn nach der Heimath zu begleiten, und zwar als Hubert's Gast und auf dessen Kosten.

Am Morgen vor seiner Abreise, während er sich noch den Kopf darüber zerbrach, trat Morstein unvermuthet in Hubert's Zimmer. Er war blaß, verstört, in den Wimpern hing eine Thräne; seine Züge verkündeten eine ganz ungewöhnliche Traurigkeit und Weichheit.

„Ich komme, um Dir Lebewohl zu sagen, lieber Bruder!" hob er an — „ich reise in einer Stunde."

„Wie? Du gehst auch? und wohin?"

„In meine Heimath! Es gilt meinen Vater noch einmal zu sehen und über den Verlust einer Schwester zu trösten, die wir eigentlich schon seit Jahren verloren hatten. Lebe wohl! wir sehen uns bald wieder, denn ich werde Dich vielleicht in Deiner Heimath oder in Aachen besuchen."

„Wirklich? Ei das wäre charmant! ich wollte Dich längst dazu einladen. Mein Vater, meine Cousine sollen Dich kennen lernen!"

„Ich werde kommen, mein Wort darauf!" erwiederte Morstein. „Dann sollst Du mehr von mir erfahren und ich werde Dir Manches klar machen, was Dir seither vielleicht räthselhaft an mir erschien!" Und er nahm hastig Abschied, weil er, wie er sagte, noch Mancherlei zur Abreise zu ordnen habe. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Aus Pater Abraham a Santa Clara's Sonntagsepisteln.) Anno 1546 haben drei Musikanten zu Wien 42 Viertel Wein in Einer Zech ausgesoffen: das seynd Magen! Anno 1517 hat ein Mann zu Wien an Einem Tage 32 Kapaunerl gegessen und sich noch beklagt, daß sein Magen so blöd sey und der Appetit noch nicht ersättigt; Anno 1511, als Kaiser Maximilianus in Augsburg einen Reichstag gehalten, ist ihm Einer vorgestellt worden, der in Gegenwart des Kaisers ein ganzes rohes Kalb sammt der Haut aufgezehrt und sich doch noch wohl getraut hat, ein ganzes Lämmble (Lamm) statt des Confekts zu essen. Das seynd Magen! Sabellicus schreibt, daß Kaiser Maximinus ein solcher Wampenvogt gewesen, daß er öfters an Einem Tag so viel Pfund Fleisch gegessen und dazu Wein so unmäßig genossen, daß er dergestalten geschwitzet, daß man den Schweiß mit einer güldenen Schale mußte auffangen und er auf Einmal über ein Seidl geschwitzt: das heiß' ich einen Magen! — Flavius Fabiscus berichtet, Kaiser Aurelianus habe einen Schmarotzer gehabt, deß Namen war Phago, der bei der kaiserlichen Tafel auf Einmal ein ganzes Wildschwein und 100 Semmel gegessen und durch einen Trichter sey ihm ein Eimer Wein eingegossen worden: das ist gar ein General-S..magen! — Wir haben einen Heiligen in unserm Orden, der da genennet wird der heilige Wilhelm; dieser, als er noch Herzog in Aquitania und Graf in Pictavia war, hat öfters zu Einem Imbs 5 Kapaunerl, 5 Bändel Vögel, 5 Pfund Rindfleisch sammt anderm Zugemüß verzehret und dazu 8, bisweilen gar 10 Maß Wein getrunken. Behüt' mich Gott vor solchen Gästen! Viel gute Magen, viel gesunde Magen, viel starke Magen hat man allzeit gefunden und findet man noch. Hingegen findet man wenig Magen, die die geringste Unbill, das winzigste Wörtlein, die unbedeutendste Anzüglichkeit können verdauen — gleich zeiget sich Feuer im Dach und es heißt: Bursch ins Gewehr! Aber seynd das Christen? Das hab' ich niemalen geglaubt, glaub' es auch noch nicht und werd' es auch nicht glauben, allermaßen Christus allen Hohn und alle Spottwörter geduldig ertragen.

(Aut — aut!) Papst Innocenz VI. sandte im Jahre 1361 zwei Benedictinermönche an Barnabo, Visconti in Bologna, zur Beilegung einer Streitigkeit. Dieser erwartete die Gesandten auf einer Brücke, ließ sich daselbst die päpstliche, ihm mißfällige Bulle überreichen und sagte ihnen dann, daß sie Eins von Beiden — entweder Essen oder Trinken — wählen möchten. Die Aussicht auf den Fluß, über welchem sie standen, mochte ihren Verdacht erregen: sie versicherten, daß sie keinen Durst hätten. „Nun, so esset!" Und sie mußten, sie mochten wollen oder nicht, die pergamentne Bulle verschlingen.

Digitized by Google

In der „Times“ standen kürzlich folgende zwei Anzeigen unmittelbar hinter einander:

1. „Weggeflogen von einer Villa in St. John's Wood ein allerliebster grauer Papagei. Er ist ein überaus munteres Thier, und obgleich seine Aussprache undeutlich, so parlirt er stundenlang mit dem größten Eifer. Wer ihn gefangen hat, wird dringend ersucht, das süße Thierchen gut zu behandeln, sich nicht an sein Beißen zu kehren und ihn gegen Empfang einer Belohnung von 3 Guineen an seine trostlose Eigenthümerin abzuliefern. Adresse: Mrs. de Poppelts, Acroceraunia Cottage, St. John's Wood.“

2. „Weggeflogen aus einer Villa in St. John's Wood ein grauer Papagei, kenntlich an seinem bösen Temperament, sowie daran, daß er nicht ein Wort spricht, aber stundenlang auf die scheußlichste Weise kreischt, ohne alle Veranlassung. Wer ihn gefangen hat und ausgestopft an die unterzeichnete Adresse abliefern will, erhält 4 Guineen und freundlichen Dank. Mr. de Poppelts, Acroceraunia Cottage, St. John's Wood.“

Man sieht, die beiden Gatten waren sehr verschiedener Ansicht.

Transatlantischer Gruß
an
Scharfenberger,
Pfarrer in Martinshöh.

Ein Brieflein aus der Neuen Welt
Wird einem Knecht hier zugestellt
Vom evangelischen Pastor,
Der heut' ihn lieb hat wie zuvor.

Was treibst Du fern im Pfälzerland?
Wird Dem kein Zug der theuren Hand,
Wird Dem kein warmer Gruß zu Theil,
Der mit Dir sucht in Einem Heil?
Du ehrst den Mann im alten Rom
Und ich den Mann am Elbestrom,
Und doch sind uns zwei Oerter nah':
Gethsemane und Golgatha.
Dort weiß man nichts von Kirchenstreit.
Von Menschen-Satzungen, wie heut';
Das müde Herz sucht Einigkeit
Und Friede, wo als Opferlamm
Hinsank der Held aus Davids Stamm.

Zur Ehe bin ich nun geschritten,
Mir blüht ein Weib von sanften Sitten,
Das, zärtlich, hold von Angesicht,
Mir Rosen in das Leben flicht,
Ins Leben, das zu Nutz und Frommen
Mich streng einst in die Schul' genommen,
Doch jetzt in Freudenmelodie,
Im Lob des Herrn erklingt, wie nie.

Leb' wohl in Deinem Bischofssitz! —
Den Brief besorgt mein Bruder Fritz,
Der in Waldfischbachs grüner Hut,
Gleich einer friedlichen Idylle,
Mit seiner Rose, treu und gut,
Wirkt in beneidenswerther Stille;
Denn, Freund! die sanfte Pflegerin
Der schönsten unsrer Lebensträume
Braucht keine weiten, großen Räume,
Nein, ihr genügt ein reiner Sinn.

Es war einst meine letzte Bitte:
Vergnügt zu seyn in eig'ner Hütte —
Sieh', diese Bitt' ist nun erfüllt!
O süße, selige Gewährung,
Aus welcher meine Ruhe quillt,
Die jeden Seufzer der Entbehrung,
Wie ein verschleiert Nebelbild
Freudloser Tag', in die Verklärung
Des lichtbeseelter'n Lebens hüllt!

Indeß leb' wohl! Mög' Gott den alten
Gesunden Pulsschlag Dir erhalten!

Im Staat Ohio, 9. Sept. 1854. Karl Aulenbach.

Sylben-Räthsel.

Wenn du hast Kummer oder Schmerz,
So brauch' die Erste und dein Herz
Wird dann durch sie erfreuet.
Oft ist die Zweit' von großem Werth;
Bald wird sie zum Gebrauch begehrt,
Bald auf den Weg gestreuet;
Ein Pflaster macht man auch davon,
Allein sie wird dafür zum Lohn
Getreten stets mit Füßen.
Das Ganze gegen mancherlei
Der Uebel mußt' als Arzenei,
Mein Leser, du genießen.

Auflösung des dreisylbigen Räthsels in № 120:
Verschieden.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 122. Dienstag, 10. Oktober 1854.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

Einige Tage später betrat Hubert das Vaterhaus wieder, lag in den Armen seines theuern Vaters, den er sehr gealtert fand — er ging gebeugten Rückens an einem Stocke; Hubert sah Cäcilie wieder, und hier unter diesen Umgebungen vergaß er seiner Liebe und ihrer Schmerzen und fand andere Sorgen und Ideen, die ihn beschäftigten. Diesmal war es aber Cäcilie, die zuerst den nagenden Wurm wieder weckte, indem sie ihn die Briefe lesen ließ, welche ihr die Gräfin Ravinska geschrieben, die seiner stets mit Wärme darin gedachte. In jedem Andern als Hubert würde dies sowie die lobende Anerkennung, welche ihm von Seite der Gräfin gezollt wurde, die kühnsten Hoffnungen rege gemacht haben; er aber wollte an seinem Lieb fast verzweifeln. Aus diesen Briefen ersah er auch, daß die Gräfin in Frau von Greiers drang, sie zu besuchen, sey es in Berlin, in Bornau oder auf dem neuerworbenen Gute in der Nähe von Aachen, und diese Einladung schloß auch den alten Grafen und Theodora ein; ja Hubert fand den Vater und Cäcilie schon entschlossen, diese Einladung anzunehmen, und man hatte gerade deßhalb die Wahl der für den Vater zu benützenden Heilquelle auf Aachen gelenkt. Was dagegen Hubert selbst in den allerneuesten Briefen der Gräfin vergebens suchte, waren genauere Nachrichten über Pauline, deren nur ganz im Allgemeinen Erwähnung geschah, um doch zu erkennen zu geben, daß ihr Zustand und ihre Zukunft der ältern Schwester nahe gingen.

Die Vorbereitungen zur Badereise des Grafen waren indeß noch nicht getroffen und inzwischen fuhr Hubert einmal mit Frau von Greiers nach Münster, um Theodora zu besuchen. Als die Novize im klösterlichen Gewande dem Bruder im Sprechzimmer des Klosters entgegentrat, wollte es Hubert beinahe das Herz abdrücken. Er beschwor sie, wieder in das Vaterhaus zurückzukehren, den Gedanken an den Nonnenschleier aufzugeben und ihm nicht auf Lebenszeit das drückende Bewußtseyn aufzubürden, daß er ein solches Opfer angenommen habe. Allein er fand leider, daß die Schwester ungemein fest auf ihrem Entschlusse beharrte. Fremde Einflüsse, namentlich von Seiten der älteren Ordensschwestern, mochten die Novize in ihrem frommen Eifer bestärkt haben. Er fand übrigens den Ort nicht geeignet, weiter in Theodora zu dringen, und schied mit betrübtem Herzen.

Auf dem Rückwege in das Haus einer befreundeten Familie, woselbst sie abgestiegen waren, äußerte er gegen Cäcilie: ob es nicht möglich sey, Theodora noch einmal, jedoch außerhalb des Klosters, zu sehen. Cäcilie wußte dies zu vermitteln und am andern Vormittag holte der Wagen der Gräfin Hoogstraaten Theodora nach der Behausung Jener ab. Zwar ward sie von einer Ordensschwester begleitet, allein Schwester Antonia, welche die Priorin mitgesandt hatte, besaß so viel Zartgefühl, daß sie sich damit beschäftigte, die Bilder und Gemälde im Salon der Gräfin und der anstoßenden Gallerie zu studiren und die Geschwister allein zu lassen. Von Cäcilien unterstützt, setzte nun Hubert seiner Schwester auf's Neue mit Bitten und Vorstellungen zu; er erinnerte sie an das Alleinstehen des Vaters, an den vermehrten Druck des Kummers, der auf den Greis stark einwirken müsse, wenn er jemals eine Ahnung bekomme, daß sie in den klösterlichen Mauern nicht den Frieden gefunden habe, den sie dort gehofft. Er erschöpfte seine ganze Beredsamkeit, er beschwor sie beinahe auf den Knieen

Digitized by Google

und ward am Ende so laut, daß die Nonne Alles hören mußte. Allein Theodora blieb immer noch standhaft und hörte still weinend und mit gefalteten Händen die Vorstellungen ihres Bruders an. Die Aufregung der Anwesenden war auf's Höchste gestiegen — Thränen standen in Aller Augen.

Da stürzte auf einmal die Nonne herzu, fiel Theodora um den Hals und rief:

„Liebe Schwester, gebe nach! Höre auf die Stimme Deines Bruders, Gott spricht aus ihm durch die Stimme der Natur! Thue wenigstens nicht Profeß, so lange Dein Vater noch am Leben ist und ein solcher Bruder Dir Schirm und Stütze bietet!"

„Wie, Cousine Antonia, auch Du räthst mir? Du, die selber nur im Kloster Frieden suchte?" sagte Theodora betroffen und schlang ihre Arme um die Nonne.

„O mein Kind!" flüsterte die Nonne, doch hörbar genug für die Anwesenden — „hätte ich Deine Angehörigen Vater und Bruder nennen können, so würde mich keine Macht der Erde von ihnen getrennt haben! — Ja," wandte sie sich dann zu den Anwesenden, „ich bin Ihre Verwandte, Herr Graf, bin die Tochter und Schwester von Männern, die Ihnen und den Ihrigen unsäglich wehe gethan haben. Doch Sie werden nicht mich, das unschuldige, schwache Weib, darum hassen, das in heiliger Stille zu sühnen sucht, was seine Angehörigen verschuldet; mich, die ich niemals schmerzlicher als eben in dieser Stunde beklagte, daß mir nicht vergönnt ist, die Schuld Anderer wieder gut zu machen."

Hubert drückte ihr gerührt die Hand und bedauerte nur, daß er nicht die Züge der Ordensschwester schauen konnte, die der Schleier verhüllte. Er versicherte sie seiner Hochachtung wie seines innigsten Dankes und bat sie mit feuchten Augen, allen ihren Einfluß anzuwenden, um Theodora zu einer Sinnesänderung zu bewegen.

„Gewiß werde ich das thun, Vetter," versetzte Schwester Antonia; „sind ja doch jenem unseligen Zwiste schon Opfer genug gebracht worden!... Ich will sogar auch bei der Priorin und den andern Schwestern meinen Einfluß zu Gunsten Ihres Wunsches aufbieten; aber Sie müssen mir versprechen, mir auch einen kleinen Gegendienst zu leisten."

„Wenn es in meinen Kräften steht, Schwester Antonia, einen Wunsch zu erfüllen, der Ihnen am Herzen liegt, so nehmen Sie unbedingt mein Ehrenwort, daß ich Ihre Bitte erfüllen will! Und was ist es, Cousine, das Sie von mir verlangen?"

„Eine Kleinigkeit für einen Mann von Christensinn und Großmuth!" erwiederte die Nonne — „Sie kennen meinen Bruder Clemens?..."

„Ja!..." versetzte Hubert zögernd und mit dunkler Gluth auf dem Antlitz, denn er hatte ein beklommenes Vorgefühl, daß er seine Zusage vorschnell gegeben.

„So bitte ich Sie — und Sie haben mir ja die Erfüllung zugesagt — daß, wo Sie ihm auch immer begegnen und wie Sie sich auch gegen ihn gestimmt fühlen mögen, Sie sich nicht mit ihm schlagen wollen. Ich weiß, wie rasch Ihr Männer zu solcher Selbsthilfe greifet! Aber ob er von Ihrer Hand, Sie von der seinigen fielen — ob Clemens Ihrem ehrwürdigen Vater und meiner lieben Freundin Theodora die einzige Stütze rauben, oder ob Ihre Rache meinen Bruder unvorbereitet in seinen Sünden dahinraffen würde — müßte nicht in jedem Falle mir Armen ein neues Schwert durch's Herz gehen? Also ich habe Ihr Wort, Herr Graf?"

„Nein, nein, noch nicht! Entbinden Sie mich desselben! Sie verlangen Unmögliches!" rief Hubert leidenschaftlich.

„Geben Sie nicht dem Zorne Raum!" sprach Antonia sanft und rührend — „ich habe bereits Ihr Wort und kann Sie nicht mehr davon entbinden. Graf Hubert ist ein Rödingen, der es zu halten weiß, der auch in der Stunde der wildesten Aufregung sich erinnern wird, daß dieses Versprechen einer Braut des Himmels Ruhe gegeben hat und daß sie ihn dafür segnen wird. Nein, nein! ich halte Sie beim Worte!"

„Verspreche es ihr, Bruder!" bat Theodora, als sie die Seelenangst der Schwester Antonia sah. „Wenn Du ihr gelobst, ihre Bitte zu erfüllen, so verspreche ich Dir, mich noch einmal ernstlich vor Gott zu prüfen und keinen Schritt wegen des Schleiers zu thun, bevor ich nicht Papa noch einmal gesehen habe."

„Versprechen Sie es, Hubert, um Aller Ruhe willen!" bat Cäcilie und auch die Gräfin vereinigte ihre Bitten mit denen der übrigen.

„Nun denn — ungern! doch es gilt ja das Lebensglück der Meinigen!" sagte Hubert mehr murmelnd als sprechend und reichte der Nonne die Hand. —

Noch am selben Tage reiste er mit Cäcilien wieder nach Hause. Das Gelübde, welches er gethan hatte, drückte ihn; er haßte Clemens, ohne sich über die Gründe dieses innigen Hasses

Digitized by Google

Rechenschaft geben zu können. Als er jedoch bei der Heimkehr dem Vater Freudethränen in die Augen treten sah ob der Kunde, daß Theodora wohl bald wieder in das Vaterhaus zurückkehre, da ward es ihm doch etwas leichter um's Herz. Auch fand er einen Brief von Frau von Birchow, der während seiner Abwesenheit angekommen war. Sie schrieb:

„Ich mahne Sie an Ihr Versprechen, mein lieber Hubert; kommen Sie rasch, denn Sie werden mit Ungeduld erwartet. Pauline namentlich wünscht zu erfahren, ob Sie kommen werden, und erkundigt sich mit Unruhe darnach. Außer Fräulein von Grieben und mir ist Niemand hier und wir führen bis zum Eintreffen Ihrer Familie ein sehr eintöniges Leben. Die Frau Gräfin, deren Zustand in Folge der steten Sorge und Ungewißheit über Pauline ein sehr bedenklicher ist, ersucht Sie freundlich, ihr dises Opfer zu bringen. Sie wünscht auch Ihren Pfleger und Zimmernachbar, den Studiosus Morstein, kennen zu lernen; laden Sie ihn ebenfalls im Namen der Gräfin ein, der er herzlich willkommen seye. Nur eilen Sie ein wenig, lieber Graf, denn wir erwarten sehnsüchtig Ihre Ankunft."

Er reichte den Brief, der ihm von Berlin aus nachgesandt worden war, Cäcilien. Nachdem diese ihn gelesen, sagte sie:

„Lieber Cousin, Sie müssen allein reisen; unsere Vorbereitungen sind noch nicht so weit gediehen und Papa will erst noch Theodora in Münster besuchen und wo möglich mitnehmen. Also reisen Sie mit Gott und lassen Sie uns hoffen, daß aus dieser Reise das Beste für uns Alle entspringe."

„Und zu welchem Ergebnisse sollte sie führen?" fragte Hubert.

„Ich weiß es noch nicht, aber ich habe eine Ahnung, daß Frau von Birchow irgend einen Plan hat," erwiederte Cäcilie; „ich glaube zuversichtlich, „daß sie Ihr Bestes will."

„Jenun, ich hege nicht die geringste Hoffnung mehr wegen der Comtesse," sagte Hubert wehmüthig; „ich könnte sie nicht mehr lieben noch gar heirathen, und doch kann ich auch mein Herz nicht von ihr frei machen ... ich möchte wegbleiben, und doch zieht es mich mit unwiderstehlicher Gewalt. Ist es ein düsteres Fatum, das mich ins Verderben führt, oder ist es die Hand der Vorsehung, die mich dorthin treibt, ich weiß es nicht, aber ich will dennoch gehen." —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die furchtbare Plage der Wanderheuschrecke dauert in San Salvador und Nicaragua (Amerika) bereits im dritten, in Guatemala im zweiten Jahre. Ihre Erscheinung ist von unglaublichen Verheerungen fast aller Culturpflanzen begleitet. Nicht nur der Mais, die Bohnen und die Bananen, sondern selbst die harten Blätter des Zuckerrohrs und der Cocospalme werden von den Millionen Heuschrecken angenagt, die keine menschliche Anstrengung vertilgen kann. In den Küstenebenen und in den Gebirgsthälern bis zu einer Höhe von 2000 Fuß wird seit zwei Jahren vom Mais nur ein Drittel des gewöhnlichen Ertrages, vom Zuckerrohr zwei Drittel, vom Reis die Hälfte geerntet. Die Folge dessen ist eine furchtbare Hungersnoth und Theuerung in einem Lande, wo der Mais sonst drei Jahresernten mit einem sechshundertfachen Ertrag gewährte. — Erdstöße, welche am 18. Juli und in den folgenden Tagen stattgefunden, veranlaßten viele Familien, aus den Häusern zu fliehen und im Freien zu übernachten. In der zerstörten Hauptstadt der Republik San Salvador erfolgte wieder ein ziemlich heftiges Erdbeben in dem Augenblick, als der Präsident San Martin und Bischof Don Tomas Saldanha von Cohutepeke aus die Ruinen besuchten.

In wenigen Jahren wird der zoologische Garten in Antwerpen einer der bedeutendsten Europa's seyn, da sich bei seiner glücklichen Lage und zweckmäßigen Einrichtung die Sammlung der Thiere in außerordentlicher Weise vermehrt. So empfing er dieser Tage wieder ein weißes Dromedar aus der Sahara, äußerst selten; sodann verschiedene merkwürdige Antilopen-Arten und unter andern seltenen Thieren mehrere Ibis, einige seltene Adler-Species und 2000 Singvögel aus Afrika und Ostindien.

Am 29. Sept. fanden sich, wie seit undenklichen Zeiten jedes Jahr zu Ende dieses Monats, sämmtliche Schwalben, welche den Sommer in Paris und dessen Umgebung zugebracht, auf den Dächern des Tuilerienschlosses und des Louvre ein. Gegen 10 Uhr Morgens gab einer dieser Vögel durch langsames Vorfliegen das Zeichen zum Aufbruch, wonach der ganze unendlich lange Schwarm in der Richtung gegen Süden sich fortbewegte.

Digitized by Google

Der Graf de Regla in Mexico war so reich, daß, als sein Sohn, der gegenwärtige Graf, getauft wurde, die ganze Gesellschaft von seinem Hause bis zur Kirche auf Silberbarren einherging. Die Gräfin, die einst mit der Vicekönigin einen kleinen Streit gehabt, schickte ihr zum Zeichen der Versöhnung einen weißen Atlaspantoffel, der ganz mit Diamanten übersäet war. Der Graf lud einst den König von Spanien ein, seine mexicanischen Lande zu besuchen, mit der Versicherung, daß die Hufe des Rosses Sr. Majestät von Veracruz bis zur Hauptstadt nichts als gediegenes Silber berühren sollten. Dies mochte eine Großsprecherei seyn; aber ein schlagender Beweis seines Reichthums ist die Thatsache, daß er zwei Linienschiffe von Mahagoni- und Cedernholz in Havanna auf seine Kosten bauen ließ und dem König zum Geschenk machte.

Jemand bemerkte, daß er aus der biblischen Geschichte den Traum des Pharao doch gar nicht begreifen könne, wie es nämlich möglich sey, daß sieben magere Kühe sieben fette verzehrten, ohne daß man es ihnen ansähe. „Ich konnte es auch nicht begreifen," sagte ein Kaufmann, „bis ich mir eine Frau nahm. Da hatte ich mehr als sieben große und dicke Cassa- und Handlungsbücher; meine Frau aber hatte nur ein ganz kleines Wirthschaftsbuch. Allein am Ende des Jahres hatte das kleine Buch alle meine großen und dicken verschlungen, und man sah es ihm auch nicht an. Seit der Zeit glaube ich an den Traum des Pharao."

Der „Alpenbote" in Graubündten bringt zwei Gedichte, welche von einer romanischen Bündtnerin herrühren, die keinen andern Unterricht als denjenigen ihrer Dorfschule genossen habe. Wir stimmen mit dem „Alpenboten" vollkommen überein, wenn er sagt: „Abgesehen von der Sprachgewandtheit zeichnen sich diese Gedichte durch eine in der heutigen Lyrik selten mehr in dem Maße anzutreffende Zartheit und ergreifende Wahrheit der Empfindung aus." Wir legen eines derselben unsern Lesern vor:

Die Begegnung.

Du eilst so schnell, so scheu an mir vorüber,
Als wär' ich ein Gespenst, das Dich erschreckt!
Ich weiß es, einst war Dir mein Anblick lieber,
Der heute Reu' in Deinem Herzen weckt;
Denn Deine Schuld ist's, daß mein Auge trüber,
Daß Todtenblässe meine Wange deckt.
Du bist bewegt, Du möchtest gern entfliehen:
O weile noch, ich habe Dir verziehen!

Wohl ahnte ich's, wohl blieb mir nicht verborgen:
Es zogen and're Bande Dich von mir.
Doch keinen Vorwurf hast Du zu besorgen —
Nur Abschied nehmen möchte ich von Dir.
Dein Bild verklärte meinen Jugendmorgen,
Für Deine Liebe dank' ich herzlich Dir;
Dies Glück, das mir auf kurze Zeit gegeben,
Es war zu groß für's arme Erdenleben.

Drum laß' mich Deine Hand noch einmal drücken;
Dir dank' ich ja mein schönstes Lebensjahr —
Laß' mich noch einmal in Dein Auge blicken,
Das mir ein lichter Stern des Himmels war;
In meinem Schmerz nehm' ich noch mit Entzücken
Drin eine Mitleidsthräne wahr:
Du weinst um mich — o lasse Dein Bedauern!
Seh' ich Dich glücklich, will auch ich nicht trauern.

Seh' ich nur Deine liebe Wange blühen,
Vergess' ich gern, daß meine langsam bleicht;
Seh' ich Dein Herz in Lust und Liebe glühen,
Dann schlägt das meine wieder still und leicht.
Verzeih' Dir Gott so wie ich Dir verziehen,
Damit Dich nie mein bitt'res Loos erreicht;
Damit Dich nie getäuschter Liebe Leiden
Gefühllos mache für der Erde Freuden!

Doppel-Räthsel.

Nur dem Dulden und Entsagen
Waren in der Vorzeit Tagen
Wir der strengsten Frömmigkeit,
Treu vereinet, stets geweiht.

Manche Schöne nahm gezwungen
Uns; von herbem Gram durchdrungen,
Ohne lieblich aufzublüh'n,
Welkte trostlos sie dahin.

Schöne jetzt in unsern Tagen
Nehmen, ohne Nein zu sagen,
Uns mit vielem Danke an —
Denn es schwand der früh're Wahn.

Wurden wir auch sonst gescheuet,
Uns're Annahm' oft bereuet:
Jetzt mit uns, wie man's erblickt,
Jede Schöne gern sich schmückt.

Auflösung des Sylben-Räthsels in № 121:

Weinstein.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 123. Freitag, 13. Oktober 1854.

Bayerns Fürstenhaus.

Wohl kenn' ich in Deutschland ein fürstlich Geschlecht,
Sein Banner heißt: Wahr und beharrlich und recht!
Vom Strahle des göttlichen Glaubens verklärt,
Hat's Treue und Biedersinn leuchtend bewährt.

Es hat sich in wilder, in eherner Zeit
Aufopfernd des Vaterlands Sache geweiht.
Im Glück wie im Unglück gleich groß und mild
Ragt es ein würdiges Löwen-Bild.

Nicht sucht's im Erobern den Ruhm und das Glück,
Nicht scheucht es die Musen, die holden, zurück,
Und schmäht nicht die Kunst, die das Leben erfreut:
Dein Name, o Ludwig, stirbt nicht in der Zeit!

Und wo man von Siegen der Menschlichkeit spricht,
Vergißt Dich die Nachwelt, mein Maxmilian, nicht!
Wohl größer, wer achtsam das Gute hier nährt,
Als der, so im Siegerschritt Länder verheert. —

Waldfischbach, 12. Oktober 1854. A.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

9.

Als Hubert in Aachen anlangte, fand er in dem Gasthause „zum Thurm", das er als sein Absteigquartier angegeben hatte, einen Diener der Gräfin mit einem Wagen. Der Abend war mild und warm, die sinkende Sonne übergoß die flache Landschaft wie mit flüssigem Gold, und dieser heitere Glanz dämpfte einigermaßen die Aufregung, in welcher sich der junge Mann befand. Eine Fahrt von etwas mehr als einer Stunde brachte ihn in die Nähe des Gutes, dessen hohes Schieferdach zwischen den Pappeln einer Allee aus der Ebene ragte. Bald darauf hielt der Wagen vor einem reizend gelegenen Schlößchen, dessen Vorbau einen Balkon auf einer Säulenhalle zeigte und dahinter drei hohe Doppelfenster zwischen Anten, die vermuthlich zum Salon gehörten. Hinter jenen Fenstern bewegten sich Gestalten hin und her; dann trat eine Dame auf den Balkon heraus und die wohlbekannte Stimme der Frau von Virchow rief in den Salon hinein:

„Er ist da! Herr Graf Rödingen ist angelangt!"

In den Salon tretend, fand Hubert die herzlichste Aufnahme von Seite der Gräfin Ravinska. Sie dankte ihm mit Thränen in den Augen, daß er ihr, der armen gebrechlichen Frau, dies Opfer gebracht; sie erkundigte sich nach seiner Gesundheit sowie nach dem Befinden der Seinigen mit fast mütterlicher Zärtlichkeit. Hubert's Auge aber suchte vergebens nach Pauline.

„Wir haben Sie schon seit einigen Tagen erwartet, und Sie konnten wahrlich nicht gelegener kommen als jetzt, um die gute Frau Gräfin zu zerstreuen!" sagte dann Frau von Virchow zu ihm.

Digitized by Google

„Denken Sie sich nur, daß uns Comtesse Pauline seit Kurzem wirklich ernstliche Sorge macht. Das gute Kind ist krank, von einer unheilbaren Schwermuth befallen, flieht alle Gesellschaft und hat die Gräfin dringend gebeten, Niemanden hierher einzuladen, da sie schon von jener Scheidemünze des gleichgiltigsten Verkehrs mit der Welt sich aufgeregt und gestört findet. Nur bei Ihnen macht sie eine Ausnahme; die Nachricht von Ihrer bevorstehenden Ankunft schien sie einigermaßen zu erfreuen."

„Ja, ich versichere Sie, lieber Hubert," setzte die Gräfin hinzu, „der Zustand der armen Pauline flößt mir ordentlich Schrecken ein. Das gute Kind ist bleich und abgezehrt; sie härmt und grämt sich offenbar, und doch können wir ihr nicht den Grund dieser Störung ihres Befindens entlocken. Dazu kommt noch, daß sich seit einiger Zeit ein wunderbarer religiöser Drang geltend macht; sie sucht die Einsamkeit und betet. Seit wir hier sind, verschließt sie sich oft Stunden lang in die kleine Kapelle des Schlosses, und Frau von Virchow hat schon bemerkt, wie sie dort vor dem Altare kniend sich im Gebete windet. Dringen wir in sie, so weicht sie aus oder entflieht uns; bestürmen wir sie auf's Ernstlichste, so treten oft Nervenzufälle ein, die mich für ihr Leben befürchten lassen. Sie werden erschrecken über die Veränderung, welche mit ihr vorgegangen ist."

An diesem Abend erschien Pauline nicht mehr im Salon und man trennte sich frühe; allein Hubert hatte noch eine Unterredung unter vier Augen mit Frau von Virchow, welche ihm vielerlei mitzutheilen hatte, was sie dem Papier nicht anzuvertrauen für räthlich gefunden. Noch aufgeregter und gedankenvoller als er gekommen war, legte sich Hubert zu Bette.

Als er am folgenden Morgen zum Frühstück im Speisesaal erschien, traf er Pauline, die ihm blaß, hager, abgehärmt entgegentrat, während sie in seiner Seele als eine blühende, frische Jungfrau im reichsten Schmucke jugendlicher Schönheit lebte, ganz so wie er sie zuerst gesehen. Er konnte seine Betroffenheit kaum verbergen.

„Ich freue mich herzlich, daß Sie die Einladung meiner Schwester angenommen haben," sagte sie, indem sie ihm erröthend entgegentrat; „ich hoffe, Ihre Gegenwart wird ihr wohlthun.... Sie finden mich verändert, nicht wahr?" fuhr sie fort, als sie seinen Blick noch immer schweigend auf sich geheftet fühlte — „das ist kein Wunder; ich habe seit einigen Monaten viel, unsäglich viel gelitten.... Aber auch Sie sind ernster, blässer geworden!"

„Ja, auch an mir ist die Zeit nicht vorübergegangen, ohne mir ernste Prüfungen aufzuerlegen!" versetzte er bewegt.

„Armer Freund, ich beklage Sie aufrichtig!" entgegnete Pauline mit solch inniger Theilnahme, daß Hubert sich tief ergriffen fühlte. Sie mußte den Schmerz recht kennen gelernt haben, um fremde Leiden so innig mitzufühlen. —

Durch Hubert's Anwesenheit änderte sich nichts in Paulinens Lebensweise; sie floh ihn zwar nicht, aber sie wich ihm aus, wie allen Andern, suchte nach wie vor die Einsamkeit im Garten, in den fernsten Gelassen des Schlosses, in der Kapelle; sie schien allenthalben sich wohler zu fühlen, als in ihren eigenen Zimmern, welche an die ihrer Schwester stießen.

Die Ansichten der Hausgenossen, welche Paulinens Zustand von Anbeginn beobachtet hatten, suchten den Grund ihres räthselhaften Betragens und ihrer Schwermuth in einer Geistesstörung; Hubert aber schüttelte ungläubig den Kopf, als man ihn für diese Ansicht gewinnen wollte, ohne jedoch *seine* Ansicht von der Sache kund zu geben. Der Zustand, worin er sie sah, ging ihm nahe; er würde einen Theil seines Lebens hingegeben haben, um sie zu heilen; sein Herz blutete, wenn er sie nur anblickte, wie sie so, eine geknickte Rose, vor ihm stand. Die Gräfin und Frau von Virchow hatten Hubert gebeten, sich Paulinen zu nähern und ihr Vertrauen zu erwerben, und mehrfach versuchte er es, wiewohl vergebens, sie allein zu sprechen.

Endlich traf er sie eines Tages in einem abgelegenen Theile des Schloßgartens, setzte sich zu ihr unter die hohen Buchen und ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein. Sie plauderte mit ihm so freundlich und harmlos, daß er es am Ende wagte, sie nach dem Grunde ihrer Schwermuth zu befragen.

„Ich bin so betrübt," sprach sie, „weil ich mich krank fühle."

„Aber warum verschmähen Sie alsdann alle ärztliche Hilfe?"

„Sie kann mich nicht heilen," gab Pauline zur Antwort; „mein Uebel sitzt tiefer, als die Heilkunde reichen kann ... es sitzt hier!" setzte sie hinzu und drückte die Hand auf das Herz. Thränen standen in ihren Augen. Dann fuhr sie plötzlich fort: „Sie haben eine Schwester, Graf, die Sie recht lieb haben, nicht wahr? Bitte, erzählen Sie mir von ihr! Ich freue

Digitized by Google

mich so sehr darauf, sie kennen zu lernen — ich werde sie recht lieb gewinnen!"

„Das verdient sie auch — Theodora ist ein Engel!" versetzte Hubert. „Schon am ersten Tage, wo mir das Glück ward, Sie zu sehen, Comtesse, flüsterte mir eine innere Stimme zu: Sie seyen an Unschuld und Liebreiz eine Schwester meiner Theodora — Sie sollten ihre Freundin seyn!"

Eine dunkle Gluth ergoß sich über Paulinens Antlitz und sie wandte sich zur Seite.

„Sie soll meine Freundin werden, wenn sie nur hierher kömmt! Sie soll mir von ihrem Klosterleben erzählen — warum hat sie denn eigentlich den Schleier nehmen wollen?"

„Das ist eine lange Geschichte, die mit der meiner Familie eng zusammenhängt," erwiederte Hubert.

Sie drang nun in ihn, ihr seine Familienschicksale zu erzählen, und hörte ihn schweigend und aufmerksam an; das Köpfchen vornübergesenkt, die Hände gefaltet, saß sie regungslos vor ihm. Nur zuweilen lief eine flüchtige Röthe und ein sanfter Ausdruck der Theilnahme über ihr Gesicht.

„Also Sieldorf war der ganze Urheber dieses Unglücks?" sagte Pauline mit schneidender Stimme, als die Erzählung des jungen Mannes zu Ende war — „oh, er ist ein Unmensch ... ein Ungeheuer ... ich weiß es!"

„Mein Fräulein," hob Hubert nach einer Pause sanft und schüchtern an, „dieser Mensch, den ich hasse wie eine giftige Schlange, hat sich auch Ihnen genähert. Eine dunkle Ahnung will mir einflüstern, er habe auch in Ihr Leben einen düstern Schatten geworfen ... könnten, wollten Sie mir vertrauen wie einem Bruder, so würde ich Ihnen vielleicht einigen Trost gewähren können!..."

Diese arglosen Worte erschütterten Pauline; anfangs blickte sie mit starrem, verglastem Auge zu ihm auf und ein banges Entsetzen sprach aus ihren Zügen; dann ward ihr Blick wie wirre und ein heftiges Beben durchzuckte sie. Lange nachdem er geendet, saß sie noch so und ihr Auge hing mit ängstlichem Forschen an seinen Zügen.

„Ich danke Ihnen, Hubert," sagte sie endlich; „Sie beschämen mich durch ein Vertrauen, dessen ich nicht werth bin... Doch glauben Sie mir, ich habe nichts, gar nichts mit diesem Sieldorf gemein!... Nein, bei Gott nicht!... Ich verabscheue ihn!"

„Ich erwartete nichts Anderes, mein Fräulein! Ich bin weit entfernt von jedem Argwohn; allein ich ahne nicht nur, sondern ich weiß, daß er Sie mit Briefen belästigte ... Sie erinnern sich noch jenes Briefes, den Sie eines Morgens in Vornau auf Ihrem Spaziergang von der Meierei erhielten, den ich in Ihren Händen sah, als Sie weinten ... ich weiß es nun, er kam von Sieldorf. Ja noch mehr, ich weiß, daß er damals von Buchshagen aus heimlich bei Nacht und bei Tage in den Park von Vornau kam, um Ihnen aufzulauern ... daß er sogar an jenem Abend, wo Sie im Bibliothekzimmer waren, woselbst ich Ihr Taschentuch, dieses Tuch hier, fand, das ich seither auf meinem Herzen getragen ... daß er an jenem Abend vor meiner Abreise von Vornau dort im Pavillonthurme war!..."

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr Paulinen, sie bedeckte sich das Gesicht mit den Händen und sank halb ohnmächtig an den Stamm des Baumes zurück, unter welchem sie saßen.

„Erschrecken Sie nicht, Pauline," sagte er, „ich schwöre Ihnen, daß nicht Ein leiser Gedanke in mir Sie anklagte, die Sie so hold, so rein, so unschuldig sind! Jener Mensch hat einen räthselhaften, magnetischen Einfluß auf Sie ausgeübt, einen Einfluß, wie ihn die Fabel dem Basiliskenauge zuschreibt!... Er ist ein Vermögenjäger und machte kein Hehl daraus, daß er es auf Ihr Vermögen abgesehen. Allein wenn er Sie gekränkt, wenn er Sie beleidigt und Ihnen Schmerz verursacht hat, vergönnen Sie es mir, Comtesse, ihn zu strafen und Sie seiner zu entledigen!..."

„Halten Sie ein, Hubert! edler Freund! halten Sie ein!" rief Pauline in höchster Seelenangst — „ich kann, ich darf Ihr Opfer nicht annehmen!... Wenn Sie mir wohlwollen, so reden Sie kein Wort mehr von ihm und keine Sylbe von dem, was wir hier gesprochen, gegen irgend Jemanden, selbst nicht gegen meine Schwester — hören Sie?"

„Wenn Sie es befehlen, mein Wort darauf — ich werde schweigen!"

„Dank — Dank! — Sie beschämen mich!" stammelte sie und bot ihm mit abgewandtem Gesicht die Hand.

Hubert wagte einen Kuß darauf zu drücken, worauf sie sie ihm hastig entzog und davoneilen wollte. Allein sie war so tief erschüttert, daß ihre wankenden Kniee sie kaum bis zum nächsten Baume trugen und sie zusammengebrochen wäre, wenn er sie nicht noch in seinen Armen aufge-

fangen hätte. Er brachte sie, mehr tragend als führend, nach dem Schlosse und überantwortete sie Frau von Virchow mit dem Vorgeben, daß er sie halb ohnmächtig im Garten getroffen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Zur Errichtung eines Denkmals für den französischen Schiffslieutenant Bellot, welcher, wie man sich erinnert, in Folge seines Heldenmuths als Theilnehmer einer englischen Expedition zur Aufsuchung Sir John Franklin's seinen Tod fand, sind, wie der „Morning Advertiser" schreibt, 2000 Pfund Sterling durch Beiträge eingegangen. 500 Pfund davon werden zur Errichtung eines Granit-Obelisken auf dem Themse-Quai vor dem Hospital zu Greenwich verwendet und das Uebrige soll zu fünf gleichen Theilen an die in Frankreich lebenden fünf Schwestern des Lieutenants Bellot vertheilt werden.

Die Nordamerikaner haben einen guten Magen. Sie verdauen jährlich ganze Landstriche mit dem größten Vergnügen und schreien dabei immer noch mit Millionen Stimmen nach neuen — Einverleibungen. So angeln sie nach Verschlingung des Mesilla-Thales jetzt wieder nach Cuba, das allerdings einer der urbarsten Inselbrocken auf dem ganzen Erdenrunde ist. Die Nagelprobe aber wird Bruder Jonathan in diesem Winter machen können, da laut der „Voss. Ztg." in diesem Jahre erhebliche Transporte Grüneberger Weine nach Amerika versandt werden und man sich eine große Ausdehnung dieses Exports verspricht. Wohl bekomm's!

Aus Manchester soll nächstens ein vollständiges eisernes Theater, 88 Fuß lang, 40 Fuß breit, 24 Fuß hoch und 4000 L. kostend, nach Australien hinübergeschafft werden.

Aus Friedr. Hornfeck's „Schenkenbuch".

Die Heimath.

Ich steh' am Berg und schaue
In Gottes freie Welt,
Hinab auf die blühende Aue,
Hinauf in das leuchtende, blaue
Unendliche Himmelsgezelt.

Es rauscht und säuselt die Linde,
Streut Duft und Blüthen einher;
Ich träume zurück mich zum Kinde
Und suche die Heimath und finde
Da drunten sie nimmermehr!

Hoch ragen die riesigen Massen
Des Domes zum Wolkenraum,
Die lärmenden Straßen und Gassen,
Sie sind, wie ich sie verlassen,
Und doch ist Alles ein Traum.

Was kannst, o Heimath, du bieten?
Weiß wohl, was verwandelt dich hat:
Die Lieb' ist von dir geschieden,
Mein Mütterlein schlummert in Frieden
Dort in der stilleren Stadt.

Ihr Kirchlein seh' ich ragen,
Hoch hält es das Kreuzpanier;
Da klingen die Glocken und klagen,
Weiß nicht, wem zusammen sie schlagen —
Ich wollt', sie läuteten mir.

Der alternde Zecher.

Von allen Blumen ist eine,
Die nimmer verwelkt und verblüht;
Sie duftet so lieblich im Weine
Und lieblicher noch im Gemüth.

Sie weckt die träumenden Lieder,
Sie fesselt das flüchtige Glück
Und bringt die verlorene wieder,
Die goldene Jugend zurück.

Sie prangt im schäumenden Becher;
Ich trinke mit durstigem Mund,
Ein selig-schwärmender Zecher,
Am Dufte die Seele gesund.

O duftige Blume im Weine!
Du blühest im Alter mir fort,
Wenn längst mit trügendem Scheine
Die Rosen der Liebe verdorrt.

Berichtigungen. In dem Gedichte: „Transatlantischer Gruß an Scharfenberger, Pfarrer in Martinshöh" (Nro. 121 d. Bl.) lese man in der zweiten Zeile Eingangs: „meinem Knecht" statt „einem Knecht". Sodann setze man statt Martinshöh den gegenwärtigen Aufenthaltsort des genannten Pfarrers: Grünstadt.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 124. Sonntag, 15. Oktober 1854.

Die Hoffnung.

Das ganze Seyn, das ganze Leben,
All unser Wirken, unser Streben
Ist auf den Glauben festgestellt.
Was aber wär's mit allem Glauben?
Ein tiefer Schmerz kann ihn wohl rauben —
Es muß was seyn, das ihn erhält.

Es muß was seyn, wenn Schicksalsfragen
Das Herz mit bangen Zweifeln schlagen,
Was stützend ihm zur Seite steht;
Was in uns wohnt mit unserm Herzen,
Das es auch bei den tiefsten Schmerzen
Noch wie ein schöner Traum umweht.

Was immer in den schönsten Bildern
Die dunkle Zukunft weiß zu schildern,
Wie auch das Dunkel sich erhellt;
Ein Etwas, das mit gleicher Stärke
Und gleicher Kraft bei jedem Werke
Den Glauben nährt und ihn erhält.

Und dieses Etwas, dieses Seyn,
Dies Heil des Herzens, das ich meine,
Ist Hoffnung, Hoffnung nur allein!
Sie führt uns durch dies Erdenleben,
Gleich wie ein Leitstern, leicht und eben,
Auf Blumenwegen himmelein.

Sie strahlt wie gold'ne Morgensonne,
Die neues Leben, neue Wonne
Dem jungen Tage beigesellt;
Sie gleicht dem Anker, dessen Schwere
Das leichte Schiff auf off'nem Meere
In wilden Wogen fest erhält.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

10.

Eine Woche nach dem erzählten Vorfalle langte der alte Graf Rödingen mit seiner Tochter und Frau von Greiers in Aachen an und meldete diese seine Ankunft seinem Sohne und der Gräfin Ravinska schriftlich. Die Gräfin wollte diese Nachricht alsbald durch einen Besuch erwiedern, um wo möglich den alten Grafen zu veranlassen, daß er Theodoren erlaube, auf dem Landsitze zu bleiben. Pauline hatte sich inzwischen von der Unpäßlichkeit wieder erholt, welche die Folge jener Erschütterung gewesen war, und ließ sich durch Zureden bewegen, mitzufahren. Hubert ritt auf einem flinken Pferde voran, um die Seinigen zu begrüßen und den bevorstehenden Besuch der Gräfin zu melden. Er war so freudig bewegt, zu wissen, daß Theodora wieder frei war und dem Kloster wahrscheinlich auf immer Lebewohl gesagt hatte; es drängte ihn so, die Seinigen wieder zu sehen, daß er sich nicht versagen konnte, mit verhängten Zügeln nach Aachen hinein zu sprengen.

Das Wiedersehen war tief ergreifend, denn selbst auf den alten Grafen hatte die Sinnesänderung Theodora's einen unverkennbar guten Eindruck gemacht, welcher die bevorstehende Gesundbrunnenkur wesentlich fördern mußte. Das zuvorkommende Wohlwollen der reichen Gräfin that ihm sichtlich wohl und Cäcilie und Theodora freuten sich voll Spannung auf die Begegnung mit der guten Comtesse Pauline, an welcher sie längst so großen Antheil genommen; und noch war die Begrüßung und gegenseitige Erkundigung von Vater und Sohn, Bruder und Schwester, Cousin und Cousine kaum vorüber, so fand sich auch Gräfin Ravinska mit ihrer Schwester

und der Frau von Virchow ein. Selten sind wohl Menschen, die einander bisher fast fremd gewesen, sich so liebreich und Vertrauen erweckend begegnet, wie diese beiden Familien. Das würdevolle, gediegene Wesen dieses alten Edelmannes imponirte der Gräfin Ravinska; sie sagte sich, daß sie selbst unter dem alten Adel Frankreichs, den Cidevants der Kaiserzeit, wenig einnehmendere und Achtung gebietendere Gestalten gesehen, als diesen Repräsentanten des ächten, alten westphälischen Adels. Graf Rödingen dagegen erkannte auf den ersten Blick in der gelähmten Gräfin eine Frau von ebensoviel Gemüth als Geist, vom edelsten Herzen, das durch die vollendetste Bildung und eine lange Leidensschule noch eine höhere Weihe empfangen hatte. Beide fühlten sich ebenso unwiderstehlich zu einander hingezogen, wie Pauline und Theodore, die weinend sich in den Armen lagen, ohne sich Rechenschaft geben zu können, weßhalb sie in den Schwesterkuß, den sie austauschten, Thränen mischten. Dann führte Theodora Pauline Cäcilien zu und legte sie dieser an die Brust, und auch Cäcilie hauchte mit unsäglicher Wehmuth einen Kuß auf Paulinens bleiche Stirne.

In einer halben Stunde waren die Glieder beider Familien so vertraut mit einander, als kennten sie sich schon seit Jahren. Gräfin Ravinska sprach mit dem Grafen von Rödingen über seinen Sohn, von dessen trefflichen Eigenschaften des Herzens und Verstandes, was sie Alles nicht beredt genug loben konnte, so daß dem Vater Thränen stiller Freude in die Augen traten. — Pauline und Theodora saßen mit einander am Fenster und plauderten vertraut; Pauline ließ sich von ihrer neuen Freundin vom Klosterleben erzählen, was sie sehr zu interessiren schien. — Cäcilie war mit Frau von Virchow und Hubert in ein angelegentliches Gespräch verwickelt und so verlängerte sich der Besuch unversehens.

Endlich mahnte die Gräfin zum Aufbruch und lud Theodora auf das Verbindlichste ein, sie sogleich auf das Gut zu begleiten. Pauline verband ihre Bitten mit denen ihrer Schwester und da der Graf die Entscheidung hierüber ganz in Theodora's Hände legte, schmiegte sich diese mit lieblichem Erröthen an die Schulter Paulinens, die ein wenig größer war als sie und sagte mit süßem Lächeln:

„Wohlan denn, wenn es Papa erlaubt, so gehe ich gleich mit Ihnen, meine liebe Freundin! Es wird mir auf dem Lande besser gefallen, als in diesem rauschenden, unruhigen Badeleben!"

Die Vorbereitungen zur Rückkehr waren rasch getroffen und bald rollte die Equipage der Gräfin langsam durch die Straßen der Stadt der Promenade zu.

Es war um die Zeit des Abendspaziergangs, die Promenade war belebt von Wagen und von Fußgängern, die hier durcheinander wogten, um zu sehen und beschaut zu werden. Gräfin Ravinska ließ absichtlich langsam fahren, damit Theodora, welche neben ihr im Fond des Wagens saß, sich diese bunte, bewegte Menge mit Muße betrachte. Frau von Virchow und Pauline saßen auf der Rückseite des Landau's und Pauline schien erfreut über das Staunen und Interesse, womit ihre neue Freundin dieses Treiben beobachtete.

„Nicht wahr, meine Liebe, es ist doch ein schöner, freundlicher Ort, diese alte Kaiserstadt?" sagte Pauline zu ihr und ergriff ihre Hand. „Ach, ich danke dem lieben Gott recht für den frohen Tag, den er mir heute schenkt! Ich fühle mich so heiter und versöhnt; ich habe eine traute Gespielin in Ihnen gefunden!"

Theodora drückte ihr lächelnd die Hand und erwiederte:

„Wie gütig, wie lieb Sie sind, Comtesse?"

In diesem Augenblicke trabte ein Reiter an ihnen vorüber, der scharf in den Wagen hinein blickte, sich dann umwandte und, als er Hubert erkannt zu haben schien, der links am Schlage ritt, rasch sein Pferd herumwarf, dem Landau der Gräfin folgte, bis er ihn eingeholt hatte; dann ließ er seinen Schimmel Fronte machen, grüßte die Damen, heftete einen finstern Blick auf Hubert und trabte hierauf schnell in eine Seitenallee hinein, von wo aus er der Equipage der Gräfin lange nachblickte.

„Mein Gott, das war ja Sieldorf!" entfuhr der Frau von Virchow unwillkürlich — „er ist also auch hier!"

„Pauline, um's Himmels willen, was ist Dir?" rief ihre Schwester, denn sie gewahrte, daß Jene einer Ohnmacht nahe in den Sitz zurückgesunken war. Frau von Virchow und die Gräfin bemühten sich um sie und Pauline selbst gab sich offenbar die größte Mühe, ihre Fassung zu behaupten und jedes Aufsehen zu vermeiden.

Hubert war ebenfalls von dem Unfalle sehr erschüttert und sah sich nach dem Urheber desselben um, der nun in einiger Entfernung hielt und den Eindruck seiner plötzlichen Erscheinung deutlich zu bemerken schien.

Sobald sich Pauline einigermaßen wieder erholt hatte, lehnte sie sich zurück in eine Ecke des

Digitized by Google

Wagens, schloß die Augen und beobachtete ein beharrliches Stillschweigen, bis man auf dem Gute angelangt war, wo sie sich schnell auf ihr Zimmer zurückzog.

Für Theodora war diese Scene ebenso räthselhaft als beängstigend gewesen und es bedurfte aller zärtlichen Aufmerksamkeit der Gräfin, sowie der Frau von Virchow und des Fräuleins von Grieben, um ihr diesen Eindruck einigermaßen zu verwischen.

Nachdem Frau von Virchow Theodora in die ihr bestimmten Zimmer eingeführt hatte, eilte sie, Hubert aufzusuchen, den sie im Garten traf, wo er aufgeregt und gedankenvoll auf- und niederging.

„Nun, was sagen Sie zu diesem Vorfall, Hubert?" fragte sie ihn. „Begreifen Sie, wie die Sache zusammenhängt? Offenbar war Pauline von der unvermutheten Begegnung jenes Mannes mehr als überrascht. Bald möchte man glauben, daß sie ihn liebt!"

„Keineswegs! sie erschrack so heftig, daß ich eher glaube, sie verabscheue ihn!" entgegnete Hubert."

„Dahinter steckt ein Geheimniß, lieber Freund!" meinte Frau von Virchow. „Zudem haben wir jüngst Nachrichten aus Berlin von dem Geschäftsmann der Gräfin erhalten, wornach sich Herr von Sieldorf seit einiger Zeit unsägliche Mühe gegeben, den Aufenthalt der Gräfin zu erfahren. Augenscheinlich hat er diesen Zweck nun erreicht und Pauline riskirt, ihn wieder hier zu sehen."

„Mich dünkt, das wird er kaum wagen!" versetzte Hubert mit verbissenem Ingrimm. „Wenn er aber so frech wäre, dann ...!"

Frau von Virchow sah seinen düster glühenden Blick und verstand ihn. Sie hätte gar zu gerne einer solchen Begegnung vorgebeugt oder Hubert das Versprechen abgenommen, daß er dem Baron ausweiche; allein es lag in Huberts Miene eine Energie des Hasses, welche, wie sie wohl fühlte, durch Widerstand nur noch gesteigert werden mußte, und ihr ahnte, daß das Verhängniß, das sich an diese räthselhaften Beziehungen Paulinens zu dem Baron knüpfte, am Vorabend seiner Lösung stand.

Am andern Morgen war Pauline wieder ruhig und gefaßt, als ob gar nichts vorgefallen wäre; sie holte schon in der Frühe Theodora ab, zeigte ihr das Schloß, den Garten, die Kapelle, dann die Meierei, plauderte heiter und unbefangen und ließ sich fortwährend von Theodoren über das klösterliche Leben und seine Zustände belehren. Die beiden jungen Mädchen gewannen einander rasch so lieb, daß sie kaum ohne einander seyn konnten. In den nächsten Tagen waren sie stets beisammen und eine eigenthümliche Ruhe und Milde that sich in Paulinens Wesen kund.

Mittlerweile war Hubert mit seinem trefflichen Hunde fast den ganzen Tag im Freien. Das Gut bot eine herrliche Jagd; die Felder wimmelten von Wachteln, Rebhühnern und Hasen, und die Wälder hatten einen hübschen Rehstand. Einige Gutsnachbarn der Gräfin, wahre Nimrode, welche Hubert's waidmännische Tüchtigkeit zu schätzen wußten, luden ihn zu sich ein und das schönste Wetter begünstigte dieses Vergnügen. Wenn er aber mit seinem Hunde und dem Jäger der Gräfin auf den Gemarken der Besitzung dem Federwilde nachspürte, konnte er nicht umhin, zugleich auch ein wachsames Auge auf die nahe Landstraße und die von derselben nach dem Schlosse heraufführende Allee zu haben, denn es erfaßte ihn eine gewisse beklemmende Ahnung, Sieldorf möchte in der Nähe seyn, und er beobachtete sogar den geringsten Lärm im Schloßhofe oder an den Ställen, von dem unabwendbaren Gedanken gequält, der Baron werde sich auch hier eindrängen. Allein in den ersten drei bis vier Tagen zeigte sich diese Furcht als ungegründet — Sieldorf ließ sich nicht blicken.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Geflügelter Schlangen, die im Frühjahr aus Arabien nach Aegypten kamen und von dem Ibis in großer Menge verzehrt wurden, erwähnt Herodot. Der römische Geograph Mela läßt diese kleinen Schlangen zu gewissen Zeiten des Jahres aus den Sümpfen entstehen und nach Aegypten zu fliegen. Die Quelle dieser seltsamen Berichte scheint in einer Verwechslung zu liegen; die Orientalen nennen nämlich in ihrer malerischen Sprache die Heuschrecken „geflügelte" oder „brennende Schlangen".

Die Erfindung des französ. Physikers Chenot, mittelst Anwendung der Elektrizität die Stahl-Fabrikation zu erleichtern, erregt in England großes Aufsehen. Mittelst des neuen Verfahrens soll der Stahl nicht nur vorzüglicher ausfallen, sondern auch viel wohlfeiler hergestellt werden.

Digitized by Google

Aus Meiningen wird von einer Höllenmaschine berichtet, welche kürzlich einem dasigen Kaufmanne in den Hausraum geleitet und durch deren Explosion sein Dienstmädchen arg verletzt worden sey. — Dieselbe Correspondenz erzählt, daß ein Einwohner aus dem Dorfe Waffenrod im Meiningenschen an der über den Thüringer Wald führenden Straße eine alte Römermünze gefunden, die unter dem Kaiser Titus geprägt und vom feinsten Goldgehalt ist.

Mit dem am 26. September verstorbenen greisen Fürsten Malte zu Putbus ist der letzte Sprosse dieses alten wendischen Dynastengeschlechtes verschieden, das Jahrhunderte lang auf der Insel Rügen seßhaft gewesen.

Die Gemeinde Gschwend in Württemberg hat zur Beschäftigung ihrer Armen eine Zündhölzer-Fabrik errichtet und fordert nun im „Schwäbischen Merkur" auf, keinem Gschwender Bettler mehr Etwas zu verabreichen, sondern dieselben nach Hause zu weisen.

Vor einigen Tagen sind in Neusohl (Ungarn) zwei Schafhirten gehängt worden, die einem herrschaftlichen Rentmeister in der Nacht überfallen und ihm unter furchtbaren Drohungen ungefähr einen Zentner Käse mit Gewalt abgenommen hatten.

Sey genügsam!

Hast du ein nettes Stübchen,
Das dich vor'm Regen schützt,
Vielleicht ein kleines Bübchen,
Das auf dem Schooß dir sitzt;
Ein freundlich-holdes Weibchen,
Das dir dein Leben würzt,
Mit traulichem Geplauder
Des Tages Stunden kürzt;
Und steht auf deinem Tische
Ein einfach-gutes Mahl,
Und schäumet dir das frische
Quellwasser im Pokal;
Bist du gesund und munter
Und hilft zur Arbeit Kraft,
Plagt dich kein schlecht Gewissen
Und keine Leidenschaft:
Dann preise dein Geschicke,
O Freund, verlange nie
Nach einem höhern Glücke
In deiner Phantasie!
Siehst du auch Reiche schwelgen
In ihrem Ueberfluß,
So haben sie doch wahrlich
Nur selten Hochgenuß.

Denk' dich auf einer Insel
Von Menschen öd' und leer,
Wo dich der Hunger plagte
Und Nichts zu haben wär';
Wo dir die Zunge lechzte
Vor Durst, doch nichts als Sand
Dein spähend Aug' erblickte,
Und keines Freundes Hand
Mit einem Tropfen Wasser
Und einem Stückchen Brod
Dich labte und erquickte
In solcher großen Noth;
Wo unter freiem Himmel
Bei Sturm und Regenfluth
Du einsam preisgegeben
Der Elemente Wuth;
Wo jagend du vergebens
Nach einem Obdach spähst
Und Rettung deines Lebens
Vom Himmel du erflehst: —

Das denke dir recht lebhaft,
Wenn je der Neid erwacht,
Und danke, daß der Himmel
So glücklich dich gemacht.
Dann wirst du erst erkennen
Und schätzen, was du hast,
Und nicht nach Besserem rennen
Im Leben sonder Rast.
Dann wird dein kleines Zimmer
Dich mehr als je erfreu'n,
Und nimmer wirst du, nimmer
Dann unzufrieden seyn;
Und schmecken wird dir besser
Dann dein Gerichtlein Kohl,
Gern wirst du eingestehen:
Genügsam lebt sich's wohl!
Nie sollst mit neid'schem Blicke
Nur über dich stets seh'n;
Ein mittelmäß'ges Glücke
Allein bringt Wohlergeh'n.

Auflösung des Doppel-Räthsels in No. 122:
Rosenkranz und Schleier.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 125. Dienstag, 17. Oktober 1854.

Das Gebet des Herrn.

Großer Gott, den alle Himmel kennen,
Du, der allen Geist und Leben gab,
Du, den Millionen Vater nennen,
Sieh' mit Vaterhuld auf uns herab.

Dir erschallen uns're schwachen Lieder,
Preisen deines Namens Heiligkeit,
Und es fällt vor dir im Staube nieder
Demuthsvoll die ganze Christenheit.

Daß wir uns're Pflichten treu erfüllen,
Send' uns deines Reiches höh're Macht,
Zeig' uns Schwachen deinen heil'gen Willen,
Führe uns durch dieses Lebens Nacht.

Hilf uns, Herr, in diesem armen Leben,
Gib uns, Güt'ger, unser täglich Brod;
Wollest Stärkung dem Bedrängten geben,
Und dem Armen hilf aus seiner Noth.

Rechte nicht, o Gott, mit unsern Sünden,
Gerne üben ja auch wir Geduld;
Laß vor deinem Thron uns Gnade finden,
Rechne nicht die große Sündenschuld.

Herr, du kennest unsers Fleisches Schwächen,
Rette uns aus des Versuchers Hand;
Heile uns're menschlichen Gebrechen
Und bewahre uns vor ird'schem Tand.

Denn du thronest ja im ew'gen Reiche,
Deine Kraft, sie währet immerdar,
Und vor dir sind alle Ewigkeiten
Wie der Tag, der gestern war.

Amen!

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens, als ein starker nächtlicher Regen dem Jagdvergnügen Hubert's für diesen Tag Einhalt that und Hubert mit Frau von Virchow in dem Gewächshause auf und ab ging, das zu einem Gartenpavillon eingerichtet worden war, trat Pauline zu ihnen. Auf ihren Zügen lag eine eigenthümliche Weichheit und Resignation, in ihren Augen ein feuchter Glanz der Rührung und ihre Stimme hatte etwas wehmüthig Festes, als sie anhob:

„Kommen Sie, liebe Virchow, und Sie, Herr Graf, lassen Sie uns dort in die Rotunde sitzen; ich möchte Ihnen eine ernste Mittheilung machen.... Sie, meine mütterliche Freundin, und Sie, mein werther Graf," fuhr sie dann fort, als sie alle Drei sich in der Rotunde des Glashauses um den Eisentisch gesetzt hatten, „Sie haben mir stets solch herzliches Wohlwollen und innige Theilnahme gezollt, daß ich nicht umhin kann, von Ihrer Güte noch einen weitern, letzten Liebesdienst zu erflehen. Ich habe schon seit längerer Zeit mit einem Entschlusse gekämpft, der nun in mir herangereift und zum Abschluß gekommen ist; allein es fehlt mir der Muth, ihn meiner Schwester selber mitzutheilen. Die Zeit drängt jedoch; ich muß meine Schwester nun mit meiner Wahl bekannt machen, und dazu sollen Sie mir behilflich seyn."

„Reden Sie, liebes Kind!" sagte die alte Dame freundlich.

„Ihre Wahl?" versetzte Hubert und hörte sein Herz laut in der Brust pochen.

„Ja, Herr Graf, meine Wahl! Ich habe so viel Herbes in dieser Welt erfahren, daß ich fest entschlossen bin, ihr Valet zu sagen und den Schleier zu nehmen."

Digitized by Google

„Sie ins Kloster? Ha, nicht möglich!" entfuhr Hubert.

„Liebes Herz, Sie haben unüberlegt gehandelt!" sagte Frau von Virchow — „Sie können nicht im Ernste reden; das würde der Gräfin das Herz brechen!"

Pauline rang die Hände und drückte sie dann vor die Brust, als ob ihr diese zerspringen wollte. „Ich habe Alles reiflich überlegt," entgegnete sie, „ich kann nicht anders, es hängt mein eigenes Leben daran. Meine Vorkehrungen sind getroffen, mein Eintritt in ein Kloster zu Mecheln ist eingeleitet, noch einige wenige Tage und es liegt ein unlösbares Gelübde zwischen mir und der Welt.... Der Abschied von meiner Schwester ist das Einzige, was mir noch im Wege steht."

„Oh, sie wird ihn nicht überleben!" rief Frau von Virchow im Tone innigster Ueberzeugung.

„Um's Himmels willen, reden Sie nicht so!" sagte Pauline mit Schluchzen. „Wenn Sie es begreifen könnten, wie schmerzlich mir der Gedanke war, sie zu verlassen, sie, in welcher ich meine zweite Mutter verehre — oh, Sie würden nicht so reden, meine gute Virchow! Allein mein Geschick ist nun besiegelt," fuhr sie mit Festigkeit fort; „trösten Sie meine Schwester, Graf Hubert, sie liebt Sie wie einen Sohn; Ihre Worte werden gewiß einen tiefen Eindruck auf sie machen. Arme, arme Schwester! ach, warum mußte es so kommen?"... Sie konnte vor Schmerz nicht weiter reden, und Frau von Virchow und Hubert boten alle ihre Beredsamkeit auf, um sie von ihrem Gedanken abzubringen — aber vergebens.

„Es ist zu spät!" sprach Pauline entschlossen. „Seyen Sie überzeugt, daß ich mir dies Alles schon gesagt habe. Doch meine Wahl ist darum unerschütterlich, weil mir sonst keine andere Alternative übrig bleibt und weil sie gegen alle meine eigenen Vernunftschlüsse und die heftigsten Regungen meines Herzens Probe hielt. Nein, meine liebe Frau von Virchow, gehen Sie zu meiner Schwester und bereiten Sie sie darauf vor!" Und noch dringender fuhr sie dann fort: „Theodora will heute mit Fräulein von Grieben nach Aachen fahren und Sie werden daher Mathilde den ganzen Tag allein haben. Ich selber habe noch Verschiedenes zu schreiben und zu ordnen, was ich in der stillen Sakristei neben der Kapelle thun werde. Wenn Sie meiner bedürfen, so rufen Sie mich!"

„Gut, ich werde nach dem Frühstück mit der Gräfin reden!" entgegnete Frau von Virchow.

„Und Sie, Herr Graf, werden meine theure Freundin hier begleiten und meine Schwester trösten und ihr vorstellen, daß ich kein anderes Mittel mehr kenne, um mir Ruhe und Frieden zu geben, um der Welt und ihren Begegnungen auszuweichen. Sagen Sie Mathilden," fuhr sie fort und ihre Stimme erbebte im tiefsten Weh, „sagen sie ihr, daß die Trennung von ihr mir fast das Herz bräche; ja, ich kann den Schmerz, den Zorn der theuern Seele nicht ertragen — ich flüchte mich in die Kapelle, um mir vom lieben Gott Kraft und Fassung zu erflehen!" —

Nach dem Frühstück, das ernst und einsylbig genommen ward, und nachdem Theodora mit der Gesellschafterin der Gräfin weggefahren war, entledigte sich Frau von Virchow ihres Auftrags. Der Eindruck, welchen diese Kunde auf die arme gebrechliche Dame machte, war ein unbeschreiblich ergreifender und Hubert war froh, als ihn Frau von Virchow bat, Pauline herbeizuholen, da die halbohnmächtige Gräfin sie unter convulsivischem Schluchzen zu sprechen verlangte.

Hubert fand Pauline in der Sakristei, an einem kleinen Tische schreibend. Bei seinem Eintritte versteckte sie rasch das Blatt, auf welches sie geschrieben, in die Schublade des Tischchens. Als er ihr das Begehren der Gräfin mitgetheilt hatte, wankten ihr die Kniee so sehr, daß sie sich auf Hubert's Arm stützen mußte.

„Mein Gott," stammelte sie, „die schwerste Stunde meines Lebens ist da!"

Vor die Gräfin getreten, sagte diese in bitterm Schmerze zu ihr:

„Kannst Du wirklich mich verlassen, unglückseliges Kind? Willst Du mich wirklich ganz aufgeben, die kränkliche, schwache und hilflose Frau? O Pauline, welcher schwermüthige Einfall hat Dich zu diesem Entschluß geführt!... Als Deine Mutter starb, legte sie Dich, den Säugling, mir an das Herz und ließ mich das Versprechen thun, daß ich Mutterstelle an Dir vertreten wolle, und Gott ist mein Zeuge, daß ich dieses Gelübde redlich erfüllt, daß ich Alles aufgeboten habe, Dir eine Mutter zu ersetzen. Und nun Du erwachsen und kräftig bist, ich aber krank und hilflos bin, willst Du mich verlassen, der meine ganze Liebe so lange einzig und allein gehörte? O geh, Pauline, Du bist grausam! Du liebst mich nicht!"

„O nein, ich liebe Dich — mehr als mein Leben!" rief Pauline heftig schluchzend, sank der Schwester zu Füßen und bedeckte ihre Hände mit Küssen und Thränen.

Digitized by Google

„Jenun, dann wirst Du mich nicht verlassen! Ich begreife nicht, was diesen grausamen Entschluß der Verzweiflung Dir eingegeben — sey nur ein einziges Mal offen gegen mich, Pauline, und nenne mir Deinen Grund! Sieh, wenn es Dein Glück erfordert, will ich ja gern jedes Opfer bringen, wäre es auch noch so groß!... Aber da schweigst Du wieder und wagst nicht, mir Dein Herz zu erschließen!... Soll ich Dir nun sagen, was mein Argwohn mir zuflüstert über den Grund Deines rasenden Entschlusses? Ich habe errathen, was Du mir verschweigen willst ... Du möchtest den Baron Sielsdorf heirathen!" setzte sie zögernd hinzu.

„Ihn?... Niemals!" rief Pauline und prallte erblassend zurück. Dann stand sie gefaßter auf und sagte: „Trage es mit Geduld, Mathilde! Laß uns beten und den Himmel um Kraft anflehen!" Laut weinend stürzte sie der Schwester um den Hals und wankte dann hinaus, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Napoleon's Erschießung.) Folgende drei höchst interessante Briefe von dem General Gneisenau an Müffling, welche zuerst die „N. Pr. Ztg." veröffentlichte, geben Aufschluß über die proponirte Hinrichtung des Kaisers Napoleon. Im ersten steht: „Bonaparte ist durch die Erklärung der verbündeten Mächte in die Acht erklärt. Der Herzog von Wellington möchte vielleicht (aus parlamentarischen Rücksichten) Bedenken tragen, den Ausspruch der Mächte zu vollziehen. E. E. wollen demnach die Unterhandlungen über diesen Gegenstand dahin richten, daß Bonaparte uns ausgeliefert werde, um ihn vom Leben zum Tode zu bringen. So will es die ewige Gerechtigkeit, so bestimmt es die Deklaration vom 13. März, so wird das Blut unserer am 16. und 18. März getödteten und verstümmelten Soldaten gerächt. Compiegne, am 27. Juni 1815. v. Gneisenau." Der zweite lautet: „Der Herr Feldmarschall (Fürst Blücher) trägt mir noch auf, daß E. E. dem Herrn Herzog (Wellington) erklären, daß es der Wille des Herrn Feldmarschalls gewesen ist, Bonaparte auf demselben Flecke hinrichten zu lassen, wo der Herzog von Enghien erschossen worden, daß er aus Nachgiebigkeit gegen des Herzogs Wünsche die Hinrichtung unterlassen werde, daß aber der Herzog die Verantwortlichkeit der Unterlassung übernehmen müsse. Es scheint mir, als ob die Engländer mit der Auslieferung von Bonaparte in Verlegenheit seyn werden. E. E. wollen daher die Unterhandlung nur darauf richten, daß er uns ausgeliefert werde. Senlis, am 29. Juni. v. Gneisenau." Der dritte: „Wenn der Herzog von Wellington gegen die Tödtung Bonaparte's sich erklärt, so denkt und handelt er als Brite. Großbritannien hat keinem Sterblichen mehr Verbindlichkeit, als gerade diesem Bösewicht, denn durch die Begebenheiten, die er herbeigeführt hat, ist Englands Größe, Wohlstand und Reichthum so sehr gesteigert worden. Sie sind die Herren des Meeres und haben weder in dieser Herrschaft noch im Welthandel eine Nebenbuhlerherrschaft mehr zu fürchten. Ein Anderes ist es mit uns Preußen. Wir sind durch ihn verarmt; unser Adel wird nie mehr sich aufrichten können...... Es sey indessen! Will man theatralische Großmuth üben, so will ich mich dem nicht widersetzen; es geschieht dies aus Achtung gegen den Herzog und aus — Schwäche. Senlis, am 29. Juni 1815. Graf v. Gneisenau."

(Wie der Topf ins friesische Wappen gekommen.) Die Friesen waren einst im Kriege mit den Dänen. In einem Treffen geriethen die Friesen in Unordnung und fingen an zu fliehen. Die friesischen Weiber, welche im Lager mit Breikochen beschäftigt waren, erbosten sich über die Feigheit der Männer, ergriffen ihre Grütztöpfe und gingen mit denselben den Feinden entgegen. Links und rechts flog die heiße Grütze den Dänen um die Ohren und in das Gesicht. Diese stutzten und wunderten sich über das seltsame Geschoß der friesischen Weiber. Da aber kehrten die friesischen Männer schamerfüllt wieder um und die Dänen wurden in die Flucht geschlagen. Zur Erinnerung an den Heldenmuth der Weiber kam der Grütztopf in das friesische Wappen.

(Verletzte Ehre.) Die chinesischen Adeligen haben das Recht, mit parfümirten Bambusstöcken geprügelt zu werden. Als einmal ein solcher irrthümlicher Weise ohne Parfüm geprügelt worden war, schlitzte er sich den Bauch auf (die gewöhnliche Art der Selbstentleibung), weil seine Ehre verletzt sey.

Digitized by Google

Ausländische Sprichwörter.

Türkische.

Wenn dein Feind so klein ist wie eine Mücke, so stell' ihn dir doch so groß vor wie einen Elephanten.

Wer will leben in Frieden, muß blind, taub und stumm seyn.

Ein kleiner Stein macht oft ein großes Geräusch.

Ein Mensch, der um Jeden weint, wird bald sein Augenlicht verlieren.

Die das Meiste wissen, werden am öftesten betrogen.

Ein Freund ist mehr werth als ein Vetter.

Russische.

Die Teufel weinen nicht, wenn die Nonnen tanzen.

Wer des Kindes Nase wischt, küßt der Mutter Backen.

Wer sein Brod allein ißt, muß seine Pferde allein satteln.

Gott wohnt hoch, der Zaar weit.

Freie die Wittwe, wenn sie noch trauert.

Die krepirte Kuh hatte die beste Milch.

Spanische.

Hüte dich, aus den Socken in die Klumpen (Holzschuhe) zu kommen.

Dreschflegel packt man nicht mit Baumwolle.

Viele Sardellen ersetzen einen Häring.

Kleine Hilfe besiegt große Versprechen.

Der Stock spricht alle Sprachen.

Salbe den Eselskopf nicht.

Italienische.

Weiber und Leinwand muß man nicht bei Licht wählen.

Glücklich lebte nur, wer in den Windeln starb.

Ohne Ceres und Bacchus ist Venus kalt wie Eis.

Wer Maulbeerblätter, hat Seide; wer Seide, hat Gold.

Liebe und Herrschaft leiden keine Theilhaber.

Besser heute ein Ei wie morgen ein Huhn.

Französische.

Hochmuth und Armuth beisammen führen einen jämmerlichen Haushalt.

Scheere die Schafe, aber schinde sie nicht.

Hunger treibt den Wolf aus dem Holz.

Ein schöner Käfig macht den Vogel nicht satt.

Weit von Jupiter, weit vom Blitz.

Alle Wege führen nach Rom.

Viersylbige Charaden.

1.

Vier Sylben vereinigt, sie stellen euch vor
Das Wort, das ich zur Charade erkor;
Könnt ihr die einzelnen Sylben erkennen,
So werdet ihr bald das Ganze mir nennen.
Die erste, im Stalle ein nützliches Thier,
Den Kindern Israels aber ein Gräuel —
Ha! fahr' ich so fort, so saget ihr mir:
Du bildest uns keinen verworrenen Knäuel!
Doch nur Geduld, ihr habt es noch nicht;
Das Ganze ist lang. Die zweite gebraucht man,
Indem von einem Dritten man spricht.
Die dritte nun, eine Pflanze, sie kann
Und darf der ländlichen Wirthschaft nicht fehlen.
Die vierte endlich, vielfacher Gestalt,
Sieht bald aus der Erd', bald aus Wasser man wählen,
Entbehrlich wohl Niemand, sey's Jung oder Alt.
Nun nennt mir das Ganze: Seyd ihr Pharmazeuten,
So kennt ihr's recht gut, doch auch manche Frau
Und Färber und Drucker, sie wissen's zu deuten —
Nennt nur die vier Sylben, dann paßt es genau.

2.

Es ist zwar nicht bequem die erste dir,
Allein im Nothfall ruhst du doch auf ihr;
Besonders wenn du einen Weg gemacht,
Der viel der zweiten mitgebracht.
Die beiden letzten brauchet man zum Schießen,
Auch oft, Etwas darinnen zu verschließen.
Des Ganzen Inhalt brauche niemals naß,
Vertausche nie es mit dem nahen Faß.

Nüsse zum Knacken.

1.

Viel besser als durch mich wird etwas abgethan,
Schneid' nur den Kopf mir ab und wend' verkehrt mich an.

2.

Stets raube ich euch euern Werth,
Enthauptet doch bin ich — geehrt.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 126. Freitag, 20. Oktober 1854.

Des Tagners Heimkehr.

Des Abends dunkler Schleier sank hernieder;
Verstummet sind der Sänger bunte Lieder
Und rings auf unbewölkter Flur
Herrscht tiefes Schweigen der Natur.

Ein Tagner nur mit müdem, wankem Tritt
Noch spät und einsam durch's Gelände schritt;
Er hat sein Tagwerk erst vollbracht,
Drum jetzt des Heimgangs erst gedacht.

Und kauend an des Brodes hartem Bissen,
Dem kargen Mittagsmahle heut' entrissen,
Denkt er der theuern, schweren Zeit,
Die Gott dem Armen jetzt bereit't.

Wozu, denkt er, des Feldes reiche Garben,
Wenn Tausende von Armen hungern, darben?
Wozu die korngefüllten Kammern,
Wenn Tausende jetzt darbend mangeln?

Wozu hat Segen jüngst die Flur geschmückt,
Wenn Noth und Armuth uns von Neuem drückt?
Wozu des Himmels reiche Spende,
Gereift für wucherische Hände?

So grollet er und lenkt die müden Schritte,
Die sorgenschweren, hin zur fernen Hütte,
Wo harrend sein die Gattin weilt,
Die treu der Sorgen Bürde theilt.

Wohl hat sein Fleiß der Schollen Wucht bezwungen
Und so den Kleinen Atzung heut' errungen;
Allein wird ferner diese reichen,
Wenn so des Brodes Preise steigen?

Der Seinen Noth, der Zukunft düster Bild
Des Armen Brust mit banger Sorge füllt,
Und himmelwärts den Blick gewendet
Zu Gott er seine Seufzer sendet.

Sieh! da beginnt des Himmels Rand zu glüh'n,
Des Mondes Feuerball heraufzuzieh'n
Und durch des Aethers dunkle Weiten,
Ein Herold Gottes, hinzuschreiten.

Wie Silber fluthet's durch die klaren Lüfte,
Balsamisch säuselt's durch die stillen Trifte,
Und Gottvertrauen sank jetzt wieder
Ins arme Herz des Tagners nieder.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

Hubert trieb es vom Schlosse fort; er ließ sich ein Pferd satteln und sprengte ins Land hinein ohne Plan, ohne Ziel. In seiner Seele wühlte ein unsäglicher Schmerz, um so bitterer, weil ihm noch immer der Schlüssel zu diesem Geheimniß fehlte. Er dachte nur an Pauline und ihr Schicksal; er fühlte instinktmäßig, daß das jüngste Begegnen mit Baron Clemens diesen Entschluß der Comtesse vollends zur Reise gebracht hatte; aber vergebens zerbrach er sich den Kopf mit Nachgrübeln darüber, was wohl dem Baron diesen furchtbaren Einfluß über Pauline gegeben haben könne. Ohne sich dessen zu versehen, war er nach Aachen hineingekommen; er ritt über die Promenaden, nach einigen öffentlichen Orten, von einer vagen Hoffnung getrieben, daß es ihm vielleicht möglich werden würde, dem Baron zu begegnen und ihn über sein auffallendes Benehmen zur Rede zu stellen. Allein diese Hoffnung täuschte ihn, er sah ihn nirgends, und schon nach einigen Stunden trieb ihn eine seltsame Unruhe wieder nach dem Gute der Gräfin zurück, ohne daß er es hätte über sich gewinnen können, seinem Vater und Cäcilien einen Besuch abzustatten; er wollte

gerade diesen theuern Angehörigen am sorglichsten die peinliche Spannung und Aufregung verbergen, worin er sich befand.

Der Abend begann bereits zu dunkeln, als er im Schloßhofe abstieg. Frau von Virchow kam ihm so eilig entgegen, als es nur ihre Jahre erlaubten.

„Gottlob, lieber Graf, daß Sie endlich kommen! ich war in der größten Angst!" rief sie. „Denken Sie sich, heute Nachmittag fand sich ein unbekannter Mensch hier ein, der um die Erlaubniß bat, das Schloß und die Gärten sehen und die alte Glasmalerei in der Kapelle kopiren zu dürfen. Die Gräfin gestattete es. Der Fremde läßt sich herumführen, forscht unsere Leute aus über die Lebensweise der Schloßbewohner, namentlich der Comtesse Pauline. Er beschenkte beim Weggehen den Lakai, der ihn herumgeführt, mit einem Dukaten, und kaum ist er fort, so kommt der alte Diener Franz in höchster Aufregung zu mir, um mich zu versichern, daß der fremde Besucher kein Anderer gewesen, als der Baron Sieldorf, welchen er trotz des falschen Bartes und der grauen Perücke erkannt haben will.... Nun sagen Sie, Hubert, was sollen wir davon denken? Was will dieser Mensch? Wozu schleicht er sich vermummt in dieses Haus ein, dessen Thüre ihm ja doch noch nicht verschlossen ward?"

„Hat er Pauline gesehen, gesprochen?" fragte Hubert.

„Nein, sie war den ganzen Tag in einem abgelegenen Theil des Schlosses mit Schreiben beschäftigt; hatte sich eingeriegelt und war weder für mich noch für die Gräfin, ihre Schwester, zu sprechen."

„Sieldorf hat sich vielleicht dennoch auf irgend eine Weise mit ihr ins Einvernehmen zu setzen oder ihr seine Anwesenheit bemerklich zu machen gewußt?"

„Daß ich nicht wüßte; der Diener läugnet beharrlich, daß ihm der Fremde einen Brief oder mündlichen Auftrag zur Bestellung übergeben habe, und scheint überhaupt keine Idee davon gehabt zu haben, mit wem er rede. Allein die strenge Untersuchung, die ich unter dem Dienstpersonale anstellte, hat auf andere Ergebnisse geführt. Von dem Haushofmeister, der die Briefkapsel in Händen hat, erfuhr ich, daß Pauline in den letzten Tagen Briefe aus Mecheln, dann auch seit zwei Tagen Billets mit dem Postzeichen „Eupen" erhalten und daß der Empfang dieser letzteren sie jedesmal in großen Schrecken versetzt habe. Auch brachte ich aus dem Kammerdiener heraus, daß die Comtesse nächsten Montag nach Mecheln abzureisen gedenke, nur von ihrer Zofe begleitet, und daß die Pferde schon bestellt seyen."

„So rasch?" rief Hubert erblassend — „und wo ist sie jetzt?"

„Man sah sie vor einer halben Stunde in die Sakristei gehen, wo sie wahrscheinlich schreibt. Ach, lieber Graf! es ist ein rechter Kummer in dieses Haus eingezogen; Gräfin Ravinska fühlt sich krank und muß das Bett hüten. — Doch noch Eins: der Diener erzählte, daß, während er dem Fremden die Kapelle gezeigt, dieser ihn auf eine Weile unter irgend einem Vorwande weggeschickt habe. Finden Sie dies nicht auffallend?"

„O ja! — Kann ich unbemerkt in die Kapelle kommen, und so leise, daß mich Pauline in der anstoßenden Sakristei nicht hört?"

„Ich glaube ja; die Kapelle liegt im fernsten Theile des Schlosses, am Ende des Ausbaues. Sie hat eine Thüre nach dem Garten, eine andere nach dem langen Corridor. Die Sakristei liegt gerade in dem einspringenden Winkel zwischen dem Haupt- und dem anstoßenden Nebengebäude, ein Dutzend Stufen über dem Boden der Kapelle. Ich denke, die Comtesse, die überdies mit Schreiben beschäftigt ist, wird Sie nicht hören. Nehmen Sie Franz mit einer Blendlaterne mit sich und durchsuchen Sie die Kapelle genau, lieber Hubert, ich bitte Sie — mir schwant ein Unglück; der vermummte Baron hat den Diener nicht umsonst weggeschickt!"

„Sie haben Recht — er ist zu Allem fähig; aber er soll seinen Mann an mir finden!" sagte Hubert und ging.

In Begleitung des alten Dieners und mit einer Blendlaterne versehen, begab er sich in die Kapelle und untersuchte Alles genau. Die äussere Thüre war ordentlich verschlossen, die Fenster ebenfalls — nirgends eine Spur von einer schlechten Absicht des Besuchers. Aus den Fenstern der Sakristei, welche durch einen Gang mit der im ersten Stockwerk des Schlosses befindlichen Gallerie in Verbindung stand, wie auch durch ein Pförtchen und eine schmale steinerne Treppe mit der Kapelle, schimmerte noch Licht — Pauline war also noch drinnen. Nichts schien den Argwohn der Frau von Virchow zu bestätigen und schon wollte Hubert sich wieder leise entfernen, als er im trüben Licht der ewigen Lampe, die von der gewölbten Decke der Kapelle herabhing, ein kleines Gebetbuch in Goldschnitt auf einem Betschemel vor

Digitized by Google

dem Altar liegen sah. Er griff darnach, denn Franzens Geberde bestätigte ihm die eigene Vermuthung, daß es Paulinen gehöre. Er öffnete es und fand darin bei dem als Zeichen dienenden Bande ein zusammengelegtes Blatt Velinpapier, dem Anschein nach aus einer Brieftasche gerissen und darauf in französischer Sprache die Worte stehend:

„Zum letzten Male, Gräfin, bitte ich Sie um diese Zusammenkunft! Fehlen Sie heute Abend um acht Uhr in der Kapelle, so soll Ihre Schwester Alles erfahren. Fürchten Sie meinen Grimm, den Sie schon zu lange genährt haben. Clemens."

Offenbar hatte Pauline diesen Zettel noch nicht bemerkt.

Ein Blick auf die Uhr, nachdem er dies gelesen, sagte ihm, daß die angegebene Stunde nahe sey.

„Kommt, Franz," flüsterte er dem Diener zu, „ich habe einen Auftrag für Euch. Ruft mir den Jäger und den Gärtner herbei und laßt sie sich bewaffnen. Dann meldet mir es schnell. Ich werde auf dem Balkon der Fronte des Schlosses Wache halten."

Leise schloß er die Verbindungsthür zwischen dem Corridor und dem Betlocale, ging hinaus in den Hof und erstieg eine der alten Linden, von wo aus er durch die beiden kleinen Fenster in die Sakristei blicken konnte. Pauline saß immer noch an dem kleinen Tische und schrieb. Zwei Kerzen brannten vor ihr; von Zeit zu Zeit legte sie die Feder hin, stützte das Köpfchen auf die Hand und weinte.

Hubert kehrte zu Frau von Virchow zurück.

„Ich ahne nun den Zusammenhang der ganzen Geschichte," sagte er; „wenn mich nicht Alles täuscht, hat es der Verruchte auf eine Entführung abgesehen. Aber ich werde Vorkehrungen treffen, daß sein Plan vereitelt wird!... Vor Allem, meine liebe Freundin, keine Furcht! Der Salon hier muß beleuchtet seyn, wie gewöhnlich; das ganze Schloß muß dasselbe Aussehen haben, wie an andern Abenden. Der Gärtner und der Jäger sollen mir meinen Plan ausführen helfen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der Wein in China.) Die Chinesen kennen zwar den Weinstock und laben sich gern an den schönen Trauben aus Chamul in der Tartarei; aber der Wein, den sie selbst trinken, ist größtentheils ein Gebräu aus Reis und andern Getreidearten, das sie aus kleinen Täßchen trinken. Es gibt ungemein viele Arten desselben. Der sogenannte Lämmerwein ist eine angenehm schmeckende, aber sehr kräftige Mixtur von der Brühe aus Hammelfleisch und Kräutern. Nicht dieser, wohl aber der erstere spielt in den anakreontischen Liedern der Chinesen eine große Rolle, und manches Sprichwort ist ihm zu Ehren ausgeprägt worden, z. B.: „Der Wein ist die beste Arzenei"; „Nichts verscheucht das Leid so gut als der Wein" u. s. w. Der Erfinder oder erste Bräuer dieses Getränkes soll schon unter Yü dem Großen (an zweitausend Jahre v. Chr. G.) gelebt haben, und man sagt, daß dieser Monarch, als man ihm das neuerfundene Getränk zu kosten gab, dasselbe zwar vortrefflich fand, aber in Erwägung alles Jammers, den dieses verführerische Gift über sein Reich bringen könnte, es verbot und den Erfinder auf Lebenszeit in die Verbannung schickte. Erst unter seinen Nachfolgern ward es erlaubt.

(Der Tower [spr.: Tau'r] in London.) Dieser hat noch immer verschiedene Bestimmungen. Er ist der Aufbewahrungsort der Kronjuwelen und der nationalen Archive, die reicher sind an monumentalen Schriften, an gerichtlichen Aktenstücken und an Materialien für den Historiker und Gesetzgeber, als andere auf der ganzen Erde. Er ist das Kriegsarsenal und enthält einen ungeheuern Vorrath von alten und neuen Waffen und Rüstungen, von Angriffs- und Vertheidigungsinstrumenten aus jedem Zeitalter, sowie ein reiches Museum der Siegestrophäen aus den von England in allen Welttheilen geführten Kriegen. Acht Jahrhunderte hindurch war er das große Staatsgefängniß Englands; er umschloß achtzig Kerker, unter welchen kein einziger, der nicht von den Verwünschungen unschuldiger Opfer wiedergehallt hätte. Hier findet man die trübsten Blätter aus Englands Geschichte; man kann sie, von Gefangenen eingegraben, auf allen Mauern lesen.

(Grobe Antwort.) Als der Cardinal Richelieu den Herzog von Epernon einst bat, er möchte sich doch den gascognischen Dialekt abgewöhnen, erwiederte dieser: „Ja wohl! der Hofnarr hat mir's auch schon oft gesagt."

Digitized by Google

(Grundbestand der Weisheit.) In der Bibliothek eines Khalifen war so Vieles aufgehäuft, daß er befahl, Auszüge aus den Schriften zu machen, damit er der Weisheit Inhalt erfahre. Es geschah; aber die Auszüge waren noch so umfassend, daß für diese der Khalif den gleichen Befehl gab. So wurde zwar Alles immer gedrängter; um es jedoch im Gedächtniß zu bewahren, meinte der Khalif, wär' es noch zu viel, bis endlich ein Weiser die ganze Bibliothek auf folgende vier Sätze zusammenzog: „Sey mild, Herrscher, und gerecht; wie er, so sey, o Volk, dem Gesetz unterthan und getreu der edlen Sitte; seyd keusch und züchtig, ihr Frauen, mäßig aber seyd Alle!"

(Schwabenwitz über die Eisenbahn.) Jüngst sah ein Bauer auf dem Zimmerplatze zu Ulm zum ersten Male dem Abgehen eines Zuges zu. Als das feuerschnaubende Ungethüm mit seiner langen Wagenreihe unter seinen Füßen vorübergebraust war, wandte sich der Bauer gegen seinen Nachbar und machte seinen Gefühlen Luft, indem er sagte: „Wenn ma sonscht uf d' Rois ganga ischt, so hat's g'hoißa: fort in Gottes Nama! Jetzt aber hoißt's: fort in's Tuifels Nama!"

(Die Häringspasteten.) Die Stadt Yarmouth hat den Scheriffen von Norwich jährlich hundert Häringe zu senden, welche in fünfundzwanzig Pasteten gebacken und dann dem Besitzer des Herrenhauses in East-Carlton übergeben werden, um sie dem Könige selbst einzuhändigen. Die Häringe werden immer abgeliefert, auch in Pasteten gebacken, aber anstatt jetzt von der Königin, von den Scheriffen selbst verzehrt.

(Die Einsiedlerprobe.) Als sich Lord Hamilton in der Grafschaft Surrey einen großen Garten von bizarrer Anlage ausführen ließ, da wünschte er auch für eine Einsiedelei einen Bewohner zu haben und suchte einen solchen durch öffentliche Blätter unter folgenden Bedingungen: Er muß sich auf sieben Jahre verbindlich machen und erhält alsdann siebenhundert Guineen; er bekommt eine Bibel, eine Strohmatte (um darauf zu schlafen), einen Habersack (zum Kopfkissen) und eine Sanduhr. Sein einziges Getränke ist Wasser aus dem an seiner Zelle vorbeifließenden Bache; Speise erhält er alle Tage durch einen Diener, der kein Wort reden darf. Kleidung ein grober Mönchsrock. Er darf sich nie die Nägel abschneiden, nie rasiren und muß Sandalen tragen. Wirklich ließ sich Jemand durch die siebenhundert Guineen verlocken, hielt es aber nicht länger aus wie — drei Wochen.

Charaden.

1.

Nirgends ist die erste Sylb' willkommen,
Nirgends wird der zudringliche Gast
Gern gesehen, freundlich aufgenommen,
Gegentheils von Jedermann gehaßt.
Aus Palästen und aus Bauernhütten
Jagt man fort ihn mit der Zweit' und Dritten.

Will man aber tüchtig ihn kuranzen,
Ernstlich treiben aus des Hauses Flur,
So bedient man sich dazu des Ganzen,
Zu dem Zweck ist es geeignet nur.
Ja, es mußte in der Vorzeit Tagen
Selbst Verbrecher aus dem Lande jagen.

2.

Nur nach meinen ersten Beiden
Richtet stets die Dritte sich.
Aber 's Ganze ist zu allen Zeiten
Wandelbar und leicht veränderlich.

Räthsel.

Nimmer in der Wirklichkeit
Hat man jemals mich gesehen,
Denn die aufgeklärte Zeit
Wußt' mein Schreckbild zu verwehen.
Und ich sonst so schrecklich Thier
Trat zurück in meine Gruft;
Knaben spielen jetzt mit mir
In des Herbstes frischer Luft.

Auflösung der Räthsel in № 125:

Viersylbige Charaden: 1. Sauerkleesalz.
2. Streusandbüchse.
Nüsse zum Knacken: 1. Feder — Rede.
2. Tadel — Adel.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 127. Sonntag, 22. Oktober 1854.

Der Auswanderer.

Wo führt ihr hin, ihr blauen Fluthen,
Wohin, du stolzes Schiff am Strand?
Sind's Freunde, die zur Freude luden,
Liegt jenseits wohl des Glückes Land? —
Jetzt, eh' ich dieses Schiff besteige,
Halt' ich des Würfels Ausspruch ein —
Ob ich den Hafen auch erreiche?
Und tausche ich das Bess're ein?

Was fesselt mich an diese Gauen?
Die Freundschaft, die mein Herz erfüllt?
Nein, in verweinten Augen schauen
Nicht gern die Glücklichen ihr Bild.
Das Vaterland? Der Name schwellet
Mit Hochgefühl die treue Brust,
Obwohl es Manchem schon vergället
Des stillen Lebens reine Lust.

Die Pflicht? Ich hab' sie abgemessen,
Ich gehe ohnd Schuld von hier;
Auch alle Kränkungen vergessen,
Weil dies des Christen schönste Zier.
Und dennoch diese Schmerzensthränen,
Die heiß mir auf den Wangen glüh'n,
Und dieses unbesiegte Sehnen,
Zur Heimath wieder hinzuzieh'n.

Gewohnheit? O, sie schlägt in Banden
Den freien Geist des Erdensohns,
Verkürzt das Glück, das wir schon fanden,
Ist uns ein Stachel bittern Hohns.
Wohlauf! die Anker denn gelichtet
Zur Fahrt nach jener neuen Welt!
Hab' ich mein Streben rein gesichtet,
Dann fort zum Ziel, das mir gestellt!

Auch über'm Meer glänzt Gottes Sonne,
Dort sprudeln Quellen auch hervor;
Wir schau'n mit nie gefühlter Wonne
An neuer Wunder Pracht empor. —

Noch einen Gruß von dem Gestade
Send' ich zurück zum Heimathland,
Denn auf dem dunkeln Lebenspfade
Reißt nimmer erster Liebe Band.

Ja, sie war es, die mich gebunden
An meiner Heimath Weh und Lust!
Nun ist das Räthsel aufgefunden,
Das zweifelnd sprach aus banger Brust.
Doch über Meere reicht die Treue,
Sie reicht selbst über's Grab hinaus:
Wir finden uns in Himmelsbläue
Einst wieder in dem Vaterhaus.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

11.

Der Mond war noch nicht aufgegangen, eine graue Dämmerung lag über der Gegend, die die nächtliche Stille deckte. Da war es Hubert, der auf dem Balkon stand, als höre er in der Ferne einen Wagen langsam und vorsichtig heranfahren. Ihn zu sehen, war nicht möglich. Bald darauf kam aber der Jäger und meldete, daß in einem kleinen Defilee auf dem Felde, wenige Büchsenschußweiten vom Schlosse, ein Wagen angehalten, ein Herr sey ausgestiegen und der Wagen darauf weiter gefahren. Der Fremde in dunklem Mantel sey aber plötzlich wieder verschwunden.

„Gut, er ist es!" murmelte Hubert. „Gehen Sie auf Ihren Posten, Schaller; ich werde pfeifen, wenn ich Ihrer Hilfe bedarf. Lassen Sie ihn in die Kapelle hinein, aber ja nicht heraus. Bedienen Sie sich Ihres Hirschfängers, wenn es Noth thut, doch nicht des Gewehrs!"

In der Kapelle befand sich eine Art Tribune für ein kleines Orchester; auf derselben war eine

Digitized by Google

kleine Orgel angebracht, etwa zwölf Fuß über dem Boden. Der Zugang zu dieser Tribune war durch ein Pförtchen möglich, das vom Corridor, in der Belletage des Schloßgebäudes, ausmündete. Dorthin begab sich nun Hubert hastig, öffnete leise die Thür, die er wieder hinter sich schloß, drückte sich in die Ecke neben dem Kasten des Positivs, von wo aus er die ganze Kapelle, so weit es die matte Beleuchtung der ewigen Lampe zuließ, übersehen konnte. Nichts rührte sich drunten in der Kapelle, obschon die Schloßuhr bereits Acht geschlagen.

Da ward ein Schlüssel leise in das Schloß gesteckt und umgedreht, die äußere Pforte der Kapelle geöffnet — eine dunkle Gestalt schlüpfte herein und verbarg sich in dem Beichtstuhle.

Hubert pochte das Herz, er sehnte den Augenblick der Entwickelung herbei und dieser kam jetzt ohne sein Zuthun. Wie leise nämlich auch die Pforte geöffnet worden war, so hatte sie sich doch nicht ganz ohne Geräusch in ihren Angeln gedreht und Pauline mochte es gehört haben, denn sie trat jetzt mit einem Leuchter in der Hand aus der Thüre der Sakristei auf die obere Stufe der an der Mauer und in den Winkeln der achteckigen Kapelle angebrachten Treppe.

„Pauline, ich bin hier!" flüsterte er aus dem Beichtstuhle.

Hubert sah die Comtesse erbeben.

„Wer ist hier?" rief sie erschrocken und leuchtete in die Kapelle hinunter.

„Ich bin's — Clemens!" versetzte Sieldorf vortretend.

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr Paulinen, der Leuchter mit der Kerze drohte ihr zu entfallen und sie wandte sich zur Flucht. Sieldorf wollte ihr nacheilen.

„Halt!" donnerte es auf einmal von der Tribune herab — „keinen Schritt weiter, oder ich schieße Sie zusammen!"

Sieldorf kehrte sich rasch nach dem Sprecher um, erblickte in der halben Dämmerung die Männergestalt dort, schlug eine Pistole auf Hubert an und rief:

„Nur zu! Schuß um Schuß, wenn's so gemeint ist!"

Dann wollte er die Stufen hinauf eilen.

Da schwang sich Hubert über die Tribune herunter, kam mit einem dröhnenden Fall auf die Beine zu stehen und wollte Sieldorf nacheilen. Allein dieser machte rasch Front gegen den Angreifer — Beider Augen begegneten sich und Hubert begann zuerst:

„Ich verhafte Sie Namens der Besitzerin dieses Schlosses, Sie haben den Hausfrieden gebrochen!"

„Zurück, Knabe!" entgegnete Sieldorf drohend. Dann fuhr er mit Hohn fort: „Pfui doch! ein Nödingen legt sich wie ein Bandit in den Hinterhalt! Lassen Sie mich und meiden Sie allen Affront! Die Gräfin wird es Ihnen danken, wenn ich reinen Mund halte!"

„Das wollen wir sehen! Sie sind mein Arrestant!"

„Noch nicht!" rief Sieldorf und griff in die Brusttasche, um ein kleines Ding wie ein Pfeifchen an den Mund zu führen.

Auf einmal waren Hubert's Augen mit einem feinen, beißenden Staube gefüllt — er erhielt einen derben Stoß vor die Brust, der ihn bis gegen die Stufen des Altars zurückschleuderte. Die Pforte knarrte wieder in den Angeln — ein Gestampfe wie von einem Handgemenge erhob sich draußen, unterdrückte Verwünschungen und verworrener Lärm wie von einer Rauferei wurden vernehmbar — dann ein jäher Schrei des Jägers und darauf kernhafte Flüche desselben. „Schurke! Hallunke! — Gib Feuer, Leonhard! Schieß' ihn nieder, er hat mich blind gemacht!" Dann knallte ein Schuß draußen und allarmirte das ganze Schloß....

Es dauerte lange, bis Hubert sich von seiner Hilflosigkeit erholt hatte — seine Augen brannten wie höllisches Feuer. Endlich fand er tastend den Weihkessel und wusch sich die Augen. Als er sich wieder umzusehen vermochte, fand er die Thüre von außen verschlossen. Er stieg die Stufe hinan in die Sakristei — Pauline war fort und hatte die Thüre nach dem Corridor ebenfalls hinter sich verschlossen. Er fand sich eingesperrt.

Auf dem Tischchen der Sakristei brannte noch die eine Kerze, welche Pauline zurückgelassen hatte; vor demselben stand noch ihr Stuhl, die dintengetauchte Feder lag noch neben dem Briefbogen, den sie beschrieben hatte — ihr verweintes Taschentuch daneben. Hubert dachte aber zuerst nicht daran, einen Blick auf die Zeilen zu werfen — ihn quälte eine namenlose Unruhe, was aus der Comtesse, was aus Sieldorf geworden sey. Es war Alles so rasch vor sich gegangen, in solch unsäglich kurzer Zeit, daß es ihn Mühe kostete, sich der Einzelnheiten zu erinnern. Er öffnete eines der Fenster der Sakristei und horchte in den Abend hinaus. Aus der Ferne tönte immer noch das Geschrei der Diener, welche den Flüchtling zu verfolgen schienen. Er hörte die weiblichen Dienstboten des Schlosses in den Gängen

Digitized by Google

herumrennen und die Thüren zuschlagen, Mordio schreiend.

Alles schien in größter Bestürzung und Angst zu seyn und er war hier eingesperrt, zur Unthätigkeit verdammt! Vergebens rüttelte, pochte er an der leider nur allzu soliden Thüre — er konnte nicht hinaus, konnte nicht beruhigen, nicht die Verfolgung leiten oder hindern — er wollte bersten vor Ungeduld, aber es half nichts.

In ohnmächtigem Zorne warf er sich zuletzt in den Stuhl, welchen Pauline vorher eingenommen — sein Auge fiel mechanisch auf die Zeilen, an welchen sie geschrieben, er sah Thränenflecken auf dem Papier und von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, den er nicht mit Gründen der Vernunft und des Zartgefühls niederzukämpfen im Stande war, sondern den sogar die Ueberzeugung noch steigerte, daß er hier den Schlüssel zu Paulinens geheimnißvollem Leiden in Händen habe — ergriff er endlich den Brief und las mit den immer noch arg schmerzenden Augen, unter einem von Minute zu Minute steigenden Herzpochen, wie folgt:

„Meine theuere, geliebte Schwester!

„Diese Zeilen, welche ich Dir schulde, sollen Dir erst zukommen, wenn mein Schicksal erfüllt ist und mich die Mauern meines Klosters von Allem trennen, was mir auf der Welt lieb und werth war. Die Schmerzen des Abschiedes von Dir, meine geliebte Mathilde, die verzweiflungsvolle Trennung, die uns von einander riß, legen mir die Pflicht auf, all meinen Muth und meine Seelenstärke aufzubieten, um Dir das fürchterliche Geheimniß anzuvertrauen, welches mein ganzes Lebensglück zerstört hat und das ich Dir früher nicht mitzutheilen vermochte. Es ist das Bekenntniß meines ersten leichtsinnigen Fehltritts, eines Mangels an Offenheit gegen Dich, meine treue, mütterliche Berathenin, und der furchtbaren Ahndung, welche diesem Vergehen auf dem Fuße folgte. Es umfaßt die Geschichte meines Lebens während des letzten Jahres — eine Schilderung, vor der schon jetzt, vor ihrem Beginne, meine Feder zurückbebt und meine Hand mir den Dienst versagen will. Allein mein Zögern hilft nichts — Du mußt Alles erfahren, geliebte Mathilde, denn der Gedanke ist mir unerträglich, daß Du mich für undankbar halten würdest, weil ich Dich verließ. Du wirst Alles begreifen und meinen Entschluß billigen, wenn Du Alles erfahren.

„Vor Jahresfrist, Mathilde, war ich noch ein heiteres, glückliches Kind. Die Welt war mir noch ein Paradies, denn sie bot mir nur Freuden und Genüsse, und ich tauchte mich berauscht und jubelnd in den Strom des Vergnügens, den Deine Liebe mir schuf, als Du mich zum ersten Male in die Welt einführtest. Du erinnerst Dich noch jenes Abends, wo ich den ersten großen Ball bei der Baronin K. mitmachte — der Trunkenheit, in welche mich die reichgeschmückten Gemächer, der Glanz der Kerzen, die rauschende Musik, die balsamische Luft versetzten: an jenem Abende nahte mir der Verderber — Baron Sieldorf, mein Tänzer. In mein argloses Herz, das, von den mir neuen Erscheinungen bewältigt, in einen Taumel von Wonne versetzt war, goß er glühende Worte der Liebe, wie ich sie nie zuvor gehört. Du warst nicht bei mir als mein guter Engel und ich hörte jene Worte, hörte sie mit einem geheimen, unsäglichen Entzücken — er schwur mir, daß er mich auf das Innigste liebe und daß er nicht eher ruhen werde, bis er mich gewonnen.

„Von jenem Abende an trafen wir uns öfter in Gesellschaft. Sein Aeußeres bestach mich — ich glaubte ihn zu lieben und hörte seine kühnen Geständnisse an, die wie zündende Funken in meine Seele fielen. Er beschwor mich, unsere Liebe vorerst ein süßes Geheimniß seyn zu lassen, er steckte mir Briefchen zu, die ich zu beantworten wagte, weil wir uns im wogenden Gewühle der geselligen Cirkel nur selten allein angehörten, und wie gesagt, ich glaubte ihn damals zu lieben — aber es war ein Wahn, theuere Schwester, eine Täuschung, die ich schwer büßen sollte....

„Unser Briefwechsel währte mehrere Monate, da führte sich ein anderer junger Mann in unserem Hause ein — Sieldorf's Vetter, Graf Hubert von Rödingen. Ich hatte schon einige Male in Sieldorf's Benehmen Züge und Eigenthümlichkeiten entdeckt, die mir mißfielen und mir bange zu machen anfingen. Seitdem Du ihm Zutritt in unserem Hause gegönnt hattest, schien er seiner Sache ganz gewiß zu seyn; er warf die Maske ab und ließ bisweilen eine Gemüthlosigkeit und Rohheit der Anschauung, eine Irreligiosität durchblicken, die mich mit Schaudern erfüllte. Dann begegnete er mir in unbemerkten Augenblicken mit einer zudringlichen Vertraulichkeit, die mich schamroth machte und mich an seiner wahren Liebe zweifeln ließ — kurz, hunderte von kleinen Zügen seines Wesens brachten mir die Ueberzeugung bei, daß ich ihn nicht wirklich lieben könnte. Da nun kam Hubert in unsern kleinen Kreis und machte schon bei seiner ersten Begegnung einen anderen, weit tieferen Eindruck auf mich, als sein Vetter.

Digitized by Google

Unwillkürlich verglich ich Beide in Gedanken mit einander und die Vergleichung fiel zu Gunsten Rödingen's aus, zumal da ich bemerkte, daß er Deine volle Hochachtung genoß und Du vielleicht im Stillen meine Verbindung mit ihm wünschtest....

Hubert mußte der heftigen Schmerzen seiner Augen wegen im Lesen innehalten, obwohl sein Herz vor Spannung ihm zu zerspringen drohte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der australische Reichthum an Gold, und zwar in allen drei Formen: des Staubes, der kleinern gediegenen Stücke und der Stufen in Gängen, ist, nach Launcelot, Oberberghauptmann der australischen Colonien, ohne Beispiel. In Neu-Südwales ist er weit größer als in Californien; in Victoria um ebensoviel größer als in Neu-Südwales. In letzterm Lande ist eine Stufe von 108 Pfund reinen Goldes gefunden worden; in den Gruben von Mount-Alexander in Victoria hat ein Mann in einer Stunde 80 Pfd. Gold gefunden, ein anderer 50 Pfd. in einer Woche, ein dritter 19 Pfd. 6 Unzen in einem Tag 2c. Aber auch die Ausdehnung des goldhaltigen Bodens ist ungeheuer; schon jetzt kennt man in einer Ausdehnung von vielen hunderten von engl. Meilen Gold und Niemand vermag zu ermessen, wie weit es noch sonst gefunden werden wird; nördlich von Sidney ziehen sich die Lager bis an die Moretonbucht hin, also schon in tropische Gegenden.

Das Interesse, welches die neue, von England unabhängige holländische Republik in Südafrika in den Niederlanden erregt hat, steigt mit jedem Tage und es offenbart sich ein Trieb, dahin auszuwandern, der sich merkwürdigerweise nicht auf diejenige Klasse der Gesellschaft beschränkt, welche sonst vorzugsweise die Auswanderer liefert; es liegt im Texel ein Schiff nach dem Cap der guten Hoffnung segelfertig, welches eine Anzahl ziemlich wohlhabender Bauern an Bord hat, die sich unter den alten Stammgenossen am Oranje-River niederlassen wollen. In der Provinz Utrecht bereiten sich drei oder vier Prediger vor, um mit einer Anzahl nicht unbemittelter Bürgerfamilien eben dahin zu ziehen, und wie verlautet, findet dieses Beispiel Nachahmer.

Ein von Spitzbergen nach Bergen in Norwegen heimkehrender Wallfischfänger hat ein fünf Monate altes Wallroß mitgebracht, welches so zahm ist, daß es die Matrosen kennt und ihnen nachläuft, ins Meer springt, um's Schiff herumschwimmt und einen eigenen Ton von sich gibt, wenn es wieder an Bord genommen seyn will.

Die erste Regierung, welche sich der verfolgten kleinen Vögel angenommen, sagt das „Journal für Ornithologie", ist die von Schwarzburg. Dieselbe hat im März d. J. ihrem versammelten Landtage einen Gesetzentwurf zu einem vollständigen Verbote des Vogelfangens vorlegen lassen. Darin ist mit Recht ganz besonders das Anlegen von Meisenhütten, auf deren jeder oft viele Tausende dieser nützlichsten aller Ungeziefervertilger getödtet werden, auf's Strengste untersagt.

Die „Pr. Corr." schreibt aus Memel: „Die sogenannten feuerfesten eisernen Geldspinden haben sich bei unserem Brande meist gar nicht bewährt, indem die darin aufbewahrten Papiere zum Theil verkohlt sind.

Räthsel.

Unscheinbar sind wir, von kleiner Gestalt,
Ein Kind auch kann leicht uns bezwingen;
Doch Manche lockt siegend uns're Gewalt,
Uns all' ihre Habe zu bringen.
Wir können nicht Füße noch Fittige regen,
Und doch sieht man rasch uns und wild oft bewegen.
Uns schmücket kein Haupt, doch viele Gesichter,
Und ob daher Augen in Menge wir haben,
Sind dennoch wir in Blindheit begraben.
Wir sprechen auch ohne Zungen als Richter
Den Spruch, der reich den armen Mann,
Zu Bettlern Reiche machen kann.

Auflösung der Räthsel in № 126:
Charaden: 1. Staubbesen. 2. Augenblick.
Räthsel: Drache.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 128. Dienstag, 24. Oktober 1854.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

Hubert fuhr nach kleiner Pause, in welcher er seine brennenden Augen gerieben, an der abgebrochenen Stelle in Paulinens Schreiben äußerst gespannt zu lesen fort:

„Ich ward zurückhaltend gegen Sieldorf und meine Sinnesänderung entging ihm nicht. Er verlangte eine Erklärung hierüber und ich sagte ihm offen, daß wir nicht für einander paßten, und bat ihn, auf jede weitere Werbung um meine Hand zu verzichten und mir meine Briefe zurückzugeben. Nun erst zeigte er mir seine wahre Seite; er handelte nicht edel. Zwar mied er mich in Gesellschaft, aber er verfolgte mich noch mit Briefen, die nichts als eifersüchtige Vorwürfe und verblümte Drohungen enthielten, obwohl meine ganze Schuld nur die war, daß ich ihm einige Briefe geschrieben, die keinerlei Versprechungen oder Verpflichtungen enthielten, sondern nur einige excentrische Phrasen, wie sie der Phantasie eines jungen Mädchens entkeimen. Er versagte mir die Herausgabe dieser Briefe, in welchen er ein Pfand sehen wollte. Alle meine Bitten waren vergebens, meine Thränen rührten ihn nicht — er machte mich namenlos unglücklich.

„Wir reisten nach Bornau; Graf Hubert folgte uns. Ich wähnte immer, er liebe mich, und sehnte den Augenblick herbei, wo ich diese Gewißheit aus seinem Munde erführe, denn die Versicherungen der Frau von Wirchow nährten meine Hoffnung; und als Herr von Möllendorf mit seiner Mutter uns besuchte, glaubte ich, Hubert würde sich nun erklären, weil er in Jenem einen Rivalen vermuthen konnte; — aber als er schwieg, als ich mich von ihm nicht geliebt sah, als ich ferner bemerkte, daß Du, meine theuere Schwester, die Verbindung mit Baron Edmund billigen würdest, Du, die nur für mein Glück bedacht war — willigte ich ein, diesen zu heirathen. Anfangs hatten mich nur seine edle Erscheinung und äußeren Vorzüge bestochen, allmälig aber hatte ich an ihm auch Eigenschaften des Herzens und Geistes entdeckt, die mir eine hohe Achtung für ihn abnöthigten und ein bescheidenes Glück an seiner Seite verbürgten. Damals war ich mir erst recht bewußt, welch einem Irrthum hinsichtlich Sieldorf's ich mich hingegeben, und fühlte mich verpflichtet und gedrungen, ihm jede Hoffnung zu benehmen, allen Verkehr mit ihm abzubrechen und meine Briefe nochmals zurückzufordern. Er befand sich zu jener Zeit bei der Familie Glattau in Buchshagen, ich wußte es, denn er bestürmte mich von dort aus mit Briefen und lauerte mir auf meinen Spaziergängen ab. Ich fand endlich den Muth, ihm Alles zu sagen und zu schreiben, ihm meine Empfindungen für Herrn von Möllendorf und meine Entschlüsse wegen meiner Zukunft mitzutheilen; ich appellirte an seine Großmuth, daß er mir meine Briefe zurückgebe. Hiezu wollte er sich nur unter Einer Bedingung verstehen: falls ich ihm nämlich eine geheime Unterredung verstatte. Ich sträubte mich dagegen, ich schlug ihm dies rund heraus ab. Allein die Zudringlichkeiten Sieldorf's, die Hartnäckigkeit, mit welcher er mich verfolgte und mich unter vier Augen zu sprechen versuchte, hatten eine andere Folge: Graf Hubert schien es bemerkt zu haben. Ich sah, wie sein Blick oft forschend an meinen Zügen hing, ich entdeckte eine gewisse Schwermuth an ihm, die mir sagte, daß ich ihm nicht gleichgiltig sey, und der Zweifel, ob seine Traurigkeit mehr der Begünstigung entspringe, die ich Baron Edmund zugestand, oder einem Argwohn, daß er mich eines geheimen Einver-

Digitized by Google

ständnisses mit Baron Sieldorf für fähig hielt, während doch meine Verlobung mit einem Andern bevorstand — dieser Zweifel verursachte mir einen unbeschreiblichen Seelenschmerz. O, Mathilde, es lastete eine Angst, eine Unruhe auf mir, die mich fast zu Boden drückte, zumal ich ahnte, daß Sieldorf, seit er um die Absichten Möllendorf's wußte, Alles aufbot, meine Hand zu erringen. Ich konnte Hubert nicht mehr frei ins Auge blicken, und doch fühlte ich mich verpflichtet, ihm seinen Irrthum zu benehmen, fand aber keine Gelegenheit hiezu.

„Nachdem mich Sieldorf in mehreren Briefen vergebens um ein Rendezvous bestürmt hatte, kam er eines Nachmittags selbst nach Bornau und erneuerte seine Bitte. Es lag Etwas in seinem Benehmen, das mich mit Entsetzen erfüllte — ein kalter Hohn in seinem Blicke bedrohte mich. Geliebte Schwester! es galt die Ruhe meiner Zukunft — man drang in mich, Herrn von Möllendorf mein Jawort zu geben, und doch wollte ich ihm gegenüber keine Verpflichtungen eingehen, bevor ich nicht meine Briefe von Baron Sieldorf zurückerhalten und vernichtet hatte. Ich gewährte ihm also ein Stelldichein noch am selben Abend, und zwar in der Bibliothek. Er hatte sich einen Schlüssel zu dem Pavillonthurme zu verschaffen gewußt und erwartete mich dort. Ich ging hin. Er überhäufte mich mit Vorwürfen, die ich ruhig hinnahm, um ihm seine Rache zu gönnen; dann aber bat und flehte ich, bis er mir meine Briefe herausgab. Schon hatte ich die Brieftasche in den Händen, welche sie umschloß, und bat ihn nun, sich zu entfernen. Da schien er es plötzlich zu bereuen, daß er mir nachgegeben. „Wohlan," sagte er, „Sie haben nun, was Sie von mir verlangt. Aber es ist noch nicht zu Ende! Ich kann es nicht verwinden, daß mich ein junges Mädchen so zum Besten gehabt und mich durch Bitten und erheuchelte Thränen an mir selbst untreu gemacht hat. Erinnern Sie sich daher, daß ich es bereue und daß Ihr Verlobter es mir bei der ersten Gelegenheit bezahlen soll!" Ich wandte mich zum Weggehen, weil mir schon für den Besitz meiner Briefe bangte. In diesem Augenblick näherten sich Leute vom Gange her dem Thurmpavillon und ich erkannte mit Entsetzen die Stimmen der Herren Möllendorf und Rödingen. Mit wankenden Knieen bebte ich zurück; aber Sieldorf, dem ich nur durch Zeichen angedeutet, daß uns Jemand überrasche, war gefaßter als ich — er nahm mich in die Arme, löschte das Licht auf dem Tische aus und trug mich in das Kabinet, das er eiligst verschloß. Eine Sekunde darauf traten die genannten Herren mit dem Major von Berghausen in die Bibliothek, und nun, geliebte Schwester, kam der Augenblick, der mich für immer elend gemacht — der Augenblick, wo ein Mann, an dessen Liebe ich einst geglaubt, ein Verbrechen an mir beging. . . ."

„Ha!" rief Hubert bei dieser Stelle — „das geht über meine Ahnung! Welch Scheusal von einem Manne! Und ich war in ihrer Nähe — ich hätte sie retten können! — O mein Gott, welches Unglück!"

In wilder Wuth und mit geballten Fäusten stürzte er einige Male in der Sakristei auf und nieder — seine Lippen murmelten wilde Verwünschungen und Schwüre der Rache.

Erst nach einer Weile ward Hubert wieder ruhiger, nahm den Brief und las weiter:

„Ich erwachte aus meiner Ohnmacht in den Armen jenes Mannes, der mich an ein geöffnetes Fenster getragen hatte und mich wieder ins Leben zu rufen bemüht war. Voll Abscheu stieß ich ihn von mir und meine erste Regung war, mich aus dem Fenster zu stürzen und in jenem Abgrund unter dem Thurme zu enden. Aber er hielt mich zurück. „Sey ruhig, mein Kind," sagte er; „sie sind fort und haben nichts bemerkt. Kehre nun wieder zu der Gesellschaft zurück, damit Niemand etwas argwöhne; ich werde gleichfalls gehen und zwar so unbemerkt, daß kein Mensch Verdacht schöpfen soll. Nun bist Du mein, ganz mein, süße Pauline! Ich hege keine Eifersucht mehr gegen ihn, denn ich weiß, Du wirst ihn nun nicht heirathen, Du wirst meine Gemahlin! Vergib mir und reiche mir einen Kuß zur Versöhnung!" Ich stieß ihn abermals zurück und entsprang. Meine Kniee trugen mich kaum mehr in den Salon zurück — ich fühlte eine zweite Ohnmacht herannahen und bat Gott im Stillen, er möge mir den Tod senden. Aber leider stirbt man nicht vor Scham, sonst lebte ich längst nicht mehr.

„Was weiter geschah, liebe Mathilde, das weißt Du. Die Nachricht, daß Graf Rödingen abgereist war, ohne Abschied zu nehmen, erschütterte mich tief und es drückte mich eine Ahnung, als habe er mich im Verdacht einer Intrigue mit Sieldorf. Ich mußte die Verbindung mit Baron Möllendorf lösen, denn es war Alles mit mir zu Ende — meine Ehre, meine Hoffnungen, meine Zukunft waren dahin! — Wenige Tage später erniedrigte mich Sieldorf noch mehr vor mir selbst,

Digitized by Google

indem er an mich schrieb, mir seine Liebe betheuerte und sein Recht an mich geltend machen wollte — das fluchwürdige Recht der Gewalt. Er erinnerte mich an jene verhängnißvollen Briefe, die er mir wieder abgenommen und die er nun als Zwangsmittel gegen mich kehren zu wollen schien. Zwar gelobte er mir ein unverbrüchliches Stillschweigen, allein er verlangte mich wieder zu sprechen, um mir, wie er schrieb, Abbitte zu thun und mich zu versöhnen. Vergebens bat ich ihn um Mitleid, beschwor ihn, mir zu entsagen — er bestürmte mich immer heftiger; und Du wirst es nun begreiflich finden, theuere Mathilde, warum ich so sehr in Dich gedrungen, Bornau zu verlassen und uns auf irgend ein einsames Gut zu verstecken. Noch in dem letzten Briefe, welchen er mir in Bornau zuzustellen wußte, hatte er mir gedroht, mich öffentlich und zwar mittelst meiner eigenen Briefe bloßzustellen und auf diese Weise meinen Ruf zu vernichten, wenn ich ihm nicht meine Hand reiche.

„Schon damals entstand in mir der Entschluß, den Schleier zu nehmen; aber eine gewisse Ahnung ließ mich die Ausführung desselben vertagen. Ich wollte Hubert noch einmal sprechen und von ihm erfahren, in welchem Verdacht er mich habe; ich wollte zuvor jenes Vorurtheil in ihm beseitigen — an seiner Achtung lag mir besonders viel. Er kam und schon in den ersten Tagen nach seiner Ankunft hier hatte ich zufällig eine Unterredung mit ihm, aus welcher ich vernahm, daß er, wo nicht Alles wußte, doch das Geschehene vermuthete — daß er mich zwar nicht verachtete, aber bemitleidete. Dies war mir unerträglich. Einige Tage später kam dann noch jene Begegnung mit Sieldorf auf der Promenade hinzu, und sie brachte vollends meinen Entschluß zur Reife. Ja, Schwester, ich darf nicht länger mehr zögern. Vor der Tücke jenes Unmenschen, der, seitdem er unsern Aufenthalt kennt, mich wieder mit Briefen bestürmt, schützt mich nur die Mauer eines Klosters. Ihm kann ich nie angehören. Hätte ich einen Bruder, Mathilde, so würde ich mich ihm anvertrauen, ihn bitten können, daß er meine Sache führe und Den züchtige, der mein und Dein Lebensglück so schnöde zertreten hat. . . .“

Hier endigte das Schreiben. Hubert stand wie versteinert, legte dann das Papier genau wieder so hin, wie er es gefunden, verriegelte die Thüre der Sakristei gegen den Verbindungsgang hin, nahm das Licht, schloß das Pförtchen nach der Kapelle zu ab, dessen Schlüssel er zu sich steckte, stieg die Stufen hinunter und stellte den Leuchter auf den Boden. Dann erkletterte er den Beichtstuhl, stieg von diesem auf die Tribune hinauf und kehrte in den Salon zurück, wo ein Theil der weiblichen Dienstboten noch zitternd harrte. Er vernahm, daß Comtesse Pauline halb ohnmächtig zur Frau Gräfin gekommen sey, wo sie sich noch befinde, und daß Frau von Virchow den beiden Damen Gesellschaft leiste.

Mittlerweile kamen die männlichen Dienstboten zurück, die den vermeintlichen Dieb und Einbrecher wohl eine halbe Stunde weit verfolgt hatten, und meldeten, daß er ihnen entkommen sey. Der Gärtner behauptete zwar, er habe ihn mit einem Schrotschusse getroffen, allein in die Beine mußte der Schuß nicht gekommen seyn, denn der Hauseinbrecher war gelaufen wie ein Wiesel und hatte seine Verfolger weit hinter sich gelassen.

Hubert dankte ihnen und entließ sie mit einem Geschenk, nachdem er sie wegen der Person und Absichten des nächtlichen Besuchs auf eine falsche Fährte gebracht hatte. Den Jäger namentlich bedachte er reichlich, denn Sieldorf hatte Schallern ebenfalls Spaniol in die Augen geblasen und ihn dann mit einem schweren Gegenstand, etwa einem Pistolenkolben, niedergeschlagen.

Kaum waren die Dienstleute entlassen, so rollte ein Wagen in den Schloßhof. Fräulein von Grieben und Theodora kehrten von Aachen zurück und mit ihnen kam — Morstein, den man schon seit acht Tagen erwartete.

„Dich schickt mir der Himmel, Camill!“ rief Hubert, als er ihn in seine Arme schloß — „morgen brauche ich Deine Dienste!“

„Wie so?“ fragte Morstein, der ein ganz anderer Mensch geworden zu seyn schien, so ernst sah er aus.

„Ich werde mich schlagen!“ entgegnete Hubert leise, doch nicht so, daß es nicht Frau von Virchow hätte hören sollen, die den Gast im Namen der Gräfin bewillkommt hatte.

„Sie wollten sich schlagen, Herr Graf?“ fragte sie erschrocken — „doch nicht mit i h m?“

„Ja, mit ihm, meine Freundin! Sein Maß ist voll — morgen Abend muß ich oder er geblieben seyn. Paulinens Lebensloos hängt am Erfolg meiner Waffe!“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Die Bevölkerung der bedeutendsten Städte in der Krimm beträgt laut einer Angabe von „Daily News“:

Sebastopol	41,135	Einw.
Backschi Sarai . . .	12,391	„
Simferopol	12,104	„
Eupatoria	9,820	„
Kertsch	8,228	„
Theodosia	4,709	„
Stara Krym . . .	1,176	„
Balaklawa	461	„
Yalta	371	„

Die Hauptstraßen der Krimm, welche für Artillerie fahrbar sind:

1) Von Simferopol nach Sebastopol, die nördliche Senkung der taurischen Gebirgskette entlang, mit einer Länge von 36 engl. Meilen;

2) von Simferopol nach Yalta durch das Gebirge, am Fuße des Tschatir Dagh hin, 46 M. lang;

3) von Yalta nach Balaklawa an der Südküste hin;

4) von Balaklawa nach Sebastopol um den westl. Fuß des Gebirges hin, 9 M. lang;

5) von Simferopol nach Eupatoria;

6) „ „ „ Perekop.

Backschi Sarai liegt halbwegs zwischen Sebastopol und Simferopol; die Straße zwischen beiden Plätzen streift den Fuß des taurischen Gebirges.

Bei dem entsetzlichen Brande in **Memel** ist auch das dortige Stadttheater gänzlich in Asche gelegt worden. Das Schauspielhaus mit sämmtlichem Eigenthum des Direktors Morohn, bestehend aus einer 640 Bände starken Bibliothek, nebst Rollen, Opern, Singspielen und Possen, 60 Piecen an der Zahl, sowie die ganze Garderobe, welches Alles nicht versichert war, ist ein Raub der Flammen geworden; ebenso ist das Wohnhaus des unglücklichen Theaterdirektors verbrannt, welcher mit den Seinen kaum das nackte Leben retten konnte. In den verschiedenen Theaterzeitungen wendet er sich mit einem offenen Briefe an alle Direktoren deutscher Bühnen, denen er sein Unglück an das Herz legt und um die Hilfe und Unterstützung seiner Kollegen bittet. Mögen diese denn nicht umsonst den offenen Brief lesen! Wenn nur der kleinste Theil derselben sich zu einem Benefiz-Antheil für den schwerbedrängten Mann, welcher übrigens in der Theaterwelt sich eines guten Rufes erfreut, entschließt, so kann dem Manne geholfen werden.

In **Prag** hielt kürzlich eine Gesellschaft in einem Gasthofe ein Diner. Jedem der Gäste wurde neben das Couvert eine Speisekarte gelegt und wie zeitgemäß diese war, beweist, daß auf derselben auch eine Schüssel als „Pastete à la victoire de Sebastopol“ bezeichnet war. Es war zu der Zeit, wo der „Lloyd“ noch triumphirende Leitartikel über den Fall von Sebastopol schrieb. Die famose Schüssel kam, wirklich das Meisterstück eines Helden der Küchenkunst: die Pastete bildete eine Veste mit Wällen, Zinnen und Forts. Aber so herrlich ihr Anblick — sie war der Vernichtung gewidmet, und einer der Gäste ergriff das Messer, um sie zu zertheilen. Kaum aber hat das Messer die Pastete berührt, da zerfällt der stolze Bau; Wälle und Forts liegen in Trümmern und als Kern der Pastete erscheint eine gebratene — **Ente**.

Vom 1. Januar bis Ende September d. J. schifften sich in **Hamburg** nach den transatlantischen Ländern 46,042 Personen ein, was 21,174 mehr als im vorigen Jahre ergibt. Die Rheinische Eisenbahn beförderte in derselben Frist 18,816 Auswanderer, von denen 16,572 über **Antwerpen** gingen.

Räthsel.

Man sucht und fliehet mich. Oft find't mich, wer mich fliehet;
Und wer mich suchte, fand mich nicht.
Mich kennet Niemand von Gesicht,
Weil Jeder gleich erblindet, der mich siehet.
Mich zu errathen, laß ich dir
Vielleicht noch fünfzig Jahr' — vielleicht nur wen'ge Stunden;
Doch wisse, Freund, wer mich einmal gefunden,
Erräth mich nie — das glaube mir.

Auflösung des Räthsels in № 127:

Würfel.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 129. Freitag, 27. Oktober 1854.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

12.

Hubert hatte bis lange nach Mitternacht geschrieben, dann sein Lager gesucht und einen gesunden Schlaf gethan, von dem er erst spät erwachte. Drei Briefe — an seinen Vater, an Cäcilie und an Bernhardi — legte er mit einigen Zeilen in ein Couvert an Frau von Wirchow und sandte es ihr am Morgen zu. Er war ruhig, kalt, gemessen; aber in seinen Zügen lag ein unheimlicher Groll. Er setzte sich angekleidet an das Fenster, bis Camill herüber kam, den er freundlich begrüßte. Sie frühstückten zusammen, setzten sich dann in den Wagen der Gräfin und fuhren nach der Stadt. Hubert hatte ein Pistolenkästchen unter dem Mantel mitgenommen.

„Vergib mir, Freund, daß ich Dich schon am ersten Tage Deines Hierseyns so in Beschlag nehme, daß ich Dich noch nicht gefragt, wie es Dir seither ergangen, und daß in meinen Gedanken in diesem Augenblicke kein Raum ist für etwas Anderes, als den Zweck, dem ich entgegengehe — ein Duell auf Leben und Tod."

„Und mit wem, wenn ich fragen darf?"

„Mit meinem Vetter, Baron Rödingen-Sieldorf!"

„Mit dem Baron Clemens?" fragte Morstein mit besonderem Nachdruck.

„Allerdings mit diesem — es gibt keinen andern seines Geschlechts mehr."

„Dann ist sein Schicksal besiegelt — er soll den Abend nicht überleben!"

„Wenigstens, wenn der Himmel gerecht und das Glück mir nicht ganz abhold ist!"

„Entgeht er Dir, so fällt er von meiner Hand!" setzte Camill hinzu. „Ich habe eine Rechnung mit ihm auszugleichen, die nur sein Blut quitt machen kann!" fuhr er finster fort — „ihn aufzusuchen, ist vorzugsweise der Zweck meines Hierseyns. Doch davon später! Wir sind jetzt alle Zwei nicht in der Verfassung zu plaudern und wollen uns nicht unnöthig aufregen. Zu dem Tagewerke, das vor uns liegt, bedürfen wir der Ruhe."

Gegen eilf Uhr erreichten sie die Stadt, stiegen in einem Gasthofe zweiten Ranges ab, sandten den Wagen zurück und erkundigten sich nach der Wohnung Sieldorf's, seiner Lebensweise u. s. w. Der Lohnlaquai, welchen sie hiermit betrauten, kam bald wieder zurück und hatte sich seines Auftrags geschickt entledigt. Nach seinen Mittheilungen hatte sich Sieldorf in Aachen ganz häuslich eingerichtet, eine abgelegene, freundliche Privatwohnung am Saume der Stadt bezogen, wo er seine Pferde, Hunde, Equipage und zwei Frauenzimmer von sehr zweideutigem Rufe bei sich hatte und einen Kreis von sogenannten guten Freunden um sich sah. Zugleich sollten in seiner Wohnung allnächtlich sehr hohes Spiel getrieben oder Orgien gehalten worden seyn, was erst seit etwa acht Tagen sein Ende gefunden. Sieldorf sollte nämlich jene beiden Frauenzimmer plötzlich entlassen und die Einstellung jener nächtlichen Orgien damit gerechtfertigt haben, daß er auf dem Punkte stehe, sich zu verheirathen.

„Aha!" rief Hubert bei Erwähnung dieses Gerüchts aus — „er wartet den Termin ab und hofft noch!"

„Baron Sieldorf ist vorhin ausgefahren, um ein Bad zu nehmen," berichtete der Lohndiener weiter; „nach dem Bade pflegt er gewöhnlich ein Kaffeehaus zu besuchen, wohin ich Sie führen werde, wenn es Ihnen beliebt. Man pflegt daselbst zu spielen, meine Herren; aber mich dünkt, es haben außer den Banquiers und ihrem An-

Digitized by Google

hang dort wenige Leute Glück und schon Mancher ist dort tüchtig gerupft worden!"

„Das heißt also mit andern Worten: es haust dort eine Spielerbande, die ihr Glück künstlich aufzubessern weiß und welcher der Baron Sieldorf nicht fremd ist?" fragte Morstein.

Der Lohnlaquai zuckte die Achseln und erwiederte:

„Ich kann darüber nichts sagen; aber man munkelt vielerlei über den Baron und so viel ist wenigstens gewiß, daß er alle seine Bekannten und alle jungen, unerfahrenen Leute, die ihm aufstoßen, dort hin bringt und daß Jeder, der daselbst spielte, mit erleichterten Taschen davon ging."

„Danke schön für den Wink!" versetzte Morstein — „Sie sollen uns hinführen!"

Eine Viertelstunde später nahmen die beiden Freunde an einem Tischchen jenes Kaffeehauses Platz, das schon ziemlich belebt war von Offizieren der Garnison und von Badegästen, unter denen Morstein alsbald zwei Bekannte traf und begrüßte. Sieldorf war nicht da. Hubert ergriff eine Zeitung und musterte über dieselbe hinweg gelegentlich die Gäste und er sah hier wenigstens keine verdächtigen Physiognomieen. Auf einmal trat Sieldorf in den Saal — zuversichtlich, frech, stolz, mit einer gewissen höhnisch-jovialen Miene, die offenbar die entgegengesetzte Stimmung verbergen sollte. Als er Hubert hier erblickte, stutzte er unwillkürlich, wandte ihm aber den Rücken und scherzte mit einigen Bekannten und mit dem Mädchen am Büffet.

„Herr Baron, beliebt Ihnen eine Parthie — das Billard ist gerade frei?" fragte der Marqueur, eben aus der Thüre des Billardzimmers tretend.

„Nein — ich finde Niemanden, der mir gewachsen wäre!" versetzte Sieldorf anmaßend — „Dilettantenspiele amüsiren mich nicht!"

„So erlaube ich mir, Sie zu einer Parthie aufzufordern — ich gebe Ihnen vor!" sagte Morstein, indem er von der Seite Hubert's sich erhob.

Sieldorf maß ihn mit einer gewissen Betroffenheit. War es ihm schon auffallend, eine derartige Anerbietung von einem Herrn zu erhalten, welchen er in der Gesellschaft des jungen Grafen Rödingen sah, so mochte in dem Aeußern Morstein's noch Etwas liegen, das ihn überraschte, ja unruhig machte, weil es in ihm unliebe Erinnerungen anzuregen schien.

„Ihr Offert ist etwas kühn, mein Herr!" sprach Sieldorf zu Morstein gewendet — „Sie scheinen mich nicht zu kennen. Man hält mich für einen guten Billardspieler — fragen Sie nur diese Herren hier!"

„Ich bedarf kein Zeugniß, denn ich kenne Sie schon lang, Baron Clemens von Rödingen-Sieldorf!" entgegnete Morstein kalt und mit einem solchen Blicke, daß ihn Sieldorf kaum ertragen konnte.

„Ich wüßte nicht," sagte Sieldorf zerstreut, „daß ich schon irgendwo das Vergnügen gehabt hätte, Sie zu sehen."

„Sie scheinen ein schlechtes Gedächtniß zu haben, Baron! Sie studirten ja Anno 18— in *** und kamen damals zuweilen nach dem Schlosse Morstein."

Sieldorf entfärbte sich. Hubert maß ihn und seinen Freund erstaunt.

„Ah — so!" stammelte Sieldorf — „aber, in der That, ich entsinne mich nicht."

„Jenun, das hat ja auch mit unserm Spiel nichts zu schaffen. Ich weiß, Sie sollen nicht übel spielen — wollen Sie es also mit mir wagen?"

„Wagen? nicht übel spielen?" wiederholte Sieldorf und seine Augen funkelten, eine gewisse Aufregung zuckte ihm durch alle Adern und Nerven. „Wohlan denn, wenn Sie es wagen wollen, mit mir zu spielen, so mag's geschehen — aber ich spiele nie anders, als die Parthie zu einem Friedrichsd'or!" setzte er höhnisch hinzu. „Wollen Sie so? Aber es wird nichts vorgegeben, wir müssen Beide auf gleichem Boden stehen!"

„Angenommen!" sagte Morstein kalt.

„Ich wette einen Friedrichsd'or für meinen Freund!" rief Hubert aufstehend.

„Ich halte die Wette!" entgegnete Sieldorf mit Hohn — „was ist natürlicher, als daß Sie gegen mich agiren?"

„Was ist verdienter?" versetzte Hubert — „wo es auch immer sey, werden Sie mich Ihnen gegenüber finden. Nur schade, daß Sie stets dort ausweichen, wo ich mich Ihnen am liebsten gegenüber sähe!"

Sieldorf gab keine Antwort, sondern ging voran nach dem Billardzimmer.

„Man sucht offenbar Händel mit Ihnen, Baron, und Sie scheinen heute sehr friedliebend!" flüsterte ihm ein Bekannter ironisch ins Ohr. Allein auch hierauf antwortete er nur mit einem drohenden Blick, wählte sich seine Queue und das Spiel begann.

Digitized by Google

Alle Anwesenden schaarten sich erwartungsvoll um das Billard, Jedermann ahnte, daß es sich um kein gewöhnliches Spiel handle, daß diese Wette nur das Vorspiel eines ernsteren Vorgangs sey. Sieldorf selbst bestätigte dies unwillkürlich durch sein Gebahren. Als er den ersten Ball anspielte, zitterte die Linke, ehe er die Queue darauf legte. Dennoch spielte er musterhaft und gewann die Parthie.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Russische Hilfe im 16ten Jahrhundert.) Als Kaiser Rudolph II. im Jahre 1595 Unterhandlungen mit dem Czaren Feodor Iwanowitsch anknüpfte, um dessen Beihilfe bei dem bevorstehenden Türkenkriege zu erlangen, leistete der moskovitische Herrscher diese Hilfe auf eine so eigenthümliche, spezifisch russische Art, daß dies in der That als eine wahrhaft einzige Curiosität in der Geschichte dasteht. Er schickte nämlich dem Kaiser als Beitrag zur Bestreitung der Kriegskosten 40,360 Zobel, 20,760 Marder, 120 schwarze Füchse, 337,235 Eichhörnchen und 3000 Bieber. Der russische Gesandte, Reichsrath Mälseminow, der diese sonderbare Kriegshilfe überbrachte, wurde am kaiserlichen Hofe zu Prag mit großer Ehre empfangen; als er aber diese Unzahl von Fellen in zwanzig Zimmern des Prager Schlosses zur Schau auslegte, mochte der Kaiser mit seinen Großen wohl mehr Verwunderung als Befriedigung gefühlt haben. Der Russe schilderte lobpreisend den Pelzreichthum seines Vaterlandes, wollte aber durchaus nicht sagen, wie hoch dieses sibirische Kriegscontingent seinen Herrn zu stehen gekommen. Die Prager Juden sollen das Pelzwerk auf acht Tonnen Goldes geschätzt, aber durchaus nicht so viel dafür gezahlt haben. Daß Kaiser Rudolph mit diesen russischen Subsidien nicht sehr zufrieden war, bewies er dadurch, daß er durch den Gegengesandten, den er nach Moskau schickte, dem Czaren aufrichtig bedeuten ließ, er möchte fernere Hilfe in klingender Münze und nicht in Pelzwaren leisten, da diese in Europa nicht gut anzubringen wären. Darauf erwiederte aber Feodor's Minister eben so aufrichtig, daß Rußland nicht willens wäre, für Deutschland sein baares Geld zu vergeuden. Nur die Türken nahmen die dem Kaiser geleistete Hilfe ernsthaft; sie sperrten dafür den russischen Gesandten in Constantinopel ein.

(Baraguey bückt sich auch!) Folgende kleine Anekdote findet sich in einem englischen Blatt. Der Ort der Handlung war Bomarsund während des Angriffs vom 15. August. Einige englische Marinesoldaten waren mit einer gleichen Anzahl Franzosen als Vorposten ausgestellt, als eins der russischen Forts plötzlich sein Feuer nach der Richtung hin eröffnete, wo sie standen. Die Engländer hatten Ordre erhalten, sich sogleich platt auf die Erde zu werfen, falls auf sie geschossen würde; den Franzosen war diese Vorsichtsmaßregel nicht mitgetheilt worden, und so geschah es, daß beim ersten Schuß die Engländer unversehrt blieben, während ein Franzose am Kopf getroffen und getödtet wurde. Als die Engländer dies bemerkten, beschlossen sie, lieber gegen ihre Ordre zu handeln, als nicht die Gefahr mit ihren Waffenbrüdern zu theilen, und blieben fortan stehen. Bald darauf kam der französische Oberbefehlshaber den Hügel herauf; kaum war er oben angekommen, als abermals eine Kugel vom Nottich-Fort herüber flog. Augenblicklich warf sich der General flach auf die Erde, worauf einer der englischen Soldaten freudig zu seinen Kameraden bemerkte: „Es ist also doch keine Schande — Baraguey bückt sich auch, wenn eine Kugel kommt!"

(Ein Musikanten-General.) Der chursächsische Kapellmeister Naumann reiste einst nach Stockholm. Am Thore des ersten schwedischen Städtchens wurde er von dem wachhabenden Unteroffizier gefragt, wer er sey? — „Chursächsischer Kapellmeister bin ich," antwortete Naumann, „und reise nach Stockholm an den königlichen Hof." — Der Unteroffizier, welcher nicht wußte, was ein Kapellmeister sey, stutzte und wollte Naumann nicht passiren lassen. Dieser ärgerte sich über den Aufenthalt und rief endlich: „Ich bin der chursächsische General der Musikanten und reise nach Stockholm, um die königlich schwedischen Musikanten exerziren zu lernen." „'Raus ins Gewehr!" schrie nun der Unteroffizier aus voller Kehle — „ein sächsischer General der Musikanten!" — Naumann fuhr lächelnd seine Straße.

(Kurze Rechnung.) Karl XII. war von Natur zur Verschwendung geneigt und lebte nicht sparsamer zu Bender als zu Stockholm. Grot-

husen, sein Günstling und Schatzmeister, brachte ihm eines Tages eine Rechnung über 50,000 Kronen, welche nur aus drei Zeilen bestand:

10,000 Kronen auf Befehl Sr. Maj. an die Schweden und Janitscharen bezahlt und 40,000 Kronen für meine eigene Rechnung ausgegeben.

„Das ist ein offenes Bekenntniß," sagte der König, „und ich liebe es, wenn meine Freunde auf diese Art ihre Rechnungen ablegen. Müllern ließ mich neulich mehrere Seiten lesen, um mir 10,000 Francs zu verrechnen; Grothusen's lakonischer Styl gefällt mir besser."

(Der Aufschluß.) In einer Gesellschaft von Männern ward die Frage aufgeworfen: Was thun die Weiber am allerliebsten in der Welt? — Heirathen, sagte der eine; lieben, der andere; tanzen, der dritte; sich putzen, der vierte und so fort. Endlich gab auch ein alter Herr, der mehrere Weiber gehabt hatte, seine Meinung ab. „Das Alles" — sagte er — „thun sie gern, sehr gern; das Liebste aber für sie ist das Commandiren!" Sein Ausspruch fand den Beifall Aller, und die Damen selbst geben ihm auch Recht, nicht wahr?

(Lappländischer Witz.) Die Lappländer sind, trotz ihrer gewöhnlichen Ernsthaftigkeit, beim Branntwein äußerst gesprächig und aufgeweckt, ja sie haben mitunter, nach ihrer Art, einen recht satyrischen Witz. So sagen sie z. B. von einem Reisenden, der ihnen nicht genug zu trinken und zu rauchen gibt: Der fremde Klotz hat keine Lebensart. Erhalten sie aber Branntwein und Tabak in Ueberfluß, so heißt es: Seht doch, der wackere fremde Kautz ist beinahe so gescheidt wie wir; der hat sicher einen Lappländer zum Vater gehabt! ꝛc.

(Geschäftsstyl des vorigen Jahrhunderts.) An das hochpreißliche Gericht zu ——. Rubricirtes Gericht wird von gehorsamst unterzeichneter Behörde zur Hülfe Rechtens für die Person dienstergebenst andurch requirirt, Dero Gerichtsbefohlnen .... die angeschlossene Itimation des fördersamsten per juratum insinuiren, demselben die Befolgung sub mulcta injungiren und uns de facta insinuatione einige Notiz ad acta gefälligst ertheilen zu lassen. Wir dienen in simili und verharren mit besonderer Consideration ꝛc. ꝛc.

Gelöste Widersprüche.

Hoffnung, Sorge, Furcht, Verlangen,
Täuschung, Wahrheit, Schwäche, Kraft,
Krieg und Frieden, Lust und Bangen,
Freiheit und Gefangenschaft —
Wer dies Alles gern beschriebe,
Nenn' es kurz und bündig: Liebe.

Neues Katzengeschlecht.

Die Mutter.

Die Männer, Kind, sind wahre Katzen,
Die uns erst schmeicheln und dann kratzen.

Die Tochter.

Wir haben so viele Mäuse im Haus:
Ich bitt' eine solche Katze mir aus!

Die verordnete Wasserkur.

Sechs Schoppen hat dein Doktor täglich dir verschrieben!
Freund! höre: lauter Wasser wirst du doch nicht lieben.
Drum laß dir sieben Schoppen Bier behagen,
Dann hast sechs Schoppen Wasser du im Magen.

Buchstaben-Räthsel.

1.

Das Ganze kleidet dich durch seinen Fleiß,
Es füget Blau und Gelb und Roth und Schwarz und Weiß;
Auch weiß es dich mit Tönen zu umstricken
Und Grausen bald und Lust in dein Gemüth zu schicken.
Ein Zeichen weg, so tobt es durch den Wald,
Und hintendrein der Jagdlärm lustig schallt.
Zwei Zeichen streiche noch, so wird's der Dritte seyn;
Noch eins hinweg, so bleibt der Raff'ler ganz allein.

2.

Mit einem t liebt man es sehr,
Auch kann es dir in deiner Küche dienen;
Ist's aber dir mit einem d erschienen,
So brauchst du keine Küche mehr.

Auflösung des Räthsels in № 128:

Der Tod.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 130. Sonntag, 29. Oktober 1854.

Das Vaterhaus.

Was sich in meinem Busen,
Geliebtes Vaterhaus,
Für dich bewegt, ihr Musen,
O, sprecht es für mich aus!
Betret' ich deine Schwelle,
So zeigt sich meinem Blick
In wunderbarer Helle
Der Kindheit frühes Glück.

Erinn'rung jener Lenze,
Wo froher Kinder Hand
Die hundertfarb'gen Kränze
Um Stirn und Schläfe wand.
An euch, Geschwister alle,
Ihr Lieben, nah und fern,
Betret' ich diese Halle,
Gedenkt mein Herz so gern!

Ich sehe jene Plätze,
Wo wir so oft gespielt,
Wo unsers Spielzeugs Schätze
Man aufbewahret hielt;
Den Schultisch dort im Zimmer,
Zu ernsterm Zweck gebraucht,
Wo wir den ersten Schimmer
Des Wissens eingehaucht.

Die kleinen Gartenbeete,
Von Schnittlauch grün umsäumt,
Wo jeder auf der Stätte
Sich als Gebieter träumt.
Was mühsam, tief im Meere,
Der Perlenfischer fängt,
Dünkt uns die rothe Beere,
Die von der Laube hängt.

Ihr glücklich-schönen Stunden
Voll Himmelsseligkeit,
Wie bald seyd ihr entschwunden
Im schnellen Flug der Zeit!
Still weilt an eurer Grenze
Mein tiefgerührter Blick,
Reicht Immortellenkränze
Dem längst entschlaf'nen Glück.

Aus Knospen werden Rosen,
Aus Morgendämm'rung Licht;
Es flieht das kind'sche Kosen,
Doch Kindes l i e b e nicht!
Sie schmiegt, wie Epheuranken,
Sich um der Eltern Herz
Und theilet ohne Wanken
Des Hauses Lust und Schmerz.

Zum Jüngling wird der Knabe,
Er fühlt des Geistes Kraft;
Er greift zum Wanderstabe
Und sucht und prüft und schafft.
Kühn folgt er seinem Sterne,
Tritt in die Welt hinaus;
Doch selbst in weit'ster Ferne
Denkt er an's Vaterhaus.

Der Jungfrau häuslich Walten
Durchkreuzen Phantasie'n;
Es bilden sich Gestalten,
Die hold vorüberzieh'n.
Und zieht sie einst von hinnen
An Biedermannes Hand,
Bleibt wohl ihr stilles Sinnen
Der Heimath zugewandt.

Im Wechseltanz der Jahre
Beut uns des Schicksals Macht
Bald Brautkranz und bald Bahre,
Bald Sonnenschein, bald Nacht.
Durchwandle früh am Morgen
Der Freude Myrthenhain —
Eh's dämmert, können Sorgen
Dein trübes Erbe seyn.

Mit Glanz und Ruhm erweitert
Der Kreis der Pflichten sich,

Digitized by Google

Und manche Hoffnung scheitert,
Verlockt der Ehrgeiz dich.
Wir brechen uns're Rosen
Aus Dornen stets heraus —
Denn ach! von dornenlosen
Blüht Sterblichen kein Strauß.

Doch in der Sorgen Mitte
Erheitert sich mein Blick,
O väterliche Hütte!
Denk' ich an dich zurück.
Mir winkt aus deinen Mauern,
Wo oft geweilt mein Fuß,
Durch mitternächtlich Trauern
Dein sanfter Friedensgruß.

Und zieht zu seinem Schooße
Das Glück mich kosend hin,
Und läßt die reichsten Loose
Fortunens Gunst mich zieh'n:
So bleicht all dieser Schimmer
Dein freundlich Bild nicht aus;
Ja, dein vergeß' ich nimmer,
Geliebtes Vaterhaus!

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

Hubert warf zwei Goldstücke auf das Billard mit den Worten:

„Hier ist Ihr Geld — nun geben Sie mir Revanche!"

„Wie? Sie wollen mit mir ... wohlan denn, ich gebe Ihnen zehn Point vor!" versetzte Sieldorf.

„Ich nehme sie nicht an, obschon ich weiß, daß Sie Meister hierin sind; denn was Sie sind, das sind Sie ganz — im Guten wie im Bösen!"

„Vetter!" sagte Sieldorf auffahrend.

„Vetter? Der Teufel ist Ihr Vetter!" rief Hubert laut — „ich habe Ihnen schon einmal verboten, mich so zu nennen!"

„Was sagen Sie da?"

„Daß ich Ihnen verboten habe, mich Vetter zu nennen — solch einen Verworfenen verläugne ich als Verwandten!"

„Graf Rödingen," versetzte Sieldorf und seine blassen Lippen bebten, „Sie wollen mich geflissentlich beleidigen; Sie kamen hierher in der Absicht, Händel mit mir zu suchen! Sie hegen einen unversöhnlichen Groll gegen mich, weil ich einen Prozeß gewonnen habe, der Sie arm machte! Ihnen liegt vielleicht gerade deßwegen nichts am Leben; allein mir fällt es nicht ein, mich deßhalb von Ihnen umbringen zu lassen!"

„Geschähe dies, so wäre die Erde um ein Scheusal ärmer!" rief Hubert.

„Sie hören, meine Herren," wandte sich Sieldorf an die Umstehenden, „welche Sprache dieser junge Mann gegen mich führt — ich überlasse es Ihnen, darüber zu urtheilen, ob dies das Benehmen eines Cavaliers ist!"

Einige der Umstehenden murrten.

„Meine Herren," wandte sich Hubert ruhig an diese, „ich überlasse es Ihnen, von mir zu denken, wie Sie wollen, sofern ich nur meinen Zweck erreiche, diesen Feigling dort, der nur den Muth zu Verbrechen besitzt, auf die Mensur zu bekommen!"

„Das ist zu viel!" rief Sieldorf — „das hat mir noch Niemand geboten! — Meine Herren, welcher von Ihnen wird so freundlich seyn, mir zur Seite zu stehen, um ein solches Betragen zu züchtigen?"

„Endlich!" rief Hubert froh und drückte Morstein's Arm. „Freund, Du wirst die Gefälligkeit haben, Alles abzumachen — nur bestehe darauf, daß wir uns unverweilt schlagen!"

„Lieber Baron Pfuel," sagte Morstein zu einem der Anwesenden, „Sie müssen mir und meinem Freunde sekundiren; ich kann dem Grafen Rödingen diesen Dienst nicht leisten, denn ich werde mich ebenfalls mit jenem — Schurken schlagen!"

„Das ist Complott!" rief Sieldorf und wollte mit der Billardqueue nach Morstein schlagen; aber Herr von Pfuel parirte mit seinem Stocke den Streich und sagte kalt und förmlich:

„Herr von Sieldorf, jener Herr ist ein Mann von Ehre, der sich des Gebrauchs anderer Waffen versehen darf; ich erkläre mich bereit, Herrn von Krelheim und seinem Freunde zu sekundiren!"

„Krelheim?" riefen Hubert und Sieldorf wie aus Einem Munde — freilich mit verschiedenem Ausdruck. Hubert war überrascht, seinen Freund so nennen zu hören; Sieldorf dagegen prallte zurück, als hätte er auf eine Schlange getreten, und die Frechheit, der Trotz wichen von seiner Stirne. Er trat mit zweien seiner Bekannten abseits, um einige Worte zu wechseln, und verließ dann hastig das Kaffeehaus. Die beiden Herren wandten sich hierauf an Herrn von Pfuel und besprachen sich mit diesem und einige Minuten später verließen sie mit dem Genannten, mit dem Grafen Rödingen und dessen Freund ebenfalls dieses Haus.

Digitized by Google

Hubert und Camill eilten in ihrem Gasthof zurück, um das Pistolenkästchen zu holen. Auf der Straße fragte Hubert seinen Freund:

„Nun sage, lieber Camill, wie kommst Du zu dem Namen Krelheim?"

„Auf die einfachste Weise von der Welt," entgegnete dieser ruhig, „es ist mein Familienname; Morstein ist nur ein angenommener Name, den ich von unserem Gute entlehnt habe. Besondere Umstände zwangen mich früher, ein Incognito anzunehmen, und die Gründe hiezu sowie die Erläuterung über mein Betragen gegen Sieldorf umfassen jene Mittheilungen, welche ich Dir noch schulde und die ich heute früh Dir zu geben verschob. Auf dem Wege nach der niederländischen Grenze, wo unser Duell stattfinden soll, werde ich Zeit genug haben, Dir Alles zu erzählen. Vorerst nur so viel: Sieldorf war der Studiengenosse meines Bruders und kam mit diesem in unser Haus. Meine Schwester hat er entehrt, meinen Bruder zu Spiel und Ausschweifungen aller Art verleitet, und dabei doch die Maske vollendeter Heuchelei getragen, so daß mein Vater in ihm ein Muster von Ehre und Redlichkeit sah. Eines Tages verging sich mein Bruder, von Spielschulden belästigt und von Wucherern gedrängt, so weit, einen Wechsel zu fälschen, durch dessen Ertrag er sich retten wollte. Dies Vergehen ward entdeckt und er eingezogen. Von Schmach und Verzweiflung niedergebeugt, endete er sein Leben durch eine frevelhafte That. Mein Vater forschte der Ursache derselben nach und lernte nun seinen Irrthum erkennen. Mit einem Fluche gegen Clemens kehrte er nach Hause zurück. Da brach meine Schwester ohnmächtig zusammen, und der gebeugte Vater mußte erfahren, daß Annette eine Hoffnung unter dem Herzen trage, welche dem Verderber ihres Bruders das Daseyn verdanke. Sie ward wahnsinnig und starb nicht lange nachher. Mein Vater, dem nur ich noch geblieben war, verhehlte mir sorglich diese Vorgänge. Er kannte meine Leidenschaftlichkeit: er wollte nicht mich auch noch verlieren, wenn ich von dem Scheußlichen, der die freundliche Aufnahme in unserer Familie so vergolten hatte, Genugthuung und Sühne begehrte. Im Verlauf der Zeit ward mein armer Vater gemüthskrank und mußte in ärztliche Pflege gegeben werden. Ich war damals noch in einem Pensionat in Frankreich; über die Vorgänge im Vaterhause kamen mir nur vage Gerüchte zu, die später mich durch Muthmaßungen und Combinationen der Wahrheit ziemlich nahe brachten. Diese Ungewißheit und die dumpfe Ahnung eines Makels, der an unserm Namen klebte, ließ mich Jahre lang meinen Lebenszweck verfehlen. Erst die hinterlassenen Aufzeichnungen meines Vaters, als dieser vor einigen Monaten starb, enthüllten mir Alles: ich fand mich selbst wieder und fühle nun die Pflicht, meines Hauses beleidigte Ehre und der Meinigen Tod zu rächen. Ein Anderer geworden, bin ich nun hier, mein Rächeramt zu üben, und verbünde mich Dir auf Leben und Tod gegen diesen Sieldorf!"

* * *

Einer der Sekundanten Sieldorf's, ein Offizier, hatte das Rendezvous bestimmt, welches schon häufig in dergleichen Fällen von Aachener Bewohnern oder Badegästen benützt worden war. Es war ein freier Platz in einem Gehölze nicht weit von der niederländischen Grenze, bei einer ehemaligen Erzgrube, woselbst der ganze Boden mit Steintrümmern und Abraum bedeckt war. So lag der Ort einsam, abgeschieden und fast unheimlich im Schooß des Gehölzes und schien für einen solchen Zweck vorzugsweise geeignet, denn die Wagen konnten ganz in der Nähe unter dem Schutz der Bäume halten.

Hier trafen sich die Gegner mit ihren Sekundanten; sie waren in zwei Wagen fast gleichzeitig angekommen.

Die Nachmittagssonne warf ihre Strahlen auf das bemooste Gestein und spiegelte sich blitzend in dem kleinen Bächlein, das aus einer nahen Schlucht rieselte und sich im Walde verlor.

Der Offizier schritt voran und zeigte den Platz. Man packte die Waffen aus und die Sekundanten traten zusammen. Hubert war ruhig und heiter, Morstein eiskalt. Sieldorf's Wange glühte und sein Auge hatte etwas Unstätes, Scheues.

„Meine Herren," sprach Hubert zu den Sekundanten, „lassen Sie uns jede unnütze Ceremonie vermeiden; an Widerruf oder Versöhnung ist nicht zu denken. Ich fordere Kampf auf Tod und Leben und überlasse es meinem Gegner, die Waffen zu bestimmen."

„Ich wähle Pistolen, zwanzig Schritte Entfernung!" versetzte Sieldorf mit affektirter Kälte.

Die peinlich-ernsten Vorbereitungen für den Kampf waren rasch getroffen, die Waffen geladen, die Barrièren gesteckt. Während dieser Zurüstungen schrieb Sieldorf einige Worte in sein Taschenbuch, schlug dann die Aermel zurück und wusch sich Gesicht und Augen in dem Bächlein. Sieldorf war durch's Loos der erste Schuß beschieden — beide Gegner traten auf die Mensur.

„Meine Herren," fragte einer der Sekundanten, „Sie haben doch nichts in Ihren Brusttaschen, was die Kugeln abhalten könnte?"

Hubert schüttelte verneinend den Kopf. Sielsdorf zog ein kleines Medaillon aus dem Busen, behändigte es dem Sekundanten und Hubert vernahm, wie er demselben noch Aufträge gab, in welchen von seiner Schwester Antonia die Rede war.

Bei diesem Namen durchzuckte eine Erinnerung Hubert's Brust und Nerven. Das Versprechen, welches er der Nonne gegeben, trat in diesem Augenblicke zum ersten Male wieder lebendig vor seine Seele und erschreckte ihn jetzt. Er war seinem Worte untreu geworden; aber es war zu spät, um zurückzugehen. Die Sekundanten standen bereits zur Seite und seine Ehre, sein Ruf waren gefährdet; denn er mußte für feig gelten, wenn er jetzt zurücktrat.

Plötzlich klatschte Herr von Pfuel in die Hände, das verhängnißvolle Zeichen gebend. Sielsdorf fuhr langsam mit der Pistole herauf, zielte bedächtig, der Schuß knallte — Hubert zuckte zusammen.

„Er ist getroffen!" rief Morstein erschrocken.

Sielsdorf ließ die Pistole fallen und wollte auf Hubert zueilen; allein dieser winkte mit der Hand und rief:

„Auf die Mensur! die Reihe ist an mir!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein Zahn eines Ungeheuers aus der Urwelt.) In Cazaubon hat man soeben einen Fund gethan, welcher wichtige Ergebnisse für die Wissenschaft haben kann. Beim Abtragen des Bodens behufs der Herstellung einer Brücke auf einer Departementalstraße in der Nähe der Stadt entdeckten die Arbeiter einen vorsündfluthlichen Thierzahn, der an Größe bei weitem alle diejenigen übertrifft, welche die Geologen und Naturforscher in diesem Departement gefunden haben, dessen Boden doch an Schätzen der Art, besonders bei Sanson, so reich ist. Der bei Cazaubon aufgefundene Zahn hat 7 Fuß Länge und 2 Fuß im Umfang, woraus man sich ungefähr einen Begriff von der ungeheuern Größe des zu Cazaubon verschütteten Thieres machen kann. Der Zahn ist vollkommen erhalten.

(Ein Riesen-Saiteninstrument.) Bei der Pariser Ausstellung des nächsten Jahres wird auch ein Saiteninstrument figuriren, ein Goliath unter den Contrebässen: es ist schon jetzt bei einem Musikalienhändler auf den Boulevards zu sehen. Das Instrument ist 8 Fuß hoch und die Töne werden nicht mit den Fingern gegriffen, denn keine Hand wäre groß und stark genug, die Saiten niederzudrücken, sondern mit einem beweglichen Steg, der an dem Griff angebracht ist, ungefähr wie bei der Posaune, und durch Hin- und Herschieben den Ton wechselt. Der ungeheure Bogen, dessen das gewaltige Instrument bedarf, wird durch einen besondern Mechanismus in Bewegung gesetzt. Selbstverständlich kann man auf der neuen Erfindung nur sehr einfache Passagen hervorbringen, was für die Zukunfts-Componisten einfache Pässe verspricht.

Das größte Wasserrad der Welt ist jetzt in den Laxey Glen Mines auf der Insel Man errichtet; es hat dasselbe 72 Fuß und 6 Zoll im Durchmesser und ist 6 Fuß breit. Seine Achse aus Schmiedeisen ist 10 Tonnen schwer, 17 Fuß lang und hat 21 Zoll Durchmesser. Das Rad pumpt 250 Gallonen Wasser aus einer Tiefe von 200 Faden in der Minute.

Nach der so weit als bis jetzt möglich stattgehabten Schätzung wird der Brandschaden zu Memel auf etwa 7,000,000 Thlr. angenommen, wovon ungefähr 4,000,000 Thlr. durch Versicherung gedeckt seyn sollen.

Sylben-Räthsel.

Die Erste schmückt die Hügel,
Wenn hold das Ganze singt
Und von dem Wasserspiegel
Des Eises Rinde springt.
Die beiden Letzten speiset
Ein Sänger auf der Flur;
Weißt du nicht, wie er heißet,
Verein' die Sylben nur.

Auflösung der Buchstaben-Räthsel in № 129:
1. Weber, Eber, er, r. 2. Ente, Ende.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 131. Dienstag, 31. Oktober 1854.

Die Führer des Lebens.

Drei Führer gab uns die Gottheit bei
In des Lebens Wechselgetriebe;
Wer auf sie hört, ihnen folget treu
Im Handeln mit Demuth und Liebe,
Mag sicher die Erdenwallfahrt durchgeh'n
Und getrost am Ziele der Reise steh'n.

In der Seele ruht der Gefühle Gewalt,
Die das Gute liebet und ehret,
Die das Edle bildet zur schönen Gestalt,
Die das Böse verabscheut, verwehret,
Die den Wunsch erhebet zur bessern Welt,
Wenn hier, was irdisch, in Staub zerfällt.

Der Verstand erkennet der Wahrheit Licht,
Kann, was recht und nützlich, entscheiden,
Verstehet, was auf der Erde geschicht,
Weiß der Gottheit Walten zu deuten;
Wie der Höchste lenket der Welten Bahn,
Ist die Erde der Klugheit unterthan.

Eine Stimme den Menschen gewisser macht
Von des Ewigen heiligem Willen,
Die ihn trösten kann in des Leidens Nacht
Und mit Qual das Bewußtseyn erfüllen,
Die ihn warnet vor des Bösen Gefahr,
Die ihn lohnet und strafet immerdar.

Wer nie veracht't des Gewissens Rath,
Im Herzen erzogen sich Tugend,
Wer erforschte der Dinge geheimste Saat,
Dem blühet urkräftige Jugend,
In dem Leben kann er sicher besteh'n
Und getrost dem Tode entgegengeh'n.

Der Arzt der Ehre.

(Fortsetzung.)

Sieldorf stellte sich wieder an seinen Platz und blickte mit verschränkten Armen seinen Gegner fest an.

Hubert zielte eine Weile mit fester Hand auf Sieldorf's Brust; in seinem Innern tobte ein Kampf, ob er den Gegner niederschießen, ob er Schwester Antonia das verpflichtete Wort halten solle. Endlich ließ er den Arm sinken und winkte die Sekundanten heran.

„Meine Herren," sprach er, „ich werde nicht auf meinen Gegner schießen ... ein Versprechen, das ich seiner Schwester gegeben und das mir gerade in diesem Moment wieder ins Gedächtniß kam, hindert mich. Sie werden mich deßhalb nicht für feig halten, und zum Beweis, daß meine Nerven stark und meine Hand fest genug ist, um eine Waffe mit Erfolg zu führen, will ich dieser Kugel ein anderes Ziel geben. Sehen Sie dort oben auf jener Buche das verlassene Nestchen?" rief er, nachdem er mit dem geübten Jägerauge sich umgesehen — „es sind gemessene dreißig Gänge — nun achten Sie auf!"

Hubert drückte los.

Mit dem Knall des Schusses stäubte das kleine Nestchen und flog in eine Curve zerrissen von dem Baume herab.

Dieser Kernschuß überraschte die Umstehenden und sie blickten den Schützen betroffen an, der mit einem schmerzlichen Zucken des Mundes sich auf Morstein's Arm stützte.

„Ihr Benehmen, Graf, ist mir unbegreiflich," sagte Sieldorf; „erst suchen Sie mich zum Duell zu zwingen, und nun diese Schonung, nachdem ich Sie verwundet! Wie soll ich mir dies auslegen?"

„Ich habe Ihrer Schwester Antonia gelobt, mich nicht mit Ihnen zu schlagen," entgegnete Hubert; „im wilden Drange der Leidenschaft vergaß ich es. Gestern Abend habe ich Alles erfahren, was zwischen Ihnen und Paulinen vorgegangen — Alles! — und gelobte Ihnen den Tod. Allein vorhin, als ich Sie von Ihrer Schwester reden hörte, trat die Erinnerung an mein Versprechen wieder lebhaft vor meine Seele, und ein Rödingen kann sein Wort nicht brechen! Dies ist der Grund meiner Schonung, denn nach Dem, was ich weiß, verdienten Sie den Tod!"

Sieldorf erblaßte und wollte bei Seite treten; eine innere Bewegung überkam ihn, die er nicht unterdrücken konnte. Endlich wandte er sich wieder zu Hubert, bot demselben die Hand und begann:

„Vergeben Sie mir, daß ich Sie verwundet! Sie sind hoffentlich nicht gefährlich verletzt — verzeihen Sie mir!"

„Niemals!" entgegnete Hubert und zog seine Hand zurück — „Sie sind ein Unmensch gewesen! Wenn Sie nur Einiges wieder gut machen wollen, so geben Sie jetzt jene Briefe heraus, welche Sie auf so tückische Weise wieder an sich gebracht!"

„Dort, dort in meinem Hute!" sagte Sieldorf leise — „in dem blauen Portefeuille — nehmen Sie sie!"

Hubert wurde immer blässer, seine Füße fingen an zu wanken, ein Frösteln durchschauerte ihn. Sieldorf holte selber das Portefeuille herbei und reichte es seinem Gegner. Dieser überzeugte sich von dessen Inhalt und sank dann wie ohnmächtig seinem Freund in die Arme. Man trug ihn abseits in das Gehölz und überantwortete ihn der Pflege des Arztes, welcher sofort die Wunde untersuchte. Morstein blieb dabei, bis er aus dem Munde des Arztes Gewißheit hatte, worin die Verwundung seines Freundes bestand: die Kugel hatte die linke Schulter stark gestreift — Lebensgefahr war nicht vorhanden, auch der Verletzte nicht ganz besinnungslos.

„Du sollst gerächt werden, Freund!" sagte Morstein und kehrte zum Wahlplatze zurück, wo Sieldorf unterdessen verdüstert auf und nieder gegangen war.

„Nun wir Beide!" sagte er aufblickend, als Morstein herantrat, und begab sich auf seinen frühern Platz.

Zwei Minuten später knallte ein Schuß — Morstein kehrte zu Hubert zurück.

„Wie ist's, Camill?" fragte ängstlich gespannt der Freund.

„Ich hatte den ersten Schuß," erwiederte Morstein, „und Sieldorf mochte dabei ahnen, daß sein Schicksal besiegelt sey — von mir konnte er keine Schonung erwarten. Er scheint Dich noch sprechen zu wollen und Du magst eilen, wenn Du ihm diese Gunst gewähren willst — er hat keine Viertelstunde mehr zu leben!"

Hubert raffte sich auf und ließ sich von Morstein hinüber führen. Als sie aber zu dem Verwundeten traten, lag er schon im Sterben; sein Auge, halb gebrochen, suchte noch die Gestalt des Vetters zu erkennen, er hob mühsam die Hand mit flehender Geberde, um gleichsam Vergebung zu erwirken; dann lief ein Beben durch seinen ganzen Körper — seine Arme zuckten krampfhaft empor und — er war nicht mehr.

* * *

Gegen Abend hielt ein Wagen vor dem Gute der Gräfin Ravinska. Zwei junge Männer stiegen hastig aus.

„Gott sey Dank, daß Sie wieder hier sind!" rief Frau von Virchow den Ankömmlingen entgegen — „ich habe Höllenqualen der Angst um Sie ausgestanden und den lieben Gott um Erhaltung Ihres Lebens angefleht! — Sie sind doch nicht verwundet?" fragte sie stammelnd, als sie Hubert's Blässe gewahrte.

„Ja — doch nicht gefährlich!" erwiederte Hubert lächelnd und drückte ihr die Hand.

„Und Sieldorf?"

„Ist todt!" versetzte Hubert und schloß die Augen, denn ihm war, als liege der blutende Gegner in seinem Todesröcheln noch immer vor ihm.

Der guten Dame ward es schwindelig schon bei der Erinnerung an die Gefahr, welche ihr Liebling bestanden.

„Sieldorf also todt!" sagte sie bedächtig, fuhr aber gleich besorgt fort: „Sie sind doch wirklich nicht gefährlich verwundet? — Nun gottlob! Aber Sie müssen sich dennoch schonen, müssen zu Bette gehen!" drängte sie.

„Noch nicht!" gab Hubert zur Antwort — „gehen Sie, meine Gnädige, und bereiten Sie die Frau Gräfin und Theodora schonend auf das Vorgefallene vor. Zunächst aber verschaffen Sie mir Gelegenheit, die Comtesse Pauline zu sprechen; die Mittheilungen, die ich ihr zu machen habe, dürften ihren Entschluß wesentlich modifiziren."

Pauline empfing Hubert auf ihrem Zimmer und ein bedeutsamer Blick entfernte Fräulein von Grieben, welche bei ihr war.

Digitized by Google

„Um Gott, Herr Graf, was ist Ihnen? Sie sind so bleich und tragen den Arm in der Binde — Sie sind verwundet!"

„Ja, mein Fräulein, ich habe mich mit Baron Sieldorf geschlagen!"

Und er?"

„Ist nicht mehr — er fiel von der Hand meines Freundes, der eine Schwester an ihm zu rächen hatte!"

Pauline sank mit einem Ausrufe des Entsetzens in den Stuhl zurück und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen. Nach einer Weile richtete sie sich auf und sah Hubert mit einem Blicke an, der ihn aufforderte, mehr zu erzählen.

„Ich bringe Ihnen hier ein Vermächtniß des Todten, das er in meine Hände gelegt!" fuhr Hubert fort und überreichte Paulinen das Portefeuille mit den Briefen.

„Gott möge ihm vergeben, wie ich ihm nun vergebe!" stammelte sie, als sie die Brieftasche geöffnet. Die Aufregung, der Sturm der Gefühle überwältigte sie.

„Mein Fräulein," hob der Graf nach einer Pause wieder an, „ich werde noch heute Abend in die Stadt fahren zu meinem Vater, um mich dort heilen zu lassen. Wenn Sie mir aber eine große Beruhigung mitgeben wollen, so lassen Sie mich wenigstens hoffen, daß Sie Ihr Vorhaben aufgeben und nicht ins Kloster treten wollen. Was Ihr Leben trübte, ist nicht mehr — die Wunden, die die Vergangenheit geschlagen, sie werden vernarben — die Liebe Ihrer Schwester, die Freundschaft Ihrer Bekannten wird Sie mit dem Leben wieder versöhnen — Sie können und werden noch glücklich werden!"

Pauline schüttelte weinend den Kopf.

„Ein Mann von Ehre wird Ihnen die Zukunft angenehm und die Leiden der Vergangenheit vergessen machen!" fuhr Hubert in gewandter Rede fort — „Herr von Möllendorf liebt Sie — Sie lieben ihn — es steht Ihrer Verbindung nichts mehr im Wege — ein Wink ruft Herrn von Möllendorf hierher und Sie sind glücklich!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der Florentiner Adel.) Von dem in jüngster Zeit vielfach geschmähten Florenz wird uns in Lewald's Reisebildern Folgendes berichtet: „Der veredelnde Einfluß der Künste und Wissenschaften auf die Bevölkerung von Florenz ist, verbunden mit einer weisen Regierung, nicht zu verkennen. Die Florentiner sind nicht nur höfliche und gefällige, sondern auch rührige und für das Gemeinwohl thätige Menschen. Die Stadt rühmt sich trefflicher Armen- und Pflegeanstalten. Nirgends erscheint die durch ganz Italien verbreitete barmherzige Bruderschaft so ehrenvoll und verdienstlich, als hier. Jeder Unglücksfall im Bereiche der Stadt, welcher durch einen Glockenschlag vom Dom her den Brüdern angezeigt wird, ruft sogleich die angesehensten Personen, welche der Verbrüderung angehören (selbst der Großherzog soll Mitglied seyn), aus der glänzendsten Gesellschaft hinweg, indem sie ein graues Sackgewand überwerfen und zur Stelle eilen, um so gänzlich unkenntlich Hilfe zu leisten. Auch Schlichtung jedes Streites ist ihnen zur Pflicht gemacht. Oft sieht man, wie sie sich vor die mit gezückten Messern gegen einander losstürmenden Streitenden auf die Kniee werfen, dieselben mit erhobenen Händen um Frieden beschwören und dann die Versöhnten mit ihrem Segen entlassen." Wie geringfügig, wie nichtssagend erscheinen im Vergleiche mit dieser edlen Selbstverläugnung, dieser bereitwilligen, liebevollen Werkthätigkeit der Florentiner Nobili unsere wenn auch noch so reichen Geldspenden!

Die Städte St. Louis und Mokelumne Hill in Californien sind ganz ein Raub der Flammen geworden. Wenige Tage vorher wurden die Niederlassungen Maryville, Bidwell und Campo Seco gleichfalls durch Feuer zerstört. Man schreibt diese Unglücksfälle der Bosheit zu.

Wie groß der Verbrauch von feinen Oelen und ihr Handel in Grasse, im Departement du Var, ist, mag man daraus ersehen, daß eins der ersten Häuser dort jährlich 5000 Kilo Orangenschalen, 30,000 K. Akazienblüthen, 27,000 K. Veilchen, 10.000 K. Tuberosen, 8000 K. Lila und nicht mindere Quantitäten Münze, Lavendel, Thymian ꝛc. verbraucht.

Die größte Streichhölzchen-Fabrik besteht zu Lessines in Belgien, welche täglich nicht weniger als 300 bis 350 Gros Zündhölzchen, zu 25,000 Stück das Gros, liefert, mithin 7 bis 8 Mill. Stück in 50- bis 60,000 Büchsen.

Digitized by Google

(Schiffergesang auf dem Nile, wobei der Kapitän mit Solo anhebt und die Matrosen im Chor einfallen.) Kapitän: Matrosen zu den Rudern! Matrosen rasch an's Werk!

Matrosen: Allah und Muhamed! Allah und Muhamed!

Kap.: Gott ist groß und stark! Er segne und helfe euch!

Matr.: Allah und Muhamed! Allah und Muhamed!

Kap.: Wind und Strömung sind gegen uns, aber Gott leitet das Schiff.

Matr.: Er gebeut dem Winde und dem Strom, Gott ist mit uns.

Kap.: Ihr seyd Männer! Ihr kennt die Gefahr, aber ihr fürchtet sie nicht!

Matr.: Keine Furcht und kein Schrecken, denn Gott leitet das Schiff!

Beim Herannahen des Abends hebt der Kapitän wieder an:

In die Fluthen sinket die Sonne; fröhlich, ihr Männer, rüstig die Anker hinab!

Die Schiffsleute erwiedern: Allah und Muhamed! (bis)

Kap.: Das Feuer lodert, bald ruhen wir aus beim leckeren Mahle.

Matr.: Allah und Muhamed! (bis)

Kap.: Der Kaffee siedet, das Schaf ist gebraten; kommt und erquickt euch mit Speise und Trank!

Matr. (in rauschendem Fortissimo): Rüstig und fröhlich, ja, rüstig und fröhlich die Anker hinab!

(Des Königs Incognito.) Als Christian der Siebente von Dänemark im Jahre 1768 durch Holland reiste, überreichte ihm ein Herr aus einer der angesehensten Familien des Landes einen Stammbaum, nach welchem er ein Verwandter des Königs zu seyn behauptete. „Lieber Vetter," gab ihm der Monarch zur Antwort, „ich bin incognito hier — machen Sie es gerade so."

Zur Zeit als Schiller's „Jungfrau von Orleans" im Publikum im Schwunge war, hatte ein Zahnarzt in Ulm, um den bei ihm Hilfe suchenden Patienten Muth einzuflößen, die letzten Worte der Johanna: „Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude!" mit großen Lettern über die Thüre seines Hauses setzen lassen.

Das 23ste englische Linienregiment (auch königlich Wallisische Füsiliere genannt) bewährte den alten Ruf, den es sich in den letzten Kriegen erworben hat. Die Regimentsfahne führt folgende Bilder und Namen, welch letztere die Schlachten angeben, in denen genanntes Regiment mitgekämpft: Die aufgehende Sonne, der St. Georgs-Drache, das weiße Roß und das Wappen des Prinzen von Wales; Minden, Sphinx, Aegypten, Martinique, Corunna, Albufera, Badajoz, Salamanca, Vittoria, Pyrenäen, Nivelles, Orthès, Toulouse, Peninsula, Waterloo. Nun hat man dieser Liste noch den Namen Alma hinzuzufügen; gegenwärtig steht das Regiment bei der Belagerungsarmee von Sebastopol.

Räthsel.

Ich bin kein Mensch, diene ihm aber oft und zwar mit einer solchen Bereitwilligkeit, daß wenn man mich nur anschaut, ich die erwünschte Kunde gebe. Ich belehre die Unwissenden, denn nur für diese existire ich. Ich rede — blos in der Sprache des Landes — kurz aber wahr, und wenn mich nicht das Alter stumm macht, ebenso schön als häßlich, je nachdem mir mein Lehrer es aufgetragen. Ich thue zu allen Zeiten meine Pflicht und Schuldigkeit und stehe doch unter polizeilicher Aufsicht. In allen civilisirten Ländern zähle ich Kameraden; wenn die Türkei sich zu Reformen versteht, werde ich durch die Westmächte auch dort bald angestellt werden. Erhalte ich ein neues Kleid, dann sind die Zeuge von solcher Farbe gewählt, daß man — ungeachtet des Schnittes — sogleich erkennt, wessen Landes Dienste ich verrichte; meist leiste ich doppelten Dienst. Ich könnte noch viel von mir sagen, will aber endigen und — nachdem ich nur noch bemerkt habe, daß ich allenthalben gerne gesehen werde und ein mancher sich meines Daseyns innigst freut — meinem werthen Leser und meiner freundlichen Leserin überlassen, darüber nachzudenken, wer ich etwa seyn möge?

Auflösung des Sylben-Räthsels in №. 130:

Grasmücke.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 132. Freitag, 3. November 1854.

Gebt Arbeit!

Nehm' ich ein Zeitungsblatt zu Handen
Und les' die traurigen Bericht',
Wie überall die Noth vorhanden
Und Bahn im Vaterland sich bricht,
Dann senkt mein Blick sich traurig nieder,
Dann fühlt mein Geist wohl selbst die Noth
Und spricht, beseelt für seine Brüder:
Gebt Arbeit doch, dann gebt ihr Brod!

Es steh'n Vereine auf im Lande,
Zu helfen, wo's an Hilf' gebricht,
Und selbst vom hoh'n und höchsten Stande
Säumt man mit guten Thaten nicht;
Doch wer vermag den Schmerz zu stillen,
Der Herzen überall bedroht?
Nur durch Geschäft wird er verquillen:
Gebt Arbeit drum, so gebt ihr Brod!

Laßt nicht die Kapitale liegen,
Ihr Reichen, die ihr sie besitzt!
Laßt nicht den Lebensquell versiegen,
Der Tausende vor Hunger schützt!
Dann wird manch Herz für euch erwarmen,
Wenn treu ihr übt das Pflichtgebot;
Drum habt Erbarmen, habt Erbarmen,
Gebt Arbeit nur, so gebt ihr Brod!

Wohl sind die mannigfachen Gaben,
Die ihr jetzt bietet, Dankes werth;
Doch sollen sie auch Nachhall haben,
So gebt auch, was der Fleiß begehrt.
Und dieser bittet nicht Almosen,
Selbst wenn ihn düst're Sorg' bedroht,
Sein Ruf tönt bei der Zeiten Tosen:
Gebt Arbeit uns, so gebt ihr Brod!

Wohlan, ihr Mächtigen der Erde,
Wohlan, ihr Reichen dieser Welt,
Streut Samen aus für eine Heerde,
Der's hie und da an Arbeit fehlt;
Dann werdet Segen ihr gewinnen,
Dann lichtet ihr die Zeit der Noth,
Dann wird die Dankesthrän' euch rinnen —
Ihr gabt mit Arbeit ja auch Brod.

Der Arzt der Ehre.

(Schluß.)

Pauline trocknete ihre Thränen, erhob sich gefaßt und sprach zu dem jungen Manne:

„Herr von Rödingen, Sie sind mein Freund, Sie haben wie ein Bruder an mir gehandelt, Sie sind ein Mann von Ehre — ich bin Ihnen ein Geständniß schuldig, das ich keinem Andern thun könnte. Rathen Sie mir, richten Sie über meine Zukunft. Halten Sie dafür, daß ein Mann von Ehre ein solches Mädchen heirathen kann, dem ein Bösewicht seine Ehre mit Gewalt geraubt? Glauben Sie, daß ein solches Mädchen sich einem Gatten, den sie achtet, ohne Scham und Vorwurf hingeben darf?"

„Ich glaube, daß sie es darf und daß der Gatte ihr keinen Vorwurf machen wird — das versichere ich Sie bei meiner Ehre!" erwiederte Hubert. „Zudem" — fügte er leiser hinzu — „ist der Nichtswürdige todt, Niemand weiß um das Vergehen und Sie brauchen vor Niemanden zu erröthen."

„Wie? Sie wissen?..." stammelte Pauline und schaute ihn entsetzt an.

„Ja, mein Fräulein, ich weiß Alles!" versetzte Hubert — „aber ich kann schweigen und ich schwöre Ihnen, daß Sie in meinen Augen rein sind wie ein Engel, daß ich Sie höher achte als die reinste Jungfrau!"

Pauline sank in sich zusammen und schwieg eine Weile. Hubert aber nahm wieder das Wort

Digitized by Google

und sprach mild, freundlich, voll Herzlichkeit zu ihr, von den Pflichten, die sie gegen die Schwester habe, von der Zukunft, die sie derselben bereiten müsse, von dem hohen Glücke eines Familienlebens und von der Liebe und der Anhänglichkeit der Verwandten. Er bat sie flehentlich, ihr Vorhaben aufzugeben und es vor der Schwester zu wiederholen, welcher sie dadurch einen heitern Lebensabend sichere. Er erbot sich, den Vermittler zwischen ihr und Baron Möllendorf zu machen, da ja diese Verbindung doch die Wünsche ihrer Schwester krönen würde, und so fort.

Hubert war bei diesem Zusprechen ungewöhnlich ins Feuer gerathen, er sprach mit überzeugender, gewinnender Beredsamkeit, hielt ihre Hand in der seinigen und blickte ihr treuherzig in die Augen.

Da zuckte es auf einmal wie ein Blitz durch Paulinens Seele — sie begriff Hubert mit Einem Male, seine stille Liebe, seine Aufopferung, seinen Stolz, sein großmüthiges Verzichten; sie sah tief, tief in das Innere seines Herzens.

„Herr von Rödingen," hob sie an, „ich ahne bereits das Glück, das Sie mir so verführerisch schildern, und jenen innern Frieden, den eine bescheidene Häuslichkeit an der Seite eines liebenden Gatten gewährt — ich glaube nun an eine schöne Zukunft. Aber Sie?... Sie werden gewiß auch glücklich werden — Sie werden eine Ihrer würdige Gefährtin finden und diese zu einer glücklichen Frau machen!"

„Ich?... ich werde nie heirathen!" entgegnete Hubert gepreßt und senkte das Auge zu Boden.

Eine Pause peinlicher Spannung und Verlegenheit trat ein; keines wußte zu reden, keines wagte ein Wort. Endlich sagte Hubert mit erzwungener Ruhe:

„Ihr Entschluß ist also gefaßt? Darf ich ihn der Gräfin mittheilen und ihr diese Leben verleihende Ueberraschung bereiten? darf ich an Herrn von Möllendorf schreiben?..."

„Herr von Rödingen, hören Sie nur noch einige Worte!" fiel ihm Pauline rasch in die Rede und blickte ihm auf einen Moment forschend ins Auge, um sodann den Blick wieder zu Boden zu heften. „Mein Entschluß ist gefaßt — ich werde den Schleier nicht nehmen. Allein Herrn von Möllendorf kann ich deßhalb doch keine Hoffnung machen. Mein Herz ist frei. Aber ich kenne einen Mann, den ich ungemein hochachte, dem ich unsäglich gewogen bin und dessen Gattin zu werden mich mit dem größten Stolz erfüllen würde. Dieser Mann ist meiner Schwester willkommen, er und seine Familie sind mit der unseren befreundet; er ist arm, denn er verlor durch Tücke sein Vermögen, und ich bin reich, so reich, daß ich davon entbehren kann. Als ich noch entschlossen war, ins Kloster zu gehen, da hatte ich mir vorgenommen, ihm einen Theil meines Vermögens zu vermachen — denn wer den Schleier nimmt, der stirbt ja gewissermaßen für die Welt und darf vererben. Sehen Sie, hier ist die Schenkungsurkunde — lesen Sie! Wenn ich nun den Baron Möllendorf heirathete, würde dieser Freund dann nicht sehr viel verlieren?..."

Sie hatte ihm das Dokument aufgenöthigt — er einen raschen Blick hinein geworfen. Es war eine Schenkungsurkunde über ein Rittergut, auf ihn selber lautend, vollgiltig ausgestellt.

„Pauline!..."

„Hubert, hier ist meine Hand," flüsterte sie; „werden Sie mich verschmähen?..."

„Engel!... meine Pauline!" rief er und zog ihre Hand an sein Herz und an seine Lippen.

In diesem Augenblick trat Frau von Birchow unter die Thüre und begriff Alles. Sie wollte sich diskret wieder zurückziehen, aber Pauline hatte sie bemerkt und rief:

„Kommen Sie nur, meine Liebe! Ich weiß, Sie sehen ja jetzt auch einen stillen Wunsch erfüllt!"

„Ja, lassen Sie mich ihn umarmen, diesen edlen, wackern Mann!" rief Frau von Birchow lebhaft. „Herr von Krelheim hat mir Alles erzählt — denken Sie sich, Pauline, zuerst getroffen und verwundet, hat er den Elenden noch geschont, weil er es seiner Schwester versprochen hatte. O, mein Kind, tragen Sie ihn auf den Händen — Sie finden keinen zweiten Mann wie ihn!"

„Und nun zu Mathilden!" flüsterte Pauline und schlang ihren Arm zärtlich um den Nacken Dessen, der der Arzt ihrer Ehre gewesen war.

Gräfin Ravinska umfaßte mit Freudenthränen das herrliche Paar.

* * *

Hubert's Wunde heilte rasch. Der Leichnam des Erschossenen ward auf den Wunsch seiner Schwester auf dem Friedhofe des Dorfes eingesenkt, in dessen Nähe er gefallen war, und diese Verfügung ward von den beiden Grafen Rödingen mit stillem Danke anerkannt, als ein Zug vom schönsten Zartgefühl, denn der alte Graf hegte den stillen Wunsch, Hubert möchte das Schloß

Digitized by Google

seiner Ahnen wieder erwerben, und da wäre der Gedanke an den Gefallenen, der hier ruhete, doch störend gewesen. —

Einige Wochen später langte Herr Bernhardi an, welcher sich's erbeten hatte, den Ehevertrag abfassen zu dürfen, und ward von der Gräfin Ravinska mit ganz besonderer Auszeichnung empfangen.

„Mein Herr," sagte sie dann heimlich zu ihm, „meine Schwester ist zwar eine reiche Erbin, allein ich wünschte meinem Schwager eine Ueberraschung zu bereiten und ihm das Gut seiner Ahnen durch Kauf zu erstehen und zum Geschenke zu machen — wollten Sie mein Mandatar zu diesem Behufe seyn?"

„Mit Vergnügen, Frau Gräfin; aber der Kauf ist überflüssig! — Fräulein Antonia von Rödingen-Sieldorf ist eine Dame von Ehre und Gewissen: wenige Tage nach dem Tode ihres Bruders ließ sie mich an das Sprachgitter rufen und erklärte mir, daß sie als Universalerbin ihres Bruders das wider ihren Willen und durch einen ungerechten Prozeß erlangte Vermögen nicht antreten, sondern dasselbe den Beraubten zurückgeben wolle. Ich ließ die nöthige Urkunde hierüber aufnehmen und beglaubigen und bringe sie hier mit, um den Grafen zu überraschen. Doch ich fürchte, die Erbschaft kann nur unter gewissen Sicherungen angetreten werden."

„Wie so?" fragte die Gräfin.

„Weil sie sehr verschuldet ist; ich möchte daher rathen, sie nur **sub beneficio inventarii** zu übernehmen."

„So sey es meine Sache, die sich ergebenden Schulden zu decken; das Haus Rödingen soll in ungetrübtem Glanze wieder aufleben!" —

Nicht lange darauf führte Hubert Pauline zum Altar. Im Brautzuge führte Camill von Krelheim-Morstein die Comtesse Theodora, und es lag in Beider Antlitz ein gewisser Ausdruck, welcher ahnen ließ, daß diese wohl auch bald ein Paar werden würden.

Ausstattung einer Braut und Eheregeln

in der alten christlichen Zeit.	in der neuen aufgeklärten Zeit.
1. Ein alter harter Kasten mit zwei Abtheilungen; die eine mit Leinwand in Stücken, die andere mit neuer Tisch- und Bettwäsche (selbstgesponnen) vollgepfropft.	1. Eine polirte Garderobe-Commode mit Kleidern von Rosa-Atlas, Tüll-Anglais, Seide und andern derartigen Stoffen.
2. Ein Aufsatzkasten mit silbernem Geschmeide, Pathengeschenken, silbernen und goldenen Amuletten, Denkmünzen u. dgl.	2. Zwei große Schachteln mit Hüten, Federn, Blumen u. s. w.
3. Ein mit Silber beschlagenes Gebetbuch, eine Bilderbibel, ein Kochbuch (dessen Vorschriften das Mädchen selbst erprobt und eingeschrieben).	3. Ein Stammbuch, ein Dutzend Almanachs und Romane.
4. Zwei Dutzend selbstgefertigte Hemden und sechsunddreißig Paar selbstgestrickte Strümpfe.	4. Sechs neue Hemden, von der Nähterin gemacht; zwölf Paar gekaufte Strümpfe, die übrigen zerrissen und, weil das Mädchen andere Sachen zu thun, noch nicht gestopft.
5. Zwei Dutzend silberne Bestecke, ein Zentner Tafelzinn, Kupfergeschirr, eine gefüllte Mehlkiste, ein großer voller Schmalztopf und ein Ständer mit Kraut.	5. Sechs nobele Bestecke (das Uebrige lehnt man sich nöthigenfalls), eine Porzellan-Tafelservice, Geschirr von Blech; eine große Düte mit Thee.
6. Ein Hausaltar mit Betschemel, Bildern in bescheidenen Rahmen, silberne Ampel und Crucifix.	6. Eine Toilette und ein großer Ankleidespiegel in vergoldetem Rahmen.
7. Eine Halskette von Perlen, ein goldenes Kreuz, eine Frauendose von Agatstein, darinnen etliche goldene Ringe.	7. Ein goldenes Collier, ditto Bracelettes (beim Juwelier geborgt), eine Garnitur Theaterschmuck für die Redoute, Assemblee und Bälle.
8. Sopranstimmen von verschiedenen Messen, Salve Regina rc., als die Braut noch in der Kirche zur Ehre Gottes gesungen.	8. Singstimmen aus Opern, aus der „Entführung" rc., als die Braut im Liebhabertheater mitwirkte.

Digitized by Google

9. Zwei eingerichtete Zimmer im Elternhause mit Sessel von rothem Damast und gepolsterten Stühlen, grünen Vorhängen von Wollenzeug und Bettvorhängen von rothgeblümtem Zitz.

10. Ein gesperrter Stuhl in der Kirche.

11. Zur Bedienung eine alte Köchin und ein angenommenes armes Mädchen.

12. Die Freude einer seltenen Wallfahrt nach einem Gnadenorte.

13. Alle Abende gemeinsames Gebet vor dem Schlafengehen.

14. Wöchentlich zwei Freitische für arme Studenten.

15. Ein häuslicher Zwist, über den die Sonne nicht untergeht.

16. Der Mann erleidet ein unverschuldet Unglück, das Weib tröstet ihn und hilft ihm ehrlich tragen.

17. Die silberne Hochzeit naht, sie feiern sie im Kreise fröhlicher Kinder.

18. Die christlich erzogenen Kinder kommen durch Fleiß zum Selbsterwerb und stützen die Eltern.

19. Vater und Mutter schaukeln in einem fröhlichen Alter ihre Enkel auf dem Schooße.

20. Die Eltern sterben ihre Kinder segnend in deren Armen.

9. Eine Wohnung von sechs Zimmern in der Miethe, mit reicher Ausstaffirung, Draperien an den Fenstern, parquettirten Böden, Möbel und Fortepiano von Mahagoni.

10. Eine Loge und Sperrsitz im Theater.

11. Eine feine Bissen zu bereiten kundige Köchin, eine Kehr- und Scheuermagd, ein elegantes Stubenmädchen, eine Ausläuferin oder ein Jockei.

12. Jährlich eine Reise ins Bad.

13. Sie liest einen leichtfertigen Roman in ihrem, er in seinem Bette ein verbotenes Buch.

14. Die Frau nimmt einige Hausfreunde in Kost und in Quartier.

15. Eine gegenseitige Abneigung, mit jedem Tage größer.

16. Die Verschwendung der Frau ruinirt den Mann; sie bringt ihre Heirathsansprüche in Sicherheit und verläßt ihn.

17. Mann und Frau leben getrennt; die ausgearteten Kinder verwünschen ihre Eltern.

18. Die Kinder helfen sich mit Allerlei durch.

19. Der alte Mann seufzt in beschämender Dürftigkeit; die Frau schleppt ein sieches Leben fort.

20. Den Tod der Eltern erfahren die Kinder erst aus den Zeitungen.

Mannigfaltiges.

Es wird für unsere Leser vielleicht nicht uninteressant seyn, daß die Alliirten in der Krimm jetzt auf klassischem Boden stehen. Das Kloster St. Georg, südlich von Sebastopol und westlich von Balaklawa, gegenwärtig von den Franzosen besetzt, steht nämlich an der Stelle des Tempels der taurischen Diana, in welchem Iphigenie das Amt der Priesterin verwaltete, und die stille Bucht, worin das Schiff des Orestes und Pylades sich versteckt hielt, kann nur die Bucht von Balaklawa seyn.

Als vor der Almaschlacht die alliirte Armee in Schlachtordnung stand, machte der französische Offizier, welcher sich zur Seite Lord Raglan's befand, um die Verbindung zwischen diesem und Marschall St. Arnaud zu unterhalten, eine Bemerkung über das Erscheinen des französischen Flügels zur rechten Seite der Engländer. „Ja," sagte der britische Feldherr, indem er auf seinen linken Aermel wies, „Frankreich schuldet mir einen Arm und gibt ihn mir jetzt." Bekanntlich ward Lord Raglan bei Waterloo ein Arm abgeschossen.

Sylben-Räthsel.

Das Erste brachte Manchem schon
Verlegenheit und Noth.
Durch's Zweite gab Isai's Sohn
Dem Goliath den Tod.

Auch 's Ganze wirkt verderblich nur,
Drum wird ihm nachgestrebt;
Kommt ihm ein Landmann auf die Spur,
Hat's lang genug gelebt.

Auflösung des Räthsels in № 131:
Wegweiser.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 133. Sonntag, 5. November 1854.

Das geheimnißvolle Tuch.

Aus dem Holländischen.

In einer großen niederländischen Handelsstadt wohnte die reiche, kinderlose Wittwe eines begüterten Kaufmannes, welche all das Vermögen geerbt, was der Letztere durch die Anstrengung eines ganzen Lebens gesammelt hatte. Obgleich sie nach dem Tod ihres Gatten in stiller Eingezogenheit lebte, benutzte Frau Lineveld — das war der Name der Wittwe — dennoch stets die geräumige, prachtvolle Wohnung, in welche sie derjenige als seine Gattin eingeführt hatte, dessen eifrigstes Streben es gewesen war, sie glücklich zu machen, und der seine Absicht auch so weit erreicht hatte, daß Beider Lebenstage in ungestörter Ruhe und heiterm Frieden dahingegangen waren. Aeußerlich war dies wenigstens der Fall gewesen, und Niemand, der die nunmehr fast sechzigjährige Frau Lineveld anschaute, deren Wittwengewand ihrer stattlichen Gestalt noch mehr Würde verlieh, würde gezweifelt haben, daß dieselbe Ruhe und derselbe Friede auch in ihrem Innern gewohnt. Sie galt allgemein für eine verständige, rechtschaffene und fromme Frau, die allen Menschen mit solchem Wohlwollen begegnete, daß sie sich die Achtung und Liebe Aller, mit denen sie in Berührung kam, erwarb. Jeder, welcher ihr in das ruhige Antlitz blickte, fühlte sich gedrungen, in das allgemeine Lob einzustimmen, und ahnte nicht, daß heftige Leidenschaften, quälende Sorgen und Gewissensbisse einst den Frieden ihrer Seele gestört hatten und daß dies ruhige Angesicht, diese heitere Stirn und dieser freundliche Blick nur die Maske waren, unter der sich sehr tiefe Schmerzen verbargen.

An einem heißen Sommertag, als die glühenden Sonnenstrahlen durch das Laub der Lindenbäume funkelten, welche das Haus der Frau Lineveld beschatteten, trat diese in ihr geräumiges Vorzimmer und setzte sich an den Mittagstisch, neben welchem ihre Gesellschaftsdame bereits Platz genommen hatte, um sie zu bedienen. Es war einige Minuten nach zwölf Uhr und mehrere Arbeitsleute, welche im Hause der Frau Lineveld beschäftigt waren und jetzt Mittagsruhe halten wollten, hatten soeben das letztere verlassen. Die alte Dame warf den Davongehenden noch einen Blick nach und das Letzte, was ihr ins Auge fiel, war die reichlich mit Kalk bepuderte Kleidung eines Maurergesellen, der den Zug schloß.

„Wahrlich, mein Maurermeister hat mir diesmal einen Gesellen geschickt, den ich unbedenklich allen Arbeitern zum Vorbild aufstellen darf,“ sagte sie mit einem zufriedenen Lächeln, während man auf ihrem Gesicht lesen konnte, daß es ihr wohl that, etwas Löbliches von Jemanden sagen zu können. „Wenn's an's Arbeiten geht, ist er stets der Erste, und wenn die Feierstunde schlägt, ist er stets der Letzte; und bei der Arbeit sieht er weder zur Rechten noch zur Linken, sondern ist immer mit gleichem Eifer thätig.“

Die Gesellschaftsdame wollte eben etwas Beistimmendes erwiedern, als sich die Thür öffnete und eine der Dienstmägde hastig und mit einer Miene hereintrat, welche schon zum Voraus eine wichtige Nachricht ankündigte. In der einen Hand hielt sie ein kostbares seidenes Taschentuch, dessen feiner Stoff und elegantes Muster darauf hindeuteten, daß es das Eigenthum einer vermögenden Person seyn müsse.

„Madame,“ sagte die Magd mit der schlecht verhehlten Schadenfreude, die das Erbtheil gemeiner Seelen ist, „ich glaube, daß Sie jetzt diesen elenden Maurergesellen nicht mehr so loben werden, wie Sie von dem Augenblick an gethan, als er für Sie gearbeitet hat.“

Digitized by Google

„Und weßhalb glaubst Du das, Rike?" fragte Frau Lineveld.

„Sehen Sie dieses Taschentuch, Madame!..." sagte das Mädchen mit dem Triumph des Neides, während sie das Tuch ihrer Herrin überreichte.

„Das ist eins meiner Tücher," entgegnete die alte Dame, das feine Tuch annehmend; „aber was hat dies mit dem Maurergesellen zu thun?"

Es gibt eine Klasse von Menschen, denen es unerträglich ist, daß Andere gute Eigenschaften besitzen und deßwegen geachtet und gelobt werden, und diese sich und Andern zur Last und zum Unheil lebenden Geschöpfe finden ein giftiges Vergnügen daran, bevorzugtere Wesen gleichsam aus einem instinktmäßigen Haß ihres guten Namens und der damit verbundenen Auszeichnungen und Vortheile zu berauben. Niemand würde gezweifelt haben, daß Rike zu diesem Natterngezücht gehörte, als sie langsam und nachdrücklich erwiederte:

„Nun, Madame, dieses Tuch hab' ich unter den Werkzeugen jenes ehrlichen, geschickten und fleißigen Maurergesellen gefunden."

„Ist das wahr?" fragte die alte Dame unwillig und sichtlich höchst unangenehm überrascht.

„So wahr, als ich hier vor Ihnen stehe!" versetzte das Mädchen. „Meine selige Mutter pflegte immer zu sagen: Stille Wasser sind tief! und mir anzuempfehlen, mich vor scheinheiligen Bösewichten zu hüten und Keinem zu vertrauen, der sein Herz nicht auf der Zunge habe..."

„Mach' es kurz, Rike!" rief Jene ungeduldig — „es ist mir gleichgiltig, was Deine Mutter zu sagen pflegte."

„Ich habe mich stets wohl dabei befunden, daß ich ihre Lehren befolgt habe," erwiederte das Mädchen mit scharfem Ton, „und deßhalb beschloß ich auch, während der Ruhezeit der Arbeitsleute einmal auf den Boden zu gehen. Das Erste, was ich dort erblickte, war dieses seidene Tuch neben der Maurerkelle des ehrlichen und fleißigen Gesellen."

„Um Gotteswillen, Rike, hintergeh' mich doch nicht und beschuldige Keinen des Diebstahls, wenn Du Deiner Sache nicht sicher bist!" rief die alte Dame.

„Ich kann es beschwören, daß ich das Tuch zwischen seinen Werkzeugen gefunden habe," antwortete das Mädchen; „ich kann Ihnen noch auf ein Haar breit die Stelle zeigen, wo es lag. Er hat es in der Hast gewiß mitzunehmen vergessen, da er geglaubt, es werde in seiner Abwesenheit Niemand auf den Boden kommen. Es ist ein glücklicher Zufall, der Ihnen auf eine so überzeugende Art beweist, welch einen Schurken Sie in Ihrem Hause haben, und ich würde Ihnen dringend rathen, ihn sogleich fortzujagen. Sehen Sie nur, das Tuch hat überall weiße Flecken, ein Zeichen, daß es mit kalkbedeckten Fingern angefaßt worden ist."

„Ach, es ist wahr!" sagte Frau Lineveld betrübt — „es thut mir innig leid, denn er ist ein fleißiger und geschickter Arbeiter; aber wenn er nicht ehrlich ist, kann ich ihn nicht im Hause behalten. Sobald er zurückkommt, Rike, sage ihm, daß er seine Geräthschaften vom Boden hole und meine Wohnung verlasse."

„Ich will seine Werkzeuge selbst herunterholen und auf die Flur legen, dann braucht er nicht mehr durch das ganze Haus zu gehen," sagte Rike, um ihren Eifer zu zeigen, und entfernte sich voll Freude, daß sie einen Mann, dessen gute Eigenschaften ihr lange ein Dorn im Auge gewesen waren, einer verbrecherischen That hatte überführen können.

Frau Lineveld befand sich in einer ganz andern Stimmung. Der Vorfall schien einen traurigen Eindruck auf sie gemacht und die Seelenruhe gestört zu haben, welche man sonst bei ihr zu sehen gewohnt war.

„Mein Gott, kann man denn Niemanden mehr trauen!" sagte sie seufzend, während sie das kalkbefleckte Tuch glattstrich, es zusammenfaltete und neben sich legte.

Der Maurergeselle verwunderte sich nicht wenig, als er bei seiner Zurückkunft alle seine Werkzeuge auf der Flur fand und die giftige Rike ihm in scharfen, höhnischen Worten seine Entlassung ankündigte. Vergebens verlangte er die Gründe zu wissen, weßhalb er so plötzlich und mit solcher Unhöflichkeit aus einem Hause gewiesen werde, wo er bis dahin zur vollkommenen Zufriedenheit der Besitzerin gearbeitet. Das Mädchen sagte ihm mit einem so erbitterten Ton, als ob er Hochverrath begangen habe, daß er die Ursache wohl selbst am besten wissen werde; und als er dies läugnete, erwiederte sie, daß er dann der abgefeimteste Schurke seyn müsse, da er gegenüber von Personen, die sein Verbrechen entdeckt, sich nicht einmal dessen erinnere.

Dem Gezänk ward hier durch die Erscheinung der Frau Lineveld ein Ende gemacht, welche den Gesellen aufforderte, ihr ins Zimmer zu folgen, sie werde ihm selbst den Grund seiner Entlassung mittheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Schicksal Sir John Franklin's und seiner Gefährten.

Wir haben jetzt traurige und wie es scheint entscheidende Mittheilungen über das Schicksal von John Franklin und Genossen. Dr. Rae, ein ehrenvoll gekannter Polarreisender, ist am 22. Okt. von seiner Expedition in England angekommen und hat der Admiralität sofort folgenden Bericht abgestattet:

Repulse Bay, den 29. Juli 1854. Ich habe die Ehre, zu melden, daß ich in diesem Frühjahr während meiner Reise über Eis- und Schneefelder mit Eskimos in Pelly Bay zusammentraf und von einem derselben erfuhr, daß „eine Gesellschaft weißer Männer" etwas weiter gegen Westen, in der Nähe eines Flusses, der viele Fälle und Stromschnellen aufzuweisen hat, aus Mangel an Nahrungsmitteln zu Grunde gegangen sey. Später erhielt ich weitere Auskunft und brachte mehrere Gegenstände durch Kauf in meinen Besitz, welche das Schicksal Franklin's oder doch eines Theils seiner ihn überlebenden Gefährten außer allen Zweifel setzt, ein Schicksal, so schrecklich, wie es sich die Phantasie nur ausmalen kann.

Das Wesentliche Dessen, was ich aus verschiedenen Quellen und zu verschiedenen Zeiten erfahren konnte, besteht aus Folgendem:

Im Frühjahr 1850 sah man ungefähr „vierzig weiße Männer" über das Eis gegen Süden wandern. Mehrere Eskimos, die mit ihnen waren, schleppten ein Boot nach. Sie tödteten Seehunde nahe am nördlichen Ufer von King Williams Land. Keiner der Männer konnte die Sprache der Eingebornen verständlich reden; aber sie gaben durch Zeichen zu verstehen, „ihr Schiff oder ihre Schiffe seyen durch Eis erdrückt worden", und sie seyen jetzt auf der Wanderung nach einer Gegend begriffen, wo sie Wild zu schießen hoffen könnten. Die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme eines einzigen Offiziers, sah sehr mager aus, als wenn sie Mangel an Nahrungsmitteln litten; auch kauften sie den Eskimos eine Robbe ab. Einige Zeit später, aber noch im selben Frühjahr, vor dem Aufthauen des Eises, wurden die „Leichname von ungefähr dreißig Personen" auf dem Festlande, von „fünf andern" auf einer benachbarten Insel entdeckt, eine Tagereise weit nordwestlich von einem großen Strom, der nach der Beschreibung kein anderer seyn kann, als der von Sir George Back erwähnte große Fischfluß (von den Eskimos Ootkohikalik genannt). Einige Leichname, wahrscheinlich die ersten dem Mangel an Lebensmitteln zum Opfer Gefallenen, waren begraben worden; andere fand man in Zelten; noch andere unter einem Boot, das als Schutzdach umgedreht worden war, oder in der Nähe zerstreut. Von den auf der Insel Gefundenen hatten die Eingebornen einen für einen Offizier gehalten, da er ein Fernrohr um seine Schultern hängen und eine Doppelflinte neben sich liegen hatte. Dem „verstümmelten Zustande einiger Leichname und dem in den Kochkesseln vorgefundenen Inhalte" nach zu schließen, waren unsere unglücklichen Landsleute zum Aeußersten — zum Kanibalismus — getrieben worden, um ihr Leben zu fristen. An Schießbedarf scheinen sie Ueberfluß gehabt zu haben, denn die Eingebornen hatten Schießpulver in Fäßchen oder Kistchen aufgefunden und auf den Boden ausgeleert; auch Kugeln und Schrot fanden sie am Strande, wo er zur Zeit niedrigen Wasserstandes trocken liegt. Außerdem müssen eine Menge Uhren, Teleskope, Kompasse und Flinten an dieser Stelle gefunden und zerbrochen worden seyn, denn ich sah verschiedene Bruchstücke dieser und anderer Artikel nebst mehreren silbernen Löffeln und Gabeln in den Händen der Eingebornen und kaufte davon, was ich nur an mich bringen konnte. (Er schickt eine genaue Liste ein.) Von den Eskimos, denen ich begegnete, hatte keiner die weißen Männer lebend oder todt gesehen; sie wußten die Geschichte von Andern, die auf dem Platze gewesen, wo die Leichen lagen, oder den Wanderern früher begegneten.... Ich will nur noch bemerken, daß wir mit Hilfe unserer Schießwaffen und Netze im letzten Herbste Lebensmittel im Ueberfluß hatten, daß wir den Winter über in Schneehütten nach Umständen comfortabel lebten und daß die Felle des erlegten Wildes uns Winterkleider zur Genüge lieferten. Meine Frühlingsreise führte zu keinem Resultate, da ich auf Hindernisse stieß, auf die ich zum Theil, troß meiner Erfahrung als Polarreisender, nicht gefaßt gewesen war. —

So weit der offizielle Bericht von Dr. Rae, der im Dienste der Hudsonbay-Gesellschaft reiste. Nach seinen Angaben scheint es fast, als ob Sir James Roß und Kapitän Bellot bis auf wenige Meilen von der Stelle vorgedrungen waren, wo die unglücklichen Reisenden verkommen sind. Einige Wenige von den Letztern müssen sogar bis gegen Ende Mai 1850, dem Zeitpunkte, wo die Wildhühner dort streichen, gelebt haben, denn man hörte damals Büchsenknalle, fand auch

Digitized by Google

Vogelsknochen und Federn nahe an der Stelle, wo sie zu Grunde gingen.

Dr. Rae bemerkt in einem Schreiben an die „Times", daß, soviel er zu erforschen in der Lage war, kein Verdacht gegen die Eingebornen vorliege, als hätten sie Schuld am Tode der Reisenden. Hunger und Kälte scheinen die einzigen Ursachen gewesen zu seyn. Mehrere der Leichen waren grauenhaft verstümmelt und ihrer Kleider beraubt, während andere Leichen „in diesen Kleidern doppelt und dreifach eingewickelt" lagen. Was Rae von den Eingebornen erhandelte, war von diesen als Schmuck getragen worden, namentlich Münzen, die sie zu diesem Zwecke durchlöcherten. Auch Bücher hatten sie gefunden, aber begreiflicher Weise liegen lassen. Rae, der weiß, wie sorgfältig die Eskimos Alles, was sie finden, aufbewahren, zweifelt nicht im Geringsten, daß man mit der Zeit zu allen gefundenen Artikeln gelangen könne. Von denen, die er jetzt schon mitbrachte und durch welche die Erzählung der Eskimos ihre traurige Bestätigung zu finden scheint, erwähnen wir: Einen kleinen silbernen Teller mit den Worten: „Sir John Franklin K. C. B." (die üblichen Anfangsbuchstaben von Knight, Commander of the Bath); — dann mehrere silberne Löffel und Gabeln mit den Anfangsbuchstaben folgender Offiziere: Kapitän Crozier, Lieutenant G. Gore, der beiden Aushilfsärzte A. M'Donald und J. S. Peddie, und des Second Masters G. A. M'Bean.

Am 26. Okt. hielt die englische Regierung eine Conferenz mit Dr. Rae und faßte den Entschluß, diesem wackern Polarreisenden im nächsten Frühjahr ein Schiff anzuvertrauen, damit er an der Stelle, wo Franklin mit seinen Leuten zu Grunde ging, an der Küste und unter den Eingebornen die weiteren nöthigen Erhebungen mache und sämmtliche Reliquien sammle, die über das Schicksal der Verunglückten fernere Auskunft geben können. Gleichzeitig wird der Genannte die Aufgabe übernehmen, die Spur des seit 1852 verschollenen Collinson aufzusuchen. Im Allgemeinen hegt man in Betreff des Letztern noch keine großen Besorgnisse. Es war am 27. Aug. des genannten Jahres, als er zum letzten Male von sich hören ließ. Damals war er mit seinen Leuten auf der Ramsayinsel. Somit stand ihm der Rückweg bei Kap Parry und Bathurst durch die Behringsstraße offen, und sollte er tiefer in den Parrysund eingedrungen seyn, so findet er, wie wir wissen, an verschiedenen Stationen Lebensmittel und Vorräthe, die M'Clure dort niedergelegt hat.

Mannigfaltiges.

(Der russische Früchte-Export.) Im Jahre 1853 betrug die Ausfuhr von Früchten aus

Petersburg . .	27,475 Last	Weizen	18,351 Last	Roggen
Odessa . . .	215,500 „		94,400 „	
dem azow. Meer	188,700 „		2,540 „	
	431,675 „		115,291 „	„
	115,291			
Zusammen	546,966 Last Weizen u. Roggen.			

Archangel führte 1,920 Last Weizen und 15,400 Last Roggen aus. Mais &c. haben wir gar nicht angeschlagen und ebensowenig die Ausfuhr von Galatz, Ibrail, Ismail, Eupatoria, Riga, Libau u. s. w. Wie groß muß also der Einfluß des Schlusses der russischen Häfen seyn!

Vor Kurzem ist in dem eine Stunde von dem Städtchen Kuttenberg in Böhmen gelegenen Orte Kank beim Graben eines Brunnens ein alter verfallener Schacht und darin eine reiche Silberader entdeckt worden. Ein Zentner des Gesteins soll 8 — 10 Loth Silber geben, was ungefähr die Ausbeute des silberhaltigen Bleiglanzes in Przibram wäre. Bekanntlich hatte Kuttenberg den ältesten und reichsten Silberbergbau in Böhmen und die ganze dortige Gegend ist von Gängen unterminirt.

Buchstaben-Räthsel.

Mit o — sah's bluten oft im Todesschmerz,
Mit i — baut's Brücken zart von Herz zu Herz;
Mit o — bewegt es sich voll Ungeschick,
Mit i — legt's viele Meilen schnell zurück;
Mit o — baut's Häuser, brechen Feinde ein,
Mit i — kannst du's verschenken, dennoch bleibt es dein.

Auflösung des Sylben-Räthsels in № 132:

Maulwurf.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 134. Dienstag, 7. November 1854.

Das geheimnißvolle Tuch.

(Fortsetzung.)

Der Maurer trat furchtlos und mit dem gekränkten Ehrgefühl eines rechtschaffenen Mannes in das elegante Gemach. Sein Aeußeres deutete mehr auf Kraft als auf Schönheit hin, aber sein Gesicht war offen und hatte sogar etwas Edles. Noch ganz empört über die Behandlungsweise, die er von Seiten des Dienstmädchens erfahren, sagte er zu der alten Dame:

„Ich glaubte, Madame, daß ich bis heute stets zu Ihrer Zufriedenheit gearbeitet hätte."

„Das ist auch der Fall," erwiederte Frau Lineveld, „und es thut mir leid, daß ich Sie entlassen muß — mehr um Ihret- als um meinetwillen — aber ich kann keine unehrlichen Menschen in meinem Hause haben."

„Unehrlich! bin ich denn unehrlich?" rief der Beschuldigte, indem ihm das Blut ins Gesicht stieg.

„Machen Sie keine Ausflüchte!" versetzte Jene — „da ich die Beweise Ihrer Schuld in Händen habe, so können dieselben Ihnen nicht helfen."

„Aber, Madame ..."

„Leute Ihres Standes besitzen keine seidenen Taschentücher," fuhr die Dame fort, „und dieses Tuch, das mir gehört, ist bei Ihren Geräthschaften gefunden worden — kein Anderer als Sie wird dasselbe dorthin gelegt haben."

„Ein seidenes Taschentuch?" fragte der Mann ganz erstaunt — „ich verstehe Sie nicht, Madame."

„Ich meine, daß dieses mir gehörende Tuch nur auf eine unehrliche Weise in Ihre Hände gekommen seyn kann," entgegnete Frau Lineveld, indem sie dem Gesellen das Tuch zeigte.

Dieser schien es jetzt wiederzuerkennen.

„Madame," sagte er, „ich habe wahrlich nicht darauf geachtet, ob das Tuch von Seide oder Baumwolle war, und es auch durchaus nicht näher angesehen; das Einzige, was ich weiß, ist, daß meine Frau mir heute Morgen wie immer ein Tuch gegeben hat, und ich versichere Sie heilig, daß ich mich nicht an Ihrem Eigenthum vergriffen und niemals meine Hand nach irgend etwas ausgestreckt habe, was Andern gehört."

„So läugnen Sie also Ihren Diebstahl?"

„Ja, Madame; ich bin nie auf den Gedanken gekommen, mir anderer Leute Sachen zuzueignen. Ich habe dies Tuch von meiner Frau empfangen; wie dieselbe dazu gekommen ist, weiß ich nicht, aber sicherlich nicht auf eine unehrliche Weise."

„Es ist genug," sagte die Dame unwillig; „ich sehe wohl, daß Sie sich auf's Läugnen legen, weil ich Sie nicht auf frischer That ertappt habe und keine Zeugen oder Beweise für die Sache beibringen kann. Aber ich muß Ihnen sagen, daß ich kein Wort von Ihren Lügen glaube. Verlassen Sie sogleich mein Haus und sagen Sie Ihrem Meister, daß er mir die Rechnung über die Arbeit mache, welche Sie bis heute verrichtet haben; ich will nicht länger mit Jemanden zu thun haben, der mir unehrliche Leute schickt."

Vergebens bemühte sich der Geselle, seine Unschuld darzuthun, vergebens beschwor er Frau Lineveld, ihm zu glauben und ihn nicht eines Irrthums wegen unglücklich zu machen; die Letztere war nicht zu überzeugen, da sie ihrer Meinung nach einen viel zu starken Beweis gegen ihn in Händen hatte, und endlich verließ Jener wie mit bleiernen Schritten das Haus, wo man einen solchen Schandfleck auf seinen guten Namen geworfen hatte.

Er ging zu seinem Meister und richtete ihm den Auftrag der Frau Lineveld aus, zu dessen Erklärung er ihm natürlicher Weise auch die

Digitized by Google

Beschuldigung mittheilen mußte, mit der man ihn belastet hatte. Das Blut stieg dem armen Mann in die Wangen und die Thränen traten ihm in die Augen, als er vor seinem Meister stand und diesem den Vorfall erzählte, der ihm das einzige Gut, das er in der Welt besaß, seinen ehrlichen Namen, zu rauben drohte.

Da der Meister einsah, daß diese Begebenheit auch ihm sehr nachtheilig seyn werde, befahl er dem Gesellen, zu warten, und begab sich zu der alten Dame, um die Ehrlichkeit der von ihm gesendeten Person zu vertheidigen. Allein auch er vermochte Frau Lineveld nicht von ihrer Meinung abzubringen und ging endlich voll Verdruß, eine so gute Arbeitgeberin wie die alte Dame zu verlieren, von dannen. Dieser Verdruß verwandelte sich gleich darauf in den heftigsten Zorn gegen den armen Gesellen, der ihn um die Gunst Jener gebracht, und ohne auf des Letztern Betheuerungen zu hören, gab er ihm in rohen und harten Worten seinen Abschied und befahl ihm, sich niemals wieder in seinem Hause blicken zu lassen.

Gebeugt unter der Last einer Beschuldigung, welche nicht allein seinen inmitten aller Versuchungen unbefleckt bewahrten, guten Namen mit einem Schlage vernichtete, sondern ihn auch dem Elende preisgab, schritt er durch die menschenbelebten Straßen dem Stadtviertel zu, in welchem seine Wohnung lag, und trat durch die enge Thür in das schmale und hohe Haus, in dessen letztem Stockwerk sich die Räume befanden, die ihm und seiner Familie ein Obdach gewährten.

Als er alle die steilen Treppen erstiegen und vor der niedern, rohen Thüre stand, welche in die ärmliche Wohnung führte, schaute er wilden und starren Blickes umher.

„Jetzt schon so arm, so elend!" murmelte er — „was soll daraus werden?"

Endlich fuhr er aus seinem schmerzlichen Hinbrüten auf und trat hastig in das kleine Wohnzimmer mit dem Entschluß, seiner Frau so bald als möglich die Hiobspost zu verkündigen.

Das Gemach trug alle Kennzeichen der Armuth; aber wenn untadelhafte Reinlichkeit und die pünktlichste Ordnung etwas zur Verbesserung und Verschönerung einer ärmlichen Wohnung beizutragen im Stande sind, so war hier wahrlich keine Mühe gespart. Im ganzen Zimmer war kein Stäubchen zu erblicken; vor dem Fenster, durch das man fünf Stockwerke hinabschaute, hing eine schneeweiße und hübsch gefaltete Gardine; die weißgetünchte Mauer war mit einigen Kupferstichen in schwarzen Rahmen geziert und auf einem kleinen Tische lag eine Decke, die an zahlreichen Stellen ausgebessert war. Vor diesem Tische saß eine etwa sechsunddreißig Jahre alte Frau, deren sanftes, obwohl nicht ganz regelmäßiges Gesicht einen verständigen, gutmüthigen Ausdruck zeigte. Sie war bleich und sah etwas niedergedrückt aus, die Folge einer kleinen Unpäßlichkeit. Auf ihrem Schooß ruhte ein zweijähriges Kind, was sie jedoch an der Ausbesserung zerrissener Kleidungsstücke nicht hinderte. Da die Schulstunden vorüber waren, so befanden sich auch die beiden andern Kinder des Maurergesellen im Zimmer: ein Knabe von acht und ein Mädchen von sieben Jahren.

Der Handwerker warf einen düstern Blick auf die vier Wesen; allein er hatte nicht Zeit zu traurigen Betrachtungen — kaum hatte ihn seine Frau gewahrt, als ein Schrei des Schreckens ihren Lippen entfuhr. Sie sprang auf und fragte ihn mit angstvoller Miene, ob ihm ein Unglück begegnet sey, da er so ungewöhnlich früh heimkomme.

„O nein, nichts anders, als daß deine freundliche Sorge mich zum Bettler gemacht hat!" erwiederte der Mann in einer Aufwallung von Bitterkeit, die er nicht unterdrücken konnte.

„Um Gotteswillen, Gerhard, sprich deutlicher!"

„Ich habe gesagt, daß Du mich zum Bettler gemacht; aber ich hätte noch hinzufügen sollen, daß Du mich auch in den Ruf eines Diebes gebracht hast."

„Großer Gott! was meinst Du? Du redest wie ein Irrsinniger — sprich doch ein Wort, was ich begreifen kann!"

„Nun, wenn Du's wissen willst," versetzte Gerhard, der seine unfreundlichen Aeußerungen gegen seine Frau schon halb bereute, „so muß ich Dir grad' heraus sagen, daß mir mein Meister den Dienst gekündigt hat, weil die Frau Lineveld, bei der ich arbeitete, es für gut fand, mich für einen Dieb zu halten."

Es däuchte der armen Frau, als stürze das Haus über ihrem Haupt zusammen, als sie diese schrecklichen Worte vernahm. Seines Dienstes entlassen zu werden — diese wenigen Sylben schließen so viel Jammer für den Handwerker in sich, der mit allem Quälen und Ringen kaum sein Schifflein ungefährdet durch die wilden Wogen des Lebens zu bringen vermag, daß die Sprache nicht Worte genug besitzt, um all die wehvollen Gefühle zu schildern, welche bei jenen schreckensreichen Sylben in der Brust erwachen.

„Wie? ist es wirklich wahr? hast Du keine Arbeit mehr?" stieß die Frau endlich mit tonloser Stimme hervor.

„Nein, ich habe keine Arbeit mehr!" antwortete Jener mit dumpfem Ton, aber ohne die frühere Bitterkeit, da der erste Grimm über sein Mißgeschick verflogen und nur allein ein tiefer Schmerz in seinem Herzen zurückgeblieben war.

„Und das ist meine Schuld?" sagte die Frau, welche nicht zu begreifen im Stande war, wie nur ihr Mann ihr solch einen Vorwurf machen konnte.

„Vergib es mir, Nella! ich hätte das nicht sagen sollen," erwiederte der Mann, indem er seiner Frau die rauhe Hand reichte. „Obgleich Du das Unglück mit veranlaßt hast, so hat es mich dennoch ohne Deine Schuld betroffen. — Hast Du mir heute nicht ein anderes Taschentuch als gewöhnlich mitgegeben, Nella?" fragte er nach einer schmerzlichen Pause.

Die Frau verfärbte sich und erwiederte zögernd:

„Es war kein einziges reines Tuch mehr für Dich da, Gerhard, und ich war gestern Abend zu krank, um noch eins auszuwaschen; deßhalb steckte ich ein anderes — eins, welches ich Dir noch nie gegeben habe und auch nie zu geben beabsichtigte — in Dein Wamms, damit Du nicht böse werden solltest, wenn Du kein Tuch fändest."

„Nun, dieses Tuch ist die Ursache meines Unglücks."

„Wie ist das möglich?" fragte Petronella, welche freier aufathmete, da Gerhard in Betreff des Tuches nicht weiter nachforschte.

„Es scheint, daß das Tuch von Seide gewesen ist," antwortete der Letztere, „obgleich ich dasselbe durchaus nicht genauer betrachtet und mich auch so wenig darum bekümmert habe, daß ich es sogar mitzunehmen vergaß, als ich um zwölf Uhr fortging. Aber während meiner Abwesenheit ward das Tuch von Jemanden gefunden und der Frau Lineveld überbracht, welche es als ihr Eigenthum erkannte."

„Großer Gott!" rief die Frau da plötzlich aus — „sollte das Geheimniß an den Tag kommen!"

„Welches Geheimniß?" fragte Gerhard erstaunt.

Petronella aber hatte sich schnell gefaßt und erwiederte:

„Nichts, nichts — ich möchte nur gerne wissen, wem das Tuch eigentlich gehört, da ich auf eine seltsame Weise dazu gekommen bin. Aber Du machtest mich gespannt, Gerhard, erzähle mir, was weiter geschah."

Das Gemüth des Handwerkers war so voll von der traurigen Begebenheit und deren unglücklichen Folgen, daß er die Bestürzung seiner Frau nicht weiter beachtete und in seiner Erzählung fortfuhr, und Petronella's Selbstbeherrschung war so groß, daß sie sich stellte, als ob sie aufmerksam zuhöre, obgleich die Worte wie ein leerer Schall in ihr Ohr drangen; ihre Seele irrte in einem Labyrinth von Vermuthungen umher, worin das seidene Taschentuch ihr als der Knäuel der Ariadne diente, durch welchen sie einst glücklich den Ausgang zu finden hoffte. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Ein merkwürdiger Fund!) In dem Reisewagen des russischen Feldherrn, welcher an der Alma von den siegreichen alliirten Truppen aufgefangen wurde, befand sich auch unter den vorhandenen Gegenständen ein Ueberwurf, sorgfältig in einem juchtenen, mit starken Spangen aus Messing besetzten Koffer verpackt, auf dessen Deckel in moskowitischer Sprache stand: „Paletot, den Fürst Menczikoff bei seiner Mission in Constantinopel getragen." Daß dieses Kleidungsstück in den Annalen der europäischen Menschheit eine bei weitem noch größere Rolle gespielt, als selbst seiner Zeit der berüchtigte „Cotillon (Unterrock) der Marquise von Pompadour", so verlohnt es sich wohl der Mühe über seinen Ursprung, sowie über die Farbe und Façon desselben umständliche Daten mitzutheilen. Was unsere Leser bei diesem authentischen Bericht am meisten überraschen wird, das ist die gemachte Entdeckung, daß dieser Paletot kein russisches Gewerbsprodukt ist, sondern vor zwei Jahren in Wien angefertigt wurde, ja sogar geraume Zeit in dem Schaufenster eines dasigen Kaufschneiders (gegenüber der Gerold'schen Leihbibliothek in der Singerstraße) ausgestellt war. Dieser Wiener Kleiderindustrielle, welcher auch eine wohlassortirte Filialniederlage von Herrencostümen in Bucharest und sein Exportgeschäft sehr schwunghaft betreibt, versandte den schon etwas aus der Mode gekommenen Paletot nach der Wallachei, wo ihn ein polnischer Jude an sich brachte und mit andern Waaren nach Odessa einschmuggelte. In einer dortigen Bude

Digitized by Google

kaufte ihn der Kammerdiener des Fürsten Menczikoff, kurz bevor dieser nach Stambul unter Segel ging. Der Ueberwurf steht folgendermaßen aus: es ist streng genommen durchaus kein Paletot, sondern ein s. g. Doppelgänger, der sich auf beiden Seiten abwechselnd tragen läßt und welcher der Form nach zwischen „Schliefer" und „Gentleman Boy" (was wir etwa mit „Cavalier-Kappelbube" übersetzen müßten) offenbar eine bedeutungsvolle Mittellinie einhält. Wie bei Allem, was aus jenem Schneider-Atelier der Singerstraße hervorgeht, ist auch bei diesem Ueberwurf die Nadelarbeit ganz ausgezeichnet und die äußersten Ränder der Brustlätze bis an die Schöße sind meisterhaft durchgesteppt. Auf der einen Seite besteht der Hauptstoff des Kleidungsstücks aus glatter Peruvienne von sanftem, tief gesättigten Kapuzinerbraun, deren demüthiges Colorit mit dem derb auftretenden Russischgrün auf der andern Seite, wozu ein rauher, beinahe zottiger Zeug verwendet wurde, dessen unangenehm schillernden Farbentinten an die glotzenden Augen einer gefräßigen wilden Katze erinnern, grell absticht. Mit diesen ursprünglichen Doppeleigenschaften des Schliefers, wie sie zuerst aus dem Atelier des Wiener Kleiderkünstlers hervorgingen, war jedoch der fürstliche Diplomat keineswegs zufrieden, denn er ließ den früher aufgesetzten sammtnen Kragen vollständig abtrennen und statt dessen die entsprechenden Stellen mit zwei verschiedenen Flecken als Halsverzierung verbrämen, nämlich die eine mit weichem, gleißendem Astrachan, die andere aber mit sibirischem Wolfspelz; zugleich befahl er, die ihm zu eng dünkenden Taschen außergewöhnlich weit zu machen, um bei günstiger Gelegenheit etwas Erkleckliches darin unterzubringen. Nach solchen von einem Schneider zu Odessa schleunigst besorgten Abänderungen bestieg er das Schiff. Aber das ungestüme Auftreten des Herrn von Menczikoff am Bosporus, wobei er die zottige Metamorphose des Ueberwurfs sammt dem Streifkragen aus grimmigem Thierfell ausschließlich zur Schau trug, brachte zu Constantinopel auf Reschid Pascha und den Divan, wie die Welt weiß, statt des gewünschten gerade den entgegengesetzten Eindruck hervor. Man sagt daher nicht zu viel, wenn man diesem aus einer Wiener Werkstätte hervorgegangenen Kleidungsstücke einen welthistorischen Einfluß auf die Wiederbelebungs-Versuche des Orients einräumt.

(Eingesandt.)

Die „Didaskalia" vom 4. Okt. enthält unter Frankfurt a. M.: „Seit einigen Tagen weilt der berühmte Kunst- und Modellzeichner Karl Schlobhauer aus Paris auf einer Erholungsreise in unserer Stadt. Derselbe bietet abermals ein Beispiel, wie deutsche Kunst und deutsche Geschicklichkeit erst im Auslande ihre Anerkennung finden. Schlobhauer ist von Geburt ein Deutscher, wohnt seit vierzehn Jahren in Paris und zeichnet daselbst für die ersten Juweliere und Fabriken die Modelle zu den Schmuck- und Kunstsachen, an welchen wir in Deutschland den französischen Geschmack so sehr bewundern."

Der Zerstreute.

Sprich, fühltest du denn keine Hand,
Als jüngst der Taschendieb, der lose,
Dir Uhre, Geld und Dose
Herauszuzieh'n sich unterstand?
„Wohl fühlt' ich was," sprach der Beraubte,
„Allein ich war zerstreut und glaubte,
Es wäre meine eig'ne Hand."

Grabschrift eines Trinkers.

Zu oft ließ er beim Saft der Reben
Zu seinem Nachtheil And're leben —
Gesundheit trank er ihnen zu
Und zog dadurch den Tod sich zu.

Der Korb.

Was ist die Liebe? — fragte jüngst Alinen
Ein Stutzer. — „Das, womit ich Ihnen"
— erwiedert sie — „nicht könnte dienen."

Die Alte.

Alt wie die Zeit, sprecht ihr mit Einem Munde,
Alt wie die Zeit sey Dame Kunigunde. —
Alt wie die Zeit? O eitler Wahn!
Die Zeit hat wenigstens doch — einen Zahn.

Räthsel.

Ich bin ein Leckermund, ein froher Tischkumpan,
Doch ohne Kopf zieht mich der Himmel an.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in № 133:
Block — Blick.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 135. Freitag, 10. November 1854.

Das geheimnißvolle Tuch.

(Fortsetzung.)

Es war, als ob eine geheime Lebenskraft plötzlich Petronella's Brust durchströmt und ihr körperliches Uebelbefinden gänzlich verscheucht habe. Noch auffallender war ihr Gemüthszustand: ihre Seele schien von einer Idee angefüllt zu seyn, welche sich ihres ganzen Wesens so bemeistert hatte, daß die sonst so sorgenvolle und theilnehmende Frau und Mutter die traurigen Umstände, worin sie und die Ihrigen sich befanden, gänzlich vergaß. Während des Nachmittags und des Abends fand sie nirgends Ruhe; sie lief unaufhörlich hin und her, ergriff alle Gegenstände, ohne irgend eine Arbeit zu verrichten, beachtete nicht, was zu ihr gesagt ward, und sprach nur unzusammenhängende, unverständliche Worte.

Obgleich ihr Mann etwas unwillig über diese Seltsamkeit war, so beschäftigten ihn seine trüben Gedanken doch zu sehr, um seine Frau viel anzureden, und als er sich endlich schlafen legte, fiel er in eine Art von dumpfer Betäubung, eine Folge der heftigen Aufregung seines Nervensystems. Mit Petronella war es anders. Ihre Augen funkelten fieberhaft in ihrem Kopfe und der Schlaf floh sie die ganze Nacht; sie saß aufrecht im Bett, ihre Gedanken irrten wie ihre Augen von einem Gegenstand zum andern und dann und wann murmelte sie ein abgebrochenes, verwirrtes Gebet, an dem ihre Seele keinen Theil hatte.

Am andern Morgen begab sich Gerhard sogleich auf den Weg, um irgendwo Arbeit zu suchen, und sagte seiner Frau, daß er nicht eher zurückkehren werde, als bis er überall gewesen sey. Sobald die Letztere seine Schritte nicht mehr auf der Treppe vernahm, zog sie hastig ihre besten Kleider an, befahl ihrem kleinen Sohn, daheim zu bleiben und seine Schwester zu hüten, und verließ, von froher Hoffnung erfüllt, das schmale, hohe Haus, in dessen oberstem Stockwerk sich ihre Wohnung befand. Sie eilte rasch durch die belebten Straßen, und ehe sie noch recht wußte, wie sie dorthin gekommen, stand sie vor dem Hause der Frau Lineveld. Mit zitternder Hand zog sie die Glocke und erschrack dann so vor dem durchdringenden Ton derselben, daß sie sich kaum aufrecht zu halten vermochte.

Als die Thür geöffnet wurde, fragte Petronella nach der Frau Lineveld, und da diese eine freundliche, leutselige Dame war, welche Allen gern Gehör lieh, so ward sie von dem Bedienten sogleich in das Zimmer geführt, wo die alte Dame mit ihrer Gesellschafterin noch am Frühstückstische saß.

Frau Lineveld kannte Petronella nicht, aber aus der unentschlossenen Haltung und dem Erröthen und Erbleichen derselben meinte sie schließen zu können, daß die frühe Besucherin sich irgend eine Gunst erbitten wolle, und deßhalb ersuchte sie diese, näher zu treten und ihr die Ursache ihres Kommens mitzutheilen. Dadurch etwas ermuthigt, ging die arme Frau einige Schritte auf die Wittwe zu und sagte mit unsicherer Stimme:

„Verzeihen Sie mir, Madame ... aber ich wünschte Sie allein zu sprechen.“

Frau Lineveld gab ihrer Gesellschafterin einen Wink, welche sich darauf hin langsam erhob und mit einem giftigen Blick auf Petronella ärgerlich das Zimmer verließ, indem sie etwas von den „Airs des gemeinen Volkes“ zwischen den Zähnen murmelte.

Abermals von der freundlichen alten Dame um den Grund ihres Kommens befragt, sprach Petronella mit festem Ton:

„Madame, ich bin die Frau des Maurergesellen, den Sie gestern fortgeschickt haben.“

Digitized by Google

Nach diesen Worten nahm die Miene der Frau Lineveld sogleich einen sehr ernsten Ausdruck an; aber gerade dieser war es, welcher Petronella ihre volle Geistesgegenwart zurückgab, da sie fühlte, daß nicht die Ursache allein, welche sie hierher geführt, sondern auch die Ehre ihres Mannes ihr geboten, freimüthig zu reden.

„Sie sind als eine freundliche, leutselige Dame bekannt," fuhr sie fort, „ich darf deßhalb wohl hoffen, daß Sie so gütig seyn werden, mir eine Weile Gehör zu schenken; die Sache, welche mich zu Ihnen führt, ist von höchster Wichtigkeit für mich."

„Ich kann es mir sehr wohl vorstellen," sagte Jene mit mehr Milde, als Petronella erwartet hatte, „daß Euch viel daran liegen muß, Euern Mann zu rechtfertigen."

„O Madame, ich bin von seiner Unschuld so fest überzeugt, daß die Absicht, ihn zu rechtfertigen, mich nicht hierher führt."

„Eure Ueberzeugung scheint sich auf ziemlich unhaltbare Gründe zu stützen; aber da ich Euch gern gefällig seyn möchte, so bin ich wirklich neugierig, die wahre Ursache Eures Kommens zu erfahren."

„Sie erlauben mir also, zu sprechen?" fragte Petronella, schwankend zwischen Furcht und Hoffnung, indem sie einen Schritt näher trat.

„Ja, gewiß!" versetzte die alte Dame.

„Und Sie werden mir nicht zürnen, wenn ich eine Frage an Sie richte?"

„Nein."

Es war in der That seltsam und der alten Dame ein Räthsel, daß sie sich so zu einer Frau hingezogen fühlte, welche sie nie zuvor gesehen und deren nahes Verhältniß zu Jemanden, den sie als einen Dieb aus ihrem Hause gejagt, sie eher von ihr hätte entfernen müssen. Sie schaute das arme, geringe Geschöpf mit einer ihr unerklärlichen Sympathie an und lauschte aufmerksam dem Klange von Petronella's Stimme, die einen zauberhaften Einfluß auf sie auszuüben schien. Die Sprache der Letztern hatte auch trotz ihrem geringen Stande nichts von dem Mißtönenden und Platten, welches sonst die Worte der niedern Klasse charakterisirt, und diesem Umstande schrieb Frau Lineveld es zu, daß sie nichts Unbescheidenes in der Frage fand, welche Petronella nun an sie richtete:

„Wollten Sie mir denn wohl gefälligst sagen, Madame, wie viel Tücher von dieser Art Sie besitzen?"

Bei diesen Worten deutete sie auf ein Tuch, welches dem glich, das der Maurer gestohlen haben sollte.

„Ich habe deren sechs gehabt," erwiederte die Wittwe zögernd; „jetzt besitz' ich noch fünf — das sechste hab' ich ..." (hier ward das sonst so bleiche Antlitz der alten Dame feuerroth und sichtlich verwirrt fuhr sie fort:) „das sechste hab' ich ... doch es kann Euch gleichgiltig seyn, das zu wissen — ich hab' es ... ich hab' es vor langer Zeit verloren."

Petronella preßte ihre Hände gegen den Busen, gleich als ob sie eine gewaltige Bewegung niederkämpfen wolle; ihr Gesicht ward wechselsweise roth und bleich, und nicht vermögend, sich aufrecht zu halten, sank sie auf einen neben ihr stehenden Stuhl.

„Darf ich wissen, was Ihr mit jener Frage bezweckt?" forschte die alte Dame in mitleidigem Ton.

„Madame, Sie haben versprochen," stammelte Petronella kaum vernehmbar, „daß Sie mir einen Augenblick Gehör schenken wollten."

„Dies Versprechen werd' ich auch halten; aber beruhigt Euch zuvor nur und trinkt eine Tasse Thee, damit Ihr Euch etwas stärkt."

(Fortsetzung folgt.)

Die Minié-Büchse und die Lancaster-Kanone.

Ein Wurfgeschoß, welches seine Ladungen einige hundert Ellen weiter zu schleudern vermag, als alle bis jetzt bekannten, ist natürlich, zumal in diesem Augenblick, eine sehr werthvolle Erfindung. Die s. g. Lancaster-Kanone rühmt sich dieses Vorzugs. Wie der Leser aus den Zeitungen ersehen, wird sie in dem russisch-türkischen Kriege ihre erste Probe bestehen, da mehrere Geschütze dieser Art in der Krim angelangt sind. Lancaster, ihr Erfinder, ist ein Kanonengießer in Regent-Street. Er hat seit vielen Jahren stets allen in dieses Fach einschlagenden Erfindungen seine ungetheilte Aufmerksamkeit gewidmet. Ein Resultat unausgesetzter Versuche ist die „Ovalkanone", wie er sie nennt, während sie sonst gewöhnlich nach ihm benannt wird. Die hauptsächlichste Ursache des unregelmäßigen Fluges aller Schießwaffenladungen besteht in der unregelmäßigen Beschaffenheit ihres Schwerpunktes. Von allen Formen ist bekanntlich die Kugelform die am schwersten herzustellende und somit auch die unzuverlässigste. Nicht

zwei von tausend Kanonenkugeln haben eine vollständige und tadellose runde Form. Dieser Thatsache gegenüber wird es erklärlich, daß eine Kanonenkugel selten oder nie den Lauf einer Kanone so füllt, daß auch nicht eines Haares Breite sich zwischen sie und den Lauf drängen kann. Da nun aber dies unmöglich, so erhellt daraus, daß ein sicheres Schießen, wenn nicht unmöglich, doch sehr schwierig ist. Diesem Uebelstand soll Lancaster's Erfindung abhelfen.

Wenn man den Finger in die Mündung einer gewöhnlichen Flinte steckt, wird man eine glatte, ebene Fläche fühlen, die ununterbrochen bis zur Schwanzschraube läuft. Die gezogene Flinte oder Büchse unterscheidet sich von ihr dadurch, daß der Lauf immer mit einer Anzahl kleiner Einschnitte oder Rillen versehen ist. Diese Einschnitte laufen spiralförmig, aber so allmälig, daß sie von der Schwanzschraube bis zur Mündung nur eine und eine halbe rotirende Biegung machen. Hieraus erhellt, daß eine in einen solchen Lauf gewaltsam gestampfte Kugel, in die sich alle die Rillen des Laufes einprägen und die den Lauf somit vollständig bedecken muß, wenn sie abgeschossen wird, die kreisförmige Bewegung während ihres Fluges beibehalten muß. Nur dann wird dies nicht der Fall seyn, wenn zu viel Pulver zum Abfeuern verwendet wird, weil die kreisförmige Bewegung durch die Gewalt des Stoßes gestört wird und die Kugel, wie man zu sagen pflegt, durchgeht. Es ist deßhalb von der größten Wichtigkeit, die Ladung einer gezogenen Feuerwaffe, es mag nun eine Büchse oder Pistole seyn, genau zu berechnen. Die Kugel und die Ladung wird entweder in die Mündung oben eingesetzt und gewaltsam hineingetrieben oder man legt Kugel und Ladung unten bei der Schwanzschraube ein. Letztere Methode hat indeß trotz allen gemachten Versuchen sich wenig bewährt; die Mündung-Ladung verdient unzweifelhaft den Vorzug. Indeß bietet die letztere auch manche Nachtheile, da sie umständlich und somit zeitraubend ist, und man hat sich demzufolge mit Auffindung von Mitteln beschäftigt, das Laden zu erleichtern. Das berühmteste und zugleich erfolgreichste System ist in dieser Beziehung die von dem Kapitän Minié gemachte Erfindung. Die Beiladung einer Minié-Büchse gleicht einem Kegel oder richtiger einer Zuckerhutform. Der Minié-Kegel — wir wollen nicht länger Kugel sagen — ist unten hohl und in dieser Höhlung befindet sich ein aus Metall gefertigter Einsatz, eine Art Fingerhut, der sich ganz locker einfügt. Erfolgt nun die Explodirung des Schießpulvers, so erhält der Fingerhut den ersten Stoß, er wird gewaltsam wie durch einen Hammerschlag in das weiche Blei getrieben, dieses wird auseinandergepreßt — die Gewalt des Pulvers kann nach keiner Seite hin sich entkräften.

Wir kommen nun zu Lancaster's Erfindung. Der Lauf der Lancaster-Kanone hat keinerlei Rillen oder Einschnitte; an der Mündung ist derselbe immer vollkommen glatt wie bei einer Vogelflinte, aber wenn man die Form des Bohrloches genauer prüft, wird man finden, daß dasselbe gleich oval ist. Die Oeffnung setzt sich nun nicht gerade in dem Rohr fort, sondern macht ganz wie die Rillen der gezogenen Gewehre eine leicht gekreiste Bewegung, und somit muß ein aus einer solchen Kanone abgefeuertes Wurfgeschoß dieselbe kreisförmige Bewegung bei seinem Flug annehmen. Was aber sind die Vortheile, die ein glatt gebohrter Lauf vor einem gereifelten voraus hat? Erstlich kann, selbst wenn einmal beim Laden etwas zu viel Pulver genommen wird, dies auf den Flug der Kugel keinen Einfluß haben, sie kann nicht „durchbrennen", sie muß die rotirende Bewegung annehmen. Zweitens füllt die kegelartige Gestalt des Wurfgeschosses vollständig den Lauf und läßt kein Gas entwischen. Drittens, und das ist das Wichtigste und Wesentlichste, ist es nicht mehr nöthig, daß das zu entsendende Wurfgeschoß von Blei ist. Die Form des Geschosses wird nicht mehr gewaltsam zur Form des Laufes gepreßt, sondern Geschoß und Lauf harmoniren zusammen. Könnte man zu Kanonenladungen Blei verwenden, so wäre unstreitig das Minié-System, das heißt der gereifelte Lauf auch bei Kanonen sehr wirksam und geeignet, da aber Eisen hierzu verwendet werden muß, so muß nothwendigerweise die Kugel genau zur Form des Laufes passen. Die Kraft eines Schusses aus einer solchen Kanone ist enorm und kann mit ihr jedenfalls noch einmal so weit geschossen werden, als mit einer gewöhnlichen Kanone.

Mannigfaltiges.

(Ein amerikanisches Sprichwort.) Der bekannte Reisende Gerstäcker erzählt die höchst komische Entstehung eines Sprichwortes, welches in den westlichen Staaten der Union gebräuchlich ist: „Er hat zu mir nicht ein einziges Mal Truthahn gesagt," was ungefähr heißen soll: er hat mir nicht angeboten, was ich eigentlich verdient

Digitized by Google

hätte. Hier die Geschichte des Sprichworts. Oben im Missouri, wo sich oft Europäer unter die Rothhäute mischten, jagten auch einmal ein Weißer und ein Eingeborner zusammen, und da die Letztern den weißen Eindringlingen schon nichts Gutes zutrauen und die Weißen ebenfalls von den Indianern behaupten, daß es diebisches Gesindel wäre, so machten sie vorher einen festen Vertrag mit einander, daß sie, was sie heute auf der Jagd erlegten, redlich und gleichmäßig mit einander theilen wollten. Als sie nach dem Jagen wieder zusammen kamen, hatte der Indianer einen Truthahn, der Weiße aber ein Rebhuhn erlegt, und wie sie ihre Beute abgeworfen und sie betrachtend daneben standen, sagte der Eingeborne endlich mit Kopfschütteln: „Hm! böse Sache ... schlecht theilen ... wie machen?" — „Wie machen?" entgegnete der Weiße — „ei! das ist verdammt einfach, mein braver Junge! Die beiden Stücke lassen sich nur auf zwei verschiedene Arten theilen: entweder bekomme ich den Truthahn und Du nimmst das Rebhuhn, oder Du bekommst das Rebhuhn und ich nehme den Truthahn." — Der Indianer sah den Weißen erst eine lange Zeit starr an und überlegte sich vorsichtig, wie Jener gesagt; der sah so ernsthaft dabei aus, daß er schier selber irre wurde. „Wie war das?" frug er endlich nach einer Pause und wollte es noch einmal hören. — „Wie das war?" erwiederte der weiße Jäger, die Stirn kraus ziehend, mit ernsthaftem Gesicht — „nun, Du bekommst das Rebhuhn und ich den Truthahn, oder ich nehme den Truthahn und Du das Rebhuhn." — „Weh!" rief da der Wilde erstaunt aus — „Du hast ja nicht einmal Truthahn zu mir gesagt!" — Da sich die beiden Stücke wirklich nicht gut theilen ließen, nahm sie der Weiße zuletzt alle zwei und versprach dem Indianer, es das nächste Mal mit ihm auszugleichen.

In den Vereinigten Staaten macht man jetzt Papier aus Immortellen, die in der Union und den Canadas in so ungeheurer Menge wachsen. Die Blätter geben eine gröbere, die Blumen eine feinere Sorte von Schreibpapier, das stark seyn, trefflich die Dinte annehmen und nicht durchschlagen, also alle wichtigen Eigenschaften des Schreibpapiers haben soll.

Ein Apotheker in St. Brieuc — wird aus Paris geschrieben — will das Mittel erfunden haben, durch eigenthümliche Schießpulver-Explosionen Regen zu veranlassen und somit langer Trockenheit vorzubeugen. Er versichert, dadurch auf eine Strecke von 6—800 Stunden eine starke Einwirkung auf die Atmosphäre ausüben zu können. (?)

Seit dem 1. d. M. ist in Paris der Preis des Brodes 1ste Sorte auf 40 Cs. und der 2ten Sorte auf 32 Cs. pr. Kilo fixirt, beträgt also der 4pfündige Laib $22^{4}/_{10}$ und $17^{9}/_{10}$ Kr.

Rösselsprung-Glückwunsch.

Einem gewandten Schachspieler zum Wiegenfeste.

Quem in ipsa re trepidare nolueris,
ante rem exerceas.
SENECA.

springt	Feld	das	mögst	ver	noß	zu	Le
Roß	Du	Feld	Von	geh'n	durch's	Fest	Von
zu	rasch	So	theu	ge	Tag	ben	Tag
hier	wärts	rath	Und	sich.	en	bei	schritt
los	nie	zack	Hin	bend	Her	de	freu
geht's	So	ziel	nie	Dei	der	Dir	ternd
ge	steh'n	der	Zick	und	he	Deß	Fremd
sey	im	hemmt	Stets	lich	ne	för	Er

Wegweisung.

Um die Sylben zu ordnen, daß sie zur Stanze werden, besetze man mit dem Springer (Rössel) nach dessen regelmäßigem Gange die 64 Felder des Schachbrettes so, daß keines zweimal berührt werde. Der Anfang ist hier durch den Druck (gesperrte Schrift) ausgezeichnet; das Ende wird am Punkt erkannt.

Auflösung des Räthsels in No. 134:
Gastronom — Astronom.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 136. Sonntag, 12. November 1854.

Die einige Sprache.

Es wogete das Meer im schwarzen Bette,
Die Wasser wälzeten sich riesenschwer;
Der Schiffer schlich sich leise von der Stätte
Und ließ, ermüdet, seinen Nachen leer.
Im Abendgold der Wasserspiegel schimmert,
Nur hie und da ein Wand'rer geht allein:
Ein kleines Haus, aus rohem Stamm gezimmert,
Lud wirthlich sie am Strand zur Einkehr ein.

Ins kleine Haus trat bald mit keckem Schritte
Und leichtem Schwunge ein Franzose ein;
Ihm folgt berechnend, ernst und steif ein Brite,
Ein dänischer Matrose hintendrein.
Ein Neger kommt jetzt, drauf ein bräunlicher Mulatte;
Auch ein Spaniole in der schmucken Tracht,
Ein Ungar, der sich ausgezeichnet hatte
Und flüchtig war seit jener großen Schlacht.

Mit fester Haltung und mit bied'rer, treuer
Begrüßung trat ein junger Fremdling ein:
Ein Deutscher seinem Aeußern nach — ein Bayer,
Gewiß! ein solcher muß's gewesen seyn.
Die Lippe lächelte wehmüthig, bitter,
Das Auge aber blitzte lebensfrisch;
Vom schlanken Rücken langte er die Zither
Und legt' sie stille vor sich auf den Tisch.

Wie unentschlossen aber irrten leise,
Gewandt die Finger durch der Saiten Gold,
Als suchte er den Schlüssel zu der Weise
Die aus dem Herzen mächtig brechen wollt'.
Sie sammelte sich bald in leisem Klagen
Und tönte hin am fremden, öden Strand,
Als wollte sie mit jedem Tone sagen:
„Wie schön war's doch daheim im Vaterland!"

So spielt er lange mit bewegtem Herzen
Und feuchtem Blick die Heimweh-Melodie;
Die fremden Männer sah man nicht mehr scherzen,
Denn diese Weise überraschte sie.

Es hing ein jeder Blick an diesen Saiten,
Von diesem Klang entzückt war jedes Ohr,
Von dieser Sprache, die im weiten, weiten
Geliebten Heimathlande sich verlor.

Nun wandelt er in schaurige Accorde
Das Lied, das erst so melancholisch war,
Als träumte er von einem Schreckensorte,
Von herbem Leid und nahender Gefahr;
Es wimmert über's Meer die bitt're Klage,
Dort lag das Schiff, das fort ihn tragen sollt' —
Auf einmal zuckt's durch ihn mit starkem Schlage:
„Einst kehrst du heim, beladen reich mit Gold!"

Und in den gold'nen Jugendphantasieen
Der Jüngling schwelgte auf der Töne Fluth;
Es bildeten sich neue Melodieen,
Doch eine Perle tief im Herzen ruht —
Denn, wie betäubend auch die Finger gleiten,
In Schlummer wiegen sie den Armen nie;
Es klaget immer wieder durch die Saiten
Die wunderbare Heimweh-Melodie.

Dann bog er still das müde Haupt zurücke —
Die Fremden reichten ihre Hände dar;
Die Thräne aber in dem feuchten Blicke
Sie sagte ihm, daß er verstanden war,
Und lösete auf einmal ihm die Frage:
Ein Odem weh' durch jegliches Gemüth —
Musik allein, sie sey die wahre Sprache,
Die ein in jede Menschenseele zieht.

Das geheimnißvolle Tuch.

(Fortsetzung.)

Frau Lineveld reichte Petronella eine Tasse Thee und sprach ihr mit freundlichen Worten zu, so daß diese endlich beginnen konnte:

„Ich will Ihnen kurz meinen Lebenslauf erzählen, Madame, weil es einen dunkeln Punkt

Digitized by Google

darin gibt, der mich stets beunruhigt hat. Sie werden nichts Ungewöhnliches hören, denn meine Geschichte gleicht der von hundert andern Frauen meines Standes, bis auf einen Umstand, der von der äußersten Wichtigkeit für mich ist. Ueber meine Familie vermag ich nichts zu berichten, denn von dieser weiß ich nicht das Geringste. Das Erste, dessen ich mich aus meiner Kindheit erinnere, ist, daß ich mit andern Kindern, die in jeder Hinsicht meine Schicksalsgenossen waren, in einem großen Gebäude auferzogen wurde, in welchem eine strenge Ordnung herrschte. Als ich größer geworden war, erfuhr ich, daß ich mich in einem Findelhause befand. Ich wußte jedoch damals noch nicht, was ein Findelhaus oder ein Findling war, und die meisten meiner Schicksalsgenossen hatten ebensowenig einen Begriff davon.

„Was soll ich Ihnen viel von meinen Kinderjahren und der ersten Jugendzeit erzählen — die Zeit vergeht in solchen Stiftungen, ohne daß sich irgend etwas Bemerkenswerthes ereignete. Ich lernte lesen, schreiben, rechnen und empfing guten Unterricht in allen weiblichen Arbeiten. Da ich folgsam und fleißig war, hatte ich es ziemlich gut und fühlte mich sogar glücklich; nur dann und wann überkam mich ein Gefühl gänzlichen Verlassenseyns, welches ich aber jedesmal durch eifriges Lesen in der Bibel verscheuchte, die mir überhaupt wunderbaren Trost verlieh.

„Als die Zeit endlich gekommen war, wo ich meinen Zufluchtsort verlassen und für mich selbst in der Welt sorgen sollte, trat ich als Magd in Dienst und gewann mit Gottes Hilfe auf diese Weise mein tägliches Brod, so daß ich niemals Noth litt. Die Zukunft bekümmerte mich jedoch sehr oft. Was sollte aus mir werden, wenn ich krank oder unfähig zum Arbeiten ward? Dieser Gedanke verursachte mir den größten Kummer, und alle übrigen Beschwerden, womit ich zuweilen zu kämpfen hatte, waren nichts im Vergleich mit diesem heimlichen Gram....“

Hier hielt die arme Frau eine Weile inne und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, gleich als ob sie die vergangenen schmerzlichen Tage noch einmal im Geist durchleben wolle.

Frau Elmveld saß athemlos horchend neben ihr und hing gleichsam an den Lippen Petronella's, die nach einiger Zeit fortfuhr:

„Als ich etwa sechsundzwanzig Jahre zählte, verheirathete ich mich mit dem Manne, den Sie kennen gelernt haben, Madame. Es war eine geringe Partie, aber der Mann war rechtschaffen, geschickt und fleißig. Er war der Erste, welcher die arme Verlassene gut genug fand, um sie zu lieben und ihr zu geben, was sie bis dahin nicht besessen hatte: einen Namen. Dieser Beweis von Zuneigung entflammte mein trauriges Gemüth zur feurigsten Dankbarkeit, und als ich Gerhard später genauer kennen lernte, ging dies Gefühl in eine tiefe, unerschütterliche Neigung über.

„Obgleich unser Lebenspfad nicht mit Rosen bestreut war und wir uns kümmerlich behelfen mußten, so fühlte ich mich doch glücklicher, als vor meiner Heirath. Ich war nicht mehr allein und zu meiner Freude sah ich, daß ich zum Glücke meines Mannes nöthig war. Ich strebte so nicht nach Höherem, dankte Gott für die mir bereits geschenkten Güter und flehte ihn nur an, daß Gerhard stets Arbeit finden möge. Dies war auch der Fall bis zu der Stunde, wo Sie ihn als einen Dieb fortjagten. Aber er ist kein Dieb; ich werde es Ihnen beweisen, Madame, wofern die Worte einer kummervollen Frau, welche vor Gott betheuert, daß sie nicht lügt, etwas über Sie vermögen.

„Gerhard wußte, als er mich heirathete, daß ich in einem Findelhaus erzogen worden war; aber ich hatte ihm verschwiegen, daß ich noch ein Pfand von Denjenigen besaß, von welchen ich herstammte. Als ich die Stiftung verließ, gab man mir ein Tuch, welches in dem Korb gelegen, worin ich als ein nur wenige Tage altes Wesen vor die Thüre des Findelhauses gesetzt worden war. Außer einem Zettel, auf dem der Name geschrieben stand, den ich führe — Petronella — befand sich an dem Korb oder an mir kein weiteres Zeichen. Jenes Tuch aber händigte man mir mit der dringenden Ermahnung ein, dasselbe sorgsam aufzubewahren, da es vielleicht einmal die Ursache werden könne, meine Abkunft an's Licht zu bringen.

„Ich freute mich, daß ich wenigstens einen Beweis meiner Herkunft besaß, und verwahrte das Tuch wie einen Schatz. Ich hielt es vor meinem Manne verborgen, damit er diesem Zeichen meiner Abstammung kein allzu großes Gewicht beilege und seine Ruhe nicht mit eitlen Vermuthungen störe. So lebten wir zehn Jahre, ohne daß er dasselbe sah. Als ich aber neulich durch eine Unpäßlichkeit gehindert worden war, meine Geschäfte gehörig zu besorgen, und daher keine reinen Taschentücher für meinen Mann mehr besaß, sah ich mich genöthigt, um ihn nicht zu erzürnen, ihm das einzige Tuch mitzugeben, welches ich noch hatte, und dieses war das seidene Taschentuch, Madame, das Sie für Ihr Eigen-

Digitized by Google

thum erklärt haben und vielleicht wohl das vor langer Zeit verlorene sechste ist...."

„O Gott!" war Alles, was Frau Lineveld hervorzubringen vermochte; mit diesem Ausruf, der eher ein Seufzer als ein Schrei zu nennen war, sank sie mit geschlossenen Augen ohnmächtig in ihren Lehnstuhl zurück.

Petronella erschrack auf's Höchste, stürzte fort und rief um Hilfe. Die Gesellschaftsdame eilte herbei, von Rike und einem Trupp dienstbarer Geister gefolgt, welche sich alle verabredet zu haben schienen, die arme Frau, die mit ihrer Herrin allein geblieben war, durch finstere, mißtrauische Blicke als die Urheberin der Ohnmacht zu bezeichnen. Die Gesellschafterin schien sogleich die dringende Nothwendigkeit zu fühlen, in Ermangelung des gesetzmäßigen Hauptes der Haushaltung die Zügel der Herrschaft in die Hand zu nehmen. Sie begann demnach sofort eine Fluth von Befehlen zu geben, welche die allgemeine Verwirrung nur noch vermehrten. Der allererste Befehl indeß lautete dahin, das unverschämte Weib, die Ursache von der Herrin Ohnmacht, auf der Stelle fortzujagen.

Petronella begab sich auf die Hausflur, um der anmaßenden Person zu entgehen; sie schwankte nach, ob sie davoneilen oder bleiben sollte — da öffnete Frau Lineveld die Augen und rief, die Hände ausstreckend:

„Wo — wo ist sie?"

„Wer, Madame?" fragte neugierig die Gesellschafterin.

„Die Person — die arme Frau, welche bei mir war!"

„O Madame, dem unverschämten Weibe hab' ich die Thüre gewiesen, damit der Anblick eines solchen Geschöpfes Sie ferner nicht unangenehm berühre!"

„Und das haben Sie ihr gethan?" rief die alte Dame tief aufathmend. „Ruft sie sogleich zurück und behandelt sie mit derselben Achtung wie mich!"

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, so flog Petronella, welche draußen in ängstlicher Spannung lauschte, ins Zimmer, stürzte vor der alten Dame nieder und rief auf's Heftigste erregt:

„O Madame! sagen Sie mir, ich bitte Sie flehentlichst, was Sie wissen!"

„Meine Tochter!... Du bist meine Tochter!" rief Frau Lineveld aus und schloß Petronella an ihre Brust, während ein heftiger Strom von Freudenthränen aus den Augen der alten Dame stürzte. „O Kind meiner Seele, so find' ich Dich endlich wieder!"

Petronella ruhte sprachlos in ihren Armen. Sie war durch die plötzliche Entdeckung wie betäubt, und obgleich sie mit einer zwar unbestimmten, aber beinahe sichern Hoffnung zu der Frau Lineveld gegangen war, so hatte sie doch der Ausgang der Sache so überwältigt, daß ihr fast die Sinne schwanden. Mit convulsivischem Schluchzen umklammerte sie die gefundene Mutter, gleich als ob sie fürchte, ihren Schatz wieder zu verlieren.

Frau Lineveld, sonst so ruhig und würdevoll, hatte keine Macht mehr über sich. Ihre thränenerfüllten Augen blickten fort und fort auf ihre Tochter, welche sie so fest an ihr Herz drückte, als ob sie besorge, daß Alles nur ein schöner Traum sey, der verschwinden werde, wenn sie die Arme öffne.

Als in das Chaos ihrer verworrenen Gefühle endlich wieder einige Ordnung gekommen war und als sie die Züge der Wiedergefundenen nicht mehr durch einen Nebelschleier von Thränen anschaute, da ließ sie ihre Tochter los, um lange, lange die Züge zu betrachten, auf denen noch nie zuvor ein Mutterauge mit Stolz und Freude geruht hatte.

Aber in demselben Moment gewahrte sie auch ihre im Zimmer versammelten Dienstboten, welche regungslos dastanden und alle nur nach Einem Punkt, nach ihr und ihrer Tochter, starrten, und zum ersten Mal in ihrem Leben regte sich in ihrem Herzen ein Gefühl des Unwillens gegen die Personen, welche ihr dienten. Es war die Selbstsucht des Glücks, die selbst den geringsten Theil desselben Andern nicht gönnt. Auf einen Wink ihrer Hand gewannen plötzlich all die regungslosen Figuren Leben und verließen das Gemach, so daß die beiden Hauptpersonen sich von allen neugierigen Blicken befreit sahen, obwohl die Thränen, welche mehr als ein Auge feuchteten, zur Genüge bewiesen, daß manche nicht allein Neugierde fühlten.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Am 22. Oktober wurde in Stockholm die bronzene Statue Birger von Bielbo's enthüllt. Derselbe war Regent von Schweden und ist als der Gründer der Civilisation dieses Landes

Digitized by Google

zu betrachten. Er war geboren 1210 und starb 1266. Birger that Alles, um das Christenthum weiter auszubreiten, begünstigte Handel und Industrie, setzte eine regelmäßige Verwaltung ein, baute Straßen u. s. w. Auch als Feldherr zeichnete er sich gegen die Russen aus; er eroberte Finnland, in dem er zuerst den christlichen Glauben einführte. — Am 4. Nov. sollte auch die Statue Karls XIV. (Joh. Karl Bernadotte) enthüllt werden.

Lord Raglan, der jetzige Oberbefehlshaber in der Krim, Großkreuz des Bath-Ordens, wurde am 9. Juni 1804 Unterlieutenant, 30. Mai 1805 Lieutenant, 5. Mai 1808 Kapitän, 9. Juni 1811 Major, 27. April 1812 Oberstlieutenant, 25. Juli 1814 Kapitän-Oberstlieutenant im 1. Fuß-Garderegiment, 28. August 1815 Oberst, 27. Mai 1825 Generalmajor, 29. August 1827 ad latus Armeecommandant en chef, 19. November 1830 Chef des 53. Regiments, 28. Juni 1838 Generallieutenant, 30. September 1852 General-Feldzeugmeister, 21. Februar 1854 Commandant der britischen Division im Orient. Er besitzt für ausgezeichnete Dienste im Felde mehrere goldene und silberne Medaillen.

In einem Dohlen-Nest auf dem Altstädter Brückenthurm in Prag wurden dieser Tage mehrere Gegenstände gefunden, welche die Vorliebe dieser Vögel für glänzende Sachen auf's Neue beurkunden. Unter dem Quodlibet, welches die Dohlen dort zusammengetragen haben, fand man glänzende Metallstücke, eine Geldbörse von grüner Seide mit zwei glänzenden Ringen, eine Brille mit blauen Gläsern und einen — Liebesbrief.

Wie die „Koblenzer Ztg." mittheilt, soll die Concession der linksrheinischen Eisenbahn der rheinischen Eisenbahngesellschaft unter der Bedingung ertheilt worden seyn, in Koblenz eine damit in Verbindung stehende feste Brücke über den Rhein zu erbauen.

Se. Maj. der König von Sachsen hat dem germanischen Museum in Nürnberg einen Beitrag von jährlich zweihundert Thalern allergnädigst bewilligt.

(Ueber die Entstehung des Wortes Philister.) Das Wort „Philister" ist am Ende des 16. Jahrhunderts aufgekommen. Kaiser Maximilian I. gab der Universität Helmstädt in dem Stiftungs-Privilegium von 1575 den Simson, den Löwenzerreißer und Sieger über die Philister, zum Siegel. Seitdem nannten die übermüthigen Musensöhne alle diejenigen deutschen Bürgersleute, die nicht „Raison" annehmen und nicht — borgen wollten: Philister.

(— — Und neues Leben blüht aus den Ruinen.) Als der Pächter der gnädigen Landmarschallin ***, ein schlichter, doch schlauer Landmann, seiner Herrin die Pachtgelder abliefern wollte, stutzte er nicht wenig, die bejahrte Dame mit hochrothen, von Schminke gefärbten Backen zu erblicken. Diese Farbe hatte er früher, da er gewöhnlich vor der Toilettenstunde sie sah, nicht an ihr bemerkt.

„Na! was gafft Er mich denn so an?" rief ihm die Edelfrau schnurrend entgegen — „bin ich Ihm denn so neu?"

„Neu nicht, gnädige Frau, aber gut reparirt!" antwortete der Pächter.

(Beweise der Liebe.) Die Italienerin glaubt nicht, daß sie geliebt ist, wenn ihr Geliebter nicht ihretwegen ein Verbrechen zu begehen im Stande ist. Die Engländerin begnügt sich mit einer Narrheit; die Französin mit einem dummen Streiche; die Russin mit Schlägen; — mit was unsere Landsmänninnen? Mit Liebe und Treue.

---

* Charade.

(Viersylbig.)

Die erste ist der größte Theil der See;
Die zweite dient zum Heften und zum Binden,
Du kannst an jedem Baum im Wald sie finden.
Die dritte sprichst du aus in Angst und Weh;
Die letzte suche nur im tiefsten Süden,
Auch kann der höchste Norden dir sie bieten —
Ein jedes Kind der Schule muß sie nennen,
Auf jeder Karte — doch jetzt wirst du's kennen.
Das Ganze ist ein Werk von Menschenhand,
Vor Kurzem unberühmt und unbekannt;
Jetzt Tummelplatz für Tapferkeit und Muth,
Und Tausende vergießen drum ihr Blut —
Der Wendepunkt des Glücks für Nationen,
Ob sie im Osten oder Westen wohnen.

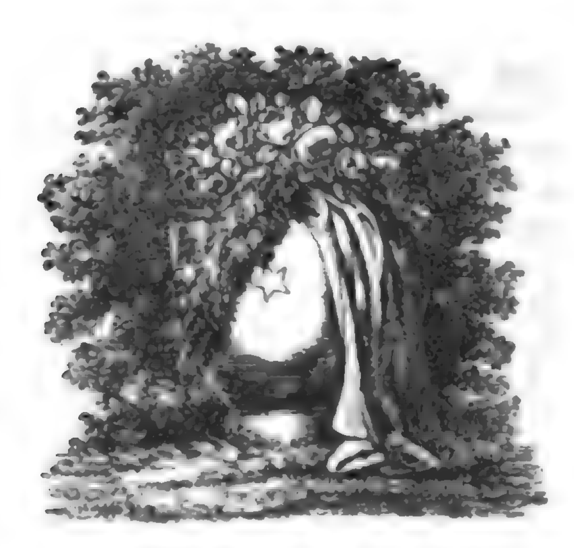
Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 137. Dienstag, 14. November 1854.



Erinnerung

an die

Königin Therese von Bayern

Allerschütternd schlug die finst're Stunde,
Die ein theures Leben uns entwandt;
Aus der off'nen, tiefgeschlag'nen Wunde
Blutet ein verwaistes ganzes Land.

Ja! ein ganzes Land hat Sie umfangen
Mit den Sorgen Ihrer treuen Brust;
Reich an Lieb' ist Sie hinweggegangen,
Arm gemacht hat uns nur Ihr Verlust.

Starr und kalt ist nun die theure Hülle,
Wo das reiche, reine Herz gewohnt;
Sie ist heimgegangen, zu der Fülle,
Die dem frommen, edlen Kämpfer lohnt.

Wie ein Engel, daß Sie Segen spende,
Ging Sie durch die Stürme Ihrer Zeit.
Ach! geschlossen sind nun diese Hände,
Die so reichen Segen ausgestreut.

Aber grünen werden Ihre Saaten,
Grünend wird sie einst die Nachwelt seh'n;
Und wie Palmen werden Ihre Thaten
Um den Hügel Ihrer Ruhe steh'n.

Pilger seh' ich zu dem Grabe wallen;
Aber, von dem tiefsten Schmerz bewegt,
Seh' ich Einen Pilger doch vor Allen,
Der Ihr Herz in Seinem Busen trägt.

Da! da geht Er mit den Königskindern;
Hin zu ihnen ist Sein Haupt gebeugt.
Ach! sie sollen Ihm den Kummer lindern,
Der auf Seinen frommen Lippen schweigt.

Und gefaßter blickt Er zu den Fernen,
Die die Ewigtheure Ihm geraubt;
Tausend Thränen wurden ja zu Sternen,
Und sie leuchten glorreich um Ihr Haupt.

Alle tragen ewig Sie im Herzen,
Sie, die Allen Freundin, Mutter war;
Alle weih'n mit nie verweinten Schmerzen
Ihre Gruft zu einem Dankaltar.

Waldfischbach.

Digitized by Google

Das geheimnißvolle Tuch.

(Schluß.)

Als Frau Lineveld keine Späheraugen mehr in ihrer Nähe erblickte, rief sie wieder aus:

„O Nella, meine Tochter!"

„Ist es denn kein Traum, Madame, bin ich wirklich Ihre Tochter?" schluchzte Petronella, indem sie abermals vor der alten Dame in die Kniee sank.

„O, nenne mich nicht Madame, mein Kind! Diesen kalten Titel gibt mir Jeder, da ich Niemanden habe, der mir nahe genug steht, um mir einen andern Namen zu geben!"

„Ach, Mutter! sage mir, ist es denn Wahrheit?"

„Gott, ich danke dir für die Wonne," rief die alte Dame mit gefalteten Händen und emporgerichteten Blicken, „daß ich mich zum ersten Male im Leben von einem menschlichen Wesen so nennen höre!"

„Und ich danke dir, mein Gott, daß mir die Gnade zu Theil ward, diesen Namen aussprechen zu können!" sagte Petronella laut schluchzend und faltete die Hände auf den Knieen ihrer Mutter.

Frau Lineveld schaute ihre Tochter mit Blicken an, worin all die Zärtlichkeit einer Jahre lang in die Brust zurückgedrängten mütterlichen Liebe glänzte und sagte:

„Ja, mein Kind, Du bist wirklich meine Tochter. Nella, Du wirst mir gewiß ein herzdurchbohrendes Schuldbekenntniß ersparen, mir, die ich die Vergangenheit mit zahllosen Thränen beweint habe, obgleich all meine Reue meine Schuld nicht zu tilgen oder nur einen kleinen Theil des Unrechts wieder gut zu machen im Stande ist, welches ich Dir zugefügt habe.... Aber ich bin es doch, die Dir das Leben und den Namen Petronella gegeben, damit Du ebenso heißest wie meine Mutter. Ich ließ Dich in das Tuch wickeln, in welchem man Dich gefunden, das Du so lange aufbewahrt hast und mir fortan eine theure Reliquie seyn soll. Ich that es jedoch nicht, um Dich vor die Thüre eines Findelhauses zu stellen: ich übergab Dich den Händen einer von mir besoldeten Amme nebst all dem Gelde, was ich damals besaß, damit sie Dich auf's Sorgsamste pflege und erziehe. Allein als sie Dich und das Geld in Empfang genommen hatte, verschwand sie spurlos, ohne mir irgend eine Nachricht zu geben, was sie mit Dir angefangen habe oder wie ich Dich wiederfinden könne. O mein Kind, ich will Dir die Seelenangst nicht schildern, die ich um Dich ausgestanden und die nebst den Vorwürfen meines Gewissens mich inmitten alles Ueberflusses und aller Annehmlichkeiten des Lebens doch unaussprechlich unglücklich und elend machte. Ich wußte nicht, ob Du lebtest oder nicht, ob man Dich gut oder schlecht behandelte; mein Herz bebte bei dem Gedanken, daß Du der Gnade einer solch nichtswürdigen Person preisgegeben seyest, obgleich ich ihre Missethat nicht in ihrem vollen Umfang zu ahnen vermochte.

„Als die Wunden meines Herzens einigermaßen wieder geheilt waren und eine scheinbare Ruhe das unendliche Weh meiner Seele verbarg, heirathete ich einen Mann, der einer bessern Gattin würdig gewesen. Obgleich die Welt mich für glücklich hielt, so war ich es doch keineswegs. Erstens verdiente ich die Achtung, welche er für mich hegte, da er meine Schuld nicht kannte, durchaus nicht, und zweitens konnte ich ihm nur die kleinere Hälfte meines Herzens weihen, weil ich unaufhörlich einen Fehltritt zu beweinen hatte, dessen Folgen mein Kind betroffen, und ich auf diese Weise in einer steten Seelenangst lebte.

„Mit jedem Jahre ward meine Hoffnung, Dich wiederzufinden, schwächer, und als meine Jugend dahin und ich Wittwe geworden, da war dieselbe so ganz und gar aus meinem Herzen verschwunden, daß selbst der Vorfall mit dem Taschentuch keine Vermuthung bei mir erregte. Und selbst während Du mir Deine Lebensgeschichte erzähltest, erwachte noch kein Gedanke in meiner Seele, daß Du mein verlorenes Kind seyn könntest. Dies ahnte mir erst dann, als Du das Tuch und den Namen Petronella erwähntest, obschon ich mich von Anfang an auf eine wunderbare Weise zu Dir hingezogen fühlte, was mir nun klar ist, denn es war die Stimme des Blutes, welche zu mir sprach! Aber jetzt, Nella, werd' ich Dir all das Unrecht vergüten, das ich Dir zugefügt, denn ich bin reich, sehr reich, und kann Dich den vornehmsten Leuten dieser unserer Stadt gleich machen...."

Petronella schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich will mich damit begnügen, daß ich meine Mutter gefunden habe; ich würde doch kein Glück in einem Stande genießen, worin ich nicht erzogen bin. Weder ich noch Gerhard gehören in eine solche Gesellschaft."

„Aber warum willst Du mir das Glück rauben, Dich mit allen Beweisen meiner Mutterliebe

Digitized by Google

zu überhäufen und Dich mit freudigem Stolze der Welt vorzustellen, damit Aller Augen sich auf Dich richten?"

„Weil ich Dir keine Ehre machen würde, liebe Mutter!" entgegnete Petronella. „Ich würde mich stets fremd in der neuen Umgebung fühlen und man würde mir bei allem äußern Glanz doch ansehen, daß ich in diesem Stande nicht erzogen worden."

Frau Lineveld sann eine Weile nach und erwiederte dann:

„Du hast Recht, mein Kind: Du würdest in der Welt, worin ich lebe, mehr Angst als Freude empfinden; darum sollst Du dieselbe nicht kennen lernen. Aber ihre Annehmlichkeiten sollst Du genießen, und ich werde meine niedrig stehende Tochter nur um so lieber haben, da sie Verstand und Seelenstärke genug besitzt, um sich nicht durch einen Glanz blenden zu lassen, der sie in eine falsche Stellung bringen würde, obwohl mein Mutterherz Dich so gern mit demselben umgeben möchte."

„Aber ich bin selbst Mutter, und was ich für mich nicht wünsche, will ich denn meinen Kindern nicht entziehen, liebe Mutter!" versetzte Petronella. „Für meinen Sohn und meine beiden Töchter erflehe ich die Liebe und die Hilfe ihrer Großmutter, da wir nicht die Mittel besitzen, ihnen eine bessere Erziehung zu geben, obgleich dies unser feurigster Wunsch ist."

„Alles, was in meiner Macht steht, werde ich für sie thun," rief Frau Lineveld, „und Gott möge meine Bemühungen segnen, sie so glücklich zu machen, als ich es beabsichtige."

„Ich danke Dir, so wie eine Mutter dankt, wenn sie eine sehnlichst gewünschte Gunst für ihre Kinder erwirkt, theure Mutter!" entgegnete Petronella, indem sie die Hand der alten Dame an ihre Lippen drückte. „Aber nun, nachdem ich zum ersten Male im Leben Tochter gewesen bin, laß mich auch meine Pflichten als Gattin und Mutter wieder auf mich nehmen und meinem Manne wie meinen Kindern die frohe Botschaft bringen."

„Wie? Du willst mich verlassen? Nein, nein, ich lasse Dich nicht fort — hab' ich Dich doch kaum gefunden!"

„Aber, liebe Mutter, während wir hier glücklich zusammen sitzen, ist Gerhard, dem ich alles Glück meines frühern Lebens verdanke, vielleicht voll Angst in Betreff der Zukunft heimgekommen und findet nicht einmal seine Frau, die ihm ein Wort des Trostes sagen könnte!"

„Du hast wiederum Recht, Nella! Deine Mutter ist nicht befugt, Dich ganz zu besitzen. Aber die ganze Begebenheit ist so seltsam, daß sie erst der Ueberzeugung bedarf, ehe ich sie für wahr halten kann, und darum will ich Dich begleiten, damit wir uns auch nicht zu trennen brauchen und ich meine Enkel sehen und meinen Schwiegersohn um Vergebung bitten kann für das ihm zugefügte Leid."

Einige Minuten später fuhren Beide schon in der eleganten Kutsche der Frau von Lineveld ab nach dem Quartier, wo sich die ärmliche Wohnung des Maurergesellen befand.

Die Betrübniß der alten Dame über die traurigen Umstände ihrer Tochter, das Erstaunen der Kinder, welche halb scheu und halb vertraulich der fremden, weinenden Dame nahten, wie die Bewegung Petronella's waren nichts im Vergleich mit dem starren Staunen Gerhard's, als er den Zusammenhang der Sache erfuhr. Aus der Tiefe des Elends plötzlich auf den Gipfel des Glücks gehoben, stand er wie betäubt da. Er vermochte es kaum zu fassen, daß er die reiche, vornehme Dame, in deren Hause er als Maurergeselle gearbeitet, die nach seiner Meinung so unendlich hoch über ihm stand, von nun an Mutter tituliren solle! Als aber das Gespräch allgemach aus der Sphäre der Ueberraschung zu den Angelegenheiten des täglichen Lebens herabstieg, da verschwand diese augenblickliche Betäubung und Gerhard pflichtete seiner Gattin bei, daß es in jeder Hinsicht gefährlich für sie beide wäre, wenn sie in eine Welt träten, für die sie nicht erzogen worden. Die Schlußsumme seiner Ansichten war das kurze, bündige, aber kernige und hier vollkommen passende:

„Schuster, bleib' bei deinem Leisten."

An diese Worte knüpfte Frau Lineveld einen Plan, den sie sogleich zur Ausführung brachte. Sie nahm die ganze Familie mit nach ihrem Hause und beschloß, dieselbe so lange bei sich zu behalten, bis sie für Gerhard eine Beschäftigung erdacht, welche ihm weniger Mühe koste, aber mehr Gewinn bringen würde, als sein Maurerhandwerk. Da das Geld nicht gespart zu werden brauchte, so fand sich eine solche sehr bald. Frau Lineveld kaufte für ihn eine große Ziegelbrennerei und Gerhard betrieb dieses Geschäft mit solchem Eifer und Geschick, daß er sich bald in Verhältnissen sah, die selbst seine kühnsten Hoffnungen übertrafen. Er ward nach kurzer Zeit zu den wohlhabendsten und geachtetsten Bürgern gezählt, aber trotz seiner verbesserten Umstände war er

Digitized by Google

weise und charakterfest genug, „bei seinem Leisten zu bleiben."

Seine Frau war ihm darin ähnlich. Sie richtete ihr Haus nicht so ein wie das ihrer Mutter und kleidete sich nicht wie vornehme Damen, sondern wandte, gleich ihrem Manne, ihren Ueberfluß zur Unterstützung Derer an, welche einst ihres Gleichen gewesen und deren herbes Loos sie aus Erfahrung kannte. „Denn diese Frauen besitzen keine seidenen Taschentücher, um sie ihren Männern mitzugeben, wenn sie durch Krankheit verhindert sind, andere zu waschen!" pflegte sie zu sagen.

Was die beiden Gatten jedoch für sich nicht in Anspruch nahmen, wollten sie ihren Kindern nicht vorenthalten. Ihr hübscher Sohn, dessen gute Anlagen, schnelle Fassungskraft und ausgezeichnetes Gedächtniß die Eltern oft erfreut hatte, ward nebst seinen Schwestern in Allem unterrichtet, was ihnen dereinst zu einer ehrenvollen Stellung in der menschlichen Gesellschaft verhelfen konnte.

Frau Lineveld schien nach der glücklichen Begebenheit förmlich wieder aufzuleben. Die ruhige Würde in ihrer äußern Erscheinung war jetzt nicht mehr die Maske, unter der sich das Weh ihres Herzens verbarg, sondern der wahre Ausdruck ihrer Seelenstimmung. Ihr Antlitz ward jetzt oft durch ein glückliches Lächeln erhellt, das besonders dann über ihre Züge flog, wenn Petronella in ihrem geschmackvollen, doch einfachen Anzuge neben ihr saß und ihre Enkel in kindlicher Freude zu ihren Füßen spielten. Die Thränen, welche mitunter ihre Augen feuchteten, waren anderer Art als die, welche sie einst vergossen: es waren Thränen des Dankes gegen Gott, daß er ihr in ihrem Alter noch ein Glück bescheert, auf das sie nicht einmal zu hoffen gewagt hatte. Obgleich sie einige Tage nach dem Wiederfinden ihrer Tochter ihr Testament machte, worin sie diese zu ihrer alleinigen Erbin ernannte, so ließ ihre stets zunehmende Gesundheit doch hoffen, daß zwischen der Abfassung und der Vollziehung dieses Dokumentes noch manches Jahr verstreichen werde.

Mannigfaltiges.

(In Polen übliche Amulette.) Nach einem unter den weniger gebildeten Bewohnern Polens stark verbreiteten Aberglauben hat jeder Monat auf das Schicksal der in demselben geborenen Kinder einen geheimen und unabänderlichen Einfluß und bezeichnet man daher jeden Monat und dessen geglaubte Einwirkung durch einen Stein, wodurch es unter Freunden und Bekannten gebräuchlich wurde, an den Geburtstagen sich Geschenke mit dem Steine geziert zu geben, der für jenen Monat eine gute Bedeutung hat. So gibt man im:

Januar den Hyazinth oder den Granat — Merkmale der Beständigkeit und Treue;

Februar den Amethyst — Präservativ gegen heftige Leidenschaften oder als Zeichen eines friedlichen Herzens;

März den Blutjaspis — als Bezeichnung des Muthes wie auch der Verschwiegenheit bei gefahrvollen Unternehmungen;

April den Saphir und Diamant — Schutzmittel gegen Unglücksfälle;

Mai den Smaragd — die glückliche Liebe;

Juni den Achat — Gesundheit und langes Leben;

Juli den Rubin oder den Carneol — Vergessenheit des Kummers, — Liebe und Freundschaft;

August den Onyx — als Bild der ehelichen Treue;

September den Chrysolith — Bewahrung vor Dummheiten (Vielen ein gut angebrachtes Geschenk!);

Oktober den Aquamarin oder den Opal — Bezeichnungen des Unglücks und der Hoffnung;

November den Topas — als Verheißung der höchst seltenen Sache: wahre Freundschaft;

Dezember den Türkis oder den Malachit — Erfolg und ein ungetrübtes Glück bedeutend, da man die im Dezember geborenen Menschen als im günstigsten Monat auf die Welt gekommen betrachtet.

Am 18. Oktober wurde in Constantinopel ein Erdbeben verspürt. Dem ersten schwächern Stoße folgte ein zweiter sehr starker.

Seit dem 1. Januar d. J. ist in England für 518 Mill. Frcs. Gold eingeführt worden.

Auflösung der Charade in № 136:

Se–bast–o–pol.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 138. Freitag, 17. November 1854.

Arzt und Anwalt.

Von A. Schrader.

1.

Eine trübe, nebelige Nacht lag über der Häusermasse Hamburgs. Die feuchten Straßen waren wie ausgestorben; nur von Zeit zu Zeit hörte man die schweren Tritte der Wächter, die sich wie unheimliche Gestalten an den hohen Gebäuden hinbewegten. Die Glocken hatten die erste Stunde nach Mitternacht verkündet, als ein Mann, fest in einen Mantel gehüllt, den neuen Wall betrat, eine der schönsten Straßen, die nach dem verheerenden Brande im Jahre 1842 in der reichen Handelsstadt entstanden sind. Er ging so eilig über die breiten Trottoirs, daß ihm ein alter Diener, der ihn begleitete, kaum zu folgen vermochte. Doch an einem der größten und prächtigsten Häuser blieb er stehen. Der Diener zog einen Schlüssel hervor, öffnete die schwere Thüre und ließ seinen Begleiter eine weite, matt erhellte Hausflur betreten.

„Wo ist Herr Raimund?"

Noch ehe der Diener diese von dem Manne im Mantel an ihn gerichtete Frage beantworten konnte, öffnete sich eine Thür und ein junger Mann, bleich und zitternd, trat hastig heraus.

„Doktor! Doktor!" rief er leise, indem er sich ihm wie ein Verzweifelnder an die Brust warf, den Kopf auf seine Schulter senkte und leise zu weinen begann.

„Muth, Muth! mein lieber Freund!" sagte mit bewegter Stimme der Arzt — „wir Alle stehen in Gottes Hand, und er hat schon oft geholfen, wenn menschliche Kunst und Hilfe vergebens waren. — Sie sind meiner Aufforderung gefolgt und von der Reise zurückgekehrt," sagte der Arzt weiter, „das ist mir lieb. Jetzt fassen Sie sich und führen Sie mich zu der theuern Kranken."

Raimund erhob sich und sah mit thränenfeuchten Augen den Arzt schmerzlich an.

„Mir scheint," flüsterte er, „der Zustand meiner guten Louise ist sehr bedenklich — sie erkannte mich nicht, als ich vor einer Stunde ankam, und in meiner Todesangst ließ ich Sie rufen."

„Sie haben recht gethan," versetzte der Arzt und drückte dem betrübten Manne tröstend die Hand. Dann warf er seinen Mantel ab und ließ sich von Raimund in das Krankenzimmer führen, das mit großer Bequemlichkeit, selbst mit Luxus ausgestattet war.

Eine schon bejahrte Kammerfrau entfernte sich bei dem Eintritt der beiden Männer.

Der Arzt trat zu dem Bette, dessen blendendweiße Gardinen zurückgeschlagen waren, und betrachtete prüfend das Gesicht der Kranken, einer schönen jungen Frau von drei- bis vierundzwanzig Jahren.

Wohl zehn Minuten verflossen unter tiefem Schweigen. Dann trat der Arzt zurück und flüsterte:

„Es ist eine Krisis eingetreten. Wir können jetzt nichts Anderes thun, als uns in Geduld fassen."

„Doktor," sagte Raimund dringend, „verbergen Sie mir Nichts, sagen Sie mir die reine Wahrheit — ich habe die Kraft, sie hören zu können. Sehen Sie doch, ich bin völlig ruhig, ich beklage mich nicht — was halten Sie von dieser Krisis?"

Trotz der Anstrengung, mit der Raimund seine Bewegung zu verbergen suchte, verriethen doch die Blässe des Gesichts, die mit Thränen gefüllten Augen und das leise Beben der Stimme die ungeheure Angst, die sein Herz zusammenpreßte.

Digitized by Google

Der Arzt begriff nur zu gut die schreckliche Verzweiflung, die sich unter dieser scheinbaren Ruhe verbarg. Er erfaßte die brennende Hand Joseph Raimund's, drückte sie sanft und sagte in einem schmerzlich milden Tone, mit dem man Unglückliche zu trösten sucht:

„Raimund, mein lieber Freund, ich hoffe zu Gott, daß diese Krisis heilbringend seyn wird; aber ich verhehle auch nicht, daß sie die schlimmsten Folgen haben kann. Jetzt entfernen Sie sich, ich beschwöre Sie — Ihre Gegenwart ist mir lästig, sie stört mich in meinen Beobachtungen. Glauben Sie mir, ich bedarf meiner ganzen Ruhe und Kaltblütigkeit; die geringste Bewegung übt einen unheilvollen Einfluß auf die Kranke aus; ein Wort, ein Seufzer kann die Hoffnung vernichten, die ich noch hege. Darum entfernen Sie sich, ich bitte Sie!"

„Nein, Doktor, nein!" entgegnete der junge Mann in verzweifelnder Beharrlichkeit — „ich kann dieses Zimmer nicht verlassen. Dort, dort, am Fußende ihres Bettes, ist mein Platz. Tragen Sie keine Sorge, ich werde still und stumm seyn, da ich nun weiß, daß von meiner ruhigen Ergebung das Wohl meiner Louise abhängt."

„Nun, so bleiben Sie denn, da Sie es wollen; aber ich empfehle Vorsicht, die größte Vorsicht!"

Der Arzt schwieg und setzte sich leise auf einen Stuhl neben dem Bette. Wie überwältigt von seinen Gefühlen, versank Raimund in eine schmerzliche Regungslosigkeit und eine wahre Grabesstille folgte dem leise geführten Gespräche der beiden Männer; man hörte nichts mehr als die gleichförmigen Schläge einer Pendeluhr und das schwere Athmen der Kranken. Draußen hörte man die Stimme des Wächters zwei Uhr rufen. —

Benutzen wir die eingetretene Pause, um den Lesern etwas Näheres über die drei Personen zu sagen, die sich in dem Zimmer befinden. Der Arzt, ein angehender Greis, ist der Doktor Friedland, einer der angesehensten Aerzte Hamburgs. Der jüngere Mann ist der Großhändler Joseph Raimund, Besitzer eines der größten Handlungshäuser der Stadt. Die Kranke ist Louise Raimund, die innig geliebte Gattin des jungen Kaufherrn.

Joseph Raimund stammte aus einer unbemittelten Familie; aber seine redlichen und großmüthigen Gesinnungen, seine Liebe zu allem Edlen und Erhabenen wie seine rastlose Thätigkeit wiesen ihm einen Platz in jener kleinen Zahl von arbeitsamen und intelligenten Menschen an, die sich kühn eine Bahn durch die Wogen des Lebens brechen. Joseph hatte früh schon seine Mutter verloren und sein Vater, ein achtbarer aber armer Maler, hatte ihm jene schlecht geleitete und ungenügende Halbbildung geben lassen, die in unserer Zeit für das praktische Leben so wenig taugt. So hatte er bis zu seinem fünfzehnten Jahre das Gymnasium besucht.

Um diese Zeit verfiel der Maler in eine langwierige Krankheit, an Erwerb war nicht mehr zu denken und Joseph, den Kopf voll Griechisch und Latein, voll heroischer Erinnerungen und glorreicher Traditionen, mußte in dem väterlichen Hause bleiben, um den Kranken zu pflegen und mit Mangel und Elend zu kämpfen. Die Krankheit des Vaters endigte nach einigen Monaten mit dessen Tode und der arme Joseph war nun elternlos.

Seine Lage war die bejammernswertheste von der Welt und ein ein wenig stolzerer Geist als der seine würde dieser trostlosen Wirklichkeit, die alle seine Illusionen und Hoffnungen mit einem Schlage vernichteten, erlegen seyn; aber Joseph ließ sich nicht entmuthigen — wie er früher von Ehre, Glück und Vermögen geträumt, so fügte er sich jetzt der Armuth und der Arbeit.

Joseph hatte auf dem Gymnasium mit einem Mitschüler, Julius Morel, eine jener so ergebenen, so uneigennützigen Freundschaftsverbindungen unterhalten, die den Anschein haben, als ob sie ewig dauern müßten, aber wie alle Ideen und Ansichten in diesem Lebensalter durch den Druck der sozialen Verhältnisse einer Wandlung unterliegen.

Der Vater des jungen Morel war ein reicher und vielgesuchter Advokat. Er hatte Josephs Ordnungsliebe, seine Intelligenz, seine Lebhaftigkeit und beharrliche Willenskraft kennen gelernt. Als Herr Morel von dem Unglück hörte, das den Freund seines Sohnes betroffen, fühlte er das lebhafteste Mitleid, er nahm sich des Verwaisten an und bald gelang es seinen Empfehlungen, ihm eine Stelle bei einem renommirten Negocianten zu verschaffen.

Joseph gab sich nun der Arbeit mit einem brennenden Eifer hin. Noch waren nicht zehn Jahre verflossen und aus dem armen Commis war ein erster Buchhalter geworden. Nach kurzer Zeit ward der Buchhalter Cassier und dieser schwang sich zum Compagnon des großen Handlungshauses empor, in das ihm die liebevolle Fürsorge des Vaters seines Jugendfreundes Zutritt verschafft hatte.

Digitized by Google

Zeit und Unglück hatten das Freundschaftsband, das Joseph und Julius umschlang, nicht gelockert; die beiden jungen Leute liebten sich und Keiner hatte vor dem Andern ein Geheimniß. Joseph sprach von seinen Arbeiten, von seinen Mühseligkeiten und seinen Hoffnungen. Julius ermuthigte ihn und hatte seine Freude daran, wenn er ihm die Zukunft mit lebhaften und glänzenden Farben schildern konnte. Solche Conversationen fanden in der Regel Sonntags statt, wenn die beiden Freunde an den Ufern der Elbe weite Spaziergänge unternahmen, sich am Fuße eines Baumes niederließen und mit jugendlicher Schwärmerei den Ergießungen der frohen Herzen folgten.

In einer dieser traulichen Unterhaltungen gestand Joseph seinem Freunde, daß er die Tochter seines Prinzipals liebe.

Louise Cordes war ein reizendes Mädchen von achtzehn Jahren. Sie hatte ein volles blondes Haar, einen schneeweißen Teint, himmlisch blaue Augen, sanft geröthete Wangen und rosige Lippen, die, wenn sie sich öffneten, blendend weiße Perlenzähne zeigten. Oft artete ihre kindliche Fröhlichkeit in Uebermuth aus, aber sie verstand es, zu rechter Zeit den Zügel anzulegen, und dann zeigte sie einen guten, großmüthigen Charakter. Seit ihrer Rückkehr aus dem Pensionat einer benachbarten Residenz wohnte sie bei dem Vater. Joseph, der sie nun täglich sah, liebte sie bald mit der ersten Gluth der Jugend und nach zwei Jahren ungewissen Harrens und Hoffens glaubte er die Gewißheit zu haben, daß Louise ihn wieder liebe.

Sechs Monate später ward Louise Cordes die Gattin Raimunds, und der junge Mann, der einst als armer Waisenknabe in das Haus gekommen, befand sich jetzt auf dem Gipfel irdischen Glückes.

Seit dieser Heirath hatte Louisens Vater dem Schwiegersohne das Geschäft übergeben und sich auf ein Landgut zurückgezogen, welches er auf den fruchtbaren Fluren Holsteins besaß. Joseph arbeitete mit verdoppeltem Eifer, er erweiterte den Kreis seiner Operationen und in wenigen Jahren hatte er das hübsche Vermögen seiner Frau um das Zweifache erhöht. Als Vater eines reizenden Kindes, das er mit Liebe erzog, als Gatte einer schönen, zärtlich geliebten Frau, die ihn wieder liebte, reich, geachtet und geehrt — war der junge Joseph Raimund der glücklichste der Menschen, denn er hatte nichts mehr auf Erden zu wünschen.

Zu jener Zeit kam Julius Morel von einer großen Reise zurück, die er nach glänzend bestandenem Examen angetreten; er übernahm die ausgebreitete juristische Praxis seines Vaters, des Advokaten Morel.

Joseph feierte einen hohen Festtag, als er Julius, den Freund und Bruder, seiner geliebten Louise vorstellen konnte. Sein Haus ward auch das Morel's und die Freundschaft erhöhte das Glück der Liebe.

So standen die Sachen, als Raimund, der, wie schon gesagt, seine Handelsverbindungen erweitert hatte, eine Reise nach Süddeutschland unternehmen mußte. Er wollte nur einen Monat dazu verwenden; glückliche Anknüpfungen aber veranlaßten ihn, länger zu bleiben, und in der freien Stadt Frankfurt empfing er von dem Doktor Friedland eine telegraphische Depesche, die ihn von der Krankheit Louisens in Kenntniß setzte. Die Eisenbahn brachte ihn bald nach Hamburg und zwei Stunden nach seiner Ankunft fand die Scene statt, die wir Anfangs mitgetheilt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber die Erfindung eines Apothekers in St. Brieuc, Regen zu erzeugen, welcher wir in einem unserer letzten Blätter Erwähnung thaten, bringen französische Blätter jetzt folgendes Nähere. Unterm 27. Oktober richtete der Erfinder an den Kriegsminister einen Brief, worin er erklärt, daß er seit Beginn des Orientkrieges sich mit der Beobachtung der Veränderungen in der Atmosphäre beschäftigt, deren Ursache die häufigen Kanonaden seyen. Ich habe — sagt er — sehr interessante Thatsachen bezüglich dieser Wirkungen der Kanonaden gesammelt und mache sie mittelst Figuren auf Papier begreiflich, die ich Ihnen hier beilege. Diese Figuren stellen die comparative Wirkung der Kanonaden bei Odessa, an der Alma und vor Sebastopol dar und beziehen sich auch auf den 25. Oktober. — Nach der Ansicht des Apothekers Maout ist der Barometer bestimmt, nicht blos Regen und schönes Wetter anzuzeigen, sondern auch jede Veränderung der Atmosphäre. Er habe nun einen Barometer erfunden, der nach wenigen Stunden den Eindruck einer Kanonade empfängt, die auf einer Entfernung von 600 bis 800 Lieues stattfindet. Ich wollte Ihnen den Beginn des Bombardements nicht anzeigen —

Digitized by Google

heißt es in dem Schreiben weiter — da Sie die offizielle Nachricht davon erhielten; aber nun melde ich Ihnen mit einer Bestimmtheit, die gerechtfertigt werden wird durch die Ereignisse, daß vorgestern, am 28. Okt. Morgens, eine Kanonade vor Sebastopol begonnen, wie sie in diesem Jahre noch nicht, selbst bei Silistria und Odessa nicht, stattgefunden hat, und daß es fast gewiß ist, daß der Platz in Folge dieser ungeheuren Anstrengung der Artillerie der Verbündeten ihnen an diesem Tag oder Tags darauf in die Hände fiel. — Der Apotheker sagt nun, daß der von ihm erfundene so „feinfühlende" Barometer an diesem Tag binnen 48 Stunden den höchsten Punkt erreichte und daß noch kein Bombardement ihn so sehr in die Höhe getrieben habe.

Aus London wird berichtet: Am 27. Okt. wurde der vierte von den Riesen-Cylindern gegossen, der das neue Dampfschiff-Ungeheuer der „Eastern Steam Navigation Company" in Bewegung setzen soll. Es sind dies die größten Dampfcylinder der Welt; jeder derselben wiegt, fertig gebohrt, 62,720 Pfund und entspricht den Größenverhältnissen des Dampfers, für den sie bestimmt sind. Dieser Dampfer, dessen Länge 675 Fuß betragen wird (das größte engl. Linienschiff ist nicht über 272 F. lang), ist ganz aus Eisen gebaut und besteht aus mehreren vollkommen von einander abschließbaren wasserdichten Abtheilungen. Der Bau dieses Schiffes verschlingt 30,000 Eisenplatten von ³/₄ bis 1 Zoll Dicke und einem Totalgewichte von 20,000 Zentnern nebst 3 Millionen Nietnägeln zur Aneinanderfügung der Platten. Der Tiefgang im Wasser ist auf 30 Fuß berechnet, und bis zu dieser Höhe bekommt das Fahrzeug eine von einander getrennte innere und äußere Bekleidung, deren Abstände 3 Fuß betragen. Durch diese Construction wird die Gefahr des Leckwerdens bei etwaigen Collisionen beträchtlich vermindert und statt des Ballastes kann dieser Zwischenraum beliebig mit Wasser bis zu 40,000 Zentnern gefüllt werden. Die eben gegossenen Cylinder dienen zur Bewegung der Schaufelräder, welche 60 Fuß im Durchmesser haben und von einer Maschine dirigirt werden, die 1000 Pferdekräfte haben und durch 40 Oefen geheizt werden wird. Getrennt von diesem kolossalen Dampfapparate bekommt das Schiff noch eine Schraube mit einer Maschine von 1500 Pferdekräften und 60 Oefen. Um diese zu speisen, wird das Ungeheuer 240,000 Zentner Kohlen an Bord nehmen, genug, um damit eine Reise um die Welt zu machen, wird großartige Räume für Frachtgüter und Cabinen für 600 Passagiere erster, für 2000 zweiter und dritter Klasse enthalten. Bis nächsten Sommer soll dieses allerliebste Fahrzeug fertig seyn.

Das finanzielle Ergebniß bei der deutschen Kunst-Ausstellung in München liefert für die Betheiligten nicht die erwarteten Früchte. Es ergibt sich zwar ein Ueberschuß von 12,000 fl.; Loose wurden 26,900 gekauft und sind für die Verloosung 11,000 fl. bestimmt. Es werden dazu etwa 20 Gemälde angekauft; sonst sind von fürstlichen Besuchern mehrere Gemälde angekauft worden und von Privatpersonen etwa 30, darunter sehr werthvolle, um den Preis von beiläufig 20,000 fl.; 7000 fl. blieben gleich in den ersten Wochen nach der Eröffnung übrig, trotzdem daß die Transportkosten von den ersten Einnahmen gleich bezahlt wurden. Die Tageskosten deckte der Katalog und die Einnahmen für die Aufbewahrung von Garderobegegenständen. Später, als die Cholera auftrat, war der Besuch so gering, daß kaum die nöthigen Tagesausgaben gedeckt werden konnten. Dieser hob sich aber bedeutend gegen den Schluß, so daß noch 5000 fl. sich ergaben.

---

* Charade.

(Dreisylbig.)

Ich Erstes, mit leichtem Zusatz, bin
Der Thiere, der Menschheit Retterin.
Ich Zweit' und Drittes, mit eiserner Spitze,
Befestige manches Instrument;
Ich, so man anders auch Stachel nennt,
Vermind're Neptunus Regiment,
Wogegen ich Janus Geweiheten nütze.
Ich Ganzes bin eine Stadt am Meer
Und trieb in friedlichen Zeiten
Waarentausch und starken Verkehr
Mit Albion's Handelsleuten.
Nun seitdem Krieg die Loosung ist,
Ist Arges mir zugestoßen:
John Bull fuhr hart an meine Küst'
Und hat meinen Hafen zerschossen.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 139. Sonntag, 19. November 1854.

Arzt und Anwalt.

(Fortsetzung.)

2.

Joseph Raimund war dreißig Jahre alt; aber schon zeigten sich in seinem schönen Gesichte die Spuren seines Fleißes und seiner anstrengenden Thätigkeit. Das Haar begann zu bleichen, auf der Stirn zeigten sich Furchen und die vollen Wangen sanken zusammen.

In diesem Augenblicke, wo wir ihn zu den Füßen seiner kranken Gattin sehen, lauschend auf jeden Athemzug, der dem geliebten Munde entquillt, beobachtend jedes Zucken der zarten Glieder, die er schon dem Tode verfallen wähnt — jetzt erliegt Joseph, der starke Mann, das Werkzeug seines eigenen Glückes, zum ersten Male des Unglücks Schlägen. Eine herbe Verzweiflung hat sich seines Herzens bemächtigt und in der vom furchtbaren Schmerze erzeugten Zerrüttung seiner Sinne hadert er mit dem Himmel, der ihm sein höchstes Gut zu entreißen droht.

Ein durchdringender Schrei, den plötzlich die Kranke ausstieß, weckte ihn aus seiner schmerzlichen Betäubung. Die Krisis hatte begonnen. Louise erhob gewaltsam ihren schweren Kopf, ihre Augen blitzten in einem seltsamen Feuer und gebrochene Worte und klagende Seufzer entrangen sich den bleichen Lippen.

Der Arzt gab Raimund ein Zeichen, daß er sich ruhig verhalten möge. Der unglückliche Gatte sah mit trockenen, starren Augen auf die Leidende; mit übermenschlicher Anstrengung suchte er seine Fassung zu bewahren, aber der Schmerz siegte über ihn — zitternd faltete er die Hände und sank neben dem Bette auf die Kniee nieder.

Die Kranke stieß einige unverständliche Worte aus, dann begann sie bitterlich zu weinen.

Eine peinliche Pause trat ein. Wie gern hätte Joseph seine arme Gattin in die Arme geschlossen und die Thränen von ihren hohlen Wangen geküßt; allein der Arzt bat durch Geberden und Winke, daß er seine Anwesenheit nicht verrathen möge. Das schwache Licht der Lampe beschien die traurige Gruppe.

„Mein Gott! mein Gott!“ seufzte die Kranke in ihrem Fieber — „ich bin verloren!... Warum habe ich auf ihn gehört?... Joseph, mein guter, großmüthiger Joseph! darf ich Dir je wieder unter die Augen treten?... Laß mich — ich bin eine unglückliche Gattin ... laß mich — ich bin Deiner nicht mehr würdig!...“

Bei diesen Worten hatte sich Raimund erhoben. Seine starren Augen glühten und, gebeugt über das Bett, schien er jedes Wort zu verschlingen, das in kurzen Stößen den Lippen der Sterbenden entschlüpfte.

„Fieberphantasieen!“ flüsterte der Arzt.

Aber vergebens bemühte sich der besorgte Greis, den aufgeregten Gatten von dem Bette zu entfernen. Joseph sah und hörte nichts mehr — sein Gesicht, noch bläßer als das ihrige, neigte sich tiefer über das Bett und er sog begierig alle Worte ein, die das Delirium den Lippen der unglücklichen Frau entriß.

„Ich ertrage es nicht mehr!“ fuhr sie unter leisem Schluchzen fort — „meine Kraft ist gebrochen — die Strafe ist zu schrecklich!... Julius, lassen Sie mich — vergessen Sie mich — ich darf Sie nicht mehr anhören!... Gehen Sie doch — ich muß meine verlorene Ruhe wieder erlangen!... Oh! wie strafbar wir sind! Joseph ist Ihr Freund — Ihr Bruder — wir haben ihn verrathen — mein Gott, verzeihe mir!...“

Joseph war zur Bildsäule erstarrt. Fürchterliche Gedanken durchkreuzten seinen Kopf. Diese Frau, die er glücklich, schön und tugendhaft ver-

Digitized by Google

lassen hatte, fand er auf dem Sterbebette wieder als eine Sünderin an den heiligsten Pflichten — als eine Verrätherin an der Liebe, die ihm Alles war auf dieser Welt! Und der Urheber dieses Unglücks war Julius, sein einziger, sein bester Freund!

Es schien, als ob die Kranke von einem gewaltigen, unwiderstehlichen Drange zum Reden gezwungen würde, als ob die Stimme des Gewissens sie zum Geständnisse und zur Bekehrung aufforderte. Ihre hastig und kurz ausgestoßenen Worte wurden von Seufzern und von Schluchzen unterbrochen.

„Nehmen Sie Ihre Briefe zurück, Julius!" fuhr sie wieder fort — „sie brennen wie Feuer auf meiner Seele — sie tödten mich!... Vernichten Sie die Papiere — sie erinnern an unsere verbrecherische Liebe!..."

Der arme Joseph vermochte seine Fassung nicht länger zu bewahren. Er stieß einen durchdringenden Schrei aus und sank neben dem Bette nieder, dessen Pfosten er mit vor Schmerz und Verzweiflung bebenden Händen umklammerte.

Durch diesen Schrei schien Louise zum Bewußtseyn und zum Leben zu erwachen — sie erkannte ihren Mann und machte eine verzweifelte Bewegung, als ob sie sich der Papiere, von denen sie gesprochen, wieder bemächtigen wollte. Dann sank die unglückliche Frau in die Kissen zurück und ihre Glieder erbebten in einer fürchterlichen Convulsion.

Der Arzt trat hastig näher, führte den willenlosen Raimund zu einem Sopha und beschäftigte sich dann mit der Kranken.

Eine ängstliche, unheimliche Stille herrschte in dem Gemache. Die Kranke lag wie todt in ihrem Bette und der unglückliche Gatte, von gräßlichen Gedanken gefoltert, fast regungslos einer Leiche ähnlich, in einer Ecke des prachtvollen Polsters.

So verfloß eine halbe Stunde. Der Doktor schloß endlich die Vorhänge des Bettes und setzte sich zu Raimund, der in diesem Augenblicke aus seinem schmerzlichen Nachsinnen erwachte. Als er die geschlossenen Gardinen sah, fragte er mit tonloser Stimme:

„Ist sie todt?"

Und zugleich überlief seinen Körper ein kalter Schauder.

„Sie ist gerettet!" antwortete der Greis flüsternd — „sie wird leben!"

„Gerettet, gerettet!" schluchzte der Arme — „und ich bin verloren!"

Er bedeckte mit beiden Händen das Gesicht, sein Schmerz löste sich in Thränen auf und er begann still zu weinen.

Auch dem greisen Doktor traten die Thränen in die Augen.

„Bedenken Sie," sagte er tröstend, „daß die Kranke im Fieberwahne gesprochen hat; die Phantasiegebilde eines Kranken sind oft so wunderlich, daß sie Schrecken erregen, und dennoch entbehren sie jeder Begründung. Sie haben kein Recht, Ihre Gattin zur Rechenschaft zu ziehen, noch weniger aber dazu, sich mit verderblichen Illusionen zu martern. Sie bedürfen der Ruhe, mein lieber Freund, gehen Sie zu Bette. Vertrauen Sie Ihrem Arzte, der zugleich Ihr väterlicher Freund ist. Hat sich die Aufregung gelegt, so sprechen wir mehr über diesen Gegenstand, und Sie werden sehen, daß ich Recht habe."

Geduldig wie ein Kind ließ sich Raimund in sein Zimmer führen. Der Arzt gab der Kammerfrau noch einige Anweisungen, worauf er das Haus verließ, in welchem der Reichthum, aber auch das Unglück wohnte.

Nachdem er seine Wohnung erreicht, holte er ein Paket Briefe hervor. Er öffnete einen derselben, las ihn und flüsterte mit Entsetzen:

„Louise ist strafbar! Es ist ein Glück, daß ich mich dieser verhängnißvollen Papiere bemächtigen konnte, welche die Kranke in ihrem Bette zu verbergen suchte. Noch gebe ich das Glück des braven Raimund nicht auf — ich hoffe, daß ich die Verirrte auf den rechten Weg werde zurückführen können. Louise ist von Herzen gut und liebt ihren Gatten; der schurkische Anwalt muß ein großer Virtuos in der Verführungskunst seyn, daß ihm diese Infamie gelungen ist."

Doktor Friedland verschloß die Briefe in seinem Sekretär.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Seekrieg-Scene.

Aus dem Englischen.

Im Jahre 1797 fand eine fürchterliche Meuterei an Bord der britischen Fregatte „Hermione" von 38 Kanonen, Kapitän Pigot, statt, als diese in der Nähe von Portorico kreuzte. Veranlassung dazu scheint ganz allein das brutale und tyrannische Benehmen des Kapitäns gegeben zu haben. Die Meuterer waren jedoch mit dem Tode desselben nicht zufrieden, sondern ermordeten auch noch neun

andere Offiziere und brachten alsdann die Fregatte nach La Guayra, wo sie sie verrätherischer Weise an die Spanier ablieferten. Fortan segelte das Schiff unter spanischer Flagge und als spanische Fregatte.

Zwei Jahre später kam die Nachricht nach Jamaica, daß diese selbe „Hermione", mit einer Besatzung von 400 Mann und 44 Kanonen (6 mehr als sie unter englischer Flagge trug), auf der Fahrt von Puerto Cabello nach Havanna begriffen sey. Der britische Admiral zu Jamaica gab dem Kapitän Hamilton von der Corvette „Surprise" Befehl, auszulaufen und den Versuch zu machen, die „Hermione" wieder zu nehmen. Die „Surprise" führte nur 28 Kanonen und hatte eine Besatzung von nicht ganz 200 Mann, so daß sie in jeder Beziehung einen überlegenen Feind aufsuchen sollte. Allein zu jener Zeit waren die englischen Matrosen nicht gewohnt, solche Vergleiche anzustellen, sondern trugen die Ueberzeugung in sich, ein Engländer könne es mit zwei Franzosen oder drei Spaniern aufnehmen. Ein ungleicher Kampf war indeß der „Surprise" nicht bestimmt, denn nachdem Hamilton mehrere Wochen in allen Richtungen herumgekreuzt, ohne daß er des Feindes ansichtig ward, hielt er für gerathen, nach Puerto Cabello zu segeln, um sich dort zu überzeugen, ob die Fregatte auch wirklich den Hafen verlassen habe. Kaum angekommen, sah er sie richtig daselbst vor Anker liegen und zwar zwischen zwei riesenhaften Batterieen, welche den Eingang zum Hafen vertheidigten.

Während mehrerer Tage kreuzte die „Surprise" in der Nähe des Hafens und nachdem Kapitän Hamilton Alles gehörig überlegt und die Oertlichkeit genügend recognoscirt hatte, ließ er die Mannschaft auf's Deck trommeln und theilte ihr seinen Beschluß mit, die „Hermione" herauszuschneiden, eine Nachricht, welche von den kampflustigen Matrosen mit drei herzlichen Hurrahs aufgenommen wurde. Sechs der Böte sollten an der Expedition Theil nehmen mit zusammen 106 Mann Besatzung. Hamilton führte in Person das Obercommando und gab jedem Offizier besonders genaue Verhaltungsbefehle. Der Angriff geschah bei Nacht; doch ungeachtet aller Vorsicht wurde die kleine Flottille entdeckt, als sie noch eine Seemeile entfernt war und von zwei feindlichen Kanonenbooten beschossen. Anstatt dem Kapitän zum Hauptangriffe zu folgen, versuchten einige Böte, das Feuer des Feindes zu erwiedern, wodurch die „Hermione" allarmirt und auf den bevorstehenden Angriff aufmerksam gemacht wurde. Lichter waren an allen Stückpforten sichtbar und die Mannschaft zum Empfang des Feindes bereit. Als das Boot, in welchem der Kapitän den Zug anführte, dem Bug der „Hermione" quer vorüber ruderte, um seine Stellung zu nehmen, wurde von dem Vorderkastell der Fregatte ein Kartätschenfeuer auf dasselbe eröffnet, welches indeß erfolglos blieb. Man ruderte dicht heran, worauf der Kapitän befahl, die Ruder ins Boot zu legen und das Schiff zu erklettern. Es geschah. Der Kapitän würde der Erste gewesen seyn, der das Schiff erklommen, hätte nicht ein kleiner Umstand ihn daran verhindert. Als er nämlich seinen Fuß auf den herunterhängenden Anker setzte, glitt er aus und fiel zurück; doch hielt er sich mit den Händen an einem Tau, vermittelst dessen es ihm gelang, hinaufzuklettern. Bei diesem gewagten Manöver entlud sich seine Pistole im Gürtel, ohne ihn jedoch zu verwunden. Sobald die Matrosen auf dem Vorderkastell ein Logement gewonnen hatten, kletterten Etliche hinauf und ließen das Vorsegel fallen, um das Schiff in Bewegung zu setzen. Dies maskirte sie der Besatzung, die nicht wußte, daß der Feind schon geentert hatte und bei den Kanonen auf dem Unterdeck bereit stand. Allein die Spanier auf dem Oberdeck vertheidigten hartnäckig ihren Posten und es erfolgte ein wüthendes Gefecht, in welchem Kapitän Hamilton selbst schwer verwundet wurde. Schon fingen die Engländer an, der Uebermacht zu weichen, als im kritischen Augenblick die Seesoldaten auf einer andern Stelle heraufkletterten und dem Handgemenge eine andere Wendung gaben. Sie fielen den Spaniern mit den Bajonetten in den Rücken und trieben sie die Haupttreppe hinunter auf das Unterdeck, wohin sie sie verfolgten. Auch zwangen sie die Spanier, sich in die Kajüte zurückzuziehen, wo sie entwaffnet und zu Gefangenen gemacht wurden. Nun kappte man schnell die Ankertaue, spannte die Segel und von einer leichten Brise getrieben und von einigen Böten geschleppt, segelte die „Hermione" hinaus aus dem Hafen von Puerto Cabello, trotz der Kanonen der Batterieen, welche ein scharfes Feuer auf die Fregatte eröffneten. Mehrere Kugeln trafen den Rumpf des Schiffes und pfiffen durch die Segel.

Der Angriff hatte um Mitternacht begonnen und schon um Ein Uhr war das Gefecht vorüber. Eine Stunde später war das Schiff außer Schußweite der Batterieen und wieder im unbestrittenen Besitze der Engländer. Keiner der Angreifenden wurde getödtet, während der Verlust der Spanier

Digitized by Google

119 Todte und 97 Verwundete betrug; d. h. es wurden im Ganzen 216 oder mehr als die Hälfte der ganzen Mannschaft kampfunfähig gemacht.

Mr. James, Verfasser der „Naval History“, schließt die Beschreibung der Affaire mit folgenden Worten: „Die Geschichte der Marinekriege hat für diese kühne Waffenthat keine Parallele aufzuweisen. Es war keine plötzliche Ueberraschung, kein hinterlistiger Ueberfall im Schlafe; die Spanier waren auf den Angriff vorbereitet, standen kampfgerüstet bei ihren Kanonen und waren viermal stärker als ihre Gegner.“

Als öffentliche Anerkennung erhielt Hamilton die Ritterwürde, das Repräsentantenhaus zu Jamaica überreichte ihm einen Ehrensäbel im Werthe von 300 Guineen und die Municipalität der Stadt London votirte ihm einstimmig das Ehrenbürgerrecht.

Was die Fregatte „Hermione“ anbetrifft, so wurde sie der Zahl der hölzernen Vertheidiger des Vaterlandes wieder eingereiht und hißte die englische Flagge auf, indem ihr der bedeutungsvolle Name „Retribution“ gegeben ward.

Mannigfaltiges.

Das glückliche Viertelstündchen.

Kommt es hoch, so lebest du . . . 96 Jahre
Gönn' ein Drittheil deiner Ruh'. . 32 Jahre
Krankheit, Reisen, Unfall, Streit rauben bis zur Bahre
Dir ein Viertheil deiner Zeit. . . 24 Jahre
Blos zwei Stunden jeden Tag den Büchern, macht . . . 8 Jahre
Vier Stund' Sorg' und Ungemach, netto. . . . . 16 Jahre
Wohl ein halbes Stündchen, ja! 's Paradengeh'n . . . . . 2 Jahre
Zier, Bart und Haupt, et cetera Fünfviertelstund' . . . . 5 Jahre
Und dann zwei Stunden kosten auch Speis' und Trank. . . . . 8 Jahre
Dies nun addirt nach Rechnerbrauch gibt . . . . 95 Jahre
Ach! ein Jahr noch bleibet dir auf dem Erdenrunde,
Für die Liebe täglich nur eine Viertelstunde!

Der Admiral Hamelin ist unlängst einer großen Gefahr entwischt. Er befand sich mit seinen vier Adjutanten auf der Dunette des Admiralschiffes „Ville de Paris“, als eine Bombe beinahe die ganze Dunette hinwegriß. Hamelin wurde mehrere Fuß hinweggeschleudert, fiel jedoch auf's Verdeck ohne den geringsten Schaden. Als er wieder auf den Beinen war, richteten sich seine Blicke nach seinen Adjutanten, wovon der eine in zwei Stücke zerrissen dalag, ein anderer hatte beide Schenkel verloren und ein dritter war leicht verwundet. „Pauvres enfants!“ rief der Admiral aus und fuhr dann mit der größten Kaltblütigkeit im Commando fort.

Schlüssel zum Rösselsprung-Glückwunsch in № 35:

a — b

5	2	7	10	13	16	19	22
8	11	4	1	24	21	14	17
3	6	9	12	15	18	23	20
40	35	30	25	64	59	52	47
31	26	39	44	51	46	63	58
36	41	34	29	60	55	48	53
27	32	43	38	45	50	57	62
42	37	28	33	56	61	54	49

c — d

Auflösung.

Von Feld zu Feld springt rasch das Roß;
So mögst Du, theurer Festgenoß,
Von Tag zu Tag durch's Leben geh'n
Und nie gehemmt, nie rathlos steh'n.
Stets zielwärts geht's im Zickzack hier;
So sey der Hin- und Herschritt Dir:
Erhebend, heiternd, förderlich —
Deß freuen Deine Freunde sich.

☞ Es sind uns mehrere Auflösungen zugekommen, die jedoch in einigen Feldern von einander abweichen; die obige richtige ist von Hrn. K.... dahier, welcher sie nebst dem Schlüssel einsandte.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 140. Dienstag, 21. November 1854.

Arzt und Anwalt.

(Fortsetzung.)

3.

Am folgenden Morgen erschien der wackere Arzt im Hause Julius Morel's. Der Advokat, ein schöner, blühender junger Mann von neunundzwanzig Jahren, empfing den Doktor in seinem Arbeitszimmer.

„Was ist das, Herr Doktor?" rief er aus — „Ihr sonst so heiteres Gesicht ist ernst — bringen Sie mir eine Trauerkunde?"

„Doch nicht, Herr Anwalt."

„Wie befindet sich Madame Raimund?" fragte er mit großer Theilnahme, indem er den Arzt zum Sopha führte.

Der Greis sah den jungen Mann mit einem scharfen Blicke an.

„Sie ist seit gestern außer Gefahr," antwortete er ruhig und ernst; „diese Nacht trat eine heilsame Krisis ein."

„Gott sey Dank!" rief der Advokat — „nun fürchte ich die Rückkehr meines Freundes Joseph nicht mehr."

„Die Krisis" — fuhr Doktor Friedland fort — „war heilbringend für den Körper und den Geist der Kranken."

„Für den Geist?" fragte Morel verwundert.

„Oder richtiger, für das Herz, Herr Anwalt. Es war in beiden eine Störung der gewöhnlichen Existenz eingetreten, die durch eine Reaktion nun wieder beseitigt ist. Ich besuchte diesen Morgen die Kranke — die Genesung hat begonnen und wenn nicht neue heftige Gemüthserschütterungen eintreten, so wird Raimund's, unseres gemeinschaftlichen Freundes, Glück bald wieder feststehen. Den ersten Impuls zu der schweren Krankheit der Madame Raimund hat ein moralisches Leiden gegeben, gegen das sie lange gekämpft haben muß. Die Frauen sind von Natur schwächer als die Männer, und es ist unsere Pflicht, die Schwachheit nicht zu mißbrauchen, vorzüglich wenn ein Freund darunter leidet."

„Sie sprechen seltsam, Doktor!" versetzte Morel, indem er eine leichte Verwirrung zu verbergen suchte.

„Aber doch für den verständlich genug, der das unbeschreibliche Glück kennt, das Raimund in dem Besitze seiner unbescholtenen Gattin findet. Der Arzt hat einen scharfen Blick, mein Herr, und er sieht durch den kranken Körper in die tiefste Seele, die von jenem abhängig ist. In Louisens Seele habe ich nun gelesen, daß sie nicht frei von verderblichen Einflüssen ist — daß sie vielmehr in ihrer Eitelkeit Huldigungen empfängt, die das schwache Weib auf Abwege führen.... Der Arzt sucht die Quelle der Krankheit zu ersticken, wenn er heilen will. Herr Morel, ich bin der Arzt Louisens, Sie sind der Freund Raimund's — ich bitte Sie, zerstören Sie mir meine Kur nicht durch Unvorsichtigkeit."

„Was soll das heißen, mein Herr?" fragte Julius Morel wie verletzt. „Mir scheint, Sie setzen Dinge von so zarter Natur voraus, daß sie dem Bereiche eines Arztes fern liegen."

„Mein Herr," sagte ernst der Greis, „eine lange Erfahrung hat mich meine Pflichten und Berechtigungen so genau kennen gelehrt, daß ich deren Grenzen wohl zu unterscheiden weiß. Fürchten Sie also nicht, daß ich sie überschreite, noch weniger aber, daß ich zu falschen Mitteln greife, wenn ich den Ursprung der Krankheit erkannt habe. Sie fühlen sich verletzt, indem ich als Arzt zu Ihnen rede — dies ist mein sicheres Merkmal, daß ich den rechten Punkt getroffen. Herr Morel, Ihr Vater hat Raimund's Glück begründet — wollen Sie es zerstören?"

Digitized by Google

„Ich habe nie daran gedacht!" fuhr der Advokat auf. „Uebrigens erklären Sie sich deutlicher, und aus Rücksicht für meinen Freund Raimund werde ich Sie ruhig anhören."

„Gut, gut," sagte der Greis, „so will ich reden und Ihnen als Arzt Verhaltungsmaßregeln vorschreiben. Gestern Abend ist Raimund von seiner Reise zurückgekehrt und ich konnte ihm die tröstliche Versicherung geben, daß seine Louise gerettet ist. Was ich in der Kranken erblickt, die von schmerzlicher Reue gefoltert wird, muß zu seinem und seiner Gattin Heil ihm ein ewiges Geheimniß bleiben. Ihre Freundschaft ist dem braven Manne ein Bedürfniß, ich weiß es; setzen Sie Ihre Besuche als ein wahrer Freund fort, achten Sie Louise als seine Gattin und tragen Sie Sorge, daß er nie, nie die Verirrungen derselben erfahre. Die Brust des Arztes ist ein heiliges Depositum — unser Gespräch ist vergessen und selbst Louise, die meine Kenntniß ihres Uebels nicht ahnt, darf es nie erfahren, damit wir ihr Zartgefühl nicht verletzen. Ich werde über meine Kranke wachen und nur wenn ich mich überzeugt habe, daß keine Gefahr mehr zu fürchten ist, ziehe ich mich zurück. Aber bis dahin bin ich der unerbittlich strenge Arzt, der alle unheilvollen Einflüsse mit starker Hand entfernt. Jetzt ruft mich mein Amt — leben Sie wohl und erinnern Sie sich dieses Morgens, so oft Sie Raimund's Haus betreten!"

Doktor Friedland ergriff seinen Hut, verneigte sich und verließ das Haus.

Julius Morel sah ihm einige Augenblicke gedankenvoll nach, ohne sich von seinem Platze zu bewegen.

„Das war eine Drohung!" murmelte er. „Der Doktor muß sehr genau unterrichtet seyn, sonst würde er diesen Ton nicht angeschlagen haben. Aber wer hat ihm verrathen, daß ich in die reizende Louise verliebt bin und daß sie meine zärtlichen Aufmerksamkeiten gern annimmt?... Er sprach von Reue — Louise war schwer krank — also nur sie selbst! Die alte Meta kann nicht geplaudert haben, da bei der Zerstörung unseres geheimen Verhältnisses ihr eine ergiebige Erwerbsquelle versiegen würde. Ich täusche mich nicht, wenn ich annehme, daß Louise Gewissensbisse fühlt.... Diese Krankheit kam mir sehr ungelegen. Oh über diese thörichte, schwache Frau! Hat sie nicht selbst das Feuer der Leidenschaft angefacht, das mich verzehrt? Und trägt Raimund nicht selbst die Schuld, da er mir seine Frau empfahl, als er abreiste?... Mein Freund ist ein guter Spekulant, aber ein schlechter Ehemann. Louise, die junge, reizende Frau, fordert eine glühende Liebe — und er hegt eine kalte, ruhige Neigung für sie. Dieser moralische Doktor verbannt sie schonungslos zu einem freudelosen Leben und weil sie als gehorsame Tochter dem Drängen des spekulativen Vaters bei ihres Gatten Wahl gefolgt ist, soll sie nun in dem Umgange mit einem trockenen Geschäftsmanne untergehen — das muß jeder Vernünftige eine grausame Tyrannei nennen!... So richtig die Herren mit Waaren spekuliren, so arg haben sie sich mit dem Herzen Louisens verrechnet. Das sind die Folgen einer Spekulationsheirath! Mir steht Louise näher als Joseph — ich kann und darf sie nicht aufgeben. Doch ehe ich einen Entschluß fasse, will ich sondiren, und wehe Dir, alter Graukopf, wenn Du Dir eine ungebührliche Freiheit angemaßt, wenn Du in Deiner alten Moral zu weit gegangen! Dann mag der Prozeß beginnen — der Mediziner kämpfe mit einem Juristen!..."

Nach einer Stunde betrat Julius Morel Raimund's Haus.

Der junge Kaufmann empfing ihn mit schmerzlicher Freundlichkeit; kein Blick, kein Wort verrieth, was in der verflossenen Nacht vorgegangen. Josephs ehrenhafter Charakter konnte es nicht über sich gewinnen, den Sohn seines Wohlthäters durch einen Vorwurf zu kränken, bevor er nicht vollkommen gewiß war, daß er ihn verdient hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Justiz in Rom.

(Historisch.)

Lord Warden, ein hoffnungsvoller Engländer von sechsundzwanzig Jahren, der Europa durchreiste, um die letzte Hand an seine Bildung zu legen und um nach einem Jahre nach England zurückzukehren und seinen Freunden sagen zu können: „God dam! ich habe die halbe Welt gesehen und sie hat mich zum Tode ennuvirt. Ich habe alle Völker auf dem Continent kennen gelernt, das göttliche Phlegma in Holland, die göttliche Grobheit in Deutschland, den göttlichen Schmutz in Italien, die göttliche Faulheit in Spanien und die göttliche Schwatzhaftigkeit in Frankreich; und wie ich das Alles gesehen hatte, bin ich zurückgekehrt, um als vernünftiger Engländer zu leben

Digitized by Google

und zu sterben. Ihr könnt euch nicht denken, was außerhalb England die Welt für eine dumme und langweilige Anstalt ist — sie hat weder Pferderennen noch Fuchsjagden."

Lord Warden wollte sich zum ächten Engländer ausbilden, darum ging er schon seit einem Monat durch Rom, einen „Guide des Voyageurs" in der Tasche, die eine Hand auf dem Rücken und den Knopf seiner eleganten Reitgerte am Kinne und beschaute sich die Antiquitäten. Eines Morgens wollte er seine gelehrten Wanderungen wieder antreten, als zwei für Römer sehr gut gekleidete Herren bei ihm erschienen und ihn höflich baten, eine kleine Rechnung von 3000 Scudi, die sie ihm überreichten, gefälligst berichtigen zu wollen.

„Wofür?" fragte Warden.

„Für bestellte und empfangene antike Münzen, Cameen 2c." war die Antwort.

Der Lord versicherte, die Herren müßten sich in seiner Person irren, er habe nie dergleichen bestellt; es sey auch gar seine Absicht nicht, mit Koffern voll römischer Alterthümer und leeren Taschen nach England zurückzukehren.

Die Herren staunten sehr, daß er, Lord Warden, ein vornehmer Engländer, der ihnen die Ehre erwiesen, sie vor zwei Wochen in eigner Person mit dem Ankaufe dieser Sachen zu beauftragen, und dem sie persönlich die Gegenstände übergeben hätten, jetzt den ganzen Kauf und Empfang in Abrede stellen wolle; sie könnten nicht glauben, daß es Mylord mit dieser Abläugnung Ernst wäre; sollte dies aber wirklich der Fall seyn, so bäten sie Mylord um Verzeihung, wenn sie sich die Freiheit nähmen, ihm zu erklären, daß sie sich dann genöthigt sähen, ihre Zuflucht zu der heiligen römischen Justiz zu nehmen.

Der Lord fand die Sache höchst drollig und meinte, daß er gerne Bekanntschaft mit der Justiz machen möchte, welche ihn zwingen sollte, eine Rechnung zu bezahlen, wo er nichts verschulde.

Die Herren dagegen ersuchten ihn, die Sache noch einmal in Betracht zu ziehen, ehe er sie durch längeres Läugnen nöthigte, den unangenehmen Gang zu thun.

Warden, dem, wie den meisten Engländern, die Geduld kurz angebunden war, fing allmälig an, die beabsichtigte Prellerei der römischen Herren lästig zu finden, und bat sie mit dem klassischsten Worte seiner Muttersprache — mit „God dam" nämlich — zum Teufel zu gehen, und machte dabei Miene, die Muskelkraft in den Schenkeln der Herren mit der Reitpeitsche etwas anspornen zu wollen.

Achselzuckend über den englischen Eigensinn empfahlen sich die Herren und Lord Warden trat seine Wanderungen durch Rom an, wobei er, nach englischer Sitte, mehr seine Storchbeine als seinen Kopf beschäftigte.

Am andern Morgen erschien ein Gerichtsbirre und übergab dem Lord einen Akt, worin die heilige römische Justiz ihn auf den folgenden Tag einlud, sich verurtheilen zu hören, den Herren N. N. 3000 Scudi auszuzahlen; zugleich bedrohte sie ihn im Nichtzahlungsfalle mit körperlicher Haft.

Mylord fand zwar die Sache noch immer drollig, aber doch wichtig genug, sich nach einem Advokaten umzusehen. Man wies ihn zu einem, dem er den Fall vortrug.

„Sie wollen also" — fragte der Rechtskünstler — „die Rechnung nicht bezahlen?"

„Nein, keinen Pfennig geb' ich den gelben Hallunken, weil ich Nichts verschulde."

„Ob Sie verschulden oder nicht," erwiederte die römische Themis in der Advokatenperücke, „ist eine Sache, die mir, in Bezug auf den Prozeß, ganz gleichgiltig ist; mir genügt Ihr Entschluß, daß Sie nicht bezahlen wollen. Dies Ziel erreichen wir, wenn ich beweise, daß Sie bezahlt haben."

„Herr Doktor, Sie brauchen ja nur zu beweisen, daß ich nichts schulde."

„Ihre Rede, Mylord, beweist, daß Sie den Gang der hiesigen Justiz nicht kennen; Ihre Gegner werden Ihnen morgen den Beweis liefern, daß Sie ihnen wirklich das Verlangte schuldig sind."

„Unmöglich!"

„Sie werden morgen erfahren, Mylord, daß man hier bei dergleichen Dingen nicht von Unmöglichkeit sprechen darf. Indeß, Mylord, erbitte ich mir 40 Scudi als Vorschuß."

„God dam!" dachte Warden — „die Gerechtigkeit ist zwar in jedem Lande verschieden, aber die schöne Sitte, Vorschuß zu nehmen, findet man bei den Advokaten aller Länder." — Der Lord zahlte und ging.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Auf der See hat man durch Zufall eine Art telegraphischer Verbindung gefunden, die wohl

manchmal von großem Vortheil seyn möchte. Kapitän Gookin, der mit seinem Schiffe „Richmond" sich gegenwärtig in Boston befindet, griff auf der Reise am 15. Oktober unter dem 31. Breite- und 89. Längegrade einen Geck (Wasservogel, der sich häufig und ohne Scheu auf die Schiffe niederläßt) auf, welcher am Halse ein Stückchen Holz befestigt hatte, worauf die Worte standen: „Schooner Rosa, auf der Reise von Matanzas nach Halifax. Alles geht gut." Nachdem Gookin dem Vogel etwas Nahrung gegeben hatte, setzte er auf das Halsband: „Schiff Richmond, geht von New-Orleans nach Boston" und ließ ihn am 16. fliegen. Derselbe Vogel wurde am gleichen Tage Abends noch unter dem 32. Breite- und 77. Längegrade, also in einer Entfernung von 183 deutschen Meilen, durch die Barke „Robert Mills" aufgefangen, welche am 25. Oktober in New-York ankam.

(Riesige Vogeleier.) Der Naturforscher Geoffroy St. Hilaire hatte schon früher der Pariser Akademie ungeheure Eier vorgezeigt, welche man auf der Insel Madagascar gefunden hatte und die von einer riesenhaften Vogelart herrühren müssen, welche jedoch, soviel bekannt, noch Niemand zu Gesicht bekam. Jetzt sind zu Nantes aus Madagascar und Bourbon abermals mehrere dieser Eier angelangt, welche die früheren an Größe übertreffen und sich nächstens — wie der erwähnte Naturforscher in einem Pariser Journale mittheilt — im naturhistorischen Museum zu Paris befinden werden. Neben denselben sollen sich die Eier von Straußen wie Hühnereier ausnehmen.

(Denkmal aus der Ostsee-Expedition.) In einem der Haupt-Forts von Bomarsund war in der Mauer eine schöne Kapelle angebracht, auf deren Spitze ein großes kupfernes Kreuz auf einer vergoldeten Kugel prangte. Als der Befehl zur Zerstörung der Feste bereits gegeben und man gerade im Begriff war, die Minen anzuzünden, ließ General Niel durch mehrere Freiwillige seiner Sappeurs das Kreuz noch schnell herunternehmen und machte es seinem Geburtsorte Muret zum Geschenk, woselbst es als Denkmal des Ostsee-Feldzuges die Erinnerung an denselben stets wach halten wird.

Wort und That.

Ein allzu üppig Laub verhüllt
Gar selten volle Früchte;
Wer leicht von Worten überquillt,
Erscheint in gleichem Lichte.

Die Zunge.

Daß wir viel Uebles haben vernommen,
Ist Alles von der Zung' herkommen;
Die Zung' hat ganz und gar kein Bein
Und zerreißet gleichwohl Eisen und Stein.

Jungfer Bärbel.

Und sollte von der Stadt
Nur Barbe übrig bleiben,
Man könnte immer noch
Des Orts Geschichte schreiben.

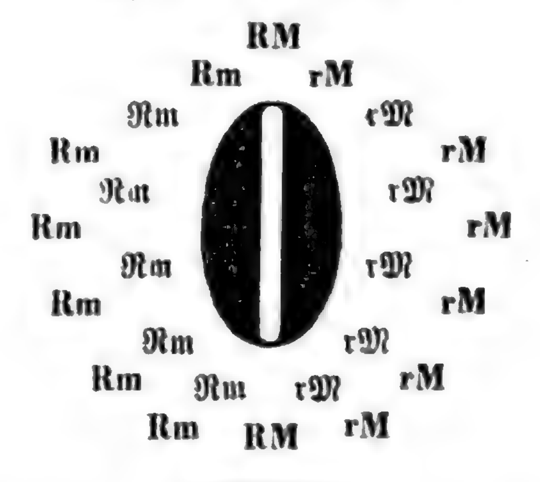
Die Mitleidige.

„Mir ist recht widrig heut'!"
So klagte Nachbar Klaus.
Voll Mitleid rief sein Weib:
„So siehst du mir auch aus!"

Grabschrift eines Sachwalters.

Hier liegt, der seine Renten vermehrte
Und And'rer Renten geschickt verzehrte.

Bilder-Räthsel.



Auflösung der Charade in № 138:
Archangel.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 141. Freitag, 24. November 1854.

Arzt und Anwalt.

(Fortsetzung.)

4.

Louisens jugendliche Kraft besiegte bald die von der Krankheit zurückgelassene Schwäche und nach zwölf Tagen schon betrat sie an der Hand des Doktor Friedland das gemeinschaftliche Wohnzimmer, in welchem sich Joseph mit seiner vierjährigen Tochter befand. Die junge Frau hatte eine reizende Toilette gemacht und die blonden Locken, die unter einem feinen weissen Morgenhäubchen hervorquollen, beschatteten die zarten Wangen, auf denen sich der erste Purpur der Gesundheit zeigte.

„Die vom Tode zum Leben Erstandene!" rief fröhlich der Doktor, indem er die Gattin dem Gatten zuführte. „Hier ist sie, möge sie Ihnen der Himmel noch lange erhalten!"

„Dank, Dank, Doktor!" rief Joseph.

Und nassen Blickes schloß er die vor Freude zitternde Frau in seine Arme.

„Joseph," flüsterte sie zärtlich, „Du hast meinetwegen viel gelitten! Ach," fügte sie hinzu und schlang ihren Arm um seinen Hals, „aber auch ich habe gelitten, wenn ich an Deinen Schmerz dachte! Wie oft bat ich den Himmel, daß er mich Dir und unserem Kinde erhalten möge! Er hat mein Gebet erhört und mir in diesem braven Freunde einen Retter gesandt. Joseph, unser Glück soll noch nicht zu Ende seyn!"

Des guten Josephs Glück läßt sich nicht beschreiben. Er umschlang Weib und Kind und sandte einen dankenden Blick zum Himmel.

„Wenn die Liebe so rein ist," dachte er, „kann der Argwohn sie nur beflecken — für diese so frische Seele, für diese so zarte Blume kann ein Flecken nur der Tod seyn."

Zum ersten Male wieder nahmen sie zusammen das Frühstück ein, bei dem der Doktor als Gast blieb. Er schied mit der vollen Ueberzeugung, daß Louise in jeder Beziehung genesen sey.

Dieser hohe Festtag war ein Sonntag, weder die Börse noch andere Geschäfte nahmen die Thätigkeit des Kaufherrn in Anspruch und die beiden Gatten verbrachten ihn mit einander in stillem Glück. Der Zufall wirft in das eheliche Leben zuweilen einige vollkommen glückliche Tage, die sich weder an die Vergangenheit noch an die Zukunft binden. Leider sind dies nur seltene, gar schnell verblühende Blumen! Ein solcher ward den beiden Gatten mit all seinen Wonnen zu Theil und sie schwelgten in dem Genusse derselben, als ob sie geahnt hätten, daß es der letzte ihrer Liebe sey. —

Julius Morel setzte seine Besuche fort; aber er wählte anfangs absichtlich die Zeit, von der er wußte, daß sie Louise bei ihrem Gatten verbrachte. Sie war heiter und stets dieselbe gegen den Freund ihres Gatten wie früher, aber um so gefährlicher für ihn, da sie nach der Krankheit schöner und verführerischer geworden zu seyn schien.

Joseph Raimund theilte die Ansicht des Arztes, daß die Kranke in wilden Fieberphantasieen von Dingen geredet habe, die sie mit Schrecken erfüllen würden. Die Wirklichkeit lieferte auch nicht den kleinsten Beweis von einer Schwäche oder sträflichen Verirrung. —

Eines Abends befand sich Louise mit ihrer Kammerfrau allein in dem Schlafzimmer.

„Meta," sagte die junge Frau in sichtlicher Verlegenheit, „ich suche schon lange nach einem kleinen Paket Briefe, woran mir viel liegt, und kann es nirgends finden."

„Sprechen Sie von einem Pakete, das mit einem hellen Seidenbande umschlungen war?"

Digitized by Google

„Ganz recht!" rief Louise eifrig — „wo haben Sie es gesehen?"

„Als Sie krank waren, Madame, riefen Sie mich mitten in der Nacht an Ihr Bett — Sie zogen dieses Paket unter dem Kopfkissen hervor und befahlen mir, es zu verbrennen. Ich führte den Befehl aus und warf die Papiere in den Ofen."

„Dessen erinnern Sie sich genau?"

„O gewiß, Madame!" betheuerte die alte Frau, indem sie Louise mit treuherzigen Blicken ansah. „Sie waren in jener Nacht recht krank — die Papiere hatten doch wohl keinen Werth?"

„Nein, nein — es genügt mir, wenn ich weiß, wo sie hingekommen sind."

„Verlassen Sie sich darauf, Madame, sie sind für immer verschwunden."

Durch diese Versicherung ward Louise beruhigt. Sie ließ sich entkleiden und ging heiter zu Bette. Meta sah, wie sie die Hände faltete und ein Gebet flüsterte.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die Kammerfrau heimlich Anweisung erhalten hatte, wie sie sich gegen ihre Herrin benehmen sollte. Diese Aussage in Betreff der Papiere war eine Erfindung des Doktor Friedland, der dadurch eine Verletzung des Zartgefühls Louisens vermeiden wollte. Mit der Genesung sollte ein neues Leben beginnen und die Vergangenheit völlig vergessen seyn. Die Angriffe des Advokaten glaubte er verhindern zu können und zu diesem Zwecke hatte er sich der Kammerfrau versichert, von der er wußte, daß sie die Ueberbringerin der so verhängnißvollen Briefe gewesen war. —

Nach einem Monat ungefähr trat Meta zu ihm in das Zimmer.

„Herr Doktor," hob sie an, „hier ist ein Brief, den mir Herr Morel diesen Mittag, als er unser Haus verließ, für Madame Raimund eingehändigt hat. Sie haben mir aufgetragen, daß ich alle Briefe, die von ihm kommen, Ihnen übergeben soll."

Der Arzt nahm den Brief und gab ihr dafür einen Dukaten.

„Sie erfüllen eine heilige Pflicht gegen Ihre Herrin," sprach er, „und ich hoffe, Sie werden mit mir dahin wirken, daß der Friede in Herrn Raimunds Hause durch den Leichtsinn eines verblendeten jungen Mannes nicht gestört werde. Zu seiner Zeit werde ich Madame Raimund schon sagen, welche wichtigen Dienste Sie ihr geleistet haben."

„Zählen Sie auf mich, Herr Doktor, denn ich liebe die junge Frau, als ob sie meine Tochter wäre. Ach, hätten Sie doch früher um den verderblichen Handel gewußt, es wäre vielleicht Manches anders!"

„Noch ist nichts verloren, liebe Frau, wenn Sie mir redlich beistehen."

Meta erzählte nun noch dem Doktor ihre Unterredung in Betreff der Briefe mit Louise und entfernte sich dann.

„Also hat er es dennoch gewagt, die verbrecherische Hand wieder auszustrecken!" murmelte der Arzt vor sich hin, indem er in seinem Zimmer auf und nieder ging. „Er sieht jetzt das wiedergekehrte Glück seines Freundes, aber es ist ihm nicht heilig — nachdem er den armen Raimund wieder in den Schlummer der Sorglosigkeit eingewiegt, beginnt er von Neuem seine Netze auszuspannen. Wahrlich, das ist kein Leichtsinn mehr, das ist die Taktik der Bosheit und des verworfensten Cynismus. Und dieser Mann, der Ehre, Glück und Ruhe seiner Nebenmenschen mit Füßen tritt, der sich kein Gewissen daraus macht, den Jugendfreund zu vernichten — dieser Mann ist ein Rechtsanwalt! Was haben die Bedrängten, die sich ihm blindlings anvertrauen, von ihm zu erwarten?"

In einer zornigen Aufwallung erbrach er das Siegel und öffnete den Brief.

Der Inhalt desselben lautete:

„Louise! die Freundschaft zu Joseph erfordert Opfer, die ich nicht länger zu bringen vermag. Was ist Freundschaft, wenn die allgewaltige Liebe das Herz bewegt? Sie verschwindet wie ein kleiner Stern vor der hehren Sonne. Die Zeit Ihrer Krankheit habe ich in einer fürchterlichen Gemüthsstimmung verlebt, und jetzt, da Sie genesen sind, erfreuen Sie mich durch keinen freundlichen Blick und durch kein Zeichen Ihrer Gunst. Ich weiß, daß Joseph, der trockene Geschäftsmann, Ihr feuriges Herz nicht auszufüllen vermag. Sie begehen eine Ungerechtigkeit gegen Ihr junges Leben, wenn Sie unter der Tyrannei einer Spekulationsheirath noch länger leiden, und Sie leiden, ich weiß es. Mehr kann ich dem Papier nicht anvertrauen, obgleich mich ein unaussprechliches Gefühl dazu drängt — ich muß Sie sprechen, wenn ich den Verstand nicht verlieren soll.... Machen Sie morgen Mittag Ein Uhr einen Spaziergang nach Ihrem Landhause — Joseph ist dann auf der Börse, und daß er sicher und länger als ge-

wöhnlich dort aufgehalten werde, habe ich bereits heute die Einleitungen getroffen. Ich habe Ihnen höchst wichtige Mittheilungen zu machen, darum kommen Sie ja. Schließlich noch die Versicherung, daß es von unserem gemeinschaftlichen Verhalten abhängen wird, ob die nächste Zukunft schon unser Geheimniß enthüllt oder nicht. J."

Der Arzt verschloß den Brief.

„Wie raffinirt!" rief er aus — „juristische Spitzfindigkeiten, Bitten und versteckte Drohungen! Mein Herr Anwalt, Sie haben mich zu einem Prozesse herausgefordert und ich werde ihn fortführen. Wir wollen sehen, ob ihn der Arzt oder Jurist gewinnt."

(Fortsetzung folgt.)

Die Justiz in Rom.

(Schluß.)

Der Lord war durch seinen Prozeß neugierig gemacht, die römische Justiz von Angesicht kennen zu lernen, und begab sich daher am andern Morgen nach dem Gerichtshof.

Als er ankam, standen die beiderseitigen Advokaten schon auf der Mensur und der Zweikampf um Recht und Gerechtigkeit sollte eben beginnen.

Der Gegner trat vor und trug darauf an, den Lord Warden zu verurtheilen, an die Herren N. N. die Rechnung von 3000 Scudi zu zahlen, indem er durch 20 Zeugen, die gegenwärtig seyen, beweise, daß der Lord die in der Rechnung spezifizirten Gegenstände bei den Herren N. N. bestellt und von denselben erhalten habe.

Die 20 Zeugen traten vor und schwuren einer nach dem andern einen so festen, sichern und schweren Eid, daß der Lord fast in Gefahr kam, selbst zu glauben, daß er 3000 Scudi verschulde. Sein Anwalt ließ sich aber dadurch nicht einschüchtern. Er erklärte, daß Lord Warden allerdings an die Herren N. N. die gedachte Summe für die angeführten Gegenstände geschuldet habe, er werde aber durch 25 Zeugen, die gegenwärtig seyen, einem hohen Gerichtshofe darthun, daß Lord Warden die Summe richtig bezahlt habe. Und sofort traten die 25 Zeugen vor und schwuren gleichfalls einen so festen, sichern und schweren Eid, daß Warden auch hiebei schier in Gefahr kam, zu glauben, er habe wirklich die Summe bezahlt. — Der hohe römische Justizhof wies die Kläger mit ihrer Forderung ab.

„God dam!" — Mylord war ordentlich in das ewige Urwurzelwort der englischen Sprache verliebt und drückte damit Alles aus, Staunen, Kummer, Freude, Leiden, Aerger und Schmerz — „God dam!" sagte er, „die römische Justiz lebt nur von falschen Eiden; die Advokaten bezahlen sie und sich gegenseitig damit wie mit Rechenpfennigen, und wer die größte Handvoll hat, ist Sieger im Rechtskartenspiele. 45 falsche Eide schwören die Kerle in einem Athem! Nein, God dam! so weit wird die Kunst selbst in Altengland nicht entwickelt und getrieben!"

Am andern Tage stattete der Advokat dem Lord einen Besuch ab. Der Lord lobte ihn sehr über den gescheidten Einfall, durch den er ihm 3000 Scudi gerettet habe. Der römische Tribunus freute sich sehr über das Lob seines Clienten und überreichte demselben nachstehende Rechnung:

Für eine Consultation	20	Scudi.
„ 25 Eide, jeder zu 10 Scudi	250	„
„ einmaliges Auftreten beim Gerichte	40	„
„ Anfertigung der Rechnung .	1	„
„ Ueberreichung derselben . .	10	„
„ sonstige Ausgaben	20	„
Summa .	341	Scudi.

„Wie?" fragte Warden — „ich muß die Ausfertigung und Ueberreichung meiner Rechnung auch noch bezahlen?"

„Mylord," antwortete der Advokat, „das ist Gebrauch in allen Ländern, wo das Recht kultivirt und seine Pfleger geachtet werden."

„God dam! und wo der falsche Eid 10 Scudi kostet!"

„Mylord werden ihn in ganz Italien nicht wohlfeiler bekommen."

Der Lord zahlte und machte seinem Grimme durch ein urkräftiges, beefsteakfettes, portersaftiges „God dam" Luft.

Mannigfaltiges.

In München macht eine neue Zeichnungsmethode Aufsehen. Es werden nämlich Bilder in Rauch ausgeführt. Die Sache verhält sich so: ein weißes Papier, ein Teller, eine Glasscheibe wird durch Talgkerzenrauch rußig gemacht; mit einem Holzstifte entfernt man nun einzelne Partien des Rußes derart, daß der helle Grund sichtbar wird, und auf diese Weise kann man beliebige Zeichnungen ausführen. Schon vor

längerer Zeit hat der Thiermaler Schleich werthvolle Bildchen in dieser Manier, die einer eigenthümlichen Weichheit fähig ist, ausgeführt; jetzt hat der Thierzeichner Hochstätter eine Methode erfunden, die Bilder durch einen Firniß zu fixiren. Dadurch wurde es ihm möglich, seine Bilder in den Handel zu bringen; eine reiche Auswahl derselben ist bei Gustav Albert in München erschienen.

Das „Athenäum“ vom 11. Nov. meldet, daß Kapitän Collinson glücklich von seiner Polarreise zurück in Sicherheit in Port Clarence, südöstlich der Behringsstraße, angekommen ist, nachdem er seit 1850 vergeblich theils nach Franklin, theils nach der nördlichen Durchfahrt gesucht hatte. Jetzt ist keine Expedition mehr im Gange.

Der vor Silistria gefallene russische General Schilder ist in eigenthümlicher Weise in Preußen ein Gegenstand von Nachforschungen geworden. Bei der Nachricht von seinem Tode meldete sich bei dem Breslauer Kreisgerichte eine Frau aus Zweibrodt und erhob Ansprüche auf die Erbschaft. Vor Jahren sey der Bruder ihres verstorbenen Mannes, Namens Welack, seiner Profession ein Schneidergeselle, von Breslau nach St. Petersburg gekommen. Nach einiger Zeit habe er von dort geschrieben, er sey Soldat geworden und habe sich den Namen Schilder beigelegt; später habe er nichts mehr von sich hören lassen. Das Kreisgericht hat durch vorgenommene Zeugenvernehmungen so viel bestätigt gefunden, um die Aussagen der Frau glaubwürdig zu erachten, und läßt die Erbberechtigung prüfen.

Der Maire einer Gemeinde des Bezirks von Montfaucon (Departement Maine et Loire) verheirathete kürzlich seine Tochter. Für das Hochzeitmahl, dem über 400 Personen beiwohnten, hatte man 2 Ochsen, 4 Schweine, 8 Hämmel, 150 Stück Geflügel, 20 Hasen, 30 Kaninchen und 88 Rebhühner und Wachteln getödtet; 12 Fässer Wein wurden getrunken; zu dem ungeheuern Hochzeitskuchen hatte man 300 Liter Mehl, 120 Pfund Butter, 25 Pfund Zucker nebst 720 Eiern verbraucht.

Der Polizeipräfekt von Paris hat verordnet, daß binnen sechs Monaten die Eigenthümer von Dampfmaschinen ihren Rauch entweder verbrennen müssen oder nur Coaks verwenden dürfen.

Wenn man nach Frankreich kommt, so muß man sich das Lügen abgewöhnen, denn dort wird solches allzu empfindlich gestraft. Der Friseur Gertz in Guy St. Martin mußte vier Monate brummen, weil er falsche Gerüchte über die Cholera verbreiten half; der Colporteur Gilbert in Fougères kam mit acht Tagen davon, weil man ihm keine böse Absicht dabei unterlegen konnte; der Schustergeselle Maguin in St. Chamond mußte vier Wochen lang dem Knieriemen Valet sagen, weil er behauptete, die Wasser von La Bachesse seyen vergiftet, und einen armen Teufel Namens Barbotin brachte ein dem orientalischen Kriege gestelltes ungünstiges Prognostikon vierzehn Tage in die schützenden Mauern des Cachots.

(Neuestes aus Amerika.) In Cleveland (Ohio) richtete eine Feuersbrunst am 28. Okt. für mehr denn eine Million Dollars Schaden an. — Bei Chatham auf der großen Westeisenbahn wurden durch den Zusammenstoß zweier Züge 57 Personen getödtet, 41 schwer beschädigt. — In New-York war der teuflische Versuch gemacht worden, das Carlshotel in die Luft zu sprengen. Der Versuch mißlang, doch wurden mehrere Personen beschädigt.

Auf der engl. Barke „Herzog von Richmond“, Kapitän Black, auf der Reise nach Valparaiso begriffen, brach auf offener See unter dem 12. Längen- und 24. Breitengrade am 5. Nov. Feuer aus, so daß in kurzer Zeit das ganze Schiff zerstört wurde. Durch die Kaltblütigkeit des Kapitäns und die ausgezeichnete Anstrengung der Mannschaft wurden alle an Bord Befindlichen in die Barke gerettet und vom Schiffe „Stag“, von Columbus nach England unterwegs, aufgenommen.

Arabisches Räthsel.

Mein Erstes wie mein Letztes ist,
Mein Letztes wie mein Erstes ist,
An Farbe, Form und Glanze.
Und meine Hälfte — daß ihr's wißt,
Ihr Rather! — meine Hälfte ist
Zu jeder Zeit das Ganze.

Auflösung des Bilder-Räthsels in № 140:
Viel Lärm um Nichts.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 142. Sonntag, 26. November 1854.

Das Lied der Liebe.

Wohl ist es eine schöne Stunde,
Wohl ist's des Lebens Frühlingsfest,
Wenn Liebe mit der ersten Kunde
Ihr süßes Nahen fühlen läßt.
Da hilft nicht Sehnen, hilft nicht Mühe,
Da trifft mit ahnungsvollem Drang,
Gleichwie in heil'ger Osterfrühe
Der erste Morgenglockenklang.

Du weißt die Macht dir nicht zu deuten,
Die heimlich dann im Busen glüht,
Die dich hinaustreibt in die Weiten
Und draußen wieder heimwärts zieht
Es ruft die Welt unwiderstehlich;
Nie dünkte deinem Herzen wohl
Die Nähe ach! so überselig,
Die Ferne ach! so sehnsuchtsvoll.

Dann kommt's auf dich wie stilles Beten
Und zieht dir ahnend durch's Gemüth;
Du fühlst es nur, du kannst nicht reden,
Daß etwas Heiliges geschieht.
Und gleich als ginge ein Erlösen
Durch deine Brust, die bebend ringt,
Siehst du ein hohes, heil'ges Wesen,
Vor dem dein Aug' in Thränen sinkt.

Wie einst von Engelsmund unzählig
Es Friede! rief vom Himmelszelt
Und dann die Christnacht dreimal selig
Hernieder sank auf alle Welt:
So jauchzt im heil'gen, reinen Feuer
Das Menschenherz empor zum Licht,
Wenn durch der Träume Ahnungsschleier
Das Heil der ersten Liebe bricht.

Dich überströmt mit tausend Freuden
Was du nicht hoffst und doch ersehnst:
Die höchste aller Seligkeiten,
Wo du die tiefsten Schmerzen wähnst.
Wie Lust und Leid sich auch vereinet,
Sie sind von Einem Gott beseelt;
Die glüh'ndsten Thränen, die sie weinet,
Sind ihrem Glücke zugezählt.

Wie liegst andächtig hingegossen
Und wie verehrst du gotterfüllt,
Von hohem, reinem Licht umflossen,
Ein angebetet, heilig Bild!
Und böt', die Treue zu verkleinen,
Die Welt das Schönste dir zum Theil:
Du knietest betend vor der Einen
Und sprächest: Du nur bist mein Heil!

Was wär' auch süßer ihr zum Lohne,
Als was die Liebe selbst sich beut?
Sie schmückt sich selber mit der Krone
Der reinsten Erdenseligkeit.
Wann hätt' mit seinen warmen Strahlen
Dich inniger der Mai entzückt,
Als wenn du schweifend in den Thalen
Für sie das erste Grün gepflückt?

An sie erinnert früh und späte
Ein jeder Wunsch, der dir erwacht,
An sie die gold'ne Abendröthe,
An sie die blaue Sternennacht;
An sie erinnert jedes Beben
Und jede Thräne gilt nur ihr —
Sie ist dein Glück, dein Traum, dein Leben
Dein heil'ger Engel für und für.

Mag anders sich die Welt beglücken,
Sie ahnet nicht, was dich bewegt
Und welch ein heimlich, still Entzücken
Ein Herz voll Liebe in sich trägt;
Sie ahnet nicht, welch tief Bedeuten
Die Rose hat, die sie dir schenkt;
Sie ahnt nicht deine Himmelsfreuden,
Wenn sie beim Gruß das Auge senkt.

Was sollt' ihr auch das Weltgetümmel,
Wie brächt' es auch der Liebe Lust?

Digitized by Google

Sie trägt des Glückes blauen Himmel
  Weit ausgespannt in eigner Brust.
Wie licht ihr auch die Sterne scheinen,
  Nur Einer glüht das Himmelszelt:
Sie sieht die Welt nur in der Einen
  Und nur die Eine in der Welt.

Und welch ein wunderbares Treiben,
  Allüberall nur du, nur du!
Wo du nicht bist, da ist kein Bleiben,
  Wo du nicht wandelst, keine Ruh.
Doch wo du wandelst, welch ein Grüßen
  Und welch ein sonnig lichter Tag!
Da folgt der Heil'gen, Reinen, Süßen
  Ein duft'ger Hauch des Friedens nach.

Eins aber ist der Freude Höhe,
  Wie inniger wohl nichts beglückt,
Das ist, wenn ihre reine Nähe
  Die Brust unendlich dir entzückt.
Wenn du zu Füßen ihr gesunken,
  An ihren heil'gen Schooß dich schmiegst
Und, von der höchsten Wonne trunken,
  Dem Uebermaß des Glücks erliegst.

Du fühlst den Himmel in dir beben
  Und glaubst darum an Gott wie warm!
Nie dünkte dir so reich das Leben
  Und nie der Tod so schmerzenarm.
Mit tausend Wünschen, überzählig,
  Spornt es dich stolz voran zum Glück:
Mit tausend Küssen hält's dich selig
  An der Geliebten Mund zurück.

Wer dies gefühlt in seinem Herzen,
  Dies Eine, Eine — der ermißt,
Wie selbst in ihren tiefsten Schmerzen
  Die Liebe noch besel'gend ist;
Der weiß, wenn sie verglüht im Sehnen,
  Wie tief gefühlt und unbegrenzt,
Umflort von seinen glüh'ndsten Thränen,
  Im Auge noch ein Himmel glänzt.

Drum ist es eine schöne Stunde,
  Drum ist's des Lebens Maienfest,
Wenn Liebe mit der ersten Kunde
  Ihr süßes Nahen fühlen läßt.
O selig der, der es empfindet,
  Wie ahnend sie die Seele schwellt;
Von Engelsmund wird sie gekündet,
  Sie naht sich wie das Heil der Welt.

Arzt und Anwalt.

(Fortsetzung.)

5.

Doktor Friedland hatte noch keinen festen Entschluß gefaßt, wie er seinen Gegner angreifen wollte. Um ihm jedoch jede Gelegenheit abzuschneiden, sich Louisen heimlich zu nähern, verbot er der jungen Frau, aus Gesundheitsrücksichten das Haus bei dem unbeständigen Aprilwetter zu verlassen. Louise fügte sich, wie zu erwarten stand, mit großer Bereitwilligkeit.

Joseph Raimund's Vertrauen zu seiner Gattin war völlig zurückgekehrt und oft machte er sich im Stillen Vorwürfe, daß er auch nur einen Augenblick an ihrer Treue hätte zweifeln können. Er bemühte sich, doppelt zärtlich und sorglich zu seyn, um das an ihr begangene Unrecht wieder auszugleichen. Um ihr auch nicht die leiseste Kränkung zu bereiten, verschwieg er ihr sorgfältig die Begebenheit jener unglückseligen Nacht und seinen dadurch entstandenen Argwohn.

In Julius Morel's Benehmen war keine Veränderung vorgegangen und so oft er erschien, empfing ihn Joseph mit derselben Herzlichkeit, die er früher gegen ihn gezeigt hatte. Selbst an dem Tage, der der verfehlten Unterredung folgte, war er derselbe; sogar als Louise in das Zimmer trat, verrieth auch nicht die geringste Veränderung in seinem Tone, daß irgend etwas vorgefallen sey.

Die ersten Tage des Mai waren noch sehr kühl und Louise, obgleich sie vollkommen genesen war, verließ noch immer ihre Wohnung nicht. Schlug Joseph einen Spaziergang vor, so lehnte sie ihn mit der Entschuldigung ab, daß der Doktor ihr das Ausgehen noch nicht gestattet habe.

„Du bist eine gewissenhafte Patientin!" sagte Raimund lächelnd bei einer solchen Gelegenheit.

„Aus Rücksicht für Dich!" erwiederte sie, indem sie ihm zärtlich den blühenden Mund zum Kusse bot. „Und was fehlt mir in unserm geräumigen Hause?"

„Die frische Luft, mein Kind!"

„Frage den Arzt; sobald er befiehlt, gehorche ich." —

Raimund fragte schriftlich bei dem Doktor an.

„Ich werde schon ordiniren!" war die lakonische Antwort. „Später eine Badereise und Alles ist in Ordnung."

Der Kaufmann machte allein seine Spaziergänge.

An einem der ersten warmen Maitage verließ Joseph früher als gewöhnlich die Börse, um die Gartenarbeiten bei seinem Landhause, das eine Viertelstunde von der Stadt lag, in Augenschein zu nehmen. Glücklich und heiter schritt er auf dem Seitenpfade dahin, der neben der belebten Chaussee sich fortwand. Er hatte Louisen den Besuch des Landhauses verschwiegen, weil er ihr durch die Anlegung eines Springbrunnens vor der Laube, ihrem Lieblingsplätzchen, eine Ueberraschung bereiten wollte. Heute wollte der Künstler sein Werk prüfen und der Wasserstrahl sollte sich zum ersten Male erheben. Joseph beschleunigte seine Schritte, um gegen drei Uhr, zur Zeit, wo er gewöhnlich von der Börse zurückzukehren pflegte, in seiner Wohnung wieder einzutreffen. Bald schlug er den Pfad ein, welcher zwischen lebenden Hecken nach der Villa führte. Da sah er eine Droschke vor einer Nachbarsgartenthüre halten. Vielleicht zwanzig Schritte noch mochte er davon entfernt seyn, als eine tief verschleierte Dame aus der Thür trat, dem Kutscher eiligst einige Worte zurief und ebenso eilig einstieg.

Bestürzt blieb Joseph stehen — die Thür führte zu dem Garten von Julius Morel's Landhause und in der Dame glaubte er seine Louise zu erkennen. Da rasselte der halb offene Wagen an ihm vorbei — seine starren Blicke richteten sich auf die Dame: das war ihr brauner Sammethut mit den weißen Federn, das war ihr großer indischer Shawl, den er selbst vor einem Jahre von Wien mitgebracht hatte, das war endlich ihre ganze Gestalt und Haltung, und während der Wagen in seiner Nähe vorüberfuhr, bog sich die Dame wie bestürzt in die Ecke zurück — welcher Umstand, hätte er noch Zweifel an der Identität ihrer Person gehegt, sie beseitigen mußte.

Die Eifersucht mit allen ihren Schrecken erwachte in dem armen Manne. Aber bald gesellte sich noch ein fürchterlicheres Gefühl hinzu, das der gekränkten Ehre, des schmählich gemißbrauchten Vertrauens. Wie eine Bildsäule stand der arme Joseph da und starrte dem Wagen nach — der Boden wankte unter seinen Füßen und alle Gegenstände erschienen seinen Blicken wie von einem grauen Schleier bedeckt.

Doch der feste Wille Raimund's besiegte bald die erste Aufregung, so gewaltig sie auch war.

„Solltest du dich dennoch getäuscht haben?" fragte er sich. „Kann nicht eine andere Frau, die zufällig mit Louise Aehnlichkeit hat und Kleider von denselben Stoffen wie die ihrigen trägt, in dem Landhause Morel's einen Besuch abgestattet haben? Du hast ihr Gesicht nicht gesehen, du urtheilst nur nach den äußeren Formen. Aber jene Nacht der Krankheit — ihr hartnäckiges Weigern, das Haus zu verlassen — die Zeit, wo sie mich auf der Börse wähnt — die Eile und Schüchternheit, womit sie aus der Gartenthüre trat, und der Schrecken endlich, der sich ihrer bei meinem Anblicke bemächtigte — — ich muß klar sehen und sollte es mich das Leben kosten!"

Joseph eilte der Thür des Gartens zu. In einen Abgrund bitterer Gedanken versenkt, blieb er stehen und betrachtete mechanisch den reizenden Garten, auf dessen Beeten ein Flor von Tulpen und Aurikeln prangte. Bald wollte er, den Einflüsterungen seines Schmerzes sich überlassend, heimlich entfliehen, um wenigstens alle Zweifel seiner Liebe mit sich nehmen zu können; bald wollte er Rache nehmen an dem Zerstörer seines Glückes — denn die Eifersucht sagte ihm, daß er betrogen sey. Das Mißtrauen blieb zuletzt das vorherrschende Gefühl und er stürmte durch das ungeheuere Feld, durch das uferlose Meer der Vermuthungen, ohne irgend einen Anhaltspunkt zu finden.

Da sah er Julius Morel, die Hände auf den Rücken gelegt, langsam zwischen den Blumenbeeten einhergehend.

Das Erblicken des Jugendfreundes rüttelte ihn aus seinem Brüten zur Wirklichkeit empor. Er konnte es nicht glauben, daß Julius und noch weniger Louise, die Mutter seines einzigen Kindes, eines so schweren Verbrechens fähig sey. Die Geradheit und Biederkeit seines Charakters forderte ihn auf, gründlich aber vorsichtig zu untersuchen, ehe er ernste Schritte in der Sache that, und mit gewaltsamer Fassung betrat er den Garten. Sein Gesicht war ruhig geworden, obgleich in seiner Brust ein unbeschreibliches Gefühl tobte. Mit dem Entschlusse, Niemanden Unrecht zuzufügen, aber auch selbst kein Unrecht zu erleiden, näherte er sich dem Advokaten. In einer Biegung des Weges trat er ihm entgegen.

Julius fuhr wie aus tiefem Nachsinnen empor.

„Joseph!" rief er und es war ersichtlich, daß er seine Ueberraschung über die um diese Zeit seltene Ankunft des Freundes kaum zu verbergen suchte.

„Ich bin es!" antwortete Joseph, sich Mühe gebend, gefaßt und ruhig zu erscheinen.

Digitized by Google

„Hast Du es über Dich gewinnen können, der Börse zeitiger als sonst den Rücken zuzuwenden?" fragte Julius, indem er dem Freunde nach alter Gewohnheit die Hand reichte.

Der Kaufmann sah dem Advokaten scharf in das Gesicht.

„Glaubst Du," fragte er, „daß die Börse allein mein Glück in sich schließt?"

Julius lächelte mitleidig, indem er sagte:

„Ich kenne Deinen Geschäftseifer, Joseph, und wenn ich in diesem Augenblicke daran dachte, wo die Kaufmannswelt Hamburgs dem Merkur so manche Stunde opfert, so wollte ich keinen Vorwurf gegen Dich aussprechen, obgleich ich als Freund nur wünschen kann, daß Du Denen, die Dich lieben und verehren, einen Theil Deiner Zeit mehr widmest."

Und bei diesen Worten ergriff er den Arm Josephs und zog ihn gegen die Villa des Gartens mit sich fort.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein bewährtes Mittel gegen die Cholera theilt Saphir als eine wahre Anekdote aus seinem Leben mit: Im Anfange der dreißiger Jahre herrschte in München die größte Besorgniß vor dem Auftreten der Cholera. Sie war bereits bis Wels vorgedrungen. Ich war nicht einer der Letzten, die sich fürchteten, und blieb fast immer zu Hause. Eines Nachmittags meldet mir mein Bedienter einen Fremden, der aber seinen Namen nicht nennen will, um mich zu überraschen. Die Thüre ging auf und Ferdinand Raimund trat ins Zimmer. Wir umarmten uns wiederholt auf das Herzlichste, küßten uns und saßen eine Stunde lang, Hand in Hand, plaudernd auf meinem Vis-à-vis. Als er aufstand, um Abschied zu nehmen, sagte er:

„Ich bin froh, daß ich da bin und glücklich aus Hamburg weggekommen, wo die Cholera furchtbar grassirt; in dem Hause, wo ich wohnte, sind schon Einige der Cholera erlegen."

Kaum als er das gesagt hatte, fühlte ich schon ein Kneipen und Zwicken, und mit Ungeduld sah ich ihn sich zum Abschied anschicken. Raimund hatte mich noch nicht eine halbe Stunde verlassen, als ich, von dem furchtbaren Gedanken gequält, ihn umarmt und geküßt zu haben, unwohl wurde und zu Bette ging. Gegen zehn Uhr Nachts bekam ich alle Symptome der Cholera und schickte schnell nach dem Obermedizinalrath Dr. Koch, der einer der ersten Aerzte Münchens und mein spezieller Freund war. In Todesangst erwartete ich seine Ankunft. Er kam, untersuchte meinen Zustand, fragte mich, ob ich einen Diätfehler gemacht habe u. s. w. Ich erzählte ihm den Vorfall mit Raimund.

„Ah," sagte er, „man muß bei jeder Krankheit individualisiren. Ihr Fall ist ein eigenthümlicher, ich werde Ihnen Etwas verschreiben."

Er setzte sich an mein Pult und schrieb ein Rezept.

„Da," sagte er, „lesen Sie."

Ich las:

„**Recipe**: Sie sind ein dummer Kerl, ein Ochs, ein Hasenfuß!"

„Das lesen Sie sich alle Viertelstunde vor," sagte er, „später alle halbe Stunde, bis Sie genesen sind." — Dann rief er meinen Bedienten und gab ihm folgende Instruktion:

„Zur Vorsorge, wenn Ihr Herr das Rezept da nicht gebrauchen wollte, so sagen Sie ihm, auf meine Verantwortung, alle Viertelstunde laut vor: „„Sie sind ein dummer Kerl! der Doktor hat's gesagt und verschrieben.""

Damit wünschte er gute Nacht und verließ mein Haus.

Von diesem Augenblick an wurde mir besser. Nie hat mir ein Ochs mehr Vergnügen gemacht, als jener, welchen mir der Doktor oktroyirte. Dieses einfache Mittel: „Sie sind ein Ochs!" ist probat, ich kann es mit Zuversicht allen Aerzten in ähnlichen Fällen als ein Wundermittel empfehlen; allein es gehört, wie zu allen Wundermitteln, das dazu: der Patient muß d'ran glauben.

In einem Tagsbefehl des Prinzen Napoleon vom 25. Oktober werden zwei französische Soldaten, die Korporale Tourné und Pech vom 20. leichten Regiment, wegen ihres Muthes lobend erwähnt. Sie hatten bei den Laufgrabenarbeiten, der Eine am 23. und der Andere am 24. eine Bombe, bevor sie platzte, erfaßt und aus dem Graben hinausgeworfen.

Auflösung des Räthsels in № 141:

Der Mond.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 143. Dienstag, 28. November 1854.

Das Märe (Mädchen) vun Enöd.

Von L. Schandein.

'S war Jungelicht, s'is lange Johr,
Han Zwee sich ewig Treu geschwor,
Ehr Herz war heeß wie Kohle;
Un 's Bärwel frei zum Bälte saht:
„Ke Ann'rer werd geheierath,
Der Deiwel soll mich hole!"

S'is Vollemond, do jolt die Gei
Un jolt un holt was Leut erbei,
Macht Hopser uf un Walzer:
Warum bin so gebutzt die Leut?
„Ei, weescht de net, s'is Hochzig heut —
Das Bärwel und der Balzer!"

S'is Mitternacht, do jolt die Gei
Un jolt un holt e Borsch erbei
Mit Aue heeß wie Kohle:
Wer soll es sei? duht so bekannt,
Er packt das Bärwel bei der Hand
Un will's zum Walze hole.

S'is zwölfe grad, do klaht die Gei
Un klaht un jaht viel Angscht erbei,
Absunnerlich dem Bärwel;
Sei' Dänzer is ericht sachte kumm,
Jetzt trillt er's richt im Rad erum —
Die Gei die macht e Werwel.

So trillt er's fort — do kracht die Gei
Un kracht un macht so wüscht debei,
Un Alles halt't im Walzer —
Un hui! er huscht zum Feuschter 'naus,
M'r hört e hell Gelächter draus
Un 's Bärwel jomert: „Balzer!"

E heller Kreesch — un s'is geda'
Un Alles guckt verstört sich a',
Dann Niemand is im Zweiwel:
Un wär er so net fortgefloh,
Die Hörner schun un scharfe Kloh'
Verrore jo de Deiwel.

Se Enöd is noch heut das Haus
Un Eule fliehe ei' un aus
Un Dauwe dann un Dohle;
Un seit sich sell hot zugetrah,
Getraut sich dort ke Braut se sah':
„Der Deiwel soll mich hole!"

Arzt und Anwalt.

(Fortsetzung.)

Raimund ließ sich halb willenlos fortziehen; doch indem er den Salon des anmuthigen Landhauses betrat, faßte er sich wieder.

„Mein Besuch wird nur ein kurzer seyn," sagte er; „die Börsenzeit ist bald vorüber und meine Frau liebt es, wenn ich mich pünktlich zu Tische einstelle. Du weißt, ich bin ein guter, folgsamer Ehemann —"

„Den Deine Louise zu schätzen weiß."

Joseph unterdrückte eine bittere Antwort, die ihm auf den Lippen schwebte. Der Stolz untersagte ihm, auch nur einen Anflug von Eifersucht zu zeigen, obgleich ihn die, wie es schien, ohne Absicht hingeworfenen Worte des Advokaten verletzten.

Julius holte eine Flasche Madeira und schenkte ein. Joseph trank, um heiter zu werden.

„Du hattest Damenbesuch!..." sagte er lächelnd, als er das Glas hinstellte.

Dem aufmerksamen Raimund konnte es nicht entgehen, wie sein Freund bei dieser Rede etwas verlegen ward.

„Ganz recht!" rief der Anwalt — „eine Klientin

Digitized by Google

erholte sich bei mir Raths. Die Sache ist dringend und deßhalb suchte sie mich hier in meinem Landhause auf. Ist sie Dir begegnet?“ fragte er anscheinend gleichgiltig.

„In einer Verfassung, die mich ahnen läßt, daß sie mit wenig Hoffnung von Dir geschieden ist,“ erwiederte Joseph. „Sie eilte an mir vorüber wie ein Kaufmann, der fürchtet die Börse zu versäumen.“

Julius leerte sein Glas mit einem Zuge.

„Wahrhaftig,“ rief er dann aus, „die Dame befindet sich in einem kritischen Falle! Es that mir um so mehr leid, ihr alle Hoffnung abzuschneiden, da mir ihre Person ein großes Interesse abgewonnen hat.“

„So ist sie schön?“

„Schön und jung und dabei unglücklich.“

„Vortrefflich — eine unglückliche Schöne hat viel für sich.“

„Wir Advokaten sind oft schlimm daran,“ sagte Julius, der seine völlige Unbefangenheit wieder erlangt hatte; „das starre Recht zwingt uns zu verurtheilen, wo das Herz gern freisprechen und helfen möchte. So erging es mir im vorliegenden Falle.“

„Wirklich?“

„Kein Gerichtshof wird ihr das Recht zuerkennen, nach dem sie strebt.“

„Das ist sonderbar!“

„Gewiß.“

„Recht bleibt aber doch Recht, auch unter den sonderbarsten Formen, und ich sollte glauben, daß die Gerichtshöfe es erkennen müßten,“ sagte Joseph.

„Die Gerichtshöfe!“ rief Julius — „man ruft sie oft in Sachen an, die durchaus nicht vor ihr Forum gehören. Denke Dir, jene Dame ist verheirathet —“

„Verheirathet?“

„Mit einem Manne, der zu lieben und in ihrem Besitze glücklich zu leben glaubte. In dieser falschen Voraussetzung trat er mit ihr zum Altare. Der vertraute Umgang in der Ehe belehrte ihn, daß er sich arg getäuscht hatte. Was er für Liebe gehalten, war nur ein tiefes, inniges Mitleid gewesen, denn in jener Zeit, als er sie kennen lernte, lebte sie in einer drückenden Lage, die sie nicht verschuldet hatte. Ehe ein Vierteljahr verflossen, erkannte der Mann, wie wenig die Frau für ihn passe, und trotz seiner Anstrengungen, sich in sein selbstgeschaffenes Loos zu fügen, wollte es ihm nicht gelingen, ein erträgliches Verhältniß herbeizuführen. Der Zufall vollendete seine Pein. Der arme Mann lernte nämlich ein Mädchen kennen, das die Natur mit allen Eigenschaften beschenkt, die sein völliges Glück ausmachten. Es herrschte eine Uebereinstimmung in den Gesinnungen und Gefühlen, die, wenn sie in einer Ehe stattgefunden, ihn zum glücklichsten Menschen gemacht haben würde. Jetzt erst lernte er die wahre Liebe kennen, sie bemächtigte sich seines Herzens, obgleich er mit einem wahren Heldenmuthe dagegen kämpfte. — Seine Frau war gut und schön, sie erfüllte ihre Pflichten mit großer Hingebung, aber sie vermochte sein Herz nicht auszufüllen, das für sie nur Mitleid empfand. Er kam selbst zu der Erkenntniß, daß seine Frau nur mit Dankbarkeit und nicht mit wahrer Liebe an ihm hing. Was sollte er nun beginnen? Der Fall war kritisch. Hier fesselte ihn die Ehe und dorthin zog ihn die Liebe mit magischer Gewalt. Die Gattin wollte er nicht kränken und die Geliebte konnte er nicht lassen. Da erfährt endlich die Frau die Verirrung ihres Mannes, wie sie seine Neigung nannte. Eine Zeitlang verschweigt sie ihm die Entdeckung und sucht ihn durch mancherlei Mittel zu fesseln. Später spielte sie die Gekränkte und endlich gibt sie ihren Verdruß offen zu erkennen. Der Mann ist nachsichtig, er schildert ihr seinen Zustand, bittet sie, sich selbst zu prüfen, und schlägt vor, die für beide Theile unglückliche Ehe friedlich zu lösen. Dieser Vorschlag erweckt in der Frau ein falsches Ehrgefühl, sie glaubt sich in ihrem Rechte, wenn sie die Scheidung verweigert, und ist fest entschlossen, dem Manne die Fesseln der Ehe nicht abzunehmen. Jetzt fordert der Mann die Entscheidung des bürgerlichen Gerichts und die Trennung von einer Frau, mit der er nie glücklich seyn könne, da sich ihre Herzen nie verstanden haben.“

„Nun, wird das Gericht diesen Scheidungsgrund gelten lassen?“ fragte Joseph.

„Nein; aber dessenungeachtet habe ich der Frau von längerem Widerstande abgerathen. Was hat sie gewonnen, wenn der Mann gezwungen ist, ferner mit ihr zu leben? Hier muß die Ehre und nicht das Gericht entscheiden!“

Und nach diesen Worten verschlang der Anwalt ein volles Glas.

„Das galt mir!“ dachte Joseph mit einem unbeschreiblichen Gefühle. „Er schildert das Verhältniß des Mannes, während er das meiner Frau meint. Ich bin der, den sie aus Mitleid geheirathet hat, und aus Dankbarkeit soll ich mich nun freiwillig von ihr trennen. Der Finger-

zeig ist deutlich genug und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Klientin meine Frau gewesen ist!..."

Der arme Raimund saß einen Augenblick da wie betäubt. Doch der Advokat hatte an die Instanz seiner Ehre appellirt, und Joseph war ein Mann, dem die Ehre über Alles ging. Hier entfaltete sich sein Charakter, denn schon nach einer Minute war er nicht mehr niedergeschlagen, sondern er kämpfte nur noch mit der Ueberraschung, die ihm der schlaue Jurist absichtlich bereitet. Er sollte über seine Gattin, über seine angebetete Louise richten und er fand in seiner Seele nicht nur die Unparteilichkeit, sondern auch die Unbeugsamkeit eines Richters.

„Nun, Joseph, was hältst Du von diesem Handel?" fragte Morel, den der Wein etwas erhitzt hatte.

„Ich bin ganz Deiner Ansicht," antwortete der Kaufmann mit gräßlicher Kälte; „hier hat nicht das Gericht, sondern die Ehre zu entscheiden!"

Er ergriff seinen Hut, grüßte kurz und ging nach der Stadt zurück.

Das Verhältniß zwischen den beiden Freunden war zerrissen. Der Kaufmann zweifelte nicht mehr an dem, was er bisher gescheuet, zu glauben, und der Advokat war froh, auf so geschickte Weise den Frieden gebrochen und dem Feinde die erste Wunde beigebracht zu haben.

„Louise liebt mich!" dachte er, indem er seinen Garten durchstreifte — „aber sie wird durch den Doktor abgehalten, diese Neigung zu nähren. Jetzt kennt Joseph den Zustand ihres Herzens, er wird, so wie ich ihn kenne, auf Erklärung dringen, und Louise, die schwach genug war, sich der Tyrannei ihres moralischen Pedanten zu fügen, wird gezwungen seyn ihr peinliches Schweigen zu brechen. Das war ein herrlicher Coup, eines scharfsinnigen Juristen würdig. Herr Doktor Friedland, ich gewinne meinen Prozeß und der Kaufmann Raimund wird als letzte Instanz das Urtheil unterzeichnen!"

Julius Morel aß in seinem Landhause vergnügt zu Mittag und fuhr dann in einem eleganten Wagen zur Stadt, um in seinem Bureau ein Stündchen zu arbeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Die goldene Hochzeit.

Aus dem Schwedischen.

Willst du die Schönheit, den Reiz und die Würde der Ehe kennen lernen, willst du sehen, was diese Vereinigung für zwei Menschenherzen und für das Leben selbst seyn kann, so betrachte nicht die Eheleute in den Flitterwochen, nicht bei der Wiege ihres ersten Kindes, nicht zu einer Zeit, wo Neuheit und Hoffnung einen Morgenglanz werfen über die junge, neugeborene Welt des väterlichen Hauses. Sieh' sie vielmehr weiter vorwärts in den männlichen, reiferen Jahren, wenn sie die Welt und sich einander geprüft, so manchen Fehler, so manche Versuchung überwunden haben, um sich nun desto inniger und fester zusammen zu schließen; wenn die Mühen, Bekümmernisse und Sorgen da sind, wenn sie unter der drückenden Bürde des Tages, wie auch in seinen Ruhestunden immer sich zu einander hinneigen und der Gatte in der Gattin, diese in jenem genug besitzen. Oder siehe sie noch länger im Leben hinab (hinauf!) — siehe sie zu der Zeit, da die vielbewegte, wechselreiche Welt weit von ihnen dahinrollt, da alle Gegenstände um sie dunkler, finstrer ihren Blicken werden, da ihr Haus still, ruhig, da sie einsam und allein dastehen, aber doch noch Hand in Hand, doch noch Zärtlichkeit und Liebe einander aus den Augen lesen und mit derselben Erinnerung und Hoffnung an der Grenze eines andern Lebens stehen, wohin sie zusammen einzutreten bereit sind, von des enteilten Lebens unzähligen Wünschen nur Einen zurückbehaltend: an Einem Tage sich einander scheiden zu sehen. —

Festlich angekleidet saßen die beiden Alten im Gesellschaftszimmer, in welchem ihre großen Lehnstühle standen. Zwei Schnupftabaksdosen, ein Psalmenbuch und ein großer Strauß frischer Blumen waren auf dem Tische. Die Sonne schien durch die schneeweißen Vorhänge herein. Alles war froh und friedlich im Zimmer und die Patriarchen sahen im sonnigen Lichte ganz verklärt aus. Nicht ohne Rührung brachte ich meinen Glückwunsch an und ward von den ehrwürdigen Alten wie von Vater und Mutter umarmt.

„Ein herrlicher Tag, Frau W.!" sagte der alte Mann froh, indem er vergnügt zum Fenster hinsah.

„Ja, wirklich sehr schön!" sagte ich — „so schön, daß selbst Gottes Engel sich darüber freuen

Digitized by Google

müßten. Liebe und Treue halten ihr Freudenfest auf Erden!"

Die beiden Gatten lächelten und reichten einander die Hand.

Ein großes Geräusch entstand nun im Saale. Es war die Schaar von Kindern und Enkeln, die hereinströmten in festlichen Kleidern und mit frohen Blicken, um den verehrten Eltern Glück zu wünschen. Es war eine Lust, diese Gruppen hübscher Kinder sich wie Trauben um die beiden Alten sammeln zu sehen, wie grünende Sprößlinge um alte Stämme; es war eine Lust, mit anzusehen, wie da Jedes seinen Rosenmund hinaufreichte, um zu küssen, Jegliches sein Aermchen, um zu umarmen; und das Geräusch liebender Worte und jubelnder Stimmen....

Am Abend gingen wir, mein Mann und ich, Arm in Arm, fort zum Hochzeitshaus. Auf der Straße, wo dieses stand, wurde nun Flamme auf Flamme angezündet, ein Fenster nach dem andern stand in hellem Lichte da, die Fackeln flammten an den Straßenecken — bald stand die ganze Straße wie am hellsten, sonnigsten Tage da und eine Menge Leute mit frohen Gesichtern spazierten hier hin und her in dem stillen, milden Winterabend. Die Stadt illuminirte wegen ihrer Patriarchen. Ihr Haus sah dunkel aus gegen die übrigen — aber das Licht war drinnen.

Um acht Uhr waren alle Gäste versammelt. Man hatte Thee getrunken. Nun entstand auf einmal eine tiefe Stille. Die beiden Alten nahmen zwei Lehnstühle ein, die mitten im Saale bei einander standen auf einer reichgestickten Matte. Ihre Kinder und Enkel sammelten sich in einem Halbkreis um sie. Ein Geistlicher von ehrwürdigem Aussehen stand vor ihnen und hielt eine Rede über die Schönheit und Heilighaltung der Ehe. Er schloß damit, daß er auf das Leben des ehrwürdigen Paares hinwies, als auf eine bessere Predigt über den Werth für das Leben und das menschliche Herz, als seine Rede. Was er sagte, war schön und ergreifend. Keiner in der ganzen Versammlung stand trockenen Auges da. Eine sanfte und feierliche Rührung hatte Alle ergriffen und lange herrschte in der zahlreichen Versammlung eine tiefe Stille — es war aber nicht die des Ueberdrusses oder der Langeweile.

Mannigfaltiges.

(Ein Histörchen aus dem orientalischen Krieg.) Ein französischer Soldat von der Abtheilung, welche nach Athen verlegt ward, ritt auf einem Maulthier durch den königlichen Garten und ward von seiner Rosinante herabgeworfen. In ziemlich heftigen Verwünschungen sich ergehend, gewahrte er plötzlich eine Dame neben sich, die sich zufällig im Park befand und dem Soldaten sofort Trost zusprach. Dieser gerieth plötzlich in die beste Laune, als er sich französisch angeredet hörte, und sagte ganz naiv: Sie wären sehr liebenswürdig, meine kleine Dame, wenn Sie mir zu meinem Thiere wieder verhelfen würden, das sich so boshaft gegen mich benommen und nun das Weite sucht. Sie versprach's und entfernte sich. Kurz darauf erschien eine ganze Truppe betreßter Lakaien mit dem Maulesel in der Mitte, und der Soldat erfuhr zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß die Dame, welche ihm so freundlichst Beistand geleistet, die Königin gewesen.

Der Engländer Loftus, der gegenwärtig Assyrien und Babylon durchsucht, schreibt aus Mossul, daß er einen alten Palast entdeckt hat, der 20 Fuß tiefer als alle bis jetzt stattgehabten Ausgrabungen liegt. Die freigelegten Fragmente schildert er als das Schönste, was man von der assyrischen Skulptur bis jetzt kannte. Die Figuren, Hautreliefs, nähern sich sehr der Natur, die Zeichnungen sind kräftig und lebhaft, die Ausführung bewundernswerth und die Einzelnheiten äußerst fein.

Buchstaben-Räthsel.

Geheiligt durch das alte Recht der Völker,
Tonkünstler, Bote und Soldat —
Wiewohl ich nie den Arm zum Kampf erhob —
Hab' ich der Zeichen neune. Nimm die ersten fünf:
Den Helden siehst du, der in finst'rer Wasserschlacht
Castiliens Sieger war und Albions
Und glorreich starb den Tod für's Vaterland. —
Die letzten fünf erinnern dich an jenen
Verkündiger des Heils, der demuthsvoll
Beginnt die Reihe stolzer Kronenträger,
Der sich Europa tief im Staube beugte.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 144. Freitag, 1. Dezember 1854.

Arzt und Anwalt.

(Fortsetzung.)

6.

Joseph Raimund kam zu Hause an. Wie immer, wenn er von der Börse zurückkehrte, betrat er auch heute das Zimmer seiner Gattin. Nichts verrieth, daß sie einen Ausgang gemacht hatte; ihre Toilette war dieselbe, die sie zu machen pflegte, wenn sie zu Hause blieb.

„Was fehlt Dir?" fragte sie in zärtlicher Besorgniß — „Du siehst sehr bleich aus, lieber Joseph, und Deine Augen sind trübe!"

Zugleich schlang sie den Arm um seinen Hals und küßte seine bleiche Wange.

Joseph erbebte unter diesen Zärtlichkeiten, denn sie schienen ihm so wahr und so innig, daß Louise eine Meisterin in der Verstellungskunst seyn mußte, wenn sie erkünstelt waren, und er hielt sie in diesem Augenblicke wirklich für erkünstelt. Mit einem durchbohrenden Blicke sah er auf das reizenge Weib nieder. Wie betroffen ließ Louise den Arm sinken.

„Mein Gott, was hast Du?" hauchte sie bestürzt.

Er schützte heftigen Kopfschmerz vor und ging wankenden Schrittes in dem Zimmer auf und ab, wo sonst Alles Glück und Liebe athmete und in welchem sich jetzt ein zerstörender Sturm vorbereitete.

Louise blieb regungslos stehen — sie hatte die kleinen, zarten Hände gefaltet und sah ihrem Gatten mit ängstlichen Blicken nach. So hatte sie ihn noch nie gesehen, es mußte also etwas Außerordentliches vorgefallen seyn und ihr Gewissen erinnerte sie an Julius Morel.

„Das Wetter ist schön — bist Du heute noch nicht aus gewesen?" fragte er scheinbar absichtslos, aber getrieben durch den letzten jener tausend Gedanken, die sich heimlich in die lichtere, obgleich von der Eifersucht heftig bewegte Ueberlegung eingeschlichen hatten.

„Nein!" antwortete sie zögernd und zitternd.

Joseph hatte eine rasche, sichere Antwort erwartet, denn im Grunde seines Herzens ließ sich immer noch eine Stimme hören, welche die so zärtlich geliebte Gattin für schuldlos erklärte. Aber so konnte nur eine Sünderin antworten, die sich plötzlich auf der That ertappt sieht. Dieses „Nein" durchschnitt ihm die Seele. Er blieb stehen und starrte seine Gattin mit einem Blicke an, vor dem sie erzitterte.

Da stand sie wie eine schöne Marmorstatue; alles Blut war aus den Wangen gewichen und das große Auge, das ihn sonst vertrauensvoll und liebend angeblickt, hatte sich zu Boden gesenkt.

„Louise!" rief Joseph in einem herzzerreißenden Tone.

Jetzt erinnerte er sich plötzlich der Worte des Advokaten, wonach sie ihn aus Mitleiden und aus Gehorsam gegen den Vater geheirathet hatte. Er gedachte seines Eintritts in das Haus des reichen Kaufherrn und der Wohlthaten, die man ihm erzeigt hatte. Seine schmerzliche Entrüstung war gebannt und der ihm angeborene Stolz regte sich mächtig in seiner Brust.

„Hast Du mir nichts zu sagen, Louise?" fragte er ruhig, aber mit bebender Stimme. „Benütze meine augenblickliche Verfassung, denn ich bin im Stande, Alles, Alles zu hören!... Louise! nicht um Dich zu rechtfertigen, fordere ich, daß Du redest, denn ich habe kein Recht, Dir Vorwürfe zu machen; aber um meinen qualvollen Zustand des Zweifelns und Hoffens zu beenden, wirst Du reden. Ich bin eine Creatur Deines großmüthigen Vaters, der mir die Tochter wie sein Vermögen

Digitized by Google

anvertraute — ich habe seine Kapitale redlich verwaltet und darüber werde ich ihm Rechenschaft ablegen; ob ich aber Deinem Herzen genügt, wirst Du entscheiden müssen, denn nur Du kennst es. Warum zitterst Du vor dem, der als Waisenknabe Dein väterliches Haus betrat? Fürchte nicht, daß ich meine Stellung verkenne, denn was der Dankbarkeit unmöglich seyn sollte, wird das Ehrgefühl vollbringen. Darum antworte mir offen: hast Du in meiner Abwesenheit das Haus verlassen?"

„Ja, ich war ausgegangen, Joseph," antwortete sie mit unsicherer Stimme, obgleich ihr bleiches Gesicht ruhig blieb; „wenn ich es im ersten Augenblick leugnete, so geschah es aus Rücksicht für Deinen aufgeregten Zustand, den ich vorübergehen lassen wollte."

Ein kalter Schauder durchbebte den armen Joseph.

„Der Advokat hat Recht," dachte er; „nur aus Mitleid hat sie bisher geschwiegen und nur aus Mitleid sprach sie jetzt diese Lüge aus. — Louise," sagte er laut, „seit meiner Rückkehr von der letzten Reise hat sich der Argwohn meines Herzens bemächtigt und ich gestehe offen, daß ich ihn mit aller Kraft, obgleich vergebens, bekämpft habe. Ende diesen Kampf, der mich aufreibt, gib mir Gewißheit und bekenne mir Alles, was in Deinem Herzen vorgeht."

Die junge Frau sah auf und eine leichte Röthe verbreitete sich über ihre Wangen.

„Joseph, so hast Du mich mit unwürdigem Verdachte verfolgt?" fragte sie.

„Nein, dessen ist Gott mein Zeuge!"

„Was ist heute geschehen? woher kommt Deine Aufregung?"

„Der Zufall führte mich Dir an einem Orte entgegen, wo ich Dich nicht vermuthete. Du hast mich gesehen —"

„Ich?" rief sie aus — „doch Du glaubst mir ja nicht mehr," fügte sie schmerzlich hinzu, „Du kannst mir vielleicht nicht mehr glauben, weil der Schein gegen mich ist. Ich habe diesen Mittag einen Gang zu unserem Arzte unternommen — er war nicht zu Hause und so kehrte ich zurück."

„Du warst nur bei dem Doktor?"

„Nur bei ihm. Aber frage mich nicht weiter — vertraue mir nur noch kurze Zeit und Du wirst das kleine Geheimniß erfahren, das ich jetzt zu bewahren gezwungen bin. Joseph, das Vertrauen ist eine Tugend der Liebe — bewahre es mir, daß ich nicht an Deiner Liebe zweifeln muß, denn dieser Zweifel wäre mein Tod. In diesem Augenblicke bin ich so aufgeregt, daß ich mich nicht vertheidigen kann; aber ich bin kein arglistiges Weib und daß ich Dich liebe, mußt Du wissen, wenn Du die Vergangenheit bedenkst. Das ist mein Bekenntniß, mehr kann ich Dir nicht sagen."

„Louise, was forderst Du?" versetzte Joseph. „Umgeben von Zweifeln, die den Glauben des Mannes erschüttern und seinen Argwohn erregen müssen, soll ich Dir vertrauen? Louise, ich bin nicht mehr der Erste, nicht mehr der Einzige in Deinem Herzen!"

„Mein Gott, Du zweifelst an meiner Liebe?" rief sie unter Thränen.

„Ich verberge Dir keinen meiner Gedanken, und Du —

„Sprich nicht weiter, Joseph!" rief sie hastig und in einer furchtbaren Angst. „Sage mir jetzt nichts — wir müssen Beide schweigen, wenn wir nicht muthwillig unser Glück zerstören wollen."

Ein Diener trat ein und meldete, daß das Essen aufgetragen sey.

„Ich habe gegessen!" sagte Joseph.

„Man warte nicht auf mich!" fügte Louise hinzu.

Verwundert entfernte sich der Diener, indem er zugleich einen mitleidigen Blick auf seinen Herrn warf.

„Louise," wandte sich Joseph zu seiner Gattin, „Dir fehlt der Muth, mir mündlich eine Eröffnung zu machen, von der Dein zukünftiges Glück und meine Ehre abhängen — ich erwarte einen Brief von Dir. Du wirst dem Papier um so leichter Alles anvertrauen können, wenn der Anblick meiner Person Dein Mitleid nicht mehr rege macht."

Nach diesen Worten ging er in sein Arbeitszimmer.

„Was ist das — was ist das?" murmelte Louise. „Diese ängstlichen Zweifel dürfen nicht länger mein Herz zerfleischen und noch heute soll der Doktor Alles erfahren, damit er diesem traurigen Zustand ein Ende mache. Ich will Nichts, Nichts verhehlen; ehe ich länger ein solches Leben fortführe, will ich lieber der traurigsten Gewißheit zum Opfer fallen."

Die junge Frau setzte sich hierauf an ihren Schreibtisch, ergriff eine Feder und begann sofort zu schreiben. Nach einer Stunde rief sie ihre Kammerfrau.

„Diesen Brief, Meta, überbringen Sie selbst sogleich Herrn Doktor Friedland. Tragen Sie

Digitized by Google

Sorge, daß hier im Hause Niemand erfährt, wo Sie hin gehen. Sie werden so rasch als möglich zurückkehren."

Meta begab sich sogleich auf den Weg.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jungfrau von Orleans.

Ein Franzose hat neuerdings alle Archive und alten Schriften nach Nachrichten von der Jungfrau von Orleans mit außerordentlichem Fleiße durchforscht und das Resultat der Welt mitgetheilt.

Unter so kleinen Leuten — schreibt er — wie die Eltern Johanna's, waren im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts Familiennamen fast ganz ungebräuchlich; auch hat die Jungfrau niemals einen geführt, obwohl ermittelt worden ist, daß ihr Vater Darc hieß. In ihrem Dorfe hieß das Mädchen Hannchen, im Lande, das sie drei Jahre lang mit ihrem Ruhm erfüllte, nannte man sie Johanna oder die Jungfrau. Die erste Veranlassung zu ihren künftigen Thaten gab Schmerz und Unwille: sie mußte mit allen Bewohnern des Dorfes bei Annäherung feindlicher Truppen flüchten, und als sie zurückkamen, fand man die Häuser geplündert und niedergebrannt. — Als sie bei dem Offizier Johann v. Novelonpont in Vaucouleurs erschien, trug sie ihr ärmliches rothes Röckchen und er fragte sie, ob sie so ins Feld ziehen wolle. Sie würde gerne Mannskleider tragen, antwortete sie, und Novelonpont gab ihr die Kleider eines seiner Diener. Nach einigen Tagen schossen indeß die Leute in Vaucouleurs zusammen, um ihr einen neuen Anzug zu schaffen. Ihr Haar wurde deßhalb kurz und rund abgeschnitten, wie es damals die jungen Männer trugen. Sie erhielt eine Jacke (Art Weste ohne Knöpfe), Beinkleider, die an die Weste angeknüpft wurden, und einen kurzen Rock, der etwa bis an die Kniee reichte; außerdem Reiterstiefeln mit langen Sporen, ferner ein Pferd, ein Schwert, einen Dolch, einen Helm und eine Lanze, kurz, sie wurde ganz so ausgerüstet wie ein Reiter in jener Zeit.

So verließ sie Vaucouleurs am 25. Februar 1429, um sich 150 Stunden weit, auf Umwegen, nach Chinon zu dem Könige zu begeben. Novelonpont und die vier Andern in ihrer Begleitung waren junge Männer und Johanna hatte ihr siebzehntes Jahr erreicht. Sie hatte schwarzes Haar, war groß, stark und gut gebaut, hatte aber eine ganz weibliche, sehr weiche Stimme und alle Reize, welche begehrliche Blicke auf sie ziehen konnten. In der Nacht schlief sie meist bei einer Frau da, wo man Halt machte; mußte man unter freiem Himmel übernachten, was aber selten geschah, so schlief sie in ihrem Mannesanzug neben den Andern und ihr Schutz war die Ehrfurcht, die sie schon damals umgab. In dem spätern Lagerleben haßte sie besonders die liederlichen Dirnen, die sich in Menge unter den Soldaten herumtrieben; in St. Denis vertrieb sie dieselben einmal persönlich und zerschlug auf dem Rücken Einer, die sich besonders sträubte, ihr Schwert. Auch das Fluchen und Schwören der Soldaten konnte sie nicht leiden, obgleich sie selber nicht frei von dieser bösen Angewohnheit war; doch schwur sie nur: „Par mon martin!" „Bei meinem Stecken!" (mit dem sie sonst ihr Vieh getrieben hatte). Sie ritt sehr gern, wurde eine ausgezeichnete Reiterin und war unermüdlich zu Pferde. Auch schöne Waffen liebte sie und allmälig suchte sie auch Putz und Zier an ihrer Reitertracht. —

Uebrigens war sie schon bei Lebzeiten über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus berühmt, denn 1429 besah der Rath von Regensburg in corpore ein für Geld ausgestelltes Bild von ihr, das ihre Thaten zeigte, und in den Stadtrechnungen findet sich verzeichnet: „Item han wir geben vor das Gemählde zu schawn, wie die Junkfraw zu Frankreich gefochten, 24 Pfennig."

Mannigfaltiges.

(New-York. — Betrug an Einwanderern.) Dieser Tage erschienen zwei deutsche Einwanderer vor Richter Osborne und sagten aus, daß sie in Europa von dem Hause „Rischmüller und Löscher", einem Zweiggeschäfte des hiesigen gleichen Namens, sogenannte „trough tickets" nach Jowa City gekauft hätten; bei ihrer Ankunft dahier sey ein gewisser Adam Nathan, der sich in Diensten des Einwandererbeförderers F. W. C. Wedekind befinde, an Bord ihres Schiffes gekommen, habe ihnen gesagt, daß er mit der Firma „Rischmüller und Löscher" in Verbindung stehe, und ihnen bedeutet, daß er ihnen die in Europa gekauften Passagebillete gegen solche umtauschen wolle, mit denen sie bis an ihren Bestimmungsort gelangen könnten. Die Leute ließen sich prellen und setzten sich mit den eingetauschten Tickets

Digitized by Google

auf die Eisenbahn, die sie bis Buffalo brachte, wo die Geprellten zu ihrem größten Schrecken die Entdeckung machten, daß ihre Tickets nur für die Fahrt bis Buffalo giltig waren. Sie entschlossen sich hierauf, nach Gotham zurückzukehren und den angeblichen Schwindler gerichtlich zu verfolgen. — Nathan hat außerdem angeblich den Einwanderern gesagt, die in Europa gekauften Tickets seyen werthlos und schließlich sie überredet, ihm für andere Tickets 50 Doll. zu bezahlen. Eine deßfallsige Untersuchung wird daher vor Richter Osborne stattfinden.

Die Einwanderungs-Commissäre zu New-York, die sich regelmäßig in der Woche einmal versammeln, legten in ihrer ersten Sitzung des Monats November dar, daß bis zum 1. genannten Monats 273,551 Einwanderer dortselbst angekommen waren.

Am 7. November wurde in den Kohlengruben von Rive de Gier, 600 Fuß unter der Erde, eine rührende Feierlichkeit gehalten. Es galt die Einweihung einer Statue der heil. Jungfrau, welche in Mitte der Minengänge auf einem dazu hergerichteten Altar aufgestellt wurde. Der Pfarrer von Rive de Gier, umgeben von zehn andern Geistlichen, hielt die religiöse Weihe, welcher mehr als 500 Arbeiter beiwohnten. Ergreifend war der Anblick des mit Blumen geschmückten Gewölbes, das von den Grubenlichtern der 500 Arbeiter, sowie den Kerzen der Geistlichen und der Sänger beleuchtet war und in dem die religiösen Gesänge, von mehr denn 500 Stimmen vorgetragen, in den vielen unterirdischen Gängen ein tausendfaches Echo fanden.

Rußlands Bevölkerung betrug 1850 66 Millionen Seelen, wovon auf das europäische Rußland 60 Millionen kamen. 1722 hatte es 14 — 1762 20 — 1795 36 — 1818 45 — 1824 50 — 1838 59 und 1842 62 Millionen. Während die früheren Vermehrungen hauptsächlich durch die Eroberungen und sonstige Erwerbungen, wie z. B. der Krim, Liefland, Curland, Finnland, Polen, in Asien ꝛc. veranlaßt waren, vermehrte sich zwischen 1818 und 1824 die Zahl der Seelen um 5 Millionen, und der russische Statistiker glaubt, bis 1890 werde das Kaiserreich 230 Millionen Einwohner haben. (?)

Von Weizenkörnern, die aus einem Mumiensarge in Aegypten entnommen und auf der schlesischen Herrschaft Hohenliebenthal, Besitzthum des Gesandten a. D. Hrn. v. Küster (Kreis Schönau), im Herbst des vorigen Jahres gesäet wurden, ist das überraschendste Resultat gewonnen worden. Der Same, der vor etwa 3000 Jahren geerntet worden seyn mag, ist fast durchgehends aufgegangen. Aus jedem Korn haben sich 30 — 45 Halme von äußerst kräftiger, fast schilfartiger Beschaffenheit entwickelt; die Aehren enthielten zwischen 50 und 80 Körner, und die Ernte war daher eine wahrhaft kolossale. Der Inhalt eines knappen Eßlöffels voll Samen brachte einen Ertrag von $2^1/_2$ Metzen. Der gewonnene Weizen ist wieder ausgesäet worden. Ob die große Ergiebigkeit dieses Samens auch in den folgenden Generationen sich erhalten wird, muß den ferneren Erfahrungen anheimgestellt werden.

Um einen schwarzen, dem chinesischen ähnlichen Tusch zu bereiten, gibt ein französisches Blatt folgendes Rezept: Man nimmt sechs Theile Hausenblase, welche man in dem doppelten Gewicht siedenden Wassers auflöst, dann läßt man zwei Theile spanischen Süßholzsaft in einem Theile heißen Wassers vergehen, mischt diese beiden Sachen durcheinander, indem man nach und nach einen Theil vom besten Elfenbeinschwarz mittelst eines Spatels beisetzt. Dann läßt man das Produkt in einem Gefäße, das man in ein anderes mit heißem Wasser setzt, ausdünsten und gibt dem Tusch die beliebige Form.

Räthsel.

Die Erde war's, die mir das Leben gab;
Stolz stieg ich in die Luft und wuchs von Jahr zu Jahre;
Nach meinem Tod ward 's Wasser meine Bahre;
Und endlich fand im Feuer ich mein Grab —
Hiemit ich jedes Element durchwandert hab'.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in № 143:

Trompeter.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 145. Sonntag, 3. Dezember 1854.

Am Brinnche wollt ich annegeh'.

Von L. Schandein.

Am Brinnche wollt ich annegeh'
Enaus in unser Gahrte:
Do steht e Märe bausigschö',
Das dut, als där es wahrte.

Is bausigschö', so lieb bebei,
Hot Guckelcher wie's Lewe;
Ich anne glei un fro es frei:
„Gell Kinn, ich soll d'r hewe?"

Es guckt mich a' un nuckt m'r dann
Un is d'r wie verstawert;
Ich heb — un iw'gem Hewe han
Mei Herz ich ah verschlawert.

Un hott m'r mol sei Herz verschitt,
Un bin es ah paar Treppe,
Do dut es wie e Hammerschmitt
Die Bruscht em ball verkloppe.

So steh ich do un han ke Mut
Un bin d'r so verlehe,
Ich brenn wie Glut — un guck, es dut
Als där es mich verstehe.

Un 's Mäulche hall ich hi' un such
Se weise, was ich fihle —
Un batsch dich! fallt e Wolkebruch,
Mich dabber abzekihle.

Un putschenaß do steh ich fescht,
Doch fort is fir mei Kinnche:
Das denkt, es hätt mei Brann gelescht
Mit Wasser aus em Brinnche.

Un das han ich devungetrah,
Es denkt m'r for mei Lewe:
Drum mah' ich so'me Märe ah
Selebdah nimmi hewe!

Arzt und Anwalt.

(Fortsetzung.)

7.

Am Abend erschien der Doktor in dem Hause des Kaufmanns. Er fragte nach Madame Raimund und man führte ihn in ihr Zimmer. Bei seinem Eintritt erhob sich die junge Frau von dem Sopha, trocknete rasch ihre Thränen und streckte dem Arzt die Hand entgegen.

„Ich komme selbst, um Ihnen die Antwort auf Ihren Brief zu bringen," sagte er in einem freundlichen Ernste. „Unsere Angelegenheit ist so wichtig und erfordert eine so zarte Behandlung, daß ich das Schreiben so oft wie nur möglich vermeide."

Er führte Louise zu dem Sopha zurück und ließ sich neben ihr nieder. Dann ergriff er ihre Hand und sagte:

„Sie haben mich aufgefordert, der Arzt Ihrer Ehre zu seyn — Louise Cordes hat Ansprüche auf meine väterliche Liebe und ich stehe nicht einen Augenblick an, Ihrem Wunsche zu willfahren."

Louise erröthete und begann zu weinen.

„Doktor," stammelte sie, verwirrt vor Beschämung, „ich muß Ihnen mein Herz ausschütten! Ich bin keine Sünderin, die durch eine reuige Beichte ihre Schuld sühnen will — ich habe Nichts verbrochen, meine Seele ist rein und mein Gewissen klagt mich nicht an; aber ich bedarf eines rathenden Freundes, der kräftigen Hand eines aufrichtigen Beschützers."

„Ich verspreche, Ihnen Beides zu seyn."

„Mein Brief enthielt einige schwache Andeutungen von Dem, was Sie wissen müssen, Doktor — ach, fürchten Sie nicht, der Mitwisser eines gefährlichen Geheimnisses zu werden!" rief

Digitized by Google

sie leise aus, ihr Gesicht mit dem weißen Batisttuche bedeckend, um die aufsteigende Röthe der Scham und Verlegenheit zu verhüllen.

„Nein, das fürchte ich nicht, meine arme Louise, denn ich müßte Sie nicht kennen, um so etwas vorauszusetzen. Man hat es gewagt, Ihr Glück, Ihre Ehre anzutasten —"

„Wie? Sie wissen ...?" fuhr Louise überrascht auf.

„Ich weiß bereits Alles," sagte lächelnd der Arzt, „und ich freue mich, Ihnen die Erzählung Ihrer Leiden ersparen zu können."

Plötzlich erbleichte die junge Frau.

„Wer hat es Ihnen gesagt?" flüsterte sie mit tonloser Stimme — „vielleicht mein Mann?"

„Nein, nein; Joseph kennt vielleicht nicht einmal die Gefahr, die sein häusliches Glück bedroht, und wir werden sie abgewendet haben, ehe er sie ahnt."

„Doktor, er kennt sie bereits!"

„Wie?" fragte der Greis erschreckt — „sollten Sie eine Unvorsichtigkeit begangen haben?"

Louise erzählte Josephs Rückkehr und ihre Unterredung mit ihm.

„Mein würdiger Freund," schloß sie mit bewegter Stimme, „der Gedanke, Julius Morel angehört und seine Briefe nicht ungelesen zurückgesendet zu haben, lastet wie ein furchtbares Verbrechen auf meiner Seele. Von einer mir unerklärlichen Angst gefoltert, leugnete ich, daß ich ohne Wissen meines Mannes in Ihrem Hause gewesen bin, denn mir ist, als ob der leiseste Argwohn von seiner Seite mein ganzes Lebensglück zertrümmern müßte. Ich bin unschuldig, Doktor, und dennoch kann ich nicht ganz offen gegen ihn seyn. Daß er nie die Verirrung seines Jugendfreundes erfahren sollte, war mein eifrigstes Bemühen; es widerstrebte meinem Gefühle, als die Anklägerin des jungen Mannes aufzutreten, dessen Vater Joseph als den Gründer seines Glücks betrachtet. Julius ist ein falscher Freund, aber mein Mann wird so lange nicht daran glauben und mir vielmehr einen großen Theil der Schuld beimessen, bis ich die schlagendsten Beweise vorlege, daß ich selbst eine durch Raffinerieen umstrickte Thörin bin. Doktor, Ihnen bekenne ich, daß meine Eitelkeit sich in den Huldigungen gefiel, die mir Julius brachte; aber leider bemerkte ich zu spät, daß ich dem Freunde meines Mannes zu viel gestattet hatte. Was ich für unschuldige, selbst alberne Scherze gehalten hatte, nahm er als Dinge von Bedeutung, und der Anwalt folgerte hieraus Rechte für sich, die mich erzittern machten. Er schrieb mir Briefe, die, wenn sie ein mit den Verhältnissen unbekannter Mensch gelesen, mich offenbar eines Ehebruchs zeihen müßten; und dennoch habe ich mich gegen Julius so benommen, daß es höchstens deßhalb zu verdammen ist, weil es in der Abwesenheit meines Joseph geschehen. Eine schwere Krankheit war die Folge meines Seelenkampfes — ich habe meine Unvorsichtigkeit schwer gebüßt und, wie es scheint, werden sich noch schrecklichere Folgen derselben einstellen. Helfen Sie, retten Sie, Doktor, und überzeugen Sie meinen Mann, daß ich nie aufgehört habe, ihm treu zu seyn, daß ich nicht einmal weiß, woher die Fäden der Bosheit so plötzlich gekommen sind, die mich umschlungen halten."

Die junge Frau trocknete ihre Thränen, die jetzt häufiger denn zuvor aus den schönen Augen hervorquollen.

„Mein armes Kind," sagte theilnehmend der Arzt, „ich kenne Ihre Gefahr und habe nicht einen Augenblick daran gezweifelt, daß der Advokat sich Rechte anmaßt, wozu kaum ein Scheingrund vorliegt. Sie haben ihn angelächelt — und er spricht von Zärtlichkeiten; sie haben Joseph einen eifrigen Kaufmann genannt — und er spricht von einem trockenen Geschäftsmanne, der Ihr Herz nicht auszufüllen vermag, — kurz, er will Sie schuldbewußt machen, damit Sie, aus Furcht vor der öffentlichen Meinung, sich ihm ganz überlassen müssen. Herr Julius Morel bewährte sich hier als schlauer Advokat wie im gemeinsamen Geschäftsleben; ist kein Grund zum Prozesse vorhanden, so zieht man ihn mit den Haaren herbei. — Also Joseph äußerte heute Mittag den ersten Argwohn?"

„Ja."

„Und Sie sind sich seit Ihrer Krankheit keines Schrittes bewußt, der Anlaß dazu gegeben haben könnte?"

„Das schwöre ich bei dem allmächtigen Gotte!"

„Dann hat der Advokat es versucht, den Samen des Argwohns in das Herz Josephs zu streuen. Jetzt gilt es, ihm zu beweisen, wer Herr Julius Morel ist. Kennt er die Gesinnungen desselben, so kann er seine Gattin um so leichter und sicherer beurtheilen. Aber Sie müssen mir helfen, Madame."

„Wie kann ich das?"

„Fragen Sie nicht, Sie sind die Kranke, ich bin der Arzt," versetzte der Doktor entschieden. „Setzen Sie sich an den Tisch und schreiben Sie, was ich Ihnen diktiren werde. Wir haben ein

Digitized by Google

starkes Uebel zu heben, folglich müssen wir starke Mittel anwenden."

Louise begab sich an den Schreibtisch und der Doktor diktirte, indem er sich über ihren Stuhl neigte:

„Mein Herr! Die Antwort auf Ihren letzten Brief muß ich Ihnen mündlich mittheilen. Sie werden mich diesen Abend neun Uhr in meinem Landhause antreffen —"

Louise sah bestürzt empor.

„Schreiben Sie," sagte der Doktor lächelnd; „ich bedarf nur dieses Briefes, für eine Stellvertreterin bei dem Rendezvous werde ich Sorge tragen. Also:

„antreffen. Mein Mann ist von dem Doktor Friedland zum Abendessen eingeladen und wird spät nach Hause kommen. Louise."

„So," sagte der Doktor; „jetzt siegeln und adressiren Sie das Billet."

Louise that es und indem sie dem Arzte zitternd das Briefchen überreichte, sagte sie:

„Herr Doktor, ich lege meine Ehre in Ihre Hand!"

„Und der Doktor gibt Ihnen dafür den von Eifersucht und Argwohn geheilten Mann zurück. Bis sieben Uhr ist der Advokat zu Hause — erlauben Sie, daß ich Ihre alte Meta dorthin absende. Und nun leben Sie wohl! Die Folgen meiner Kur werden Sie vielleicht heute noch an Ihrem Manne spüren."

„Gott gebe es!"

Auf der Hausflur fertigte der Arzt die alte Kammerfrau ab; dann trat er in das Comptoir, wo Joseph arbeitete.

Der junge Kaufmann empfing den Greis mit einer schmerzlichen Freundlichkeit.

„Mein Freund," flüsterte der Doktor, „für diesen Abend gehören Sie mir an. Ihr Arzt besiehlt, daß Sie für heute schließen, bei ihm speisen und dann mit ihm einen Spaziergang unternehmen. Jetzt ist es halb sieben Uhr — ich habe noch einige Kranke zu besuchen — halb acht treffen Sie mich zu Hause."

Joseph versuchte Einwendungen zu machen und schützte den Posttag vor.

„Auch ich habe Ihnen Postberichte mitzutheilen, die wichtiger sind, als alle andern!" sagte flüsternd der Arzt. „Doch erschrecken Sie nicht, es sind keine Hiobsposten. Also?"

„Ich werde kommen!" antwortete Joseph nach kurzer Ueberlegung.

„Sie wissen aber, ich liebe Pünktlichkeit!" rief der Arzt und entfernte sich.

Auf der Straße begegnete er Louisens Kammerfrau, die von dem Advokaten zurückkehrte.

„Nun?" fragte er.

„Ich traf ihn zu Hause. Er nahm das Billet, durchflog es und gab mir einen Louisd'or für den Weg. Dann entließ er mich, ohne ein Wort hinzuzufügen."

„Gut, liebe Frau, ich danke Ihnen!" sagte der Arzt, indem er seinen Weg fortsetzte. — „Die Antwort genügt, denn sie beweist, daß der schlaue Jurist in die Falle geht."

Eine Stunde später empfing der Doktor den Kaufmann in seinem Zimmer, wo das Abendessen vorbereitet war. Die beiden Männer aßen, wobei der Doktor zur Eile antrieb; dann traten sie den Spaziergang zu dem Landhause an.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der Eremit vom Schlosse des heil. Elias.) In dem Kirchenstaate, zwischen Civita Castellana und Napi, liegt eine Einsiedlerwohnung, welche „das Schloß des heil. Elias" heißt und von allen Reisenden und Pilgern besucht wird. Man sieht da, was Geschicklichkeit, Geduld und Fleiß bewirken können. Es lebte hier ein Einsiedler, Namens Jos. Andr. Rodio, der fast ein halbes Jahrhundert da zubrachte. Er begann seine Arbeit 1782 und war in einem Dezennium damit fertig. Er grub in den Felsen und vollbrachte allein, ohne alle Beihilfe, ein Werk, das von einer Vereinigung geschickter und fleißiger Arbeiter hergestellt zu seyn scheint. Anfänglich bemerkt man nur eine kleine, niedrige Wohnung, die die Aufmerksamkeit wenig in Anspruch nimmt. Dann findet man 144 in den Felsen gehauene Stufen, auf welchen man sicher und bequem hinabsteigen kann und welche Ruheplätze, Gärtchen und Springbrunnen enthalten. So gelangt man in eine der heil. Jungfrau geweihte Kapelle, die eine kleine Sakristei hat. In der Wohnung des Eremiten sieht man ein Bett von Moos und in einer Ecke Drahtstricke, die vielleicht zu Bußinstrumenten dienten. Ein Krug mit Wasser, dann schwarzes Brod und getrocknete Früchte bildeten seinen ganzen Lebensmittelvorrath. Eine Aufschrift an dem Eingange der Wohnung erzählt den Besuchern das Leben des sonderbaren Mannes.

(Einbildungen von Wahnsinnigen.) Es gab deren von der sonderbarsten Art: ein Bäcker glaubte ganz von Butter zu seyn, und fürchtete daher die Ofenwärme wie den Sonnenschein. — Ein verunglückter Oekonom hielt sich für ein Gerstenkorn und nahm sich sorgfältig vor allem Geflügel in Acht. — Ein äußerst kleiner und magerer Mensch bildete sich ein, vor Dicke durch keine Thür zu können, und verließ daher nie sein Gemach. — Ein anderer Wahnsinniger glaubte von Glas zu seyn, verlangte mit Stroh umwickelt zu werden und saß immer auf einem Fleck. — Noch ein anderer hielt sich für einen Obstbaum, über und über mit reifen Früchten behangen, und fürchtete Jeden, der ihm zu nahe kam.

(Die Uhr Ludwigs XIV.) Dieser König, dem keine Schmeichelei zu übertrieben war und der bekanntlich selbst die Lieder trillerte, die die Hofpoeten auf ihn machten, hatte auch in seinem Zimmer eine künstliche Uhr, an welcher ein Hahn angebracht war, der mit jedem Glockenschlage krähte. Allemal zitterte alsdann ein silberner Adler, der den Kaiser und das Reich bedeutete, am ganzen Leibe.

(Treffende Antwort.) Ludwig XVIII. arbeitete eines Tages in seinem Kabinete mit dem Minister Baron de L.... Dieser nahm seine Tabaksdose aus der Tasche und setzte sie neben sich auf den Tisch; bald darauf holte er auch sein Schnupftuch hervor und legte es auf die andere Seite. Der König, dies gewahrend, mochte es vielleicht nicht für etiquettengemäß gehalten haben und sagte lächelnd: „Lieber Baron, Sie leeren ja Ihre Taschen!" — „Ah, Sire, verzeihen Sie!" versetzte der Minister — „allein es ist doch immer besser, als wenn ich sie füllte."

Brusquet, Hofnarr des französischen Königs Franz I., nachdem er die verschiedenen Rathschläge ruhig mit angehört, die man seinem Herrn wegen des Weges gab, auf dem er nach Italien marschiren sollte, wo er das Herzogthum Mailand erobern wollte, sagte zuletzt zum Könige: „Sie sprechen Euch Alle viel über die Gegenden vor, durch die Ihr nach Italien ziehen sollt, und nicht ein Einziger zeigt Euch den Weg an, auf welchem Ihr wieder herauskommen könnt."

Versetzen.

Der Arme, der in großer Noth
Gar oft nicht hat sein täglich Brod,
Das Nöthige oft muß entbehren,
Um nur die Seinen zu ernähren;
Und dem der Beutel wieder leer,
Wenn ihn die Sorge drückt so schwer,
Wenn's aller Müh' nicht will gelingen,
Den Unterhalt sich zu erringen:
Er muß, weil ihn der Hunger treibt
Und ihm nichts And'res übrig bleibt,
Um seinen Magen nur zu letzen,
Gar oft sein bestes Stück — versetzen.

Wenn Meisters Lehrbursch nicht d'rauf hört,
Was Ersterer von ihm begehrt,
Wenn alle Worte nichts mehr nutzen,
Den bösen Buben zuzustutzen,
Der bei der Arbeit träg und faul
Und immer mürrisch hängt das Maul;
Auch wohl bestiehlt des Meisters Taschen,
Um Leckerei'n dafür zu naschen;
Kurz, wenn der Bursch ein Taugenichts:
Dann muß, denn die Erfahrung spricht's,
Der Meister sich in Anseh'n setzen
Und seinem Burschen Eins — versetzen.

Willst du im ros'gen Licht die Welt
Und Städte, Dörfer, Flur und Feld
Mit Staunen auch und mit Entzücken
Als Marionettenspiel erblicken;
Und halten auch die Weihnachtszeit
Für deine höchste Seligkeit;
Genießen jede Lebensfreude,
Entfernt von Sorgen und vom Leide,
So recht von Herzen, ungetrübt,
Und wähnen, daß dich Alles liebt:
Mußt du zurück, um dies zu schätzen,
In deine Kindheit dich — versetzen.

Sylben = Räthsel.

Nur mein Erstes hat die Natur an den Menschen gebildet,
Aber das Zweite schuf künstlich die Mode daran.
Hängst du das Zweit' an das Erste, so hast du mein Ganzes, o Leser,
Das zur Zierde dir oft, oft zur Gesundheit auch dient.

Auflösung des Räthsels in № 144:
Flößholz.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 146. Dienstag, 5. Dezember 1854.

Beim Schlofe.

Von L. Schandein.

Schlof-schlof mei liebes Buhche,
Schlof-schlof mei lieber Buh!
Im Ställche draus 's Hamuhche
Macht ah sei Ruhe zu.
Die Böckelcher, die Zickelcher,
Die Wutzewutzegickelcher,
Die Spätzelcher, die Vöchelcher,
Die schluppe in ehr Löchelcher:
Mach ah dei Ruhe zu
Un schlof in gurer Ruh!

Schlof-schlof mei liebes Kinnche,
Schlof-schlof mein liebes Kinn!
Im Höfche gautzt noch 's Hiunche,
Dieweil ich bei d'r bin.
Die Hinkele, die Gockele,
Die schlofe — ich muß schockele;
Die Wullewullegäuselcher
Bin ruhig mit de Schwänzelcher:
Schlof ah mei liebes Kinn,
Dieweil ich bei d'r bin!

Schlof-schlof mei liebes Männche,
Schlof-schlof mei lieber Mann!
Erscht kummt der Brei in's Pännche,
Noh kummt er in die Pann.
So böse-böse Stöffelcher,
Die basse dort mit Löffelcher,
Die wolle 's Pännche schärre,
Doch draus därf nir werre,
Bis 's Männche schlofe kann —
So schlof mei lieber Mann!

Schlof-schlof, da hoscht e Mäulche,
Schlof-schlof, da hoscht e Maul:
Sunscht kriht dich 's Hutschegäulche,
Der Hutschehutschegaul!
Der Hutschegaul muß ziehe,
Därf 's Buhche mei net kriehe;
So loß dich dabber hutschele,
Duh dabberche dich gutschele
Un mach dei Ruhe zu —
Gunnacht mei lieber Buh!

Arzt und Anwalt.

(Fortsetzung.)

8.

Die Dämmerung war längst angebrochen, als der Doktor seinen Freund durch die Seitenwege zwischen den Hecken zu dem ihm wohlbekannten Landhause führte. Der Gärtner, der in einem niedlichen Häuschen wohnte, öffnete das Gitter zu der Villa und ließ die Männer in den Saal dieser kostbar eingerichteten Lokalität treten.

Während Joseph sich damit beschäftigte, eine große Astrallampe anzuzünden, war der Doktor auf die Stufen der Treppe hinausgetreten und sprach leise mit dem alten Gärtner.

„Wir erwarten noch Gäste," sagte er, „einen Herrn und eine Dame. Führt sie in den Saal, Alter, aber verschweigt ihnen, daß wir bereits angekommen sind. Wir beabsichtigen einen Spaß, wenn Ihr schwätzt, ist er verdorben und Herr Raimund könnte Euch leicht aus dem Dienste schicken. Auf Befragen könnt Ihr sagen, daß Ihr gegen Abend den Befehl erhalten hättet, um neun Uhr die Lampe in dem Salon anzuzünden, die, wie ich sehe, bereits brennt. Wenn Alles gut abläuft, so erhaltet Ihr von mir den Lohn."

„Schön, Herr Doktor, werde Alles pünktlich besorgen!" versetzte der Gärtner, zog seine Mütze und entfernte sich.

Digitized by Google

Der Arzt ging in den Saal zurück. In demselben Augenblick schlug die Pendule auf dem Kamin neun Uhr.

„Mein Freund," sagte er zu Joseph, „jetzt nehmen Sie Ihren Hut und folgen Sie mir."

„Wohin?"

„Hinter die Glasthüre dieses Kabinets mit den grünen Vorhängen."

„Doktor, was haben Sie vor?"

„Sie sollen mir einen kranken Mann und eine leidende Frau beobachten — ich habe mir vorgenommen, Beide zu heilen. Ziehen Sie daraus Ihre Schlüsse und wenden Sie sie bei vorkommenden Fällen an."

„Um Gotteswillen, Doktor, wer sind die Personen?" rief der Kaufmann in einer furchtbaren Aufregung.

In diesem Augenblick ließ sich die Glocke am Thore vernehmen. Anstatt zu antworten, ergriff der Doktor Josephs Hand und zog ihn hastig in das Kabinet, dessen Thür er hinter sich verschloß. Die Männer nahmen so auf zwei Stühlen Platz, daß sie durch die Vorhänge den hellerleuchteten Saal übersehen konnten.

„Und nun denken Sie," flüsterte der Doktor, „daß Sie an dem Krankenbette Ihrer Louise sitzen. Vermeiden Sie jedes Geräusch und fassen Sie sich in Geduld. Daß diese Krisis heilbringend ist, verbürge ich mit meinem grauen Kopfe. Beobachten Sie genau, aber staunen Sie über nichts, was auch kommen möge. Fragen Sie mich nicht, denn ich werde nicht antworten."

Die Pein des armen Joseph läßt sich nicht beschreiben, als er den Advokaten in den Saal treten sah. Er war der festen Meinung, daß er Zeuge von der Arglist seiner Frau seyn sollte. Mit verzweifeltem Muthe entschloß er sich zu lauschen und dann seine Einrichtungen darnach zu treffen.

Julius Morel, höchst elegant gekleidet, ging lächelnd im Saale auf und ab. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, schaute nach der Uhr und lauschte. Als sich kein Geräusch vernehmen ließ, trat er zu dem Tische, auf dem die Lampe stand, zog ein Billet hervor und las.

„Er prüft noch einmal, ob es ächt ist," dachte der Doktor. „Ah, mein Freund, wir machen die Handschriften nicht nach, so lange uns die Originale zu Gebote stehen."

Fünf Minuten verflossen — da erklang die Glocke am Thore wieder. Joseph sah, wie der Anwalt stehen blieb, mit einem triumphirenden Lächeln nach der Thür blickte und mit der Hand durch das krause Haar fuhr. Der Doktor ergriff die Hand des Kaufmannes, als ob er ihm Muth einflößen wollte; bei dieser Gelegenheit fühlte er, wie sein Puls jagte und die Hand brannte.

Joseph lauschte in einer furchtbaren Spannung. Da ward zum zweiten Male die Thür geöffnet und eine Dame trat ein. Sie trug einen kurzen seidenen Mantel und einen weißen Hut, dessen Schleier das Gesicht bedeckte. Nachdem sie vorsichtig die Thür geschlossen, trat sie tiefer in den Saal.

„Meine Frau!" flüsterte der Kaufmann, dem das Blut in den Adern stockte. Und mit einem convulsivischen Zittern ergriff er die Hand des Arztes, ohne die beiden Personen im Saale außer Acht zu lassen.

„Ruhig, ruhig!" mahnte leise der Doktor.

Die Lauscher sahen nun, wie der Anwalt der jungen Frau entgegentrat, ihre kleine mit weißen Handschuhen bekleidete Hand ergriff und sie zärtlich küßte.

„Endlich!" rief er aus — „die Minuten sind mir zu Stunden geworden und schon zweifelte ich, daß ich diesen Abend so glücklich seyn würde, Ihnen die Gefühle meiner aufrichtigsten Verehrung ausdrücken zu können. Ach, Louise, Sie haben bisher grausam mit mir gespielt!"

Die Dame antwortete nicht, aber ihr ganzer Körper begann zu zittern und ein leises Schluchzen ließ sich vernehmen.

„Sie weinen!" rief Julius mitleidig — „o, diese Thränen brennen wie Feuer auf meinem Herzen! Louise, brechen Sie diese lästigen Fesseln, vertrauen Sie mir, der sich auch ohne Ihren Willen mit Ihrem Glücke beschäftigt hat; vertrauen Sie dem guten Geiste der wahren Liebe und die Zukunft wird eine heitere, eine lichtvolle seyn. Sie haben mich bisher nicht verstanden, Sie haben wie eine fromme Dulderin gelitten, ohne die Quelle Ihres Leidens zu kennen. Louise, heute werden Sie mir sagen, daß ich Recht gehabt habe! Wie Keiner auf der Welt fühle ich mich berufen, Ihr Glück zu fördern und, bei Gott! ich werde es fördern! — Immer noch Thränen als Antwort? Können Sie sich nicht entschließen, mir Ihr Herz auszuschütten? Louise, lassen Sie mich in Ihrem schönen Auge lesen, was Sie den Muth nicht haben mir zu sagen, und ich vollende das Werk Ihrer Befreiung, das ich bereits wider Ihren Willen begonnen habe."

Er warf den Schleier zurück. Doch kaum hatte er das Gesicht der Dame erblickt, als er bestürzt zurückwich und einen lauten Schrei ausstieß....

Digitized by Google

Joseph Raimund suchte seine Augenkraft zu verdoppeln und er sah ein fremdes, aber sehr schönes Frauengesicht, das von Aufregung geröthet und in Thränen gebadet war.

Das Wesen des Advokaten hatte sich plötzlich verändert. Bleich vor Zorn und zitternd am ganzen Körper trat er der jungen Frau wieder näher und rief mit erstickter Stimme:

„Du, Helene, Du? Wahrlich, Du spielst eine vortreffliche Rolle! Bekenne, Elende, wer hat Dich dazu gedungen? Wie kommst Du in dieses Landhaus?"

„Wer mich dazu gedungen?" antwortete eine zarte, bebende Stimme. „Niemand! Ich glaube, ich habe ein Recht dazu, meinen Mann an Das zu mahnen, was er mir vor dem Altare Gottes feierlich gelobt hat.... Diesen Mittag botest Du mir Geld, wolltest mir meine Ansprüche abkaufen und drohetest selbst, mich durch Deinen Einfluß zu vernichten, wenn ich mich nicht gutwillig fügte."

„Und es wird noch geschehen!" sagte Morel, der seine Fassung wieder erlangt hatte, mit einer furchtbaren Ruhe und Kälte. „Madame, Sie kennen jetzt ein Geheimniß meines Herzens, das Ihnen darthun muß, wie wenig Sie von mir erwarten können. Ich wiederhole jetzt noch einmal alle meine Anerbietungen und fordere dagegen, daß Sie meine Heirath als eine unbesonnene Jugendthorheit betrachten und vergessen."

„Julius, Julius!" schluchzte die arme Frau — „Deine Liebe zu mir nennst Du eine Jugendthorheit?"

„Ich habe Sie aus Mitleiden zum Altar geführt."

„O, gräßlich!" stammelte Helene und begann heftig zu weinen.

(Schluß folgt.)

The book of the farm.

Gleichwie Thaer und Schwerz sich durch ihre Schriften das bleibendste Denkmal gesetzt haben, gleichwie Dombasle uns stets bekannt bleiben wird, gleichwie Arthur Young seinen Namen in die Annalen der Landwirthschaft eingetragen, so wir dauch der Name Henry Stephens nie der Vergessenheit anheimfallen. Sein book of the farm ist der treue Rathgeber für den englischen und schottischen Landwirth, wir finden es beinahe auf jedem Gute, und als gehaltvolles Werk wurde es schon längst von den Landwirthen Deutschlands und Frankreichs, welche der englischen Sprache kundig sind, hochgeschätzt; deßhalb begrüßen wir freudig Schmidlin's Uebersetzung dieses trefflichen Werkes, die soeben unter dem anspruchslosen Titel:

Buch für Haus- und Landwirthschaft

die Presse verlassen.

Die Engländer sind in aller Viehzucht unsere Lehrmeister, Zeuge davon das Vollblutpferd, die Durhamrinder, die Leicester- und Southdown-Schafe; die Einführung der englischen Schweine bei uns war vom schönsten Erfolge gekrönt; ihr nimmer rastloser Eifer zur Verbesserung und Veredlung der Viehzucht hat sich sogar des Geflügels angenommen, Beweis die cochinchinesischen Hühner, — nehmen wir das book of the farm zur Hand und lernen wir die Methode kennen, mit welcher sie diese staunenswerthen Resultate erzielen. Die schottische Landwirthschaft ist als eine der blühendsten bekannt, sehen wir aus diesem Buche, wie sie ihre Felder bebauen und auf welche Weise sie diesen wohlverdienten Ruf erworben und behaupten. — Es wäre sehr zu wünschen, daß alle Landwirthe zum Behufe ihrer weiteren Ausbildung reisen könnten, um die Betriebsweise der bestkultivirten Gegenden aus eigener Anschauung kennen zu lernen; Diejenigen, welche daran gehindert sind, werden diese getreue Darstellung der Wirthschaften Englands und Schottlands mit Vergnügen und Nutzen lesen. Wenn schon jede Beschreibung der englischen Wirthschaften unsere Aufmerksamkeit fesselt, so muß dieses Buch um so mehr unser Interesse für diesen Gegenstand rege machen, denn Henry Stephens war berufen, ein solches Buch zum Nutzen und Frommen der Landwirthschaft zu schreiben. Er ist kein bloßer Theoretiker, der uns vom Schreibtische aus seine Kenntnisse mittheilt, sondern er hat selbst den Pflug geführt; er beschreibt die geringfügigste Arbeit mit einem so ins Einzelne gehenden Detail und mit Angabe aller sogenannten „Handwerksvortheile", daß man gleich erkennt, er habe dieselben praktisch geübt und sich dadurch den reichen Schatz seiner Erfahrungen gesammelt, und sich nicht begnügt, zuzusehen, wie man arbeitet, um dann darüber sprechen zu können. Die landwirthschaftlichen Maschinen und Geräthschaften in ihrer Verbesserung, welche täglich mehr Terrain bei uns gewinnen, sind in seinem Buche auf das Genaueste beschrieben.

Die Ausstattung des Werkes läßt nichts zu wünschen übrig, denn über 500 deutlich ausgeführte Holzschnitte, welche zur besseren Erläuterung und leichterem Verständniß der Beschreibung dem Texte einverleibt sind, sind so gut gezeichnet, daß man sich jeden Augenblick mit Leichtigkeit ein Modell darnach ausarbeiten kann, wenn man eines dieser Geräthe bedarf. Die beigegebenen Stahlstiche sind Abzüge der englischen Platten und der artistische Theil der Uebersetzung steht dem englischen Original ebenbürtig zur Seite.

Seitdem die Landwirthschaft einen höheren Schwung genommen und sich täglich mehr entwickelt, begegnet man auch jeden Tag neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der landwirthschaftlichen Literatur. Viele Werke davon sind tüchtig und empfehlenswerth, manche sind aber auch nichts als schlechte Compilationen, welche jeden innern Werths entbehren, denn sie sind von Solchen verfaßt, welche den Weizen nicht von der Spreu zu sondern wissen. Der ausübende Landwirth, welchem von den letzteren einige in die Hände fallen, legt dieselben verdientermaßen unbeachtet bei Seite bildet sich aber auch öfter dadurch eine falsche Ansicht von dem Gesammtwerthe der landwirthschaftlichen Literatur, indem er sie gänzlich verwirft, weil ihm noch wenig Tüchtiges davon zu Gesichte gekommen. Nachdem wir aber the book of the farm bereits früher im englischen Original studirt und neuerdings auch die deutsche Uebersetzung davon durchgelesen haben, glauben wir den Landwirthen das Buch der Haus- und Landwirthschaft empfehlen zu können, um so mehr, da der Preis es einem Jeden, welcher für den landwirthschaftlichen Theil seiner Bibliothek etwas verausgabt, zugänglich macht, während das englische Original viermal so theuer zu stehen kommt. Und trotz dieses hohen Preises erfreute sich das book of the farm wegen seines innern Werthes bei den englischen und schottischen Landwirthen einer so freundlichen Aufnahme und eines so starken Absatzes, daß es daselbst bereits mehrere Auflagen erlebte. Schreiber dieses glauben, gestützt auf die günstige Beurtheilung, welche dieses Buch bei vielen deutschen und französischen Autoritäten in landwirthschaftlichen Fragen gefunden, der Landwirthschaft einen Dienst erwiesen zu haben, wenn sie ihre Berufsgenossen auf dieses ausgezeichnete Werk aufmerksam machen, und würden ihren schönsten Lohn darin finden, wenn das Buch der Haus- und Landwirthschaft durch diese wenigen Zeilen nur in einem einzigen Exemplare mehr verbreitet würde, als es ohne diese geschehen wäre. ††

Mannigfaltiges.

Das englische Gesetz gebietet bekanntlich strenge die Schließung der Cafés, Schenken und Restaurationen während des größten Theiles des Sonntags; daß aber eine unwiderstehliche Lust da ist, wo möglich den Polizeiverordnungen ein Schnippchen zu schlagen, das hat unlängst die Polizei in Glasgow erfahren. Als solche in den dortigen Apotheken während der Zeit, als die Wirthshäuser und Cafés geschlossen seyn mußten, ungewöhnlich viele Leute, Männer und Frauen, gewahrte und sich etwas genauer darüber informirte, fand es sich, daß die durstigen Schotten alle entweder die Vorboten der Cholera, Bauchgrimmen oder die Ruhr haben wollten, um sich eine ziemliche Quantität Whisky zu verschaffen.

Die französische Regierung sorgt väterlich für die Weintrinker, denn fast in jeder Nummer des „Moniteur" begegnet dem Auge des Lesers eine ganze Reihe von Urtheilen gegen Besitzer von Weinschenken, die wegen zu kleinen Maßes verhängt wurden. Ein paar Centilitres Wein an der Litreflasche gekürzt kosten gewöhnlich 50 Fr. Strafe. Am 24. v. M. wurden von der 7. Correctionskammer in Paris neun ehrenfeste Weinwirthe dazu verurtheilt.

Räthselspiele.

1.

Die erste hat er auf'm Leib,
Die zweite aber an dem Leib,
Die dritte nun gar in dem Leib;
Das Ganze? es ernährt seinen Leib.

2.

Was ist Mund und Bein zugleich?

Auflösung des Sylben-Räthsels in № 146:
Ohrring.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 147. Freitag, 8. Dezember 1854.

Arzt und Anwalt.

(Schluß.)

Nachdem Helene ihre Thränen getrocknet, sagte sie in würdevoller Fassung:

„Es ist wahr, Julius, ich war arm, als Sie mich in Wien kennen lernten — ich sorgte durch meiner Hände Arbeit für meine kranke Mutter und hatte oft mit Noth und Entbehrung zu kämpfen; aber was schworen Sie mit einem furchtbaren Eide, als ich, das arme Mädchen, Ihren Liebesbetheuerungen nicht glauben wollte? Sie schworen, sich zu tödten, wenn Sie mich nicht als Gattin heimführen könnten. Damals sprachen Sie nicht von Mitleid, damals war ich nur das Ideal Ihrer Liebe — die Gattin, wie sie Ihre Phantasie sich gedacht hatte. Und mußte ich nicht an die Uneigennützigkeit Ihrer Liebe glauben, da ich Ihnen nichts als meine Ehre und meine innige Zuneigung bieten konnte? Um meine letzten Zweifel zu heben, ließen Sie sich mit mir trauen — ich war die Ihrige und Sie versicherten mich, daß Sie völlig glücklich seyen. Da reisten Sie ab, um meine Ankunft vorzubereiten, und versprachen, mich in zwei Monaten Ihrer Familie zuzuführen. Ich erhielt von Zeit zu Zeit Briefe und auch an Mitteln zu meiner Existenz ließen Sie es nicht fehlen; aber Sie kamen nicht zurück und hielten mich zwei Jahre mit der Versicherung hin, daß Sie Ihren Vater nur vorsichtig auf unsere, ohne sein Wissen vollzogene Heirath vorbereiten müßten, da er ein anderes Heirathsprojekt entworfen habe und der Verlust Ihres Vermögens auf dem Spiele stehe. Ich bin Ihre Gattin, Julius, und reiste nach Hamburg, um in Ihrer Nähe zu leben. Da sah ich denn, daß Sie mich hintergangen; nicht Ihr Vater hindert Sie, mich anzuerkennen, sondern die Neigung zu einer Andern, die Sie jetzt ebenfalls mit Ihren Netzen zu umgarnen suchen, wie Sie mich umgarnt haben."

„Ah, wie gut Sie unterrichtet sind!" rief der Anwalt höhnend. „Es macht Ihrer Verschlagenheit alle Ehre, daß Sie sich so geschickt in den Besitz meiner Geheimnisse zu setzen wußten."

„Das hat Gott gefügt, Herr Morel!" entgegnete Helene. „Ich bin zur rechten Zeit nach Hamburg gekommen, um Sie an Ihre Pflicht zu mahnen und Ihre Ehre zu retten."

„Meine Ehre? wer hat sie angetastet?"

„Sie selbst!"

„Helene!" rief drohend der Anwalt.

„Sie schrecken mich nicht zurück, Julius, denn Ihre Ehre ist auch die meine, und wenn ich sie zu wahren suche, erfülle ich eine heilige Pflicht. Ich war zwei Jahre von Ihnen getrennt und in dieser Zeit habe ich mich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß ich von Ihrer Liebe mein Glück nicht erwarten darf — der heutige Tag hat es bestätigt. Sie können die arme, liebende Helene zurückstoßen, aber Ihre Gattin werden Sie vor der Welt anerkennen müssen!"

„Wer will mich dazu zwingen?"

„Ich, die arme Helene, die Sie diesen Mittag durch Ihre Domestiken auf die Straße werfen lassen wollten.... Mein Herr, Sie haben mir Ihre Stellung mir gegenüber bezeichnet, ich werde Ihnen jetzt die meinige bezeichnen. Sie sprachen von der Ehe so geringschätzend, wie man von einem gewöhnlichen Handelscontracte spricht — wohlan! ich verbanne die Liebe aus diesem Contracte, aber ich bestehe darauf, daß er gehalten wird. Mit meiner Bewilligung wird er nie gelöst werden und Sie werden nun die Folgen Ihrer unbesonnenen Jugendthorheit — wie Sie unsere Heirath zu nennen beliebten — mit mir zugleich tragen. Sie werden morgen Frau Morel

Digitized by Google

der Welt vorführen, und wenn Sie sich dessen weigern —"

„Nun?" fragte er höhnend — „wenn ich mich weigere?"

„So gebe ich Sie der allgemeinen Lächerlichkeit preis. Man wird über Herrn Julius Morel, den man für den schlauesten Advokaten Hamburgs hält, herzlich lachen und ihn, wo er sich zeigt, mit dem Hohne empfangen, den er verdient.... Seht, wird man sagen, das ist der vorsichtige Jurist, der zuverlässige Mann, der die Gattin seines besten Freundes durch die raffinirtesten Floskeln zu verführen trachtete, der ihr die zärtlichsten, eindringlichsten Briefe schrieb, dem es endlich gelang, durch seinen Scharfsinn die arme Frau zu einer heimlichen Unterredung zu bewegen, und als er der Verführten den Schleier lüftete, seine eigene Gattin, die er schmählich im Stiche gelassen und hundert Meilen entfernt wähnte, vor sich sah — das ist der Mann, der sich für den Besieger einer tugendhaften Frau hält, der sich einbildet, daß er leidenschaftlich von Louise Raimund geliebt werde, und die gute Louise weiß kein Wörtchen davon, denn alle seine rührenden und scharfsinnigen Briefe sind nicht in ihre Hände gelangt."

„Helene! Helene!" rief der Anwalt mit bebender Stimme.

„Ja, mein Herr, Sie wollten Ihren besten Freund betrügen, und nun sind Sie selbst der Betrogene! Was meinen Sie, wenn die Fama diese Geschichte durch die Stadt trägt? Was meinen Sie, wenn man sich Ihre Briefe in den Kaffeehäusern vorliest?... Und das Alles hängt von mir ab, Herr Anwalt, denn ich besitze die verhängnißvollen Briefe, von deren Existenz Madame Raimund keine Ahnung hat. Jetzt kennen Sie meine Waffen — es steht bei Ihnen, den Kampf einzustellen oder fortzusetzen."

Julius Morel stand wie versteinert inmitten des Saales. Wie aus tiefem Sinnen raffte er sich plötzlich empor und fragte:

„Helene, wo sind die Briefe?"

„Hier!" rief triumphirend die junge Frau, ein kleines Paket zeigend.

„Und wer gab sie Dir?"

„Der Schutzengel Louisens, der sie empfing und aufbewahrte."

„Gestehe es nur, der Doktor Friedland!" versetzte Morel.

Joseph Raimund in dem Kabinetchen konnte sich nicht enthalten, die Hände des alten Doktors inbrünstig zu drücken.

„Sie gehören mir," fuhr Helene ausweichend fort, „und der freundliche Geber überläßt sie mir so lange, als es zu meiner Sicherstellung nöthig ist."

Der Advokat betrachtete sinnend die wirklich reizende Helene, die mit hochgeröthеten Wangen und flammenden Augen vor ihm stand.

„Weib!" rief er plötzlich aus — „welch ein Geist ist in Dich gefahren?"

Die junge Frau trat ihm näher und ergriff seine Hand.

„Julius," sagte sie in einem weichen Tone, „mächtiger noch als die Liebe der Jungfrau ist die Liebe einer Mutter. Für das Glück ihres Kindes kämpft sie mit dem Muthe eines Mannes; aber sie verzeiht auch eben so leicht, wenn sie auf friedlichem Wege ihr Ziel erreichen kann. Sorge für Dein Kind, schaffe ihm eine ehrenvolle, glückliche Zukunft, und Du hast die erzürnte Mutter nicht mehr zu fürchten. Meine Liebe opfere ich — aber nicht mein Kind."

„Jetzt ist es Zeit!" sagte der Doktor, indem er aufstand, die Thür öffnete und Joseph in den Saal zog.

Bei dem Erblicken der beiden Männer erblaßte der Advokat.

„Mein Herr," sprach der Arzt, „unser Prozeß ist zu Ende. Wir kommen nicht, um Ihnen Vorwürfe zu machen, sondern unser Erscheinen soll Ihnen nur andeuten, daß wir das Schicksal Ihrer armen Gattin kennen. Sie hat viel gelitten und nur mit großem Widerstreben hat sie sich zu der Rolle verstanden, die ich ihr zugetheilt. Wären Sie weniger befangen gewesen, so hätten Sie die Pein Ihrer Frau erkennen müssen. Ich bestätige feierlich vor Gott, daß nur die Mutterliebe ihr die Kraft gab, sich meinem Rathe zu fügen. Aber auch Sie mögen meinen Rath hören: folgen Sie dem besseren Gefühle Ihres Herzens und erfüllen Sie die eingegangenen Pflichten als ein braver Mann. Dann sind Ihre Verirrungen vergessen und Sie können der Zukunft ruhig entgegensehen. Glauben Sie mir, die Zeit bleibt nicht aus, wo der Verstand zu ohnmächtig ist, um die Gewissensskrupel hinwegzuphilosophiren."

„Julius," rief Joseph mit bewegter Stimme, „Du hast mir also nicht den Zustand Louisens, sondern den Deiner eigenen Gattin geschildert, als ich diesen Mittag bei Dir war?"

Der Anwalt reichte dem Kaufmann hastig die Hand.

„Lebe wohl, Joseph!" sprach er sichtlich bewegt.

„Ist es mir vergönnt," fuhr er fort, „so glücklich mit meiner Frau zu werden, als Du es mit Deiner Louise zu seyn verdienst, so habe ich mich über die Kur unseres Arztes nicht zu beklagen. Lebe wohl, wir sehen uns nie wieder!"

Dann bot er Helenen den Arm und verließ mit ihr das Landhaus.

Joseph sank dem Arzte an die Brust.

„Mein Retter! mein Wohlthäter!" rief er — „jetzt begreife ich Alles!"

„Und auch das werden Sie begreifen, daß Sie Louise in einem ungerechten Verdacht gehalten haben. Sie kennt nicht einen einzigen der verhängnißvollen Briefe, denn sie gelangten alle in meine Hände."

„Aber sie kennt das Unternehmen des Advokaten?"

„Ich hielt es für Pflicht, sie davon in Kenntniß zu setzen. Die Worte, die sie in ihren Fieberphantasieen ausstieß, waren die Befürchtung der Möglichkeit eines solchen Falles. Und nun fort nach Hause!"

Die beiden Männer bestiegen den Wagen des Doktors, der an dem Landhause hielt.

„Wie lernten Sie Helene kennen?" fragte der Kaufmann.

„Man rief mich in das Hotel zu dem kranken Kinde einer angekommenen Reisenden. Die junge Dame, die in der That von auffallender Schönheit war, nahm mein ganzes Interesse in Anspruch und sie faßte ein so großes Vertrauen zu mir, daß sie mir sagte, wer sie sey, und mich um Auskunft über die Familie Morel bat. Das Uebrige können Sie sich denken."

Der Wagen hielt vor Raimund's Hause. Der Arzt führte den Kaufmann in das Zimmer seiner Gattin. Louise stand vor Erwartung zitternd an dem Bettchen ihres Kindes, als die beiden Männer eintraten.

„Louise!" rief Joseph außer sich und schloß die reizende Frau in seine Arme.

„Kinder," sagte der alte Arzt, „wollt Ihr jetzt auf meinen väterlichen Rath hören?"

„Reden Sie, Doktor, reden Sie!" riefen die Beiden.

„Stellt keine Erörterungen an, fragt nicht und antwortet nicht, sondern überlaßt Euch dem Glück des Augenblicks, das neu strahlend wie die Sonne nach einem Gewitterregen durch die Wolken bricht. Sie, Freund Joseph, bedürfen einer weitern Aufklärung nicht mehr und Madame Louise wird vor Eitelkeit bewahrt," fügte er lächelnd hinzu; „die Frau darf nicht wissen, daß sie außer ihrem Manne auch noch Andern gefalle. Jetzt bereiten Sie sich zu einer Badereise vor, in vierzehn Tagen müssen Sie in Pyrmont seyn. Gute Nacht!"

Der Doktor war verschwunden. Joseph und Louise standen Arm in Arm an dem Lager ihres ruhig schlafenden Kindes; sie sprachen nicht, aber durch eine innige Umarmung feierten sie die Versöhnung nach dem ersten ehelichen Sturme. Beide befolgten um so lieber den Rath des Arztes, da sich ein Jedes nicht ganz vorwurfsfrei wußte. Louise kannte die Briefe des Advokaten und Joseph schämte sich seiner Eifersucht um so mehr, als er am folgenden Morgen einen Brief erhielt, worin ihm Julius ankündigte, daß er mit seiner Frau und seinem Kinde nach Wien gereist sey und seine Praxis einem befreundeten Kollegen übertragen habe. Das Schreiben schloß mit den Worten:

„Verschweige Deiner Gattin meine Verirrung, denn außer in den Briefen, die man ihr glücklicherweise vorenthielt, existiren keine Beweise davon. Der würdige Friedland hat mich vor mir selbst gerettet." —

Vierzehn Tage später hatte das Landhaus Raimund's ein festliches Aussehen, aus allen Fenstern desselben schimmerte Licht und die vorübergehenden Spaziergänger blieben stehen, um den fröhlichen Weisen der Quadrillen zu lauschen und die schön geschmückten Tänzerpaare vorüberschweben zu sehen. Eine glänzende Gesellschaft war in dem sinnig verzierten Saale versammelt und Alles athmete Frohsinn und Lust.

Louise, einfach aber geschmackvoll gekleidet, saß wie eine Königin in der Mitte von Freunden und Bekannten und empfing die Glückwünsche zu ihrer Genesung. Als der Doktor Friedland erschien, erhob sie sich, sank dem vor Freude strahlenden Greise an die Brust und bedeckte ihn im Uebermaße ihrer Gefühle mit Küssen.

Außer Joseph kannte Niemand die doppelte Gefahr, aus welcher der Arzt die junge Frau gerettet, denn die Briefe des Advokaten blieben ein Geheimniß, und auch der Verfasser dieser Erzählung würde keine Kenntniß davon erhalten haben, wenn er nicht vor zwei Monaten unter den nachgelassenen Papieren des allgemein betrauerten Arztes Notizen darüber gefunden hätte.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

(Die Menschenverluste bei Inkerman.) Unsern Lesern wird es vielleicht nicht uninteressant seyn, die Verluste vom 5. November mit denen in andern Gefechten zu vergleichen. Wenn wir die Action bei Inkerman zu acht Stunden annehmen, von 6 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags, so ergibt sich, daß ein Verlust von 286 Mann überhaupt und 36 Mann pro Stunde auf 1000 Mann stattfand. Wir schlagen dabei den russischen Verlust der offiziellen Angabe nach zu 8760, den englischen zu 2370, den französischen zu 1726 Todte und Verwundete an und setzen voraus, daß 8000 Engländer und 6000 Franzosen gegen 31,000 Russen gefochten haben. — Dieser Verlust stimmt überein mit dem in der zehnstündigen Schlacht bei Zorndorf, wo 36 Todte und Verwundete pro Stunde auf 1000 Mann kamen; er ist größer als in der Schlacht bei Borodino, denn der Verlust pro 1000 war dort überhaupt nur 288, da die Schlacht aber zwölf Stunden dauerte, nur 24 pro Stunde. In der Schlacht bei Kunersdorf, die ebenfalls acht Stunden dauerte, blieben dagegen 37 auf 1000 Mann, überhaupt 4150 pro Stunde, 294 auf 1000 Mann. Die blutigste aller Schlachten der neuen Geschichte im Verhältniß zu den Massen ist jedoch Zorndorf mit 355 Totalverlust auf 1000, mehr als ein Drittel der Truppen, die dort gekämpft. Wenn gleich anscheinend die Affaire von Leuthen noch blutiger war, 46 auf 1000 pro Stunde, so ist dies doch nur im Vergleich der Zeit, nicht im Allgemeinen der Fall, denn sie dauerte nur vier Stunden. Man wird daraus erkennen, daß die Gefechte mit den Russen stets die blutigsten waren, und sie sind es geblieben bis heute. (Allg. Ztg.)

(Amerikanische Geisterklopferinnen.) Aus Glasgow wird eine wunderliche Thatsache berichtet. In einer Zeitungsannonce las man daselbst: „Der hohe Adel, die Bürgerschaft und das Publikum von Glasgow werden ergebenst benachrichtigt, daß die Fräulein Fox von Rochester in Nordamerika diese Stadt nächstens besuchen werden, um die Ehre zu haben, ihre Geistersitzungen oder Unterredungen der Seelen dort zu halten. Die Fräulein Fox rühmen sich der Anerkennung von 4 Millionen in den Vereinigten Staaten. Sie waren es, die das Rochesterer Klopfen und die Wissenschaft der Geisterklopferei, oder die Mittheilungen aus dem himmlischen Reiche vermittelst Tische, entdeckten. Ihre Kenntnisse in der Seelen- und Geisterlehre haben sie in den Stand gesetzt, vorherzusagen, durch die Winke der Geisterwelt, den Tod des Herzogs von Wellington, die Verbindung Großbritanniens mit Frankreich und die Umstände des gegenwärtigen Krieges. Die betrauerten Dahingeschiedenen, die Bestimmung jedes menschlichen Daseyns, das Schicksal Europa's, die Zukunft Rußlands, der Tod des Czaren, dies sind Punkte, über die alle Personen Aufschluß erhalten können. Zu den Geistern der Großen und Guten, die bereitwillig antworten auf die Fragen der Fräulein Fox, gehören: Sesostris, der h. Chrysostomus, Confucius, Sokrates, Gregor der Siebente, Dante, Kaiser Tiberius, der h. Alexius, Julius Cäsar, Karl der Große, Heinrich der Vierte, Napoleon, John Knox, Washington, Shakespeare, Anna Boleyn, Benjamin Franklin und Robert Burns. Preis: 1 Guinee."

Ueber den Untergang des Auswandererschiffes „New-Era", welches deutsche Auswanderer von Bremen nach New-York führte, liegen traurige Berichte vor. Das Schiff scheiterte im dichten Nebel zwischen Deal und Long Branch (der Küste ganz nahe, so daß Kugeln mit Rettungsleinen über das Schiff weggeschossen werden konnten), nur mehr 35 engl. Meilen von New-York entfernt. Der Kapitän und 20 Passagiere konnten sich retten, 200 gingen elendiglich zu Grunde, 135 wurden später vom Wrack weggeschafft, so daß von 410 Personen im Ganzen 155 mit dem Leben davon kamen.

Die französischen Blätter sind darüber ungehalten, daß sämmtliche französische Goldmünzen in Belgien nicht mehr angenommen werden, so daß französische Reisende jene bei Wechslern mit ziemlichem Verlust verkaufen mußten. Es ist gut, wenn die deutschen Reisenden sich dieses merken und bei einer Reise nach Belgien entweder Silber oder Banknoten mitnehmen.

Auflösung der Räthselspiele in № 146:
1. Tuch–hand–lung. 2. Das lateinische Wort os.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 148. Sonntag, 10. Dezember 1854.

Ein frommer Betrug.

Episode aus M. Hartmann's Reisememoiren.

Die Familie derer v. B... gehört zu den bekanntesten und reichsten Bankierfamilien des Continents. Die Herren v. B..., nachdem sie in ihrer Provinz großen Grundbesitz und in ihrem Staat, einem der Großstaaten Europa's, den Adelstitel sammt den daran haftenden Privilegien erworben haben, ziehen es zwar vor, zur Aristokratie ihres Landes gezählt zu werden, dennoch aber lassen sie ächt bürgerlich ihre Banken weiter arbeiten und ihr Vermögen von Tag zu Tag vergrößern, und zeichnen sie sich durch jenen spezifischen Stolz aus, der sich in der heutigen plutokratischen Welt mit dem Bewußtseyn ihrer fast ausschließlichen Macht verbindet. Neben dem kommerziellen Gewinn besitzt der Vorsteher dieses Hauses das Geschick, durch eine halb mediceische Art von Unterstützungen der Künste und Wissenschaften, durch Heranziehung glänzender Berühmtheiten, durch pompöse Feste und durch Betheiligung an philanthropischen Unternehmungen einen gewissen Glanz um sich zu verbreiten, der die Kassen und Ziffern und die Prosa des Geldlebens vergessen macht. Die Frauen der Familie dienen mit ihrer natürlichen und gebildeten Güte des Herzens unbewußt den Planen des Herrn v. B..., indem sie die Armuth unterstützen und so dem Hause noch den Ruf der Wohlthätigkeit sichern. Die ältere Linie der Familie bewohnt in der welthistorisch berühmten Stadt, die nun freilich zu einer Provinzialhauptstadt herabgesunken ist, den Palast, den ehemals die erste Familie des Landes bewohnt hatte und der wegen seiner historischen Wichtigkeit sowohl, als wegen seiner großartigen, wahrhaft königlichen Bauart eine Merkwürdigkeit geworden ist, an der kein Fremder vorübergehen darf. In seinen Sälen hat Herr v. B... Skulpturen des größten Bildhauers dieses Jahrhunderts aufgestellt. Die Provinz ist von seinen Schlössern und Mustermeiereien so zu sagen bedeckt; worauf er aber besonders stolz ist, das sind die Parks, welche er von englischen Kunstgärtnern an seinen Schlössern mit großen Kosten anlegen ließ und die, wie sein Palast in der Stadt, Zielpunkte neugieriger Wanderer geworden sind.

Die Familie v. B... steht mit einem Wort in vollster Blüthe. Aber sie hat den Ring des Polykrates vergessen, sie hat es vernachlässigt, den „Neid der Götter" zu versöhnen. Herr v. B... hatte drei Töchter, die man gern mit den drei Grazien verglich, welche in Marmor im Schlafzimmer seiner Frau standen. Unter ihnen zeichnete sich die jüngste, Emilie, nicht nur durch höhere, geistigere Schönheit, sondern auch durch eine wahrhaft magnetische Anziehungskraft aus, der Niemand widerstehen konnte. Man hatte das schon früh bemerkt und baute auf Emilie die stolzesten Hoffnungen. Durch sie hoffte man eine angesehene, wahrhaft aristokratische Verbindung erreichen und so faktisch in die Welt des historischen Adels eintreten zu können. Aber schon in ihrem sechzehnten Jahre fingen die schönen und sanften braunen Augen Emiliens zu kranken an, und in ihrem siebzehnten Jahre, der Blüthezeit des Lebens, der Zeit der Hoffnungen und Träume, war sie eine arme, unglückselige Blinde. Das Unglück lastete schwer auf der Familie. Es versteht sich von selbst, daß Alles gethan wurde, um es abzuwenden. Reisen zu den berühmtesten Aerzten wurden unternommen, und als man die Reisemühen als schädlich erfand, so wurden andere aus weiter Ferne herbeigeholt. Sie alle gaben nur spärlichen Trost, indem sie auf die fernere Zukunft verwiesen, oder gar keinen, indem sie die Blindheit für unheilbar erklärten.

Digitized by Google

Emilie war im ganzen Hause diejenige, die sich bei den traurigen Aussichten zuerst und mit Sanftmuth ins Unvermeidliche ergab; die den Blinden eigenthümliche Heiterkeit stellte sich bald bei ihr ein und sie suchte die Andern über ihr eigenes Unglück zu trösten. Nach und nach gewöhnte man sich an die Unglückliche, die, von einer Gesellschafterin geführt, im Hause umherschlich; man umgab sie mit allen Bequemlichkeiten, die einem Blinden das Leben erleichtern: man gab ihr Gesellschafterinnen ihres Alters, die sie unterhalten sollten, Vorleserinnen in mehreren Sprachen, Musiker, die ihr die trüben Stunden mit Ausführung der schönsten Kammercompositionen erheitern sollten. Es war ein glänzendes Elend; doch wurde es mit der Zeit als ein Theil des Luxuslebens betrachtet und man hörte die Bemerkung gern, daß Herr v. B... das Unglück seiner Tochter auf großartige, wahrhaft fürstliche Weise zu verschönern verstehe.

Mit diesem ihrem Hofe lebte Emilie im stillsten Flügel des Palastes. Da sie weder mehr an den Bällen und Soireen des Hauses oder befreundeter Familien, noch an Besuch und dergleichen Theil nehmen konnte, wurde sie in ihrer kleinen Welt immer einsamer. Mutter und Schwestern kamen des Morgens, um ihr die Stirn zu küssen und ihr einige freundliche Worte zu sagen, dann hörte sie meist den ganzen Tag nichts mehr von ihnen. Selten einmal versammelten sie sich mit den intimsten Freunden in Emiliens Zimmern, um daselbst ein kleines Concert anzuhören, und auch das betrachtete man als eine Pflicht. Es ist traurig, aber wahr: auch Kinder sinken im Preise. Die arme Blinde machte ähnliche Betrachtungen und zog sich immer mehr in sich zurück.

So vergingen Jahre, und als man in einem Herbste einmal von der Villa in die Stadt übersiedelte, bat Emilie um die Erlaubniß, mit ihrer Gouvernante und ihren Gesellschafterinnen den Winter in dem einsamen Hause zuzubringen. Die eine Schwester war verlobt: man machte sich zu glänzenden Festen bereit, der Winter sollte lärmend werden — man sah ein, daß all das Emilie nur stören konnte. Das Landhaus lag in der Nähe der Stadt: man konnte sie öfters sehen, man konnte sie im Nothfalle schnell in die Stadt holen, und man hatte gegen ihren Wunsch daher nichts einzuwenden. Eine Anzahl Bediente wurde ihr noch beigegeben und dazu eine Art Majordomus, ein alter, treuer Freund, der ehemals der Mutter des erblindeten Fräuleins Unterricht gegeben hatte und nun im Hause gewissermaßen das Gnadenbrod aß.

Die Villa, in welcher nun Emilie wie eine verwittwete Königin wohnte, gehörte zu jenen oben erwähnten, die ihrer Schönheit, besonders der Schönheit ihres Parkes wegen von Fremden besucht wurden und weit und breit berühmt waren. Emilie erinnerte sich ihrer noch klar aus der Zeit ihrer Kindheit und fühlte sich wohl im Bewußtseyn der sie umgebenden Schönheit. Weniger gehindert als in der Stadt, konnte sie hier ihr Leben ganz nach ihren Neigungen einrichten; Manches, was sie in der Stadt unangenehm berührte, fiel hier weg, und bald war sie unter ihren heitern Genossinnen die heiterste. Mit Spazierfahrten, Vorlesungen, Musiziren, selbst ernsteren Studien verging stets die Zeit auf's Angenehmste.

Emilie war vierundzwanzig Jahre alt. Ihr Auge hatte sich der Welt verschlossen, eben, da sich ihr das Herz vielleicht erschließen wollte. Erschrocken vor dem Unglück zog es sich zuerst krampfhaft zusammen und entsagte nach Ueberwindung des ersten Schmerzes den Freuden, dem Glück, das die Welt bieten kann. Später war ihre zartfühlende und liebevolle Seele vollauf und schmerzlich beschäftigt, sich an alle ungeahnten Folgen ihres Unglücks, vorzugsweise an die Vereinsamung zu gewöhnen. Jetzt, da diese Kämpfe überstanden und sie zu einer Art beschaulicher Ruhe durchgedrungen war, erwachten wieder manche Gefühle und Wünsche, die seit ihrer ersten Jugend gewissermaßen unberührt in ihr geschlummert hatten. Sie hatte nie geliebt. Die Lektüre mancher poetischen Werke erinnerte sie daran, und sie zuckte die Achseln, schmerzlich lächelnd. Aber es sind nicht die edelsten Weiber, bei denen die Liebe durch das Auge einzieht, sie weiß oft andere und bessere Wege zu finden.

Eines Abends fand die Vorleserin ein neues Buch auf dem Tische. Es war ein schön ausgestatteter Almanach, der mit einem wohlthätigen Zweck noch den verband, die poetischen Kräfte der Provinz zu sammeln und anzuregen. Herr v. B... war wohlthätig und unterstützte Künste und Wissenschaften. So hatte er auf mehrere Exemplare subscribirt und eines hatte man Emilien geschickt, wie man sie überhaupt mit dem Neuesten versorgte. Man nahm den Almanach mit Mißtrauen in die Hand, aber man hielt es für Pflicht, die Hervorbringungen der nächsten Umgebung kennen zu lernen. In der That wurde Vieles angefangen und nicht zu Ende gelesen;

Digitized by Google

des wohlthätigen Zweckes und der guten Meinung halber verzieh man den Autoren, aber man hielt es nicht für geboten, sich durch so viel Gestrüpp zu schlagen. So war das Buch bald zur Hälfte durchblättert. Plötzlich aber blieb man an einer Reihe von Gedichten überrascht stehen; die Vorleserin hielt unwillkürlich inne, als ob sie sagen wollte: Hier ist etwas von Dem einer ganz andern Gattung, und als ob sie abwarten wollte, bis man die bisher angeregte spöttische Stimmung verbannt und sich auf eine ernstere vorbereitet habe.

Es gibt Gedichte, die mit dem ersten Verse alle Saiten des Herzens vibriren machen, die den Leser oder Hörer meist mit den einfachsten Worten auf unerklärliche Weise ergreifen und selbstherrschend um ihn eine Atmosphäre verbreiten, der er sich nicht mehr entziehen kann. So waren die Gedichte, welche die Vorleserin Emiliens nach einigem Stillschweigen vortrug. Ein edles Gemüth sprach in ihnen eine sanfte, doch männliche Melancholie in einfachen Worten aus. Die Melodie der Sprache wirkte, als ob diese Lieder bereits in Musik gesetzt wären, als verlangten sie nur gesungen und nicht gelesen zu werden.

Emilie ließ sie ein zweites, ein drittes Mal wiederholen — sie war tief ergriffen. Sie ging ans Klavier und suchte unter Mendelssohn's Liedern ohne Worte nach einer Melodie, die zu den Versen gepaßt hätte. Sie fand keine und spielte sich endlich, um die angeregte Stimmung festzuhalten, das Adagio aus Beethoven's Cis-moll-Sonate. Dann versank sie in Träumereien und wurde schweigsam. Erst spät fragte sie nach dem Namen des Verfassers: er hieß Karl Blank.

„Ich möchte ihn kennen, diesen Karl Blank!" sagte sie, indem sie das Buch nahm und sich die Hand auf die Blätter legen ließ, welche die schönen Verse enthielten. Darauf legte sie selbst ein Zeichen in die Blätter, schloß das Buch und ließ sich an diesem Abend nichts weiter mehr vorlesen.

Da Emilie am andern Morgen, nach abermaliger Vorlesung der Gedichte, wiederum den Wunsch äußerte, den Verfasser kennen zu lernen, und da ihre Umgebung gern jeden Wunsch der gütigen und sanften Herrin erfüllte, so fing man an, sich nach allen Seiten hin nach dem unbekannten Karl Blank zu erkundigen. Besonders war der Majordomus bei solchen Gelegenheiten thätig; der hatte es bald heraus, daß Herr Karl Blank als Arzt in einem benachbarten Städtchen ein bescheidenes Leben führte.

Das Unwohlseyn einer der Gesellschafterinnen wurde benutzt, ihn, ohne das Wissen Emiliens, herbeizuholen. Erst als er schon im Hause war, wurde sie davon in Kenntniß gesetzt und gefragt, ob er ihr vorgestellt werden dürfe. Mit der ihr eigenen Unbefangenheit ging sie darauf ein, obwohl man ihr gesagt hatte, daß Doktor Karl Blank ein junger Mann in den zwanziger Jahren und von sehr liebenswürdigen Manieren sey. Die Gouvernante glaubte eine Bemerkung machen zu müssen, aber Emilie lachte halb schmerzlich — durch ihre Blindheit war sie vor jeder übeln Nachrede geschützt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Salzburger in Nordamerika.) Als im vorigen Jahrhundert eine Anzahl Salzburger ihres Glaubens wegen aus der Heimath vertrieben wurden, wendete sich ein Theil derselben, durch Geldmittel unterstützt, nach Nordamerika, und zwar nach der Kolonie Georgia, von ihrem königlichen Schutzherrn Georg dem Zweiten so genannt. Die ersten Salzburger Emigranten, die das seitdem so mächtig aufgeblühte Georgien betraten, bestanden aus nur 42 Personen. Am 17. Dez. 1733 kamen sie in Savannah an. Spätere Jahre brachten viele Nachzügler, so daß die Kolonie schnell erstarkte und rasch aufblühte. Jetzt ist die ganze Grafschaft Effingham im Staate Georgia von lauter Nachkommen jener Salzburger bewohnt. Die ausgezeichnetsten und wohlhabendsten Familien dieses Staates stammen von Salzburgern ab, die ihren heimathlichen Charakter bis auf den heutigen Tag sich bewahrt haben und entschieden die erste Rolle in jener blühenden Kolonie spielen.

(Ein neuer Mormonenzug.) Es sammeln sich in diesen Tagen gegen 700 Mormonen aus den drei skandinavischen Reichen, um die ungeheure Reise bis an den Salzsee (Nordamerika) anzutreten. Die großen Dampfschiffe „Cimbria" und „Carolina Amalia" sollen dieselben zuerst nach Kiel bringen. Von da gehen sie dann nach Hamburg, dem Hauptsammelplatze, und hierauf über England nach ihrem Bestimmungsorte.

(Der Büßer Don Juan.) Ein irländischer Reisender, der soeben aus Spanien zurückgekehrt ist, erzählt folgende interessante Thatsache: „In der Caridad, einer Kirche in Sevilla, ist der durch Mozart's Oper allgemein bekannte Don Juan begraben, der nicht allein keine mythische Person war, sondern viel mehr Streiche begangen hat, als in eine Oper aufgenommen werden können. Er starb als reuiger Sünder und bestimmte in seinem Testament, daß er in dem Wege vor der Kirche begraben seyn wollte, damit alle frommen Seelen, die zur Kirche gingen, über sein Grab treten möchten. In Betracht dieses frommen Wunsches und seiner Bußfertigkeit haben aber die Mönche ihn in das Innere der Kirche aufgenommen und ihn daselbst begraben."

(Die Zuaven.) Die neueste Pariser Illustration bringt unter ihren Bildern aus dem Lager vor Sebastopol unter Anderm auch zwei Zuaven, die auf der Höhe ihrer Tornister lebendige Katzen hocken haben. Es wird in dieser Beziehung geschrieben: „Die Zuaven haben die eigenthümliche Manier, eine Menagerie mit sich zu führen, ohne daß man den Grund und den Ursprung dieser Sitte wüßte. Die Zahl der Katzen, die auf den Tornistern der Zuaven leben und sie überallhin begleiten, ist beträchtlich und unter dem Donner der Kanonen wie im Gewühl des Feldlagers bleiben dieselben ruhig auf ihrem Sitze liegen."

(Neue Dampfkanonen.) Mr. Perkins, der Erfinder der Dampfkanone, macht sich anheischig, der Regierung ein derartiges Geschütz zu liefern, das eine 20 Zentner schwere Kugel 5 engl. Meilen weit schießen soll. Mit einem solchen Geschütz, das auf einem eigens dafür hergerichteten Schiffe von etwa 10,000 Tonnen postirt werden müßte, behauptet er, Sebastopol oder andere Städte zerstören zu können, ohne daß die Angreifer einen einzigen Mann zu verlieren brauchten.

(Revolvers.) Die englische Regierung beabsichtigt, so viele Revolvers, als aufzutreiben sind, nach der Krim zu expediren. Ein Paar solcher Pistolen, die sechsmal nach einander, ohne frisch geladen zu werden, abgefeuert werden können, kommen allerdings auf 8 Pfd. zu stehen, aber die Wirksamkeit dieser Waffe ist glänzend erprobt.

Bei den Ausgrabungen zu Pompeji hat man Anfangs November wieder ein großes öffentliches Bad entdeckt, das zwar in demselben Styl gehalten ist, wie andere daselbst sichtbare Thermen; aber das Werthvolle dabei ist, daß die Decke desselben äußerst wohlbehalten und mit Stückverzierungen von außerordentlicher Schönheit versehen ist.

Der Vesuv wirft gegenwärtig viel Rauch aus und legt man das Ohr an die Spalten des Kegels, so vernimmt man in der Tiefe ein starkes Geräusch. Kundige Vesuvführer wollen daher für den Monat Januar einen starken Ausbruch vorhersagen.

Algierische Blätter berichten als seltenen Fall, daß ein muhamedanischer Kaufmann aus Milianah vor dem Maire dieser Stadt einen Ehecontract mit einer hübschen jungen Lyonerin abgeschlossen habe.

Räthselspiele.

1.

Ins Land, wo beide Ersten her,
Sollt' ich, nach meinem Vater, gehen!
Weil mit der Dritten so sehr und wild
Auf allen Seiten ich umgegangen,
Die Letzte hätt', statt Rüdesheimer,
So schrieb der Vater dem lieben Sohne,
Ihn nicht zum armen Teufel gemacht. —
Und jetzt, da ich zu Hause krank,
Und wie der Doktor sagt, an Kolik leide,
Bedien' ich mich des Ganzen, das
Ach, weit hinter'm Rüdesheimer steht.

2.

Leg' doch dein freundliches Gesicht
In meine beiden Ersten nicht,
Wenn dir die Letzte nicht gelungen.
Das Ganze ziert die schöne Frau,
Wenn um des Leibes zarten Bau
Es schmeichelhaft geschlungen.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 149. Dienstag, 12. Dezember 1854.

Ein frommer Betrug.

(Fortsetzung.)

Der Arzt kam. Emilie reichte ihm die Hand und empfing ihn wie einen alten Bekannten, ohne ihm zu sagen, wie sie seine erste Bekanntschaft gemacht. Er selbst fühlte sich beengter, verlegener. Jung und noch wenig beschäftigt, noch nicht abgehärtet gegen menschliche Leiden, obwohl Arzt, rührte ihn der erste Anblick dieser anmuthigen Gestalt, die zum Glücke geboren schien und in der schönsten Zeit des Lebens vom Leben ausgeschlossen war. Er stotterte einige Worte, aus denen Emilie das Mitgefühl und die Verlegenheit heraushörte; desto mehr hielt sie es für ihre Pflicht, durch unbefangenes Wesen und Zuvorkommenheit ihm seine Sicherheit wieder zu geben.

Karl Blank hatte während und nach seiner Studienzeit in der Welt gelebt. Erst seit Kurzem hatte er sich, um nur einen Wirkungskreis zu haben, in das Städtchen verbannt, und er hatte daselbst seine weltmännischen, sicheren Manieren noch nicht verloren. So fand er denn bald seine Fassung wieder und kam Emilien mit jener dankbaren Offenheit entgegen, die ihre Unbefangenheit verdiente, und mit jener Hingebung, die edlere Seelen von Anfang an dem Unglück gern beweisen. Der Ton seiner Stimme that ihr wohl; sie war männlich und sanft und paßte so zu seinen Worten. Als Blinde hatte sie es gelernt, die Menschen nach den verschiedensten äußern Zeichen zu beurtheilen, und so fand sie auch, daß in seinem Händedruck beim Abschied so viel Herzlichkeit lag, viel mehr als in dem ersten, als sie ihn empfing.

Kaum war Karl fort, als Emilie ihre Gesellschafterinnen versammelte, um sich sein Aeußeres beschreiben zu lassen. Sie stimmten alle darin überein, daß er etwas sehr Einnehmendes habe und zum Arzt wie geschaffen sey, da ihm das Vertrauen förmlich entgegen fliege. Er sey zwar nicht gradezu schön zu nennen, doch habe er viele Schönheiten, die bei einem Manne mehr werth seyen, wie ein sanftes, doch sehr ernstes, dunkles Auge, eine hohe, weiße Stirn, eine feine Hand und einen Mund, der viel Energie verrathe und diese wohlthätig mit einem sanften Lächeln verdecke. Die Kranke, zu welcher Karl als Arzt gerufen worden, konnte sein Benehmen nicht genug rühmen und schilderte vorzugsweise seine Art zu sprechen, zu gehen, zu sitzen, sich zu bewegen, und so wurde es Emilien nicht schwer, sich aus den einzelnen Vorzügen, die jede der Damen besonders hervorhob, ein vollkommenes und lebhaftes Bild Karls zusammen zu setzen.

Karl kam bald wieder, um seine Kranke zu sehen. Es war ein heiterer Wintertag, und er mußte in den Garten, um die Herrin des Hauses zu begrüßen. Er schloß sich ihrem Spaziergange an, und es that ihm wohl, Emilien auf ihrem Gange manchen Dienst leisten zu können. Der Weg führte über eine hochgewölbte Brücke, und sein Arm war nicht zu viel, obwohl die Gouvernante sie führte. Er übernahm freiwillig alle Functionen des Dieners, der nachfolgte: er legte ihr den Mantel um, da man an eine luftigere Stelle des Parkes kam; er stützte sie, da es den Hügel hinabging; auf dem Wege schob er vorsorglich jedes Steinchen oder jedes todte Zweiglein bei Seite. Dabei wußte er, um Emilie seine Geschäftigkeit nicht merken zu lassen, ein lebhaftes Gespräch zu unterhalten.

Bei diesem zweiten Besuche wagte es Emilie schon, ihm von seinen Versen zu sprechen und ihm ihre Dankbarkeit dafür auszudrücken. Sie verweilte mit Liebe bei diesem Gegenstande, aber

Digitized by Google

bescheiden wußte er das Gespräch in ein allgemeines über Poesie zu verwandeln. Gern hörte sie ihre Lieblingsdichter von seinem Munde gelobt; mit größerer Freude folgte sie seinen Urtheilen, die in klaren Worten aussprachen, was sie nur dunkel gefühlt und wovon sie sich nie Rechenschaft gegeben hatte. Es schien ihr, als ob sie nun Alles besser verstände und als ob sie künftig mit ganz andern Ohren hören werde. Sie bat ihn dann, bald wieder zu kommen, ihre Bibliothek anzusehen und die Lücken in derselben auszufüllen.

Karl erkannte bald die schöne Gedanken- und Phantasiewelt, welche Emilie in ihrer einsamen Nacht um sich aufbaute, und es schien ihm eine süße Pflicht, ihr am Ausbau behilflich zu seyn. Er benutzte die Einladung, bald wieder zu kommen, und er hatte ihr in Bezug auf ihre Bibliothek in der That manchen nützlichen Rath zu ertheilen. Er blieb dabei nicht stehen. Bei späteren Besuchen, da er erkannt hatte, mit welcher aufrichtigen Dankbarkeit Emilie seine Rathschläge annahm, erlaubte er sich, sie auf manche Fehlwege aufmerksam zu machen, auf die sie bei ihren ernsteren historischen Studien gerathen war, und bald war er auf diese Weise gewissermaßen ihr Lehrer geworden.

So brachte Karl neue Elemente in diese kleine, abgeschlossene Welt, wie das immer geschieht, wenn plötzlich ein Mann in einem Frauenkreise erscheint. Einem Manne gegenüber sind Frauen nicht eifersüchtig auf ihren Einfluß, einem gebildeten gestehen sie gern Ueberlegenheit zu. So thaten auch hier Gouvernante und Gesellschafterinnen. Es wurde viel von ihm gesprochen; seine Gespräche gaben Stoff zu neuen Gesprächen, in seiner Abwesenheit berief man sich auf ein von ihm ausgesprochenes Wort; war er da, machte man ihn zum Schiedsrichter. Emilien war er bald mehr, war er ein lieber Freund geworden. Von ihm geführt, machte sie ihre Spaziergänge durch den Park, verbrachte sie ganze Stunden im vertraulichsten Gespräche.

Da sie sich in seiner Gesellschaft neu aufleben fühlte, so war es natürlich, daß sie ihm von ihrer früheren Vereinsamung, von den Leiden einer von der Welt Ausgeschlossenen erzählte. Er konnte ihr dabei ungestört ins Auge sehen: es glänzte milde wie ein sanft umhüllter Stern, und das seine konnte unbelauscht eine Thräne zerdrücken. Doch war es ihm manchmal, als fühlte sie das und als sähe sie ihm ins innerste Herz. Er irrte sich nicht — am Zittern des Armes, am Tone seiner Stimme, an manchen Worten erkannte sie mit dem den Blinden eigenthümlichen Instincte den Freund, der mit ihr fühlte wie noch Niemand mit ihr gefühlt hatte. Ja, in der Freude ihres Herzens sprach sie der Mutter, die sie oft besuchte, mit Begeisterung von der neuen Bekanntschaft.

Die Mutter äußerte den Wunsch, Karl kennen zu lernen, und er wurde auf einen bestimmten Tag eingeladen, um Frau v. B... vorgestellt zu werden.

Sie fand ihn sehr liebenswürdig, machte ihm Vorwürfe, daß er sich in einem kleinen Städtchen begrabe, da er ganz geeignet sey, in der großen Welt sein Glück zu machen, und lud ihn schließlich ein, sie doch ja zu besuchen, wenn er in die Stadt komme, und ihr Haus als das seinige zu betrachten.

Bald lernte ihn auch der Vater kennen und fand ihn „charmant".

Sonderbar genug: die Gesellschaft des Städtchens, welches Karl bewohnte, und der Umgegend der Villa nahm die häufigen Besuche des jungen Arztes ernster. Emilie war rücksichtslos gegen eine Welt, die für sie nicht existirte; sie gab sich ihrer Freundschaft ohne Rückhalt hin, sie machte kein Hehl daraus, daß sie in Karls Gesellschaft Stunden und halbe Tage verlebe, sie zeigte sich auch außerhalb des Parkes an seiner Seite.

Kein Zweifel! das blinde Fräulein liebt ihn; der arme Arzt will sein Glück machen und eine reiche, wenn auch blinde Braut heimführen.

Das Gerede drang in die Stadt und mit Hilfe guter Freunde bis an die Ohren der Familie v. B... Anfangs war man überrascht, ja bestürzt; einen armen Arzt, ohne Ruf und Namen, als Schwiegersohn in die Familie aufzunehmen, das schien etwas Ungeheures. Der Vater seufzte in Erinnerung an die Pläne, die er einst mit Emilien gehabt hatte. Abends wurde Familienrath gehalten und man begann die Debatten in schlechter Stimmung. Nach einigem Ueberlegen fand man jedoch, daß sich die Dinge im Grunde gut fügten, daß man am Ende zufrieden seyn müsse, wenn die arme Emilie überhaupt einen Mann finde. Man habe sich mit diesem unglücklichen Kinde in so Vieles fügen müssen, man müsse auch das ertragen, daß man sie nicht „standesgemäß" versorgen könne. Karl sey ein Mann, den man in der Welt präsentiren dürfe, und sein Charakter sey, wie es scheine, der Art, daß er Emilien ein ruhiges und rücksichtsvolles Leben verbürge. Auf das Bedenken der Mutter, daß

Digitized by Google

Karl ihre Tochter wohl nicht aus Liebe heirathen wolle, antwortete der Vater, daß es ihm achtbar sey, wenn ein mittelloser junger Mann eine solche Gelegenheit benutze, seine Zukunft zu sichern. Zuletzt wurde beschlossen, daß der Vater schon am andern Tage nach der Villa fahren und mit Emilien und, wenn sie ein Verhältniß mit Karl zugebe, auch mit ihm sprechen solle.

Herr v. B... fand seine Tochter nicht unvorbereitet.

In Emiliens wie in Karls Seele war es klar. Seit mehreren Tagen waren sie im vollen Bewußtseyn ihrer Liebe glücklich. Sie hatte es zuerst gewußt, daß sie einander liebten; er hatte es ihr zuerst gesagt.

„Und Du willst als der barmherzige Führer einer Blinden durch's Leben gehen?" fragte sie den Geliebten weinend in jener so glücklichen Stunde.

Er küßte ihr anstatt aller Antwort die beiden sanften blinden Augen.

Da wischte sie die Thränen ab und rief mit freudestrahlendem Gesicht:

„Wie segne ich meine Blindheit! sie allein wird es möglich machen, daß ich Dein werde; und wer weiß, was sie sonst aus mir gemacht hätten!"

Bedurfte es für ihn eines größeren Beweises ihrer Liebe? Und sie — war sie nicht seiner innigsten Liebe gewiß, da er sie, die Hilflose, für sein Leben lang in seinen Schutz nahm? Denn kein beleidigender Gedanke, keine, auch nur die flüchtigste Erinnerung an die Schätze, die sie dem armen Arzte mitbrachte, war ihr in den Sinn gekommen.

So seiner und ihrer Liebe gewiß, antwortete sie auf des Vaters Frage mit einem einfachen „Ja".

Herr v. B... erwiederte, daß er nach reiflicher Ueberlegung gegen die Heirath mit dem vortrefflichen jungen Manne Nichts einzuwenden habe und daß die ganze Familie, wie aus einer gestrigen Besprechung hervorging, einverstanden sey. Emilie, ahnend den Inhalt jener Familienconferenz, lächelte.

Es blieb indeß nichts übrig, als mit Karl zu sprechen.

Der Vater schickte seine prächtige, mit Wappen geschmückte und von zwei feurigen Pferden gezogene Carrosse ab, ihn abzuholen. — Ist einmal die Sache so weit, dachte er, dann kann man den Mann nicht früh genug an ein convenables Auftreten und an die Bedürfnisse des Luxus gewöhnen.

Mittlerweile nahm Herr v. B... die Mustermeierei, die er in der Nähe der Villa hatte, in Augenschein und durchging den Park, um für den kommenden Frühling mancherlei Anordnungen zu treffen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Gloves in Irland wird ein Beispiel von einem außerordentlich hohen Alter berichtet. Dort starb ein Mann Namens Dionys Coorolies im Alter von 117 Jahren, nachdem er bis zum letzten Augenblicke den Gebrauch aller seiner Sinne behalten hatte und noch in den letzten Wochen öfters den Weg von Gloves nach Galway, 20 Kilometer lang, zu Fuß gemacht hatte. Er konnte ohne Brille den feinsten Druck lesen, war ein sehr befähigter Ackerbauer und siebenmal verheirathet, das letztemal im Alter von 93 Jahren. Er hinterließ 48 Kinder, 236 Enkel und 944 Urenkel.

Um die zahlreichen Baudenkmale Spaniens, die durch Alter oder Schönheit interessiren, dem allmäligen Verfalle zu entziehen, wurde inmitten der jetzigen politischen Wirren endlich einmal etwas gethan, indem die Königin eine Spezial-Commission von acht Mitgliedern ernannte, die im Verein mit den Lokalbehörden für die Aufnahme solcher Monumente und die Unterhaltung derselben sorgen soll.

Der Pariser Bildhauer Foyatier hat seine kolossale Reiterstatue der Jungfrau von Orleans vollendet. Das ungewöhnlich große Kunstwerk mußte per Achse nach seinem Bestimmungsorte (Orleans) geschafft werden, da die Eisenbahndurchgänge nicht hoch genug sind, um die Massen des Bildwerks passiren zu lassen.

Eine einzige Gerberei in Lyon hat die Lieferung von 80,000 zubereiteten Schafsfellen übernommen, welche dazu bestimmt sind, die französischen Soldaten in der Krim gegen die Kälte zu schützen.

Digitized by Google

(Fürst Schwarzenberg über das Tabakrauchen.) Friedrich Fürst von Schwarzenberg, in der literarischen Welt durch seine vortrefflichen Reiseskizzen und die Mittheilungen bekannt, die er als Landsknecht herausgab, veröffentlicht im neuesten Jahrgang der „Libussa“ einen Aufsatz über das Rauchen. Der geistreiche Fürst will darin beweisen, daß sich aus der Art und Weise des Tabakrauchens noch sicherer richtige Schlüsse ziehen lassen auf den Charakter und die Sinnesweise der Menschen, als aus den Schriftzügen derselben. Recht anmuthig führt er uns das Gehaben der meisten Nationen bei der Tabakspfeife vor. Dabei kommt er als guter Oesterreicher denn auch auf die geliebte, mit wahrer Andacht gehegte Meerschaumpfeife, die wohl auch heute noch an der Donau begeisterte Verehrer in nicht geringer Anzahl haben mag. In früheren Zeiten, erzählt der Fürst, habe man es sich angelegen seyn lassen, besonders werthvolle Pfeifen mit der größten Aufmerksamkeit und Vorsicht zu rauchen, ja, es habe Menschen gegeben, die aus dem kunstgerechten Anrauchen kostbarer Meerschaumpfeifen eine Profession gemacht. Pfeifenliebhaber legten dann förmliche Pfeifensammlungen an. „Mein Vater,“ fährt Fürst Schwarzenberg fort — „mein Vater hatte eine Pfeifensammlung, die wirklich interessant war. Da war eine vom Fürsten Poniatowsky, angeraucht während des Türkenkrieges, — eine andere vom Feldmarschallieutenant Otto, angeraucht während des niederländischen Krieges, — eine vom Prinzen Ligne, geraucht während des Feldzugs am Rhein, — eine vom Prinzen Rohan, geraucht in Schwaben und in der Schweiz. Ich selbst besitze eine Pfeife, welche beim Regiment „Nr. 10 Meszaros Husaren“, später „Barco“, „Stipsics“, jetzt „König von Preußen“, vom ersten Flintenschusse bei Lille im Jahre 1792 bis zur Affaire von Caldiero 1814 alle Feldzüge mitgemacht hat und im Jahre 1828 bei meinem Austritt aus dem Regiment mir vom Oberst v. Genosy verehrt worden ist. Die Zahl historischer Tabakspfeifen würde möglicherweise bald anwachsen, hätten wir sichere Kunde von den Pfeifenschätzen der Osmanen.“

In diesen Tagen sprang in Berlin ein Mann in die Spree, um sich zu ersäufen. Im Wasser gereuete es ihn jedoch wieder, er rief um Hilfe und ward gerettet. Ueber die Veranlassung zu dem beabsichtigten Selbstmord befragt, gab er an, er sey seit einiger Zeit arbeitslos und hätte sich deßhalb „keinen Rauchtabak mehr kaufen können.“ Da er nun ohne diesen nicht leben könne, so habe er es vorgezogen, sich ins Wasser zu stürzen.

Der Verdrießliche.

Bin ganz verdrießlich!
Weil ich verdrießlich bin,
Weil Nichts nach meinem Sinn,
Bin ich verdrießlich.
Sonne scheint gar zu hell,
Vogel schreit gar zu grell;
Wein ist zu sauer mir,
Zu bitter ist das Bier,
Honig zu süßlich!
Weil ich verdrießlich bin,
Weil Nichts nach meinem Sinn,
Bin ich verdrießlich.
Dort wird Musik gemacht,
Dort wird getanzt, gelacht;
Dort wirft man gar den Hut,
Wie mich das ärgern thut!
Ist nicht ersprießlich
Und nicht nach meinem Sinn,
Weil ich verdrießlich bin,
Ach, so verdrießlich!
Wo ich auch geh' und steh',
Ich meinen Schatten seh',
Immer verfolgt er mich —
Ist das nicht ärgerlich?
Und wenn der Himmel trüb,
Ist es mir auch nicht lieb;
Winter ist mir zu kalt,
Frühling kommt mir zu bald,
Sommer ist mir zu warm,
Herbst bringt den Mückenschwarm:
Mücken auf jeder Hand,
Mücken an jeder Wand —
O wie mich das verstimmt!
O wie mich das ergrimmt!
Wie das im Herz mir brennt!
Himmelkreuzelement! —
Bin ganz verdrießlich!
Weil Nichts nach meinem Sinn,
Weil ich verdrießlich bin,
Ach, wie verdrießlich!

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 150. Freitag, 15. Dezember 1854.

Ein frommer Betrug.

(Fortsetzung.)

In das Haus zurückgekehrt, sah Herr v. B... schon von ferne die Carrosse heranbrausen und fand, als sie in den Hof einfuhr, daß sich Karl in einem solchen Wagen ganz gut ausnehme und daß er sich sogar mit Würde zurückzulegen verstehe.

Emiliens Vater empfing den Ankommenden mit vielem Wohlwollen.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor Blank, wenn ich Sie gestört und Ihren Patienten entzogen habe; ich habe Wichtiges mit Ihnen zu sprechen."

Mit diesen Worten nahm er ihn freundlich unter den Arm und führte ihn hinab in die Säulenhalle, die an der Parkseite vor dem untern Salon hinlief.

„Junger Mann," fing er da im Auf- und Abgehen an, „ich will Ihnen offen von einem Gegenstande sprechen, von dem anzufangen eigentlich an Ihnen gewesen wäre. Indessen begreife ich, daß Sie bei der denn doch obwaltenden Verschiedenheit unserer Stellung, bei der Schüchternheit, die in Ihrem Alter nicht immer ganz verschwunden ist, und bei der Natur der in Rede stehenden Angelegenheit etwas zaghaft waren, und ich will, wie es mein Name und meine Stellung erlauben, ohne daß ich dadurch mich und meine Tochter compromittire, jede Formalität bei Seite setzen, indem ich selbst von dem Gegenstande beginne. Sie haben es verstanden, meiner Tochter eine in der That lebhafte Neigung einzuflößen — Sie wünschen sie zur Frau zu haben —"

„Ich bitte, Herr v. B...," fiel ihm hier der junge Arzt ins Wort — „ich bitte, diese letzten Worte —"

„Stille, junger Freund," fuhr Herr v. B... fort — „stille, ich weiß Alles. Es ist mir, gottlob! gelungen, meine Kinder so zu erziehen, daß sie kein Geheimniß haben vor ihrem Vater. Sie haben sich gewissermaßen verlobt, junger Freund," — hier legte er die eine Hand auf Karls Schulter, indem er ihm die andere hinreichte — „ich habe nichts gegen diese Verlobung einzuwenden."

„Sie sind ein edler Mann!" murmelte Karl und legte ruhig seine Hand in die dargebotene des Herrn v. B...

„Nein, mein Freund," versetzte dieser, „ich bin nur ein guter Vater. Nach allen eingezogenen Erkundigungen und nach dem Eindruck, den Sie auf mich selbst und Frau v. B... gemacht, können wir das unglückliche Kind unmöglich bessern Händen anvertrauen. Aus Liebe zu unserm Kinde setzen wir auch gern jede Rücksicht bei Seite, die uns Stand und Stellung auferlegen. Lieber Doktor," fügte Herr v. B... human lächelnd hinzu, „Sie kommen in eine aufgeklärte Familie, in der Sie nichts von veralteten Vorurtheilen werden zu leiden haben."

Auch Karl lächelte. Er fühlte den ganzen Hochmuth, der aus diesen Worten sprach, und unwillkürlich entzog er Herrn v. B... seine Hand.

„Warst du denn auf dergleichen nicht gefaßt?" sagte er zu sich — „Geduld, Geduld!" und er krampfte die Hand zusammen und setzte die Wanderung an der Seite des Herrn v. B... fort.

Dieser schien eine Antwort zu erwarten oder die Fortsetzung seiner Rede zu überlegen und schwieg.

In Karl stieg ein Gedanke auf, der ihn glücklich lächeln machte. Er dachte nach, ob er Herrn v. B... nicht ein Wort hinwerfen solle, das ihn beschämen mußte. Aber dieses Wort hätte ein ihm theures Geheimniß verrathen, das selbst Emilie

Digitized by Google

noch nicht kannte und das sie doch vor allen Menschen zuerst kennen mußte, und er murmelte noch einmal: „Geduld, Geduld!" und schwieg. — Dann dachte er wieder an all das Gerede, das seit Wochen die Gegend erfüllte, an die Fragen seiner Freunde und Bekannten, ob man denn wirklich eine Blinde lieben könne, und an die oft wiederholten Lobsprüche, daß er ein praktischer Mann sey, der ein Auge zuzudrücken und sich eine der reichsten Erbinnen des Landes zu holen wisse. Er war nicht darauf gefaßt, ungefähr dasselbe aus dem Munde des Herrn v. B... zu vernehmen, der wieder begann:

„Ihr Schweigen, mein Freund, finde ich natürlich. Sie setzen bei mir, wie ich mir schmeichele, einigen praktischen Sinn voraus; Sie wissen, daß ich unser Verhältniß mit Kaltblütigkeit, ohne Illusionen betrachte, und als junger Mann fühlen Sie sich mir gegenüber etwas beengt. Beruhigen Sie sich; ich achte den Mann, der — Sie sehen, ich spreche offen — mit einiger Selbstverleugnung, wo sich ihm die Gelegenheit bietet, für seine Zukunft zu sorgen versteht. Hoch achte ich den jungen Mann, der früh einer solchen Handlungs- und Anschauungsweise fähig ist. Und damit Sie sehen, wie offen ich bin, wie klar ich die Verhältnisse betrachte, so füge ich noch ohne Rückhalt hinzu: Sie werden uns bei all dem Reichthum, den Ihnen meine Tochter bringt, Nichts zu danken haben. Schwer und groß sind die Pflichten, die Sie mit einer blinden Frau übernehmen; es ist nur billig, daß der Lohn ihrer Erfüllung ein großer sey."

Karl blieb stehen, keines weitern Schrittes fähig.

„Handelsmann!" — das Wort schwebte auf seinen Lippen, aber er dachte an Emilie, an die Vorsätze, die er gefaßt, an sein süßes Geheimniß, und er wischte sich schweigend den kalten Schweiß von der Stirn. Dann wieder dachte er, ihn mit einem Wort mit plötzlicher Enthüllung seines Geheimnisses zu beschämen; aber wieder fiel es ihm ein, daß Emilie es zuerst kennen müsse. Er faßte sich und sagte so ruhig als möglich:

„Herr v. B..., erlauben Sie mir, bevor ich auf Alles, was Sie mit so großer Offenheit darzulegen die Güte hatten, antworte, erst noch einige Worte mit Fräulein Emilie zu sprechen."

Herr v. B... war zwar etwas überrascht, fand es aber billig, daß, wenn noch eine Erklärung zwischen den beiden jungen Leuten nöthig sey, diese stattfinde.

Karl eilte sofort die Treppe hinauf und in Emiliens Zimmer.

„Emilie!" rief er ihr schon unter der Thüre zu — „was habe ich hören müssen!"

„Wiederhole es nicht!" bat Emilie, indem sie ihm mit der Hand liebevoll über die Stirn fuhr — „wiederhole es nicht, mein Freund, ich ahne, ich weiß es!"

„Nein," sagte er, „ich werde es vor Dir nicht wiederholen, ich werde Dich nie so kränken. Ich komme auch nicht darum," fügte er hinzu und schlang den Arm um ihren Hals, „ich bin gekommen, um Dich ans Herz zu drücken und Dir ein Geheimniß mitzutheilen, das Du vor allen Menschen dieser Erde zuerst kennen mußt."

„Ein Geheimniß?" fragte Emilie.

„Ja, ein süßes Geheimniß, das mich beglückt, wie mich noch Nichts im Leben beglückt hat. Seit Wochen trage ich es in mir, aber ich wagte nicht, es auszusprechen. Jetzt, da meine Zweifel und Hoffnungen zur Gewißheit geworden, jetzt erst wage ich es, Dir davon zu sprechen." — Er nahm das holde Gesicht Emiliens in beide Hände und sagte: „Versprich mir, mit Fassung zuzuhören."

„Ich verspreche es!" antwortete Emilie, obwohl sie zu beben und zu zittern begann.

Er küßte sie auf beide Augen und sagte mit sicherer und fester Stimme:

„In wenigen Wochen ist die Krankheit dieser beiden geliebten Sterne reif — ich werde ihnen das Licht wiedergeben."

„Karl!" schrie Emilie — „Karl!" und keines andern Wortes fähig, warf sie sich an seine Brust, umschlang ihn mit beiden Armen und benetzte seine Wangen mit glücklichen Thränen.

„Stille!" gebot Karl — „nicht geweint, der Arzt verbietet es!"

„Durch Dich bin ich in trüber Einsamkeit wieder aufgelebt," schluchzte Emilie, „soll ich durch Dich die köstlichste Gabe wieder erhalten? Ich soll Dein theures Antlitz sehen können — mein Freund, mein Retter, mein Befreier!"

„Mein theures Kind!" rief Karl, indem ihm selbst die Thränen aus den Augen sprangen.

„Aber, mein Freund," fuhr Emilie nach einer Weile fort, „täuscht Dich Deine Liebe nicht mit eitlen Hoffnungen, da mich die erfahrensten Aerzte längst aufgegeben haben?"

„Emilie, hat Dir Einer von all den berühmten Aerzten so lange und so tief ins Auge gesehen, wie ich? Hat ihm dabei, wie mir, die Liebe mit ihrer Fackel geleuchtet?"

Digitized by Google

„Wahr, mein Freund, ich glaube Dir," erwiederte Emilie; „scheint es mir doch so gewiß, daß mir von Dir alles Heil kommen müsse!"

„Nun Du es weißt, Emilie, gehe ich wieder hinab zu Deinem Vater, um ihm zu sagen, was ich Dir für all Dein Geld mitbringe."

Schon war Karl an der Thür, als ihn das Fräulein plötzlich und mit ängstlicher Stimme zurückrief:

„Halt, mein Freund! eile nicht! — Warte, bis ich einen Gedanken ganz erfaßt habe, einen traurigen Gedanken, der mir soeben durch den Kopf zog. Schweige, sprich nicht davon — nur Du und ich sollen das Geheimniß kennen.... Gott, es ist schrecklich! Wenn Du mich heilst, werden sie Dich mit Gold überhäufen — ich aber bin Dir verloren. Niemals werden sie mich, die Sehende, dem armen Landarzte geben."

„Das habe ich mir schon selbst gesagt," versetzte Karl, „und ich habe darnach meine Plane gemacht; aber ich konnte es doch nicht recht glauben."

„Glaube es mir, mein Freund!" sagte Emilie bittend.

„Was aber soll ich Deinem Vater auf all das Beschämende antworten?"

„Trage es, trage es für mich!" bat Emilie mit gefalteten Händen.

„Das will ich, meine Geliebte!" rief Karl — „das und noch vieles Andere."

Er schloß sie herzlich in seine Arme und eilte dann zu Herrn v. B... hinab, welcher, noch in Gedanken vertieft, zwischen den Säulen auf und ab ging.

„Herr v. B...," begann Karl, „zwischen mir und Emilien ist Alles auf das Befriedigendste geordnet." Und mit ceremoniöser Haltung und etwas steifer Förmlichkeit fügte er hinzu: „Ich werde mich glücklich schätzen und mich höchst geehrt fühlen, wenn Sie mir die Hand Ihrer Fräulein Tochter gewähren und mich so in den Schooß Ihrer hochstehenden und hochgeehrten Familie aufnehmen."

„Lieber Doktor," antwortete Herr v. B..., umarmen Sie mich als Ihren Schwiegervater. Und jetzt gehen wir zu Emilien!"

Karl und Emilie mußten sich in Gegenwart des Vaters umarmen, und er gab ihnen den Segen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Lohn.) Sonderbar, daß dieses, in den edelsten, höchsten Bezeichnungen gebrauchte, altdeutsche Wörtchen vom Sprachgebrauche immer mehr und mehr aus dem täglichen Leben verdrängt wird. So erhalten z. B.:

die ersten Staatsbeamten — Besoldung,
die untern Offizianten — Gehalt,
die außerordentl. Offizianten — Remuneration,
der Offizier — Sold,
der Commis — Salair,
der Schriftsteller — Honorar,
der Schauspieler — Gage.

Niemand will Lohn haben, und nur die untergeordnetste Volksklasse, der Diener und die Magd, bekommen Lohn; selbst der gemeine Soldat erhält Löhnung, während wir in der erhabendsten Bedeutung dieses Worts jeden Augenblick ausrufen: „Gottes Lohn dem edlen Geber!" „Der Lohn des Himmels begleite deine Schritte!" „Wie soll ich dir, Hochherziger, es lohnen?" „Des Künstlers Lohn ist die Kunst." „Der Tugend Lohn strahlt im ewigen Jenseits." — Es verlohnt sich in der That schon der Mühe, darüber nachzudenken, warum das Wort Lohn in der täglichen Anwendung so gesunken, ja so geächtet ist.

(Arabische Sprichwörter und Maximen.) Zwei werden nie gesättigt: der, welcher Wissenschaft, und der, welcher Reichthum sucht.

An sechs Stücken erkennt man einen Narren: er wird zornig ohne Ursache; spricht unnützes Zeug; traut Jedermann; verändert seinen Aufenthalt ohne Noth; bekümmert sich um Dinge, die ihn nichts angehen, und weiß Freund und Feind nicht zu unterscheiden.

Wer auf der Hoffnung Wagen fährt, hat Armuth zur Gesellschafterin.

Wer dir viele Neuigkeiten bringt, trägt dir viele Neuigkeiten aus dem Hause.

Geduld hat den Schlüssel zur Freude, Ungeduld zur Reue.

(Russische Ansichten im 16. Jahrhundert.) Der Czar Iwan der Große erhielt einst von dem Könige von Dänemark eine Wanduhr zum Geschenk, welche den Gang der Planeten zeigte. Er lehnte es aber mit der Erklärung ab, ein solcher Gegenstand zieme sich nicht für einen

christlichen Herrscher, der an einen Gott glaube und sich mit Planeten nicht befasse.

Der Prediger Wiltsch zu Reichardtswerben, dem ehemals chursächsischen Dorfe, auf dessen Fluren am 5. Nov. 1757 Seydlitz mit Friedrich dem Großen über die französische und Reichsarmee siegte, sammelt Ueberreste von der Schlacht bei Roßbach. So findet man bei ihm Kugeln von verschiedener Größe, Sporen, Degenklingen mit den französischen Lilien ꝛc.

In einem Keller zu Créon im südlichen Frankreich, der seit undenklichen Zeiten nicht mehr betreten war, fand man bei dessen Oeffnung ein schönes Mosaikparquet, das aus alten Münzen des 15. und 16. Jahrhunderts zusammengesetzt war. Die Mehrzahl, gleichsam den Fond der Mosaik bildeten Kupfermünzen, zur Auszeichnung waren die silbernen und goldenen benutzt.

Bei Chaneccillo (Chili), etwa zwei deutsche Meilen von einer Station der Copiapo-Eisenbahn entfernt, wurden vier überaus reichhaltige Silberadern entdeckt. Mehrere Tausend Arbeiter sind schon zur Stelle, um den Schatz zu heben.

Aus Plymouth ist die Meldung eingetroffen, daß der herrliche Dampfer „Nil" an der Küste von Cornwall zu Grunde gegangen ist. Einzelne Leichname und Schiffstrümmer werden an die Küste geworfen und lassen keinen Zweifel mehr über das Schicksal des Schiffes und seiner Bemannung.

Canada, das bekanntlich ein sehr gesundes Klima hat, zeigte bei der letzten Volkszählung eine große Zahl sehr bejahrter Personen. Ober-Canada hatte 14 Männer und 19 Frauen über 100 Jahre, darunter Alnwick einen Kapitän Jam, der 120 Jahre, und dessen Frau, welche 100 Jahre alt waren. In Unter-Canada leben 40 Hundertjährige, gerade zur Hälfte Männer und Frauen. Im westlichen Canada waren 112 männliche und 96 weibliche Individuen von 90 bis 100 Jahren, im östlichen 198 Männer und 209 Frauen. Im Alter von 80 bis 90 Jahren zählte Ost- und West-Canada 4969 Personen.

Wer hat Recht?

Das Weib.

(Von einem jungen Manne gesungen.)

Aus Leichtsinn, Unbestand und Flatterhaftigkeit,
Betrug, Gefallsucht, Schlauheit, List und Eitelkeit
Schuf künstlich die Natur
— Wohl einzig für uns Männer nur
Zu Spiel und Zeitvertreib —
Ein Flitterding und nannt' es — Weib.

Gegenstück.

(Von einem Mädchen gesungen.)

Aus Frohsinn und Verstand, Treu' und Ergebenheit,
Sanftmuth und edlem Stolz, Liebreiz und Zärtlichkeit
Schuf sinnreich die Natur
— Wohl schwerlich für euch Männer nur
Zu Spiel und Zeitvertreib —
Ihr Ebenbild und nannt' es — Weib.

Der Mann.

(Von einem Mädchen gesungen.)

Aus Starrsinn, Uebermuth, Stolz und Geschmeidigkeit,
Herrschsucht und Eigenlieb', Ruhmgier und Sinnlichkeit
Schuf launisch die Natur
— Zur Plage für uns Mädchen nur —
Nach höchst gewagtem Plan
Ein trotzig Ding und nannt' es — Mann.

Gegenstück.

(Von einem jungen Manne gesungen.)

Aus Scharfsinn, Edelmuth, Geist und Besonnenheit,
Thatkraft und Selbstgefühl, Ruhmlust und Tapferkeit
Schuf mächtig die Natur
— Zum Schutze für euch Mädchen nur —
Nach höchst vollkomm'nem Plan
Ihr Meisterstück und nannt' es — Mann.

Auflösung der Räthselspiele in № 148:

1. Pfeffer-münz-thee.
2. Falten-wurf.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 151. Sonntag, 17. Dezember **1854.**

Der Engel.

Die Hoffnung führt uns ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschließt er am Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.
Schiller.

Es steiget ein Engel mit rosigen Kränzen
Ins irdische Dunkel herein;
Ihm leuchten die Augen, die Blicke erglänzen
Wie Sonne und Edelgestein.
Er reicht uns bei Leiden und Schmerzen die Hand,
Drum haben die Menschen ihn „Hoffnung" genannt.

Wo Klagen ertönen und Thränen entgleiten,
Da eilet er liebend heran,
Und spricht uns zu Herzen und zeigt uns noch Freuden
Selbst auf der umnachteten Bahn.
Und stellt er vor's Auge ein kommendes Glück,
So kehret der Muth in den Busen zurück.

Klagt weinend die Liebe am düsteren Grabe,
Benetzt sie das Leichengestein,
Dann tritt er mit glänzendem Lilienstabe
Ins Wohnhaus der Trauernden ein,
Und trägt sie empor zu dem Sternengezelt
Und spricht von den Sel'gen der besseren Welt.

Er tritt in des Kerkers verödete Mauern,
Durch welche kein Sonnenlicht scheint,
Wo unter vergeblichem Seufzen und Trauern
Die Unschuld ihr Schicksal beweint;
Er stellet sie tröstend zum himmlischen Thron,
Da stärkt sie der Richter — und ewiger Lohn!

Er segelt mit uns durch die stürmischen Wogen,
Und reicht uns am Pfluge die Hand;
Er malt uns am Himmel den friedlichen Bogen,
Wenn Sturmwind und Wetter entstand;
Er schafft uns die Wüste zur blühenden Flur,
Haucht Leben hinein in die todte Natur.

Er stärkt uns das Herz, wenn zum heiligen Bunde
Das bindende Jawort erklingt,
Und wenn sich ein Leben in schmerzlicher Stunde
Der bangenden Mutter entringt.
Er führt uns ins Leben, er führt uns hinab,
Doch schmückt er mit blühenden Kränzen das Grab.

Drum öffnet, ihr Menschen, die trauernden Herzen
Dem Engel und reicht ihm die Hand:
Er führt euch durch Dornen, durch Wunden und Schmerzen
Ins blühende, glückliche Land.
O, haltet, ihr Menschen, den Engel recht fest —
Nur der ist verlassen, den Hoffnung verläßt!

Ein frommer Betrug.

(Schluß.)

Herr v. B... setzte sich zwischen Karl und Emilie auf's Sopha, nahm Beider Hände und war sehr gemüthlich. Er sprach von der künftigen Einrichtung des jungen Paares und schenkte Karl diese prächtige Villa sammt Park, Mustermeierei und Dependenzen, da er doch hier Emilie kennen gelernt, und bat ihn um die Erlaubniß, bei einem jungen Bildhauer, den er protegirte, einen Aeskulap zu bestellen, den er unten in der Säulenhalle aufstellen wolle.

„Auch die Aerzte haben ihren Adel," sagte er lächelnd, „sie stammen von den Göttern."

Auf die Hochzeit kam er gleichfalls zu sprechen.

„Mit Anfang des Frühlings heirathet Emiliens Schwester den Grafen R...," sagte er, „und die Hochzeit wird mit vieler Pracht gefeiert werden. Leider gestattet es Emiliens Lage nicht, daraus ein Doppelfest zu machen; sie könnte an all dem

Digitized by Google

Tumult nicht Theil nehmen. Ihr wird es angemessen seyn, zu anderer Zeit und in der Stille ihre Vermählung zu feiern. Wir wollen daraus ein gemüthliches Familienfest machen. Auch sind Ihre Verhältnisse, lieber Doktor, und die des Grafen sehr verschieden; die Gesellschaft wäre am Doppelfeste innerlich so getrennt, daß sich an eine Vereinigung gar nicht denken läßt. Nach der Hochzeit geht der Graf mit seiner Gemahlin auf Reisen, Mama muß in ein Seebad und wird bei dieser Gelegenheit unsern Freunden bei Paris einen Besuch abstatten; so wird Euere Vermählung wohl bis in den Herbst aufgeschoben werden müssen."

„Bis in den Herbst?" rief Karl — „unmöglich!"

„Unmöglich?" wiederholte Herr v. B... lächelnd — „es ist natürlich, daß es Ihnen so scheint, wird aber bei der Lage der Dinge doch nicht anders thunlich seyn."

Karl wurde verdrießlich und brütete vor sich hin, ohne weiter auf die Worte seines künftigen Schwiegervaters zu hören. So wurde es spät und Herr v. B... nahm Abschied, indem er versprach, morgen Mama herauszuschicken, daß sie dem Brautpaar ihren mütterlichen Segen gebe.

„Kommen Sie morgen ja herüber," sagte er zu Karl, „und daß ich Ihnen den Weg erleichtere, wird mit dem Frühesten ein Phaeton mit zwei kräftigen Holsteinern vor Ihrer Thür warten. Ich bitte, über Gespann und Kutscher als über Ihr Eigenthum zu verfügen."

Karl begleitete Herrn v. B... an den Wagen, dann kehrte er in Emiliens Zimmer zurück und warf sich in die Sophaecke, wo er soeben gesessen hatte. Er drückte die Augen in die Hände und brütete wie vorhin.

„Warum so schweigsam, mein Freund?" fragte Emilie, die sich zu ihm setzte.

„Also bist Du mir doch verloren!" rief Karl traurig.

„Wieso verloren?" fragte Emilie erschrocken — „ist nicht Alles auf's Schönste geordnet?"

„Unsere Vermählung soll ja, wie der Vater bestimmt, erst im Herbst stattfinden," antwortete Karl.

„Nun, und fürchtest Du, daß Deine Liebe nicht so lange aushält?" versetzte Emilie scherzend.

„O, scherze nicht, während mir vor Leiden das Herz zittert!" rief Karl wieder. „Wenn Du das Licht der Augen vor unserer Vermählung erhälst, dann bist Du mir verloren — darüber sind wir beide einig. Die Krankheit Deiner Augen wird eben um die Zeit der Hochzeit Deiner Schwester zur Operation reif seyn. Unsere Vermählung müßte um dieselbe Zeit stattfinden; dann, am selben Tag, solltest Du, meine Geliebte, wieder sehen können."

Emilie schwieg und versank in Nachdenken; dann plötzlich, als ob sie einen Ausweg aus dieser Verlegenheit gefunden hätte, fragte sie:

„Ist es unbedingt nothwendig, daß die Operation in der ersten Zeit der Reife stattfinde, oder kann sie nicht um einige Zeit aufgeschoben werden?"

„Es ist nicht unbedingt nothwendig," antwortete Karl, „daß sie in der ersten Zeit vorgenommen werde; man kann sie allerdings aufschieben."

„Nun, so werde ich in meiner Blindheit bleiben bis zum Herbst!" rief Emilie — „bis ich Dir angetraut bin, Dir unwiderruflich angehöre!"

„Nein, Du Engel des Lichts in der Finsterniß, nein!" rief Karl gerührt und drückte sie an sein Herz — „nein, um keinen Preis soll Deine Nacht länger dauern, als sie muß! Du solltest noch einen Frühling versäumen mit allen Blumen, einen Sommer mit seinem Meer voll Licht — und das um mich? Nein, um keinen Preis auf Erden!"

„Um keinen Preis? Auch nicht, wenn ich der Preis bin?" fragte Emilie vorwurfsvoll.

„Auch dann nicht!" rief Karl mit Festigkeit. „Wenn die Zeit kommt, werde ich vor Deinen Vater hintreten und ihm sagen: Die Zeit ist gekommen, Ihre Tochter zu heilen, oder auch: Ihre Tochter ist geheilt, — wenn ich auch weiß, daß er Dich dann zurücknimmt und daß ich von fern zusehen muß, wie Du mit Gewalt irgend einem Baron oder Grafen hingegeben wirst."

„Du könntest das sehen? und kannst von mir nicht das Opfer eines Frühlings und eines Sommers annehmen?" fuhr Emilie in vorwurfsvollem Tone fort.

Karl wiederholte seinen festen Entschluß, ihr Geheimniß zu verrathen, wenn ihre Vermählung nicht im Frühling vollzogen und ihm so Gelegenheit gegeben werde, seinen geheimen Plan auszuführen.

Emilie dachte wieder nach. Nach einiger Zeit sagte sie:

„Sey ruhig, mein Freund, morgen kommt die Mutter. Laß mich erst mit ihr allein und triff später ein. Ich werde ein Weib seyn, ich werde intriguiren, ich werde heucheln und ich werde es

Digitized by Google

durchsetzen, daß wir bis nächsten Frühling getraut werden."

Es war indessen spät geworden. Karl sprang auf und drückte Emilie in seine Arme. Zum Abschied sagte er ihr noch:

„O, heuchle, heuchle, Emilie! Muß ich doch einen falschen Schein auf mir ruhen lassen, der mich zu Boden drücken würde, wenn ich nicht mein Bewußtseyn und Deine Liebe hätte."

Karl hatte die letzten Worte so traurig ausgesprochen, daß sich Emilie vornahm, ihre Rolle für ihn so gut als thunlich durchzuführen. Und sie hielt sich Wort.

Am Morgen kam die Mutter an. Sie drückte ihre Tochter in die Arme und überhäufte sie mit Glückwünschen. Bald aber bemerkte sie, daß ihr Kind nicht so heiter war, als sie erwartet hatte.

„Wie sollte ich auch?" entgegnete Emilie — „Papa zeigte eine wahre Angst vor dem Gedanken, daß meine und der Schwester Vermählung zusammen gefeiert werden sollen, und doch wird alle Welt fragen, warum das nicht eine Doppelhochzeit gebe, da doch zwei Bräute im Hause und keine Hindernisse vorhanden sind. In der Stille will mich Papa verheirathen, wie man eine arme Cousine verheirathet, die aus Barmherzigkeit ausgestattet wird."

„Kind, Kind! welche Gedanken!" rief erschrocken die Mutter.

„Ich hätte sie auch nicht ausgesprochen," fuhr Emilie schnell fort, „wenn sie mich allein beträfen. Ich habe mich nie beklagt, ich habe mich immer zurückgezogen, um Euch nicht zu stören; denn ich bedachte Euere Pflichten, Euere Verbindungen und was Ihr diesen schuldig seyd. Diesmal aber betrifft die Zurücksetzung nicht mich allein, sie betrifft Karl, meinen Mann, ebensosehr. Ist es nicht, als ob man sich schämte, ihn als Schwiegersohn zu zeigen, als ob man sich des Abstandes zwischen dem Grafen und dem armen bürgerlichen Arzt schämte? Werde ich nicht, wenn Papa bei seinen Gedanken beharrt, ich wiederhole es, wie eine arme Verwandte behandelt?"

„Emilie!" rief die Mutter, indem sie aufsprang und sie in ihre Arme schloß — „Du bist mein Kind, mein theures Kind, Deine Vorwürfe schneiden mir ins Herz und ich fühle, daß etwas Wahres in Deinen Worten ist. Dein Vater hat ja nur so ins Blaue hinein im ersten Moment ohne Ueberlegung den Plan gemacht — gewiß, er hätte nicht daran gedacht, wenn er gewußt hätte, daß Du die Sache so betrachtest. Du weißt, daß ich in Angelegenheiten der Familie etwas vermag, und ich verspreche Dir, daß Deine Hochzeit zugleich mit der Deiner Schwester gefeiert werden soll."

Die Mutter hielt Wort; im Familienrath wurde beschlossen, daß im Frühling eine Doppelhochzeit gefeiert werden solle. Nur am Programm der Festlichkeit wurde, aus Rücksicht gegen Emilie, Manches geändert. Der große Ball wurde ganz gestrichen, das Diné in ein großartiges Dejeuné verwandelt und anstatt der aristokratischen Kirche der Stadt die Hauskapelle zur Vermählung bestimmt.

So kam der Frühling heran und mit ihm die zur Doppelvermählung bestimmte Zeit. Emilie begab sich erst einen Tag vor der Hochzeit in die Stadt, wo sich Karl bereits seit einer Woche befand. Er hatte einige Gassen weit vom Palast des Herrn v. B... eine geräumige Wohnung gemiethet, in welcher er sich mit geheimnißvollen Vorbereitungen viel zu schaffen machte.

Die Ceremonie fand in Gegenwart zahlreicher Gäste statt; zuerst erhielt die ältere Schwester mit dem Grafen R..., dann unser Paar den priesterlichen Segen. Nach der Trauung begab man sich in einen großen Saal des obern Stockwerks, wo die ganze Gesellschaft plaudernd und auf- und abwandelnd die Stunde des Dejeuné's erwartete. Karl hatte sich entfernt und Emilie in Gesellschaft von Jugendfreundinnen zurückgelassen. Nach einiger Zeit kam er zurück, faßte Emiliens Arm und flüsterte ihr ins Ohr:

„Bist Du ruhig, mein geliebtes Weib?"

„Fühle meinen Puls," antwortete sie lächelnd, „ob er schneller schlägt, als Du es erlaubst."

„So laß uns gemach aus dem Saal verschwinden!" sagte Karl mit aufgeregter Stimme.

Er machte mit ihr einen Gang den Saal entlang und führte sie leise vor die Thür und in den Vorsaal. Dort faßte er sie in seinen Arm und trug sie eilend hinab, wo er sie in einen bereit stehenden geschlossenen Wagen hob, der sich sofort in Bewegung setzte und in den nächsten Gassen verschwand.

Erst da man sich zu Tische setzen sollte, wurde die Abwesenheit des einen Brautpaars bemerkt. Man suchte es überall — vergebens; man wollte sich bei Emiliens Gesellschafterinnen erkundigen — auch sie waren sämmtlich verschwunden.

Herr v. B... fand diese Entführung höchst unschicklich und meinte, daß nur ein Mann von Karls Stande eines solchen Streiches fähig sey. Um Skandal zu vermeiden, trat er vor die Gesellschaft und entschuldigte Madame Blank, die

Digitized by Google

sich etwas müde in ihre Gemächer zurückgezogen habe, und Herrn Blank, der ihr Gesellschaft leiste. Indessen schickte er einen Vertrauten in die Wohnung Karls mit der Weisung, daß sich das junge Paar sobald als möglich zur Gesellschaft zurückverfügen solle. Auch der Vertraute kam nicht zurück und die Zeit verrann Herrn v. B... auf eine unangenehme Weise, während die Gäste sich beim Dejeuné sehr gütlich thaten und die heiterste Stimmung herrschte.

Man war eben daran, den Grafen R... mit Gemahlin hoch leben zu lassen, als Karl mit fliegendem Haar, mit sprühenden Augen, glühenden Wangen, tief und schnell athmend vor Aufregung, in den Saal stürzte.

„Meine Herren und Damen!“ rief er fast schreiend — „seit zehn Minuten sieht Madame Blank — die Operation ist vollkommen geglückt!“

Mit einem Schrei der Ueberraschung sprangen die Gäste von ihren Sitzen. Herr v. B... stürzte sich auf Karl und umhalste ihn gerührt; Frau v. B... weinte aufrichtige Thränen mütterlicher Liebe.

Ungeheurer Jubel bemächtigte sich der ganzen Gesellschaft; Jeder besonders wollte Karl Glück wünschen, Jeder besonders ihm danken und ihn umarmen, und so wanderte er aus einer Umarmung in die andere. Herr v. B... drückte seine Frau ans Herz und schämte sich der Thränen nicht, die ihm von den Wangen liefen; ermattet sank er endlich auf einen Stuhl; Frau v. B... wollte fortstürzen zu ihrem Kinde, aber ihr Gatte faßte sie noch am Arm und hielt sie zurück, und während er sich die Thränen abwischte, sagte er leise mit noch bebender Stimme:

„Merkst Du's, Sophie? ich durchschaue Alles, eigentlich hat er uns betrogen!“

„Wer?“ fragte Frau v. B... überrascht.

„Nun, der Doktor!“

„Gott lohne ihm den Betrug!“ rief die gute Frau mit fromm gefalteten Händen und zum Himmel gekehrten Augen.

„Gewiß,“ versetzte er, „ich sage nicht nein. Ein kluger Mann! er wußte sehr wohl, daß ich ihm das sehende Fräulein v. B... nicht zur Frau geben würde; so nahm er die Blinde und machte sich sie sehend. Ein sehr kluger Mann — ich achte ihn hoch!“

Mit diesen Worten sprang er auf und drang durch die Menge der Gäste, um Karl noch einmal zu umarmen.

Graf R... und seine Gemahlin reisten nach wenigen Tagen nach dem sonnigen Italien ab. Nach einigen Wochen, da die Heilung vollendet war, führte Karl sein glückliches Weib in die grünen Thäler der nahen Schweiz. In die Heimath zurückgekehrt, etablirte er sich in der Stadt. Der Ruf jener Operation, die Verbindungen des Schwiegervaters, vor Allem aber sein liebenswürdiges und Vertrauen einflößendes Wesen trugen dazu bei, ihm bald eine Stellung als Arzt zu geben, deren sich Herr v. B... nicht zu schämen hatte. Was aus seiner Poesie, der ersten Liebesbotin zwischen ihm und Emilien, geworden, wissen wir nicht. Er war wohl zu glücklich, um noch länger melancholische Verse zu schreiben.

Sechssylbige Charade.

1.

Bald ist es voll, bald ist es leer;
Bald hart, bald weich;
Bald arm, bald reich;
Bald ist es leicht, bald ist es schwer —
Ich wollt', mein's wär' das all nicht mehr!

2. 3.

Bald sind sie voll, bald sind sie leer;
Bald hart, bald weich;
Bald arm, bald reich;
Bald sind sie leicht, bald sind sie schwer —
Du wollt'st, sie hätten immer mehr!

4. 5.

Bald sind sie trüb, bald sind sie hell;
Bald schwer, bald leicht;
Bald hoch, bald seicht;
Bald sind sie langsam und bald schnell,
Gleichwie bald Meer, bald See, bald Quell.

6.

Es ist ein Krebs, ein Uebel, eine Mode:
Sie sucht und eifert sich schier zu Tode;
Schneider, Stutzer, wie auch Gelehrte,
Aerzte und Dichter sie schon bethörte.
Sie mischt sich in Alles auf der Welt;
Jenun sich ein jeder Narr gefällt.

Das Ganze.

Das Ganze? es schaffet entsetzliche Qual —
Ich sah's im Palais wie im Armenspital;
Dem, der es besitzet, ist sicher der Tod —
Es schütze vor ihm dich der liebe Herrgott!

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 152. Dienstag, 19. Dezember 1854.

Der Kleiderschrank.

Humoreske.

Das friedliche Städtchen Altenmünster stand im Begriff, sich zur Ruhe zu begeben. Schon waren mehrere der Oellampen, welche die Straßen erleuchten sollten, verloschen, nachdem sie ihren Gefährtinnen noch zugeblinzelt, ein Gleiches zu thun. Die Gewölbe in der Hauptstraße waren längst geschlossen und durch Vorsetzläden verwahrt. Der Regen fiel in Strömen, die Wetterfahnen auf den Giebeln der alten Häuser drehten sich kreischend nach allen Himmelsrichtungen, als ob sie mit dem stürmischen Nachtwinde eine höllische Polka tanzten. Die Straßen waren öde und wie ausgestorben, denn es war nahe an neun Uhr. Die drei Polizeidiener waren nach Hause gegangen und die Diebe, wenn es etwa solche zu Altenmünster gab, blieben daheim, aus Furcht, sich zu erkälten. Der Stadtphysikus war soeben von einem Krankenbesuche auf dem Lande zurückgekommen und führte selber sein Pferd in den kleinen Stall hinter dem Hause. Nur einige Tabagien waren noch offen und gefüllt mit Stammgästen, die in aller Minne ihr Pfeifchen rauchten und ihr Spielchen Tarok machten, und im ersten Gasthofe des Städtchens, in der „goldenen Taube", liefen der Kellner und das Schenkmädchen geschäftig hin und her und brachten den paar Fremden, welche diesen Abend angekommen waren, Coteletten und Kalbsbraten und Franzbranntwein und Kartoffelsalat, und den Stammgästen ihre Stange Bier oder ihr Glas Grog, oder schürten in den Oefen der Fremdenzimmer die Feuer auf.

In einem der Fremdenzimmer der „goldenen Taube", aber nicht in der Beletage, wo man nur die Commisvoyageurs und die Rittergutsbesitzer einlogirte, weil diese Champagner und Bordeaux tranken, sondern in einem armseligen Stübchen im Dachgiebel, stand ein hübscher junger Mann, die Arme über der Brust gekreuzt, und blickte gedankenvoll in den Koffer, welchen er soeben erst geöffnet hatte.

„Ja, das ist mein Handwerkszeug!" sagte er halblaut vor sich hin — „das ist mein Betriebskapital, aus welchem sich doch vielleicht ein schöner Gewinn ziehen läßt! — Ja, aus diesem kleinen Koffer sollen dunkle Mächte heraufbeschworen werden, so furchtbar wie die Geister in Tausend und Einer Nacht, um mir Reichthum und Glück zu verschaffen und zunächst — Rache, das süßeste von allen Erdengütern!"

Der junge Mann mußte ein Träumer oder ein Schwärmer seyn, daß er solche Erwartungen von dem Inhalte des Koffers hegte, welchen dieser gar nicht zu rechtfertigen schien. Der Inhalt erschien vielmehr von der gewöhnlichsten Art: er bestand aus Kleidern, die weder durch ihre Anzahl, noch durch den Werth ihrer Stoffe imponirten. Und seltsamer Weise waren dabei auch Kleidungsstücke, die nur dem schönen Geschlechte zukommen: Shalws, Hauben, Hüte, Roben von altem Cattun und eine von schwarzem Seidenstoffe. — Der arme Junge! vielleicht wollte er sie einer alten Muhme zum Geschenke machen, die weniger auf den Werth der Gabe als auf die gute Absicht des Gebers sah.

Auf einmal schien der junge Mann aus seinem Sinnen zu erwachen.

„Es schlägt neun Uhr!" sprach er vor sich hin — „nun muß ich mich sputen, oder der alte Schuft schließt seine Bude!"

Damit knüpfte er seinen Rock zu, drückte eine kleine Studentenmütze auf seine dunklen Locken, schlug einen leichten Mantel um die Schultern und eilte hinunter in die stillen und dunklen Straßen.

Digitized by Google

„Ich habe ihn noch heute Nachmittag an der Ecke der Treppe stehen sehen," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort; „wenn ihn der alte Schuft noch nicht verkauft hat, kann Alles gehen. Die Götter wollen geben, daß ich meine Rolle gut spiele und keinen Argwohn errege!"

Damit eilte er die Hauptstraße hinunter bis zur Kirche und bog in ein kleines Seitengäßchen ein; wenige Schritte von dessen Ende war noch ein kleiner Laden offen, an dessen einem Fenster eine trübe Lampe sich schaukelte. Vor demselben, unter einem vorspringenden Dächlein, das vom Gesimse des ersten Stockwerkes ausging, stand ein Tischlein von Tannenholz mit zwei Stühlen darauf; diese letzteren trugen verschiedene alte Gegenstände von Blech und Steingut, nebst einigen schlechten, kolorirten Bildern unter Glas und Rahmen, auf welchen mit Kreide der Preis angeschrieben war, und zwischen den beiden Stühlen stand bei Tage ein Stoß alter Bücher, zu unterst „Arndt's wahres Christenthum" in solidem Schweinslederbande, zu oberst „Sue's ewiger Jude" in zerfetzter und zerlesener Brochure. In dem kleinen, dunklen Laden, der die ganze Vorderseite des Häuschens einnahm, waren Trödelwaaren aller Art so dicht aufgehäuft, daß nur ein enger Gang zu einer innern Glasthüre führte, hinter welcher in einem armseligen Hinterstübchen ein Mann vor einem Pulte saß, eine Feder hinter dem Ohre, ein aufgeschlagenes Hauptbuch vor sich. Das dünne Dreierlichtlein, welches in einem rostigen eisernen Leuchter auf dem Pulte brannte, zeigte nothdürftig das kupferige Gesicht eines stämmigen, beleibten Mannes mit einem Doppelkinne, das aus einer schmutzigen weißen Halsbinde hervorquoll. Die Züge dieses Gesichts hatten etwas widerlich Gemeines, das der Ausdruck der stechenden grauen Augen, welche unter buschigen Brauen hervorleuchteten, noch erhöhte, obschon sich der Besitzer dieser Physiognomie alle Mühe zu geben schien, seinem Antlitz einen Ausdruck möglichster Sanftmuth und Gelassenheit zu geben. Jedermann wäre es unmöglich gewesen, bei dem trüben Schimmer dieser Dreierkerze zu lesen und zu schreiben ohne Luchsaugen; aber der Mann am Pulte dachte auch in diesem Augenblick nicht an Lesen oder Schreiben, sondern klopfte mit der Brille auf die Kante des Hauptbuchs und ließ seine Gedanken spazieren gehen.

„Freilich," murmelte er vor sich hin — „freilich hab' ich noch keinen sonderlichen Nutzen aus der Summe gezogen, denn sie ist nicht gerade bedeutend. Dreihundert Thaler sind kein großes Stück Geld, aber man gibt sie doch nicht gerne heraus, wenn man nicht muß. Einem Rothschild würden sie nicht weh thun, aber den Georg Elberg würden sie reich machen. Jenun," fuhr er lebhafter fort, „sein Vater hätte seine Papiere besser aufbewahren sollen! Wenn der alte Rektor Elberg thöricht genug war, mir das Geld zu borgen und hernach meinen Schuldschein zu verlieren, was geht das mich an und wie kann ich schuld seyn, wenn sein Sohn das Geld einbüßt? Hab' ich das Gesetz gemacht? Würde ich nicht das Gesetz bezahlt haben, wenn er mir meinen Schuldbrief hätte vorweisen können? Warum hat er ihn also verloren und alle andern Beweismittel meiner Schuld? — Der Junge hat es endlich aufgegeben, mich mit seinen Briefen zu belästigen, und ich werde hoffentlich nichts mehr von ihm hören; denn wenn er auch klagt, kann er mir ja keinen Reinigungseid zuschieben, weil ich als Pietist keinen Eid zu leisten brauche. In vier Monaten ist die Schuld vollends verjährt und dann sind alle seine Ansprüche erloschen. Und zudem, wenn ich ihm das Geld gegeben hätte, wäre es von dem jungen Elberg sicher schon längst verthan; denn er soll ein Sausewind und Bruder Liederlich seyn, der von den Studenten entlaufen und unter die Schauspieler gegangen ist. Das beweist schon, daß er ein Taugenichts ist; denn die Theater sind die Schulen des Satans und der grundgütige Gott hat daher nicht gewollt, daß diesem losen, sündhaften Menschen das hübsche Stück zufalle. Amen."

Damit pflegte dieser würdige Mann, welcher das eben citirte Selbstgespräch geführt hatte, alle seine Reden zu schließen; denn Herr Samuel Bensen war nicht nur Trödler und Pfänderleiher, sondern auch ein erleuchteter Mann Gottes, welcher die Armenbüchse seiner Muckerbrüder führte, Conventikel und Betstunden hielt und den Verein für die Mission unter den Heiden und Juden präsidirte. Es war heute Sonnabend, wo manchmal noch irgend eine lockere Haut oder eine arme Frau am späten Abend kam, um eine Uhr oder irgend ein anderes Stück ihrer Habseligkeiten zu verpfänden, um Geld für den Sonntag zu haben, und darum war der fromme Mann noch in seiner Trödelbude zu schauen.

Das Anschlagen der Glocke an der äußern Thüre des Ladens weckte ihn aus seinen erbaulichen Betrachtungen und ehe er noch von seinem hohen Dreibeinstuhle heruntergestiegen war, um dem späten Besucher entgegen zu gehen, stand der junge Mann in dem Makintosh-Kragen, den

Digitized by Google

wir in jenem Oberstübchen der „goldenen Taube“ getroffen haben, vor ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Ergebnisse der Hauptmomente der neueren französischen Geschichte durch Zahlenzusammenstellungen.

1789 brach die erste französische Revolution aus; addirt man nun die einzelnen Ziffern dieser Jahreszahl, so erhält man die Summe: 25 als Zahl der Jahresdauer der Zeit vom Anfange der revolutionären Zustände in Frankreich bis zum ersten Pariser Frieden; legt man dieselbe wieder der obigen Jahreszahl zu (1789 + 25), so ergibt sich als Facit die historische Zahl: 1814 (Abdankung Napoleons und Wiederbesteigung des Thrones durch die Bourbonen).

1792 wurde durch Conventsbeschluß das Königthum abgeschafft; durch Addition der einzelnen Ziffern dieser Jahreszahl kömmt die Summe: 19 heraus (Zahl der Jahresdauer der Zeit vom ersten glänzenden Auftauchen Napoleons bis zu dessen Verbannung auf Elba — 1795 bis 1814); nun die Zahl 19 der Jahreszahl 1792 zugelegt (1792 + 19), ergibt: 1811 (Jahr der Geburt des Königs von Rom).

1794 hatte der Terrorismus in Frankreich seinen höchsten Grad erreicht; die einzelnen Ziffern dieser Jahreszahl zusammengezählt, ergibt: 21; 1794 + 21 : 1815 (Napoleons Sturz und Verbannung auf St. Helena). Die Ziffern der Jahreszahl 1815 wieder addirt, ergibt die Summe: 15 (Zahl der Jahresdauer der Zeit vom Consulat bis zum Untergange des Kaiserreichs); 1815 + 15: 1830 (Julirevolution; Sturz der Bourbonen älterer Linie; Louis Philipp von Orleans König). Durch sofortige Addition der Ziffern der letztern histor. Jahreszahl ergibt sich: 12 als Summe; 1830 + 12: 1842 (Tod des Herzogs von Orleans). Die einzelnen Ziffern von 1842 addirt, zeigt die Zahl: 15; diese der letztern Jahreszahl beigelegt (1842 + 15), läßt erscheinen: 1857! Was wird sich in diesem Jahre ereignen? Denn seine einzelnen Ziffern zusammengezählt ergeben die ominöse Zahl: 21.

1797 fanden die glänzendsten Siege der französischen Republik statt; Italien ward durch Napoleon erobert; durch den Vertrag von Campoformio kam das linke Rheinufer an Frankreich. Zählt man die einzelnen Ziffern der Jahreszahl 1797 zusammen, kömmt heraus: 24; diese Summe der genannten Jahreszahl hinzugefügt, erscheint das Jahr: 1821 (Napoleon stirbt auf St. Helena).

1806 ist das Jahr, in welchem der Kaiser Kronen raubte und verschenkte; auch löste er das tausendjährige, seit Karl dem Großen bestandene deutsche Reich auf und stiftete den s. g. Rheinbund. Ergebniß der einzelnen Ziffern dieser Jahreszahl durch Addition: 15; 1806 + 15: 1821 (des Kaisers Todesjahr).

In obigen Zusammenstellungen spielen am meisten die Zahlen 15 und 21; diese kann man daher als ominös betrachten. Zum Beleg noch das Folgende:

Nimmt man das Todesjahr des Herzogs von Orleans (1842) und addirt dessen einzelne Ziffern, so erscheint die Zahl: 15; ihre einzelnen Ziffern ergeben (1 + 5): 6; diese letzte Zahl nun obiger Jahreszahl zugelegt (1842 + 6) : 1848 (Februarrevolution; Sturz der Linie Orleans); Addition der einzelnen Ziffer von 1848: 21!

Nimmt man das Jahr des Sturzes Napoleons (1815) und zählt dessen einzelne Ziffern zusammen, so erhält man die Summe: 15; diese der fraglichen Jahreszahl zugefügt, ergibt: 21. Addirt man jetzt 21 und 1815, erhält man: 1836 (Louis Napoleon erscheint zu Straßburg). Setzt man endlich zu dieser histor. Jahreszahl die erste der beiden ominösen Zahlen (15), so erhält man: 1851 (Louis Napoleon Prinzpräsident); die zweite aber (21) hinzugesetzt, läßt erscheinen: 1857? Die einzelnen Ziffern von 1851 addirt, ergeben wiederum 15, die von 1857: 21! *H.*

Mannigfaltiges.

In einigen japanischen Verkaufsläden sah W. Heine verschiedene musikalische Instrumente, z. B. eine Art von Zither, einige mit vier, andere mit fünf Darmsaiten, der obere Deckel des Kastens von Pergament, gleich den Banjos der Neger in Amerika, ferner eine Flöte aus Bambusrohr mit sieben Löchern und ohne Klappen, sehr einfach construirt, das Mundloch sowohl als die Fingerlöcher waren jedoch so groß, daß die Musiker

Digitized by Google

der Fregatte Powhattan sie nicht spielen konnten, einige der Japaner entlockten ihr eine einfache, angenehme Melodie. Ein anderes Instrument, nicht unähnlich der Tyroler Zither, nur viel länger und mit fünf Metallsaiten, wurde mit einem zwischen Daumen und Zeigfinger gehaltenen Hölzchen gespielt. An einem andern Ort war eine Uhr aus einem zwei Fuß langen und sechs Zoll breiten Kasten bestehend, der an der Wand hing. Das Werk war ähnlich dem unserer Wanduhren; im obern Theil befand sich ein Gewicht aufgewunden, das die Uhr trieb. Darunter war ein Einschnitt, auf dessen Länge 16 Schmetterlinge aus Messing und zwar dermaßen vertheilt, daß die 8 obern in ungefähr halb so großer gleichmäßiger Entfernung als die 8 untern von einander standen. Ein anderer Schmetterling bewegte sich in einem zweiten Einschnitt zur Linken von unten nach oben und zeigte so die Stunden an. Die 8 größeren Entfernungen waren für die Tages-, die 8 kürzeren für die Nachtstunden. Im Winter wechselt diese Ordnung, da die Japaner den Tag in 16 Stunden eintheilen, von denen 8 von Sonnenauf- bis Untergang, die andern 8 vom Unter- bis zum Aufgang währen. Die meisten Japaner besaßen Sonnenuhren, die mit ziemlicher Genauigkeit die Zeit angaben; manche hatten in einem kleinen metallenen Kästchen, das sie im Gürtel trugen, Schreibzeug, Sonnenuhr, Compaß, einen Maßstab und zuweilen sogar einen kleinen Quadranten.

Ein französisches Blatt wirft einen Blick auf die berühmtesten Belagerungen des neunzehnten Jahrhunderts. Im Jahre 1807 capitulirte Danzig nach 51 Tagen fortwährender Angriffe. Wie die Hauptstadt der Krim durch ein besonderes Vertheidigungssystem geschützt, konnte es nicht umzingelt werden. Die Belagerung von Saragossa dauerte 50 Tage von der Eröffnung des Laufgrabens an, obgleich der Platz unregelmäßig befestigt war. Nachdem die Franzosen vom 29. Dezember 1809 bis zum 10. Februar 1810 sich der äußeren Ringmauer bemächtigt hatten, mußten sie jeden Stadttheil, jedes Kloster, jede Häusergruppe erstürmen. Die Belagerung der Citadelle von Antwerpen begann den 29. November 1832 und endete den 23. Dezember mit einer Capitulation. Rom ward am 29. Juni 1849 genommen, nachdem der Laufgraben 25 Tage eröffnet war. Man darf sich also nicht wundern über den Widerstand Sebastopols, wenn man die unermeßlichen Hilfsquellen, die in dem Platze aufgehäuft sind, und die Diversion bedenkt, welche eine beträchtliche feindliche Armee bewerkstelligt, die im Felde steht, um die Belagerer zu beunruhigen.

Wenn der orientalische Krieg der schweizerischen Fabrikation in Seide und Stickereien ziemlichen Schaden verursacht, so bringt er in anderer Beziehung doch auch Geld. So hat England einem Hause in Bern eine Lieferung von 20,000 Paar Holzschuhen, mit Filz gefüttert, und 20,000 Paar wollenen Strümpfen übertragen.

Am 8. d. wurden in London Versuche mit einer neuen Art von Mörsern angestellt, die befriedigend ausfielen. Diese Mörser wiegen 100 Zentner, haben einen Kaliber von 13 Zoll und werfen Kugeln von 200 Pfd. mit einer Ladung von 20 Pfd. Pulver. Ihr Vortheil besteht in einer besondern Vorrichtung, die es möglich macht, selbst bei hochgehender See sicher zielen zu können, und die zugleich den Uebelstand des Rückstoßes beseitigt. Diesen Mörsern kann man jede beliebige Elevation geben. In einem Winkel von 45° werfen sie ihre Kugeln auf eine Entfernung von 12,600 Fuß.

Charade.

(Zweisylbig.)

Ernsten Schrittes und im Feierkleide
Naht der Ersten eine große Schaar;
Nicht den Durst nach wilder, ird'scher Freude
Nimmt man in dem Blick der Waller wahr.

Nein, es treibt nicht weltliches Verlangen
Diese Menge zu der Ersten hin:
Ihn zu hören, der die Zweit' empfangen,
Ist allein ihr eifrigstes Bemüh'n.

Leichten Schritt's, doch auch im Feierkleide,
Naht dem Ganzen eine größ're Schaar
Als der Ersten, und den Durst nach Freude
Nimmt man hier nur allzu deutlich wahr.

Auflösung der Charade in № 151:

Herz-beutel-wasser-sucht.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 153. Freitag, 22. Dezember 1854.

Der Kleiderschrank.

(Fortsetzung.)

Der Pfänderleiher hub in sanftem, gedehntem Tone an:

„Guten Abend, mein lieber Freund! Womit kann ich Ihnen so spät noch dienen?"

„Ich bin froh, daß Ihr Lädchen noch nicht geschlossen ist," versetzte der junge Mann lebhaft; „ich möchte ein kleines Geschäft mit Ihnen abschließen."

„Sie wollen vielleicht Ihre Uhr verpfänden?" fragte Bensen und nahm ein bedrucktes Blättchen grauen Papiers, einen Versatzschein, vom Pulte.

„Nicht doch, ich kann mir nicht schmeicheln, Besitzer eines solchen Kleinods zu seyn," sagte der späte Besucher. „Ich möchte Ihnen vielmehr etwas abkaufen. Als ich heute an dem Laden vorüberging, sah ich hier ein Stück Möbel, das ich gebrauchen könnte: einen schmalen, niedrigen Schrank von Eichenholz, wenn ich nicht irre, und mit Schubladen darin — sehen Sie, jenen dort, am Fuße der Treppe."

„Ein hübsches Kleiderschränkchen vom schönsten Eichenholze," sagte Bensen freundlich, „ein ganz schönes Möbel — solide Arbeit, gutes Schloß, noch wie neu. Ich hätte es schon oft verkaufen können, aber es soll an Jemanden kommen, der diese Arbeit versteht. Schon das Holz daran ist ein schönes Stück Geld werth, ohne Schloß und Bänder und abgesehen von den bequemen Schubladen. Ich habe den Schrank erst vor ungefähr zehn Tagen um schweres Geld ersteigert aus der Verlassenschaft des Cantors Holzwarth in Gistenwalde, in dessen Familie er sich seit undenklichen Zeiten fortgeerbt haben soll. Ein Prachtstück von einem Möbel und spottwohlfeil für acht und einen halben Thaler."

„Ich verstehe mich nicht auf derlei Dinge," sagte der junge Mann; „aber ich habe eine alte Muhme hier in der Stadt, welche gerade einen solchen Schrank gebrauchen kann. Ich möchte ihr gern ein Geschenk damit machen und möchte das Möbel gleich baar bezahlen, jedoch unter der Bedingung, daß ich es morgen wieder zurückgeben und mir ein anderes Geräthe auswählen darf, wenn der Spint meiner Muhme nicht gefallen sollte."

„O gerne, recht gerne! Aber heute Abend kann ich Ihnen das Möbel nicht mehr schicken," sagte Bensen.

„Ich kann es aber nur unter dieser Bedingung kaufen," versetzte der junge Mann. „Sagen Sie sechs Thaler und sorgen Sie für Jemanden, der mir den Schrank sogleich in die Wohnung meiner Muhme schafft, und wir werden Handels Eins!"

Nach einigem Feilschen erstand der späte Besucher den Schrank um sechs Thaler und zählte diese dem Trödler baar in die Hand.

„Aber Sie müssen mir nun auch eine Quittung über das Geld ausstellen und einen Revers, daß der Schrank mein ist, mit Allem, was darin und daran ist. Man kann nämlich nicht wissen, was darin steckt," setzte der junge Mann lächelnd hinzu; „man hat schon oft versteckte Schätze an ganz seltsamen Orten gefunden, z. B. ganze Pakete Staatsobligationen und Banknoten in alten Stühlen und dergleichen."

„Ich will diese Gefahr auf mich nehmen und Sie sollen den Revers bekommen," sagte Bensen und stellte den gewünschten Schein aus. „Für das Hinbringen in Ihre Wohnung will ich schon Sorge tragen — will ihn selber hinschaffen, wenn es Ihnen nicht auf ein kleines Douceur ankommt. Das Schränkchen ist ja nicht schwer. Wo wohnen Sie denn, lieber Freund?" fragte der Pfänderleiher.

Digitized by Google

„Bei Frau Treuw, am Klosterpförtchen Nr. 2," war die Antwort. „'S ist freilich nicht das schönste Viertel der Stadt, aber arme Leute müssen eben fürlieb nehmen."

„Eine finstere, sehr verrufene Gegend!" sagte Bensen bedächtig. „Könnten Sie sich nicht bis morgen früh gedulden? Schon vor Tag sollen Sie den Schrank haben. Denken Sie sich, vor dreißig Jahren ist am Klosterpförtchen ein Mann erschlagen und beraubt worden!"

„Bah! die Zeiten sind andere geworden! Zudem ist's morgen Sonntag, wo man nicht mit einem alten Schrank über die Straße fahren kann; und ein solches Möbel ist auch eben keine Versuchung für einen Dieb, zumal wenn es ein ganzes Jahrhundert in einer Cantorsfamilie war!"

Meister Bensen betrachtete seinen späten Besucher anfänglich mit mißtrauischen Augen, sah jedoch an ihm nichts, als die offenen, schönen Züge eines etwa zweiundzwanzig Jahre zählenden Mannes und überzeugte sich allmälig zur Genüge, daß er vor diesem nichts zu fürchten habe. Ja einen Augenblick hegte er sogar den großmüthigen Gedanken, den Käufer des Schrankes zu einem Kruge Bier einzuladen, wogegen aber der ihm innewohnende Geizteufel Einsprache erhob.

„Falls Sie vor mir nach dem Hause meiner Muhme kommen," sprach der junge Mann, „so sagen Sie ihr, ich schicke ihr diesen Schrank; aber ich denke, ich werde noch vor Ihnen dort seyn."

Damit schlug er seinen Kragenmantel dichter um sich und ging.

Bensen blickte ihm mit behaglichem Schmunzeln nach; er war ein altes Stück Möbel aus der Rumpelkammer um einen annehmbaren Preis losgeworden und hatte so die Woche gut beendet.

„Er muß seiner Muhme recht zugethan seyn, dieser junge Mann," sprach Bensen vor sich hin; „wenn die alte Frau sich nicht besser auf Möbel versteht, als er, so wünsche ich nur, daß sie mir ihre Kundschaft schenkt — ich will dann noch ein Sümmchen an ihr verdienen!"

Dann löschte er die Dreierkerze auf dem Pult aus, holte aus dem Höfchen hinter dem Hause einen kleinen Schubkarren, lud den Schrank darauf, schloß den Laden und karrte seine Ladung die Straßen entlang nach dem Klosterpförtchen. Als er das Häuschen Nr. 2 erreichte und die Klingel sachte zog, erhielt er lange keine Antwort, das Haus war wie ausgestorben. Dem Pfänderleiher ward ganz sonderbar zu Muthe; dieses Häuschen war lange Zeit unbewohnt gewesen und die Leute behaupteten, es seye nicht geheuer darin. In der Nachbarschaft war Alles finster und ruhig. Endlich, als er zum dritten Male läutete, hörte er ein Schlurfen in der Hausflur und eine heisere Frauenstimme rief von innen:

„Was gibt's?"

„Macht auf, Frau Treuw!" hieß es — „ich bringe einen Auftrag von Euerm Neffen!"

Die Thür ging langsam auf und zeigte eine alte Frau in ärmlichem Anzuge, die über den späten Besuch erstaunt schien und nach dem Begehren des Fremden fragte.

„Eben wollte ich schlafen gehen, weil ich nicht länger auf meinen Neffen warten mag," sprach sie; „er hätte nach seinem Versprechen schon längst nach Hause kommen sollen."

„Er wird sogleich hier seyn," erwiederte Meister Bennsen; „einstweilen schickt er mich mit diesem Möbelstück, das er für Sie gekauft hat. 'S ist Alles bezahlt — bis auf den Trägerlohn, liebe Frau, und es war in der That keine Kleinigkeit, bei solchem Wetter noch den schweren Schrank hierher zu transportiren."

„Ich dank' Euch, lieber Mann! Wenn mein Neffe hier wäre, würd' ich Euch einladen, noch ein bischen hereinzutreten und Euch am Ofen zu wärmen; so aber schickt es sich nicht, weil ich ein lediges Frauenzimmer bin. Hier ist ein Viergroschenstück für Eure Mühe, guter Freund! Nun stellt mir den Schrank hübsch in den Hausgang, bis mein Neffe heimkommt. Der gute Junge!" fügte sie hinzu — „er denkt noch immer an seine arme alte Muhme."

„Sie sind wohl noch nicht lange hier, liebe Frau?" fragte Bensen — „das Häuschen stand bisher leer; und wo haben Sie denn die Möbel her?"

„Ich bin erst gestern eingezogen und habe meine Möbel zum Theil mitgebracht," entgegnete Frau Treuw. „Früher wohnte ich in Wandsleben und nächsten Montag kommt der Rest meiner Fahrniß mit dem Kanalboot."

„Wenn Sie in den Fall kommen, irgend etwas zu gebrauchen, mein gutes Madamchen, so will ich mich Ihnen empfohlen halten," sagte Bensen. „Ich bin der Trödler und Pfänderleiher Bensen aus dem Salzgäßchen und habe ein sehr reiches Lager von allem möglichen Hausgeräthe, neu und gebraucht, zu den allerbilligsten Preisen. Sie werden in mir stets einen reellen christlichen Mann finden, der Ihnen im Nothfalle gerne borgt!"

Damit steckte er sein Viergroschenstück in die Tasche, bot der Frau gute Nacht und schob seinen Karren wieder nach Hause.

Digitized by Google

„Ich weiß nicht, die Sache gefällt mir nicht recht," sprach er unterwegs für sich hin; „die alte Frau hat etwas Sonderbares an sich! Und warum gab sie mir ein ganzes Viergroschenstück, da sie doch so ärmlich aussieht? Und warum freute sie sich so über den Schrank? Mich ärgert jetzt, daß ich ihn so billig hergegeben habe. Der junge Fant hätte mir sicher auch das Doppelte dafür gegeben — aber das kommt von meiner thörichten Gutmüthigkeit; ich werde es mein Lebtag zu Nichts bringen! Allein was liegt daran? Reichthum allein macht ja nicht glücklich; Amen."

Eine Viertelstunde später hatte er seinen Laden geschlossen, die Lampe ausgelöscht und die Fensterläden verschlossen und stieg nun hinauf in sein Stübchen, wo bald ein Feuerchen im Ofen knisterte und dieser eine behagliche Wärme verbreitete. Bensen nahm aus einem Wandschrank einen großen Krug Bier, ein riesiges Schwarzbrod nebst Buttertopf und Schlackwurst, rückte ein Tischchen vor den alten, bequemen Großvaterstuhl am Ofen und verzehrte in aller Behaglichkeit sein Abendbrod. Dann ward die lange Pfeife gestopft und in den Lehnstuhl zurückgeschmiegt, blies der Trödler die blauen, duftenden Wölkchen gegen die Decke der Stube und sah sie über der Flamme der Kerze in wunderliche Bilder verfließen. Nebenbei sprach er dem Inhalt des Bierkruges wacker zu und horchte auf das Kochen des Wassertopfs im kleinen Oefchen. Als endlich der Krug und die Pfeife leer waren, holte er aus demselben Wandschranke eine Flasche Rum, von dem Ofen aber seinen Wassertopf, mischte sich ein tüchtiges Glas Grog, stopfte die Pfeife abermals und blies von Neuem blaue Ringeln in die Luft.

Man sah's dem Alten an: er befand sich jetzt auf der höchsten Stufe der Behaglichkeit; von seinen Zügen war die heuchlerische Sanftmuth verschwunden und ein breites, thierisches Wohlbehagen lagerte darauf. Wiederum blickte er in die Ringeln, aber seine Phantasie war nun geschäftig und verwandelte die Rauchwölkchen, wenn sie sich zertheilten, in allerlei prächtige Commoden und Betten oder Schränke, von welchen er ungeheuere Gewinne erwartete; oder sie breiteten sich gar zu kleinen Häusern aus, die er spottwohlfeil kaufen und möbliren und dann um schweres Geld zu vermiethen sich schmeichelte.

Dann aber, als die tiefer herabgebrannte Kerze nur noch einen trüben Schein über die Stube warf, dünkte es ihm auf einmal, als ob eine große Rauchwolke, welche er soeben hinausgeblasen, sich in ein großes Himmelbett verwandelte und durch die halbgeöffneten Vorhänge wähnte er das bleiche Gesicht eines Sterbenden zu sehen. In diesem Augenblick machte das Feuer im Ofen ein kleines Geräusch, weil die Kohlen auf dem Roste zusammenfielen, und Meister Bensen kam es vor, als spräche der Sterbende in seinem Bette:

„„Ich habe ihm das Geld angeborgt, Georg, volle dreihundert Thaler! Seinen Schuldschein habe ich zwar verloren, aber wenn er dich nicht heimbezahlt, so ist er ein Schurke und wird es bereuen bis zu der Stunde, wo er ebenfalls so hilflos auf dem Schragen liegt wie ich!""

Erschrocken sprang Bensen aus dem Lehnstuhl auf und fuhr mit der Hand über die Augen — das Gesicht war verschwunden.

„Unsinn! Thorheiten, Hirngespinnste!" murmelte der Trödler vor sich hin und nahm einen großen Schluck Grog — „meint denn der Mann, ich müsse Jedem das Geld wiedergeben, wenn er mir sagt, er habe es mir angeborgt? Meint er mich mit seinem blassen Gesicht zu erschrecken?... Aber horch! was ist das? Ein Wagen fährt vor dem Hause an — man läutet mir — wer mag das seyn? Irgend Jemand in Nöthen — ein Gutsbesitzer, der sein Silberzeug verpfänden will? — eine vornehme Dame, die mir ihren Schmuck in Versatz gibt?... Nun ja, ich komme, ich komme!"

Er eilte hinunter, öffnete die Thür und blickte hinaus durch den strömenden Regen. Eine Kalesche, ganz mit Schmutz bedeckt und von Wasser triefend, hielt an der Gosse. Der Kutscher öffnete den Schlag, ließ den Wagentritt herab und eine Dame trippelte leicht über das schlüpfrige Pflaster und trat in den Laden.

„Die Kutsche erwartet mich," sagte sie nach der ersten flüchtigen Begrüßung, „schließen Sie den Laden hinter sich und führen Sie mich an einen Ort, wo wir unbelauscht reden können, denn ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen!"

Bensen erwiederte nichts, sondern ging durch den schmalen Gang voran bis in das Hinterstübchen, dessen Thür er hinter der Dame verriegelte. Dann stellte er die Kerze auf's Pult und sah der späten Besucherin forschend ins Gesicht.

Die Dame war sehr echauffirt und aufgeregt, ihre Augen hatten einen eigenthümlichen Glanz und ihre Lippen zitterten vor fieberhafter Ungeduld. Sie war hoch gewachsen, einfach gekleidet

und, wie an ihrem unstäten Wesen abzunehmen, in einer ganz absonderlichen Gemüthsbewegung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Schmalz aus Rüböl.) Eine nicht unwichtige Erfindung — schreibt man aus Leipzig — wird jetzt zur Ausführung im Großen gebracht. Sie betrifft die Umwandlung des Rüböls in Schmalz. Das Rüböl wird nämlich in der Art vollkommen geruch- und geschmacklos gemacht, daß eine reine Fettmasse daraus hergestellt wird, welche, bei Speisen und Gebäck in Anwendung gebracht, die Butter in allen Fällen ersetzen kann. Auch zu technischen Zwecken, als zum Einfetten der Wolle, zum Einölen der Maschinentheile ꝛc., ist diese Fettmasse ganz geeignet. Eine Fabrik, in welcher dieses Schmalz bereitet wird, wird in diesen Tagen in Leipzig eröffnet und das Pfund des neuen Fabrikats zu etwa einem Sechstelsthaler (18 Kr.) verkauft werden. Man hat berechnet, daß 19¹/₄ Morgen Land, mit Futterkräutern angeblümt, nur so viel Butterstoff liefern, als 2¹/₄ Morgen Land zum Anbau von Oelsaat und zur Bereitung desselben zu Schmalz, so daß hiernach viele tausend Morgen Land mehr zum Getreidebau verwendet werden könnten.

(Ueber Glaskugeln zur Beleuchtung in Werkstätten.) Die mit gewöhnlichem Wasser gefüllten Glaskugeln wirken für die Augen äußerst nachtheilig, während mit grüner Flüssigkeit gefüllte einen höchst wohltätigen Schein verbreiten. Bei diesem grünen Lichte können selbst die feinsten Arbeiten gemacht werden und es kann sich Jeder diese Flüssigkeit selber bereiten, wenn er einige Pfennige in ein paar Loth Scheidwasser auflöst und mit so viel Wasser verdünnt, als zum Füllen der Glaskugeln nöthig ist. Das darin gefüllte Wasser wird nicht faul, braucht also auch nicht gewechselt zu werden, ist billig beizuschaffen und zerspringt auch die Kugel nicht so leicht durch Gefrieren. Möchten Alle, welche bei solchem Glaskugellichte arbeiten müssen und die das Augenlicht gut erhalten wollen, dies beherzigen.

(„Der Bazar".) Unter diesem Titel hat soeben ein Berliner Buchhändler eine neue Muster-Zeitung für Frauen ins Leben gerufen, welche ein wahrer Omnibus alles Dessen, was unsere Damen interessirt, genannt zu werden verdient. Nicht allein, daß für die Redaktion vorzügliche Kräfte gewonnen sind (das Hauptblatt redigirt die unter dem Namen A. Cosmar als Schriftstellerin bekannte Frau Dr. Klein, und das Feuilleton der bisherige Redakteur der „Jahreszeiten", Feodor Wehl), — nicht allein, daß, wie die soeben erschienene Nr. 1 zeigt, der Zeitung vier Beilagen mit Pariser Modebildern, Mustern von Damen-Garderoben, Abbildungen von Handarbeiten, Stickereien, Strick-, Stick- und Häkelmustern ꝛc. beigegeben sind, — der spekulative Verleger fügt der Zeitung sogar noch eine Musterkarte mit Proben der neuesten Zeugstoffe (Mäntel, Kleider ꝛc.) in Wolle, Seide ꝛc. bei! Zu dieser ersten Musterkarte, welche der Nr. 1 der Zeitung beigelegt ist, sind, wie man sich erzählt, für über 1500 Thaler Zeugstoffe zu Proben zerschnitten. Wie manches Frauenherz würde beim Anblicke dieser Tyrannei geblutet haben! Wir begrüßen dies großartig angelegte, originelle Unternehmen. Der „Bazar", das lehrt der erste Anblick, liefert bei Weitem mehr und Gediegeneres, als alle übrigen Musterzeitungen, und kostet nicht mehr als diese.

(Vorschlag zum Verbrennen der Leichen.) Kürzlich hielt in der allgemeinen Versammlung der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur zu Breslau der Oberstabsarzt Dr. Trusen einen Vortrag über Leichenbestattung und Leichenverbrennen, worin er die Vorzüge des letztern hervorhob und, um demselben wieder Eingang zu verschaffen, den Vorschlag machte, dasselbe zunächst bei dem Militär, als einen den Krieger ehrenden Vorzug, einzuführen. Wie wichtig in sanitätspolizeilicher Hinsicht die Verbrennung der Leichen in Kriegszeiten wäre, bedürfe keines besondern Beweises. Statt des ehemals üblichen kostspieligen Scheiterhaufens schlägt Dr. Trusen eine stabile thurmartige Anlage vor, innerhalb welcher der Leichnam durch eine Buchhoffner'sche, mit Leichtigkeit zu erzeugende Gasflamme auf einer Metallplatte fast unbemerkt verbrannt werden könne.

Auflösung der Charade in № 152:
Kirchweih.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

gitized by Google

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 154. Sonntag, 24. Dezember 1854.

Der Kleiderschrank.

(Fortsetzung.)

In der hintern Stube angelangt, hub die Frau sogleich an:

„Sie sind doch Herr Bensen, der auf Pfänder leiht?"

„Zu dienen! Auch handle ich mit Möbeln und Büchern, Glas- und Küchengeräthen, Kleidern, Uhren —"

„Sie haben vorigen Mittwoch aus der Verlassenschaft des Cantors Holzwarth Möbel ersteigert?" fiel ihm die ungeduldige Fremde hastig ins Wort.

„Allerdings!"

„Und welche? jedenfalls auch ihn?"

„Wen denn?" fragte Bensen verwundert.

„Ach so! ich vergaß mich — ich hab's Ihnen noch nicht erzählt. Darf ich fragen, wie viel oder was Sie in des Cantors Versteigerung erstanden haben?"

„Hm! für eine ziemliche Summe, Madame! Ich habe die besten Stücke erstanden," entgegnete Bensen ausweichend und mit steigender Betroffenheit; „der Mann hat keine Familie hinterlassen, es waren wenig Liebhaber zu der Fahrniß da — ich mag so für fünfzig, sechzig Thaler gekauft haben."

„Wollen Sie eine Liste davon machen und mir Alles verkaufen?" fragte die unstäte Fremde. „Ich lege Ihnen für den ganzen Kram unbesehen zweihundert Thaler auf den Tisch!"

Bensen blickte die Frau verdutzt an. Nach einer Pause versetzte er:

„Das wäre zu wohlfeil, Madame! Wenn die alten Möbel für Sie zweihundert Thaler werth sind, so sind sie für mich noch einmal so viel werth!"

Die Frau schwieg eine Weile.

„Wir wollen nicht darum markten!" sagte sie dann — „was haben Sie Alles gekauft? Bettung, das Sopha, Commoden — lassen Sie mich einmal die Liste davon sehen!"

Der Trödler nahm von einem Nagel an seinem Pulte den Auctionszettel, den die Dame rasch überflog. Plötzlich bebte sie in froher Ueberraschung zusammen.

„Das ist er!" murmelte sie vor sich hin und fuhr dann laut fort: „Was verlangen Sie für das ganze Ameublement? — Doch nein! ich will nur ein einziges Stück — den übrigen Plunder mögen Sie behalten. Geben Sie mir den kleinen eichenen Schrank mit den vier Schubladen und ich bezahle Ihnen dafür, was Sie verlangen! Wo ist er? zeigen Sie ihn mir!"

Bensen erschrack heftig und wurde auf einmal ganz bleich.

„Unmöglich!" stammelte er — „der Schrank ist fort — verkauft — verloren!"

„Verkauft?" rief die Fremde — „um's Himmels willen, Mann! ist das wahr? O Thor, der Sie sind! Sie haben sich und mich ruinirt — der Schrank hätte uns Beide reich gemacht! — Warum mußte auch das dumme Gericht die Versteigerung so beschleunigen? warum hat man sie nicht öffentlich ausgeschrieben? Ich wäre dazugekommen und hätte ich auch in den letzten Zügen gelegen! — Können Sie mir den Schrank nicht wieder verschaffen? Wer hat ihn gekauft? Kann man ihn um Geld und gute Worte nicht wieder haben? Sagen Sie mir nur den Namen des jetzigen Besitzers und ich ruhe nicht, bis ich ihn wieder habe!"

„Ich weiß den Namen des Käufers nicht mehr!" versetzte Bensen in einer gewaltigen Spannung. „Ich kann mich nicht mehr recht entsinnen, wer ihn gekauft hat — eine Predigers-Wittwe aus

Digitized by Google

Michelhausen, glaub' ich — doch nein! ein Schuster aus Wandsleben war's, der nach Amerika auswandern wollte; wenn er noch nicht abgereist ist, läßt sich der Schrank vielleicht noch herbeischaffen — vorausgesetzt, daß man Geld und gute Worte nicht spart!"

„Geben Sie mir seine Adresse! ich reise ihm nach bis nach Bremen oder Hamburg, ja nöthigenfalls bis nach Amerika!" rief die Fremde lebhaft.

„Vielleicht ist das nicht einmal nöthig, liebe Frau!" sagte Bensen nach einer Pause. „Aber warum sind Sie denn auf das alte Schreinwerk so erpicht? Ich habe es doch genau untersucht und gar nichts Besonderes daran gefunden! Es sind keine geheimen Fächer darin, keine verborgenen Federn — ich kann nicht begreifen, was an dem alten Gerümpel so sonderlich werthvoll seyn soll — Sie sind sicher im Irrthum!"

Die Fremde schien bei sich unschlüssig, ob sie dem Trödler ihr Vertrauen schenken solle oder nicht. Endlich erwiederte sie:

„Ich irre mich nicht! Haben Sie die Schubladen auch alle herausgenommen und umgekehrt, als Sie den Schrank untersuchten? Haben Sie bemerkt, daß an der obersten der Boden sehr dick und schwer war, daß sie einen doppelten Boden hatte, worin man Urkunden, Quittungen, ein Testament, Banknoten und ähnliche Papiere aufbewahren konnte?"

„Nein, liebe Frau, darnach habe ich nicht gesehen. Ich bin ein schlichter, harmloser Mann, den man leicht hintergehen kann und schon oft hintergangen hat. Wer hätte so was auch nur ahnen können!"

Der Trödler war so zerknirscht, daß die Dame Vertrauen zu ihm gewann.

„Ich will Ihnen sagen, was es mit dem Schranke für eine Bewandtniß hat," begann sie geheimnißvoll; „Sie scheinen mir ein braver, zuverlässiger Mann zu seyn. Wenn wir auch den Fund theilen, so sind wir doch Beide noch reich genug — wollen Sie daher versprechen, daß Sie Alles mit mir theilen wollen, was der Schrank enthält?"

„Was enthält er denn? Ist der Fund der Mühe werth?" fragte Bensen.

„Hätte ich Ihnen denn sonst Hunderte von Thalern für das alte, wurmstichige Möbelstück geboten?" entgegnete die Fremde. „Aber ich will Ihnen Alles sagen und setze voraus, daß Sie den Cantor Holzwarth gekannt haben."

(Fortsetzung folgt.)

Der Thüringer Niklas.

Ein Weihnachtsmährchen von Karl Preser.

Wenn es draußen stürmt und saust, wenn der Wind die Schneeflocken an die von Eisblumen glitzernden Fensterscheiben treibt, dann sitzt man gern hinterm warmen Ofen, darin der Wasserkessel sein Liedchen summt wie im Sommer im Lindenbaum die Käferlein ihr Summ und Brumm halten, und die Kleinen lauschen dann auch noch dem Mährchen aus liebem Munde.

Aber nicht überall ist es so traulich!

Einst saß an solchem stürmischen Abend dort drüben im Thüringerland ein Mägdlein, mochte sechzehn Jahre zählen, saß da bei kaltem Abende an einem verfallenen Köhlerhüttchen und weinte gar bitterliche Thränen, die als Eisperlen in den Schooß fielen und dem kleinen kranken Bruder vor ihm als Spielwerk in den steifen, verfrorenen Händchen dienten. Und je mehr der Kleine spielte, desto mehr mußte das Mägdlein weinen und vermehrte so die Krystallperlen.

Die Köhlerhütte, welche voll Schnee lag, weil das Strohdach ganz eingefallen war, lag an einem Berge im dichtesten Wald und oben stand ein stattliches Schloß, darin es plötzlich sehr munter und lustig herging, denn es war Weihnachtsabend und durch die großen Bogenfenster schimmerten hinunter ins Thal unzählige brennende Kerzen von einem Tannenbaum, der mit goldenen und silbernen Nüssen und allerhand Zuckerzeug geziert war. Ach, solcher Anblick mußte dem armen Mägdlein wohl das Herz brechen, und als der kleine Bruder nach jenen vielen Lichtern fragte, erzählte es ihm traurig, dort kehre eben der gute Niklas ein und bescheere den artigen Kindern allerlei Schönes, wie er ja auch bei ihnen gethan habe, als Vater und Mutter noch gelebt. — Ei, sprach der Kleine, warum kommt denn der Niklas nicht auch zu mir? Bin ich Dir, liebe Schwester, nicht immer gehorsam gewesen? Warum kommt er nicht und bringt uns Vater und Mutter wieder? — Da seufzte das Mädchen tief auf und weinte wieder recht bitterlich; erzählte dann dem Bruder, daß der Niklas nur käme, weil an diesem Tage der Heiland geboren sey, daß er aber die Eltern nicht bringen könnte, die nun bei dem lieben Heiland im Himmel wohnten. Das war dem Kleinen nicht lieb und er bat die Schwester, noch mehr vom Niklas zu erzählen, und warum die Eltern nicht kämen, worauf er sein Köpschen in ihren Schooß legte.

Indessen die Schwester nun sprach, blies der Nordwind immer stärker, schüttelte von den knisternden Tannen, welche vor der Hütte standen, die Schneeflocken herab, und vor Kälte kauerte sich der Kleine tief in der Schwester Kleider, unter deren Erzählen er nach und nach vor Müdigkeit einschlief. Längst schon schwieg das Mädchen und bedachte, wie nun Alles aufgezehrt sey und ihre Hütte kein Obdach mehr gewährte, in dem es spinnen und sich und Bruder ernähren konnte. Immer mehr schüttelten sich die hohen Tannen, so daß ihr weißes Kleid in lauter kleinen Stückchen herunterfiel und sie bald ganz grün dastanden und mitten im Winter recht traulich zu flüstern schienen, wie es denn auch war, denn eine sprach eben zur andern: Meinst du nicht, Schwester, daß wir es auf deutschem Boden viel besser haben, als unsere Schwestern über dem Rheine, hinter den Alpen und dem weiten Meere da oben? — Ja gewiß! sprach eine andere. — Warum denn? rief ein junges Stämmchen — hat man doch erst gestern hier eine Nachbarin abgesägt, die man da droben ausputzt und ihr hundert Lichterchen auf ihre grünen Aermchen setzt, so daß sie ihr schier bald verbrennen werden. — Still! rief da eine Tanne, deren Alter man an ihrer Höhe schon sehen konnte — still, kleiner Krischer! was will das heißen, wenn eins der unsern von Menschenhand fällt? Die Buchen und Birken und Eschen müssen ganz anders leiden als wir! Und dann ist deine Nachbarin zu hohen Ehren erkoren, zu einer Ehre, die uns in Deutschland allein zu Theil wird und da zu Theil geworden ist, so lange es da Menschen gibt. — Du hast Recht, fiel eine andere ehrwürdige Tanne ein und schüttelte sich dabei, daß das letzte Weiß von ihrem grünen Haupte fiel; schon die alten grimmen Deutschen nahmen stets eine der unsern in der Modernath *), wo die Sonne am tiefsten stand und Schnee die Fluren bedeckte, weil wir da allein noch Leben hatten und noch grün waren. Sie schmückten uns dann mit Lichtern, zum Zeichen, daß die Sonne wieder höher stieg und die Götter unter dem Schnee die Fluren segneten. — Davon weiß ich nichts! rief die kleine Tanne wieder dem alten Baume zu — denn die Männer, welche gestern meine junge Nachbarin absägten, sprachen vom heiligen Christ. . . .

Das Bäumchen plauderte noch mehr, allein ein plötzlicher Sturm nahm die Worte mit fort.

*) Mutternacht, weil sich die Sonne hier verjüngte, die längsten Nächte die Sonne neu zu gebären schienen.

Das Mägdlein schlug jetzt die Augen auf und glaubte geschlafen und geträumt zu haben. Aber da standen doch die Tannen, groß und klein, und ihr Rauschen klang noch wie lauter Flüstern. Die Kälte schüttelte es eben heftig. Es erfaßte das kranke Brüderchen — doch welcher Schreck! der Kleine war steif und kalt wie Eis; er war eingeschlafen und der Frost hatte ihn auf ewig eingeschlummert, sein Herz schlug nicht mehr. — Da kniete das Mädchen nieder und betete: Heiliger Christ, du hast ihm Vater und Mutter nicht wiedergeben wollen und ihn deßhalb ihnen zur heiligen Nacht in den Himmel gebracht!

Noch kniete es vor der kleinen Leiche, als um die Hütte ein Mann trat mit großem weißen Bart, der sah das Mädchen mit liebenden Augen an und sprach: Erschrecke nicht, meine Tochter, ich komme, um dir zum heiligen Christ zu bescheeren, denn ich bin der Niklas.

Kaum breitete er seine Arme aus, da öffnete sich ein Grab, das den Bruder aufnahm, sich schloß und ein schönes Kreuz aus dem Hügel trieb. Dann nahm er das Mädchen an der Hand, das sich bald an seine Brust schmiegte, als ob er sein Vater sey, und fort zog der bärtige Greis wie im Fluge über Berg und Thal, fast durch das ganze Thüringerland. Bei manchem Hause, in manchem Schlosse hielten sie an, wo der Greis seine Gaben austheilte und zu sehen hatte, wie die Menschen lebten. Glanz und Pracht zeigte er dem Mädchen und mitten in Glanz und Pracht schlechte und gute Herzen. Männer und Weiber zeigte er ihm, die das ganze Jahr nicht wie Eheleute lebten und nur heute um den Kerzenbaum im Kreise der Kinder waren, als seyen sie die zärtlichsten Gatten. Endlich stand er vor einem Hause und schaute durch das Fenster in eine Stube, darin eine Lampe brannte und er einen Jüngling, auf einem Sessel sitzend, schlafen sah. Schnell trat er mit dem Mädchen an der Hand ein. Es war ein niedlich Stübchen, durch dessen Fenster man in den Wald sah und wo es im Sommer gar lieblich und wohnlich seyn mußte. Auf dem Tische lagen Bücher und Briefe durcheinander und ein Blatt Papier lag da, darauf stand:

Ach, wo ich gelebt und gewesen,
Da brauste es wie das hohe Meer;
Ich hab's in den Wogen gelesen:
Da blühten nicht wahre Rosen mehr.

Nur Blumen, trügerisch glühend,
Vom rothen Blute der Rosen bemalt,
Die standen am Strande blühend;
Doch hat mir keine ins Herz gestrahlt.

Doch hier dem Waldesfrieden,
Dem dunkelschattigen, grünen Hain,
Mag die lieblichste Rose beschieden,
Das lieblichste Mädchen beschieden seyn.

O könnt' ich das Röslein empfangen,
Wenn gönnend der Frühling Bahn sich bricht,
O könnte mein heißes Verlangen
Hier finden der Liebe glühendes Licht!

Ei, sprach der Greis, da sind wir wohl zu einem Dichter gerathen! Nun, meine Tochter, es mag ihm heute schon der Frühling in seinem Herzen blühen und die Liebe lächeln aus dem hellen Lichte deiner Augen — eine schönere Rose finde ich für ihn nicht!

Schnell hatte er für die Jungfrau ein einfach schönes Kleid parat und einen Tannenbaum zur Hand, zündete viele Kerzen auf diesem an und weckte dann den Schlummernden, dessen erster Blick auf das vor Ueberraschung zitternde Mädchen fiel. Vor Freude weinend lagen sich Beide gleich in den Armen und sie mußten sich einst wohl schon gesehen haben auf einem Sängerzug des jungen Dichters, wenn der auch nicht wußte, daß das schöne Mägdlein eines Köhlers Tochter war.

Der Greis ging sachte weg und sprach für sich: Glücklichere Herzen sah ich heute noch nicht!

Dann eilte er fort von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus, um die Herzen von Alt und Jung zu erfreuen nach Gebühr. Doch so oft er noch alljährlich bei seinem Schützling einkehrte, wo er nachmals die lieblichsten Kinder antraf, so oft freute er sich der ewig jungen Liebe und der Tugenden des lieben Paares.

* * *

Das war die Geschichte vom Thüringer Niklas, die ich mir recht lebhaft vorstellen kann, wenn der Wind draußen den Schnee auf und nieder peitscht, die Bäume vor Kälte knittern und in der Christnacht die vielen Kerzen blitzen am grünen Tannenbaum, den manche frommen Kinder entbehren müssen wie jenes Mägdlein, als es noch vor der verfallenen Hütte saß.

Gedichte
von Christian Hoeppl.

Ueberall Du.

Wo ich bin und wo ich wandle,
Folgt mir stets dein holdes Bildniß;
In des Marktes lautem Treiben
Oder in verlass'ner Wildniß.

Kehr' ich heim zu der Behausung
Einsam, find' ich dort dich immer,
Und durch meine Träume leuchtest
Du wie duft'ger Rosenschimmer.

In der Schenke seh' ich strahlen
Tief dich in des Weines Grunde;
Drum die Fluten, die dich spiegeln,
Küss' ich weg mit meinem Munde.

In dem trunk'nen Aug' der Zecher
Muß ich deine Züge lesen,
Und im lichten Gold der Becher
Spiegelt sich dein ganzes Wesen.

Wollt' ich selbst ins Meer mich stürzen,
Würd' ich in den tiefsten Gründen
Unter Klippen und Korallen
Dich — als schönste Perle finden!

Mimosen.

Hab' mancherlei Blumen mir beschaut,
Schön sind sie, doch duften sie Allen;
Und keine regt' mir das Herze traut,
So wohl sie mir auch gefallen.

Die Mimose allein, die zieht sich zurück
In des Kelches Blätterumschließung
Vor jedem fremden, kecken Blick,
Vor jeder vertrauten Begrüßung.

Du bist die Mimose, die keusch und rein
Sich schließt vor Aller Kosen;
Doch wenn der Geliebte will herein —
Da öffnen sich leis die Mimosen.

Zwei Mädchen.

Quäle dich nicht mit der Zukunft,
Nur die Gegenwart umfasse!
Eine blüh'nde Maid ist diese,
Jene — eine kranke, blasse.

Räthsel.

Ich kleide mich in Iris schönste Farben
Und bin in Schwarz der Traurigkeit Symbol;
Ruhmdürstenden ein täuschendes Idol —
Der selt'ne Lohn für ehrenvolle Narben.

Die Schäferin auf blumenreichen Triften,
Die Fürstin, die des Hofes Pracht erdrückt,
Wird auf gar manche Art von mir geschmückt;
Auch geb' ich Werth geistlosen Modeschriften.

Siehst du mich oft aus Silber, Gold und Seide,
Bin ich doch auch zuweilen unsichtbar
Und Liebenden an Hymens Hochaltar
Durch Sympathie ein ew'ger Quell der Freude.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Digitized by Google

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 155. Freitag, 29. Dezember 1854.

Der Kleiderschrank.

(Fortsetzung.)

Bensen bestätigte der fremden Frau letzte Rede hinsichtlich der Bekanntschaft mit dem verstorbenen Cantor Holzwarth und fügte bei:

„Er kaufte einmal von mir einen alten Sorgensessel; aber wir bekamen Streit mit einander, weil der Stuhl mit Roßhaaren gepolstert seyn sollte und sich nur Seegras darin fand. Ich mußte ihm die Hälfte vom Kaufpreise nachlassen."

„Das sieht ihm ähnlich," versetzte die Frau; „er war ein selbstsüchtiger, geiziger Filz, wenigstens in seinen späteren Jahren. Früher war er anders."

„Da hab' ich ihn noch nicht gekannt," meinte Bensen.

„Aber ich," erwiederte die Fremde. „Im Grunde wundert's mich nicht, daß er so wurde — der Mann hat schrecklich viel durchgemacht, namentlich in seiner Familie, und solche Erlebnisse verwandeln auch den besten Mann."

„Aber er war wohlhabend, so viel ich weiß," sagte Bensen. „Sein Aemtchen trug ihm eine schöne Summe; er war Kirchen- und Almosenpfleger und hatte auch die Vermögensverwaltung von Wittwen und Waisen. Ich habe nie gehört, daß er Unglück gehabt hätte."

„Er war klug genug, daß er davon schwieg!" versetzte die Fremde. „Haben Sie denn nie die Geschichte von seiner Tochter gehört?"

„Ach ja, ich entsinne mich — sie soll mit einem Offizier davongelaufen seyn?"

„Nun, das meine ich eben! Die arme Karoline! früher nannten die Leute sie nur die schöne Cantorstochter. Sie war sein einziges Kind und wie hing er an dem Mädchen! und wie hing sie an ihm! sie las ihm seine Wünsche ordentlich an den Augen ab — sie war sein Ein und Alles, denn Niemand sang so schön wie sie; und nun gar ihr Clavierspiel! man meinte ordentlich die Engel musiciren zu hören, wenn sie am Clavier saß. Wir liebten sie alle wie unsern Augapfel."

„Sie waren also gut bekannt mit ihr?" fragte Bensen.

„Ob ich das war? Eine arme Verwandte vom Cantor, lebte ich in dessen Hause; man hieß mich nur Bäschen Hanne, obschon ich eigentlich nur des Cantors Wirthschaft besorgen half. Aber ich ward gehalten wie das eigene Kind. Kurz, es ging im Hause Alles gut, bis Karoline zu Jahren kam, und dann ward es auf einmal ganz anders. Erinnern Sie sich denn nicht mehr? merken Sie noch gar nichts?"

„Gar nichts! ich kann mich nicht entsinnen!" versetzte Bensen — „meiner Treu! ich erinnere mich nicht mehr, Amen!"

„Auch nicht, wenn ich Ihnen den Namen des Grafen ... doch nein, ich will ihn lieber nicht nennen!"

„Nun?"

„Nun," fuhr Bäschen Hanne fort, „der Graf hatte einen Sohn, seinen ältesten, einen gar schmucken, lustigen, kecken Cavalier, fein und freigebig wie ein alter Ritter. Der sah Karoline, war ganz verblüfft von ihrer Schönheit, wußte sich an sie zu machen, sagte ihr alle möglichen schönen Sachen, gewann ihr Herz — kurz, die alte Geschichte! Liebe bricht alle Stränge, manchmal auch Herzen! Eines Abends, als wir zu Bette gingen, Karolinchen und ich, kam sie zu mir und sagte:

„„Bäschen Hanne, glaubst Du, mein Vater werde mir verzeihen?""

„„Was denn?"" sag' ich — „„was sollte er denn nicht verzeihen? er ist ja ein Christ!""

„„Ei nun, meinst Du, er werde einer Person

Digitized by Google

verzeihen, die sich über ihn erheben will? einer Person, die den niedrigen Stand verlassen will, worin er lebt? Ha, ha!"" ruft sie mit einem wilden Lachen — „„was würde er wohl denken, wenn er mich in einer schönen Equipage mit vier Braunen fahren sähe, und die Leute ständen dabei und zögen tief vor mir die Hüte, und wenn man ihn fragte: was seine Tochter, die gnädige Frau Gräfin, mache? — Wär's nicht wunderschön, eine Gräfin zu seyn?""

„Ich sagte nein, suchte die Rede auf etwas Anderes zu bringen, schalt sie eine Thörin und noch Mehreres, was ich nicht mehr weiß. Es war aber zu hübsch, sie in dem Kämmerchen auf und ab gehen zu sehen, stolz wie eine Gräfin, wie sie sich mit ihrem einen Pantoffel fächelte als wenn es ein Fächer wäre, und wie sie sich drehte und schwenkte, als hätte sie ein Hofkleid an mit einer langen Schleppe; und doch hatte sie nichts auf dem Leibe als ihr Unterröckchen und zeigte dabei ihr wunderhübsches Füßchen! Und was geschah?"

„Sie hat sich gewiß erkältet und die Schwindsucht bekommen?" sagte Bensen.

„O nein — es kam noch weit schlimmer!" versetzte Bäschen Hanne — „Entführung, Schande, Tod! Eines Morgens ward sie vermißt und der Cantor hatte seither keine frohe Stunde mehr. Er schien zu wissen, was mit ihr vorging, auch ohne daß man es sagte. Er fragte nie wieder nach ihr und als er einige Zeit später einen Brief von ihr erhielt, worin sie ihm meldete, daß sie nun eine Gräfin werden sollte und reich und angesehen, und daß sie ihn immer noch liebe und verehre — da zerriß er den Brief in tausend Fetzen und sprach nur:

„„O mein armes thörichtes Kind!""

„Und das war sie auch!" sagte Samuel Bensen — „er hat sie gewiß nicht geheirathet?"

„Nein, und sie schrieb auch niemals wieder. So ward das Haus düster und öde. Der Cantor aber ging eines Tages in Karolinens Kammer und öffnete den kleinen Eichenschrank, worin sie ihre Kleider hatte. Da leerte er alle Schubladen auf den Boden, warf die Kleider, Bänder, Tücher und Hüte dazu und hieß mich Alles ins Feuer werfen. Der Schrank aber war ein altes Familienstück und der Cantor hatte sonst alle seine werthvollen Papiere darin aufbewahrt. Seine Capitalbriefe, Schuldscheine, Verträge und Quittungen waren alle in der großen Schublade zu unterst; die oberste Schublade aber hatte einen falschen Boden und unter diesem bewahrte er diejenigen Papiere auf, die ihm am werthesten waren: die Briefe, die er mit Sophien, seiner seligen Frau, gewechselt hatte; ferner Karolinens erstes Schreibheft und die Brieschen, die sie ihm aus Braunschweig geschrieben, als sie dort in der Schule war. Und wie er nun Karolinens ganzen Kleidervorrath auf den Boden geworfen hatte, öffnete er auch das verborgene Fach und las in den Briefen und weinte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Ich konnte ihn kaum zum Mittagbrod herunterbringen, und als er kam, aß er keinen Bissen. Und ein Monat um den andern verging und eine lange Zeit, da kam endlich ein großer Brief mit einem vornehmen Wappen, und als ihn der Vetter Cantor erbrach, da fand es sich, daß das Schreiben von dem jungen Grafen kam. Sein Vater war gestorben und hatte ihm alle seine Güter vermacht. Er schrieb, Karoline sey versorgt und glücklich; da er aber fühle, daß er ihrem Vater eine Genugthuung schuldig sey, so sende er ihm hier dreitausend Thaler in Staatsschuldscheinen."

„Du liebe Zeit, was war das für ein großmüthiger, edler Herr!" rief Samuel Bensen aus. „Die Karoline muß eine recht verschmitzte Hexe gewesen seyn und der Cantor war ein glücklicher Mann!"

„Mit nichten — glücklich war er nicht! Ich sehe ihn noch, wie seine Hände zitterten, als er die Papiere zwischen den Fingern hielt und Verwünschungen gegen den Grafen in den Bart murmelte. Endlich sprach er:

„„Bäschen Hanne, komm mit hinauf in Karolinens Stübchen — Du sollst sehen, was ich thue.""

„Wir gingen hinauf. Er öffnete den alten Schrank, zog die Schublade mit dem doppelten Boden heraus und sagte:

„„Da sind dreitausend Thaler in Staatsschatzscheinen, womit der elende Graf mir die mir zugefügte Schande bezahlen will. Ich aber werde sie nicht annehmen und er soll sie auch nicht zurückbekommen, damit er nicht noch andere Väter damit unglücklich mache. Wenn aber die Tochter, die er mir gestohlen hat, jemals in Noth ist, so weißt Du, wo Du Geld finden kannst, um sie zu unterstützen. Hier soll es bei all den andern Dingen liegen bleiben, die mich an sie erinnern und an ihr undankbares Betragen gegen mich. Niemand soll es anrühren, so lange ich lebe.""

„Damit legte er die Papiere in das verborgene Schubfach, schlug es zu, daß es knallte,

Digitized by Google

und gab mir den silbernen Haken, mit welchem man die Feder öffnet. Seit jener Stunde hat kein Mensch mehr jenes geheime Fach in dem eichenen Schranke geöffnet, und in dem Fache liegen noch drei Staatsschatzscheine von je tausend Thalern, mit der bedruckten Seite nach oben, und keine menschliche Seele weiß darum, außer mir!"

„Und ich Narr, ich Thor! ich habe den Schrank für ein Lumpengeld verkauft!" rief Bensen und raufte sich im Haar. „Und wer hat ihn bekommen? Ein naseweiser Bursche, um ihn einem elenden alten Weibe zu spendiren! Oh, ich bin ein ruinirter Mann! ich habe dreitausend Thaler verloren! Der junge Fant hat mich überlistet! Ich mißtraute ihm auf den ersten Blick und konnte ihn nicht ausstehen; aber der Zorn Gottes wird ihn bestrafen für seine Bosheit, Amen!"

(Schluß folgt.)

Seltene Erscheinung des Sternenhimmels
im Jahre 1855.

Von v. Klöden. (Aus der „Voss. Ztg.")

Es steht uns im nächsten Jahre eine merkwürdige Himmelsbegebenheit bevor, die zwar nicht zu den glanzvollsten gehört, ihrer Seltenheit wegen aber doch Beachtung verdient und sehr bemerkenswerth ist, selbst in einer Zeit, wo die Erde die höchste Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt und das Interesse für den Himmel in den Hintergrund tritt. Am 7. und 8. Februar werden die drei Planeten Mars, Venus und Merkur einander sich sehr nahe kommen und am Himmel ein glänzendes Dreieck bilden. Leider fällt die Erscheinung in eine sehr ungünstige Jahres- und Tageszeit; man kann sie nämlich nur des Abends nach Sonnenuntergang bis nach 6 Uhr — fünfviertel Stunden lang — beobachten. Die Planeten zeigen sich dann tief am Abendhimmel, der um diese Zeit selten heiter, oder wenn auch dies, doch gegen den Horizont hin meist sehr dunstig ist. Diese Uebelstände vermindern sich unter dem südlichen Himmel. Um 5 Uhr 30 Minuten mittl. Berliner Zeit, am 7. Februar, stehen die drei Planeten folgendermaßen: Mars zeigt sich gerade nördlich von der Venus, um weniger als den scheinbaren Sonnendurchmesser von einander entfernt. Fast in derselben Entfernung von den beiden Planeten steht westlich von ihnen Merkur und bildet mit ihnen fast ein gleichseitiges Dreieck. Am 8. Februar Abends um halb 6 Uhr ist das Dreieck dem Anschein nach das nämliche, aber Merkur steht nördlich von der Venus und mit ihnen bildet westlich Mars das gleichseitige Dreieck, nur hat sich der Abstand um ein Geringes vergrößert. An den beiden Tagen geht die Sonne um 4 Uhr 55 Minuten und 4 Uhr 57 Minuten unter, die Planeten aber um 6 Uhr 10 Minuten. Es ergibt sich daraus, daß Merkur zwischen dem 7. und 8. Februar beim Mars vorbeigegangen ist; er hat sich ihm erst genähert und dann von ihm entfernt. Bei der größten Nähe beider Planeten bleiben ihre Mittelpunkte, nach Hrn. Prof. Wolfers Berechnung, dem wir es verdanken, zuerst auf diese Begebenheit aufmerksam gemacht zu haben, nur 8",9 von einander entfernt, und da die Summe ihrer scheinbaren Halbmesser 4",7 beträgt, so werden ihre Ränder nur 4",2 entfernt bleiben, ja, bei dem möglichen Fehler der Tafeln können sich die Ränder sogar scheinbar streifen oder der Merkur kann den Mars mehr oder weniger bedecken. Der Moment der größten Annäherung findet am 8. Februar Morgens um 4 Uhr 35 Minuten statt und ist in Europa nicht sichtbar, wird es aber in Asien und Neuholland seyn. Es wäre von Interesse, diesen Abstand durch mikrometrische Messungen genau zu bestimmen, da die Tafeln dadurch an Genauigkeit gewinnen könnten. Wer keine Messungen machen will, kann übrigens bei hellem Himmel die ganze Erscheinung mit bloßen Augen recht gut beobachten. Oestlich von der Nordspitze von Neuholland, im Korallenmeer, südlich von den zur Louisiade gehörigen d'Entrecasteaux-Inseln steht man das Sternendreieck am 8. Februar im Zenith. Wenn wir es in Berlin am 7. Februar Abends um halb 6 Uhr betrachten, geschieht es dort am 8. Februar um halb 3 Uhr Morgens, obschon es zu gleicher Zeit geschieht. Je näher der genannten Gegend, um so besser wird sich die Erscheinung beobachten lassen. In Ostindien steht man sie daher schon hoch am Himmel. Uebrigens werden viele Generationen ins Grab sinken, ehe sie sich wieder ereignet, und gewiß ist es, daß vor Jahrhunderten eine solche Constellation ganz ungemeine Aufmerksamkeit erregt und eine Menge astrologischer Deutungen und Prophezeiungen hervorgerufen, ja selbst Beunruhigungen veranlaßt haben würde. Nichts beweiset besser als solche Contraste, wie sehr sich die Ansichten der Dinge geändert haben. In alten Zeiten sind solche Conjunctionen der Planeten als höchst bedeutungsvoll betrachtet worden;

Digitized by Google

ich erinnere nur an die Lehre der Chaldäer, daß die Conjunction der Planeten Jupiter und Saturn in der Nähe des Widder- und Waagepunktes einen veränderten Zustand der Dinge und ein zugleich erscheinender Komet die Geburt eines großen Monarchen bedeute. Ein Astrolog der Vorzeit hätte aus unserer Constellation zum wenigsten einen großen Türkenkrieg herausprophezeit. Galten ihm die Planeten als Repräsentanten irdischer Mächte, so bedeutete der rothe, feurige Mars nichts anders als den gefürchteten Türken; die Venus deutete auf das galanteste, der Merkur auf das merkantilste Volk — somit die Conjunction auf ein Bündniß der Türkei mit Frankreich und England. Die Prophezeiung wäre fertig gewesen, obgleich zu spät gekommen, aber eben deßwegen auch eingetroffen. Wäre diese Constellation vor zwei Jahren eingetreten, so hätte die Prophezeiung ohne Zweifel den Glauben an die Bedeutung der Constellation verstärkt, und darum ist es gut, daß sie nicht früher eingetreten ist.

Mannigfaltiges.

(Seltener Beweggrund, sich das Leben zu nehmen.) Zu Nottingham kam dieser Tage ein Selbstmord vor, dessen Motiv schwer zu errathen seyn möchte. Das englische Parlament hat in letzter Session eine Akte gutgeheißen, kraft deren vom 1. Januar nächsten Jahres an keine Leichen mehr in Kirchen noch auf den Gottesäckern innerhalb der Städte beerdigt werden dürfen. Vor Kurzem hatte nun ein sehr ehrsamer Bürger der Stadt Nottingham seine Frau verloren, die in dem Familiengewölbe hinter dem Kirchhofe innerhalb der Ringmauern der Stadt beigesetzt worden. Der trostlose Wittwer hatte keinen Wunsch mehr, als neben seiner Gattin zu ruhen, und der Gedanke, daß mit Ablauf dieses Jahres dieses gesetzlich zur Unmöglichkeit würde, ließ ihn nicht ruhen noch rasten. Mit einem Wort, er entleibte sich dieser Tage, nur um neben seiner Gattin seine Grabstätte zu finden. In einem hinterlassenen Schreiben hat er den Testamentsexecutoren die Beweggründe seiner That ausführlich erörtert.

(Ein ehrlicher Dieb.) Vor einiger Zeit begegnete der Gräfin K. zu Hamburg folgender Vorfall. Man überreichte ihr einen Brief, den ein Fremder eben im Hause abgegeben hatte. Die Gräfin, die gerade Besuch hatte, öffnete, ohne die Unterhaltung zu unterbrechen, nachlässig den Brief, aus dem eine Banknote von 1000 Franken herausfiel. Erstaunt fand sie den Aufschluß in folgenden Zeilen: „Vor etwa zwei Jahren trat Jemand in Ihr Zimmer zu Paris, der auf der tiefsten Stufe des Elends stand. Bei den Vorbereitungen zu Ihrer Abreise fand er Gelegenheit, eine Banknote zu entwenden. Dieses Geld rettete den Dieb; er ging nach Californien, machte dort sein Glück und hat nun nichts Eiligeres zu thun, als Derjenigen das Geld wieder zu erstatten, welcher er ohne ihr Wissen und Wollen seine Rettung verdankt." — Gewiß finden sich nicht immer so ehrliche Diebe.

Fürst Menschikoff ist bekanntlich ein Freund des Spaßes und läßt sich keine Gelegenheit entgehen, seine Offiziere und Soldaten bei gutem Humor zu erhalten, selbst auf Kosten russischer Zeitungsnachrichten und dichterischer Patrioten. So erzählte unlängst ein gefangener russischer Offizier folgendes Histörchen von ihm. Nach der Affaire vom 25. Oktober überreichte ihm ein patriotischer Sebastopolitaner ein Gedicht zur „Feier des Sieges", in welchem die Verse vorkamen:

„Auf den Knieen vor Dir gelegen
Ist der Feinde knecht'sche Schaar..."

Menschikoff fügte hinzu:

„Und hat die Kanoniere weggeputzt,
Bis kein einz'ger übrig war!"

Ein Eisen-Geldspind-Verfertiger in Lübeck hat an seinem Hause folgendes zum Muster dienende Schild ausgehangen: Ein Gemälde stellt in einer Abtheilung einen Ochsen vor einem Berge, in einer zweiten einen Spitzbuben vor einem eisernen Geldschrank dar. Die Unterschrift lautet:

„Da steht der Ochs am Berg
Und dort der Dieb am Schranke;
Den Berg schuf Gott der Herr,
Den Geldspind Gottfried Hanke."

Der Vicekönig von Aegypten — schreibt man der „Allg. Ztg." aus Alexandrien — beschloß den Durchstich der Landenge von Suez. Die Arbeit ist Hrn. Lesseps anvertraut.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 156. Sonntag, 31. Dezember 1854.

Wechsel.

Gedanken beim Jahresschlusse.

Wechsel ist des Erdenlebens Würze,
Er beflügelt jeden Glockenschlag,
Dehnt für uns des Wintertages Kürze
Und verkürzt den langen Sommertag.

Emsig wirket ihre sechzehn Stunden
Uns're Seele, gleich dem raschen Lauf
Einer Uhr; sobald sie abgewunden,
Zieht der Schlaf die Kette wieder auf.

Uns're strahlenschnellen Jahr' entfliegen
Dieser Erde wie der Rauch dem Herd',
Füllen Gräber, Ehebetten, Wiegen,
Schnitzen Krücken und das Steckenpferd.

Taumelnd werden wir im Kreis von Jahren
Kind und Jüngling, Mann und wieder Kind;
Forschen, was wir werden oder waren,
Und vergessen immer, was wir sind.

Uns're reinsten Freuden schwächt die Dauer,
Wie ein Wolkennetz der Sonne Gluth;
Sie verstärkt des armen Herzens Trauer,
Und wir schmäh'n des Wechsels Wankelmuth?

Klug vertheilt der Wechsel Freud' und Kummer,
Ob auch jedes Wesen trifft sein Schlag;
Sinkt die halbe Welt in todten Schlummer,
Sendet er der andern Hälfte Tag.

Fragt Natur, wer ihre Knospe spaltet,
Ihre Frucht und Blumen reift und füllt;
Wer, wenn ihrer Pflanzen Saft erkaltet,
In ein weißes Leichentuch sie hüllt?

Fragt die Berge, wer auf ihre Spitzen
Alter Meerbewohner Rippen hob;
Fragt die Grüfte, wer in ihre Ritzen
Namenloser Thiere Knochen schob?

Eig'ne Schönheit und verschied'ne Seiten
An des Schöpfers großem Meisterstück
Zeigt der Wechsel in dem Flug der Zeiten
Jedes Einzelwesens eig'nem Blick.

Alles strebt und wirkt in seinen Kreisen,
Leben steigt aus aller Wesen Tod;
Diese Thätigkeit entdeckt dem Weisen
Durch des Grabes Nacht ein Morgenroth.

Dieser Wechsel, den wir jetzt noch spüren
In dem minder schnellen Fluß der Zeit,
Wird sich einst aus unserm Blick verlieren
In dem raschen Strom der Ewigkeit.

Fühlen kannst du zwar im Kahn und sehen,
Wie er taumelnd durch die Wogen bricht,
Doch das unausdenklich schnelle Drehen
Dieser Erdenkugel merkst du nicht.

Der Kleiderschrank.

(Schluß.)

Nachdem Bensen sich in Verwünschungen gegen den Käufer des Schrankes ergangen, fuhr Bäschen Hanne fort:

„Es sind schon Jahre her, seit mir der Cantor den Haken zu der geheimen Feder gab, aber ich habe ihn sorgfältig aufbewahrt. Ich hörte, daß er krank sey; er schrieb mir, daß er selber fürchte, er habe nicht mehr lange zu leben, und in dem geheimen Fach der Schublade sey noch Alles, wie dazumal. Aber ich lag in den Wochen und konnte nicht kommen; mittlerweile ist der Alte gestorben und ward begraben und seine Verlassenschaft ist unter den Hammer gekommen. Der Schrank ist verkauft und das Geld vielleicht verloren. Gehen Sie nun hin, bieten Sie jede beliebige Summe, aber bringen Sie mir nur den Schrank wieder,

dann theilen wir das Geld. Es wird Ihnen so recht seyn?"

„Sie wollen mir Halbpart geben?" rief Bensen und sprang in die Höhe — „wo ist der silberne Haken? geben Sie mir ihn! es ist noch nicht zu spät — ich will den Versuch noch heute Nacht machen!"

„Nein, nein! für heute ist es zu spät!" entgegnete Bäschen Hanne — „und den Schlüssel zu der Feder will ich einstweilen behalten — Sie haben nur den Schrank wieder herbeizuschaffen; oder wenn Sie mir etwa die Adresse des Käufers geben wollen —"

„Ach, zu was das? ich schaffe den Schrank bei und wir wollen ihn dann gemeinschaftlich untersuchen."

„Gut denn! morgen früh um neun Uhr komme ich also wieder hierher; es bleibt bei unserem Abkommen. Und jetzt gute Nacht; der Himmel gebe seinen Segen dazu, daß wir den Schrank wieder bekommen!"

„Amen!" sagte Samuel Bensen mit frommer Miene und die Frau huschte schnell wie ein Wiesel aus dem Laden in die Kalesche. — „Dummes Weib!" fuhr er fort, als er den Wagen davon rollen hörte und die Ladenthür wieder von innen verschloß — „wähnt sie denn, ich könne das geheime Fach im Boden nicht schneller mit einem Beil öffnen, als mit ihrem Schlüssel? Keinen Pfennig von den dreitausend Thalern soll sie zu sehen bekommen! Amen."

Damit stieg er die Treppe wieder hinauf, um schlafen zu gehen. —

Es regnete die ganze Nacht und Bensen hörte es auf's Dach und wider die Fenster plätschern, denn er konnte bis zum Morgen kein Auge schließen. Der Gedanke an die dreitausend Thaler hielt ihn in einer wahrhaft fieberischen Aufregung. Kaum graute der Morgen, so warf er sich in die Kleider und eilte durch Koth und Regen nach dem Klosterpförtchen. Als er an dem Häuschen Nr. 2 die Klingel zog, fühlte er noch in seinen Taschen nach den Thalerrollen und Goldstücken, die er mitgenommen hatte, denn er war überzeugt, daß der Anblick des baaren Geldes den jungen Mann oder seine Muhme eher zum Wiederverkauf des Schrankes bestimmen würde, als alle Bitten und Versprechungen. Er spürte das Geld noch in seiner Tasche. Abermals klingelte er — wieder vergebens. Nach einer Weile hörte er Jemanden in der Hausflur sich stark rühren und vernahm ein lautes Klopfen, wie wenn Einer auf ein Holzmöbel schlüge. Nun zog er nochmals die Schelle und ihm öffnete — Frau Treuw's Neffe.

„Halloh! was machen Sie denn schon so früh am Tage hier?" fragte dieser, den Pfänderleiher gewahrend.

„Ich komme in Geschäften, mein lieber junger Herr! Ich habe mich gestern geirrt und Ihrer Muhme den unrechten Schrank geschickt. Die alte Frau ist doch hoffentlich wohl?"

„Ei freilich, ganz wohl! Sie schläft noch, weil sie meinetwegen gestern so lange aufbleiben mußte; aber sie ist seelenvergnügt über den hübschen Schrank. Ich versuchte ihn eben noch ein wenig auszubessern; die oberste Schublade sperrt sich, der Boden scheint gequollen zu seyn — da hab' ich ihn mit einigen Hammerschlägen wieder in die Reihe gemacht!"

„Das Möbel ist alt und durch das Transportiren aus dem Leim gegangen," sagte Samuel Bensen; „ich nehme es wieder zurück und Sie können sich ein anderes wählen."

„I bewahre!" versetzte der junge Mann — „der Spind gefällt meiner Muhme. Uebrigens war ich eben im Begriff, ihn zu durchstöbern — ich sage Ihnen, man findet oft gar seltsame Dinge in solchen alten Familienmöbeln!"

Es entstand eine Pause; Bensen schien sich die Sache noch einmal zu überlegen.

Dann knüpfte er geheimnißvoll und flüsternd eine Unterhandlung mit dem jungen Manne an, in Folge deren seine Taschen etwas leichter wurden. Nach einer Viertelstunde trug er den Schrank aus dem Hause, legte ihn auf seinen Karren und fuhr ihn wieder durch den regnerischen Morgen zurück nach seiner Wohnung im Salzgäßchen.

Mit fieberhafter Hast zerrte er ihn in seinen Laden, öffnete ihn, zog die oberste Schublade heraus und stürzte sie um — siehe da! sie hatte einen doppelten Boden. Hammer und Meisel sprengten diesen bald los und — Papiere kamen zum Vorschein! Wie ein Geier stürzte er mit diesen in sein Hinterstübchen, stieß den Fensterladen auf und setzte seine Brille zurecht. Es waren einige Blätter Makulatur, in welchen ein halber Bogen Papier sich befand, worauf einige Worte geschrieben standen. Samuel Bensen las, rieb sich die Augen, putzte die Gläser der Brille und las wieder, konnte aber nichts Anderes herausbekommen als:

„Ehrenfester, redlicher Bensen!
„Wir sind quitt! Georg Elberg."

Von drei Banknoten à tausend Thaler fand sich keine Spur. —

Digitized by Google

„Die Komödie ist zu Ende, das Debüt war ein erfolgreiches; die Kostüme haben ihre Schuldigkeit gethan!" sagte derselbe junge Mann, den wir zu Anfang dieser Geschichte kennen lernten — Muhme Treuw, Bäschen Hanne und Georg Elberg in Einer Person, denn er war es selbst und hatte jene zwei Rollen selber gespielt. Der junge Schauspieler legte die verschiedenen Kostüme seiner Rollen eines um das andere wieder in seinen kleinen Koffer in der armseligen Dachstube in der „goldenen Traube". „Da ist das alte Gewand und die Haube meiner Muhme; hier das schwärze Seidenkleid und der zerknitterte Hut von Bäschen Hanne, und nun sollen sie in Vergessenheit begraben seyn!" sagte er vor sich hin. „Die Miethe für das kleine Haus am Klosterpförtchen ist bezahlt, die Zeche ebenfalls; der Wagen des Direktors ist schon um Mitternacht weitergefahren, und nun den Koffer zugeschlossen und nach der Post geeilt, wo der Eilwagen wartet! Der alte Schurke kann jetzt sein Gewissen erleichtern, denn er hat mir bei Heller und Pfennig die dreihundert Thaler, die ihm einst mein Vater lieh, sammt den Interessen von neun Jahren bezahlt!" —

Die beiden Pokale.

Sylvesternachts-Geschichte. Von M. Bruckbräu.

Der Sylvesterabend galt mir von jeher für den am meisten ernsten im ganzen Jahre, weil der Moment vor dem ersten Schlage der Mitternachtsstunde, welche immer wie ein furchtbarer Bote der heiligen Vehme an das Herz des denkenden Menschen pocht, etwas Aengstigendes hat. Tage, Wochen und Monate wandeln wenig bemerkt und beobachtet vorüber; allein wenn das unwiederbringliche Jahr, diese Zeitrechnung unseres kurzen Lebens, auf immer entschwindet und somit wieder um einen Meilenzeiger zum Grabe vorrückt, dann fühlen wir die ganze Bedeutung des vielleicht unbenützten oder gemißbrauchten Jahres, und nur dem Leichtsinne mag es in einem solchen Augenblicke gelingen, sein furchtbares Gewicht nicht zu fühlen.

In einem liebenswürdigen Familienzirkel freundlich aufgenommen, genoß ich die letzten Stunden des entschwundenen Jahres 18— mitten unter fröhlichen Jünglingen und holden Damen, und mit edlem Weine wie mit des glühenden Punsches labendem Borne wurden sinnige Toaste getauft.

Je näher die Mitternachtsstunde heranrückte, desto weniger sprach ich; eine schmerzliche Rückerinnerung preßte mir das Herz zusammen. Die künstlich geschnittenen Krystallgläser machten Fronte, um mit heißem Punsche gefüllt zu werden; ich warnte vor dem Zerspringen, und indem ich fast erbleichte, entschlüpfte mir ein leises „Ach!"

Vergebens bemerkte ich auf die Frage der Dame des Hauses, ob mir etwas fehle oder ob vielleicht dieses Ach einem Geheimniß des Herzens gegolten habe — daß ich sehr wohl mich befinde, allein der Aufschluß, wodurch mein Seufzen veranlaßt wurde, von so ernster Natur sey, daß er gewiß den feierlichen Moment des Jahreswechsels trüben würde. Ich mußte geloben, gleich nach Zwölfe zu erzählen.

Die Gläser klirrten an einander, Freunde und Freundinnen umarmten sich, die Söhne und Töchter lagen an den liebenden Herzen ihrer guten Eltern und Alle wünschten sich wechselseitig alles Gute. In vielen Augen perlten Thränen der Rührung.

Da nun die ganze Gesellschaft wieder an der großen runden Tafel versammelt war, wurde ich an mein Versprechen erinnert und begann also:

„Am Sylvesterabend 18— war ich im Hause eines Beamten von hohem Range eingeladen, dessen einzige Tochter Amalie bereits seit einigen Monaten die Glückwünsche als Braut eines jungen Offiziers in der Garnison zu *** angenommen hatte. Sie war sehr betrübt darüber, daß ihr Bräutigam seinen Urlaub erst am 17. Januar antreten dürfte, indem sie ihn bei diesem häuslichen Feste ungern vermißte.

„Als die Mitternachtsstunde nahte und die Gläser mit Burgunderpunsch gefüllt wurden, holte Amalie aus ihrem Schranke einen Krystallpokal mit dem Namenszuge ihres geliebten Theodor in der Mitte, um nach einer mit diesem getroffenen schriftlichen Uebereinkunft mit dem ersten Schlage der Geisterstunde zu gleicher Zeit, obwohl durch einen weiten Raum getrennt, auf künftiges gegenseitiges Glück zu trinken.

„Ein Jahr früher war ich Zeuge, wie eine kostbare Krystallglas-Bowle vom heißen Punsche zersprengt wurde; ich warnte Amalie, einen so schönen Pokal, überdies ein so werthvolles Geschenk aus theuern Händen, nicht einer gleichen Gefahr preiszugeben.

„„Den Stern meines Auges könnte ich nicht besser bewahren, als diesen Pokal!"" erwiederte

Digitized by Google

lächelnd die schöne Amalie, ach, so schön, daß ein Vierteljahrhundert in meinem Gedächtnisse das Engelbild nicht verwischt hat.

„Als nun die Mutter, während Amalie mit ihrem Nachbar plauderte, den Pokal vorsichtig über die dampfende Punschbowle stülpte, um das Glas an Wärme zu gewöhnen und die Tochter dies bemerkte, rief sie laut:

„„Um Gotteswillen, liebe Mutter! nur keinen heißen Punsch in das schöne Glas! Geben Sie mir lieber etwas Wein, wenn ich bitten darf!""

„Die Mutter füllte den Pokal mit köstlichem Chambertin und Amalie küßte den Namenszug, bevor sie das Glas an den Mund brachte.

„Hochgeschwungen hielten wir die Gläser in den Händen, gewärtig des ersten Schlages vom Thurme der Kirche zu Unserer lieben Frau; mit einem herzlichen Jubelrufe begrüßten ihn die fröhlichen Gäste.

„Plötzlich sank Amalie erbleichend zurück in den Stuhl — ihr Krystallpokal war mitten entzwei, der Sprung hatte wie ein Blitzstrahl den Namenszug gespalten.

„Sie können sich die allgemeine Bestürzung denken; Amalie verschloß sich in ihr Zimmer und weinte trostlos, vollkommen überzeugt, daß ihr geliebter Theodor bereits eine Leiche sey. Natürlich suchten die Eltern und vertrauten Freunde des Hauses dem holden Wesen diese düstern Ahnungen in ihrer Unwahrscheinlichkeit zu schildern, allein Amalie baute fest auf ihren Wahn und entschlummerte in ängstigenden Träumen. Mit Ausschluß des Vaters, der als ein Philosoph über solche Erscheinungen erhaben war und sich den Sprung im Glase durch die Wirkung des kalten Weines auf das durch den Dampf erhitzte Glas erklärte, hatte die Familie die Gesellschaft verlassen; nur die Herren blieben beisammen und sprachen tapfer dem Punsche und Weine zu.

„Am dritten Tage kam ein Brief von Theodor, nicht schwarz gesiegelt, nicht aus dem Reiche der Todten, also lautend:

„„Liebes, gutes Malchen! In zwei Tagen lieg' ich zu Ihren Füßen. Vorläufig, damit meine Tante nicht wieder tolles Zeug treibe, melde ich Ihnen, daß in der Sylvesternacht, als ich um Mitternacht, mit dem ersten Schlage der Uhr, aus Ihrem Pokale auf Ihr Wohl trinken wollte, das herrliche Glas mitten entzwei sprang und der Sprung das geliebte A in zwei Theile trennte. Der heiße Punsch hat schon oft einen solch ärgerlichen Spuk getrieben. Dieses Ereigniß gießt wieder Wasser auf die Mühle der Tante, die wird wieder einen bogenlangen Brief darüber schreiben; allein Sie, als eine Dame von Geist, werden darüber nur lächeln u. s. w.""

„Dieser Brief, anstatt Amalie zu beruhigen, vollendete ihre schwarze Ahnung. Kein heiterer Blick strahlte mehr aus ihren Augen, als Theodor kam und so lange verweilte, bis er nach einem schmerzlichen Abschiede zu seinem Truppenkörper abging, um mit demselben ins Feld zu ziehen. Im ersten Treffen schwer verwundet, kam er zurück und ward von Amalien sorgsam gepflegt. Die Kunst der Aerzte war vergebens; er starb am Wundfieber in derselben Minute, in welcher Amalie an einem Hirnschlage ihre Seele aushauchte. Ein Hügel umschließt Beide auf dem schönen Friedhofe zu M—. Alljährlich am Allerheiligentage verweile ich einige Minuten am Grabe der beiden Liebenden, um ihrem Andenken eine stumme Thräne zu weihen."

Ich schwieg. Um den trüben Eindruck der Erzählung zu verwischen, stimmten die fröhlichen Trinker das gute alte Lied an:

„Wir sitzen so fröhlich beisammen
Und haben einander so lieb!"

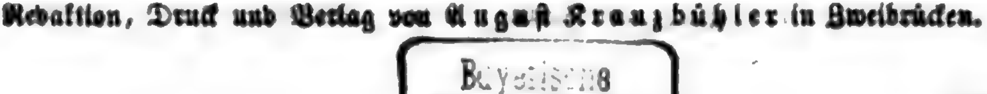
Mannigfaltiges.

Aus New-York vom 5. Dezember läßt sich die „Weserzeitung" melden, daß die Leichen von Sir John Franklin und seinen Gefährten durch Dr. Kane's Expedition eingefroren und in vollkommen erhaltenem Zustande aufgefunden worden seyen. Die Bestätigung dieser nach vielen Seiten hin überraschenden Nachricht wird allerdings noch abgewartet werden müssen.

Eine sehr kleine Berühmtheit ist dieser Tage in München vom Tode weggerafft worden: Therese Schächtling, in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Zwergin am kurfürstlich bayerischen Hofe, ist in dem seltenen Alter von 100 Jahren gestorben.

Auflösung des Räthsels in № 154:
Band.

Redaktion, Druck und Verlag von August Kranzbühler in Zweibrücken.


Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Förster Durchb.

Digitized by Google

Digitized by Google